

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Zwanzigster Band.

(Mit den Porträts von J. Maj, der Königin von Rumänien, u. J. Graf von Schaff, Gottfried Keller.)



Breslau 1882.

Verlag von S. Schottlaender.



Inhalt des 20. Bandes.

Januar — Februar — März.

1882.

Oberst H. v. Brandt in Berlin.	Seite
Bilder aus Indien	362
H. Ehrlich in Berlin.	
Die Berliner Musik-Saison. Rückblicke	381
Friedrich Friedrich in Leipzig.	
Die Jugendfreunde. Novelle	303
Gottfried Keller in Zürich.	
Der Apotheker von Chamounix. Fragment aus einem älteren Gedichte	277
Mit dem Porträt Gottfried Kellers. Abdrung von R. Keemann in München.	
Mite Kremnik in Bukarest.	
Carmen Sylva	5
Gotthold Kreyenberg in Iserlohn.	
Die neue Erziehung	200
Paul Lindau in Berlin.	
Ein neues Drama von Heinrich Kruse. (Witlav von Rügen.)	118
Die Frau Burgemeisterin. Roman von G. Ebers	256
Geistige Aneignungen und Begegnungen. Gelegentlich des Schauspiels „Odette“ von Victorien Sardou	390
Rudolph Lindau in Berlin.	
Im Park von Villers. Novelle	143
Ferdinand Lottheissen in Wien.	
Die Erzählungen der Königin von Navarra	23
Otto Mejer in Göttingen.	
Der römische Kestner	286

	Seite
J. v. Pflug-Hartung in Tübingen.	
Ein Phantast auf dem Kaiserthrone	326
Emil Rittershaus in Barmen.	
Am Gestade der See	114
Adolf Friedrich Graf von Schack in München.	
Dichtungen. I. Otmar	231
II. Achilles	237
Mit dem Porträt A. fr. Graf v. Schack's. Radirung von W. Krausopf in München.	
Hans Semper in Innsbruck.	
Mittelalterliche Baukunst in Italien	93
Carmen Sylva.	
Das Leiden. Ein Märchen	1
Mit dem Porträt J. Maj. der Königin von Rumänien. Radirung von W. Krausopf in München.	
Bernhard Wagener in Kiel.	
Golgatha. Novelle	54
Arnold Wellmer in Blankenburg a. H.	
Franz Dingelstedt's „Schwabenstrieche“	246. 339
Bibliographie	126. 265. 406



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XX. Band. — Januar 1882. — 58. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Königin Elisabeth von Rumänien.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Januar 1882.

Inhalt.

	Seite
Carmen Sylva. (<i>Ein Märchen</i>)	
Das Leiden. Ein Märchen.....	1
Mite Kremnitz in Bukarest.	
Carmen Sylva.....	5
Ferdinand Lothheifen in Wien.	
Die Erzählungen der Königin von Navarra.....	23
Bernhard Wagener in Kiel.	
Golgatha. Novelle.....	54
Hans Semper in Innsbruck.	
Mittelalterliche Baukunst in Italien.....	93
Emil Rittershaus in Barmen.	
Am Gestade der See.....	114
Paul Lindau in Berlin.	
Ein neues Drama von Heinrich Kruse. (Wizlaw von Rügen)...	118
Bibliographie.....	126

Hierzu ein Porträt J. Maj. der Königin von Rumänien, Radirung von
W. Krauskopf in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Hefen mit je einer Kunstbeilage,

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

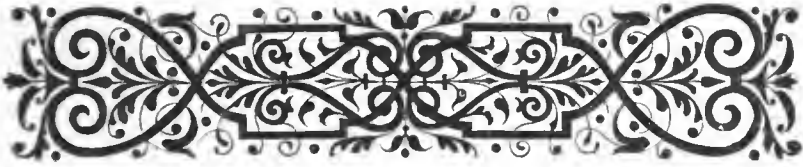
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezügliche Sendungen sind an die
Redaction nach Berlin W., von der Herdtstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Beilagen zu diesem Hefte

von

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart (Das Ausland).
S. Schottlander in Breslau (Geschenke).



Das Leiden.

Ein Märchen

von

Carmen Sylva.*)

Motto: Es giebt zwei himmlische Mächte:
Geduld und Arbeit.

Scherr.

Das Leiden war ein schönes, schlankes Kind, mit schwarzen Haaren, die sein bleiches Gesicht umrahmten. Die feinen Lippen waren fast immer geschlossen, die schwarzen Augen so todestraurig, daß Niemand sie ansehen konnte, ohne zu weinen. Das arme Kind hatte keine Heimath und wanderte ruhelos von Ort zu Ort. Bald lehrte es in die Hütten der Armen ein, bald in die Paläste der Reichen. Es war so still und kummervoll, daß Alle es aufnahmen, aber sonderbar, wer es ansah, der wurde von einem furchtbaren Weh befallen. Der Eine verlor sein einziges Kind, der Andere seine Ehre, sein Hab und Gut, der Dritte wurde von seinen Feinden unschuldig verfolgt; wieder einem Andern mißriethen alle seine Kinder, so daß er vor der Zeit ergraute. Oder es kam Unfrieden unter die Eheleute, oder Einer aus der Familie fiel auf das Krankenlager und stand in Jahren nicht wieder auf. Die Leute sahen sich erstaunt an, woher ihnen soviel Ungemach käme, und wußten nicht, daß sie dem stillen, blassen Leiden selbst die Thür geöffnet, es selbst an ihren Tisch gerufen hatten. Das arme Kind lehrte zuweilen desselben Weges zurück und erfuhr dann, welche schrecklichen Gaben es ausgestreut. Dann vermied es lange Zeit, die nämlichen Häuser zu besuchen. Doch hatte es einige Menschen lieb gewonnen und verging vor Sehnsucht nach ihnen, merkte auch nicht immer, daß es sie zu oft besuchte. Da kam dann Trübsal auf Trübsal über sie, bis das traurige Kind den Wanderstab ergriff und ihnen mit schwerem Herzen und überströmenden Augen Lebewohl sagte. Es ging so still des Weges, nicht hastig, nicht stürmisch, und doch ging es schneller als der Bergstrom, schneller als der Westwind, und lehrte bei allen, allen Menschen ein. Das Schrecklichste war, wenn es sich zu Kindern gesellte, und die

*) J. Raj. Königin Elisabeth von Rumänien.

armen Kinder wurden Waisen oder bekamen langwierige Krankheiten, so daß ihre schönen Gesichtchen eben so bleich und zart wurden wie Leidens Antlitz, und ihre Augen so dunkel und traurig. Wenn Leiden das sah, dann weinte es bitterlich und blickte lange Zeit kein Kind mehr an, ja es drehte den Kopf weg, wo Kinder spielten.

Eines Tages lag es unter einem Apfelbaum und sah, wie die kleinen Aepfel so prächtvolle, rothe Backen hatten, daß man ganz fröhlich wurde, wenn man sie anschaut. „O lieber Apfelbaum,“ rief das Leiden, „schenke mir so schöne, rothe Backen; man sieht mich viel lieber an!“ „Nein,“ sprach der Apfelbaum, „hättest du schöne rothe Backen, so würde man dich nicht mehr so mitleidig aufnehmen und heherbergen.“

Traurig stand es auf und wanderte des Weges. Da kam es in einen Garten am Fluß; in dem war ein solches Vogelsingen, daß einem das Herz lachte. „O Ihr lieben, kleinen Vögel,“ rief das Leiden, „schenkt mir euren lieblichen Gesang, daß ich die Menschen erfreue!“ „Nein, liebes Kind,“ zwitscherten die Vögel, „kamest du nicht so leise und gingest so still, da würden die Menschen dich nicht so bald vergessen und merken, daß du das Leiden bist und Schmerzen bringst.“

Und weiter wanderte das arme Leiden und kam in einen hohen Wald. Der duftete so lieblich, und es ging sich so weich auf dem dicken Moos unter den Bäumen. Sie und da stahlen sich die Sonnenstrahlen durch das flüsternde Laub und zitterten und tanzten auf dem Moos dahin und vergoldeten die welken Blätter. Es war eine Pracht. Leiden lehnte müde an einem Baum. „Hier darf ich einkehren und bringe keine Schmerzen, hier darf ich ausruhen, und Keiner sieht sich krank an mir.“ Da kam ein Sonnenstrahl durch das Laub geschlüpft, sah die wunderschönen, lichtlosen Augen, sprang hinein, erleuchtete sie hell und drang dem Leiden bis in's Herz. Und der ganze Wald sah das wunderbare Leuchten in dem zarten Mädchengesicht und rauschte auf vor Freude und Bewunderung. Das Leiden wußte aber nicht, daß es schöner geworden, sondern fühlte den Sonnenstrahl nur heiß und fröhlich in seinem Herzen zittern. „O lieber Wald,“ rief es laut, „schenke mir einen einzigen deiner tausend Sonnenstrahlen, ich wäre glücklich!“ Da wurde es mit einem Mal todtensstill im Wald, die Bäume sahen einander traurig an, der Sonnenstrahl entwich aus Leidens Augen, streifte eine schimmernde Eidechse und versteckte sich unter hohen Farrenträutern. „Du armes, armes Kind,“ sagte eine alte Eiche, „ein einziger Sonnenstrahl machte dich zu schön; die Menschen würden dich zu viel herbeirufen, und dann müßten sie Schmerzen ertragen weit über ihre Kräfte! Du mußt ohne Glanz und ohne Wärme bleiben!“ Langsam fiel eine heiße Thräne auf den Waldmeister zu Leidens Füßen; der schickte süßen Duft hinauf und flüsterte Dank für den Thau.

Weiter ging die ruhelose Maid und kam an einen großen, stillen See. Da rührte sich Nichts; nur der Abend schritt über das Wasser, er selbst im

Schatten, aber um ihn her zogen rosige Streifen durch das Wasser, und hie und da fiel ein Stern hinein und schwamm unbeweglich auf der stillen Fläche. Leiden tauchte ihre zarte Hand in den See und legte sie an die Stirn. Der Abend kam auch an ihr vorbei und flüsterte: „Gute Nacht! Schlaf traumlos! vergiß dein Weh!“ Sie sah ihm lange nach und seufzte leise: „Einmal habe ich Ruhe gefunden im Wald; einmal mein Weh vergessen mit dem Sonnenstrahl im Herzen, das ist vorüber!“ Im Traum verloren schaute das Kind in den See; aus dem wehte es kühl und in den Nebeln schwebten die Nixen darüber hin.

Da sah das Leiden ein röthliches Licht hineinfallen, größer, feuriger als die Sterne und fortglimmen durch die Nacht. Wie es seine Augen erhob, merkte es, daß das Licht aus einem Hause am See fiel; das war dicht mit Epheu überwachsen, nur aus dem spitzbogigen Fenster, das offen stand, fiel der Lichtschein. Sonderbar, dachte das Leiden, hier bin ich noch nie eingelehrt, und doch wacht dort Jemand! Sie schlich zum Fenster; da saß eine wunderschöne Frau mit schneeweißen Haaren in einem langen, weichen Gewand, ein feines Tuch um den Kopf gelegt. Sie schrieb emsig in ein großes Buch mit fester Hand, und fest und streng lag eine tiefe Furche zwischen den Brauen. Aber um die feinen Nasenflügel und Lippen lag es wie zarteste Weiblichkeit und edelste Herzensgüte. Das Leiden stand in Betrachtung verloren, da erhoben sich zwei wunderbare, graue Augen, sahen sie ruhig an, und eine tiefe klangreiche Stimme sagte: „Komme nur herein, Kind, ich habe schon lange auf dich gewartet!“

Erstaunt trat Leiden ein, das hatte sie noch nie gehört. Mit einem Mal umschlangen es weiche Arme, es ward auf den Schooß genommen und geküßt, und die wunderbare Frau sagte: „Liebes Leiden! Du mußt mich finden, ich durfte dich nicht suchen, denn ich komme niemals ungerufen. Ich bin die Mutter Geduld und sitze hier und horche und wache. Der See trägt mir die Stimme aller derer zu, die mich rufen. Oft bin ich auf deiner Spur gegangen, aber leider nicht immer.“ Die Falte in der Stirn wurde tiefer. Leiden barg seinen Kopf an der mütterlichen Brust. „O geh doch immer mit mir!“ bat es leise. „Mein Kind, wenn du mich ruffst, dann komme ich, und wenn du müde bist, lehre bei mir ein. Ich muß das Buch des Lebens schreiben, da habe ich viel zu thun!“ Das arme, kleine Leiden blieb die ganze Nacht bei der Mutter Geduld, und Morgens wanderte es gestärkt hinaus. Da blühte und grünte die ganze Welt, es war Erntezeit. Leiden sah den Mohn und die Kornblumen an und dachte: „Ihr Armen! jetzt blüht ihr so lustig und glänzt in der Sonne, und heute werdet ihr doch abge schnitten!“ Da stand ein herrliches Mädchen allein im Feld und mähte so rasch wie drei Männer. „Guten Morgen, blaßes Lieschen,“ rief sie schelmisch, „komm und hilf mir!“ und damit sprang sie herzu, und ihre Zöpfe flogen, und die blauen Augen lachten wie der liebe Sonnenschein. „Wer bist du denn?“ fragte sie erstaunt, als sie Leidens dunkle Augen sah. „Ich bin

das Leiden und muß ewig wandern. Und wer bist Du?“ „Ich bin die Arbeit, siehst du es denn nicht! Siehst du nicht, wie gesund ich bin, und was für starke Arme ich habe?“ Und damit nahm sie das Leiden wie ein Kind auf die Arme und lief mit ihm über das ganze Feld und lachte und jodelte dazu. Ueber Leidens Gesicht war eine leichte Röthe geslogen, und es sagte lächelnd: „Geh' du mit mir! Ich darf niemals ruhen und bin doch oft so müde.“ „Das geht nicht, Schwesterlieb; denn ich muß schlafen, um bei Tage wieder frisch zu sein. Ich bin an allen Orten überall und nirgends, und muß lachen, und wenn ich immer deine Augen sehe, dann stirbt mir das Lachen da drinnen. Aber wenn du mich rufft, dann komm ich und bleibe zurück, wo Du scheidest, um die Gesichter wieder hell zu machen!“

Und weiter schritt das Leiden in den glitzernden Morgen hinein und durch die weite Welt. Geduld und Arbeit hielten aber Wort und wurden seine treuen Gefährten. Oft versammelten sie sich Abends im Hause am See und lasen im Buch des Lebens oder schrieben hinein.





Carmen Sylva.

Ein Lebensbild der Dichterin

von

Mite Kremnitz.

— Bukarest. —

In einem der braun gebundenen albumartigen Bücher, in welche Carmen Sylva seit frühester Jugend wie in ein Tagebuch ihre Erlebnisse und Gedanken in Liedern niederlegt, mit der göttlichen ihn befreienden Gabe des Dichters, persönliches Leid wie persönliche Freude in das unpersönliche Gebiet der Kunst zu verpflanzen, steht aus dem Jahre 1878 ein Gedicht in Prosa: „Ein Leben.“ Es beginnt:

„Ich wollte die Wahrheit finden, da nahm mich das Leiden bei der Hand und sagte: komm' mit mir, ich will Dich zur Wahrheit führen, aber Du mußt Dich nicht fürchten auf dem Wege!“ „Nein, ich fürchte mich vor Nichts, denn ich bin so stark, ich kann einen Berg forttragen!“

Charakteristischer könnte kein Wort für das innerste Wesen der Dichterin sein: „ich suche die Wahrheit und ich fürchte mich vor Nichts, denn ich fühle mich stark!“

Leiden sah sie aber mitleidig an und führte die Suchende zu den Künsten; und sie gab sich einer derselben hin und wollte Musikerin werden. Sie spielte und sang, bis ihre Hand lahm und ihre Kehle schwach wurde, aber ihrem eigenen Ideal genügte sie nicht und in kleinen, heimlichen Versen klagte sie, daß sie kein Künstler sei. Darauf führte das Leiden sie zur Wissenschaft, und sie lernte und lernte und suchte die Weisheit zu erringen, um die Wahrheit zu finden. Aber die Augen wurden ihr müde, und die eigenen Gedanken kamen so lebhaft und rege und ließen sich durch fremde nicht zurückdrängen! Drum nahm sie wieder den Stift und klagte in „kleinen heimlichen Versen,“ daß sie kein Gelehrter sei und aus der Weisheit die Wahrheit nicht ergründen könne. Doch das Leiden erschien von Neuem und

zeigte ihr das Leben. Und sie sah ihre Lieben sterben, sah die maßlosen Qualen des Seins und Vergehens, die rastlose Menschheit im Norden und Süden und sagte sich: „ich kann nicht leben, auch im Leben ist keine Wahrheit.“ Doch wieder ergriff sie den Stift, und er tröstete sie. Leiden führte sie weiter, führte sie in Liebe und Ehe, gab ihr die Arbeit durch einen großen Wirkungskreis und machte sie zur Mutter. In der Ueberfülle des Glücks nahm sie wieder den Stift und mit ihm suchte sie dasselbe festzubannen, zu verewigen, doch das unerbittliche Leiden kam, — und wieder war es der Stift, welcher die ihres einzigen Kindes beraubte Mutter tröstete, wenn er ihren Jammer in die wunderbar süßen Lieder formte.

„Immer schneller flog mein Stift, immer reicher strömten die Gedanken, immer weiter wurde das Feld meiner Arbeit; und ich schrieb und schrieb und wußte nicht, daß ich eine Kunst ausübte!“

So wurde Carmen Sylva Dichterin. Das Bewußtsein des Talents, das mit verborgenen Qualen und Zweifeln immer sucht, wo die Form dessen, was im Innern lebt, zu finden, das durch ewiges Zurückdrängen nur gestärkt und vermehrt wird, hatte sie stets verfolgt, und wie die Künste sich untereinander verwandt und wie sie, die Dichterin, das Verständniß Aller in sich trägt, hatte sie sich einer nach der anderen gewidmet, bis das Wort den Sieg davon trug, und Malerei wie Musik ihr nur ein Beiwerk im Dienste desselben wurden.

In vielen Familien, denen das Glück beschieden war, daß einer ihrer Sprossen die höchste Stufe menschlicher Vollkommenheit erreichen sollte, findet man schon in den vorhergehenden Generationen vereinzelt die Talente, die dann vereinigt und potenziert das Sonnenkind besitzen wird, das selbst dem erlauchtesten Stamm einen Schmuck und eine Aureole verleiht, die ihm nichts anderes geben kann. Denn ewiger noch als Ruhm und Größe der Weltherrschaft ist der Gedanke, und länger lebt die Bildung der Phantasie als die der Realität, denn unpersonlich tritt sie schon in's Leben.

Carmen Sylva gehört einer Familie an, die seit Generationen bedeutende Menschen hervorgebracht. Ihre Urgroßmutter, Fürstin Luise zu Wied, war Dichterin, unter den Geschwistern des Großvaters war der bekannte Reisende und Naturforscher Prinz Maximilian, außer ihm ein Maler und das „Großtänztchen“, eine der Kindererinnerungen Carmen Sylvas, schrieb Lieder und Gedichte. Daß drei Großonkel im Befreiungskriege für die deutsche Sache gefallen, war nicht ohne Bedeutung für die Geistesrichtung der Großnichte, die eine stolze Deutsche war, gemäß den Traditionen der Familie, die bekanntlich zur Napoleonischen Zeit dem Rheinbunde nicht beitrug und dem großen europäischen Helden zu trohen wagte.

Ein jeder der Vorfahren scheint sein Bestes auf diese wunderbare Frau vererbt zu haben und mit stolzem Bewußtsein ihrer Ahnen trägt sie all die reichen Körper- und Geistes-Gaben.

Die große, schlanke Gestalt, der herrliche Bau der Glieder, die großen

blauen Augen, mit einer ganzen Welt von Träumen in ihren klaren Tiefen, der feine Bogen der Augenbrauen, in denen immer ahnungsvoll die Schwermuth lag, von der das wilde, lachende, himmelstürmende Kind aber noch nichts empfand, den classischen Mund, mit der kurzen Oberlippe, der in den graziosen Linien von der Natur schon zum Lächeln geformt ist und eine Perlenreihe von Zähnen, wie man sie nicht wieder so glänzend sehen kann, nie ganz zu verbergen im Stande ist, die fein geschnittene Nase und die Fülle welligen Haares, — das sind die Stempel ihrer hohen Herkunft, das allgemeine Erbtheil der Familie. „Daß ich so schöne Hände und Füße habe, habe ich nie beachtet, aber auch nie daran gezweifelt,“ sagte sie einmal mit der Naivetät, die einer Königin so doppelt schön steht, „sie kamen mir zu, als einem Sproß unserer Familie.“ Aber die Vorfahren, die in Krieg und Kampf gelebt, gaben ihr noch Anderes: den Muth, dem Kampf zu trotzen, gaben ihr die „Sturmnatur“, der Ahn, dessen Reisen ihn zum Naturforscher machten, und der Maler verliehen ihr, neben der enthusiastischen Freude an der Natur, die große Liebe zu deren Studium, und das Verständniß für sie in allen ihren Erscheinungen. Naturgeschichte zieht sie der Geschichte erst recht jetzt vor, weil Letztere sie an die Politik erinnert. Mit welcher Hingebung zeichnete sie die Blätter und Keime, die Blüthen und Bäume, wie weiß sie den Namen einer jeden Pflanze, kennt die Geschichte eines jeden Thieres. Wichtig wiederzugeben, was sie gesehen, schien ihr so natürlich, daß sie es nie für ein Talent hielt. Sie hat spät und wenig Unterricht im Zeichnen gehabt, aber die Gabe des Portraitirens ist ihr angeboren, in einigen Strichen trifft sie die Aehnlichkeit, und kleine Kunstwerke sind die Aquarelle im Missalestyl, die unter ihrer Hand entstehen, mit der merkwürdigen Schnelligkeit, die Alles, was sie thut, selbst ihren königlichen Gang charakterisirt.

Wie im Märchen die Feen dem Dornröschen, so gaben im Schloß zu Neuwied die Ahnen dem „Waldröschen“, wie sie von ihren Jugendfreunden später genannt wurde, alle Gaben des Körpers, Herzens und Geistes, als sie um die Mittagsstunde, wo die großen Glocken läuteten, Freitag den 29. December 1843 geboren wurde. Auch die böse Fee hat an ihrer Wiege nicht gefehlt, sie konnte dem Neugeborenen die guten Gaben nicht mehr nehmen, aber sie mischte in den klaren Quell ihres Lebens den Tropfen Bitterkeit, der einer so begnadeten Natur nicht fehlen durfte; denn sie war ausersuchen, Alles durchzutasten, um Alles verstehen zu können. Oft später hat es die Mutter ihr wiederholt, daß der Klang der Glocken, unter dem sie geboren worden, durch ihr ganzes Leben gekönt sei und ihr eine Weihe gegeben habe: symbolisch waren sie für das Kind, dessen tönende Sprache einst Viele erfreuen und trösten sollte.

Achtzehnjährig war erst die Mutter, aber das Herz und der Geist der seltsamen Frau waren der beglückenden Aufgabe gewachsen, zusammen mit dem Vater, dem Fürsten Herrmann zu Wied, einem Manne, dessen Bildung ebenso allseitig wie tief war, das kleine Wunderkind, das rühlig wie Duck-

silber, kräftig wie ein weiblicher Herkules, mit drei Jahren schon so entwickelt war, daß man es das Lesen lehrte, um es zu beschäftigen, richtig zu leiten. Den Winter brachte man im Schloß zu Neuwied zu, den Sommer in Monrepos, dem Jagdschloß oben im Wald. Darum sagt auch Carmen Sylva, der Wald und der Rhein seien ihre ersten und liebsten Freunde gewesen.

Die früheste Kindheit verlief sehr glücklich. Einfach, ernst und sehr streng wurde sie erzogen, die Eltern bewachten und leiteten selbst den Unterricht, der unter Anderen auch Fräulein Lavater, einer Großnichte des bekannten Physiognomikers, welche schon die Mutter erzogen hatte, anvertraut war.

Viele der strengen Gewohnheiten ihrer Kindheit hat Carmen Sylva mit in ihr Königsschloß an der Donau genommen: die frühen Morgenstunden finden sie immer schon auf und immer bei der Arbeit. Im Winter zündet sie dann unhörbar, um den Gemahl nicht zu wecken, sich selbst ihre kleine Dellampe an, und die Königin, die am Abend vorher in strahlendem Schmuck und Glanz die Hulbigungen eines Landes entgegen genommen, arbeitet und studirt an ihrem geschmückten Tischchen, bis die aufgehende Sonne ihre Residenz erweckt und die Pflichten des Lebens sie sich selbst entziehen. Unendlich wie die Schaffenskraft der Dichterin ist auch ihr Fleiß; die schlanken Finger bezaubern, was sie berühren, sei es die Feder, der Pinsel oder die Nadel — denn sogar mit ihr ist sie Künstlerin — nur den Tasten des Klaviers hat sie seit manchem Jahr ihrer Gesundheit wegen entsagen müssen, ohne daß darum die Musik aufgehört, ihre beschwichtigende Gewalt auf sie auszuüben. Wenn sie von Sorgen und Ueberarbeitung ermattet ist, dann schnellen die weichen Klänge der Musik, die sie in ihrer Umgebung pflegen läßt, sie bald zu ihrer ganzen Frische und Jugendkraft auf.

Carmen Sylva legt viel Werth auf die erste Erziehung, sie hält die Jugendgeschichte für das Wichtigste im Leben eines Menschen, und jedenfalls hat sie als kleines Kind schon die Elemente aller der Talente, aller der Eigenschaften, die sie zu dem machen, was sie ist, an den Tag gelegt. Ihr ging das Menschheitliche immer über Alles, ihr großes Herz, ihr klarer Verstand begriff keine Standesvorurtheile, und doch war sie eine geborene Herrscherin. Mit Besorgniß sahen oft die Eltern, wie die fremdeste Kinderschaar, ganz einerlei, ob aus vornehmen oder Dorfkindern zusammengesetzt, ihr in einigen Minuten willenlos gehorchte und sich von ihr zu den wildesten Spielen verwenden ließ. Ihr selbst, der kleinen Prinzessin, sträubte sich oft vor Aufregung bei den phantastischen Spielen, die sie erfunden, das Haar, das überhaupt nie zu bändigen war, von dem einige wilde Locken immer dem Zwang glatter Frisuren entrannten. Die schwerste Aufgabe war dem Kinde, still zu sitzen. In ihrem fünften Lebensjahre sollte sie mit ihrem Bruder, dem jetzigen Fürsten Wilhelm (geb. 1845) in Del gemalt werden. Auf alle Weise versuchte man es, sie ruhig zu halten, mit Güte und mit Strenge. Endlich nahm sie sich selbst vor, sich nicht zu rühren, als sie aber fünf Minuten still gesessen, fiel sie ohnmächtig vom Stuhl. Und dabei war das

damalige Ideal des kleinen Fürstenkinds, Dorfschullehrer zu werden! In dieselbe Zeit, das fünfte Lebensjahr, fällt die erste Reise; in Heidelberg war sie einmal gewesen, und jetzt kam sie nach England auf die Insel Wight. Die englische Sprache hatte sie zu gleicher Zeit wie die Muttersprache erlernt, sie hat sie immer wie diese beherrscht und auch in ihr gedichtet; auch das Französische bemeisterte sie früh vollkommen. Auch französisch hat sie gedacht, außer zahlreichen, sehr geistreichen Aphorismen schrieb sie später, als Fürstin, eine französische Komödie (*Revenants et Revenus*), die zur Aufzählung für die Damen und Herren der Bularester Gesellschaft bestimmt war. Hatte Carmen Sylva doch durch die alten Sprachen eine gute Grundlage für alle gelegt, die es ihr spielend leicht machte, das Idiom des Landes, dessen Königin sie ist, vollkommen zu beherrschen, ja, ihm in ihrem Munde eine ganz specielle Zierlichkeit zu geben, auf welche die Rumänen stolz sind. Die eigene Sprache erscheint ihnen doppelt schön im Munde ihrer Monarchin, die nicht nur wie eine Rumänin, sondern besser, weil höchst gewählt, rumänisch spricht.

Der nächste Ortswechsel, den die fürstliche Familie, 1850, unternahm, hatte eine traurige Veranlassung. Sie ging nach Bonn, damit der kürzlich geborene, kleine Bruder der Dichterin stets unter Aufsicht des Arztes sei, der ihn in den ersten Lebensstunden operirt hatte. In Bonn hat die kleine Prinzessin oft stundenlang auf dem Schooße des greisen Ernst Moritz Arndt gesessen und seinen begeistertsten, patriotischen Reden, die in ihrer glühenden Kinderseele Wiederklang fanden, gelauscht. Der Dichter deutete ihr den eigenen Namen „Elisabeth“ auf eine sinnige Weise, die sie nie vergessen hat.

Damals stand sie in ihrem siebenten Jahre, doch begann schon der furchtbare Ernst des Lebens für sie, das Leid, welches Krankheit und Tod in dasselbe bringen sollten. Sie selbst war zwar stets gesund bis in ihr zwanzigstes Lebensjahr, sie war kräftig und abgehärtet; allem Wind und Wetter Trotz bietend, eilte sie oft, mit dem Sturm um die Wette, singend durch die Wälder. Aber die Mutter wurde lange Jahre auf ihr Lager gefesselt, schon vor der Geburt des Bruders, dessen Leben und Sterben der Jugendzeit der Dichterin den Stempel aufgedrückt hat. Viele, viele Jahre später, als sie selbst krank in ihrer östlichen Heimath lag, und als sie glaubte, die Zeit habe ihr die Kraft und Ruhe dazu gegeben, da hat sie für die Thren das Leben dieses Bruders geschrieben, und ein ergreifenderes Buch giebt es nicht. Sie hat es unbewußt mit der ganzen Kunst der Schriftstellerin verfaßt, denn in ihr Herzblut hat sie die Feder getaucht, und wer es gelesen, der ist besser geworden!

Einen schöneren Einblick in den idealen Sinn der Familie, in den Geist der Liebe, der Frömmigkeit und Arbeit, die im Fürstenschloß zu Neuwied geherrscht, kann man nicht thun, und man versteht, woher Carmen Sylva den großen, freien Blick, das offene Herz hat, das für die Leiden der Menschheit schlägt.

Von Geburt an dem Tode geweiht, mit einem organischen Leiden behaftet, lebte der Dichterin Bruder elf Jahre lang ein Leben, das hundertfachen Tode gleich, sein Körper litt, aber sein frühreifer Geist war eine Freude und ein Trost für die Seinen und hundertfach überwand er den Tod. Fast ein Jahr lang, unter den qualvollsten Schmerzen, mit dem Bewußtsein, daß er sterben sollte, — denn die Mutter hatte ihm das lange Ende zu erleichtern gedacht durch den Hinweis auf die Erlösung und die himmlische Seligkeit — suchte der Knabe immer nur zu verhüten, daß Andere unter seiner Krankheit litten, hielt er fest an den geistigen Genüssen und war er unausgesetzt bestrebt, an seiner Herzens- und Verstandesbildung zu arbeiten.

In diese elf Leidensjahre ihres Bruders, von denen einige ihm aber fast den Schein von Gesundheit brachten, fällt die ganze geistige Entwicklung der Dichterin.

Nach der Geburt des Bruders war die Mutter fünf Jahre lang krank, sie wurde in Paris, wohin die ganze Familie auf ein Jahr gegangen war, geheilt, und als sie Alle gemeinsam nach Neuwied zurückkehrten — auch Fürst Hermann, der in der Zwischenzeit in Amerika gereist war, — begann sich der Kreis von Künstlern und Gelehrten, welche bedeutende Fürsten immer um sich zu sammeln pflegen, zu bilden. Auch die Kinder hatten Zutritt zu diesem Kreis. Der Dichterin Vater, der sich in Amerika auch mit Malerei beschäftigt, begann jetzt sein großes Werk: „Das unbewußte Geistesleben und die göttliche Offenbarung,“ welches 1859 in zwei Bänden anonym bei Brockhaus erschien, später veröffentlichte er „Ein Ergebniß aus der Kritik der Kant'schen Freiheitslehre“ und „Replik und Duplik aus dem alten Streite über die Willensfreiheit.“

Die Fürstin zu Wied dehnte ihren Wirkungskreis auch auf die körperlichen Leiden der ihre Besitzungen Bewohnenden aus; sie ging in die Hütten und Häuser und tröstete und heilte, denn sie hatte die Gabe, Andere so zu heilen, wie sie selbst curirt worden war. Aus Nah und Fern eilten Hilfsbedürftige herbei, und Manche, der lahm zu ihr gebracht worden, konnte sie gehend heim senden. An der Seite der Mutter wurde Prinzessin Elisabeth mit dem Leben vertraut gemacht, sie hatte eine solche Freude am Geben, daß sie oft alle ihre Sachen fortschenkte. Sie erinnert sich, daß die Mutter ihr einmal ein großes Stück karrirten Wollstoffs bescheerte; die Freude der Kleinen war groß: „Nun kann ich alle meine Kleider wegschenken!“ Die Mutter schlug ihr aber vor, lieber von dem Stoff zu verschenken, ohne jedoch zu verrathen, daß er ihr dazu gegeben worden war und nun wandelte sie wie die heilige Elisabeth vom Schloß hinab in die Hütten, um Gaben auszuthelen.

Auch mit der Landwirthschaft wurden die Kinder vertraut gemacht. Die Fürstin hatte eine Meierei einrichten lassen, auf welche sie dachte, daß ihr jüngstes Kind, falls es das Mannesalter erreichte, sich zurückziehen sollte, hier

arbeiteten die Prinzen mit im Felde und auch Carmen Sylva hat Kartoffeln graben und Kühe melken gelernt, aber ihre feinen Finger haben keine Spur dieser Wissenschaft, auf die sie jedoch sehr stolz ist, bewahrt! —

Von klein auf hatte die Dichterin ein besonderes Gedächtniß für Verse; ein Gedicht von vier Strophen, das ihr der Vater einmal vorgelesen, konnte sie gleich auswendig hersagen. Im Schloß herrschte die schöne Sitte, daß alle drei Kinder, auch der kranke Prinz Otto, Sonntags nach dem Frühstück Gedichte ihrer eigenen Wahl, in welcher Sprache sie wollten, aussagten. Der Kranke hatte eine große Meisterschaft im Declamiren und eine wunderbare Modulation in der Stimme; die ältere Schwester wird ihm darin aber nicht nachgestanden haben, denn sie liest vollendet vor und übertrifft jeden professionellen Declamator. Mit neun Jahren recitirte Carmen Sylva schon den „Kampf mit dem Drachen.“ Französische Verse, mit Ausnahme von Béranger und Molière waren ihr „ein Gräuel“, Alexandriner hat sie nie auswendig lernen können, jedoch liebte sie die alten französischen Chroniken sehr. Ueberhaupt hielt sie Verse für etwas sehr Weichliches, sie waren ihr meist zu matt und sentimental für ihre Sturmatur, die sich immer nach Kräftigem sehnte. Darum schämte sie sich ihrer eigenen „kleinen heimlichen Verse“, die damals meistens aus religiöser Anregung entstanden. Doch auch auf den sterbenden Bruder sind einige tief empfundene Lieder und auf den Wald, der einzigen Erholung nach den Qualen der Krankenstube des Kleinen, den Wald, den sie mit einem vielgeliebten Lehrer durchstreifte, bei dessen Gesprächen sie wahrhaft auflebte und das Elend daheim auf Augenblicke vergaß. Dieser Lehrer brachte ihr auch viel Schönes zum Lesen, u. A. Schefers Laienbrevier. Doch las damals Carmen Sylva, die jetzt unglaublich viel und schnell liest (manchmal drei Bände an einem Tage) und die seltene Gabe hat, das Gelesene immer gegenwärtig zu haben, nicht sehr gern, nur Sprachen trieb sie mit Eifer, sie war eigentlich zu unruhig dazu und hatte den Kopf zu voll von eigenen Geschichten. Mit elf Jahren hatte sie zuerst schriftstellerische Versuche gemacht, mit vierzehn Jahren Dramen begonnen und ihr höchster Wunsch war, einen Roman zu schreiben. Nach dem zwanzigsten Lebensjahre fing sie zu wiederholten Malen Novellen an, ließ sie aber immer wieder liegen, indem sie sich sagte: Wenn ich die Welt kenne, nicht eher! „Ich bin ja nur eine Prinzessin!“ Märchen aber waren ihre größte Wonne und Fräulein Lavater, die in ihrem Leben Alles gelesen und behalten, mußte ihr Abende lang erzählen. Stets verkehrte Carmen Sylva lieber mit lebenden Menschen als mit todten Büchern. Sechzehn Jahre zählte sie, als sie folgendes Lied in ihr Tagebuch schrieb:

Das Echo.

Ich rief in den Wald ein heiteres Wort,
Gleich tönte es zurück,
Und immer noch hallt es fort und fort,
Von Freude und von Glück.

Ich sang in den Wald ein Lied so mild,
 Es kam mit süßem Klang.
 Und wirbelnd hat es die Luft erfüllt,
 Noch zarter, als ich sang.

Ich schrie in den Wald den Schmerzensschrei,
 So laut die Stimme war,
 Und aus der Ferne tönten zwei,
 Erschreckten mich sogar.

Ich sang in den Wald mit traurigem Muth,
 Von Schmerz und verlorenem Glück,
 Das Echo, das hat aber auch nicht geruht
 Und gab mir's noch trüber zurück.

Seit ihrem dreizehnten Jahre hatte sie keine Gouvernante mehr, sondern empfing ihren Unterricht nur von Lehrern oder vom Vater, der sich auf das Eingehendste mit ihr beschäftigte. Manchmal durfte sie auch mit ihm arbeiten, für ihn etwas abschreiben, und viele Stunden des Tages brachte sie in seinem Zimmer zu. In richtiger Erkenntniß der glühenden Phantasie der Tochter suchten die Eltern in der Erziehung absichtlich dieselbe ohne jede Nahrung zu lassen, sie waren weise bedacht, dieselbe zu dämpfen, bezwingen ließ sie sich aber nicht. Noch heute erinnert sich Carmen Sylva der Geschichten, die sie sich bei Tag und Nacht ausdachte, und die an Schrecken und Grausigkeit Nichts zu wünschen übrig ließen. Mitten im angestrengtesten Lernen holte sie sich ihre eigenen Geschichten hervor, um an ihnen mit brennenden Wangen und kalten Händen weiter zu spinnen und sich die dramatischen Scenen immer wieder von Neuem auszumalen. Romane hatte sie bis zu ihrem neunzehnten Lebensjahre, wo ihr dann erlaubt wurde „Soll und Haben“ und „Ivanhoe“ Abends nach dem Thee vorzulesen, gar nicht kennen gelernt, jedoch war ihr „the wide, wide world“ von Mrs. Wetherell in die Hände gefallen und unter ihrer Ovid-Üebersetzung verbarg sie das Buch und las es immer und immer wieder mit verzehrendem Interesse. Damals ergöhte sie ihren Vater auch mit den Plänen, die sie hegte in Bezug auf ihre künftige Zimmereinrichtung. In möglichst dunklen Tönen sollte Alles gehalten sein, durch dicke Teppiche jeder Schall gedämpft und so viel Delbilder an den Wänden, wie sie fassen könnten. Sie ist ihrem damaligen Geschmack treu geblieben. Unter ihren vielen Bildern ist ein Ribera ihr besonderer Trost und ihre Freude — und sie hat außerdem verstanden, ihren Gemächern den Stempel ihrer eigenen Persönlichkeit auszudrücken. Man glaubt im Zaubermärchen zu wandeln, wenn man ihre Wohnzimmer im Bukarester Palais, mit der Fülle von tropischen Gewächsen, den Lauben und Nischen sieht, welche vom Geplätscher kleiner Springbrunnen, vom Singen und Zwitschern der Vögel belebt sind, und einer See gleich tritt sie Einem dort entgegen.

Der Musik, wie schon gesagt, war sie von allen Künsten am Meisten

zugethan, und Singen, besonders Chorzingen, machte ihr große Freude. Sie war daher auch immer Vorsängerin bei allen ländlichen Festen und ihre Schwärmerei für Schulen hatte sie auch noch nach dem fünften Jahre beibehalten. Kurz vor ihrer Verheirathung ging sie sogar ernstlich mit dem Gedanken um, eine Schule zu gründen. Dabei war ihre Erfahrung über dieselben nur eine sehr drollige. Im zehnten Jahre hatte sie einmal eine unüberwindliche Lust verspürt, anstatt ihres Frühspazierganges die Rodenbacher Dorfschule zu besuchen. Sie hatte, als ihre Mutter durch das Kinderzimmer ging, gefragt, ob sie einmal mit den Pächterkindern zur Schule dürfe? Da die Fürstin, welche die Frage überhört hatte, nichts darauf erwiderte, glaubte das Prinzesschen, ihre Bitte sei gewährt, stürmte auf den Pächthof, wo sie von Frau Schanz hörte, daß ihre Kleinen schon aufgebrochen, jagte diesen nun nach, erreichte sie auch und hatte das Glück, von dem höchst geschmeichelten Lehrer mit in die Singstunde aufgenommen zu werden. Sie sang nun aus voller Kehle mit und zwar so laut, daß eines der Pächterkinder, welches die Ansicht hegte, es schade sich nicht für eine Prinzessin, mit den Dorfkindern mitzufingen, ihr immer mit der Hand den Mund zuhielt. Aber schon ehe die Stunde beendet, kam einer der Jäger, welche ausgesperrt waren, um den verlorenen Wildfang, den man in den fernsten Forsten gesucht, in's Schloß zurückzuführen. So endete Carmen Sylvas einzige Schulkunde!

Mit sechzehn Jahren wurde Prinzessin Elisabeth confirmirt. Die Mutter selbst hatte sie zu der heiligen Handlung vorbereitet, hatte oft Nachts am Schmerzenslager des damals schon sehr leidenden, kleinen Sohnes die Aufträge und Fragen geschrieben, welche die Tochter in der Früh ausarbeiten sollte, wie sie überhaupt immer, selbst wenn sie krank war, durch die offene Thür, den Beschäftigungen der Kinder folgte.

Kurz vor der Confirmation fand eine Operation des kleinen Bruders statt, in die er wie ein Held ging, von der er aber nur zu neuen Leiden genas. Auch Fürst Hermann begann um diese Zeit immer mehr an der Lungenkrankheit zu leiden, der er im Frühling 1864 zum Opfer fallen sollte. Es war ein trauriges Haus, trotz Fleiß und Gottesergebung, aus dem die liebevollen Eltern ihren ältesten Sohn entfernt hatten, um ihn in Basel erziehen zu lassen, so schwer ihnen und den Geschwistern, die in inniger Liebe aneinander hingen, die Trennung wurde. Auch Prinzess Elisabeth wurde zur Bestreung auf einige Monate (Frühling 1861) nach Berlin an den preussischen Hof gesandt, wo sich die damalige Königin, jetzige Kaiserin Augusta mütterlich für sie interessirte. Dieselbe wohnte dem Unterricht, welche die Prinzessin zusammen mit ihrer jetzigen Schwägerin, der Gräfin Marie von Flandern, empfing, bei. Carmen Sylva entsinnt sich noch mit besonderer Freude der Stunden, die sie im Museum bei Professor Waagen hatte. Trotz der Freundlichkeit, mit der sie in Berlin empfangen worden war, sehnte sich die junge Prinzessin leidenschaftlich nach Hause, ihr Gedichtbuch ist voll von gereimten Klagen nach der Heimath, nach der geliebten Mutter Augen, dem stillen

Krankezimmer, dem Wald und dem Rhein. In Berlin sah sie ihren jetzigen Gemahl zum ersten Mal, als sie, mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit die Treppe im Schloß so schnell hinab gesprungen, daß sie auf den letzten Stufen ausglitt, stand Prinz Carl von Hohenzollern unten und hatte das Glück, sie aufzurichten zu können.

Nach Monrepos zurückgekehrt, widmete die junge Prinzessin sich hauptsächlich der Pflege des Vaters, dem eine zunehmende Schwerhörigkeit sein Leiden noch verbitterte, während die Mutter Tag und Nacht um den kleinen, tapfern Sohn beschäftigt war. Schwer war die Zeit, aber jede Stunde ihr ein Gewinn für's Leben, und in heiliger Erinnerung trägt noch heute Carmen Sylva jeden Tag des Leidensjahres. Das feste Gottvertrauen trug sie, wie die Ehren, und dieser Welt Leiden schienen ihr gering gegen die Seligkeit des ewigen Lebens. Frisch pulsrte auch das geistige Leben weiter, wissenschaftliche Studien und Betrachtungen wurden fortgesetzt.

Im Februar 1862 wurde Prinz Otto von seinem Leiden erlöst, und das „Gott sei ewig Dank!“ in das seine unglückliche Mutter über der kleinen Leiche ausbrach, tönt auch aus den Liedern Carmen Sylvas und wiederholten in Nah und Fern Alle, die das seltene Kind gekannt und bewundert hatten. Die Familie ging, nachdem der Kleine oben in Monrepos unter den großen Linden, wie er selbst es gewünscht, beerdigt worden, nach Baden-Baden zu der befreundeten großherzoglichen Familie. Mit dem Tode war Carmen Sylva schon früh vertraut geworden, schon als zwölfjähriges Kind hatte sie mit der ganzen Familie vierundzwanzig Stunden am Sterbebette der Großmutter, der Herzogin von Nassau, gekniet, aber erst am Todtenbette des Bruders verlor der Tod jedes Schaurige für sie. Ein Jahr später traf sie ein neuer Kummer, sie verlor ihr einzige Jugendfreundin, Marie von Vibra, an die so manches zarte Lied ihres Tagebuches gerichtet ist.

In demselben Frühling 1863 wohnte sie dem ersten Ball bei. Ihr Vater, der wohl wußte, daß er nicht mehr lange auf dieser Erde weilen sollte, hatte sein einzig Töchterlein einmal tanzen sehen wollen; seit Jahren hatte er die liebliche Mädchenknospe nur in schwarzem Kelch gesehen und ihm zu Liebe besuchte sie einen Ball am Hofe zu Karlsruhe. Sie sah bezaubernd aus in einer rosa mit Silber überfüeten Toilette, „ein Engel in Sternen“, sagte eine alte Dame ihrem Vater. Für sie selbst aber hatten Neußerlichkeiten nie Bedeutung, selbst in ihren frühesten Mädchenjahren haben die kleinen Alltäglichkeiten keinen Werth für sie gehabt, ihre groß angelegte Natur sah stets über sie hinweg. Auch getanzt hat sie nie gern, sie störte selbst der Schein der Unselbstständigkeit, welchen der Tanz einer Frau verleiht, nur diejenigen körperlichen Bewegungen, zu denen man keiner Führung bedarf, waren ihr angenehm, Gehen, Reiten, später auch Schlittschuhlaufen.

Im Herbst 1863 trat Carmen Sylva zuerst auf längere Zeit in die große Welt ein, die dem Waldröschen bisher nur in ihren Träumereien

erschieden: die Großfürstin Helene von Rußland nahm sie mit nach Dudy, wo sie schöne Wochen verlebte. Dem Kreise, den die geistreiche Frau, wo sie auch immer war, um sich zu sammeln wußte, hat Carmen Sylva ihre große Welt- und Menschenkenntniß zu verdanken. Eines lernte sie der Großfürstin unbewußt ab: die seltene Gabe, aus Jedem, wer es auch sei, der in ihre Nähe kam, das Beste, was in ihm ist, herauszuziehen. Wohl nie standen einer Königin so alle Register der Seele zu Gebote, wie der Königin Elisabeth: sie weiß Jedem so zu empfangen, daß es ihm wohl wird, daß der Berlegenste seine Scheu vergißt. Vom Genfer See entführte die Großfürstin Helene den ihr anvertrauten Liebling über Wiesbaden, wo Carmen Sylva ihren Vater zum letzten Mal sah, nach Rußland. Kaum in Petersburg angelangt, erkrankte sie an einem schweren Typhus; als sie zum ersten Mal das Bett verließ, brachte man ihr die Nachricht vom Tode des heißgeliebten Vaters. Sein letzter Brief war an sie gerichtet gewesen und enthielt Antwort auf Fragen, die sie ihm in Bezug auf sein philosophisches Buch gestellt. Carmen Sylva hat ihre geistige Entwicklung zum großen Theil ihm zu verdanken, auch nachdem sie ihn verloren, war sie immer bestrebt, in seinem Sinne zu denken, und eignete sich unter anderen Eigenschaften des Verstorbenen diejenige an, nie über etwas abzuurtheilen, die Möglichkeit einer jeden Ansicht, ja einer jeden Erscheinungsform zuzugestehen. Und das ist eine große Eigenschaft und doppelt schwer ist sie zu erringen für Naturen, die, wie Carmen Sylvas, absolut sind!

In ihrem Buche steht aus Petersburg, vom 7. März 1864, folgendes rührende Lied:

Sie haben ihn hinausgetragen
 Ganz stille,
 Und es ist — ich will nicht klagen —
 Dein Wille.
 Muß denn Alles, was auf Erden
 Ich habe,
 Bald hinausgetragen werden
 Zu Grabe?
 Und ich geh', wenn ich geblieben
 Alleine,
 Zu den Gräbern meiner Lieben
 Und weine.

Das Jahr vorher hatte sie schon prophetisch geschrieben:

Die Trauerweide.

Lieber, schlanker Baum der Thränen,
 Trauerweide, mußt dich lehnen
 Ueber manches stille Grab;
 Neigt Dein zartes Laub herab,
 Daß es zittre, daß es bede
 Und im Säufeln sanft umwebe,
 Was man Dir zur Obhut gab.

Nachts, wenn alles Irdische schweiget,
 Nur der Mond wie träumend steigt
 Aus dem Wald mit stillem Gang
 Scheint der Gräber Reich'n entlang,
 Schickst Du Thränen auf die Erde,
 Daß sie angefeuchtet werde,
 Singst Du geisterhaften Sang.
 Trauerweide, Baum der Schmerzen,
 Baum der tiefbetäubten Herzen,
 Du sollst mir der liebste sein,
 Wenn mich Liebe läßt allein. —
 Einst wenn ich hab' ausgelitten,
 Ausgerungen und gestritten
 Wiegest Du zum Schlaf mich ein.

Sowie sie gesunder wurde, nahm sie die Musik, ihren Trost und ihre Hoffnung, wieder auf und empfing dort in Petersburg Unterricht von Rubinstein und Frau Clara Schumann. Im Sommer erst reiste sie heim.

Seit dem Tode des Vaters lebte Carmen Sylva mit ihrer Mutter Sommer und Winter im Jagdschloß Monrepos, jedoch reiste sie in jedem Jahre einige Monate mit der Großfürstin Helene von Rußland. Einen Winter (66—67) brachte sie mit Verwandten, ihrer angegriffenen Gesundheit wegen, in Neapel zu, wo sie sehr zurückgezogen lebte und sich hauptsächlich mit Lectüre beschäftigte; Shakespeare, Dickens und Scott füllten den Winter aus. Dabei dichtete sie immer weiter, hin und wieder macht sich die unbezwingliche Jugendfrische in reizender neckischer Weise geltend, meistens sind es aber Lieder ernstern und religiösen Inhalts. Niemand erfuhr je von diesen Gedichten und niemals ging es der Dichterin durch den Sinn, ihre Lieder, wenn sie dieselben niedergeschrieben, zu corrigiren. Es wäre ihr wie eine Art Unehrllichkeit erschienen, und sie war viel zu bescheiden, um ihnen einen andern, als einen rein persönlichen Werth zu geben. Erst als sie zu übersezen begann, wurde sie gewahr, daß man Poetik kennen müsse. Sie hatte eine souveräne Verachtung für die Form und wenn man ihr später, als sie anfang, ihre Gedichte vorzulesen, diese oder jene Rauheit im Vers vorwarf, citirte sie ähnlich lautende Volkslieder. Volkslieder waren ihr immer sehr lieb gewesen, und sie sang sie auch den ganzen Tag, treppauf, treppab hüpfend, im Wald, den sie mit ihren großen Hunden durchstreifte, und bei der Arbeit. An der Seite der Großfürstin Helene lernte die Dichterin im Jahre 1867 den Pariser Kaiserhof und die Ausstellung kennen, während der Sommer 68 sie mit der Mutter in Schweden an dem nah verwandten dortigen Hofe saß. Mit der ihr eigenen Frische und Raschheit eignete sich Carmen Sylva auch die schwedische Sprache an, so daß sie die Frithjofsage im Original las. In jeder Weise glückliche Tage verbrachte sie dort im Norden.

Im Herbst des Jahres 1869 lernte sie den Fürsten Carol von Rumänien kennen, der nach dem Rhein gekommen war, um um sie zu werben, er kannte

ſie lange ſchon aus den Briefen ſeiner Schweiſter. Es wurde der Dichterin anfänglich ſchwer, ihre Freiheit aufzugeben, ſie hatte nie heirathen wollen. Als ihre Freunde, die mit richtiger Erkenntniß all ihrer großen Eigenſchaften ſie gern auf einem Thron ſehen wollten, ihr lange vor ihrer Verlobung immer wieder davon ſprachen, entgegnete ſie: — ſie ſelbſt hat es vergeſſen, aber die Thron entſinnen ſich — „Ach, was, ein Thron! der einzige, der mich anziehen könnte, wäre der Rumäniſche, denn dort gäbe es etwas für mich zu thun!“

Man braucht ihr Volk jezt nur zu fragen, ob ſie das, was ſie nach Rumänien zog, auch ausgeführt hat, ob ſie „etwas gethan.“

Nicht nur die große rumäniſche Wohlthätigkeitsgeſellſchaft, Sociétés de bienfaisance, verdankt ihr Beſtehen der Königin, ſie gründete einen deutſchen Frauen-Verein, welcher zeitweiſe 3 bis 400 arme Frauen aller Nationen beſchäftigt, auch eine Speiſe-Anſtalt für dieſelben, und wie dieſe aus eigenen Mitteln und aus eigenſter Initiative die Scala Elisabeta Doamo (Königin Eliſabeth Schule). In dieſer werden Kindern aus dem Volke die alten, nationalen Arbeiten gelehrt, die ſehr ſchönen, meiſt byzantiniſchen Muſter geſammelt und benützt, um die National-Coſtüme herzuſtellen. Der kunſtſinnigen Fürſtin mußte die Pflege des Bauern-Coſtüms, welches eine der wenigen rein erhaltenen Traditionen des Volkes iſt, vor Allem am Herzen liegen. Sie hat dieſem Coſtüm auch einen Ehrenplatz in der Geſellſchaft verſchafft; ihre eigene, claſſiſche Geſtalt umſchließt während ihres Sommeraufenthalts in Sinaia ſtets das farbenprächtige Gewand, mit den zierlichen Handſtickereien an den verſchiedenen Hüllen, aus denen es zuſammengeſetzt, und auch für den Hofſtaat iſt daſſelbe Vorſchrift geworden. Außerdem finden, auf Anregung der Königin, im Winter die Bälle zu wohlthätigen Zwecken im National-Coſtüm ſtatt.

Doch wir kehren zu der Prinzessin Braut zurück, deren erſtes Gedicht-Tagebuch mit einem Lied auf den Ring ſchließt, welchen ihr Verlobter ihr geſchenkt hatte:

Der Opal.

Wie meines Liebſten Herz ſo rein,
 So rein biſt Du,
 Ich drück' Dich feſt an's Herze mein,
 Voll Fried und Ruh'.
 Ich halt' Dich ſtill in meiner Hand,
 Du klarer Stein,
 In Deine Tiefen unverwand't,
 Schau ich hinein.
 Dich halt' ich dreißt in's Sonnenlicht,
 Ob's Dich verzehrt?
 Dein Farbenſpiel erbleichet nicht:
 Du biſt bewährt!

Das neue Buch, in welches der fürstliche Gemahl eine hochpoetische Widmung geschrieben, beginnt mit den innigen Worten ihres jungen Eheglücks, in dessen Heiligkeit kein fremdes Auge dringen darf. Und doch war das Leben damals nicht lauter Glück! Ein furchtbarer Umschwung war in die Gewohnheiten des Waldkinds gekommen; nur vier Wochen lang war sie Braut gewesen, und gleich nach der Hochzeit reiste sie in das neue Heimathland. Ernst und Arbeit herrschten auch im Residenzschloß zu Bukarest, das waren alte Bekannte, aber sie trugen unbekannte Kleider, und allein — denn der hohe Gemahl war den ganzen Tag in Anspruch genommen — mußte sich die junge Fürstin in das neue Leben finden. Da mag sie manchmal bange hinausgeschaut haben auf die Häuser, die so nah bis an das Bukarester Palais gebaut sind, welches nur an der einen Seite einen kleinen Garten hat, und all das heitere Blinken der Sonne auf den weißen Zinnbächern konnte ihr das Heimweh nicht nehmen.

Dachte sie an die Bäume von Monrepos, als sie im December 1869 eines der schönsten ihrer Lieder schrieb?

Im Blätterdach
Laubschwerer Gipfel,
Grüngold'ner Wipfel
Die Sonne lag.

Doch wie er saß
Und hält die Seine,
Enteilt die Reine,
Die goldne Last.

Sie athmet warm
Und legt sich schmeichelnd,
Mit Wonne streichelnd
In Baumes Arm.

Er steht betrübt.
Wo bleibt der Schimmer,
Der Abends immer
Sein Haupt umgiebt?

Doch nur wenige Seiten weiter finden wir:

Altes und neues Heim.

In Monrepos ist manch ein Grab,
Im Walde und im Herzen,
So Viel, die ich geliebet hab'
Und dann beweint mit Schmerzen.

In Monrepos, da ward ich fein,
Ja fein mit Leib und Seele.
Gott hat's gewollt, er führt' ihn ein,
Daß er zur Frau nicht wähle!

Dies Alles hat der stille Wald
So ernst mit angesehen,
Doch Eines, Eines, das hat all',
Lieb Heim doch nicht gesehen:

In neuer Heimath tönte mir
Des Kindes Schrei zum Herzen,
Da war in Eins vereinigt schier
Glück, Freude, Lieb' und Schmerzen.

Sie war im September 1870 Mutter geworden. Und eine Natur von der Leidenschaft und der Innigkeit der Dichterin mußte all die wunderbaren Gefühle des Glücks und der Heiligkeit, die ein Kind erweckt und um sich verbreitet, mit ungeahnter Tiefe empfinden. Ihr Sein glaubte sie umgestaltet, anders sah die Welt aus, in welche die „Strahlenaugen“ ihres Kindes schauten, anders wehte der Wind, welcher die blonden, goldigen Locken der Kleinen fächelte, und farbiger prangte die Wiese im Blumenschmuck, welche die Kleinen Füße ihres „Einzigen“ küßte. Und die Jahre kamen und die Jahre gingen traumhaft an ihr vorbei, — bis um die Osterzeit, am 9. April 1874 eine bleiche Frühlingssonne auf die Leiche ihres schönen Kindes fiel, und sie es in die kühle Erde auf dem Hügel hinter dem Park ihres Sommerschlosses Cottroceni betten mußte.

Ja, da war es wieder, das harte Leben, das sie von Jugend auf gekannt, das Leid, das sie vergessen in der Seligkeit des Mutterglücks, auch ihr einzig Kind hatte ein grausam Geschick von ihr gefordert. Aber sie beugte das Haupt, sie haberte nicht mit dem Schicksal, zu ernst waren die Lehren der Jugendzeit gewesen, und quillt auch manchmal, besonders in letzter Zeit, wenn sie vor dem Bau des großen Königschlosses in Sinia steht, ein bitterer Vers aus der Feder „wozu das große Schloß? wir sind nur Zwei,“ wenn sie auch in dem ihr verfallenen Kinde, dem sie den Fuß des Venies auf die Stirn gedrückt hätte, um den Erben des jungen Königreichs trauert, — nie hat sie vergessen, Gott zu danken, daß sie einmal das hohe Glück besessen hat.

Ihres einzigen Kindes sinnige Aussprüche brachte sie in herzerreißende kleine Lieder, viel später ihren eigenen Schmerz, und als die Jahre über das kleine Grab zogen, da weihte sie sich ganz dem, was ihr nie entrisen werden kann, der Dichtkunst.

Auf ihres Kindes Ausspruch, daß es die schönen Sonnenstrahlen küssen möchte:

Auf der Erde in hellen,
Epielenden Sonnenstrahlen,
Die in goldenen Lichtwellen
Schimmernde Farben malen.

Ich habe Dich zweimal geboren,
Mein Kind — mein Kind! —
Und doch, als wärst Du verloren,
Die Thräne rinnt.

Uebergossen vom Scheine,
Küssend den Strahlenregen,
O, wie oft hast Du, Kleine,
Lächelnd im Glanze gelegen.

Zweimal riß neues Leben
Dich von mir los,
Mein Kind, Du mußttest entschweben
Dem Mutter Schooß.

Und dann wußte ich nimmer:
Zingst Du die Strahlenwellen,
Oder wolltest der Schimmer
Selbst sich zu Dir gefallen?

Und Beide mußten wir klagen
In Schmerzenspein,
Drum bist Du — ich darf es sagen —
Nun zweimal mein!

Oder warst Du gewoben,
Epielend vom Sonenscheine,
Und geliebet von droben
Mir und der Erde, Kleine?

Und doch, als wärst Du verloren,
Die Thräne rinnt —
Und habe Dich zweimal geboren,
Mein Kind — mein Kind!

Im Concert.

Ich weinte doch nicht?	Ich weinte ja nicht!
Nein — es weinten die Töne,	Nein — es sind nur gefallen
Es weinte das schöne,	Auf mich hin von allen
Das klagende Lied;	Den Thränen ein Paar,
Es sang wie in Leiden,	Ich konnt' es nicht wehren
In ewigem Scheiden	Und mußte sie ehren,
Das Leben entflieht.	Die wandernde Schaar.

Ich weinte ja nicht!
 Mein — der klingende Regen,
 Er zog mir entgegen,
 Er hat mich gekannt,
 Er wählte den schönen,
 Den weinenden Tönen
 Mein Fühlen verwandt.

Die Auswahl ist schwer, weil die Fülle der Lieder, von denen immer eines tiefer empfunden und zarter als das andere ist und noch keines je veröffentlicht wurde, zu groß ist. Folgend nur noch ein herrliches Waldblied:

Du Waldgeruch, Du Waldgesang,
 Du frischer Duft, Du reicher Klang,
 Wie hab' ich Dich so gern!
 Wie lacht mein Aug', mein Herz Dir zu,
 Wie bringest Freud' und Frieden Du
 Dem armen Erdenstern!

Ich seh' Dich noch des Nachts, im Traum,
 Du stolzer, edler Waldesbaum,
 Du rauschest ernst und lind,
 Wie oft hab' ich gelauscht Dir,
 Wenn Märchen Du erzähltest mir,
 Dem wilden Waldeskind!

Du Wind, mein alter Spielgesell!
 Wir fangen um die Wette hell
 Im grünen Gotteshaus —
 Nun singst Du, alter Freund, allein,
 Mir rostete die Stimme ein
 Im hohlen Weltgebraus.

Du Wind! küß' mir die Blumen all'
 Und grüße schön Frau Nachtigall,
 Sie soll sich rüsten bald, —
 Und streiche sanft den klaren Bach,
 Ruf' überall das Echo wach —
 Durchrausche meinen Wald!

Im Jahre 1874 begann Carmen Sylva zuerst zu übersetzen. Sie übertrug die rumänischen Lieblingslieder ihres Kindes in's Deutsche, Verse, die B. Alexandri auf ihren Verlust gemacht, dann rumänische Volkslieder, die von Mitterschmerz und Mittersiebe handeln, und schließlich alle hervor-

ragenden Dichtungen der Rumänen. Mitgetheilt wurde von den eigenen Dichtungen auch jetzt nur im vertrautesten Kreise, von den Uebersetzungen erschienen die ersten unter dem Pseudonym E. Webi in der „Gegenwart“ 1878, dann später im „Magazin für die Literatur des Auslands“. Eine Ballade: „Verful cu da“ (Sehnsuchtsgipfel) wurde bereits 1876 in Musik gesetzt und ist an verschiedenen Orten, zuerst auf dem National-Theater in Bukarest zur Aufführung gelangt.

Viele, viele ihrer albumartigen Bücher waren schon voll geschrieben, sie enthielten Gedichte, Märchen, Novellen, ein großer Roman war angefangen, ehe Carmen Sylva sich im Jahre 1880 entschloß, zwei Dichtungen, „Sappho“ und „Hammerstein“ als Manuscript drucken zu lassen bei dem Verleger der Werke ihres Vaters, bei Brockhaus in Leipzig.

Sappho hat die Kritik, welche beide Dichtungen warm aufnahm, für eigenartiger erklärt. Sehr interessant für der Dichterin persönliches Leben ist im ersten Gesang der Dichtung, welche ein glänzendes Zeugniß für die große Formengewandtheit Carmen Sylvas ablegt, der Kreis, welcher Sappho umgiebt. Die fürstliche Dichterin hat den jugendlichen Kreis im Auge gehabt, den sie um sich sammelt, es sind lauter Porträts. Ihre Freude an allem Werden hat sich auch darin bekundet, daß sie die Jugend zu sich zieht. Sie ist ihrer Umgebung, was die Großfürstin Helene ihr selbst war, aber in noch weit höherem Grade; sie läßt die jungen Mädchen der rumänischen Gesellschaft, denen sie gestattet, sie zu umgeben, Theil nehmen an ihren eigenen dichterischen Schöpfungen, an Musik und Kunstgenüssen. Denn das Leben Carmen Sylvas fließt scheinbar unbehelligt von der Politik dahin. Nicht, daß sie nicht ihres königlichen Gemahls einziger Vertrauter und Freund wäre, — daran wird Keiner zweifeln, der je einen Einblick in das Leben des Königs-paares gethan, — aber aus ihren Frauen-Gemächern ist die Politik verbannt, nie hat sie sich direct oder indirect in dieselbe gemischt, nie eine Meinung geäußert, ja nie versucht, sich eine zu bilden. Und das ist von unberechenbarem Werth in einem Lande, das von Parteikämpfen zerfleischt wird. Sie hat ihr eigenes Reich, das der Kunst und der Güte. Hatte doch schon der König ihr am Tage der Verlobung gesagt: „Du bekommst eine schöne Mission: Du sollst milde trösten, wenn ich zu hart war, und für Alle bitten dürfen!“

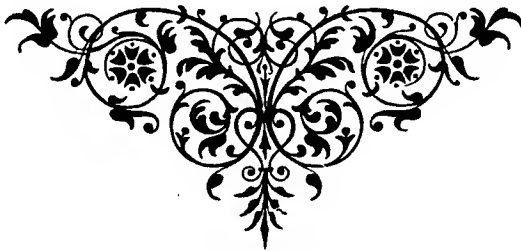
Was die Königin im Kriegsjahre 1877/78, theils persönlich, theils durch umsichtiges Anordnen und Wirken geleistet, bleibt unvergessen.

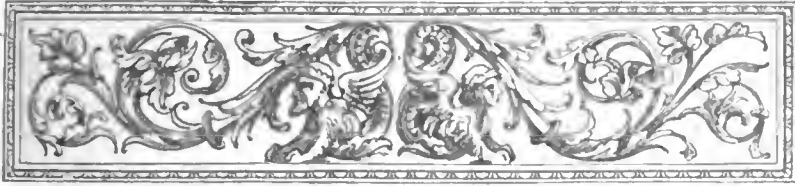
Überall, wo sich Verwundete befanden, war sie anzutreffen, jeder Zug, der solche vom Schlachtfelde brachte, wurde von ihr erwartet und sie selbst legte Hand an, um Erfrischungen zu reichen. Sie organisirte selbst mehrere Spitäler, wovon das eine ganz aus eigenen Mitteln, überall war sie thätig, sprach vielen Muth zu bei schweren Operationen, tröstete manchen Sterbenden und weinte mit den Hinterbliebenen. Der Volksmund legt ihr seitdem den Namen *muma rănilor*, Mutter der Verwundeten, bei, und noch kürzlich

bei den Krönungsfeierlichkeiten konnte man diese Worte wiederholt als Transparent an den Häusern glänzen sehen. So hat sie sich als Königin selbst das schönste Denkmal errichtet, das Ausdruck fand in einer Statue, welche ihr von den Frauen aller Offiziere der Armee verehrt wurde und die sie selbst darstellt, einem verwundeten Soldaten eine Schale zum Trinken reichend.

In den letzten Jahren hat Carmen Sylva auch literarisch unglaublich viel geschaffen, ihre Produktionskraft nimmt von Jahr zu Jahr zu. Doch ist auch davon bisher, außer einigen Kriegsliedern, die in rumänischen Uebersetzungen in's Volk drangen, wenig in die Oeffentlichkeit gelangt. Außer dem Bande „Rumänische Dichtungen“ (Leipzig, 1881, Verlag von W. Friedrich, der IX. Band der Dichtungen des Auslands), für welchen sie einen großen Theil des Inhalts ad hoc übersezte, schrieb sie im letzten Jahr einen Theil des Cyclus „Leidens Geschichten,“ die jetzt zum Druck vorbereitet werden, mehrere Librettos, die zur Composition abgegeben sind und vor Allem ein Meisterwerk, eine Art Hauschronik unter dem Titel „Meine Ruh,“ die bei Duncker in Berlin erscheinen soll und für jeden Monat des Jahres eine Ballade, für jeden Tag ein Gedicht, Sonnett oder Sinnspruch enthält und ein ziemlich umfassendes Werk bildet.

Carmen Sylva steht erst am Anfang ihrer Dichterlaufbahn, trotzdem sie schon so viel geleistet. Keiner darf wagen, die Zukunft vorauszusagen: Wer aber das Glück gehabt, die Dichterin zu kennen, wer in die Tiefen dieses reichen, frischen Geistes hat blicken dürfen, der weiß, daß ihr nichts versagt sein kann! Wie sie Alles in sich vereinigt, Schönheit und Hoheit des Weibes mit der Kraft und dem Muthe des Mannes und dem weichen, empfänglichen Herzen des Kindes, scheint sie auch berufen, allem Edlen und Höhen, was die Menschheit je bewegt, einen künstlerischen Ausdruck zu geben.





Die Erzählungen der Königin von Navarra.

Von

Ferdinand Lottheisen.

— Wien. —

Unter dem Titel „Heptameron der Königin von Navarra“ ist uns aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts eine Sammlung von Novellen überliefert, welche sich in der Art der Boccaccio'schen Erzählungen sehr frei ergehen, öfters heikle Vorfälle in unverhüllter Sprache darstellen, ja offenbar mit Vergnügen bei der Erzählung schlüpfriger Geschichten verweilen. Die Verfasserin dieser Novellen war die Schwester des Königs Franz I. von Frankreich, Margarethe von Navarra. Ihr Name hat dadurch in nicht wenig Kreisen einen eigenthümlichen Klang erhalten. Man gedenkt der sittenlosen Zeit, welche die letzten Valois über Frankreich heraufführten, hört von dem schamlosen Leben vieler vornehmer Damen jenes Jahrhunderts, und glaubt nun nicht anders, als daß eine Frau, welche sich nicht entblödet habe, Geschichten von dem erwähnten Charakter zu schreiben, der schlimmsten Eine gewesen sei. Und doch braucht man nur die Geschichte zu befragen, um von dem Gegentheil überzeugt zu sein. In Frankreich ist man schon längst von dem mißgünstigen Urtheile zurückgekommen. Auch soll der nachstehende Aufsatz kein Versuch einer jener „Rettingen“ sein, die neuerdings so beliebt sind. Eine solche wäre ganz unnöthig. Wir wollen nur einmal wieder die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf eine Prinzessin lenken, welche zu den hervorragendsten Frauen ihrer Zeit gehörte. Wenn wir uns klar machen, wie so eine nach unseren Begriffen unanständige Novellensammlung aus einem feingebildeten Kreis hervorgehen konnte, wird sich uns dabei vielleicht ein interessantes Bild des Lebens und der Denkweise der vornehmen Gesellschaft im 16. Jahrhundert ergeben. Gerade in neuester Zeit ist die Welt der Renaissance wieder besonders beliebt, und mit doppeltem Interesse wenden sich

auch die literarischen Studien den Werken jener Epoche zu. Unter anderen hat ein genauer Kenner der Literatur und Geschichte des 16. Jahrhunderts, Félix Frank, den Preis von Dichtern und Schriftstellern, den Margarethe um sich sammelte, zum besonderen Gegenstand seiner Forschungen gemacht, neuerdings auch das „Heptameron“ veröffentlicht und mit einer Reihe geistvoll combinirter Conjecturen und Erklärungen begleitet, die Niemand übersehen darf, der sich mit der Geschichte jener längst vergangenen glänzenden Zeit eingehend beschäftigen will.*)

I.

Das kleine Königreich Navarra erstreckte sich noch im Beginn des 16. Jahrhunderts über die beiden Abhänge des Pyrenäengebirges. Es umfaßte im Norden des mächtigen Höhenzuges die Grafschaft Béarn, während der weitaus größere Theil des Landes — die Provinz Biscaya und ein Theil von Guipuzcoa, — schon zur iberischen Halbinsel gehörte. Im Ganzen arm und schwach bevölkert, mit verhältnißmäßig rauhem Gebirgsklima schien das Königreich zu einer sehr bescheidenen Rolle in der Geschichte berufen. Doch die Bedeutung eines Staats richtet sich nicht immer nach seiner Ausdehnung und politischen Macht. Es kam eine Zeit, in der das kleine Navarra von wesentlichem Einfluß auf die Geschichte der mächtigen Nachbarreiche, besonders Frankreichs, wurde. Wer in Navarra herrschte, hatte die wichtigsten Pyrenäenpässe in seiner Hand, und bei der steigenden Rivalität Spaniens und Frankreichs mußte das Ländchen, das zwischen die beiden Großmächte eingeklemmt war, ein Spielball diplomatischer Künste und ein Gegenstand der Sorge werden, zugleich aber auch die Eroberungslust der Nachbarn erwecken. In dem wechselnden Getriebe der Politik standen die Könige von Navarra häufig auf der Seite Frankreichs, vielleicht weil die Gefahr von Seiten der Spanier größer erschien. Diese Hinneigung Navarras zu dem nördlichen Reich trat noch entschiedener zu Tage, als die Königin Katharine im Jahr 1494 sich mit Jean d'Albret vermählte, ihren Vatten also aus den Reichen des französischen Adels erkor. D'Albret stand durch seine eignen Besitzungen in einem Vasallenverhältniß zu dem König von Frankreich. Was man aber als einen Schutz mehr für Navarra ansah, beschleunigte dessen Untergang. Denn in Folge dieser Ehe besorgte das spanische Cabinet, die Franzosen könnten ihre Herrschaft bis über die Pyrenäen hinaus ausdehnen und selbst Madrid bedrohen. Es sah sich dadurch zu rücksichtslosem Vorgehen gedrängt, und wartete nur auf die Gelegenheit, sich Navarra durch einen Gewaltstreich zu bemächtigen. Dieselbe bot sich, als Ludwig XII. von Frankreich mit Papst Julius II. in Krieg gerieth und Jean d'Albret von

*) L'Heptaméron de la reine Marguerite de Navarre. Avec une introduction, un index et des notes par Félix Frank. 2 vols. Paris, Isidore Liseux. 1879.

Herr F. Frank, 'chef de division à la Préfecture de la Seine', hat schon eine Reihe vortrefflicher Ausgaben aus dem Dichterkreis des 16. Jahrhunderts veröffentlicht und ist auch als lyrischer Dichter mit Erfolg aufgetreten.

Navarra jenem als Bundesgenosse zur Seite trat. Der Papst sprach über beide Monarchen den Bann aus, worauf Ferdinand der Katholische sich für berechtigt erachtete, das Land des Gebannten zu annectiren. Sein Feldherr, der Herzog von Alba, rückte mit einem Heere in Navarra ein und fand kaum nennenswerthen Widerstand. Die Hauptstadt Pampeluna öffnete nach nur dreitägiger Belagerung ihre Thore, und bald war das ganze Land südlich der Pyrenäen im Besitz der Spanier (1512). Jean d'Albret wagte es nicht, um sein Reich zu kämpfen.

„Don Juan,“ sagte die kühngesinnte Katharine zu ihrem Gatten, „wärt Ihr Katharine und ich Don Juan, wir hätten Navarra nie verloren.“

Seitdem blieb Navarra dauernd mit der spanischen Monarchie vereint, und Jean d'Albret sah sich auf die kleine Grafschaft Béarn sowie den leeren Titel eines „Königs von Navarra“ beschränkt. Jede wahre Unabhängigkeit war damit verloren. Wenn auch Ludwig XII. die volle Souverainität des Ländchens anerkannte, waren die Beherrscher desselben fortan doch von der Gnade der französischen Herrscher abhängig.

Die Grafschaft Béarn, eine kleine Landschaft am Nordabhang der Pyrenäen, ungefähr sechzehn Meilen lang und zwölf Meilen breit, zählte im Anfang des 16. Jahrhunderts etwa 150,000 Einwohner. Sie wird von mehreren reißenden Flüssen durchströmt, von welchen wir hier den Gave de Béarnais oder Gave de Pau hervorheben. Er kommt von dem Mont Perdu herab, hat einen berühmten Wasserfall von über vierhundert Meter Höhe, und strömt nicht weit von der Rolandsbresche vorbei, einem engen Felsenthal, das der Sage nach Roland mit seinem guten Schwert geöffnet haben soll.

Es ist begreiflich, daß die Könige von Navarra den Verlust ihrer spanischen Länder nicht verschmerzen konnten. Die einzige Möglichkeit, wieder in deren Besitz zu gelangen, lag jetzt in dem engsten Anschluß an Frankreich. Vielleicht konnte dieses einmal in einem glücklichen Friedensvertrag die Rückgabe Navarras durchsetzen. Versprochen wurde es den Béarnern mehr als einmal von den französischen Königen, aber ernstlich verfolgt wurde der Plan niemals. Jean d'Albrets Sohn, Heinrich II. von Navarra, stand in treuer Waffenbrüderschaft neben Franz I., zog mit ihm 1524 nach Italien, nahm Theil an der unglücklichen Schlacht bei Pavia, und wurde gleich dem König gefangen genommen. Glücklicher als dieser, der nach Madrid geschleppt und in harter langwieriger Gefangenschaft mürbe gemacht wurde, gelang es Heinrich, aus der Citabelle von Pavia, wo man ihn bis auf weiteren Befehl festhielt, zu entkommen. Er hätte seine Freiheit sicherlich mit einem feierlichen Verzicht auf Navarra erkaufen müssen, wenn ihn nicht die kühne Liebe einer Dame und die Treue zweier Diener gerettet hätten. Die Galanterie spielte in Heinrichs Leben kaum eine geringere Rolle, als in dem seines Enkelsohnes, Heinrich IV. von Frankreich. Zu der kurzen Zeit seines Aufenthalts in Italien hatte er einen Liebesroman begonnen, und die Dame, deren Gunst er gewonnen, verschaffte sich durch Vespetchung die Erlaub-

niß, den Gefangenen zu besuchen. Es gelang ihr, ihm heimlich eine Strickleiter zuzustellen, mit deren Hilfe er entkam. Um die Entdeckung der Flucht so lang als möglich zu verhindern, legte sich ein Page des Fürsten in dessen Bett. Ein alter Diener ließ Niemanden zu ihm, da er krank sei. Als der Betrug endlich erkannt wurde, war Heinrich schon weit fort und auf dem Weg zur Grenze. Die treuen Diener aber, die sich der Rache der getäuschten Sieger ausgesetzt hatten, wurden auf Befehl des kaiserlichen Generals Lannoy ohne Strafe entlassen. Wenige Jahre später erhielt Heinrich d'Albret die Hand der verwitweten Margarethe von Valois, der Schwester des Königs Franz, und mit dieser Verbindung eröffnete sich für ihn und sein Geschlecht eine neue folgenreiche Epoche.

II.

Das Haus der Valois regierte über Frankreich seit dem Jahre 1328. Unter ihrer Herrschaft hatten die furchtbaren Kriege mit den Engländern das Land in Elend und Unglück gestürzt. Mit Karl VIII. Tod war der Hauptstamm 1498 erloschen, und die Krone an eine Seitenlinie, die Valois-Orléans, übergegangen. Ein tüchtiges begabtes Geschlecht war damit auf den Thron gelangt. Der Vater des neuen Königs, Karl von Orléans war in der Schlacht bei Azincourt schwer verwundet in die Hände der siegreichen Engländer gefallen und mußte fünfundzwanzig Jahre seines Lebens in der Gefangenschaft verbringen. Die Sehnsucht nach dem Vaterland machte ihn zum Dichter. In einem seiner schwermüthigen Lieder heißt es:

En regardant vers le pays de France,
Un jour m'avint, à Dovre sur la mer,
Qu'il me souvint de la douce plaisance
Que je souloye au dit pays trouver.
Si commençay de coeur à soupirer.

Bald gehörte Karl von Orléans zu den berühmtesten Dichtern seiner Zeit, und als er endlich nach Frankreich zurückkehren durfte, vereinigte er in seinem Schloß zu Blois einen kleinen Freundeskreis um sich, der sich mit ihm an Kunst und Poesie erfreute. Er hatte den feinen Sinn von seiner Mutter, Valentine von Mailand, geerbt und verpflanzte ihn in seiner Familie weiter. Sein Sohn bestieg als Ludwig XII. den französischen Thron, und mit ihm begann die Renaissance ihre Herrschaft auch über Frankreich auszudehnen. Unter Ludwigs milder Regierung zeigten sich die ersten großen Regungen der kirchlichen Reform, die bald alle andern Fragen dominiren sollte. Ludwig starb den 1. Januar 1515, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen, und ihm folgte Franz I. Herzog von Angoulême, der Enkel Johannis von Angoulême, der ein Bruder des lieberreichen Karl von Orléans gewesen war. Welch ein Geist in diesem Haus heimisch war, geht schon aus der Uebersetzung hervor, nach der Johann von Angoulême seinen Sohn Karl in die öffentliche Schule schickte und selbst von Zeit zu Zeit kam, sich von den Fortschritten desselben

zu überzeugen. In der Verlassenschaft dieses letzteren fand sich später eine für jene Zeit sehr reiche, sorgfältig erhaltene Büchersammlung mit Werken aus den verschiedensten Fächern. Das Verzeichniß derselben zählt theologische, historische und geographische Bücher auf, Dichtungen und Romane, selbst ein großes „Rustbuch“ wird erwähnt. Eben dieser Graf Karl von Angoulême verheiratete sich 1488 mit der erst zwölfjährigen Louise von Savoyen, die ihm nach vierjähriger Ehe, am 11. April 1492, eine Tochter gebar, jene Margarethe, die uns hier besonders beschäftigen soll. Zwei Jahre später, den 12. September 1494, schenkte sie ihrem Gatten einen Sohn, Franz, der, wie bereits gesagt wurde, im Jahre 1515 den Thron von Frankreich bestieg.

Die Geschichte des Königs Franz I. ist genugsam bekannt. Seine Unruhe, sein unzuverlässiges Wesen, sein egoistischer tyrannischer Charakter haben ihm und seinem Land viel Unglück gebracht. Allein bei allen seinen Fehlern hatte er doch königlichen Sinn, und erwies sich, in seiner Jugend zumal, voll ritterlich romantischen Geistes. Mit einundzwanzig Jahren zur Macht berufen, empfänglich für alle Schönheiten der Kunst und Poesie, liebestrunken und galant, schuf er den französischen Hof zu einer Stätte glanzvoller Feste um, und begünstigte die Entwicklung der feineren Geselligkeit, wie sie in Italien schon heimisch war. Bezeichnend für diese erste ritterliche Epoche in des Königs Leben war die Zusammenkunft, die er im Juni 1520 mit dem nur wenige Jahre älteren Heinrich VIII. von England hatte. Die beiden Monarchen kamen mit glänzenden Gefolge. Ein jeder suchte den andern durch Pracht und Reichthum zu überbieten. Nicht weit von Calais war der Ort des Rendezvous, wo in einem freundlichen Thalgrund eine ganze Stadt von Zelten und Festbauten errichtet war. Es galt die Allianz der beiden Könige zu besiegeln, die letzten politischen Anstände zu beseitigen. Turniere und Mitterspiele folgten auf einander, während welcher die französischen und englischen Minister über die Bedingungen gegenseitiger Hilfe verhandelten. Keine Seite vermochte sich eines gewissen Mißtrauens zu erwehren, und ängstlich bewachte man sogar die getrennt von einander errichteten Lager, um einem möglicherweise geplanten Handstreich gegen die Person des Fürsten zuvorzukommen. Als aber die Verhandlungen stockten, that König Franz einen kühnen Schritt. In einfachem Gewand und ohne seinen Leuten zuvor Mittheilung von seinem Vorhaben zu machen, ritt er eines Morgens nach dem englischen Lager hinüber. Bald stieß er auf einen Trupp von zweihundert Bogenschützen, welche die Wache bezogen hatten. „Ich habe Euch überrascht, Ihr seid meine Gefangenen!“ rief er ihnen lachend zu, „führt mich zum König!“ Heinrich schlief noch, aber König Franz ließ sich nicht abhalten und drang bis an dessen Lager vor. Solch ein Beweis des rückhaltlosen Vertrauens rührte Heinrich und führte schnell zu einem herzlichen Einverständnis, das freilich nicht lange währte.

Feineren und edleren Geistes als Franz, war dessen Schwester Margarethe von Angoulême, oder wie sie auch heißt, Margarethe von Valois, unstreitig

eine der interessantesten und gewinnendsten Erscheinungen aus der Zeit der französischen Renaissance, die schönste Blüthe des Hauses der Valois.

Margarethe hatte eine sehr sorgfältige Erziehung erhalten. Louise von Savoyen, ihre Mutter, wird in der Geschichte großer Fehler beschuldigt, aber an ihrer geistigen Bedeutung und ihrer Bildung kann man nicht zweifeln. So sorgte sie auch für ihre Tochter, für welche sie die besten Lehrer berief. Margarethe verstand nicht allein Italienisch, vielleicht auch Spanisch, sondern hatte noch außerdem Griechisch und Lateinisch studirt. Später, als sie sich mit religiösen Fragen emsig befaßte, und in der Bibel selbst Belehrung suchte, scheute sie sogar vor der hebräischen Sprache nicht zurück, und suchte sie unter der Anleitung des gelehrten Paul Paradis zu erlernen. Wie sie Homer und Sophokles in der Ursprache las, waren ihr auch die literarischen Erscheinungen ihrer eigenen Zeit bekannt. Daneben beschäftigte sie sich angelegentlich mit theologischen und philosophischen Studien. Sie stand mit einer Reihe von Gelehrten in Briefwechsel und correspondirte besonders eifrig mit jenen, welche der Reformation günstig waren. Sie ist nicht zur protestantischen Kirche übergetreten, denn die Verhältnisse, unter welchen sie lebte, machten ihr einen solchen Schritt unmöglich, so lang ihr Bruder, König Franz, nicht für die Reform gewonnen war. Dies aber versuchte sie vergebens. Sie täuschte sich, wenn sie Franz für fähig hielt, große und ernste Ideen consequent zu verfolgen. Ihr Einfluß auf ihn war allerdings bedeutend, und sie hing an ihm mit schwärmerischer Verehrung. Allein so viel vermochte sie nicht, daß er sich ernstlich um die kirchlichen Streitigkeiten bekümmert hätte. Was lag ihm an dem Gezänk der Pfaffen! Denn für mehr erachtete er die Bewegung nicht, die doch Frankreich bald ebenso sehr erschüttern sollte, als sie bereits Deutschland revolutionirte. Margarethe stand in Beziehungen zu Erasmus von Rotterdam und zu Melancthon, und war in eifrigem Gedankenaustausch mit dem Bischof von Meaux, Guillaume Briçonnet, der die Führer der Reformpartei, Lefebvre d'Etaples, Farel, Calvin und andere bei sich vereinigte und ihnen, so lang es ihm möglich war, sicheres Asyl gewährte. Unter dem Einfluß dieses Mannes gerieth die Prinzessin in Gefahr, in mystische Schwärmerei und unklare, verschwommene Rhetorik zu verfallen. Briçonnet war kein Mann von hervorragender geistiger Bedeutung; er gefiel sich oft in schwülstigen, unklaren Erklärungen und salbungsvollem aber nichtsagendem Wortschwall. Wir besitzen noch die Briefe, welche Margarethe mit dem Bischof wechselte. „Ihr habt mich gebeten,“ schrieb sie ihm im Januar 1523, „mich an Euch zu wenden, wenn ich eine Stelle der heiligen Schrift nicht verstünde, und ich habe es auch unbedachtsamer Weise versprochen. Nun aber müßt Ihr mich entschuldigen. Wie kann der Blinde über die Farben urtheilen? Ich gestehe, daß das kleinste Bibelwort mir zu hoch, und das klarste zu dunkel ist. Wie kann ich nach gutem Fleisch und nach Sauce verlangen, wenn ich gar keinen Geschmack habe? Euch aber, die Ihr den Geschmack der kräftigen Speisen kennt, bitte ich offen und ohne Rückhalt, Ihr möchtet mir

die Abfälle von denen, die Euch der Geber aller Gabe gegeben hat, überjenden, auf daß Eure alte Mutter, die noch in ihrer ersten alten Haut steckt“ (Margarethe bezeichnete sich selbst mit diesem Ausdruck) „durch das süße und entzückende Wort des Lebens ihre alte Haut erneuern und wieder so glatt, rund und weiß werde, daß sie Ihm angehören könne, der allein von nöthen ist.“

Das ist eine kleine Probe des frommen Jargons, in dem sich damals nicht wenige gefielen. Zum Glück fand Margarethe in dieser geschmacklosen Theologie nicht ihr Genüge. Ihr Geist verlangte andere frischere Nahrung, und ihre gewandte elastische Natur, ihr kräftiger Sinn überwand den auch diesen gefährlichen Einfluß.

Siebzehn Jahre alt war sie mit einem Prinzen aus königlichem Geblüt, dem Herzog Karl von Mençon, vermählt worden. König Franz überließ ihr im Jahre 1518 noch das Herzogthum Berry, dessen Einkünfte ihr als Apanage dienen sollten. Die Ehe blieb kinderlos. Der Herzog war schwächlich von Körper, geistig unbedeutend und ohne politischen Einfluß. In den ersten Jahren wohnte Margarethe meistens zu Mençon, ihren Studien gewidmet. Später kam sie häufig an den Hof, und benützte ihre Stellung, um die oft bedrohte Freiheit des Gedankens so viel als möglich zu beschützen.

Sie trat entschieden auf die Seite der Aufklärung und kämpfte in ihrer Weise gegen deren Feinde, die clericale Orthodoxie, die gleich unduldsame Pedanterie und den Aberglauben. An der Spitze der Gegner jedweder Reform stand die Sorbonne, die mächtig genug war, ihre Widersacher durch eine Anklage auf Kezerei in den Kerker und selbst auf den Scheiterhaufen zu bringen. Margarethe fand somit vielfach Veranlassung einzugreifen und ihre Hand schützend über ihre Freunde auszustrecken. Es gelang ihr, der Sorbonne manches Opfer zu entreißen, das dieselbe schon sicher zu halten glaubte. Darüber erhoben die Zeloten oft heftiges Geschrei, aber noch war das Wort der Herzogin von Gewicht bei dem König, und dieser bewilligte ihr nicht selten Gewährung, wenn sie ihn um Gnade und Freiheit für einen ihrer Schützlinge, einen Vertreter des freieren Gedankens, bat. Auf ihre Fürsprache öffnete sich z. B. das Gefängniß für Desobvre d'Etaples, der schon von der Sorbonne verurtheilt worden war, weil er den Satz aufgestellt hatte, die biblischen Erzählungen von Magdalena paßten nicht auf eine Person, sondern müßten auf drei verschiedene Frauen bezogen werden. Ebenso rettete Margarethe den Freund des Erasmus, Antoine Papillon, und den gelehrten geisteskühnen Louis de Berquin, der die Schriften Luthers übersetzte und verbreitete. Noch hatten sich freilich die Verhältnisse nicht so drohend gestaltet, daß man am Frieden verzweifeln mußte; noch schlug der Religionshaß nicht in schreckenden Flammen empor.

Der König hatte damals andere Sorgen. Sein Ehrgeiz zeigte ihm in seinen Träumen das Bild einer Weltmonarchie, an deren Spitze er stehen könne. Eine Zeitlang schmeichelte er sich mit der Hoffnung, die deutsche

Kaiserkrone auf sein Haupt zu setzen, und als er sich in dieser Erwartung getäuscht sah, wandte er seine Aufmerksamkeit um so mehr den italienischen Verwicklungen zu. Die apenninische Halbinsel sollte zum wenigsten ihm gehören. Aber auch hier, wie in Deutschland und überall trat ihm die schwächliche Gestalt Carl V. hemmend entgegen, und so entspann sich zwischen diesen beiden Männern ein erbittertes Duell, das in fünf großen Kriegen unsägliches Elend über Europa brachte.

Wenn König Franz nicht im Felde lag, beschäftigten ihn vorzugsweise Festlichkeiten und Liebeshändel. Für die Kunst verwandte er große Summen. Architekten, Maler und Bildhauer waren unausgezehrt für ihn thätig und auch die Dichter mußte er zu schätzen. Unter andern stand auch Clément Marot, der heitere Poet, in seinem persönlichen Dienst. Die romantischen Helbengedichte, die damals so beliebt waren, hatten ein ganz eigenthümliches Ideal von einem wahren Ritter ausgebildet. Franz glaubte dasselbe alles Ernstes durch sein Leben zu verwirklichen, und in diesem Sinne feierte ihn auch Marot, als er ihm seine Gedichte widmete und ihm sagte:

En sa jeunesse un prince de valeur,
 Pour éviter ennui plein de malheur,
 Le noble état des armes doit comprendre
 Et le beau train des amourettes apprendre,
 Sans trop aimer vénérique chaleur.

Armes le font hardi, preux et vainqueur,
 Amours aussi font d'un prince le cœur
 Plus libéral que ne fut Alexandre,
 En sa jeunesse.

Marot stand ungefähr im zwanzigsten Jahr, als ihn der König seiner Schwester als Diener, d. i. als Secretär, zuschickte. Gleichzeitig erhielt Marot eine Stelle im militärischen Gefolge des Herzogs von Alençon. Um sich bei seiner Herrin würdig einzuführen, begrüßte er sie mit einem Gedicht („Le dépourvu à madame la duchesse d'Alençon“), in welchem er sie um Nachsicht bat:

„Si j'ai empris, en ma simple jeunesse,
 De vous écrire, o très-haute Princesse,
 Je vous supplie que par douceur humaine
 Me pardonnez.“

In seinem Gedicht erzählt er dann ausführlich und der Weise seiner Zeit entsprechend in allegorischen Scenen, daß Mercur ihm geboten habe, vor die Herzogin hinzutreten. Er läßt dann das Gespräch folgen, das er mit der Hoffnung und mit der Furcht gehabt, und das ihn ermutigt habe, dem Gebot Mercur's zu gehorchen. Am Schluß unterbreitet er darum der hohen Frau die Bitte, sie möge ihn als einen ihrer geringsten Diener aufnehmen, nicht seiner Talente wegen, sondern aus Rücksicht für den König, ihren Bruder, der ihn gesendet habe.

Margarethe hieß den Dichter freundlich willkommen, ließ ihn mit fünf

undneunzig Livres jährlicher Besoldung in die Liste ihrer Beamten eintragen und zog ihn bald in den engeren geselligen Kreis, den sie um sich gebildet hatte. Es war ein lebendiger, heiterer und anregender Verkehr, in den Marot nun trat. Seine Gedichte legen dafür ein berebtes Zeugniß ab. Der Name der Herzogin kehrt häufig in ihnen wieder, und wie Margarethe von allen Dichtern der Zeit gefeiert wurde, so galten ihr auch einige der gefälligsten Poesien Marots. Gleich den andern besang er ihre Schönheit, die übrigens nicht gar groß gewesen zu sein scheint, wenn man nach dem Bild urtheilen darf, das sich in der Versailler Galerie befindet. Dasselbe zeigt sie allerdings in höherem Alter, aber es beweist doch, daß sie, gleich ihrem Bruder Franz, die große Nase hatte, welche für die Valois charakteristisch war. Wenn sich die Dichter, die sie trotzdem besangen, auch darauf berufen konnten, daß „grand nez ne gâte pas beau visage“, so dürfen wir doch vielleicht annehmen, daß die übliche Höflichkeit und der Respect vor der königlichen Prinzessin den Blick der Poeten scharfsten und sie mehr Schönheit sehen ließen, als gewöhnliche Menschen entdecken konnten.

Aber die zeitgenössischen Dichter besangen nicht allein Margarethens Schönheit, sie priesen auch ihre Liebenswürdigkeit, Feinheit und Anmuth, und zwar in Worten, die in sich selbst die Garantie der Wahrheit tragen. Es konnte keine leere Redensart sein, wenn Marot ihre offene, gewinnende Weise der Unterhaltung, den Wohlklang ihrer Stimme rühmte, ihr

— — rond parler, sans fard, sans artifice,
Si bean, si bon que cent ans l'ourroit,
Jà de cent ans fâcher ne s'en pourroit;

oder wenn er ihren Geist pries:

Un vif esprit, un savoir qui m'étonne,
Et par sus tout une grâce tant bonno
Soit à se taire ou soit en devisant.

So spricht keine einfache Schmeichelei, und alle andern Ueberlieferungen bestätigen zudem gerade dieses Lob Marots. Es scheint, daß Margarethe jeden, der ihr nahe, durch ihr liebenswürdiges Wesen und die Kunst ihrer Unterhaltung zu bezaubern wußte. Bedürfte es noch eines weiteren Beweises, so könnte man ihn in den geistvollen Gesprächen finden, mit welchen sie die einzelnen Erzählungen ihres Heptamerons verknüpfte, und auf die wir später zurückkommen werden. Auch ihr Erzählertalent hat Marot gebührend hervorgehoben. In seinen Epigrammen heißt es (Nr. 83. „De la Reyne de Navarre.“):

Entre autres dons de grâces immortelles
Ma Dame écrit si haut et doucement,
Que je m'étonne en voyant choses telles
Qu'on n'en reçoit plus d'ébahissement.

Puis quand je l'oy parler si sagement,
Et que je vois sa plume travailler,
Jo tourne bride, et m'ébahis comment
On est si sot de s'en émerveiller.

Marot scheint Zeit seines Lebens kein guter Rechner gewesen zu sein und daher fortwährend in Schulden gesteckt zu haben. Sein Gehalt war freilich nicht so bemessen, daß er ihm große Ausgaben gestattet hätte. Die Gunst seines Monarchen und der Herzogin mußte ihm deshalb öfters aus der Noth helfen.

Die Letztere hatte ihm ein paar freundliche Verse als Antwort auf ein Gedicht geschickt, und Marot erzählt ihr darauf wieder (Epigramm 89), wie er seinen Gläubigern, die sonst nicht viel auf Poesie hielten, dadurch imponirt habe, daß er ihnen das Gedicht seiner Gönnerin zeigte:

„Sire Michel, sire Bonaventure,
La soeur du Roi a pour moi fait ce diet!“

Als die Wucherer erkannt hätten, in welcher Gnade Marot stehe, wären sie gar demüthig geworden, hätten ihn den gnädigen Herrn genannt, und das Gedicht der Herzogin habe darum Goldeswerth für ihn.

Car promis ont, non seulement d'attendre,
Mais d'en prêter (foi de marohand) encor,
Et j'ai promis (foi de Clément) d'en prendre.

Man hat früher von einem Liebesverhältniß zwischen Margarethe und Marot gesprochen, und alle möglichen Gedichte, in welchen der Letztere von seiner Liebe spricht, als an Margarethe gerichtet erklärt. Allerdings finden sich bei ihm mehrere poetische Stücke, die der Prinzessin gelten und offen von des Dichters Bewunderung und seinen Gefühlen reden. Wer aber die Sitte der Zeit kennt, weiß, daß solche Verse durchaus keinen Schluß auf eine ernstere Empfindung erlauben. Es gab keinen französischen Poeten jener Zeit, der nicht Margarethen in seinen Gedichten angebetet hätte, und diese selbst, die sich gern mit poetischen Arbeiten abgab, antwortete häufig mit scherzhaftem Wort auf solche, von der Mode in Aufnahme gebrachten Liebesbetheuerungen von Dichtern, die sich für sterbend erklärten, auch wenn sie gesund und wohlgenemuth einhergingen. Das alles galt einfach als ein Spiel, eine Art Wettkampf des Scharffinns, wie man ja auch heute noch gern in frühlicher Gesellschaft galante Verse zum Besten giebt, die nicht weiter ernst genommen werden.

III.

In den steigenden Sorgen über die Verwicklungen im Innern kamen bald ernste Bedenken über des Königs äußere Politik. Frankreich ging großen Gefahren entgegen, und während der religiöse Hader die Bürger mehr und mehr in zwei einander feindliche Lager trieb, bedrohte der Krieg mit Carl V. den Bestand der Monarchie selbst. Das Jahr 1524 wurde ganz besonders folgenschwer für Frankreich wie für Margarethe persönlich. Franz I. zog damals wiederum nach Italien, um die Spanier und Kaiserlichen daraus zu vertreiben. Heinrich von Navarra und der Herzog von Mençon hatten sich dem Heer angeschlossen, und in der Entscheidungsschlacht bei Pavia war dem

Letzteren der Oberbefehl über die Reserve anvertraut. Die Schlacht endete bekanntlich für die Franzosen mit einer furchtbaren Niederlage, und man beschuldigte Alençon, den Verlust des Treffens durch seine Unentschlossenheit herbeigeführt zu haben. Als die französische Schlachtreihe in's Wanken gerieth und sich zur Flucht wendete, habe der Herzog, sagt man, ebenfalls nur an schleunige Rettung gedacht, statt mit seinem Corps muthig in die Schlacht einzugreifen. Hätte er auch den Feinden den Sieg vielleicht nicht mehr entreißen können, so hätte er doch den Rückzug gedeckt und die Armee vor völliger Vernichtung gerettet. Es heißt weiter, daß der Herzog in Lyon, bis wohin er flüchtete, von seiner Gemahlin und deren Mutter mit den heftigsten Vorwürfen empfangen worden, darüber in eine hitzige Krankheit verfallen und nach wenig Tagen gestorben sei. In Frankreich sucht man immer noch einem Sündenbock, dem man die Schuld an einem großen Unglück aufbürdet, um die Gesamtheit freisprechen zu können. Wie weit der Vorwurf gegründet ist, den man Alençon machte, ist schwer zu erforschen; geschichtlich ist nur, daß er sich aus der Schlacht rettete, und kurze Zeit darauf zu Lyon in den Armen seiner Frau gestorben ist.

Die Wendung des Schicksals war jäh. Während Frankreich gedemüthigt war und sein König in der Gefangenschaft schmachtete, eröffnete sich für Margarethe ein Feld größerer Thätigkeit als zuvor. Ihre Mutter Louise von Savoyen war zur Regentin in Abwesenheit des Königs ernannt, aber Margarethe stand ihr zur Seite und ihr Rath galt viel. Die nächste Sorge der beiden Frauen galt dem Gefangenen, von dem bald schlimme Nachrichten einliefen. Der Mangel an Bewegung und freier Luft schwächten seinen Körper. Franz verfiel in Schwermuth und man fürchtete für sein Leben. Darum schien es vor allem nothwendig, ihn sobald als möglich zu befreien, und einen Friedensschluß, sei es auch durch große Opfer, zu erkaufen. Die Verhandlungen zu beschleunigen und ihrem Bruder Trost zu bringen, entschloß sich Margarethe selbst zur Reise nach Madrid. Sie wußte, daß sie sich damit bitteren Begegnissen aussetzte, allein in ihrer Opferfreudigkeit für den Bruder schenkte sie nichts. „Wenn ich Euch in etwas dienen kann, wird mir nichts zu viel sein,“ schrieb sie ihm. „Alles wird mir als Ruhe, Ehre, Trost erscheinen.“ Ein mystisch frommes Vertrauen in den glücklichen Erfolg ihrer Reise erfüllte sie. Von Seiten der französischen Regierung wurde Kaiser Karl V. um einen Geleitsbrief ersucht für Jemand, der den kranken König besuchen wolle. Der Name war nicht genannt, aber Karl kannte ihn wohl. Nur ungern gab er die gewünschte Ermächtigung für die Zeit von sechs Monaten. Darauf hin brach die Herzogin von mehreren Herren und Damen begleitet nach Spanien auf. Ende August schiffte sie sich zu Nigues Mortes ein und bevor der September zu Ende gieng, fand sie sich an ihres Bruders Seite. Wie sie denselben zu erheitern, ihm Muth einzufößen mußte und ihm dadurch die Gesundheit zurückgab, ist bekannt. Aber sie kam ja auch als Unterhändlerin, und dieser Theil ihrer Aufgabe war besonders

schwierig. Die Mühe, die sie sich gab, den Kaiser und die spanischen Staatsmänner zu milderer Bedingungen zu bewegen, war außerordentlich. Von Madrid reiste sie nach Toledo, wo sie Karl sprach, eines Tags auch in die Sitzung des Staatsraths eingeladen wurde, dort die heftigsten Reden hinzunehmen mußte, aber mit Würde antwortete und, wie es heißt, auch mit großer Beredsamkeit die Sache Frankreichs verfocht. Von Toledo eilte sie nach Alcalá und Guadalupe, um Freunde zu werben. Man gab ihr mit spanischer Höflichkeit viel schöne Worte, aber auch nichts weiter. „Jeder betheuert mir seine Freundschaft für den König, aber ich merke wenig davon,“ schrieb sie im October aus Toledo an den Marschall von Montmorency, der beim König weilte. Die spanische Politik zielte offenbar darauf ab, die Verhandlungen in die Länge zu ziehen, bis die Frist des Geleitsbriefs für Margarethe abgelaufen wäre. In dieser Bedrängniß entschloß sich Franz zu einem schweren Opfer. Er unterzeichnete insgeheim eine Urkunde, in welcher er der Krone entsagte. Damit verloren die Spanier ihre Beute, denn Frankreich hatte wieder seinen König, auch wenn Franz von Angoulême des Kaisers Gefangener blieb. Mit dieser Urkunde verließ Margarethe Madrid, um in langsamen Tagereisen nach Frankreich zurückzukehren. Aber kurz nach ihrer Abreise wußte Kaiser Karl bereits von dem Geheimniß, und Margarethe erhielt unterwegs von befreundeter Seite den Wink, ihre Reise zu beschleunigen, da die Zeit des freien Geleits zu Ende ging, und sie möglicherweise nach Ablauf derselben angehalten würde. Auf diese Warnung hin bot die Herzogin ihre ganze Kraft auf, ritt in einem Tag eine Strecke, zu der sie in gewöhnlichen Zeiten vier Tage verwendet hätte, und erreichte die französische Grenze glücklich einige Stunden bevor ihr Schutzbrief seinen Werth verlor.

Trotzdem Franz die Entsagungsurkunde unterzeichnet hatte, zögerte man doch in Frankreich, dieselbe zu publiciren. Man hoffte immer noch auf eine Verständigung mit Spanien, und wirklich bequerte sich Franz kurz darauf, alle Forderungen des unerbittlichen Gegners zuzugestehen, um nur seine Freiheit wieder zu erlangen. Er beschwor feierlich den Frieden, obgleich er entschlossen war, ihn nicht zu halten. Er glaubte sein Gewissen dadurch beruhigen zu können, daß er in Gegenwart seiner Getreuen gegen den Eid als einen erzwungenen protestirte, bevor er ihn ablegte. Solche Falschheit findet sich in dem Leben des Königs öfters, und kennzeichnet überhaupt die Staatsmänner jener Zeit. Am 26. März 1526 hielt Franz seinen feierlichen Einzug in Paris. Einige Monate später verheirathete er seine Schwester mit Heinrich von Navarra (24. Januar 1527). Man hatte an eine stolzere Verbindung für sie gedacht, eine Ehe mit dem König von England geplant. Aber Franz verfügte anders. Es heißt, der Bund der Herzogin mit Heinrich von Navarra sei eine Neigungsheirath gewesen, besonders von ihrer Seite. Doch muß man eher glauben, daß Franz seine Schwester, die ihm kurz zuvor soviel Beweise ihrer Anhänglichkeit gegeben hatte, einfach seinen politischen Rücksichten opferte. Er sicherte sich durch diese Ehe nicht allein seine Herrschaft in Béarn, sondern gewann die Möglich-

keit, im gegebenen Fall auch Ansprüche auf das spanische Navarra zu erheben. Jedensfalls paßte das Paar nicht recht zusammen. Margarethe zählte bereits 35 Jahre und Heinrich von Navarra war erst 24 Jahre alt. Der Altersunterschied war doch gar zu groß. Heinrich führte ein leichtes lockeres Leben, und seine Frau hatte öfters Nachsicht mit ihm zu üben. In späteren Zeiten soll sie sogar Mißhandlungen von seiner Seite ausgesetzt gewesen sein. Doch bleibe dies dahin gestellt. Das neu vermählte Paar residirte zunächst am französischen Hof und Margarathe war als Königin von Navarra nicht weniger einflußreich als sie es gewesen war, so lange sie nur die Herzogskrone trug. Ueber große Mittel hatten freilich weder sie noch ihr Gemahl zu verfügen. Margarethe bezog als königliche Prinzessin von Frankreich eine Apanage von 25000 Livres, hatte auch noch einigen persönlichen Besiß; Heinrich von Navarra erhielt von seinem Lande Béarn gerade soviel, als ihn die Verwaltung desselben kostete, und nur manchmal bewilligten ihm die Stände eine kleine Summe als freiwillige Beisteuer. Heinrich hatte aber außer seinem souverainen Reich noch eine Reihe von Gütern in Frankreich, zumal in der Gascogne, in der Grafschaft Foix u. s. w. Diese brachten ihm jährlich etwa 30000 Livres ein, und mit ihnen mußte er haushalten, bis ihm sein Schwager 1542 die Statthaltertschaft der Guyenne anvertraute, mit welchem Amt ein Gehalt von 10000 Livres verbunden war. Das königliche Paar verfügte also im Ganzen über eine Summe von etwa 50,000 Livres jährlich, was auch in jenen Zeiten für einen König — selbst einen Zaunkönig wie Heinrich d'Albret — nicht viel war. Diese bescheidene Stellung wurde durch den Einfluß gehoben, den Margarethe auf ihren Bruder ausübte. Leider nahm derselbe von Jahr zu Jahr ab. Seit seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft war König Franz in vieler Hinsicht anders als zuvor; er wurde schwerfällig und sein Egoismus trat immer greller zu Tage. Er gerieth mehr und mehr in die Gewalt herrschsüchtiger Favoritinnen und in dem gleichen Maße sank seine Rücksicht auf Margarethe. Von ihrem Bruder hintangesezt, zog sie sich mit ihrem Gemahl öfter und zu immer längerem Aufenthalt nach Béarn zurück, um dessen Aufblühen sie sich große Verdienste erwarb. Sie berief Colonisten, tüchtige Ackerbauer, aus ihrem Herzogthum Berry, um den Landbau zu heben; sie baute Armenhäuser und Hospitäler, und verwandte den größten Theil ihrer Einkünfte zur Unterstützung der Armen und zur Vinderung des Elends, wie dies ihre Ausgabenbücher, die man wieder aufgefunden hat, beweisen. In Pau ließ sie das Schloß ausbauen und die prächtigen Gärten herstellen, die ein Stolz der Stadt sind. Schon 1531 hatte sie ein poetisches Werk veröffentlicht „Le Miroir de l'âme pécheresse“, dessen Charakter schon durch den Titel deutlich wird. Sie verfaßte auch Mysterien- und Possenspiele, zur Erbauung und Erheiterung ihres Freundeskreises. In einem der Stücke brachte sie sich selbst einmal auf die Bühne. Ihre Macht mußte indessen sehr gesunken sein, sonst hätte man wohl nicht gewagt, ihren „Miroir“ als legerisch der Sorbonne zu denunciern. Nur mit Mühe konnte das Buch vor einer Verurtheilung gerettet werden. Schon erlaubten sich die hitzigsten Gegner,

öffentlich wider sie aufzutreten. Ein fanatischer Mönch verlangte eines Tags in seiner Predigt, man solle die Königin in einen Sack stecken und in die Seine werfen. In einer Posse, die von den Professoren und Schülern einer Pariser Schule zur Aufführung gebracht wurde, stellte man die Königin von Navarra als höllische Furie dar. König Franz verhängte die schärfsten Strafen über die frechen Heher, aber Margarethe erbat von ihm Nachsicht für dieselben. So bewies sie wahrhafte Toleranz und freien Sinn, und wir verstehen, warum Rabelais nach ihrem Tode ihr noch einen Theil seines „Pantagruel“ widmete. Sie gehörte zu jener Elite von Geistern, für welche die Phantasie des großen Humoristen in der „Abtei Thélème“ ein ideales Asyl schuf. Aber nur in der Dichtung fand sich eine solche Heimath für die Freunde der Wahrheit und des Friedens.

In der rauhen Wirklichkeit gestalteten sich die Verhältnisse trüber und trüber. Der König stellte sich immer feindlicher gegen jeden reformatorischen Gedanken und ließ zu, daß die Anhänger desselben unbarmerzig verfolgt wurden. Auch Margarethens Freunde waren nun gefährdet und mancher von ihnen büßte seine Meinungen mit dem Tod. Sie selbst konnte kaum mehr für sie eintreten. Der Connetable, Anne de Montmorency, der lange Zeit das besondere Vertrauen des Königs besaß, bezeichnete eines Tags in einer Unterredung mit Franz die Königin geradezu als die Quelle aller Ketzerei, die man gewaltjam verstopfen müsse. Nun war Louis de Berquin nicht mehr länger vor dem Haß der Sorbonne zu retten und mußte den qualvollen Feuertod sterben. Nun wurde Maitre Michel, ein Geistlicher im Dienst Margarethens, zu Bourges hingerichtet, und der Dichter Des Periers, einer der Vertrauten Margarethens, tödtete sich im Gefängniß, um einem ähnlichen Loos zu entgehen. Clément Marot rettete sich nur durch schleunige Flucht nach Italien. Von Ferrara aus wandte er sich an den König, der ihm einst so gnädig gewesen war, und erinnerte ihn an das Sprichwort „Science n'a haineux que l'ignorant“, — ein Satz, der für die Gesellschaft von Pau charakteristisch ist. Der König gestattete ihm die Rückkehr, aber kurze Zeit darauf mußte der Dichter seinem Lande auf's neue und diesmal für immer den Rücken kehren.

Bereits kündigten sich die kommenden Religionskriege mit ihren Schrecken an. Etienne Dolet, der berühmte Gelehrte und Buchdrucker, wurde 1546 wegen Gottlosigkeit in Paris verbrannt, und in demselben Jahr fanden in Meaux und anderen Städten förmliche Massenhinrichtungen von Ketzern statt. Der religiöse Kampf beschäftigte alle ernsteren Geister und auch die Königin Margarethe versenkte sich gern in die Betrachtung der großen kirchlichen und theologischen Streitfragen; je trüber es um sie her wurde, desto mehr zog sie sich auf sich selbst zurück, und überließ sich andächtiger frommer Stimmung. Sie war katholisch geblieben, aber mit ihren Sympathien stand sie auf der Seite der Protestanten.

O port de salut, Vérité,
Sauve la nef quite réclame!

heißt es in einem ihrer Gedichte und in einem andern fleht sie zu Gott um Kraft für seine getreuen Befenner.

Tu veux que ton Evangile
Soit prêché par les tiens
En château, bourgade et ville,
Sans que l'on en cèle riens!
Donne donc à tes servants
Coeur ferme et fort,
Et que d'amour tous fervents
Aiment la mort*).

Da sie ihre Ansichten nicht verheimlichte, steigerte sich der Haß gegen sie in solchem Grad, daß man Mordanschläge gegen sie befürchtete. Sie wurde eines Tages von unbekannter Seite gewarnt, sich gegen Vergiftung zu schützen. Es erging daher der Befehl, keinen Fremden in die Küche des Schlosses treten zu lassen, und eine Zeit lang vermied Margarethe sogar die Kirche, da man glaubte, daß auch im Weihrauch giftige Dünste verbreitet werden könnten.

Die Gegensätze wurden immer schärfer. Margarethe duldete selbst die kühnsten Freidenker in ihrer Gesellschaft. Sie strebte nach Wahrheit, und obwohl sie selbst frommen Sinnes war, erschrak sie vor keiner noch so kühnen Behauptung.

Aber nicht allein in ihrem Gewissen, auch in ihrer Liebe wurde sie bedroht. Sie hatte eine einzige Tochter, Jeanne, (geb. 1528), denn ein Knabe, der zwei Jahre später geboren war, hatte nur wenige Monate gelebt. Jeanne war also Erbprinzessin und es konnte einst politisch wichtig werden, wem sie ihre Hand reichte. König Franz kannte den Wunsch seiner Schwester, in den Besitz von Navarra zu gelangen, und fürchtete, daß sie eine Verbindung der jungen Prinzessin mit Philipp von Spanien, dem Sohn Karl V., plane. Gewaltthätig und rücksichtslos wie er war, bemächtigte er sich darum seiner Nichte und ließ sie, von ihren Eltern getrennt, im düstern Schloß Plessis-les-Tours, wo einst Ludwig XI. gehaust hatte, erziehen. Raum dreizehn Jahre alt, wurde sie an den Herzog Wilhelm von Cleve verheirathet, obwohl Margarethe sowohl wie ihr Gemahl und Jeanne selbst dagegen protestirten. Nach einigen Jahren, als die Politik wechselte, und Cleve in den deutschen Händeln keine so wichtige Rolle mehr spielte, wurde die Ehe vom Papste als niemals wirklich vollzogen, für ungiltig erklärt. Dann gab, nach dem Tode Franz I. der junge König Heinrich II. die Hand der Erbprinzessin an den Prinzen Anton von Bourbon, und auch diese Verbindung geschah gegen den Willen der Eltern. Die Bourbonen waren eine Seitenlinie der Valois, allein damals konnte Niemand ahnen, daß die letzteren

*) Chansons spirituelles. S. die Ausgabe der Werke Margarethens „Les Marguérites de la Marguérite des Princesses etc.“, éd. F. Frank. t. III. Paris, Jouaust 1878.

so bald aussterben würden. Daß Jeannes Sohn, dessen Geburt Margarethe übrigens nicht mehr erlebte, dereinst Frankreichs König werden sollte, war unmöglich vorauszusehen.

Die letzte Lebenszeit der Königin war von Krankheit gequält, vonummer und Sorgen aller Art verdüstert. Sie starb bald nach dem Tode Franz I., der sie tief erschütterte, im Alter von 57 Jahren auf ihrem Schloß Oboz in der Landschaft Bigorre.

In einem ihrer letzten Gedichte sprach sie sich mit großer Bitterkeit aus. Sie sah die Zukunft voll düsterer Drohungen und Hoffnung auf den Fortschritt der Menschheit erschien ihr trügerisch. In solcher Stimmung schrieb sie:

Las! tant malheureuse je suis,
 Quo mon malheur dire ne puis,
 Sinon qu'il est sans esperance.

IV.

Die Erzählungen, welche Margarethe von Navarra in ihren Mußestunden schrieb, bilden jedenfalls ihr bekanntestes Werk, und sie sind es, die uns auch jetzt beschäftigen sollen.

In der Einleitung zu ihrem Heptameron erzählt sie, daß König Franz, der Dauphin, die Dauphine und Madame Margarethe eines Tags den Plan gefaßt hätten, eine Sammlung von Novellen in der Art des Boccaccio zu schreiben, daß aber die großen politischen Ereignisse, das Bündniß zwischen Frankreich und England und die Niederkunft der Dauphine die Ausführung dieser Idee verhindert hätten. Der Dauphin, von dem hier die Rede ist, kann nicht der älteste früh gestorbene Sohn des Königs gewesen sein, sondern Heinrich, der zweite Sohn, der sich im Jahre 1533 mit Katharina von Medici vermählte. Katharina war die erste Prinzessin, welche seit langer Zeit wieder als Dauphine in der französischen Königsfamilie lebte. Ihre Ehe war lange kinderlos, so daß man schon an Repudiation dachte und erst im Jahre 1544 kam sie mit einem Sohn nieder. Das Bündniß, das König Franz mit Heinrich VIII. geschlossen hatte, blieb von 1543—46 in Kraft, und wir haben somit einen festen Anhaltspunkt um die Zeit zu bestimmen, in welcher Margarethe die Einleitung zu ihrem Heptameron schrieb. Sie fällt in die Zeit nach 1544 und vor den Tod des Königs Franz 1547, der noch als lebend erwähnt wird. Indessen mag Margarethe schon lange an ihren Novellen gesammelt haben. Sie schrieb sie in ihren Mußestunden, auf der Reise in ihrer Sänfte, wann es gerade ihre Stimmung erlaubte. Wie Boccaccios Decamerone sollte auch ihre Sammlung die Zeit von zehn Tagen umfassen, und jeder Tag zehn Novellen bringen. Doch konnte sie ihr Werk nicht vollenden. Sie hatte erst 72 Erzählungen geschrieben, als sie dahingerafft wurde. Schon daraus erklärt es sich, warum dieselben nicht zu ihren Lebzeiten, wie so viele andere ihrer Dichtungen, gedruckt worden sind. Vielleicht hatte sie ihre Arbeit auch gar nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt,

sondern bei derselben nur an die Unterhaltung in ihrem intimen Freundeskreis gedacht. Jedemfalls ließen sie bald in mehrfachen Handschriften um, und im Jahre 1558 erschien auch eine Ausgabe im Druck. Dieselbe war betitelt „Histoires des amans fortunés“ und war ohne den Namen der Verfasserin von Pierre Boaistuau herausgegeben. Diese erste Ausgabe ist unvollständig; der Herausgeber sagt selbst, er habe den Original-Text gekürzt, verändert, vieles zugefügt und anders weggelassen. („tronqué, changé, innové, ajouté et supprimé!“) Vor allem hatte er die Stellen ausgemerzt, die ihm durch die Kühnheit der Gedanken gefährlich erschienen, so besonders böse Ausfälle gegen die Geistlichkeit, oder Sätze, die als reformsfreundlich gelten konnten. Da er auch die Ordnung der Novellen nicht einhielt, und den interessantesten Theil des Werks, die zwischen die Novellen eingeschobenen Gespräche der Gesellschaft ausschied, so erregte diese Publication den Unwillen der Tochter Margarethens, der Königin Jeanne von Navarra, und eine neue gewissenhaftere und genauere Ausgabe wurde auf ihren Wunsch ein Jahr darauf, 1559, von Claude Gruget besorgt. Gruget gab der Sammlung zuerst den Namen „Heptaméron“ der ihr auch geblieben ist. Auch diesmal kam das Manuscript nicht un verändert zum Abdruck. Gruget ließ einige Erzählungen, die ihm zu bedenklich erschienen, aus und ersetzte sie durch andere. Er änderte mehrere Namen, corrigirte auch die Sprache und den Stil, um den Anforderungen seiner Zeit zu genügen. Denn in so raschem Fluß war damals die französische Sprache, daß selbst wenige Jahre, ein halbes Menschenalter, bedeutende Veränderungen in ihr herbeiführten.

Die modernen Ausgaben haben natürlich die Manuscripte des Heptameron, die sich auf der Pariser Nationalbibliothek befinden, zur Grundlage genommen. Für den Eifer, mit dem man sich seit einiger Zeit in Frankreich dem Studium der vorclassischen nationalen Literatur zuwendet, ist es bezeichnend, daß seit etwa fünf und zwanzig Jahren allein fünf verschiedene, philologisch behandelte zum Theil kostbar ausgestattete Ausgaben des Heptameron erschienen sind. Das Jahr 1880 allein hat die Veröffentlichung von zweien gesehen*).

Gleich die Einleitung zu den Novellen giebt ein anziehendes Gesellschaftsbild. „Am 1. September besanden sich in dem Pyrenäenbad Cauterets mehrere Gäste aus Frankreich, Spanien und andern Ländern, die einen um Wasser zu trinken, die andern um zu baden, oder sich im Moorschlamm zu stärken. Denn das Bad besitzt eine solche Heilkraft, daß Leute, die schon von den Ärzten ausgegeben sind, ihre Gesundheit hier wieder finden“. So beginnt Margarethe ihre Erzählung. Als sich die Gäste nach dreiwöchentlicher Kur zur Heimreise rüsteten, brachen furchtbare Regen

*) Es sind dies die schon erwähnte von F. Frank besorgte Ausgabe, und ferner eine Prachtausgabe in 4 Bänden, herausgegeben von Le Roux und Montaignon. Das Werk bringt die Freudenberg'schen Kupferstiche aus der im Jahr 1780 zu Bern erschienenen großen Ausgabe.

aus, die den Wadeort überschwemmten. Man konnte nicht bleiben, obwohl auch die Reise wenig Annehmlichkeiten versprach. Die spanischen Gäste suchten ihren Weg über das Gebirg zurück. Allein die Reisenden aus Frankreich, die ihr Weg zunächst nach Tarbes führte, fanden sich durch die zu reißenden Flüssen angeschwollenen Gebirgsbäche gehemmt. Der Gade, der drei Wochen zuvor keine zwei Fuß tief gewesen war, brauste jetzt mit furchtbarer Wuth dahin. Alle Brücken waren zertrümmert, und mehrere Leute, die sich in das Wasser wagten, ertranken elend. Es blieb den Meisten nichts anders übrig, als zurückzukehren, ebenfalls das Gebirg zu übersteigen und durch die Landschaft Roussillon nach Narbonne, oder von Barcelona zu Schiff nach Marseille zu fahren.

Eine verwitwete Dame aber, Madame Disile, fürchtete eine so beschwerliche und weite Reise und suchte nach der Prämonstratenser-Abtei Notre Dame de Serrance zu gelangen. Serrance, oder richtiger Sarrances, liegt in Béarn und war das Ziel vieler Wallfahrten. „Nicht daß Disile so abergläubig gewesen, zu denken, die heilige Jungfrau steige von der Rechten ihres Sohnes herab, um hier auf dieser armen Erde zu wohnen; sie wünschte nur einmal den Ort zu sehen, von dem sie schon so viel hatte reden hören.“ Dort hoffte sie auch Unterstützung zu finden, um ihre Reise bequem fortsetzen zu können. Diese Erwartung erfüllte sich freilich nicht, überall hatte man mit großen Gefahren zu kämpfen. Sie verlor einen Theil ihrer Dienstkleute und gelangte nur mit großer Mühe bis zur Abtei, wo sie sich genöthigt sah, bis auf Weiteres zu verweilen.

Während Madame Disile sich nach Serrance flüchtete, verfolgte eine andere Reisegesellschaft einen Weg, der nicht mindere Schrecken bot. Zwei Ehepaare, Gircan mit seiner Frau Parlamente, und ein anderer Edelmann mit seiner Gattin Longarine reisten zusammen. Zwei Herren, Dagoucin und Saffredent, hatten sich denselben angeschlossen, da sie den beiden Damen in ehrfurchtsvoller Liebe huldigten.

Eines Nachts wurden die beiden letzteren durch Lärmen und Geschrei aus dem Schlaf geweckt und erkannten, daß ihre Freunde im Nebenhaus von Räubern bebrängt wurden. Schnell entschlossen eilten sie zu Hilfe und vertrieben die Strolche. Leider war der eine Edelmann, Longarinens Gatte, tödtlich verwundet und starb wenige Minuten nachher. Nach diesem traurigen Ereigniß setzten die Uebrigen die Reise fort, und ritten den ganzen Tag, bis sie zur Abtei Saint-Savin*) kamen, wo sie freundliche Aufnahme fanden. Bereits hatten zwei andere reisende Damen, Romerside und Ennasuite, hier Zuflucht gefunden, nachdem sie fast die Beute eines Wären geworden waren. Die Reisenden kannten sich und ihre Freude über diese Begegnung war groß. Andern Tags wuchs die Zahl der Gäste wiederum, da sich ein Edelmann, Namens

*) Saint-Savin de Tarbes, 8 franz. Meilen von Barèges, rühmte sich von Karl dem Großen gegründet worden zu sein.

Geburon, bis in die Kirche der Abtei flüchtete. Er war in seinem Bett von zwei Mördern überfallen worden und hatte sich nur mit Mühe gerettet. In Saint-Savin hörte man indessen bald, daß Madame Difiie nach Serrance gekommen sei und dort einen Bekannten, Simontaut, getroffen habe.

Die Gesellschaft beschloß daher, ebenfalls dorthin zu reisen. Der Abt rüstete sie nach bestem Vermögen aus, gab ihnen Pferde, Diener, Mäntel, Lebensmittel mit und so erreichten sie ihr Ziel, wenn auch mit vieler Mühe. Der Abt von Serrance war freilich ein böser Herr, wagte aber die Gäste nicht abzuweisen, da sie mit der Béarner Fürstenfamilie sehr befreundet waren.

So findet sich in Serrance eine ganze Gesellschaft guter Bekannter zusammen, und da die Wasser immer noch sehr hoch, die Brücken aber alle zerstört sind, müssen sich die Reisenden bequemen, einige Tage zu bleiben. Sie beschließen, über den Gave auf eigne Kosten eine Brücke bauen zu lassen, und die Vollendung derselben abzuwarten. So sind sie auf zehn bis zwölf Tage in der Abtei zurückgehalten, und der schlimmste Gast, die Langeweile, meldet sich bei ihnen. Sie zu verschuchen, rath Difiie, in der heiligen Schrift zu lesen, denn die Beschäftigung mit religiösen Dingen hebe den Menschen über jede Bedrängniß hinaus. Gircan aber protestirt lebhaft gegen diese Art der Unterhaltung; so müde seien sie noch nicht, und weltliche Zerstreuung ihnen nöthig. Parlamente schlägt darum vor, die Gesellschaft solle sich durch Erzählungen die Zeit vertreiben. Auf einer schönen Wiese am Ufer des Gave, wo dicht belaubte Bäume kühlen Schatten spenden, könnten sie sich in den Nachmittagsstunden versammeln. Wenn jedes eine Geschichte erzähle, die es selbst erlebt oder als wahr von glaubwürdigen Leuten vernommen habe, so seien die hundert Novellen zu einem neuen französischen Decamerone in zehn Tagen vereinigt. Freudig rufen alle diesem Vorschlag Beifall zu, und des andern Tages beginnen sie die Ausführung ihres Plans. Die edle Gesellschaft läßt sich auf dem weichen schwellenden Gras nieder, und lauscht den Erzählungen, die nun der Reihe nach vorgetragen werden. Mit heiterer Fronie berichtet Margarethe, daß auch die Mönche des Klosters sich am zweiten Tag herbeischlichen, und in ihrem Versteck mit großem Vergnügen den ergötlichen Geschichten lauschten, obwohl ihre Collegen darin oft in üblem Licht erschienen.

Die Frage liegt nun nahe, wer die Personen sein mögen, welche die Königin unter den falschen Namen eingeführt, und deren jedem sie einen besonderen Charakter verliehen hat? Darüber bestand von jeher kein Zweifel, daß wir den wirklichen Freundeskreis Margarethens vor uns sehen, der mit Kunst und wahrheitsgemäß geschildert ist. Mögen die Einzelnen auch nie so zusammengeseßen haben, die Erzählerin konnte sie doch in ihrem Bild vereinigen. Gewiß flüsterte man sich in der ersten Zeit die Namen derselben zu, sowie man auch die Helden der mitgetheilten Geschichten zum großen Theil zu nennen wußte. Allein da diese Kenntniß Sache weniger Eingeweihten war, die ihr Geheimniß gut bewahrten, so verlor sich allmählig die Tradition und um die Personen des Heptamerons heute von ihrer Maske zu befreien

und sie kennen zu lernen, bedarf es besonderer Combinationen und Forschungen. Einen wahrhaft großen Scharfsinn, genaue Kenntniß der Personen jener Zeit, sowie eine erstaunliche Sicherheit des Blicks hat bei der Lösung dieser Aufgabe der neueste Herausgeber der Novellen, Felix Frank, erwiesen. Seine Ausführungen sind zum Theil so unumstößlich, daß sie nicht mehr bezweifelt werden können; für andere Hypothesen hat er wenigstens so geistvolle Wahrscheinlichkeitsgründe vorgebracht, daß wir uns gern ihm anschließen. Die Schilderung der Gesellschaft im Heptameron wird dadurch mit einemmal zu einem lebendigen Bild aus längstvergangenen Tagen, und die Farben desselben glänzen in neuem kräftigen Licht.

Madame Disile war schon frühe erkannt worden. Der Name ist ein Anagramm von „Loyse“, wie man den Namen früher schrieb. Disile ist also die Mutter Margarethens, und erscheint in der Schilderung der Tochter, die sie doch kennen mußte, als eine eifrige Leserin der Bibel, bereit, jeden Augenblick eine Moralpredigt zu halten. Disile zeigt damit offenbar Hinneigung zu den Reformideen, und F. Frank glaubt auch, daß sie in diesem Punkt mit Margarethens völlig übereingestimmt und gleich ihr daran gearbeitet habe, Franz I. für die Reformation zu gewinnen. Louise von Savoyen starb allerdings schon 1531, aber Margarethens konnte sie deshalb doch in den Kreis der Gesellschaft mit aufnehmen, die sie in Cauterets zusammenführte, zumal sie keine Jahreszahl angiebt. Frank weist ferner nach, daß von den 7 Erzählungen, die Disile vorbringt, fünf auf wahren Begebenheiten beruhen, die in die Zeit von 1490—1531 fallen, und daß sie in Angoulême, Amboise und Périgord spielen, wo Louise einen großen Theil ihres Lebens verbrachte. Deutlicher verräth sie sich bei Gelegenheit der 13. Novelle, in der Parlamente von einer frommen Dame erzählt, welche „zum Haus der Regentin, der Mutter des Königs Franz“ gehörte. Als Parlamente geendet, ruft Disile: „Ich ahne wohl, wer das ist, darum bitte ich sie nicht zu verdammen, ohne sie gehört zu haben.“

Unschwer erkennt man auch die Königin von Navarra selbst in der Person der verständigen und feingesinnten „Parlamente“ — die so schön zu reden versteht. In der Einleitung heißt es von ihr, daß „sie niemals müßig noch melancholisch“ sei. Sie ist heiter und lacht gern, wie sie ja auch zuerst die Idee hat zu erzählen, aber sie verabscheut jede Hochheit, selbst im Ausdruck. Ueber den Begriff dessen, was als unanständige Rede zu gelten habe, war freilich das 16. Jahrhundert etwas anderer Meinung als die heutige Zeit. Aber Parlamente ist in ihren Ausdrücken zurückhaltender als die andern Damen, und sie vertritt die ideale Richtung, in der Liebe wie in der Freundschaft. „Ich denke,“ sagt Dagoucin, „daß Parlamente am besten weiß, was vollkommene Freundschaft ist.“ Mehr als einmal wird betont, wie sie in treuer Liebe an ihrem Gemahl hängt, der ein gewissenloser Chemann ist, und da sie einmal selbst von ihrer Liebe zu demselben spricht, wird sie von Dame Ennaquite unterbrochen, die in gereiztem Tone bemerkt, sie halte sich wohl für besser als jede andre Frau. Parlamente vermeidet den Streit und

bricht lieber die Unterhaltung ab. So scheint sie immer versöhnlich und gewinnend, und von allen Personen des Kreises, der sich auf der schattigen Wiese am Gabe zusammensindet, ist sie unstrittig die sympathischste.

Parlamentes Mann wird als „Hircan“ eingeführt. Die früheren Ausleger dachten bei ihm an den Herzog von Mençon. Félix Frank hat nachgewiesen, daß unter Hircan nur Heinrich d'Albret verstanden werden kann, zumal der Name wiederum nur ein Anagramm ist (Harric mit der französischen Aussprache für Henricus.) Hircan ist vielleicht der derbste unter den Herren, was ziemlich viel sagen will. Er ist ein Mann, dem nichts heilig ist, der an Frauenehre und Frauenwürde nicht glaubt. Freilich beklagt er sich einmal, er stehe in schlimmerem Ruf als er es verdiene (Epilog zur 6. Novelle), allein die Theorien, die er vorbringt, und die Erzählungen, die er zum Besten giebt, lassen in ihm einen rücksichtslosen genussüchtigen Mann erkennen, der in seiner Stellung Niemand zu scheuen braucht.

Wie Parlamente und Hircan, haben auch die andern Personen des Kreises eine ausgeprägte Physiognomie und jede bietet ein fein ausgeführtes Porträt. So ist Simontaut ein Mann der brüsten derben Rede, der keinen Sinn für die idealen Güter des Lebens besitzt. Er wirbt in seiner Weise um Parlamentes Reigung, und kann ihr in heftiger, ja grober Weise antworten, wenn sie ihn abweist. Simontauts Frau, Ennasuite, tritt am wenigsten hervor. Mit um so größerer Vorliebe ist ein andres Paar, Saffredent und Romerside, geschildert. Der erstere hat zwar schon einige weiße Haare auf dem Kopf, aber ist noch jung genug, um das Leben zu genießen. Heiter, selbst ironisch, ist er nicht unbeflesen, wie sich das von einem Freund der Königin von Navarra eigentlich von selbst versteht. Er citirt Jean de Meung, den Dichter des „Roman de la rose“ und weiß die Chansons, die zu seiner Zeit umfließen, bei Gelegenheit passend vorzubringen. Romerside, seine Frau, ist die heiterste und ausgelassenste der Damen. Sie erscheint in ihren manchmal sehr freien Aeußerungen wie ein nordischer Kobold, ein kleiner Strudelkopf, der den anwesenden Herren, zumal Hircan, gern etwas heiß macht und sich trefflich auf das Wortgefecht versteht. „Ich gebe der Jüngsten das Wort,“ sagt Parlamente. „Ich sage nicht — der närrischsten,“ setzt sie hinzu, und wir sehen ein feines Lächeln ihre Lippen umspielen. Neben ihr erscheint Dame Longarine, die durch den Ueberfall der Räuber kürzlich Witwe geworden ist, als vorsichtig, klug, offen und streng rechtlichen Sinns. Nach der 24. Novelle wird sie aufgefordert, zu erzählen. „Longarine wird uns eine Geschichte erzählen, die nicht traurig ist, und weder Männer noch Frauen verschont,“ sagt Dagoucin, und sie freut sich darüber, daß man ihre Aufrichtigkeit schätzt. Von den beiden Herren, Geburon und Dagoucin, ist der erstere schon bei Jahren. Er ist im Harnisch ergraut, und erzählt gern von der Zeit, da er jung war, so daß Romerside seiner spottet und daran erinnert, daß die alten Leute immer in ihrer Jugend viel klüger gewesen sein wollen, als die neue Generation, die sie neben sich aufwachsen sehen. Dagoucin endlich ist in dem Kreis der Herren

eine ganz besondere Erscheinung. Jung und unverheirathet, trägt er in seinem Herzen eine stille Liebe zu Parlamente. Sein Gemüth ist edel und rein. Ihm genügt das Bewußtsein seiner Liebe, und nur ein Wort darüber zu reden, würde ihm wie eine Entweihung erscheinen. In dem Kreis der Lebemänner, deren Sinn nur auf Vergnügen und Genuß gerichtet ist, vertritt er das Ideal. Er ist eine jener höher angelegten Naturen, die das Niedrige und Gemeine von sich fernhalten, und darum in einer wilden sittenlosen Zeit durch ihre Opposition leicht in's Extrem getrieben werden, so daß sie dem Sinnenleben jede Berechtigung absprechen.

Die Erklärung der letztgenannten Personen war bisher sehr ungewiß, da jeder Commentator seiner Phantasie dabei freien Lauf ließ. Erst F. Frank hat durch sein systematisches Vorgehen definitive Resultate gewonnen, wie wir schon oben gesagt haben.

Nach ihm ist in Simontaut und Ennasuite der Vater des bekannten Geschichtsschreibers Brantôme, François de Bourdeille und seine Frau Anne de Bivonne zu erkennen. Saffredent zeigt die Züge des dem Haus d'Albret treu ergebenen Jean de Montprézat, dessen Frau aus dem Haus Fimarcon, (oder Fiedmarcon, im Anagramm Romarcside) stammte. Longarine ist fast mit ihrem wirklichen Namen eingeführt. Madame de Longrai aus der Familie der La Fayette, deren Gatte bei Pavia gefallen war, stand in besonders engen Beziehungen zu Margarethe. In Geburon erkennt Frank den Seigneur de Burpe, der später protestantischer Ideen beschuldigt wurde (Anagramm Gebur oder Gebur), und in Dagoucin einen Geistlichen aus dem Kreis des reformfreundlichen Clerus, Nicolas Dangu, der Abt von Juilly war, später Bischof von Seez, dann von Mende wurde und als Kanzler dem Königspar von Navarra nahe stand. Als Freund des Bischofs Briçonnet und in Ideengemeinschaft mit Margarethe, war er bei dieser besonders angesehen, und das Charakterbild, das sie von Dagoucin entwirft, entspricht ganz der hohen Meinung, die sie von Dangu hatte. Au ihn wandte sich eines Tags auch Clément Marot, als er wieder einmal in Geldnoth war, und sang:

L'argent par terme recueilli
 Peu de profit souvent amène:
 Par quoi, Monseigneur de Juilly,
 Qui savez le vent qui me mène,
 Plaise vous ne prendre la peine
 De diviser si peu de bien,
 Car ma boîte n'ost pas si pleine
 Que cinq cents francs n'y entrent bien.

Wir wollen hoffen, daß „Dagoucin“ nicht so ideal gefinnt war, dem leichtsinnigen Dichter die irdischen fünfhundert Franken zu versagen.

V.

Das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander bildet den Inhalt der meisten novellistischen Arbeiten alter und neuer Zeit. Je nach der größeren

oder geringeren Feinheit der Epoche, in der sie entstehen, je nach dem Charakter des Volks, dem sie angehören, sind diese Erzählungen bald derb realistischer Natur, bald betonen sie mehr die idealere Seite des Liebesbundes zwischen Mann und Frau.

Die Erzählungen der Königin von Navarra gehören zu der Gattung der kleinen Geschichten, die im Mittelalter überaus beliebt waren. Abwechselnd heiter und rührend, manchmal auch tragisch, doch zumeist von jenem Schalksgeist erfüllt, der das Vorrecht hat, über alles ungestraft zu lachen, mußten diese Geschichten unsern Altvordern doppelt behagen. Sie waren unterhaltend und spannend, ergötzten den naiv derben Sinn der Zuhörer, indem sie oft in plumper Weise, aber doch nicht eigentlich cynisch gemein, von Abenteuern berichteten, die sich alle um die eine Frage drehen, wie die Galanterie siegt und der Genuß — um so begehrt, je strenger er verwehrt ist — trotz aller Hindernisse ermöglicht wird. Die Mehrzahl dieser Geschichten aus den früheren Jahrhunderten sind heute als schlüpfrig verdammt, und beleidigen zart besaitete Gemüther. Daß die Zurückhaltung, die sich die Gesellschaft unserer Zeit auferlegt, einen Fortschritt in sich birgt und feineren Geschmack beweist, ist wohl nicht zu bezweifeln. Nur darf man nicht pharisäisch auf die Vergangenheit herabblicken, denn so groß als manche vielleicht glauben, ist der Unterschied zwischen den Anstandsbegriffen vergangener Jahrhunderte und der heutigen Zeit doch nicht.

Immerhin fällt es uns auf, daß eine Dame, die in dem Ruf feinsten Bildung und edelsten Sinnes stand, solche Erzählungen schreiben konnte, wie sie das Heptameron in großer Zahl aufweist. Nicht allein, daß diese in einer Gesellschaft von Herren und Damen vorgetragen werden und der Ausdruck oft ganz unverhüllt auftritt, es werden auch die Vorfälle und Verhältnisse, wie die Novellen sie schildern, nachher noch sehr ernsthaft und unbefangen besprochen. Wird die Rede gar zu derb, so erröthet wohl eine oder die andere Dame und weiß der Unterhaltung eine Wendung zu geben, die ihr besser gefällt. Doch ist sie nie sicher, ob sie nicht im nächsten Augenblick wieder ähnliches zu hören bekommt. Eine Aeußerung über die Zulässigkeit grober Ausdrücke findet sich in dem Epilog zur 52. Novelle. Dieselbe erzählt, wie ein Betrüger von einem andern überdortheit wurde, indem er sich als einen kleinen Zuckerhut etwas aufhängen ließ, was doch ganz anderer Natur war. Allein wie dasselbe beschreiben, da man im neunzehnten Jahrhundert die freie Sprache der Königin von Navarra nicht gestatten will? Der zweite Betrüger hatte nämlich auf der Landstraße das gefunden, was man in manchen Gegenden — einen Nachtwächter nennt. Diesen, der festgefroren war, schlug er in ein Papier und verkaufte ihn dem Andern als Zucker, wodurch derselbe in allerlei besondere Unannehmlichkeiten gerieth.

In dem Epilog zu dieser dustigen Geschichte kennzeichnet Margarethe ihren Standpunkt betreffs der gar zu naturalistischen Ausdrücke und wir theilen die Stelle darum nachstehend mit.

„Meine Erzählung ist allerdings nicht sehr sauber,“ sagte Simontaut zum Schluß seines Vortrags, doch habt Ihr mir gestattet, die Wahrheit zu sagen, und das habe ich gethan, um zu zeigen, daß sich Jedermann freut, wenn ein Betrüger betrogen wird.“

„Man sagt wohl,“ bemerkte Hircan, „daß Worte niemals übel riechen; die Leute aber, für die jene Worte bestimmt waren, kamen nicht so leichten Kaufs dabon.“

„Es ist wahr,“ sagte darauf Difile, „solche Worte riechen nicht. Aber es giebt andere, unanständige, die sehr üblen Geruch haben, und das Gefühl viel mehr beleidigen, als der vermeintliche Zuckerhut dem Körper lästig werden konnte.“

„Ich bitte Euch,“ sagte Hircan, „sagt mir solche Worte, die so schmutzig sind, daß sie dem Gefühl und dem Sinn einer Frau wehe thun.“

„Das wäre nicht übel,“ entgegnete Difile, „daß ich ausspräche, was ich keiner Frau zu sagen rathe.“

„Nun verstehe ich,“ sagte Saffredant, „was das für Worte sind, deren sich die Frauen nicht bedienen, wenn sie für anständig gelten wollen. Ich frage aber alle Damen, die hier sind, warum sie bei solchen Ausdrücken, die sie nicht gebrauchen wollen, so gern lachen, wenn man sie in ihrer Gegenwart anwendet?“

Da sprach Parlamente: „Wir lachen nicht, weil wir diese schönen Worte hören. Aber jeder Mensch wird zum Lachen gereizt, wenn er einen andern straucheln sieht, oder wenn Jemand ein Wort unabsichtlich gebraucht, wie das oft vorkommt. Selbst die Klügsten und Berebtesten versprechen sich und setzen ein Wort für ein andres. Wenn Ihr Männer aber unter Euch absichtlich häßlich redet, wie Guer böser Sinn Euch treibt, dann kenne ich keine anständige Frau, die das nicht verabscheut, die es nicht nur nicht hören will, sondern auch die Gesellschaft solcher Leute flieht.“

„Aber es ist doch wahr,“ sagte Geburon, „ich habe viel Frauen gesehen, die das Kreuz schlugen, wenn sie solche Worte hörten, und dann darauf bestanden, daß man sie wiederholte.“

„Und wie oft,“ fügte Simontaut hinzu, „haben sie ihre Maske vorgenommen, um lachen zu können, nachdem sie sich sehr erzürnt gestellt haben?“

„Das ist auch wahrlich besser,“ sagte Parlamente, „als solche Ausdrücke offen zu billigen.“

„Lobt Ihr denn,“ sagte Dagoucin, „die Heuchelei der Damen gleich ihrer Tugend?“

„Die Tugend ist gewiß vorzuziehen,“ meinte Longarine, „aber wo sie fehlt, muß die Heuchelei helfen, so wie wir hohe Absätze tragen, wenn wir klein sind.“

Man sieht, auch zu jener Zeit schon gab es Proteste gegen unanständige Sprache, gab man sich den Anschein unschuldiger Verschämtheit, ohne doch im Grund des Herzens über Erzählungen von mehr als freier Haltung zu

zürnen. So ist es ja auch heute noch oft genug. Bringt man nun noch in Anschlag, daß der Ton der Gesellschaft vor dreihundertundfünfzig Jahren ganz anders war, daß die Sprache der gebildetsten Kreise sich keine Zurückhaltung auferlegte, so wird man nicht mehr erstaunen, daß Königin Margarethe in ihren Erzählungen auch dem alten „gallischen“ Späß Raum gegeben hat. Mit welcher Derbheit stattete Luther oft seine Kernsprüche aus, und daß damals selbst Geistliche auf der Kanzel manchmal ihren Predigten einen obscönen Nebensinn gaben, ist zur Genüge bekannt. Die ältere Zeit nahm an solchen Widersprüchen, die uns empören, keinen Anstoß. So weisen noch heute die großartigen Gotteshäuser, welche das Mittelalter errichtete, Fresken und Carricaturen inmitten der Fülle schönster Ornamente auf. Den Nordländer befremdet ohnehin gar manche Redewendung der südlichen Stämme, welche mit der ihnen eigenen Lebhaftigkeit natürliche Verhältnisse und Vorgänge einfach bei ihrem Namen nennen. Noch zur Zeit Ludwigs XIV., also über hundertunddreißig Jahre später, las man sich Lafontaines „Contes“ in den feinen Kreisen vor, und Frau von Sévigné, der niemals böse Nachrede etwas anhaben konnte, schrieb sogar ihrer Tochter über diese raffinirt schlüpfrigen Gedichte. „Auf die Gefahr hin Dich zu erzürnen, schicke ich Dir die beiden Bücher von La Fontaine,“ schrieb sie am 13. März 1671. Frau von Grignan gehörte also zu jenen Damen, von welchen das oben erwähnte Gespräch des Heptameron redet. Sie schrieb ihrer Mutter voll Entrüstung zurück. Diese antwortete ihr darauf (6. Mai 1671): „Verwirf La Fontaines Bücher nicht gar so sehr. Es finden sich entzückende Fabeln und reizende Erzählungen darin,“ und unter den letzteren empfahl sie einige, die wirklich stark gepfeffert sind.

Auch Margarethens Erzählungen sind oft geradeaus und sprechen unverhüllt. Aber sie bezwecken nicht, durch lascive Schilderungen zu reizen, wie dies andere, z. B. gerade Lafontaines Geschichten beabsichtigen, von den neusten moralischen Romanen Zolas und feiner Jünger ganz zu schweigen.

Das Mittelalter hatte ein besonderes Gefallen an der kurzen scharf pointirten Erzählung, und auch die Zusammenfassung derselben zu einem größeren Ganzen war beliebt. Vielsach finden wir die Fiction einer Gesellschaft, die sich auf solche Weise unterhält. So ließ Chaucer seine Geschichten von Wallfahrern erzählen, Boccaccio die feinigsten in einem Kreis jugendlicher Florentiner Herren und Damen vortragen, und so sind auch Ludwig XI. „Nouvelles nouvelles“ zusammengestellt. Von diesen Werken war besonders Boccaccios Decamerone in Frankreich beliebt. Margarethe bestätigt das in dem Prolog zu ihrer Sammlung ausdrücklich: „Ich glaube, daß unter Euch Niemand ist, der die hundert Novellen des Boccaccio nicht gelesen hätte.“ Margarethe hatte sogar selbst einem königlichen Beamten, dem Kriegskammerath („trésorier de l'extraordinaire des guerres“), Antoine Le Maçon den Auftrag gegeben, das Decamerone in's Französische zu übersetzen, und diese Arbeit erschien zu Paris im Jahre 1545, kurz vor der Redaction des Prologs. Daß selbst der König und der Dauphin mit seiner Gemahlin zu einer ähnlichen Sammlung ihre

Mithilfe versprochen hatten, haben wir schon gesagt. Alle diese Erzählungen sind wie ein Nachklang der alten Liebeshöfe und ihrer Verhandlungen. Nur hat sich die Manier, mit der man die Fragen aus dem Reich der Liebe und Galanterie behandelt, dem Charakter der Zeit entsprechend geändert, sie ist skeptisch und frivol geworden. In mehreren wesentlichen Punkten aber unterscheiden sich die Novellen der Königin von Navarra von ihren Vorbildern. Boccaccio nahm in seine Sammlungen alle Geschichten auf, die ihm unterhaltend zu sein schienen und seinem Zweck entsprachen. Er hat eine Reihe alter Anekdoten neu aufgepußt. Ein Grund ältere Geschichten nicht aufzunehmen, nur weil sie irgendwo schon einmal erzählt waren, lag bei ihm nicht vor. Margarethe aber stellte sich die Aufgabe, nur wirkliche Vorfälle und historische Begebenheiten zu schildern. Ihre Vertrauten mußten ihr dabei helfen und aus ihren Erinnerungen mittheilen, was sie wußten. Das klingt noch an mancher Stelle durch. So sagt Longarine am Schluß der 25. Novelle, in der sie von einem Prinzen und seiner Schwester zu erzählen hatte, daß sie auf Wunsch eben dieser letzteren ihre Geschichte niedergeschrieben hätte. „In einer Hinsicht sollten die Novellen sich von jenen des Boccaccio unterscheiden,“ heißt es im Prolog zum Heptameron, „es sollte keine geschrieben werden, die nicht eine wahre Geschichte enthielt.“ Dieser geschichtliche Charakter wird öfters betont. Parlamente sagt z. B., bevor sie die 21. Erzählung zum Besten giebt, daß alles darin wahr sei und sie nur die Namen ändere. Daß diese Bedingung in fast allen Novellen des Heptameron eingehalten wurde, ist nachweisbar. Gleich die erste behandelt eine tragische Begebenheit, welche die Stadt Mençon in Aufregung versetzte. Sie erzählt, wie ein Procurator auf Anstiften seiner Frau einen Meuchelmord beging, nach England floh und vom König begnadigt wurde, später aber wegen weiterer Verbrechen doch auf die Galeeren kam. Nun findet sich im Nationalarchiv noch der königliche Begnadigungssact, dessen Angaben die Darstellung der Novelle bekräftigen. In einer andern Erzählung wird von der frechen That eines vornehmen Mannes berichtet, der eine Prinzessin von Flandern mit ihrem Bruder zur Jagd auf sein Schloß einlud, und die Prinzessin bei Nacht in ihrem Zimmer überfiel, von derselben aber siegreich abgewiesen wurde. (Novelle 4.) Man weiß heute, daß Margarethe damit ein Abenteuer schildert, in dem sie selbst die Hauptrolle spielte und daß der Attentäter der Admiral Bonnivet war. In der letzten (72.) Novelle führt sie sich selbst mit Namen auf; sie rettet dort eine arme verzweifelte Nonne. So läßt sich noch bei sehr vielen der geschichtliche Hintergrund nachweisen, und wenn die Novellen dadurch für die Zeitgenossen einen Reiz mehr hatten, weil sie in ihnen nebenbei noch gleichsam ein Räthsel zu lösen fanden und sich an der Schilderung der ihnen bekannteren Personen erfreuen konnten, so gewinnen sie auch für uns an Interesse, denn nun sind diese Novellen nicht mehr einfache Anekdoten, wie sie jedes Jahrhundert dem folgenden überliefert, sondern sie gestalten sich zu kleinen Culturbildern, in welchen das echte unverfälschte Leben des 16. Jahrhunderts zu finden ist.

Wie Boccaccio seine Novellen nach einem gewissen System geordnet hat, indem er an dem einen Tage Liebesgeschichten mit tragischem Ausgang, am folgenden Geschichten mit erfreulichem Ende erzählen läßt, so hat auch Margarethe jedem Tag seine besondere Aufgabe gestellt. Doch ist dieselbe immer so gefaßt, daß sich ihr jede Geschichte mit wenig Mühe anpassen läßt. So sollen am ersten Tage Beispiele beigebracht werden, durch welche die Bosheit der Frauen gegen die Männer, und die der Männer gegen die Frauen bewiesen wird. Am dritten, vierten und fünften Tage sollen Novellen erzählt werden, welche hauptsächlich das Lob der Frauen verkünden, nebenher auch etwas von der Klugheit der Männer reden und gleichzeitig die Niedertracht und Schlechtigkeit der Mönche illustriren. So wird das Thema jedes Tages bestimmt, aber man sieht, wie weit die Freiheit dabei gehen konnte. Den Reiz der Unterhaltung zu erhöhen, wird aber an jedem einzelnen Tage Sorge getragen, eine Art contradictorischer Debatte einzuführen. Hat z. B. eine der Damen in ihrer Geschichte den Charakter der Männer in bösem Licht erscheinen lassen, so erhält gewiß nach ihr einer der Herren das Wort, um seinerseits zu beweisen, daß die Frauen den Männern noch übler mitspielen können, — und das Resultat ist eine Sammlung von Novellen oft derbster Art.

Gewiß, das Heptameron der Königin von Navarra ist nichts weniger als eine unschuldige Kinderlectüre. Das sechzehnte Jahrhundert hatte, wie schon hervorgehoben wurde, in Betreff des wohlstandigen und freien Wortes andere Ansichten als die heutige Zeit. Denn nicht was erzählt wird, sondern wie es erzählt wird, bezeichnet den Unterschied der beiden Epochen. An und für sich ist das sechzehnte Jahrhundert vielleicht die interessanteste Zeit der modernen Geschichte. Voll Glanz und Leben, dem Mittelalter noch nahe stehend und doch schon von der Ahnung der neuen Zeit erfüllt, strebsam, forschend, unruhig, hat es eine große Reihe anziehender Menschen aufzuweisen, fest geprägte Charaktere, die deutlich hervortreten, sei es im Guten oder im Bösen. Die Menschen jenes Jahrhunderts widmeten sich mit Begeisterung dem Cultus der Wissenschaft, schufen eine neue Philosophie, erneuerten den Bau der Kirche. Mit großer Geistesklarheit und skeptischem Sinn verbanden sie nicht selten eine mythische Schwärmerei, die aus tief religiösem Bedürfniß hervorging. Aber diese einander so entgegengesetzten Stimmungen durften ihnen die Lust am Leben, am Sinnengenuß nicht rauben. Sie freuten sich der Schönheit, des Lichtes und Glanzes und ein Tropfen toller Rabelais'scher Laune erhöhte noch den Lebensmuth.

Dieser Charakter offenbart sich auch im Heptameron Margarethens. Zeigen die Novellen selbst übermüthigen Geist und schlüpfrige Laune, so enthält sich in den Unterhaltungen, welche sich jedesmal an die Erzählungen knüpfen, eine ernstere Richtung, und für jeden Leser, der nicht einfach auf frivole Lectüre ausgeht, sind gerade diese Gespräche der wichtigste und interessanteste Theil des Buches. Freilich macht es sich oft komisch, wenn sich an eine sehr derbe ungenirte Geschichte eine ernsthafte Unterhaltung knüpft, und gar eine

fromme Morallehre aus dem Gehörten gezogen wird. Doch diese Novellen dienen auch nicht selten als Maske. Sie sollen den kühnen Geist, der sich in den Unterhaltungen ausspricht, etwas verdecken, sollen die Aufmerksamkeit der Gegner von dem Kern des Buches ablenken. Wer möchte auch in einer Sammlung von mehr oder weniger lasciven Novellen nach keizerlichen Lehren suchen? Und doch liegen sie offen da, doch schwingt sich Margarethe darin zu energischer Opposition gegen die ihr widerstrebende Partei des Fanatismus und der Unduldsamkeit auf. Sie erhebt energischen Protest gegen die privilegierte Unwissenheit, wie sie ihr in den Kapuzinermönchen und ähnlichen geistlichen Orden verkörpert erscheint, und die Unterhaltungen, welche die Novellen wie in einem Rahmen umfassen, lassen uns die Lebensanschauungen des Kreises, der sich um die Königin schloß, deutlich erkennen.

Die Besprechungen über das Wesen der Liebe und den Einfluß derselben auf die Menschen nehmen natürlich einen Hauptplatz in den Gesprächen ein. Man behandelte derlei Fragen in früherer Zeit mit besonderer Vorliebe und haute ein ganzes System von Lebensweisheit darauf. Im Epilog zur 35. Novelle bemerkt Disile, daß die Liebe zu einem edlen und gottesfürchtigen Mann nicht zu verachten sei, da sie einer Frau größere Kraft verleihe. Parlamente bestätigt allerdings diese Ansicht, denn keine Frau sei so leicht zu bethören, wie die, die nie wirklich geliebt habe. Aber sie warnt gleichzeitig vor platonischer Freundschaft, vor der „amour spirituelle“, und räth jeder Frau, sich mit der Liebe ihres Gatten zu begnügen. „Es giebt viel Männer, die im Ruf der Ehrenhaftigkeit stehen,“ sagt sie, „und doch glaube ich, giebt es wenige, die sich den Damen gegenüber immer ehrenhaft benehmen, und deren Ehre und Gewissen achten.“

Bei solchen Gesprächen kommt man leicht auch auf die „Serviteurs“ der Damen zu reden, jene Cavaliere, die sich offen um die Gunst einer Frau bewerben, die ihr mit jeglichem Dienst behilflich sind, und diese Ritterpflicht auch mit Zustimmung oder wenigstens stillschweigender Billigung des Gemahls der Dame ausüben. Das Verhältniß soll zunächst ein platonisches sein, und ein freundlicher Blick der Geliebten muß dem Liebenden als ein genügender Lohn erscheinen. Eine Auseinandersetzung, eine Erklärung der Gefühle darf sogar nach der idealen Anschauung gar nicht stattfinden, wie wir gleich sehen werden. In diesem Sinn ist Dagoucin der Serviteur Parlamentes und Saffredent derjenige Longarines, obwohl des ersteren Frau Romerfide an der Gesellschaft Theil nimmt. Saffredent gehört auch keineswegs zu den resignirten Naturen, und eine platonische Anbetung aus der Ferne behagt ihm nicht. Er benützt die erste beste Gelegenheit, seinen Standpunkt klar zu machen, und im Epilog zur zehnten Novelle setzt er mit verführerischen Worten auseinander, daß der Liebende für seine Mühen, Schmerzen und Seufzer auch den begründeten Anspruch habe, von der Geliebten in ehrbarer Weise belohnt zu werden. Longarine antwortet ihm darauf, daß er die Ehre falsch auffasse. „Wenn mich auch die ganze Welt für eine anständige Frau

erachtete, und ich wüßte das Gegentheil davon, so würde das Lob meine Beschämung und Verwirrung nur erhöhen.“

Die Herren sind, mit Ausnahme Dagoucins, wie wir schon gesehen haben, nicht so scrupulös. Im Ganzen haben sie eine sehr geringe Meinung von der Tugend der Frauen. Am ersten Tag erzählt Dagoucin die Geschichte eines Liebenden, der sich verschmäht glaubte und dem seine Liebe den Tod brachte. Die Damen haben am Schluß der Erzählung Thränen in den Augen, allein Hircan ruft aus:

„Das war bei Gott der größte Narr, von dem ich noch gehört habe! Ist es verständig von uns, wenn wir wegen der Frauen sterben, die doch nur für uns geschaffen sind, und wenn wir Scheu tragen von ihnen das zu verlangen, was sie nach Gottes Willen uns geben sollen?“ Natürlich stimmt Saffredent seinem Freunde bei, und geht noch weiter. Er behauptete, die Frauen seien wie die Festungen, die mit der Zeit einer richtig und kräftig geführten Belagerung nicht widerstehen könnten. Diese frivolen Worte werden den beiden Herren mit gebührendem Ernst von Parlamente verwiesen. „Ihr müßt Euch an armselige Frauen gewendet haben, daß Ihr zu solchen Ansichten gekommen seid,“ sagt sie. Saffredent rechtfertigt sich mit dem leichtfertigen Vers eines alten Weibes aus dem „Roman de la rose“:

Nous sommes faits, beaux fils, sans doutes,
Toutes pour tous, et tous pour toutes.

Der einzige Dagoucin stimmt mit seinen Freunden nicht überein. Er vertritt die ideale Richtung, und findet sich darin mit Parlamente zusammen. „Meiner Meinung nach kann kein Mensch vollkommene Liebe zu Gott in seinem Busen hegen, wenn er nicht auch einem Menschen hienieden vollkommene Liebe geschenkt hat,“ und Dagoucin entwickelt eine ganze Theorie über die Natur der vollkommenen idealen Liebe (1. Tag, 8 Erzählung, Epilog):

„Da der Mensch nicht weiß, wo er die zu ihm passende Hälfte finden kann, muß er dem Gebot seines Herzens folgen, aber unter keiner Bedingung in seinem Fühlen und Wollen wechseln. Wenn die Geliebte Euch ganz ähnlich wäre und immer denselben Willen hätte, wie Ihr, so liebtet Ihr Euch selbst und nicht sie.“ — „Wenn die Liebe auf die Schönheit, Guld und Gunst einer Dame sich gründet, und man dabei auf Genuß, Ehre und Gewinn abzielt, so kann sie nicht dauern. Wenn jene Güter schwinden, verfliegt auch diese. Das aber ist meine feste Ueberzeugung, daß der Liebende, der kein andres Ziel und keinen andern Wunsch hat, als wahrhaft zu lieben, eher sterben als die Liebe aus seinem Herzen reißen wird.“

„Ihr seid wohl nie verliebt gewesen?“ fragte Simontaut spöttlich. „Wenn Ihr wie die andern das Feuer der Leidenschaft gespürt hättet, Ihr würdet uns nicht mit dem Staat Platos kommen. So etwas schreibt man, aber ausführen läßt es sich nicht.“

„Wohl habe ich geliebt,“ entgegnet ihm Dagoucin, „ich liebe noch, und meine Liebe wird nur mit meinem Leben schwinden. Doch zeige ich sie nicht, aus Furcht, der Vollkommenheit meiner Liebe zu schaden. Jene, deren Freund-

ſchaft ich wüncſchen muß, darf davon nicht hören. Ja, ich wage nicht einmal, ſolche Gedanken auszudenten, weil meine Augen ſie vielleicht verrathen. Aber je heimlicher und verborgener ich meine Liebe halte, um ſo höher wächst die Freude in mir, da ich von der Vollkommenheit meiner Liebe überzeugt bin.“

Parlamente, die ſeine Träume erräth, unterbricht die Unterredung, um zu verhüten, daß ſich Dagoucin doch vielleicht durch ein Wort verrathe. „Vorſicht, Dagoucin!“ ſagt ſie zu ihm. „Ich habe Männer geſehen, die lieber ſterben als reden wollten.“ — „Gewiß waren dieſe ſehr glücklich,“ entgegnet Dagoucin, und auf den spöttiſchen Einwurf Saffredent's, daß er noch Niemanden vor Liebe habe ſterben ſehen, und auch er ſelbſt nie in dieſe Gefahr gekommen ſei, ſchließt Dagoucin das Geſpräch mit einem mitleidigen Wort: „Saffredent! Leute Curer Geſinnung ſterben nie aus.“

Dagoucin vertritt bereits die ſchwärmeriſche romantiſch ſtrenge Liebe, welche im 17. Jahrhundert in der Literatur eine ſo große Rolle ſpielte, das Ideal der ritterlichen vornehmen Geſellſchaft bildete, die Schäferromane, Schauſpiele und Gedichte erfüllte und ihnen das charakteriſtiſche Gepräge gab. Margarethe, die ſich vor den Maitreſſen Franz I. hatte zurückziehen müſſen, und ihres Gemahls Leichtſinn dulden mußte, ſuchte in der Betonung des ſelbſtloſen, opferfreudigen Gefühls eine moralische Genugthuung für ſich.

Doch die Anſchauungen über die beſte Art zu lieben ſind nicht die einzigen Themata der Unterhaltung im Kreiſe Margarethens. Ihr Haß gegen das Mönchthum tritt ganz unverhüllt zu Tage. Wenn eine Geſchichte beſonders laſciv iſt, iſt gewiß ein Papuziner der Held derſelben. Und dieſer Widerwille, der ſich oft genug äußert, erſtreckt ſich auch weiter. Parlamente erhebt ſich ebenſo gegen die Teſtamente, in welchen zu Gunſten der Kirche verfügt wird. Sie billigt, daß ein Sterbender den Armen ſcheute, was ihm wirklich gehöre und worüber er verfügen dürfe. Aber ſie ſollten nicht mit dem Gut Anderer Almoſen ſpenden. Die größten Wucherer, die ſich hunderttauſend Ducaten zuſammengestohlen hätten, wollten ſchließlich zehntauſend Goldſtücke opfern und koſtbare Capellen bauen, um Gott zu verſöhnen, gleich als ob dieſer nicht rechnen könnte. Diſile ſtimmt dieſer Anſicht bei und ſpricht ſich noch offener aus, Gott verlange ein reumüthiges und zerknirſchtes Herz, bevor er die Sünden vergebe. Nicht die Werke, ſonderu der Glaube erwerbe das Himmelreich. (Epilog zur 55. Novelle.)

Der proteſtantiſche Gedanke, Luthers Lehre, die der ganzen Reformation zu Grunde lag, tritt hier kühn und unverhüllt hervor. Aber es iſt doch eigenthümlich, daß die Schweſter des Königs von Frankreich, ſie ſelbſt eine Königin, ihre religiöſen Anſichten in einer Sammlung ausgeſaßener Novellen verbergen mußte. Da Margarethe die letzten und entſchiedenſten Worte in Dame Diſiles Mund legte, darf man ſchließen, daß auch Louiſe von Savoyen der Reformation mehr zugethan war als man gewöhnlich annimmt.

Iſt man aber einmal auf die keckeriſchen Neußerungen Margarethens aufmerkſam geworden, ſo findet man ſie an vielen Orten, wenn auch nicht ſo offen ausgedrückt, wie in der eben angeführten Stelle. Die 56. Novelle

erzählt z. B. von einem falschen Wunder, das der Dummheit eines Weibes seine Entstehung verdankte, und die 72. Novelle schildert die Lüstertheit eines Mönchs, der, um eine Nonne zu verführen, derselben auseinandersetzt, daß „eine verborgene Sünde vor Gott nicht gezählt wird, und keine Sünde ist, wenn sie keinen öffentlichen Scandal hervorruft.“ Die geistliche Heuchelei wird hier so scharf gegeißelt, wie später von Mathurin Régnier, der in seiner Satire „Macette“ eine Stupplerin sagen läßt:

„Verborgne Sünde ist schon halb vergeben!“

Und was sagt Molières Tartuffe anders, wenn er Elmire zu überreden sucht:

„Was nicht bekannt wird, nenn' ich kein Vergehn,

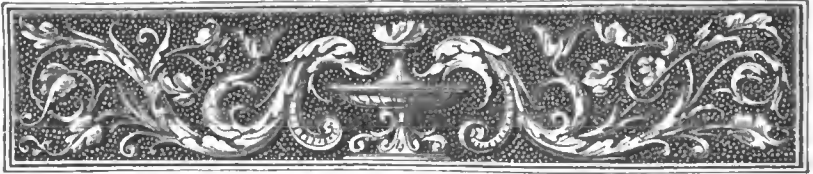
Demn Anstoß giebt nur, was die Welt erfährt;

Wer im Verborgnen sündigt, sündigt nicht.“

Wir haben im Vorstehenden das Heptameron der Königin von Navarra und die interessante Figur der Erzählerin selbst aufmerksam studirt, und so bleiben uns nur noch einige Bemerkungen über den Stil des Buches hinzuzufügen.

Das sechzehnte Jahrhundert sah eine rapide Entwicklung der französischen Sprache, die auf dem Weg zur classischen Ausbildung war, aber noch nicht zu einer für lange Zeit definitiven Form gelangen konnte. Die literarischen Werke, welche damals entstanden, haben für uns daher inmer etwas Jugendlich-Unfertiges. Ihre Sprache erscheint uns noch manchmal unbiegsam und zäh, und auch die Gedanken leiden Noth unter dem widerpenstigen Organ, das sie ausdrücken soll. Dafür haben diese älteren literarischen Denkmale oft eine so gewinnende Naivität und Einfachheit in ihrer Darstellung, daß wir ihre sonstigen Mängel gern übersehen. Gerade in ihrem noch etwas ungelassenen Auftreten überraschen sie durch den Geist und den Witz, den sie entfalten. Margarethe sagt selbst in dem Prolog, daß sie absichtlich keine Gelehrten herangezogen habe, denn diese würden mit ihrer schwülstigen Rhetorik die einfachen Geschichten verdorben haben. Die kleine Bemerkung wirft ein helles Licht auf die Richtung ihres literarischen Geschmacks, die sie übrigens schon früher durch ihre Vorliebe für Dichter wie Des Périers und Marot kundgab.

Die Einfachheit ihres Stils hob auch Gruget in seiner Widmung an die Königin Jeanne hervor. Von den drei Stilgattungen, welche Cicero anführe, habe sie den einfachen Stil gewählt, der unter den Lateinern besonders dem Terenz zu eigen gewesen sei. So leicht dieser Stil auch scheine, so schwer sei er in Wirklichkeit zu erlangen. Grugets Lob ist vollkommen begründet, und um die Schönheit und leichte Einfachheit der Sprache in dem Heptameron zu würdigen, muß man sie mit der Sprache anderer Prosawerke aus derselben Zeit vergleichen. Bei alldem ist Margarethens Stil nicht kunstlos. Ja sie hat in ihrem Buch einzelne landschaftliche Schilderungen, kleine Genrebilder oder dramatisch bewegte Stellen, die auch heute noch stylistisch vortreflich erscheinen. Die Gespräche aber, die sie ihrem Freundeskreis in den Mund legt, erheben sich nicht selten zu lebendiger Kraft, und verrathen scharfen Verstand gepaart mit wahrhaft freisinnigem Geist.



Golgatha.

Novelle

von

Bernhard Wagener.

— Kiel. —

I.

Donnerstahl, den 3. Juni 18..

Mein Freund!

Heute denke ich Dir anders zu scheinen, als an jenem Tage, da wir uns zum letzten Male die Hände drückten. Aber wir sind Beide noch jung und die Gewohnheit, Verhältnisse, Menschen, Umgebung leichten Herzens zu wechseln, wie den Rock, soll uns das Leben erst bringen. — Nicht, daß ich mich nach solcher Gewöhnung sehnte, aber Leute, die klüger und reifer sind, als ich, sagen doch, daß diese Erfahrungen Keinem erspart werden. Fügen wir uns, wie ich mich dies erste Mal gefügt habe; wünschen wir uns für jedes künftige Mal denselben glücklichen und Glück verheißenden Erfolg, den ich dies Mal gehabt!

Ich sehe Dich lächeln! Du hättest nicht geglaubt, daß der Pessimist von neulich, der sich mit Widerstreben durch Deine Freundesenergie in Bewegung setzen ließ, schon den Wandel zum offenbaren Sanguiniker vollendet hätte. Du hast schon recht und doch ich nicht minder; Du, mit der erwägenden Weisheit des um fünf Monate reiferen Mannesalters und ich mit dem greifbaren Erfolge, in dem ich lebe. Genug der Betrachtungen! Es verlangt Dich zu hören, wie es mir ergangen ist!

Nun, mein Freund, zunächst das Bekenntniß, daß damals, bevor wir scheiden sollten, alle Mittel Deiner — ich nenne sie schonend „eindringlichen“ Verebfamkeit nicht vermocht hatten, meine Bedenken zu beseitigen; es war eine leichtere Aufgabe, meinen Widerstand zu entwa ffnen, als mich innerlich zu überzeugen. Du hast gut reden, dachte ich bei mir, Du, der im eingewöhnten Leben zurückbleibt, der aus der Ferne ruhigen Herzens zusehen

kann, wie sein Experiment ausschlägt! So egoistisch wird man, wenn das Trägheitsmoment im Menschen durch fremde Gewalt gestört wird! Jetzt habe ich nur aus vollem Herzen zu danken und in dem Gefühle der Sicherheit, das über mich gekommen ist, bedarf es keiner Erklärung mehr, um mir die Selbstlosigkeit Deiner Bemühungen um mich klar zu machen. Du wußtest, was mir noth that, und ich hatte davon nichts als unklare Empfindung.

Heute kann ich über mein himmelstürmendes Jugendunternehmen den Kopf schütteln, wie über die Thorheit eines Dritten. Die Bürgschaft dafür, daß wir im Leben oben schwimmen werden, liegt im Können, nicht im Wissen; und dieser Idealist von noch nicht dreißig Jahren, der im Schulkraut und im Qualm der Studententweipe groß geworden, in dem das Jahr eines frischen, fröhlichen Krieges nur den Enthusiasmus genährt hatte, ohne ihn um Lebenserfahrungen sonderlich zu bereichern, er wagt es, ohne das Bewußtsein von der Größe seiner That, sich als Privatdocent zu habilitiren! Heute, da ich mit Gleichmuth mich selbst belächle, heute habe ich auch die Zeit der Enttäuschungen hinter mir, die Zeit, da ich fühlen lernte, daß der Gelehrtenkreis die Jugend nicht neben, nur unter sich leidet, die Zeit des ungeduldigen und doch so vergeblichen Wartens auf Schüler, die Zeit, in der ich Tag und Nacht über einen Lehrplan grübelte, der niemals zur That werden sollte; die Zeit der immer spärlicheren Groschen, des Vergrollens und des körperlichen Hinstechens! Hätte ich Dich nicht gehabt, mein Freund! Anfangs sträubte sich Alles in mir gegen diesen Tausch, dessen Nothwendigkeit mir doch von Tag zu Tag klarer wurde, aber der Dünkel, glaube ich, ist das Erste, was sich bei einem jungen Gelehrten einstellt. Vom Docenten an einer Hochschule (daß die Schüler gefehlt hatten, verschwieg ich mir weislich!) zum kleinen Hauslehrer hinunter; von einer Schaar begeisterter Jünglinge, die doch kommen konnten, begierig, an den Brüsten der Weisheit zu saugen, hinab zu einem ungezogenen Rangen; von der Höhe einer ernstern Wissenschaft zur Fibelweisheit! Schließlich wurde Alles Dein Werk und daran, daß diese wenigen Tage des neuen Lebens mich schon ganz gewonnen haben, magst Du sehen, wie sich die That selbst belohnt.

Zufrieden zu sein, wäre schon ein Erfolg, der Arbeit werth, aber ich bin mehr, ich bin glücklich! Und nun endlich sollst Du hören, was mich so glücklich gemacht hat.

Die Reise hierher war nicht dazu angethan, meine verzagte Stimmung aufzurichten, denn, offen gestanden, der Muth blieb meine schwächste Seite bei diesem Unternehmen. Aus unserem sonnigen Süden, von den buchengekrönten Bergen durch ein Land, in dem es anscheinend Nichts als unendliche Roggenbreiten giebt, hierher in den vom Frühling nur zaghaft berührten Norden, an einen Strand, über den der Seewind rauh und noch immer schneidend fährt, den finsterner Föhrenwald säumt, endlich in einen schmucklosen Landstrich in mitten sandiger Felder: Darin lag Nichts, was ermutigen konnte.

Aber vom ersten Worte des Willkommen ab wurde meine Stimmung eine andere und die kurze Reihe von Tagen, die ich hier verlebte, hat mir auch den letzten Zweifel darüber benommen, daß ich unter warmherzigen, guten Menschen lebe.

Der Graf ist eine prächtige Manneserscheinung, Einer von der Art, die für Frauen unwiderstehlich ist; groß, breitschultrig, ein wenig hager und deshalb von lebhafter Gesticulation; ein sengendes, dunkles Auge, ein wohlklingendes Organ und die Gabe, gut zu reden; das Alles vereint sich mit den weltmännischen Formen, die selbst einen gesellschaftlich so ungelenteten Burschen, wie Dein armer Freund ist, über jede Verlegenheit hinwegführen; offen, herzlich, ohne vertraulich zu sein, ein Mann, neben dem ich in der ersten Viertelstunde zu einem mir sonst schwerer zugänglichen Selbstbewußtsein kam, ohne daß meine Werthschätzung für Jenen sich verringert hätte.

Du wirst, denke ich, im Laufe der Zeit so viel von ihm zu hören bekommen, um Dir diese flüchtige Skizze selbst zu vervollständigen. Was die Gräfin betrifft, so möchte ich, je mehr ich den Charakter der Dame kennen und schätzen lerne, um so lebhafter beklagen, daß zwischen den beiden Gatten ein gewisses Mißverständnis besteht. Zunächst insofern, als sie beinahe gleichaltrig sein werden und mir den alten Erfahrungssatz bestätigen, daß allzu jung gefreit den Keim zur Neue in sich birgt. Es kommt hinzu, daß die Dame von zartester Gesundheit ist, die es ihr nicht gestattete, den Winter in unserem rauhen Klima zuzubringen. Du weißt, daß die ganze Familie in Italien war, als ich meine Beziehungen schriftlich anknüpfte. Das eheliche Verhältniß hat bei alledem den äußeren Schein vollkommenen Glückes; der Graf umgiebt seine Frau mit einer zärtlichen Sorgfalt, die nicht ermüdet, aber — nur das berührt mich unharmonisch! — von ihr mehr passiv, mit einem stereotypen Zug des Leidens entgegengenommen wird. Sehr erklärlich, wirst Du sagen, und ich muß Dir das Zugeständniß machen, daß ich mich in diese sensible Art, körperliche Leiden zu ertragen, nicht hinein zu denken vermag; aber jedenfalls ein wenig undankbar, zumal, wenn man sieht, wie diese kleine, schwächliche und in ihrem Thun gegen alle natürliche Veranlagung ein wenig schleppende, fast möchte ich sagen träge Frau neben ihrem Gatten unvortheilhaft erscheint. Sobald sie in Bewegung ist, empfinde ich selbst Etwas wie Schmerz; man sieht eine Anstrengung, eine Ueberwindung, die im eigenen Innern diese Reaction wahrst. Aber solche Neußerlichkeiten, zu deren Erwähnung mich wohl nur die Neuheit der Beobachtung veranlaßt hat, werden mehr als paralyfirt durch einen sanften, überaus milden Charakter; nicht eine Spur von so berechtigtem Stolze vermag ich in der Dame zu finden und ihr Verkehr mit dem Dienstpersonal ist von einer Rücksicht erfüllt, daß ich glauben möchte, selbst der Zorn könnte dieser ursprünglich wohl sanguinisch angelegten Natur keine heftigere Regung entlocken.

Um die Behaglichkeit meiner Lage zu erhöhen, habe ich mit vortrefflichen, gut erzogenen Schülern zu thun, zwei Knaben und zwei Mädchen im

Alter von sechs bis zehn Jahren, ehrliche Kinder mit ritterlichen Regungen, die sich an mich schneller angeschlossen haben, als an die Gouvernante. Damit Du mit meiner täglichen Umgebung völlig vertraut wirst, habe ich über diese Dame nur noch zu bemerken, daß sie jung ist, aber finster und schweigsam. Wenn ich in den Tagen meines Hierseins überhaupt schon hundert Worte mit ihr gewechselt habe, so weiß ich davon kein einziges mehr. Hübsch ist sie schon gar nicht, denn mit diesem stereotypen Gefühlsausdrucke, der kein Lächeln zu kennen scheint, kann man gar nicht hübsch sein!

Eine schöne briefliche Leistung für den Anfang, wirst Du mir hoffentlich zugestehen. Aber Deine berechtigten Erwartungen wünschte ich zu sättigen und wenn es mit mir so weiter geht, körperlich meine ich wie geistig, so wirst Du Wunderdinge erleben. Laß Dir zum Schlusse noch sagen, daß ich sie schon gesehen habe, diese Gegenstände meiner sehnsüchtigen Träume, diese verlorenen, waldgekrönten Flügel, die sich aus Kiefern und Wachholder-Dickicht erheben, die Kornbreiten mit ihren sanftgeschwungenen Rücken unterbrechen, jene räthselhaften Grabstätten des Nordens, welche von einem Leben vor Jahrtausenden Zeugniß geben. Wenn ich wieder schreibe, mein Freund, weiß ich hoffentlich mehr davon und dann wirst Du von meinem äußerlichen Leben gerade so wenig zu hören bekommen, wie viel von meinem inneren Thun. Wenn Du kannst, vergilt meine Schreibseligkeit und bleibe, was Du alle Zeit warst

Deinem aufrichtigen Freunde

Ernst.

II.

Den 16. Juni 18..

Du hast schon recht; für das Sein des Menschen giebt es keine zwingendere Nothwendigkeit, als die Möglichkeit der Mittheilung; je einsamer im Leben, desto gewaltiger der Drang, desto ursprünglicher der Gewinn. Menschen, die im Gemüthe des Tages, in großen Kreisen ihr Leben abspinnen, kommen nicht zum Bewußtsein dieses Bedürfnisses; dazu gehören ein Paar Einsame, wie wir, die Niemanden sonst haben, als einander; weltverlassene Waisen, Bücherwürmer, stumme Arbeiter; in solchen reagirt die innere Natur wie gährender Most; ich glaube, sie gingen am Sichselbstverschließen zu Grunde! Wir wollen also nicht gegenseitig abrechnen, Freund, sondern uns anthun, was wir Liebes können; Du sollst an der Länge meiner Briefe — das Einzige, wofür ich einstehen kann! — Dich gerade so sättigen dürfen, wie mich auf Deine künftigen dürstet . . .

Also zunächst die topographische Skizze, die Du verlangst. Donnerstuhl ist ein wunderliches, stillloses Conglomerat von Backsteinen, an dem sich ohne Zweifel viele Generationen der gräflichen Familie im Schaffen, Umbauen, Erweitern, Schmücken und Zerstören versucht haben. Viele Küche verdarben auch hier den Drei und es ist ein weitläufiges, verworrenes Haus daraus geworden, von dem man besser kein Aufhebens macht. Innerlich ist es

wohnllich, abgesehen von den unheimlichen Ecken, in die ich am liebsten nicht sehe, und reich eingerichtet; die Donnerstuhls können es sich leisten. Von der Lage ist auch nicht viel zu reden: mit dem Rücken lehnt es an einen recht gut gehaltenen Park, der sich in meilenweiter Föhrenforst fortsetzt; von vorn überseht man das korntragende, flache Land bis zu einem blauen Strich am Horizont, der wieder Wald bedeutet. Darin ist wenig Wechsel, aber der Reiz dieser Gegend scheint überhaupt im Eintönigen zu liegen. Durch den Wald führt gegen Norden eine Fahrstraße, die in der Entfernung einer halben Stunde an der Düne endet. Wieder ein Anblick von absoluter Eintönigkeit. Das Meer, das sich von hier aus nach allen Seiten in das Unendliche dehnt, kaum daß einmal ein Fischerkahn das Bild belebt. Wald, Feld und Meer; wohin man sieht, stets der Eindruck des Endlosen, und, über Allem jener Friede, der nur im kleinen Raume gestört wird, ohne das Gesamtbild in seiner trägen Monotonie zu ändern. Allerdings, das Meer kann, wenn es will, durch diese zum Träumen verleitende Wechsellosigkeit einen Strich machen, und mit der Neugierde Eines, der aus dem Binnenlande kommt, habe ich eine starke Sehnsucht nach dem Anblick von Wellen, Wogen, wenn es sein kann, und nach dem Brausen des Sturmes. Sobald es einmal losgeht, werde ich mir selbst in der Nacht die Gelegenheit nicht entgehen lassen, das Gruseln zu erlernen, aber wie mir alle Welt sagt, ist die Aussicht vor dem Herbst verschwindend gering. Der erste Anblick des friedlichen Meeres ist immer eine halbe Enttäuschung; man hat es sich nicht denken können, daß diese Unendlichkeit in der Ruhe spiegelt, wie der Ententeich eines Dorfes, daß man eine Stunde lang am Straude stehen kann, die Fußspitzen im Wasser, ohne die Ferse zu benehen. Aber dann, wenn man nicht mehr mit den Augen der Phantasie schaut, weitet sich das Herz doch an dem Schrankenlosen; diese Stille, dieser großartige Naturfrieden auf Meer und Land kann seine tiefe Wirkung auf Gemüth und Körper nicht verfehlen.

Ich glaube, daß diese Umgebung zur Winterszeit sehr melancholisch stimmen muß, aber mir lacht jetzt das Glück, den Frühling zum zweiten Male zu genießen; fast um vier Wochen später, als in unserem sonnigen Süden, aber nicht minder willkommen, weil er hier ein gewohnheitsmäßig nachhinkender Gast ist. Mit Italiens Himmel ist der unsere freilich nicht zu vergleichen, wie meine Hausgenossen sagen, und doch sieht man ihnen die Freude an, wieder zu Hause zu sein. Glückliche Menschen, welche nicht die Noth an die Scholle fesselt, denen der Wechsel erst den Reiz der Heimath recht zunt Bewußtsein bringt!

Von dem Grafen kann ich sagen, daß er diesen Genuß mit wirklichem, sichtbarem Behagen auskostet. Er ist an sich wohl schon eine Natur, die dem Leben überall die beste Seite abgewinnt, aber es freut mich, dies auch in der häuslichen Beschränkung an ihm zu beobachten. Es hat sich ja auch hier schon eine Geselligkeit gebildet; Besuche sind gemacht und empfangen; ein Paar umwohnende Adelsfamilien gehören in diesen Kreis, von dem ich nicht

weiß, ob zufällige Umstände oder Absicht die bürgerlichen Elemente fernhalten; Stolz auf die Vorzüge der Geburt habe ich im Schlosse bisher nicht gespürt. Aber die Pflichten gegen diese Nachbarschaft werden nicht häufig geübt und ich finde nicht, daß man sie besonders hochschätzte; die Dame des Hauses schon gar nicht, aber auch nicht der Graf, dessen Neigungen sich an anderen Beschäftigungen bethätigen. Mit einer schönen Begeisterung stürzt er sich nämlich in die wirthschaftlichen Sorgen, reitet seine Felder ab, inspiciert die Ställe, conferirt mit allerlei Personen, die sicher bürgerlich und nicht immer von zweifelloser Reinlichkeit sind: kurz, er findet volle Befriedigung darin, ein Landebelmann zu sein, der sein Gut tüchtig bewirthschaftet.

Du wirst mir darin Recht geben, mein Freund, daß der bürgerliche Hochmuth nirgends stärker ist, freilich auch nirgends latenter, als in den Menschen, die etwas Ordentliches gelernt haben und Nichts besitzen, wie wir es sind; und dennoch ist dieser Hochmuth im Grunde genommen Nichts als erbärmlicher Neid auf Vorrechte, die nur durch Geburt und ohne persönliches Verdienst erworben werden. Ich kann mich selbst von solchen Regungen nicht freisprechen und nicht zum Wenigsten trug dies Bewußtsein dazu bei, mich zögern zu machen, als es sich darum handelte, in einem gräflichen Hause eine — offen gesprochen doch immer dienende Stelle anzunehmen. Aber wenige Wochen haben hingereicht, mich zu belehren; der Graf hat mir schon jetzt den Beweis geliefert, daß es Edelleute giebt, die es zu sein verdienen, weil sie die Pflichten des Adels erfüllen und dabei die volle Berechtigung unseres Standes würdigen und anerkennen. Du wirst ihn ja kennen lernen, wenn nicht persönlich, dann wenigstens aus meinen künftigen Briefen. Um eine Stufenleiter zu finden, wie die Menschen hier mein Interesse wach rufen, so denke ich dereinst, wenn ich scheide — es hat vorläufig noch Zeit damit! — die meisten und angenehmsten Erinnerungen von dem Grafen mitzunehmen, erst dann von der Gräfin und zu allerlezt — es ist ein großer Raum dazwischen! — von Fräulein Gabriele, der Gouvernante. Von meinen Schülern ganz abgesehen, versteht sich. Was die lezt erwähnte junge Dame betrifft, so denke ich, ist sie für alle künftigen Briefe abgethan, wenn ich Dir am Schlusse dieses sage, daß sie mir noch Nichts anderes gezeigt hat als am ersten Tage meines Hierseins, nämlich ein finsternes, verschlossenes Gesicht, das vom Lächeln keine Ahnung hat, keinen Menschen ansieht, nicht einmal verräth, daß Dinge, die gesprochen werden, zum Bewußtsein der nicht beneidenswerthen Besitzerin gelangen. Ich habe es längst aufgegeben, mit der Dame ein freundschaftliches Verhältniß anzuknüpfen, wie es das enge Zusammenleben und die Aehnlichkeit unserer äußeren Lage von selbst ergeben müßten, und obgleich sie meinewegen unbesorgt sein kann, meidet sie mich noch obenein wie einen Gegenstand, der fremd und störend in ihr Leben eingetreten ist. Aber bei Tische drängt sich mir die Wahrnehmung auf, daß ihr Verhalten dem gräflichen Paare gegenwärtig gleiches ist. Sie giebt nicht mehr in die Unterhaltung hinein, als ihr abgdnthigt wird; wenn nicht die Wißbegierde der Kinder sie in Anspruch

nähme, ich glaube, wir hörten überhaupt kein Wort von ihr. Ich kann es der Gräfin nicht verargen, wenn ihr, der feinfühligem und hochgebildeten Dame, eine solche Natur nicht sehr sympathisch ist; sie läßt das mit einer gewissen Nuance ihres Benehmens gegen die junge Dame ein wenig merken, wenn auch vielleicht unabsichtlich; in ihrer Stimme fehlt, wenn sie zu der Gouvernante spricht, jener Klang von herzlichem Wohlwollen, der so angenehm berührt, es fehlt auch in ihrem Gesichte der lächelnde Zug, den sie sich oft in Schmerzen abzurufen scheint. Ich kann der Gräfin daraus keinen Vorwurf machen, bewundere aber doppelt den Grafen, der mit seinem Benehmen gegen Fräulein Gabriele ersetzen zu wollen scheint, was seine Gattin versäumt. Nicht etwa durch Freundlichkeit, sondern er verfügt zu diesem Zweck über eine Art ritterlicher Parthei, die überall sonst ihre Wirkung nicht verfehlen würde.

Damit hast Du des Längeren von den Menschen gehört, die meinen täglichen Umgang bilden, und, wie mir jetzt erst klar wird, nicht zum wenigsten von Derjenigen, mit der ich eigentlich keinen Umgang pflege. Ein nächstes Mal von anderen Dingen; hoffentlich habe ich bis dahin Etwas erlebt, was in mein langweiliges Geschreibsel willkommene Abwechslung brächte!

III.

Den 21. Juni 18..

Als ich in meinem letzten Briefe die Sehnsucht nach Erlebnissen verrieth, dachte ich nicht entfernt an das, was kommen sollte; daß das Neue von einer Seite an mich herantreten würde, von der ich es am wenigsten erwartete, hat mich wieder um eine Lebenserfahrung reicher gemacht: nicht für Sein zu halten, was Schein ist, und sich nicht eher zum Glauben zu kennen, ehe nicht die sichere Erkenntniß gekommen ist. Wir beide, denen jede theologische Anlage abgeht, können ja solche intime Bekennnisse wechseln! Aber ich bereute es nicht, jenen Brief geschrieben zu haben, auch dann nicht, wenn Du mit diesem zu Ende sein wirst. Die Befriedigung, sich auf Irrwegen zur Wahrheit durchzuarbeiten, ist größer als der mühelose Genuß, nicht geirrt zu haben.

Zur Sache denn! Ich erzählte Dir schon, mit welchem Entzücken ich mich dem Anblicke der kleinen Bergstuppen hingegeben hatte, unter denen ich mit gutem Grunde Hüengräber vermuthen durfte. Die Möglichkeit solchen von Angesicht zu Angesicht noch unbekanntem Wundern zu begegnen, half Dir unbewußt, mich zu dem ganzen Reiseabenteuer zu überreden und die Gewißheit, in mitten dieser Räthsel zu leben, versöhnte mich mit der vollbrachten That schneller, als meine sonstige Lage. Wenn Du Dir von dem Grafen eine zutreffende Vorstellung machen konntest, wirst Du begreifen, daß meine ersten, schüchternen Andeutungen auf fruchtbares Land bei ihm fielen. Er hatte von diesen Dingen reden gehört; man vernunthete, daß hie und da im Lande ein solcher Hügel in der That ein Hüengrab sei, überzeugt habe sich

noch Niemand davon. Ich erhielt ohne Zaubern jede beliebige Vollmacht, auch Leute zum Graben, wenn sie entbehrlich waren, nur die Saat mußte gesäet werden. Ich sollte von meinen Erfolgen berichten; er verstände zwar Nichts von der ganzen Sache, aber es interessire ihn, weil es seinen Grund und Boden angehe. Als ich obenein noch die nicht erbetene Zusage bekam, als mein Eigenthum betrachten zu dürfen, was ich sände, ging ich auf mein Zimmer, rieb mir eine Viertelstunde lang die Hände und lächelte unaufhörlich vor mich hin. Ein wenig albern, wirst Du sagen, aber, da ein Geizhals seine Freude am heimlichen Gelde ohne Zweifel ebenso ausdrückt, so verjügte ich bei der frappanten Aehnlichkeit meiner Lage mit einem solchen über keine andere Methode. Darüber ließ ich acht Tage verfließen und dachte natürlich nicht daran, graben zu lassen. Natürlich, sage ich, weil es meiner Natur entspricht. Als ich ein Kind war, in einem Alter, in dem man noch nicht der Sprache mächtig ist, soll ich gerade so gewesen sein. Wenn meine Mutter mir eine Leckerei gab, war mir der bloße Anblick der vollste Genuß; ich ließ die Augen sich sättigen, ich betastete die Gabe mit den Händen, zaghaft, in glücklichster Erregung; ich legte es wieder vor mich und meine Freude machte sich in stürmischen Bewegungen, in Lauten kund. Erst wenn diese Empfindung gründlich durchgelostet war, kam allmählich das Verlangen, auch mit den anderen Sinnen zu genießen, aber dieser letzte Act war nicht viel mehr, als ein mechanischer Vorgang, das vischen Geist in mir war schon wieder bei anderen Dingen. So war ich als Kind, sagten meine Eltern, und so bin ich heute noch. Die Gewißheit genießen zu können, ist mir köstlicher, als die That, ein Beweis dafür, wie das Ideale mich beherrscht und das Reale erst sehr viel später zu seinem Rechte kommt. Leider, füge ich hinzu!

Als unumschränkter Besitzer aller Hünengräber auf Donnerstuhlschen Territorium habe ich indessen nicht nur platonisch geschwärmt, sondern die Zeit auch benutzt, Alles, was ich in der Hast an Literatur über diesen Gegenstand aufstreifen konnte, zu studiren; diesmal nicht mehr so objectiv, wie daheim, sondern mit einem Auge aus dem Fenster, wo drüben inmitten der Roggenfelder ein kleines Gehölz eine Bergtuppe umgiebt. Am neunten Tage fühlte ich mich endlich gefattelt genug, um an das erste Unternehmen dieser Art zu gehen, und als ich an diesem Tage keine Arbeiter bekommen konnte, verfiel ich in ernsthafte Verstimmung. Ob es anderen Leuten ebenso ergeht, weiß ich nicht, aber in mir sind Verlangen und Entschluß zwei verschiedene Dinge. Das erstere tritt plötzlich und ganz souverain auf, aber es braucht nicht gestillt zu werden, bevor nicht mit viel größerem Zeitaufwande der Entschluß in mir gereift ist. Mit einem unbefriedigten Verlangen ist mir nur unbehaglich zu Muth, weil ich Etwas in mir werden fühle, aber wenn der Entschluß auf das erste Hinderniß stößt, fühle ich lebhaften Schmerz.

Ich hatte eine schlaflose Nacht zu überwinden und am nächsten Tage einige Stunden der pflichtmäßigen Arbeit, ehe ich meine Schatzgräberei be-

ginnen konnte. Erst in der frühen Nachmittagsstunde machte ich mich mit zwei Arbeitern auf den Weg; eine für meine Ungeduld weite Strecke durch die Kornfelder, dann betrat ich den geheiligten Boden. Es war ein Kiefernwäldchen von nicht mehr als hundert Schritten im Durchmesser, am Rande von Gebüsch gesäumt. In der Mitte erhebt sich eine grasüberwucherte Hügelgruppe, drei Kuppen, die mittlere die höchste; nur kleines Gesträuch wächst darauf, kein Baum. Ich hatte meine Leute schon unterwegs mit der nöthigen Instruction versehen und dafür ein kaum verhehltes Lächeln geerntet; die beiden Wackeren waren mit ihrer Meinung über das dumme Zeug ohne Zweifel schon fertig. Dann ging es an die Arbeit und Du kannst Dir denken, daß Keiner den Spaten eifriger rührte, als ich.

Da ich die Absicht habe, Dir für heute von einem kleinen Erlebnisse zu erzählen, das zu der Grabstätte nur in zufälliger Beziehung steht, so begnüge ich mich zu sagen, daß wir den Hügel zunächst von oben angingen, und als wir nach Verlauf einer Stunde einige Fuß Erdreich überwunden hatten und auf die erwartete Steinhäufung trafen, zu einem seitlichen Stollen unsere Zuflucht nahmen. Die Details dieser fieberhaft anregenden Beschäftigung übergehe ich hier, weil ich selbstverständlich eine Arbeit darüber schreiben werde. Stelle Dir also vor, daß wir uns halb in den Berg hineingewühlt hatten, jeden Augenblick gewärtig, auch hier auf den Steinkranz zu stoßen, und daß ich mich in einer Pause, die mir die angestrengte Thätigkeit ausnöthigte, zweck- und ahnungslos umschaute. Dabei fiel mein Blick auf eine Art Nasenbank, nicht zwanzig Schritt von mir, und darauf saß die Gouvernante, ein Buch in der Hand, aber die Augen, wie man sich denken kann, auf uns geheimnißvolle Schatzgräber gerichtet. Ich war ein wenig überrascht, aber da die junge Dame keine Meine verzog, ärgerte ich mich wieder, und überlegte einen Augenblick, ob ich sie nicht ganz ignoriren sollte. Der bessere Mensch in mir siegte jedoch, ich stellte den Spaten bei Seite und ging mit meinem lustigsten Gesichte zu dem Mädchen. Und nun entwickelte sich zum ersten Male zwischen uns eine Art von Unterhaltung, die ich Dir möglichst gedächtnißtreu wiedergebe, weil sie einigermaßen interessant ist. Mit der mir eigenen Bescheidenheit bemühe ich mich, meine geistreichen Redewendungen nach Möglichkeit abzuschwächen.

„Sie wundern sich ohne Zweifel über unsere sonderbare Thätigkeit?“ fragte ich. „Ich begreife sie wirklich nicht!“ sagte sie, und da man selten den Vorzug hat, so viele zusammenhängende Worte von ihr zu hören, so kam mir der Gedanke, daß die Neugierde eine Eva'stochter gesprächig machte, und ich nahm danach meine Position! Ich nickte also mit überlegener Würde und sagte: „Wenn Sie die Bedeutung dieses Hügels nicht kennen, muß Ihnen unsere Arbeit allerdings ein Räthsel sein. Wir sind im Begriff ein Grab aufzudecken.“ Ich hatte Etwas wie einen leisen Schreck bei ihr vorausgesetzt, aber ich irrte mich vollständig. „Ein Grab?“ fragte sie so einfach, als ob es sich um die gleichgiltigsten Dinge handelte. „Ein Hümngrab!“ beehrte

ich sie. „Eine Grabstätte, die seit einer ungemessenen Zahl von Jahrhunderten unberührt liegt, eine Ueberlieferung vorhistorischer Zeiten!“ Ich war schon wieder auf falschem Wege, wie mir gleich klar wurde. Denn anstatt über meine andeutungsweise Gelehrsamkeit zu erstaunen, nickte sie kurz mit dem Kopfe und sagte einfach: „Ich weiß!“ Ich machte also mit vieler Natürlichkeit den Ueberraschten, brachte ein paar Nebensarten hervor darüber, daß ich bei einer Dame solche Kenntnisse nicht vermuthet hätte, und als auch das keinen Eindruck auf sie machte, lud ich sie endlich ein, sich das Ding näher anzusehen. Das that sie denn auch mit derselben Ruhe im Gesicht und in der Bewegung, die sie für gewöhnlich so unausstehlich macht, und trat an unsere Höhle heran, wo die beiden Arbeiter seit wenigen Minuten auf den Steinkranz gestossen waren, dessen einzelne Steine sie hinter sich warfen. „In welcher Tiefe ist die Grabkammer zu erwarten?“ fragte sie mich, worauf ich ihr mit einiger Breite auseinander setzte, daß man aus verschiedenen Gründen das nicht genau vorher wissen könnte. Nun sahen wir eine Weile den Arbeitern zu, welche noch immer beschäftigt waren, die Steine zu beseitigen, dann kletterte ich auf die Höhe, um zu sehen, wie weit unsere beiden Abgrabungen von einander entfernt seien, und als ich wieder herunterkam, hielt das Mädchen einen Gegenstand in Händen, den sie mir mit den Worten gab: „Das habe ich zwischen den Steinen gefunden.“ Du magst Dir meine Ueberraschung vorstellen, als ich einen schweren, metallenen Körper in der Hand hielt; und wie ich die Erde abstreifte, hellen Goldglanz hervorkommen sah; in einer halben Minute hatte ich eine Spange in Leierform herausgewischt, ein ausgezeichnetes Stück alter Goldschmiedekunst, mit prachtvollen Laubornamenten. Ich glaube, daß mir vor Aufregung die Kniee zitterten. „An dieser Stelle?“ fragte ich, worauf sie sich bückte und einen der zurückgelegten Steine aufhob, an dem noch deutlich die Stelle sichtbar war, wo der Fund mit Erde daran gekittet gewesen und vermuthlich durch die Erschütterung abgelöst war. „Sie ahnen nicht, Fräulein, welchen köstlichen Fund Sie gemacht haben!“ mußte sich bei mir endlich die Empfindung Luft machen und nun schwappte ich eine Weile allerlei unklares Zeug über Spangen, Muster und Bronze, untermischt mit verschiedenen kühnen Hypothesen, die ich in der Geschwindigkeit ausbrütete, bis ich endlich, von einer unglaublichen Anwendung von Edelmuth besallen, ihr diesen Erstlingsfund zum Geschenke anbot. Aber das war mein größter Mißgriff bei diesem ganzen Abenteuer; zum ersten Male sah ich eine wirkliche leidenschaftliche Empfindung aus ihr hervorbrechen; ein zorniger Strahl ihrer Augen traf mich und dann sagte sie mit einem unsäglichem Ausdruck von Verachtung: „Gold! Was soll mir Gold! Ich brauche keine Schätze!“

Ich nenne das kurz angebunden, aber in der Freude darüber, daß mein unvorsichtiges Anerbieten so nachdrücklich zurückgewiesen wurde, daß ich es anstandshalber nicht zu wiederholen brauchte, schwebte mir ein frivoler Scherz über die Zweideutigkeit des Wortes „Schätze“ auf der Zunge, den ich glück-

licher Weise noch verschluckte. „Über ein solcher Schatz, Fräulein, dessen Werth nicht im Golde liegt! Ein Stück, von unermesslichem Alter, ein Wort, das das Grab nach tausendjährigem Schweigen an uns richtet!“ sagte ich mit sanftem Vorwurf. „Kann das ein Schatz sein, was die Gräber zu uns sprechen?“ fuhr sie zornig auf. „Haben Sie niemals davon gehört, daß Gräber auch fluchen können? Die Lust an solchen Schätzen kann Einem das Leben verleiden!“ Soweit war die Erregung unwillkürlich; nun sah ich, wie sie sich zwang, ruhig zu werden und dann setzte sie mit verhaltener Stimme hinzu: „Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrem Funde und weiteren guten Erfolg!“ Damit ging sie, aber vorher, mein Freund, hatte sie mich mit einem Lächeln angesehen, das erste, das mir beschieden war, mit einem sanften, klagen den Lächeln, unter dem die Hügel ihres Gesichtes sich zu einem wohlthuend weichen Ausdruck glätteten, zu dem ihre Augen groß, dunkel, ich möchte fast sagen in Thränen glänzend strahlten, ein Lächeln, das in mir die überraschende Empfindung wachrief, daß dies Mädchen ein inneres Leid unter der Maske finsterner Verschlossenheit verbarg.

Siehst Du, mein Freund, ich bin bekanntlich keine Größe im Punkte der Liebe; ich bin ein Wenig spröde oder auch kalt und vor dem Verdachte, mich in die erste beste Gouvernante zu verlieben, wird mich hoffentlich mein Renommée bewahren. Ich denke nicht an solche Kindererhörheiten; aber mit vollster Unbefangenheit muß ich bekennen, daß ich das Mädchen mit diesem Lächeln des niedergekämpften Jammers schön fand und daß mich eine Regung tiefsten Mitleids beschlich. Ich bin ihr nun nicht etwa nachgelaufen, wie sich das für einen „Don Juan um jeden Preis“ passen würde, sondern ich steckte meine Goldspange eiligst in die Tasche und fiel wie ein Geizhals über die Steine her.

Zwei Dinge hoffe ich am Schlusse dieser etwas verlängerten Epistel glücklich erreicht zu haben. Erstens drehst Du natürlich auf das Schlussergebnis meiner Schatzgräberei und in diesem Zustande beabsichtige ich Dich zu lassen, bis Dir ein sorgfältiges Manuscript über meine wissenschaftliche That weiterschweifige Belehrungen giebt. Und zweitens bist Du auf das Mädchen mit dem vereinzelt Lächeln neugierig geworden und, offen gestanden, ich auch ein Wenig. Ich habe zwar trotz des Mitgefühls, dessen ich fähig bin, eine instinctive Abneigung gegen Alles, was Kummer heißt, offenbar aus demselben Grunde, aus dem man Sonnenglanz lieber sieht, als bewölkten Himmel; aber unser Zusammenleben im so engem Kreise erfüllt mich mit der Besorgniß, daß ich das Geheimniß dieses steinernen Gesichtes, das so herzbeugend lächeln kann, eines Tages erfahren werde. Nur in dem Bewußtsein, daß jener verborgene Kummer keine Beziehung zu mir hat und haben wird, kann ich mich leichter mit einer Aussicht abfinden, die zu verstärken ich durchaus nicht gewillt bin.

IV.

den 28. Juni 18..

Fast gereut es mich, meinen letzten Brief geschrieben zu haben, und dann sage ich mir wieder, daß man sich als Freund dem Freunde geben muß, wie man ist: menschlich, also irrend! Damals war nur eine Empfindung stark in mir: die Freude über meine Entdeckungen in dem Hünengrabe; dagegen blieb alles Uebrige im Schatten, und das Mitgefühl mit einem unglücklichen Weibe wird in dem frivolen Tone meines Briefes wohl untergegangen sein. Heute ist das anders, und daran kannst Du erkennen, daß Dein Freund ein Mensch ist, der sich wieder auf den rechten Weg findet.

Von besonderen Erlebnissen weiß ich nicht zu berichten, aber urtheile selbst, ob das, was ich zu erzählen habe, nicht Schritte der Entwicklung sind. In einem Punkte hatte ich mich geirrt, als ich nämlich glaubte, daß das planmäßige Auswühlen eines Hünengraves eine Leistung sei, die man ohne Beschwerde zum zweiten Frühstück zu sich nimmt. Ich bin auch heute noch bei dem ersten Hügel und zwar mit Eifer und täglicher Arbeit. Wir haben natürlich die Grabkammer längst erreicht, einen Steinsarg ausgebedt, darin die Knochenreste zweier menschlicher Körper und an sonstigen Funden eine überraschend reiche Menge, was mich vorläufig darüber belehrt, daß man mit achttägigem Buchstudium keiner Wissenschaft auf den Grund kommt. Seit Tagen schon beschäftigt mich die Aufgabe, auch den letzten Stein der Hügelanhäufung über dem Sarge umzuwenden, und auch diese Arbeit hat sich reichlich gelohnt. Ob ich mit diesem ersten Unternehmen einen besonders glücklichen Griff gethan habe oder ob alle die Gräber, welche meiner noch warten, ebenso glänzende Ausbeute versprechen: jedenfalls bin ich auf der Höhe des Interesses und kann meine pflichtmäßigen Tagesarbeiten noch immer nicht ohne das Gefühl verrichten, daß die Zeit besser anzuwenden wäre.

Es ist merkwürdig, daß diese einsamen Forschungen — ich brauche keine Hilfe mehr, da die schwerste Arbeit mit dem Grabstein gethan ist! — mich in nähere Beziehungen zu Fräulein Gabriele bringen sollen. Daß es nur ein Spiel des Zufalls ist, lehrt der Augenschein; ich habe mich an diesen Grabhügel zuerst gemacht, weil er der nächste zum Schlosse ist, von meinem Fenster aus deutlich sichtbar; und die junge Dame hat ohne Zweifel schon seit langem die Gewohnheit, an derselben Stelle eine einsame Nachmittagsstunde zu verbringen. Der Park hinter dem Schlosse wäre wohl bequemer, aber hier tummeln sich die Kinder und mit dem Maßstabe meines eigenen Bedürfnisses kann ich es ermeßen, wie gewaltig der Drang nach Augenblicken des Alleinseins werden muß. Das kleine Gehölz, welches den Grabhügel umgiebt, der einzige schattige Fleck inmitten weiter Kornbreiten, hat seinen lauschigen Reiz; Gebüsch ringsum hindert den Einblick und eine Rasenbant darin, über die sich gleichfalls Buschwerk wölbt, könnte auch mich anziehen. Erst später, als ich wahrnahm, daß der Besuch dieses Platzes zu den Lieblingsgewohnheiten der schweigsamen Dame gehört, ist in mir das Schuld-

bewußtsein gedämmert, daß ich ein rücksichtsloser Eindringling in dies Heiligthum geworden bin; mehr als das: ein Entweiher, denn, seit in dem Hügel tiefe Klüfte gähnen, darinnen die beraubte Grabhülle zweier Todten, deren Gebeine selbst meine Habgier reizten, seitdem die Steine in Haufen wüßt umherliegen, müßte, schien es mir, der Platz seinen Zauber eingebüßt haben. Und doch sitzt das Mädchen hier jeden Nachmittag; sie schaut mit finster zusammengezogenen Brauen meinem Zerstörungswerke zu, aber vertreiben läßt sie sich nicht. Du kannst Dir vorstellen, daß sich im Laufe einer Woche gewisse Beziehungen zwischen uns gebildet haben, die vom Vertrautsein, auch nur vom harmlosen Verkehr himmelweit entfernt sind; aber sie sind immerhin von solcher Art, daß ich bekennen muß, dieß seltsame Mädchen ist als beachtenswerther Factor in mein Leben eingetreten, sie gehört schon zu den wenigen Menschen, die mich in diesem einsamen Erdenwinkel beschäftigen. Eins merkte ich sehr bald, daß die Dame nämlich mehr zu sprechen im Stande ist, als die drei Worte, die man im Schlosse von ihr zu hören bekommt. Sie nimmt am Fortschreiten meiner Arbeit nur oberflächlichen Antheil, aber ein Gespräch kommt jedes Mal in Gang, wenn wir uns dort draußen treffen; es ist mir sogar schon begegnet, daß ich die Zeit mit ihr verplaudert habe. Glaube nicht, mein Freund, daß dieß Verhältniß irgend etwas mit dem Herzen zu thun hat; ich betrachte das Mädchen als eine interessante Studie, und da sie offenbar traurige Erfahrungen hinter sich hat, so kommt eine Regung der Theilnahme hinzu, wie ich sie vielleicht jedem anderen Mädchen, dem das Unglück beschieden wäre, Gouvernante zu sein, gleichfalls widmen würde. Sonst sind unsere Beziehungen die nüchternsten, die man sich denken kann. Wir reden von wissenschaftlichen Dingen, und ich bewundere oft, wie vortrefflich sie in allerlei Disciplinen Bescheid weiß, von denen mir unter der philologischen Hochfluth nur noch Bruchstücke übrig geblieben sind. Wenn es besonders lebhaft zwischen uns zugeht, lassen wir uns wohl gelegentlich auf philosophische Speculationen ein, aber wenn ich schon auf das Peinlichste dabei den Punkt vermeide, der zwischen Leuten verschiedenen Geschlechts nicht mehr mit Unbefangenheit behandelt werden kann, so scheint dieß Gebiet der speculativen Welt — und Menschenbetrachtung für die Dame gar auf Schritt und Tritt mit Fußangeln besät zu sein. Sie ist bei solchen Gelegenheiten finsterner als sonst und eine Pessimistin vom reinsten Wasser, unduldsam, von einer unweiblichen Entschiedenheit, die verletzen müßte, wenn ich nicht das Gefühl hätte, daß sie ihre letzten und besten Gründe für sich behält. Anfangs kam mein bißchen Eitelkeit dabei stark in das Gedränge, da ich mir sagte, daß man doch nicht fünf Semester in Philosophie gemacht hat, um vor den unbeweisbaren Behauptungen eines Mädchens die Segel zu streichen; aber nach und nach wurde ich im Gefühl meiner theoretischen Ueberlegenheit nachsichtiger und mache ihr jetzt gern das Zugeständniß, daß sie in ihrem praktischen Fall Recht haben mag. Ich gehe übrigens solchen Gesprächen am liebsten aus dem Wege, denn dabei ist auf ein Lächeln von ihr nicht mehr zu rechnen.

Wenn ich nicht irre, ließ ich mich in einem früheren Briefe zu der Uebereilung hinreißen, zu sagen, daß sie häßlich sei. Ich muß mich corrigiren. Sie ist mittelgroß, alle Linien in Harmonie und wenn ich nicht irre auf dem Uebergange zu einer maßvollen Fülle begriffen. Halb Mädchen, halb Weib, man könnte in Zweifel sein. Und an dem Kopfe ist eigentlich nichts häßlich, als der todte, abwesende Ausdruck; seit ich den Vorzug genieße, in dies Gesicht das Leben zurückkehren zu sehen, finde ich es sehr anziehend. Woher nun dieser Wechsel der Meinung, ist schwer zu sagen; das ganze Ensemble der Züge war von jeher harmonisch, ein Kenner auf diesem Felde würde es vielleicht hübsch oder gar schön nennen. Aber das ist eine passive Eigenschaft; anziehend, also handelnd und eine Reaction erweckend, saub ich in dem Gesichte erst sehr viel später die Augen, große, tief dunkle, feucht glänzende Augen, die sie leider so selten aufzuschlagen pflegt, daß Wochen darüber vergangen sind, ehe ich mir über die Wirkung derselben klar wurde. Diese Augen legen von einem innerlichen Leben mehr als beredtes Zeugniß ab; dahinter steckt Verstand, Energie und vermutlichlich auch Gefühl, obgleich das Mädchen davon so wenig wie möglich merken läßt.

Es giebt verschiedene Wege, am Menschen Interesse zu gewinnen. Der Eine schleicht sich allmählich in das Herz ein, oft wider Willen, oft unmerklich, und wenn man vor der vollendeten Thatfache steht, findet man, daß es die sanften, leidenschaftslosen Gemüthsseiten sind, die uns gefesselt haben. Bei dem Anderen geht Alles in Sprüngen; manchmal packt der erste Anblick, ein andres Mal gehören Ereignisse dazu, selbst wenn sie auch nur zufällig von außen herantreten. Ich glaube, der erste Weg ist der bessere, weil er Dauer verspricht, und das Gefallen auf einen Nuck trägt häufig den Keim der Enttäuschung in sich. Ich stelle diese Betrachtung hier an, weil sie auf mein Verhältnis zu Gabrielen paßt; ein großes Stück der Arbeit, sie in den Vordergrund meiner Interessen treten zu lassen, hat unser langsames Kennenlernen gethan; ein anderes Stück ist wohl durch zufällige Dinge gefördert worden. Mit diesen lepteren meine ich das Verhalten des gräßlichen Paares gegen das Mädchen, das mir Anfangs so unverfänglich wie möglich schien und nun, da ich bei näherer Bekanntschaft ein wenig sorgfältiger beobachtet habe, zu denken giebt.

Ich schrieb Dir schon, was für eine milde, gütige Dame die Gräfin ist, aber ich wußte damals noch nicht, daß sie diese Eigenschaften gegen die Gouvernante um ein merkliches Maß modificirt, und zwar mit unverkennbarer Absicht selbst im plötzlichen Wechsel. Als ich meine Wahrnehmungen zum ersten Male machte, suchte ich nach Bestätigung; man kann sich bei einer kränklichen Frau in kleinen Neußerlichkeiten täuschen, sagte ich mir; beobachten wir, mit welchen Blicken die Gräfin auf die Erzieherin ihrer Kinder sieht. Und da traf ich auf Etwas, das mir ein Räthsel war und noch ist. Diese beiden Menschen sehen sich überhaupt nicht in das Auge; es scheint eine stillschweigende Uebereinkunft zwischen ihnen, daß sie nur abgewandten oder gesenkten Angesichts

mit einander reden wollen. Von Gabrielen darf das kaum Wunder nehmen, denn es giebt nicht viele Menschen, die mit mir den Vorzug theilen, ihr in die Augen sehen zu dürfen, aber die Gräfin mit ihrem ehrlichen, lebenswürdigen Gesichte handelt hierin offenbar mit Bewußtsein. Und noch mehr des Rätthelhaften: die Augen der Frau suchen das Mädchen, wenn es unbeobachtet geschehen kann, und alsdann liegt in ihnen ein Ausdruck, der mir unheimlich ist; soll ich ihn fragend, argwöhnisch, gar feindlich nennen? Zwischen diesen beiden Menschen giebt es Etwas, was ich nicht kenne, dessen sie sich aber Beide bewußt sind; ich meine, daß es keine unabänderliche That ist, denn eine solche würde sie längst auch räumlich geschieden haben, sondern vielleicht ein Argwohn, ein Verdacht, aus dem man noch nicht die letzten Folgerungen zieht. Wenn ich einen solchen heimlichen Blick der Gräfin erhasche, beschleicht mich das Gefühl, daß der latente Conflict eines Tages zum Ausbruche kommen könnte; ob es dann ein reinigendes Gewitter sein wird, ob ein Zusammenhang besteht zwischen diesem persönlichen Verhältnisse Weider und der unnatürlich verschlossenen und verbüßerten Stimmung des Mädchens, ob vielleicht gar ein Unglück, eine Katastrophe, ein unverdientes Scheiden die Folge sein wird: diese Gedanken beschäftigen mich oftmals und mit innerlicher Betheiligung meiner selbst, denn gern würde ich Gabrielen aus meinem Lebenskreise nicht mehr verlieren.

Du siehst, mein Freund, daß auch die kleine Gemeinschaft, in welche ich unter dem Eindrucke des harmonischen Friedens trat, Abgründe birgt, von denen ich nur wünschen möchte, daß das Verderben nicht darin lauert. Setzt, da ich im Begriff bin, meinen schon allzulangen Brief zu schließen, kommt mir erst der tröstliche Gedanke, daß ich bei diesen kleinen Wahrnehmungen vielleicht zu schwarz sehe und mich hineingeträumt habe in ein künstliches Interesse für ein Mädchen, das in Wahrheit doch weit von dem Ideale entfernt ist, mit dem meine Phantasie sich sonst zu beschäftigen pflegte. Ein nächstes Mal, mein einziger Freund, wirst Du mich wieder kühl bis an's Herz hinan finden!

V.

Donnerstag, den 7. Juli 18 . .

Ob Du mir den Vorwurf schon gemacht hast, daß sich in meinen weit-schweifigen Briefen nicht der Raum findet, meiner Zöglinge zu erwähnen, weiß ich nicht; mir ist es Entschuldigung genug, so vieles andere auf der Seele zu haben, was zur Mittheilung drängt; Angesichts einer letzten Briefseite ist mir noch jedesmal die Empfindung gekommen, daß ich nicht ausgerebet habe, daß ich Vieles für eine nächste Gelegenheit versparen mußte, was alsdann wieder vor dem Neuen zurückwich. Aber heute spielen die Kinder eine Rolle in dem kleinen Ereignisse, das kaum eines ist und mich doch so seltsam bewegt hat. Mir scheint, als ob im Frieden der Natur und im engen, immer gleichen Umgangskreise die Seele des Menschen in sich zusammenkriecht, schreckhaft wird, wie ein verzärteltes Kind; erst im großen Treiben

der Welt härtet sich auch dieser Theil unseres Daseins, im guten und schlechten Sinne, zum Wohl und zum Wehe, je nachdem die Erfahrung herantritt. Ich habe, seit ich auf Donnerstuhl lebe, sicherlich eine solche innerliche Rückbildung erfahren, denn mich ergreifen minutöse Vorgänge, die ich vordem, wenn ich sie überhaupt beachtete, im Treiben des Tages schnell wieder vergaß, hier habe ich ja Zeit, sie in mir zu verarbeiten, es ist nicht leicht, hier gestört zu werden.

Die Geschichte ist so harmlos wie möglich; aber wenn Du am Schlusse bist, bitte ich Dich, diese kühle Einleitung noch einmal zu lesen, nur, um Dir das Zugeständniß abzurufen, daß ich in der Selbstbezwungung da, wo es eigentlich an Sturm mahnt, auf dem Wege des Fortschritts bin.

Wir hatten, um zur Sache zu kommen, gestern einen für diese Jahreszeit seltenen Tag: Westwind mit Regen, schließlich Sturm. Die mütterliche Fürsorge der Gräfin duldet nicht, daß die Kinder bei solchem Wetter das Haus verlassen, sie hatte auch gestern beim Frühstück die Mahnung nicht versäumt. Die Kinder sind musterhaft erzogen, folgsam und offen; ich habe niemals den Versuch einer Lüge, nie Ungehorsam wahrgenommen. Man speist im Schlosse, wenn nicht größere Gesellschaft ist, um zwei Uhr; der Glockenschlag einer alterthümlichen Gehäufuhr, die auf dem unteren Corridor steht und sich überall hörbar macht, erinnert Jeden an eine Prüfung der Toilette und fünf Minuten später tritt man in den kleinen Speisesaal; die Gräfin läßt niemals auf sich warten, dieser Theil unseres täglichen Lebens spielt sich wie ein gut gehendes Uhrwerk ab. Die Anordnung der Plätze ist gerade so stereotyp, wie die Zahl der Stühle; die Gräfin nimmt die Mitte der langen Tischseite, zu ihrer Rechten sitzt der Graf, zur Linken der älteste Sohn; gegenüber die ältere Tochter in der Mitte, die Gouvernante links, ich rechts von ihr; an den schmalen Seiten die beiden anderen Kinder, mir zunächst das Mädchen, gegenüber der Knabe. So war die Reihenfolge auch gestern, aber was beim Eintritt der Gräfin einen Augenblick nicht bemerkt war, verrieth der leer bleibende Stuhl: das jüngere der Mädchen fehlte.

„Wo ist Gertrud?“ fragte die Gräfin, und da diese Frage an die jüngere Tochter gerichtet war, so senkte die Gouvernante die Augen, die sie einen Moment erhoben hatte, und schwieg. „Sie ist nur einen Augenblick in das Schlafzimmer gegangen, Mama!“ versicherte das Mädchen. Es verging eine Minute, während welcher die Suppe erschien und dann öffnete sich die Thür, um die athemlose Gertrud einzulassen. Das Unglück wollte, daß die Gräfin, sonst ein argloses Gemüth, diesmal Verdacht zu haben schien und daß ihr erster Blick diesen Argwohn bestätigte, denn die Schuhe des jungen Mädchens trugen die Spuren von feuchtem Sande an sich. „Du bist im Garten gewesen?“ fragte die Gräfin streng, wie ich sie noch nie gesehen habe, und dabei flog eine Röthe über ihr Gesicht, die innere Erregung verrieth. Das Kind senkte mit verlegenem Lächeln den Kopf und sagte entschuldigend: „Nur auf einen kleinen Augenblick, Mama!“ Für einen aufmerksamen Zuschauer

bei dieser Scene, wie ich es war, konnte es nicht zweifelhaft sein, daß zwischen den beiden Mädchen eine Verabredung wegen der Ausrede getroffen war und daß nur das Ehrgefühl, vielleicht auch die Wahrnehmung, daß sie rettungslos ertappt sei, Gertrud verhinderte zu lügen. „Ich bin erstaunt, Marie!“ sagte darauf die Gräfin zu dem älteren Mädchen, das mit tiefem Erröthen den Kopf gesenkt hatte, und dann fuhr sie mit einem unheimlich kalten Blick auf die Gouvernante fort: „Ich hoffte auf bessere Früchte Ihrer Erziehung, Fräulein! Ueber alle Wissenschaft geht mir Wahrheit, Wahrheit in Lehre und Beispiel.“ Sie sagte das in einem Tone, den ich nicht zu definiren vermag, aber er mußte tiefer verwunden, als eine offenbare Schmähung. Fräulein Gabriele ist schon für gewöhnlich von jener durchsichtigen Blässe, welcher das Colorit des Blutes zu fehlen scheint, aber bei diesen Worten sah ich sie jäh erbleichen, bis zu der sahlen Farbe einer getünchten Wand und dann sah ich — Räthsel über Räthsel! — daß sie, ohne den Kopf zu erheben, ich möchte fast sagen, ohne die Augen auszuschlagen, einen kurzen, blitzschnellen Blick nach der Stelle hinüberwarf, wo der Graf saß, einen Blick, der ohne Zweifel die Folge einer unwillkürlichen, ebenso bald wieder bereuten Regung, der nichts weniger als hilfessuchend war, denn die stumme Bitte liegt nur im offenen Auge. Ich mußte gleichfalls zu dem Grafen hinüberschauen, und mein Erstaunen über diese unerwartete Scene wuchs, als ich ihn mit gesenktem Kopfe sitzen und verlegen mit dem Löffel spielen sah; er that, als sei Alles spurlos an ihm vorübergegangen, und doch war es nur zu deutlich, daß er unter der peinlichen Nachwirkung litt. Warum, fragte ich mich mit Befremden, fand dieser weltgewandte Mann nicht ein Wort freundlicher Vermittelung, wo gegen eine Unschuldige eine so unverhüllte Beschuldigung erhoben wurde? Was war es ferner, was die Gräfin zu dem Angriff reizte, während die Schuld auf einer ganz anderen Seite war, was ließ die Erzieherin wie eine ertappte Sünderin schweigen, was endlich bedeutete dieser heimliche Blick zu ihm, der jede Rolle stumm von sich ablehnte? Obgleich ich mich zwang, wie ein Unbetheiligter weiter zu essen, überkam mich doch eine Empfindung, die man mit dem Wilde bezeichnet, man fühle sich auf einem Vulcan; vielleicht nicht ganz so schlimm, aber es war doch zum ersten Male ein unheimliches Gefühl, das mich in diesem sonst so harmonischen Kreise beschlich. Das Diner verlief schweigsamer, als gewöhnlich; die Knaben erwarteten sich zwar das Verdienst, das Eis einigermaßen durch ihre Gesprächigkeit zu brechen, aber zu der maßvollen Heiterkeit von sonst wollte es nicht kommen; wir gingen schließlich auseinander, wie ich glaube Jeder mit dem Bewußtsein einer ungelösten Dissonanz.

Du bist vielleicht der Meinung, daß die ganze Geschichte nicht der Erwähnung werth ist und daß ich sie zu einem Ereignisse aufbauschte, weil sich in mir ein Interesse für Gabrielen angefunten hat, eine Art von collegialischem Interesse wegen der Aehnlichkeit unserer Lage. Aber ich kann Dir mit zwei Gegengründen dienen. Zunächst ist dies der erste derartige Fall, den ich in

meiner doch schon sechswöchentlichen Anwesenheit beobachte, und soweit ich die Beteiligten kennen gelernt, hätte ich ein solches Vorkommniß für unmöglich gehalten; es harmonirt nicht mit dem Charakter der Gräfin, es durfte die Gouvernante nicht treffen, die besonderes Talent zu erziehen hat, und aus dem Grafen wurde ich schon gar nicht klug. Sodann aber ist mein Abenteuer hiermit keineswegs zu Ende, wie Du hören wirst.

Wir gingen also auseinander, ein Jedes an seine Beschäftigung. Wie ich bereits andeutete, war es bis zu Mittag ein windiger Regentag, und als Nachmittags der Himmel sich aufklärte, wurde aus dem Winde Etwas, was ich mir als Sturm vorstellte. Bei uns daheim würde man es ohne Weiteres Sturm nennen, aber hier in der Nähe des Meeres soll man in diesem Punkte vorsichtiger handeln, um mit der Scala nicht zu früh zu Ende zu kommen. Als ich den Unterricht geschlossen hatte und meine Schüler bei der Lectüre einer abenteuerreichen Indianergeschichte gut aufgehoben wußte, schien mir der Augenblick gekommen, mich danach umzusehen, welche Wirkung der Wind auf das Meer äußerte. Furchtsam bin ich nicht, aber im Aufruhr der Natur beschleicht mich doch ein Gefühl des Grausens, dem ich mich mit einem gewissen schauernden Behagen hingebte. Es führt eine Straße durch den Forst zum Meere, wenig mehr als eine halbe Stunde weit. In der Waldung bekam ich einen Vorgeschmack dessen, was mich am Strande erwartete; das Geheul des Windes vermischte sich mit dem eintönigen Rauschen der Bäume, es herrschte ein Getöse um mich, so daß ich mehr als einmal einen lauten Ruf that, um mich zu überzeugen, daß ich dem Unwetter gegenüber nicht ganz ohnmächtig war. Und nun, je näher ich dem Wasser kam, desto vielstimmiger wurde das Concert; ich hörte die Wellen von ferne und die Stimmen wurden mit jedem Schritte, den ich zurücklegte, lauter, unterscheidbarer. Das Summen ihrer eintönigen Melodie wuchs allmählich zum Rauschen an, dann wurde es ein Brausen; dann hörte ich das klingende Klatschen, mit dem die bewegten Massen auf den Strand fielen, und lange ehe ich sah, malte ich mir die gurgelnden Wirbel, das Heranstürmen der Wasserberge, das Zerfließen in Schaum aus. Als ich endlich auf die Höhe der Uferdüne trat, hing mein Blick an dem Schauspieler vor mir, das mich zuletzt wie mechanisch angezogen hatte. In der Ferne verschwamm das Meer mit dem Himmel zum gleichförmig grauen Chaos; das bewegungslos schien, nur daß weiße Flecken auftauchten und verschwanden. Näher gegen mich kam Wechsel hinein, es schien Nichts anderes als das Spiel kleiner Wellen, in denen aber das Blinken des Lichtes fehlte; und obgleich das Auge nicht im Stande war, solche Wellen in der Ferne zu erfassen, sah ich doch das Drängen uferwärts und der Blick folgte mechanisch dieser Bewegung. Es schien keine willenlose Masse vor mir, sondern eine Unendlichkeit von Erscheinungen, die wie von einem gemeinsamen Willen gelenkt gegen mich drangen, deren Kraft schwoll, bis zu einem Paroxysmus des Wahnsinnes, bis zum jähen Erlöschen. Es ist eine einfache Täuschung, aber sie bezwingt jedes Besserwissen; die Wellen wachsen für unser Auge

wirklich dem Ufer zu; was draußen in der Ferne ein spielendes Gewimmel scheint, reißt sich allmählich hervor, höher und höher hinauf, man fühlt die Kraft in diesen anrollenden Colonnen sich steigern, man sieht einen Culminationspunkt, in dem die ungeheure Masse ihr eigenes Gewicht nicht mehr tragen, zu können scheint, sich mit Gebrüll überschlägt, von oben nach unten kreist Schaumwirbel bildet und gestorben zurückstüthet. Aber ehe Du den Gedanken ausgedacht, ist schon die nächste Wogenreihe da, das Schauspiel wiederholt sich und zum Bewußtsein kommt Dir während des Anschauens nicht der einzelne Vorgang, sondern nur die ewige, stürmende Wiederholung.

Ich habe lange vor dieser Scene gestanden, bis ich bei der Erinnerung an einen Ruheplatz, der von der Gutsherrschaft hier errichtet ist, mich abwandte, um in Behaglichkeit weiter zu genießen. Aber im Nu war Alles um mich her vergessen, denn auf der Bank, die sich gegen ein Ufergebüsch lehrend den freien Blick über das Meer gewährt, saß eine Gestalt, ein weibliches Wesen in dunkler Umhüllung, den Kopf in die Hände niedergefunken, weltvergessen, wie schlafend. Der erste Blick sagte mir, daß es die Gouvernante sei, und mein anredendes Wort machte sie mit einem Rufe des Schreckens auffahren. Ich schaute in ein entsetztes, thränenüberströmtes Gesicht; die Züge glätteten sich bei meinem Anblicke, aber die Thränen blieben zurück. Sie sank mit einem Seufzer der Erleichterung wieder auf ihren Sitz und ich beeilte mich, neben ihr Platz zu nehmen und meinen sanftesten Trost hervorzufuchen. Die Scene, welche nun folgte, hat sich treu in mein Gedächtniß eingegraben, und doch vermag ich sie nur unvollkommen zu schildern; welche Worte wir sprachen, ist vergessen, aber ich denke mit Bewegung an das, was mir an der Seite der Unglücklichen durch die Seele ging. Es war nicht leicht, den Sturm in dem Mädchen zu besänftigen; erst loderte in ihr der Zorn darüber auf, von einem Fremden überrascht zu sein und einen Zaghaften hätten ihre Worte vertreiben können; aber als dann ein neuer Thränenstrom folgte, und ich sehen mußte, wie der Körper dieses erbarmenswerthen Weibes unter der gewaltsamen Empfindung erbehte, erst da durfte ich auf eine Reaction rechnen, die mit der Erschöpfung kam. Ich habe lange zu ihr gesprochen, bis sie zum ersten Male den Blick nach mir erhob und ein mattes Lächeln über ihr Gesicht lief und dann sagte mir das erste, sanfte Wort, daß ich von Dingen geredet hatte, die ich nicht kannte. Erst da wurde mir bewußt, wohin mich eine überwältigende Regung des Mitleids gerissen hatte: zu trösten, obgleich ich nicht einmal den Grund des Kammers kannte. Ich hätte es mir selbst sagen müssen: ein Wort ungerechten Tabels konnte den starken Charakter des Mädchens nicht in diesen Abgrund von Jammer stürzen, nicht in den Sturm hinausstreiben an das empörte Meer, wo durch ihre Seele vielleicht die entsetzliche Frage gegangen war, ob das Wogengebräu für ein gemartertes Herz nicht eine sanfte Ruhestätte sein würde. Ich mußte nichts von der Qual dieses Weibes und doch sank mir der Muth nicht, mit allen Trostesworten, welche aufrichtige Theilnahme zu spenden weiß, auf sie einzureden. Allmäh-

lich fand auch sie eine Erwiderung und als ich nun sah, daß von dem, was ich sprach, mehr als der bloße Schall zu ihr drang, hielt ich sie am ausgefangenen Gedanken fest und sah den Sieg vor mir. Einen traurigen, ach, so hoffnungslosen Sieg! Wie sorgsam lauschte ich auf jedes ihrer Worte und wie vergeblich! Ich erfuhr nichts von der Ursache ihrer Schmerzen, nur, daß sie vorhanden war, lehrte mich die Wirklichkeit. Und endlich errang ich den Erfolg, die Schatten von der Seele des Mädchens zu scheuchen, nicht mit Dem, was ich sprach, sondern mit meiner warmen, unwiderstehlichen Empfindung. Wir schlossen unsern Frieden fast mit vertauschten Rollen: sie mit einem Lächeln, und ich Thränen im Auge, und hier zwang mich zum ersten Male in meinem Leben das überquellende Gefühl, eine kleine Hand, welche die meinige drückte, zu küssen. Aber, mein Freund, obgleich ich weiß, daß Dir bei dieser Erzählung kein Lächeln des Spottes und kein frivoler Gedanke kommen wird: ich will es zum Ueberfluß doch feierlich bethauern, daß dieser Kuß so keusch war, als gälte er einem Marmorbild; Trauer und Kummerniß sind in mir die wirksamsten Palladien gegen andere Regungen. In unserem Händedruck lag ein stummes Bündniß; wir werden einander künftig gute Kameraden sein und wo wir nicht mit tragen können, wenigstens zu trösten suchen.

Es kommen bei solchen Zwiegesprächen Augenblicke, in denen man sich Nichts mehr zu sagen weiß und von der erquickenden Nachwirkung des Erlebten zehrt; auch wir traten endlich an den Rand der Düne, um unsere Gedanken in das Wogengebrause zu versenken; ich zog ihren Arm in den meinigen und hielt die zuckende Hand fest, bis sie nicht mehr sich entziehen wollte, dann standen wir lange Minuten bewegungslos und schweigend.

Ich sah zuerst, daß die Wellen bis zur untergehenden Sonne aufleckten und wie die Schatten der Wolken dichter wurden. Da machten wir uns von dem Anblicke los, der Jedem nur der Vorwand, still für sich fühlen zu dürfen, gewesen war und wanderten durch den rauschenden Wald heim, Arm in Arm, wie gute Kameraden. Ich hatte es am leichtesten, mich wiederzufinden und ich leistete unterwegs Großes im leichten Geplauder, zu dem auch sie ab und zu eine freundliche Erwiderung gab. Es lag ein weicher Ausdruck auf dem Gesichte des Mädchens, wie ich ihn niemals vorher darin gefunden; ich sah es jedem Zuge an, daß die sanfte Hand des Trostes über ihren Kummer gefahren war, freilich, ohne ihn ganz zu bannen; aber ihre Augen fanden ein theilnehmendes Lächeln und eine Wärme des Blickes, die mich mit freudiger Genugthuung über mein Werk erfüllte. Als wir aus dem Walde traten und das Schloß vor uns liegen sahen, stand der Graf in der Thür, uns zugewendet. Einen Augenblick zögerte er bei unserem Anblick, dann verschwand er im Hause, aber er hatte noch gesehen, wie Gabriele mit einer plötzlichen Bewegung ihren Arm aus dem meinigen zog und einen Schritt von meiner Seite wich. Es wurde kein Wort mehr zwischen uns gewechselt; ich konnte mir denken, was sie bei diesem Ueberraschtwerden gefühlt

hatte, und dennoch fand ich kein Wort der Entschuldigung, vielmehr überkam mich eine Regung wie selbstbewußter Troß. Erst im Hause trennten wir uns und diesmal, unbelauscht, wieder mit einem Händedrucke und mit einem verheißenden Lächeln.

Verzeihe, mein Freund, wenn ich es nicht vermag, unter der frischen Erinnerung an diese Augenblicke gesteigerter Empfindung Gleichgiltiges hinzuzufügen; ich fühle wieder das harmonische Nachklingen in mir, wie gestern, und solche Töne wollen ungestört verhallen. Leb' wohl!

VI.

Donnerstuhl den 11. Juli 18..

Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben! Eine triviale Weisheit und vielleicht sehr nützlich, wenn man sie immer vor Augen hat, aber zur Verschönerung des Lebens trägt sie nicht sonderlich bei. Es liegt jederzeit eine dunkle Zukunft vor uns und die Sorge um diesen immer wieder in die Ferne weisenden Abend würde allen Lebensgenuß verbittern. Carpe diem! Eine bessere Lehre, welche darum den Leichtsinn noch nicht groß zu ziehen braucht!

Ich komme zu diesen Betrachtungen, weil ich meiner ersten Briefe von hier gedenke, in denen ich das Behagen am neuen Leben offenherzig bekannte, ohne Kümmerniß um den Abend. Das ist inzwischen anders geworden und einem Gefühle, das sich schon seit Langem allmählich in mein Dasein eingeschlichen hat, muß ich endlich einmal Ausdruck geben. Es war doch wohl ein Unternehmen, das den Keim des Bedauerns von vornherein in sich trug hierher zu gehen, meine ich. Nicht, daß sich der Stolz in mir bei irgend einer Gelegenheit empören mußte: ich hätte mit solchen Regungen zu rechnen gewußt, zumal mein eigener Wille die Lage verschuldet hat. Aber die Zeit, Freund, die nutzlos vergeubete Zeit! Der Maßstab dafür, der Werthmesser für ein verlorenes Jahr, kommt erst mit der praktischen Anschauung vom Leben; mir hat er sich aufgedrängt, seit ich gefunden, daß unser enges Leben, in dem selbst der spärliche Wechsel bald zur eintönigen Gewohnheit wird, beinahe stagnirt; man darf sich auf Donnerstuhl, wenigstens was das unbewußte Dasein betrifft, wie im Venusberg fühlen. Allmählich ist in mir etwas wie Angst darüber großgeworden, daß ich die Welt vergessen und von ihr vergessen werden könnte. Mit diesem erwachenden Bewußtsein hat mich der sorglose Glaube verlassen, noch jung zu sein und es treibt mich gewaltsam hinweg, wie die Furcht vor dem Alter! Einmal habe ich eine Existenz, wenigstens den Anfang dazu, hinter mich geworfen und nun, da es heißt, verlorene Zeit einzubringen und ein neues Dasein zu beginnen, liege ich wie ein Träumer in der weltverlorenen Waldeinsamkeit und vergesse die Zeit!

Es überrascht Dich, solche Reflexionen, die mit meinen bisherigen Briefen nicht recht zusammenstimmen wollen, von mir zu hören! Aber jedes Samenkorn will zum Keimen Zeit haben und endlich gehört noch ein warmer Regen dazu, um es an das Sonnenlicht zu locken. Zu mir scheint es schon eine Weile,

wenn auch in kaum bewusster Verborgenheit und an Stelle des Regens ist es ein verlegendes Wort gewesen, das zum Entschlusse gedrängt hat.

Ich erzählte Dir neulich von dem Erlebnisse am Seebrande und wie ich mit Gabrielen Arm in Arm nach dem Schlosse zurückgekehrt bin, auch davon, meine ich, daß uns der Graf kommen sah. Wir fanden uns erst am nächsten Mittage zur Speisestunde zusammen, wieder dieselben Menschen in der nämlichen Gruppierung, die ich Dir andeutete, jedoch dem äußeren Scheine nach in gelassenerer Stimmung, als am Tage zuvor. Während des Essens brachte die Gräfin das Gespräch auf ihr Kammermädchen, das ihr heute Morgen das Geständniß abgelegt, daß sie den Gärtner heirathen wollte; es fehlte nur die Zustimmung des Grafen. Aber dieser sonst so weltgewandte Mann beging wiederum wie am Tage zuvor Etwas, was mir zu seinem Charakter nicht zu stimmen scheint; anstatt diese Einwilligung gleichmüthig zu geben, sah ich ihn finster die Stirn falten und er antwortete mit einem Blicke, der von Gabrielen zu mir herüberglitt: „Ich mag diese Liebeleien nicht! Ich dulde sie nicht im Hause!“

Ich war wirklich betroffen von dem feindseligen Ausdruck seiner Augen, und im nächsten Momente sagte ich mir, daß es eine Warnung sei, an Gabriele und mich gerichtet. Die Gräfin drückte ihre Verwunderung über diesen unermutheten Widerstand aus und der Graf gab mit einem finstern „Reinetwegen!“ gleich darauf seine Zustimmung; der Wechsel der Meinung war so unvermittelt, daß es mir klar wurde, die Gelegenheit, an uns eine Warnung zu richten, sei blindlings vom Zaune gebrochen. Daß sich das Mannesbewußtsein in mir lebhaft empörte, obgleich ich mich hütete, ein Interesse zu verrathen, kannst Du Dir denken; es gehörte auch nur eine Viertelstunde der Ueberlegung nach dem Diner dazu, um in mir den Entschluß zu fördern, mich nach einer selbstständigeren und dauernden Lebensstellung umzusehen. Solche rücksichtslose Behandlung ist zu wenig nach meinem Geschmade, um sie ungefühnt zu dulden; ich werde nach einer Stelle suchen, an der ich, wenn nicht unabhängiger, so doch der Willkür eines Einzelnen weniger preisgegeben mein Brot finden kann. Befürchte nicht, Freund, daß ich wieder in den Fehler der Eitelkeit verfallen und mich an einer Universtät habilitiren werde; ich habe viel nüchterner denken gelernt, und eine auskömmliche Schulstelle würde mir vollauf genügen. Woher mir der Sinn für das Praktische so schnell gekommen ist, nimmt mich eigentlich selbst Wunder; in unserer Einsamkeit liegt die Ursache nicht und Erfahrungen auf diesem Gebiete habe ich außer der einen, die mich hierher verschlug, auch nicht gemacht, vielleicht, daß der nüchterne Verstand sich von selbst einzustellen beginnt!

Mir würde das Scheiden leichter werden, wenn ich wüßte, daß auch Gabriele künftig vor solchen unliebsamen Dingen geschützt wäre, und da ich leider durch die Erfahrung belehrt worden bin, daß unter aller Harmlosigkeit dieser Menschen rätthelhafte, beinahe unheimliche Gewalten lauern, denen sie

vor Allen ausgefetzt ist, so könnte mich nur Eins beruhigen: sie schiebe mit mir!

Ich beklage es, daß es mir nicht gelingt, auf den Grund dieser Seele zu sehen. Als ich gestern mein Bedenken wegen ihres Bleibens ausdrückte, war es mir nicht möglich ihr ein Wort zu entlocken, das mir Licht über die Ursache aller sonderbaren Vorgänge der letzten Wochen gegeben hätte; nur als ich ihr rieth, das Haus zu verlassen, richtete sie die großen, unergründlichen Augen auf mich und fragte mit einer Stimme, der ich persönliches Interesse anmerkte: „Wollen Sie denn gehen?“ Nun, ich mußte ja Farbe bekennen, was ich unbesorgt kann, denn sie hat sich bisher als treuer und verschwiegener Bundesgenosse bewiesen; aber da antwortete sie mit einem Vibriren der Stimme, das mich wieder tief in die Räthsel dieses Schlosses stürzte: „Ich habe schon oft daran gedacht!“ Weiter nichts; sie ließ mich einfach mit dieser halben Antwort stehen, nicht klüger als zuvor; ich durfte nicht einmal merken, ob meine unerwartete Mittheilung Eindruck auf sie gemacht habe, und soweit ich auch von wärmeren Herzensregungen für sie entfernt bin, so machte doch die Eigenliebe in mir dem Mädchen den Vorwurf, daß sie die Nachricht, daß ich scheiden wollte, weniger kühl hätte aufnehmen können.

Es ist sonderbar, oder besser, es ist vollkommen erklärlich, daß ein solches Wesen, außer der Gräfin das einzige weibliche meines täglichen Verkehrskreises, sich unwiderstehlich in das Interesse einschleicht, um so energischer vielleicht, als ich ihr bezeugen muß, daß sie mit Absicht Nichts dazu beigetragen hat, unbeabsichtigt freilich Alles durch die Eigenart ihres Wesens. Ich liebe im Allgemeinen heitere Gesichter und was wie Kummer, Unglück, auch nur wie Mißstimmung aussteht, berührt mich unsympathisch, weil es die Antheilnahme rücksichtslos herausfordert, auch wenn die Stimmung nicht damit harmonirt. Ein kummervolles Gesicht verbannt aus jedem Kreise das Lachen, aber Niemand nimmt Anstoß daran, einen heiteren Kreis durch den Ernst zu stören; als ob die Fröhlichkeit nur geduldet und der Ernst das einzig Berechtigte auf der Welt wäre! Aber diese philosophische Anschauung hat mich bei Gabrielen im Stiche gelassen; ihre klagenden Augen, noch mehr das sanfte Lächeln der Wehmuth haben mich ganz gewonnen und statt der unsympathischen Empfindung von sonst möchte ich manchmal mit ihr traurig sein, wenn ich nur wüßte, worüber, habe ich ein herzliches Verlangen, zu trösten und die Worte finden sich auch zu der Empfindung, obgleich mir vor Allem das Wissen fehlt. Ich hätte nicht geglaubt, daß es zwischen Mann und Weib diese innerliche Beziehung geben kann, die so weit von der Liebe entfernt ist und doch in dem Verlangen gipfelt, ein volles, ganzes Vertrauen zu genießen. Ich habe auch nicht gewußt, daß man ein schönes Weib anschauen kann, wie ein Warnorbild, ohne sinnliche Regung; selbst ihr zitternder Arm in dem meinigen ruft nur den Wunsch bei mir wach, ihr ein theilnehmender, aufrichtiger Freund zu sein; wenn ich sie küssen dürfte, würde es ein Kuß

sein, wie wir Beide, mein Freund, ihn zum Abschiede tauschten: das Siegel selbstloser Freundschaft! Aber meine Beziehungen zu dem Mädchen sind weit davon entfernt; wir drücken uns die Hände, wie gute Kameraden und das volle Vertrauen, daß ich ihr schenke, vergilt sie mit Nichts als mit einem glänzenden Blick, wenn es hoch kommt, mit einem Lächeln, das mir wehe thut.

Du wirfst Dich mit Recht darüber beklagen, daß meine Mittheilungen über die Ausgrabungen recht spärlich geworden sind; ich glaube beinahe, ich bin Dir in den letzten Wochen jede Nachricht schuldig geblieben. Nun, meine Thätigkeit hat darum nicht geruht und der Erfolg ist über jede Erwartung hinaus glänzend gewesen; nur weil ich Dich mit einer tüchtigen Arbeit darüber zu überraschen hoffe, verschweige ich die Einzelheiten. Ich habe im Ganzen vier Hügel ausgegraben, von denen der eine eine vollständige Täuschung war. Leider werden die Entfernungen vom Schlosse größer und, was ich meinen Bekannten von vorhin noch hinzufügen muß, Gabriele nimmt daran keinen anderen Antheil, als den der Neugierde auf die Resultate. Der Platz an dem ersten Grabe, von dem ich Dir Weitläufiges erzählt habe und das der Schauplatz unserer näheren Bekanntschaft geworden ist, scheint für sie eine ausschließliche Anziehungskraft zu besitzen; hier kann man sie Nachmittags oft finden, allein mit einem Buche; mich bei meinen entfernteren Arbeiten zu besuchen, hat es sie noch nicht getrieben und trotz aller Sehnsucht, öfter, als es die Gelegenheit sonst gestattet, mit ihr eine Stunde zu verplaudern, habe ich es nicht gewagt, sie dazu aufzufordern. Daran ist der Graf mit seiner Unbesonnenheit Schuld; ich muß fürchten, das Mädchen ähnlichen Reden auszusetzen und ihr den letzten Rest von Unbefangenheit, mit dem sie unter uns lebt, zu rauben. Deun, ob ich mit allzu argwöhnischem Auge sehe, oder ob es wirklich so ist: wir sind, scheint es mir, überhaupt nicht mehr allein; wir werden von einem Verdachte überwacht, der oft genug verkörpert zwischen uns tritt. Ein lächerlicher Verdacht bei der Verstandeskühle, mit der ich des Mädchens gedenke, wirfst Du sagen, aber immerhin eine Wahrnehmung, die mir wenigstens den Gleichmuth raubt.

Genug von diesen kleinen Dingen, die Dir so fern liegen und für mich nur Bedeutung gewonnen haben, weil ich nichts Anderes erlebe; genug auch mit diesem Briefe, der gleich meinen früheren kein Ende zu nehmen droht!

VII.

Donnerstuh, den 24. Juli 18..

Daß wir ewig Kinder bleiben müssen! Jahre hindurch, auch im schaffenden Denken, spielen wir mit der Weisheit, als ob es werthloser Tand wäre und wenn wir Ehrfurcht vor ihr empfinden, ist es anerzogen, gelehrter Kram. Bis die Wahrheit eines Tages verkörpert in unser Leben tritt: Da steht sie riesengroß, ein Fremdes, das wir so gut zu kennen meinten! Erkenne Dich selbst! Ein Spielzeug der altklugen Jugend, bis sie sehen lernt, dann aber ein Wort, dessen Tiefe sich nur messen kann mit der Unergründlichkeit der Aufgabe, die es stellt!

Ja wohl, mein Freund, ich muß anfangen, mich selbst zu erkennen! Wie kann man offenen Auges im Lichte wandeln und es leugnen? Was der Freund mit nachsichtigem Lächeln in meinen eigenen Briefen klar liegen sieht, was mein Denken schon so vollkommen beherrscht, daß kein Anderes mehr Platz daneben findet, das konnte ich nicht sehen? Ob die Liebe immer so ihren heimlichen Einzug hält, wie ein Unwillkommenes unter allerlei Vorwänden, Mitleid, Freundschaft, Theilnahme? Wenn ich bisher dabon träumte, daß auch ich eines Tages von diesem Glücke aus dem Vollen kosten würde, dachte ich mir sein Kommen anders, etwa wie ein großes Schicksal jäh, überwältigend in unser Leben eintritt, und nun muß mir der Freund erst zeigen, was schon vor Wochen als Samen Korn in meine Seele fiel und unmerklich eine Pflanze geworden, die zur Blüthe drängt. Thörichtes Menschenkind, das mit altkluger Weisheit an sich selbst herumklügelt und doch wie ein Blinder von ewiger Nacht umgeben ist!

Ja wohl, Freund, ich bekenne ehrlich, wo kein Bekennen mehr nützt; wenn das Liebe ist, was in mir jeden Gedanken zu dem seltsamen Mädchen zieht, dann liebe ich Gabrielen! Freilich nicht mit der freudigen Glücksfülle Eines, der das stumme Geständniß der Neigung schon von entgegenschwellenden Lippen geküßt hat, sondern in zagenen Kämpfen gegen mich selbst, gegen den Bann, der mich gefangen hält, gegen die Willkür der Phantasie, die allem Zwange zum Troß immer zu ihr zurückkehrt, selbst gegen den Willen und die nüchterne Ueberlegung! Denn was Dir Weisem wie ein Schauspiel scheint, das Du aus der Höhe in allen seinen Phasen übersiehst, dem Du selbst mit kaltblütiger Berechnung des Kommenden folgst, das ist mir wie ein kreisender, athembenehmender Wirbelsturm. Ich fühle mich als willenlosen Spielball eines Schicksals, und ich weiß nicht, ob ich ihm danken soll, daß es mir wenigstens kurze Augenblicke des wägenden Bewußtseins gönnt. Denn in der Nüchternheit des Nachdenkens sehe ich nur Herrbilder dessen, was die Phantasie sich zusammen träumt, und ich ertappe mich auf hausbackenen Trivialitäten, die mich aneteln könnten, wenn die Gedanken schnell wieder zu dem Gegenstande meiner Träume zurückkehren.

Ich bin Hauslehrer, Freund; das will sagen, ein Mensch, der fremder Leute Brot ißt und durch klingende Münze nicht mehr beschwert wird, als allenfalls hinreicht, einige unabweisbare Bedürfnisse und vielleicht die eine oder andere wohlfeile Liebhaberei zu befriedigen; im Uebrigen ein Dienender, ein Mann, der vom ersten Kammerdiener des Hauses über die Kasse angesehen wird, und es als eine wichtige Aufgabe betrachtet, mit den Hausmädchen auf angenehmem Fuße zu leben, wenn er in den vier Pfählen, die er auf Widerruf die seinigen nennt, noch ein menschenwürdiges Dasein führen will. Einer vom dienenden Personal, das ist mir schon lange klar geworden; nur weil er im menschlichen Wissen vielleicht gescheidter ist, als die Herrschaft, vergißt man sich ihm gegenüber nicht so leicht! Außerdem genösse ich den Vorzug, erst nach sechswochentlicher Kündigung mein Brot

zu verlieren, wenn nicht alle Weisheit der Welt durch die kleinsten Dinge im Leben vernichtet würde. Du wirst davon hören, Freund, daß ich schon wieder mitten im Wandel bin; kaum eingewöhnt in Verhältnisse, die mir zu behagen begannen, stehe ich heute von Neuem am Anfange eines anderen Lebens. Ich sehe Deine altkluge Ueberlegenheit mißbilligend den Kopf schütteln, aber, Du ehrlicher Mentor Eines, der selbst den Mentor spielt — diesmal sind es keine Gelüste des unruhigen Blutes in mir, sondern die Ereignisse, welche treiben.

Mein Freund! Ich habe niemals sehnüchtiger nach dem Blicke Deines guten Auges gedarbt, wie in diesen Stunden stürmischer Gährung! Selbst der tiefe Frieden der Natur ringsum vermag den Aufruhr in mir nicht zu bannen, und wenn Dir mein Brief geschrieben scheint, wie er es wirklich ist, unter unaufhörlichem Wechsel der Empfindung, im Schwanken zwischen Hoffnung und Furcht, bald im Glückstraume künftiger Dinge, bald im Zweifel daran, daß ich dies Mädchenherz wirklich mein nennen darf, dann übe Rücksicht mit der Schwäche Deines Freundes!

Ich sitze in der lauen Sommernacht am offenen Fenster meines Stübchens; der Schein der Lampe streitet sich mit der Lichtfülle, welche der Vollmond über Alles ausgießt, über die grünen Saatselder, die mit dem Himmel in der Ferne verschwimmen, und über die schwärzlichen Massen der eingestreuten Gehölze. Und dazu geigen die Zirpen ihr tausendstimmiges Concert und vom Gartenteiche her klingt der Ruf der Frösche, das ist Alles, was die Natur an Geräuschen hineinmischt. Der Mensch rastet; es ist späte Nacht, über dem Hause liegt die Stille des Grabes. Es ist trügerischer Schein; denn wie in mir die Empfindung nicht zur Ruhe kommen will, so birgt dies Dach noch ein theures Herz, das in dieser Nacht gegen die Zuberficht des Glückes kämpft und hoffentlich die finsternen Mächte, welche so oft ihre Schatten darüber werfen, für immer bannen wird, und noch Einer athmet unter uns, den das Gewissen nicht darf ruhen lassen!

Und nun endlich, mein Freund, zu dem, was sich ereignet hat! Dieser Tag mit seinem unendlichen Sonnenglanze, den nicht ein Wölkchen trübte, mit der bleischwer lastenden Sommerwärme, nicht von dem leisesten Windhauche gefühlt, ist uns Allen wie ein Traum vergangen, von dem man ermattet erwacht; erst mit dem Sinken der Sonne schüttelt der Geist das träge Briten und bei den abendlichen Schatten fangen die Baumkronen an zu rascheln: es zieht wie Erlösung von der See kühl und erfrischend heran. Die Abendtafel wurde aus den erhitzten Zimmern in den Park verlegt, da, wo eine offene Halle gegen Regen Schutz bietet, aber dem Hauche des Windes kein Hinderniß entgegensetzt, und hier bildeten wir auf Stunden eine fröhliche Gesellschaft, in die heute kein Miston hineinklang. Als der Nachthau auf den Halmen perlte, trat man zögernd den Rückweg nach dem Schlosse an; der Graf führte die Gräfin und Gabriele übernahm die Sorge um die Kinder; ich selbst im Bewußtsein meiner Freiheit wollte diesen Genuß an der auf-

athmenden Natur bis auf die Reige kosten und streckte mich in das Gras, um noch eine Stunde unter den rauschenden Baumwipfeln zu verträumen.

Für Menschen, deren Phantasie gern im Märchenhaften umherschweift, giebt es keinen fruchtbareren Tummelplatz der Gedanken als inmitten eines Waldgrundes, wenn das Dunkel der Nacht vom Mondlichte in die Schatten zurückgedrängt wird. Hier sieht das empfängliche Auge tausendfaches, geheimnißvolles Leben; es liegt ein unbegreifliches Räthsel darin, wie das langsam wandernde Licht und der lautlos gleitende Schatten den Wald mit Gespenstern bevölkert, welche trotz der Starrheit aller Formen ein rastloses Wesen treiben. Und wenn dazu der Wind in den Laubkronen flüstert und das niederfluthende Licht zum silbernen Flimmern bricht, sieht auch ein blödes Auge die Elftänze, mit denen die abergläubische Vergangenheit den Wald zur Nachtzeit anfüllte, das gnomenhafte Treiben der Schatten. Obgleich ich niemals ein Träumer war, habe ich an diesem Abende doch das anheimelnde Grausen aus dem Vollen genossen; ich bin ja schon lange ein Anderer geworden, der vom nüchternen Denken oft genug hinüberschweift in das Gebiet der Träume. Was mir in dieser Stunde vor dem inneren Blick vorübergegangen ist, davon bewahrt die Erinnerung Nichts, aber mit einem Herzen, voll von dem Gedanken an die fesselnde Mädchengestalt Gabrielen's, ging ich durch das Lichterspiel der Waldwege zum Hause zurück.

Aus der weiten Halle des untern Stockwerkes hatte ich eine gewundene Treppe hinaufzusteigen. Das zweite Geschöß füllen zur Hälfte Gesellschaftsräume, die gewöhnlich geschlossen sind, zur anderen Hälfte die Schlafzimmer der Familie. Darüber erst liegt mein kleines Heim, in den einen Siebel hineingerückt, am Ende eines langen Corridors, dessen anderes Ende Gabriele bewohnt. Ich war noch immer im halbwachen Traum, als ich die Treppe hinaufstieg. Unten wird das Geräusch der Tritte durch einen Teppich gedämpft, der bis zum ersten Stockwerke hinaufreicht, von da an hallen die weiten Räume unheimlich wider und weil das Mondlicht auch hier sein gespensterhaftes Spiel trieb, so versuchte ich unter der Nachwirkung meiner Waldgesichte, an den Sputzgeistern heimlich vorüberzuschleichen. So erreichte ich den oberen Flur, da schlugen Laute an mein Ohr, Stimmen, gedämpft, aber mit leidenschaftlichem Ausdrucke. Ich hatte drei Schritte zurückzulegen, um den Blick auf den Flur zu gewinnen, aber ich zögerte; mir war, als ob ich wirklich in das Reich der Geister blicken sollte. „Ich rufe!“ sagte eine Stimme, und das rief mich in die Wirklichkeit zurück. Ich machte ein Paar ungestüme Schritte und mein Blick fiel in die Tiefe des Ganges. Durch ein Flurfenster goß der Mond sein grelles Licht auf zwei ringende Gestalten; ein Mann hielt ein Weib in den Armen. „Du sollst mein sein! Niemand hat ein Recht auf Dich!“ keuchte er. Mir brauste es bei dem Klange dieser Stimme vor den Ohren, ich hörte Nichts mehr, aber ich stand plötzlich bei der Gruppe, ich hob schon den Arm, als sich die Umschlingung löste. Der Graf! Gabriele! Beide starrten mich wie ein Gespenst an, das Mädchen

lehnte athemlos gegen das Mauerwerk. „Ah, der Herr Hauslehrer!“ sagte der Graf und ein Blick voll unbeschreiblicher Wildheit traf mich, ich sehe die unheimlichen Augen noch in dem Mondlichte funkeln. „Das ist Etwas anderes!“ setzte er hinzu, und dann ging er wortlos den Flur entlang und sein Schritt verhallte auf der Treppe.

Fäher ist in mir niemals die Stimmung gewechselt, als in diesen Augenblicken. Den träumerischen, sanften Empfindungen aus der Mondnacht her folgte beim Erkennen dieser beiden Menschen ein Gefühl wildester Wuth; ich hätte mich auf den Klenden stürzen und ihn tödten können! Aber dann fiel mein Blick auf das um den Athem ringende Mädchen und alles Denken schmolz wieder zu einem Meere von Zärtlichkeit dahin. Wie eine Erleuchtung kam es über mich, daß ich Gabrielen liebte und, getrieben von einer Regung, welche den Willen allmächtig bezwang, legte ich meinen Arm um sie und zog die Widerstrebende an mich. Aber, da fühlte ich wohl, ihr Sträuben hatte Nichts gemein mit dem Kampfe um jeden Preis von vorhin, es war Nichts anderes, als das heiligste Gut des Weibes, die Scham. Was ich nun zu ihr gesprochen habe, mein Freund? Ich glaube, in diesem Taumel der Gefühle findet der Mund Worte, die kaum zum klaren Bewußtsein des Sprechenden kommen; ertwogen ist Nichts von Allen, was man thut, man fühlt sich von einer höheren Macht regiert, welche keine Ueberlegung neben sich duldet. Ich habe zu ihr geflüstert, ich glaube, Alles, was in meinem Herzen mir selbst unbewußt solange schlummerte; ich fühlte den Körper des Mädchens zusammenschauern, wie im Fieber, aber niemals im Leben war ich so unbarmherzig, so erbarmungslos mit der widerstrebenden Schwäche, wie diesmal. Und obgleich nicht ein Wort der Erwiderung von ihren Lippen kam, zog die Gewißheit bei mir ein, daß ich wieder geliebt werde, ob es mir aus dem belebenden Körper zuströmte, ob ein Druck der Hand, von dem ich Nichts mehr weiß, es mir sagte: ich habe, als mir vor überströmender Empfindung die Worte versagten, mit dem Gefühle eines Siegers die vom Mondlichte bestrahlte Stirn geküßt, und nun erst sah ich, daß ein krampfhaftes Schluchzen den Leib des Mädchens erschütterte und wie die Thränen unaufhaltsam über ihre Wangen strömten. Aber als die Schen vor diesem Schmerze meinen Arm löste, fand Gabriele die Kraft, um sich meinen Händen zu entziehen. „Auf morgen, mein Freund!“ hauchte sie mir mit einem glänzenden Aufblicke zu, dann war sie hinter der nächsten Thür verschwunden, ehe ich wußte, ob ich diesen Augenblick höchsten Glückes sollte entfliehen lassen.

Er war entflohen! Ich stand wie angewurzelt an der Stelle, ich wußte nicht, wie mir war. Sag eine Verheißung in ihren Worten des Abschieds? Mußte, wenn sie mich liebte, die fessellose Empfindung meiner nicht auch in ihr die letzten Bande lösen? War es nicht eine jener Minuten, in denen auch das zaghafteste Mädchenherz nicht mehr zur Flucht mahnt, in der man ohne Widerstand die Lippen findet? Mein Freund, ich habe von der Liebe des Weibes keine Theorie und noch weniger Erfahrung! ich verstand nichts

zu deuten und blieb zurück in ein Meer von Zweifeln gestürzt, bis mir der letzte Rest von Muth entschwunden war und ich davon schließlich mit der Scham eines Versämhäten.

Als ich mein Zimmer erreichte, hob der Kampf in mir von Neuem an; eigentlich hatte er keinen Augenblick geruht. Aber der Entschluß, mit männlichem Stolze um Ruhe zu ringen, brachte mich endlich soweit, daß ich den Glauben wieder fand, geliebt zu sein. Dann erst setzte ich mich in den Schein des Mondes und begann diesen Brief zu schreiben, den manche Pause träumerischen Sinns unterbrochen hat und den zu enden eben der erste Schrei eines Hahnes mahnt.

Eins habe ich mir mit diesem Briefe errungen: das klare Bewußtsein, gegen das geliebte Mädchen eine Pflicht auf mich genommen zu haben, an die ich meine letzte Kraft setzen will. Auf morgen! sage auch ich! Eine Entscheidung soll mir der neue Tag nicht mehr bringen! ich werde festhalten, was so unlösbar zu meinem Leben gehört und ich werde ein schonungsloser Rächer der Schuld sein; aber die That dieses Tages soll Binden und Lösen sein!

VIII.

Donnerstahl, den 25. Juli 18 . .

Binden und Lösen wollte ich, wo Niemand, als der Allmächtige die Fäden unseres Daseins regiert! Und als ich im vermessenen Stolze diese Worte schrieb, reckte sich keine mahrende Hand vor mir auf, der Frieden jener Sommernacht sagte mir nicht mit einem schauernden Windhauche, daß die That des Bösen schon geschehen war.

Ich will Dir vom heutigen Tage wie von einem Märchen erzählen, das aus der Jugend noch herüberklingt, ohne Schmerz, fast ohne Empfindung; trauern kann ich erst in Deinen Freundesarmen und der Born und alle Unbändigkeit meiner Natur ist dahin; an dem Traum der Vergangenheit kann ich jetzt schon rühren, wie an dem Leide eines Fremden.

Als ich am Morgen erwachte, bedurfte ich keiner Erinnerung; dieselben Bilder des Traumes, die den kurzen Schlummer gefüllt, schwebten auch im Wachen vor meiner Seele, nur die Bangigkeit überkam mich, daß dieser Tag mehr als eine Entscheidung bringen sollte. Einen Augenblick überlegte ich, ob der Brief, der für Dich bestimmt vor mir lag, nicht besser ungeschrieben wäre, bis ich Dir von einem fertigen Glücke reden konnte, aber die abergläubische Hoffnung, daß das Glück sich zwingen lasse, wenn ich dem Freunde die letzte Freudenbotschaft schuldig geworden, überredete mich, ihn wegzugeben. Ich sah vom Fenster aus den Voten durch die Felder wandern, aber meine Gedanken weilten nicht lange bei dem Bilde, in welche Stimmungen Dich meine Botschaft versetzen würde; ich fühlte mich auf der geneigten Bahn einer Handlung, die Nichts aufzuhalten vermag und der Drang, am Ende zu sein, hielt mich gefangen. Ich sollte erfahren, daß Gottes Hand vor aller unserer Klugheit das Verhängniß lenkte!

Nach der Ordnung dieses Hauses nimmt die Gräfin am allgemeinen

Frühstückstische nicht Theil; man hat sich an den Glauben gewöhnt, daß ihr Gesundheitszustand eine längere Morgenruhe nothwendig macht. Auch der Graf ist ein unregelmäßiger Gast, aber ihn halten meistens die Geschäfte des großen Gutes fern, namentlich, wenn er in der Frühe zu den Vorwerken und Meiereien hinausgeritten ist. Ich betrat das Zimmer in begreiflicher Spannung, aber mit dem Muth der guten Gewissens; ich hätte am liebsten die Gelegenheit zu einer entschiedenen Auseinandersetzung augenblicklich ergriffen. Aber der Graf war fortgeritten, meldete der Diener. Dafür wartete die junge Welt sehnsüchtig auf den Beginn der Mahlzeit und obgleich Gabriele noch nicht anwesend war, setzten wir uns zu Tische; es wird ihr wie mir gegangen sein, dachte ich; erst mit dem herandrehenden Morgen wird der Schlaf ihre lieben Augen geschlossen haben. Das Frühstück verlief ohne daß sie kam. Die Kinder waren in der Laune dieses glücklichen Alters, ich stumm, ernst, verschlossen; das Herz bebte mir, wenn ich einen Augenblick an das Glück dieses Tages glaubte.

Nach dem Frühstück mußten die Unterrichtsstunden beginnen. Der Diener fragte mich, ob er nach der Gouvernante schicken sollte und die Entscheidung wurde mir nach kurzer Ueberlegung nicht schwer. Ich hätte am liebsten nicht ihren Schlaf gestört, aber ich fürchtete doch, daß diese Pflichtverfümmelung, die letzte, welche dies Haus sehen durfte, die Gräfin in Zorn versetzen und damit eine jener Scenen heraufbeschwören könnte, welche dem geliebten Mädchen Schmerz verursachten. Ich nickte also eine stumme Bejahung. Ohne eine Ahnung des Kommenden schickte ich mich an, mit meinen Zöglingen das Lehrzimmer aufzusuchen, als das Hausmädchen schon zurückkam. Die Dirne machte ein erstauntes Gesicht und brachte verworrenen Bescheid, aus dem ich mir mühsam die Thatsachen zusammensuchen mußte. Gabriele war nicht mehr in ihrem Zimmer, das Mädchen hatte ein unberührtes Bett und die Thür unverschlossen gefunden. Mich überrieselte ein eisiges Gefühl; sie ist entflohen, war der Gedanke, der plötzlich vor mir stand. Aber der Bericht des Mädchens war noch nicht zu Ende! auf dem Tische im Zimmer des Fräuleins habe das gelegen, schloß sie, und meine Hand griff zögernd nach einem Briefe, der mir schwer wie ein finsternes Verhängniß vorkam. Die Buchstaben auf dem Umschlage tanzten eine Weile vor meinen Augen, bis ich die Aufschrift zu entziffern vermochte. Der Brief war an mich gerichtet. Ich sagte irgend etwas, was die Knaben als eine Mahnung zurückzubleiben ansehen mochten und stürzte die Treppe hinauf nach meinem Zimmer, dessen Thür ich hinter mir verschloß. Ich wollte allein mit meinem Unglücke sein. Da saß ich, die Augen starr auf das verschlossene Geheimniß gerichtet und obgleich jede Faser in mir gespannt war, zu erfahren, was diese Hülle barg, wagten die Finger nur zaghaft daran zu rühren. Wenn es dennoch kein Abschied für immer war? schlich sich die Hoffnung leise wieder an mein Herz. Wenn die Scene der verflorenen Nacht ihr den Aufenthalt unter diesem Dache so unerträglich gemacht hätte, daß sie die Sonne des

Glückes, das uns Beide erwartete, an einer anderen Stelle wollte ausgehen sehen? Wie schnell wird das Unglaublichste dem thörichten Herzen zum Evangelium! Der Muth wuchs wieder riesengroß empor, ich fand jetzt so viel Besinnung, um die verhängnißvolle Botenschaft zu lesen. Ich kannte die zierliche kleine Handschrift, an der jeder Buchstabe ein vollkommenes Gebilde ist, schon lange; ich hatte mir oftmals gesagt, daß sich in diesen sorgsamem Zeichen der Charakter des Mädchens deutlicher offenbarte, als in den verschlossenen Zügen ihres Gesichtes. Und nun, Freund, war Nichts mehr zu zaudern; mit den Zeilen dieses Brieses, den ich Dir anvertraue, bis Du dies Vermächtniß wieder in meine Hände legen kannst, sah ich ein finsternes Verhängniß vor mir sich abrollen, das erste, große Leid meines Lebens! Wenn mich Bücherweisheit nicht gelehrt hätte, daß der Leib des Menschen vom gütigen Gott so geschaffen ist, daß er auch die größten Schmerzen der Seele überdauert, würde ich glauben, daß ich mit diesem Schicksale alle Hoffnung meines Lebens auf Glück zu Grabe tragen soll! Dies den Brief, bevor ich in meiner Erzählung fortfahre!

„Mein Freund! Diese Zeilen bringen nicht die Erfüllung Ihrer Wünsche, aber sie werden Ihnen sagen, daß ich unter tausend Schmerzen um Erkenntniß gerungen habe, bevor ich zu schreiben begann. Ich habe Sie auf den nächsten Tag vertröstet und wenn ich Ihnen auch nichts von Dem zu erfüllen vermag, was Sie als thörichte Hoffnung in sich nährten, soll Ihnen doch Eins so werden, wie man es vor seinem Gotte bekennt: Die Wahrheit! Ich werde Ihrem Blicke nicht mehr begegnen, und die Worte der Liebe, die Sie kaum vor Stunden zu mir flüsterten, waren der letzte Klang Ihrer Stimme! Wenn ich Ihnen nun in der Einsamkeit dieser Nacht das Bekenntniß ablege, daß auch ich Sie liebe, so habe ich nicht vor Gott zu erröthen, der die Herzen lenkt und meine Schuld nicht so schwer gefunden hat, um nicht einmal noch die Sonne des Glückes in mir ausgehen zu lassen. Aber eine Hoffnung, mein Freund, soll dies Bekenntniß nicht wieder erwecken; Sie werden sehen, wenn Sie diesen Brief gelesen haben, daß der blinde Gott Sie einen Irrweg geführt hat, an dessen Ende Gram und unerfüllte Wünsche Ihrer warten, wo ein thörichter Traum Ihnen Freudiges verhieß. Wenn ich Sie nicht mit der Dankbarkeit des ärmsten Herzens liebte, gäbe es für diesen Schmerz vielleicht eine andere Lösung, aber so, wie Sie mir erschienen sind, gehörte ein Scheiden für ewig dazu, um Ihnen das Anrecht auf irdisches Glück nicht ganz zu rauben.

Sie werden mich nicht wiedersehen, mein Freund, und wenn Sie erst wissen, welcher schwarze Schatten in all der Zeit, in der Sie mich liebgewannen, auf meiner Seele lag, werden Sie selbst sagen, daß es so am besten ist!

Ich kam vor zwei Jahren in das gräßliche Haus. Ich bin eine Waise, das Kind vermögensloser Eltern; ich habe soviel gelernt, um meinen Weg allein durch das Leben zu gehen, und es war gut so, denn die Einsamkeit ist nur in stetiger Arbeit zu ertragen,

unter einem Zwange, den uns die Noth auferlegt. Zu Anfang, mein Freund, drückte mich das Bewußtsein nieder, das Brod einer Dienenden zu essen, aber die Gewohnheit stumpfte gegen solche Empfindungen ab und der Ton, der in diesem Hause herrschte, half über Alles Schwere hinweg. Es war so wohlthwend, mit gütigen Menschen zusammen zu leben, die für ihren Willen eine selbst meine Empfindlichkeit versöhnende Form fanden. Und dann, mein Freund, trat Etwas neues an mich heran. Ich war jung und das Herz des Weibes rastet von dem Augenblicke an nicht mehr, wo es sich seines selbständigen Daseins bewußt wird. Die Liebe der Menschen kannte ich bis dahin nur aus der Lehre und dem Beispiele Anderer; in den Erziehungs-Instituten darf das Herz keine Rolle spielen und Niemand denkt daran, daß ein Naturgesetz in keine künstliche Schranken zu bannen ist und nur um so gewaltiger sein Recht fordert, sobald der Zwang aufhört. Hier im gräßlichen Hause gab es nicht mehr als einen Mann, der die Phantasie eines so unerfahrenen Mädchens beschäftigen konnte und je liebesärmer mein Leben bis dahin gewesen, um so lebhafter trieben die Gedanken ihr Spiel mit seinem Bilde. Ich bekenne das Ihnen, mein Freund, weil ich wahr sein will; damals blieb diese Empfindung tief in mir verschlossen und wenn der Ausdruck der Augen vielleicht ahnen ließ, womit sich mein Inneres beschäftigte, so war es unbewußter Verrath. Das Schicksal ließ nicht auf sich warten. Ich war an Erfahrung noch ein Kind, dem alle Noth und alle bitteren Selbstbetrachtungen den heiteren Lebensmuth nicht verkümmert hatten; ich konnte noch lachen und Sie wissen, mein Freund, daß das Lachen jedes Menschengesicht verschönt. Und dann war ich außer der Gräfin das einzige weibliche Wesen im Schlosse, das in näherer Beziehung zu der Familie stand! es war so natürlich, daß ich dem Grafen gefiel und das Herz des Weibes besitzt den Instinct, eine auskeimende Neigung zu errathen, die dem Manne selbst noch nicht klar bewußt geworden ist.

Der Tag der Erfüllung kam endlich; ein zufälliges Ereigniß gab die Gelegenheit, daß er mir von seinem Herzen sprechen durfte und da war ich das schwache Weib, dem seine Worte wie Musik klangen und das den Schrei des armen, einsamen Herzens nach Liebe nicht zu ersticken vermochte. Auch Sie, mein Freund, sind Keiner von denen, die das Leben allzusankt gebettet hat, auch Sie haben vielleicht schon Stunden erlebt, in denen man sich mit wilhem Troz gegen den Zwang der gesellschaftlichen Grenzen auflehnt und mit Behagen ein Gesetz unter die Füße tritt, das darum doch nicht aus der Welt verschwindet. Was zwischen dem Grafen und mir seitdem sich ereignet hat, sind in meinem unauslöschlichen Gedächtnisse die Fußspuren des Schicksals; bald spielte der Zufall seine verhängnißvolle Rolle, allzu oft nur der bereite Wille; und da kein Freund damals an meiner Seite stand, dessen mahnendes Wort die auslodernde Flamme vielleicht noch unterdrückt hätte, so wurde ich im sinnlosen Taumel das, als was Sie mich kennen gelernt und doch nicht erkannt haben: ein gefallenes Weib!

Das haben Sie nicht geahnt, mein Freund, wie hätten Sie Ihr Herz

an eine Unreine verschenken können! Und in dieser Stunde der offensten Wahrheit soll Sie auch nicht der Wahn täuschen dürfen, daß nur die Schwachheit eines Augenblicks über mein Schicksal entschieden hätte. Der Rausch, den ich für Glück hielt, hat Monate hindurch gebauert; ich habe mich mit Troß gegen jede Umwandlung der Neue gewehrt und ich blieb lange Siegerin in diesem doch so hoffnungslosen Kampfe; die Mahnungen des Gewissens, daß ich das Recht einer Anderen stahl, daß ich ein Glück untergrub, welches für alle irdische Ewigkeit geschworen war, das das göttliche Sittengesetz verhöhnzte; das Alles wagte sich kaum an mich heran; ich war zum ersten Male seit ich ein Weib geworden, glücklich und in diesem Bewußtsein achtete ich der inneren Stimmen nicht, die so schüchtern zu mahnen begannen.

Und dennoch war vom ersten Augenblicke der That an mein Schicksal entschieden, denn so schlecht bin ich nicht, daß nicht eines Tages Recht und Pflicht in mir wieder zur Geltung kommen sollten. Mit der ersten Stunde der Ernüchterung war die Selbstanlage da, um nicht mehr zu weichen. Ich gehöre nicht zu den glücklichen Naturen, die sich von der Gegenwart allein nähren und für die Zukunft eben so wenig Sorge, wie um das Vergangene Neue fühlen; mich hat das Leben zum Nachdenken erzogen und wenn ich Einkehr in mich halte, wird das Gewissen ein strenger Richter, der es nicht duldet, daß sich die Zukunft hinter rosigen Schleiern verbirgt. Ich habe gelernt, für all mein Thun selbst einzustehen und damit bindet man die unerbittliche Pflicht auf sich, aus jeder That auch die letzten Folgerungen an das Licht zu ziehen. Als diesmal eine Stunde des Sichselbstwiederfindens kam, sah ich, was ich war und was mir die Zukunft noch sein könnte, und damit legten sich auf mein thörichtes Glück die Schatten. Er war vorüber, der Rausch! Mit dem kurzen Traume eines Herzens, das sich zur Blindheit gezwungen, hatte ich ein verlorenes Leben erkaufte! Von da ab war es finster in mir und als Sie eines Tages in mein Dasein als ein Fremder traten, der achlos an mir vorüberging, glaubte ich Sie zu hassen, weil Sie ein Mensch mehr waren, dem ich mit einer großen Lüge gegenüberstand.

Wie oft hat mich zu jener Zeit das Verlangen gepackt, dies Haus auf Nimmertwiedersehen zu verlassen, aber der Muth, mit dem ich früher aus der Schulkstube den ersten Schritt in ein unbekanntes Leben hinein gethan, war von mir gewichen; die Schuld, meinte ich, war mir wie ein Brandmal auf die Stirne gedrückt und um die Welt nicht auf jedem Schritte belügen zu müssen, vertrösch sich das Verlangen wieder schein. Es war feige von mir, denn ewig konnte das Dasein nicht dauern und ewig bleibt ein Geheimniß nicht verborgen, von dem schon in den Ecken geflüstert wird. Der Verdacht haftete an mir, darüber ließ das Benehmen der Gräfin vor Allem keinen Zweifel und ich war ungeschickt genug im Heucheln, um Nichts mehr daran zu bessern. Aber ich blieb dennoch, weil passives Beharren meiner Muthlosigkeit am leichtesten fiel, obgleich ich Alles haßte, was das Auge auf mich richtete.

Sie sind an meinem Himmel allmählich ausgegangen, wie einer jener

Sterne, die, aus weiten Fernen kommend, aus dem Dunkel des Weltenraumes langsam hervortauchen. Erst waren Sie mein Feind, wie mir Alles Feind war, und dann dachte ich wenigstens fremd neben Ihnen meinen einsamen Weg zu gehen. Aber das Schicksal legte zwischen uns die kleinen, nichtigen Ereignisse, mit denen sich das Interesse am Menschen unmerklich in das Herz stiehlt und eines Tages wurde es mir klar, daß Sie in meinem Leben schon einen Platz einnahmen. Aller Groll gegen diesen fremden Eindringling konnte die Phantasie nicht mehr bannen; die Gedanken kehrten zu Ihnen zurück; keine Sehnsucht, keine zärtliche Empfindung, mein Feind; das glaubte ich für immer in mir begraben; aber doch ein Haften der Erinnerung an Ihnen, das mir schon wie empfindlicher Zwang vorkam. Wissen Sie noch von jenem Tage, an dem Sie mich draußen am Meeresufer überraschten? Der Kampf, der damals in mir tobte und den Ihr Erscheinen bis zur Verzweiflung neu ansachte, wird Ihnen nun verständlich geworden sein; als er vorüber war, blieben die guten Geister Sieger. Es überkam mich die neue Täuschung, daß es zwischen Mann und Weib überhaupt Freundschaft geben kann; vielleicht erlagen Sie an jenem Tage demselben Wahn, denn der Schritt, der vom Mitleide mit einem unglücklichen Weibe unbemerkt zur Liebe hinüberführt, war Ihnen noch nicht bewußt geworden. Es war ein neues Glückgefühl, das mich erfüllte; ich hatte einen Freund gefunden, dem ich im stummen Herzen tausend ernsthafte Gelübde that; ich wußte noch immer nicht, daß Wünsche und Hoffnungen im Menschen nimmer rasten!

Was soll ich Ihnen weiter sagen! Als ich zu ahnen anfieng, was kommen würde, habe ich mich mit dem Muth der Verzweiflung gegen mich selbst gewehrt; alle Schmerzen, die das Bewußtsein der Schuld in mir wachgerufen, haben sich zu einer unaufhörlichen Marter verwoben und niemals ist schwerer gebüßt worden, als in meinem gequälten Herzen! Was half mir die Neue, wo an der That Nichts zu ändern war; ich habe zwar niemals mehr gewagt, auf das Glück der Zukunft für mich zu hoffen, aber geschaut habe ich es wie das Paradies, an dessen Schwelle der Engel mit dem Flammenschwerte den Eintritt wehrt. Diesen Schmerz, ausgestoßen zu sein von einem Glücke, das man mit Händen greifen kann, und durch eigene Schuld, er ist Ihnen erspart geblieben, mein Freund!

Und nun, wo ich Ihnen Nichts mehr zu bekennen habe, lassen Sie mich Abschied nehmen. Ich habe mich manches Mal gefragt, ob man sich mit seiner Schande in einen verborgenen Erdenwinkel vertriehen kann und vielleicht wäre mir, so lange ich Sie nicht kannte, eines Tages der Muth dazu gekommen. Aber in dieses Grab die verlangende Sehnsucht nach Ihnen mitzunehmen, das Bewußtsein, daß es nur eines Schreies des gemarterten Herzens bedürfe, um ein erlogenes Glück zu kosten: diese Dual geht über meine Kraft! Es wäre nicht nöthig gewesen, daß das Schicksal mir die Größe meiner Schuld im Spiegel dessen zeigte, was Sie mir boten, ich trug ohnehin schwer genug; aber die Schwäche des Weibes läßt mich fürchten, daß es einen noch

unerreichten Gipfel meines Glends geben könnte, wenn ich es mit Ihnen theilen müßte. Darum, mein Freund, die ganze Wahrheit und dann scheiden!

Ich lasse auf dieser Welt Nichts zurück, als verbitterte Empfindung; Ihr Bild und die Erinnerung daran, daß Sie einer Unglücklichen ein redliches, zärtliches Herz geboten haben, nehme ich in meine letzte Stunde mit. Vielleicht bin ich damit glücklicher als Sie. Gott wird Ihnen ein Leben voller Glück und Freuden schenken, sobald Sie vergessen gelernt haben; ich habe mit aller Anbrunst meiner Seele darum gebetet, aber immer doch ein Leben, das so voller Dunkel ist wie alle irdische Zukunft; ich, mein Freund, nehme einen köstlichen Traum mit hinüber, der meinen letzten Augenblick in lauter Licht tauchen wird! Ich liebe Sie, Ernst, Sie werden mein letzter Gedanke sein!
Gabriele."

Das war ihr Abschiedsbrief! Ich weiß nicht, ob es Dir beim Lesen desselben eben so ergangen ist wie mir. Ich habe mit einer Ahnung, die von Zeile zu Zeile wuchs, den Faden dieser Bekenntnisse verfolgt und die Gewißheit, was kommen werde, lebte schon lange in mir, bevor ich am Ende war; der Tod hat mich kalt angeweht, ehe dieses schaurige Gefühl des Herzens seine entsetzliche Bestätigung fand.

Aber ich hatte keine Zeit, mich meinen Empfindungen hinzugeben; sie zu finden, das war mein einziger Gedanke und in diesem Drange stürmte ich die Treppen hinunter. Alles im Hause war in Bewegung; die Nachricht, daß die Erzieherin mit Hinterlassung eines Briefes an mich verschwunden sei, hatte die Menschen mit der Ahnung eines Unglückes erfüllt und man suchte nach der Gewißheit. Haus und Park boten keine Spur, in jedem Augenblicke kamen Leute zurück, welche mit demselben Erfolge die Umgebung, die Felder, die Gehölze abgesucht hatten. Die Gräfin hatte die Kinder zu sich genommen und war unsichtbar, der Graf noch nicht zurückgekehrt. Wir standen in einer rathlosen Gruppe in der Flurhalle des Erdgeschosses, als mir der Gedanke an das Meer durch das Gehirn schoß. Die Thür öffnete sich wieder und ein Holzfäller trat herein, der erste Mensch, der uns auf eine Fährte brachte. Im Morgengrauen war ihm auf dem Wege, der vom Schlosse an die Küste führt, eine weibliche Gestalt erschienen, er hatte es für einen Geisterpfad gehalten, denn unter den Bewohnern dieser Gegend giebt es allerlei gespensterhafte Tradition. „Vorwärts Leute! nach dem Meere!“ sagte ich, da stand der Graf in der Thür. Der Ausdruck seines Gesichtes war fürchterlich; unter dem wirren Haare glühten die Augen wie im Feuer des Wahnsinns; von der Stirn troff der Schweiß nieder; regungslos stand er, aber wie ein Pfeil auf gespanntem Bogen, jeden Augenblick im Begriff, sich auf Etwas zu stürzen. Er lauschte mit verhaltenem Athem; er hatte ohne Zweifel nur unbestimmte Kunde erhalten und suchte aus dem Gewirr von Stimmen nach einer Gewißheit. „Kommen Sie, Herr Graf, wir werden Ihr Opfer jetzt finden!“ sagte ich mit einem unbeschreiblichen Gefühle von Haß, aber wie ein Keulenschlag traf es mich, als er mir die Worte entgegenschleuderte:

„Mein Opfer? Wissen Sie denn, daß es nicht das Ihrige ist?“ Und nun wandte er sich ab und stürmte mit der Gruppe von Männern hinaus, ich mechanisch wie im Traume hinterher. Er hatte Recht; die Unglückliche war mein Opfer! Nichts von den vergangenen Dingen hatte sie in den Tod getrieben, nur vor meiner Liebe, vor der eigenen zu mir, war sie entflohen! Ich war ganz von Sinnen; ich, ein Mörder! Das Blut brauste mir in den Ohren und in den Schläfen pochte es wie mit Hämmern; ich dachte Nichts mehr, im Gehirn kreisten unbestimmte Gedanken, ich vermochte keinen festzuhalten. Als mir der Athem verging, kam ich zur Besinnung! ich war in Schweiß gebadet, die Füße zitterten unter mir, ich fand mich auf dem Wege zum Meere, mitten in der Waldung. Ich war wie ein Wahnsinniger Allen vorausgeeilt, aus der Ferne hinter mir näherten sich die Uebrigen. Mit dem Reste von Willenskraft, dessen ich noch fähig war, setzte ich meinen Weg langsam, Schritt vor Schritt fort; ich bezwang das glühende Verlangen zu eilen und damit glückte es mir, auch die Gedanken zu bezwingen. Es war doch wohl ein Trugschluß gewesen, mich Schuldlosen zum Mörder derjenigen zu machen, die ich mit dem letzten Hauche meines Lebens zum Dasein zurückgerufen hätte; nicht um meinethwillen war sie gestorben, die Erinnerung an eine Vergangenheit, die angesichts meiner Liebe, schwärzer als jemals vor ihre Seele trat, hatte sie in den Tod getrieben. Er war dennoch der Mörder, aber er wäre es vielleicht geworden, wenn mich das Schicksal nicht zwischen diese Beiden gestellt hätte. Ich athmete auf, als mich der Druck jenes entseßlichen Bewußtseins verließ, aber es wollte mir nicht mehr gelingen, an den Grafen mit der Erbitterung des Hasses zu denken. Auch er hatte den Glanz des Glückes in ihr Herz getragen, vor dieser Gewißheit mußte jede Rücksicht der Moral weichen; es war ein anderes Geschenk, als ich es zu bieten gedachte, aber es war doch stürmisches Glück gewesen, während meine Gabe sie zum Scheiden für ewig bestimmte. Wessen Schuld war die größere? Gilt vor der Stimme des Herzens überhaupt das geschriebene Gesetz?

Da lag das Meer vor mir, spiegelnd im Glanze der Frühsonne; brühen am Horizonte brüteten verschwommene Gewitterwolken; kein Windhauch, keine Bewegung in der trägen Masse, kein Laut in der Natur, kein Wort zwischen den Menschen. Wir traten an den Strand und man mußte die Augen beschatten, um auf der widerstrahlenden Fläche nach einem Gegenstande zu forschen. Der Graf war der erste, der die Hand auf das Wasser hinausreckte. „Dort!“ sagte er. Ein schwarzer Körper unterbrach an einer fernen Stelle den Glanz, mehr ein Punkt, der im Glitzern kam und verschwand. „Ein Boot, des Kiel oben schwimmt!“ sagte einer von den Männern. Jetzt sahen wir es Alle; nach dieser Deutung fand Jeder, daß ein umgekehrtes Boot dort auf dem Wasser trieb.

Mit der Gewißheit war auch die Energie des Grafen wieder da. Es liegen ein paar Dörfer am Strande, aufwärts und abwärts je eine Meile

entfernt. Die Hälfte der Leute wurde nach Stein, die andere Hälfte nach Vatikom beordert; sie sollten Fischerboote und Geräth nehmen und nach der Leiche suchen. Die Menschen verließen sich, wir Beide standen allein am Strande. „Kommen Sie!“ sagte der Graf zu mir, „wir haben Zeit uns auseinanderzusetzen!“

Ich habe Dir von einer Bank gesprochen, die hier draußen Angesichts des Meeres steht; jetzt wissen wir Beide, daß dieser Ruheplatz der Beginn all meines Jammers ist. Wir setzten uns; wir hatten es Beide nöthig; vielleicht daß die stählerne Natur des Grafen noch nicht am Ende ihrer Kraft war; ich wenigstens war es. Wir saßen stumm; unsere Blicke hingen an dem schwarzen Punkte draußen auf dem Gewässer; er erschien schwärzer als zuvor, weil das heraufwachsende Gewölk in der Ferne den Glanz vom Wasser scheuchte. Erst nach einer langen Weile begann der Graf zu mir zu sprechen.

„Verzeihen Sie mir, was ich vorhin sagte!“ waren seine ersten Worte, die wie wehmüthige Trauer klangen. . . Ich habe auch verloren, schon früher als Sie! Mich hat der Schmerz schon vorher verbittert, im ersten Ausbruch konnte ich nur ungerecht sein! Sie hassen mich! Sie thun recht daran! Ich habe Ihr Glück zerstört, bevor Sie selbst davon wußten! Und ich sollte Sie hassen, denn ich mußte es müßig mit ansehen; wie Sie mir das Herz des Mädchens stahlen! Lassen Sie uns nicht abrechnen nach dieser Lösung; wir sind Beide arm geworden!“

Er schwieg und mir erstickte die Stimme unter dem Andrängen der widerstreitendsten Gefühle. Du kennst mich, mein Freund; der Haß ist ein ungewohnter Gast in meinem Herzen und wo er sich in den Kampf mit leichteren Regungen einläßt, muß er unterliegen. Er war auch heute nur auf Augenblicke in mir aufgelost, der Schmerz um das verlorene Glück machte ihr den Platz streitig, und nun saß ein Mann neben mir, der um dieselbe Todte klagte! Ich konnte schon nicht mehr hassen; es drang mir heiß in die Augen.

Wir saßen wieder Minuten lang, während nicht ein Blatt in den Baumwipfeln sich regte; auf dem Wasser spielte das Sonnenlicht mit den heranschleichenden Wolkenschatten; ein Seufzer klang aus der Ferne her, der wieder erstarb, ehe man wußte, woher er kam.

„Sie denken, daß mir das Schicksal mein Glück schon vorher gegeben hat!“ begann der Graf wieder, aber diesmal im Tone grollender Leidenschaft. „Ich war für dies Leben abgefunden, glauben Sie, ich habe Weib und Kinder! Verstehen Sie sich auf das Menschenherz? Wissen Sie, wie ein heißes Blut pocht? Sie haben Recht, wenn Sie auf das bürgerliche Gesetzbuch klopfen; da steht's in deutlichen Paragraphen!“

Und dennoch! Das göttliche Gesetz, das unsere Herzen lenkt, ist stärker als alle Menschenfabung, stärker, als der Wille! Sie werden mich nicht verstehen, Sie, ein Mann, der menschliches Recht und die von der kleinen Ver-

munft ausgeklügelte Wahrheit lehren will; was wissen Sie von der Macht des Herzens! Bei allem Schuldbewußtsein fühle ich, daß ich in meinem Rechte war; die höhere Gewalt ist verantwortlich für jede That unserer Leidenschaften; wir sind nichts mehr als ohnmächtige Gefäße!"

Mit einem tiefen Seufzer schloß der Graf diese Worte, die von dem schweren Kampfe des Schuldbewußtseins mit der Redlichkeit seines Charakters Zeugniß gaben. Dann ließ er den Blick wieder auf das Meer hinaus-schweifen, wie Beide gleichzeitig, und wir sahen, daß das Unwetter mit Windeiseile heraufzog. Die Sonne war verschwunden, über den Himmel flog geballtes Gewölk, das sich von einer schwärzlichblauen Wollenmauer losriß; das Meer lag dunkelgrau vor uns; eine weißliche Kräuselung in der Ferne verrieth, daß der Wind sein Werk begann. Aus der Höhe der Luft klang es, wie die Stimmen der Vögel, die im Herbst südwärts ziehen, in grellen, verworrenen Lauten; das Laub der Bäume am Ufer raschelte leise; mit den Strandfelsen murmelten die Wellen.

„Kommen Sie!“ sagte der Graf. „Wir haben hier Nichts mehr zu erwarten!“

„Und die Leute?“ fragte ich.

„Können bei dem heraufziehenden Wetter nichts thun. Kein Boot geht jetzt in See, wenn es zurückkehren will. Vielleicht nehmen ihnen die Wellen ihre Arbeit ab!“

Ich begriff, daß uns Nichts übrig blieb, als den Rückweg anzutreten. Wir gingen schweigend durch die Waldung; in den Wipfeln ächzte der Wind und auf der Landstraße wirbelte er Staubwolken vor uns her. Wir erreichten das Schloß nicht mehr, ohne von der ersten Fluth der Wolken überschüttet zu werden; Bliß und Donner gingen über unsere Häupter hin. In der Halle des Hauses machten wir athemlos Halt. Zum ersten Male konnte mir der Graf starr in die Augen sehen. „Wenn wir uns nicht wiedersehen sollten,“ sagte er mit vibrierender Stimme, „so verzeihen Sie einem Unglücklichen, der an seinem Loose schwerer zu tragen hat, als Sie!“ Damit ging er von mir.

Wir werden uns nicht wiedersehen! Mit dem Morgengrauen, das dieser Nacht folgt, gehe ich davon. Zunächst in einen stillen Erdentwinkel, wo ich mit meinem Schmerze allein bin. Wenn die Zeit ihr Werk der Heilung vollbracht hat, wie die Weisheit der Menschen verspricht, kehre ich zu Dir, mein Freund, zurück. Du wirst mir helfen, wieder auf das Leben hoffen zu lernen!





Mittelalterliche Baukunst in Italien.

Von

Hans Semper.

— Innsbruck. —



Es ist eine unläugbare und vielversprechende Thatsache, daß das baugeschichtliche Interesse, besonders der ausübenden Architekten, heutzutage vorherrschend den Schöpfungen des Alterthums und der Renaissance zugewendet ist, indem die Anschauung immer allgemeiner zur Geltung gelangt, daß die Formensprache und die Stilgesetze der Architektur dieser Epochen die unseren modernen Bedürfnissen und Geistesrichtungen angemessenste Entwicklung, Umgestaltung und Anpassung zulassen. Gleichwohl finden auch heute noch die mittelalterlichen Baustile nicht bloß im Publicum und bei der Gelehrtenwelt ihre Liebhaber, sondern auch unter den ausübenden Architekten hervorragende Vertreter, da insbesondere bei den kirchlichen Bauten eine Anlehnung an classische Formen in gewissen Fällen dem Ausdruck der religiösen Stimmung und Zweckmäßigkeit größere Schwierigkeiten zu bereiten scheint, als eine Anlehnung an mittelalterliche Baustile, welche ihre Ausbildung hauptsächlich im Dienste der christlichen Kirche erlangten, in ihrem Entstehen daher recht eigentlich vom religiösen Ausdruck bestimmt und durchdrungen worden sind.

Aber selbst der Forscher und Architekt, welcher die Anwendung mittelalterlicher Baustile bei modernen Bauten irgend welcher Art nicht billigt, wird doch, wosfern ihn nicht Parteigeist blendet oder mechanische Routine abstumpft, weder den großartigen Schöpfungen mittelalterlicher Frömmigkeit und Bürgerkraft seine Verwunderung versagen, noch auch das Studium jener Stile als überflüssig betrachten, welche immerhin die Brücke zwischen Antike und Renaissance nicht bloß historisch, sondern in mancher Hinsicht auch sachlich bilden, und deren Kenntniß in vielen Punkten das volle Verständniß der classischen Baustile alter und neuer Zeit erst ermöglicht.

Dieser innige Zusammenhang der mittelalterlichen Architektur mit der antiken einerseits, derjenigen der Renaissance andererseits tritt besonders deutlich in Italien hervor, der Heimath der Renaissance, die auch dort nicht hätte entstehen können, wenn nicht eben die antike Tradition, wie der Same zu neuer Blüthe sich durch die ganze mittelalterliche Kunst hindurch bald offener, bald versteckter, unsterblich fortgefrisst hätte.

Die Betrachtung der mittelalterlichen Kunst Italiens bietet daher ein erhöhtes praktisches Interesse für das Verständniß der Renaissance, insofern sie weder ihr noch der Antike so schroff gegenüber steht als z. B. die nordische Gotik; aber auch bezüglich des monumentalen Werthes sowie des geschichtlichen Interesses an und für sich verdienen die mittelalterlichen Bauten Italiens zum mindesten eine gleiche Aufmerksamkeit wie die nordischen Bauten der nämlichen Epoche: So manches daher auch schon über italienische Architektur des Mittelalters geschrieben sein mag, so finden neue Forschungen über einzelne Monumente oder ganze Schulen, oder auch über die der Bauthätigkeit zu Grunde liegenden social-politischen und culturgeschichtlichen Factoren, insbesondere wenn sie in geistreicher und anregender Form vorgetragen werden, gewiß noch immer nicht nur die pflichtmäßige Berücksichtigung der Gelehrten, sondern auch das Interesse des künstlerischen und größeren Publicums. Wenn wir nun in Folgendem auf zwei Werke, eines Italieners und eines Amerikaners*), aufmerksam machen wollen, die beide ihren Stoff aus dem Gebiet der mittelalterlichen Architektur Italiens schöpften, so fühlen wir uns hiezu eben sowohl durch das Vorhandensein jener Vorzüge der Neuheit — wenn auch nicht in allen Punkten, so doch in einigen — wie insbesondere durch die lebhafte und anregende Darstellung in beiden Werken veranlaßt und berechtigt. Dieselben haben im Stoff wie in der Anordnung eine äußere Ähnlichkeit mit einander, unterscheiden sich jedoch durchaus durch die verschiedenen Standpunkte der Verfasser. Jedes der beiden Werke bildet eine Sammlung einzelner Abhandlungen über verschiedene Gegenstände, einige der letzteren sind beiden gemein. Beide Autoren schicken eine längere Einleitung voraus, worin sie ihren Standpunkt bezeichnen, sowie die geeignete Stimmung des Lesers für die Aufnahme der dargebrachten Gaben zu erwecken suchen. Während jedoch Boito sich schon in der Einleitung als der unruhig die Vergangenheit nach einer Richtschnur in der Zerfahrenheit der modernen Architektur Italiens befragende Künstler verräth, so offenbart sich uns Charles Eliot sofort als der behaglich erzählende, kunstvoll den Stoff der Vergangenheit ordnende

*) *Architettura del medio evo in Italia. Con una introduzione sullo stilo futuro dell' architettura in Italia. Ricerche di Camillo Boito. Milano. Ulrico Hoepli. 1880. — Historical studies of Church-buildings in the middle-ages. Venice, Siena, Florence. By Charles Eliot-Norton. New-York. Harper and brothers. 1880.*

Culturhistoriker, der vor Allem darauf ausgeht, ein lebensfrisches und erhebendes Bild der großen, idealen Züge derselben auszumalen.

So geistreich und pikant Boitos einleitende Ausführungen aber auch sind, so sind sie doch nicht immer überzeugend, oder auch nur objectiv richtig. Zunächst legt er dem constructiven Element in der Architektur, dem von ihm sogenannten Organismus, zu viel Bedeutung bei, weshalb natürlich die Renaissance bei ihm zu kurz kommt, zumal da er die akademischen Ausläufer derselben als deren allgemeine und ursprüngliche Norm annimmt. „Damals schienen die Kirchen, die Paläste, die Theater, Häuser, kurz alle Gebäude eigens construirt zu sein, um mächtige Säulen, Giebel, Nischen, die Gesimse des Pantheon und der heidnischen Tempel daran anzubringen. Die Construction, die innere Einteilung wurden unmittelbar von der Decoration abgeleitet; der Organismus wurde der niedrige Slave des Symbolismus.“ Dem entsprechend empfiehlt er denn auch den romanischen Stil als Anknüpfungspunkt für einen zu schaffenden, neitalienischen Baustil, da sich in diesem „der Schmutz am meisten mit der Dekonomie vereinige,“ „jeder Theil des Organismus sich nach Außen hin aussprechen könne“. Wenn er aber, um seinen Wunsch nach einem nationalitalienischen modernen Stil zu begründen, sagt, „eine jede Nation suche wieder einen ihr eigenen Stil, so lehren die Deutschen heutzutage zu ihrem Spitzbogenstil zurück“ zc., so widerspricht letztere Behauptung doch geradezu schnurstracks den Thatfachen.

Bei der Besprechung der einzelnen Aufsätze werden nun zunächst diejenigen zusammenzuhalten sein, welche von beiden Autoren den nämlichen Gegenständen gewidmet sind, die sich demnach möglicherweise gegenseitig zur Ergänzung und Berichtigung dienen, sowie sich auch dadurch die Gesichtspunkte der beiden Verfasser am deutlichsten kennzeichnen. —

Der Dom in Florenz, wiewohl keineswegs weder in allen Theilen noch im Ganzen ein durchaus harmonisches Bauwerk, ist dennoch als eine der großartigsten und zugleich, in jeder Beziehung, historisch bedeutsamsten Schöpfungen des italienischen Volksgeistes, Kunstsinnes und Genies anzusehen. Nicht bloß giebt er uns in den mannigfaltigen architektonischen Formen und im plastischen Schmuck seiner Innen- und Außenseiten ein anschauliches Bild des allmählichen Ueberganges toscanischer Gothik in die Renaissance, die hier in der That ihre ersten Schritte machte, sondern seine gewaltige Kuppel bleibt für alle Zeiten eine der imponirendsten Constructionen dieser Art und beschäftigt unsern Geist als das erste und wahrhaftige Vorbild der herrlichen Peterskuppel in Rom. Zudem giebt das Studium der Baugeschichte dieses Domes ein anschauliches und erfreuliches Bild von dem monumentalen Streben und edlen Bürgerfinn der Florentiner des 14ten und 15ten Jahrhunderts. Endlich hielt er auch dadurch schon, daß ihm bis auf den heutigen Tag der Facadenschmuck fehlte (der, nebenbei bemerkt, demnächst vollendet ist), die Aufmerksamkeit des großen Publicums sowie das Nachdenken und die schaffende Phantasie der Architekten seit seinem Entstehen ohne Unterbrechung rege.

Beide Autoren behandeln nun, ein jeder nach seiner Weise, die Baugeschichte des Domes und sind gewiß, damit ein allgemeineres Interesse zu erregen. Allerdings giebt uns Camillo Boito mit seinem Aufsatz nur die fast unveränderte Wiederauflage eines Artikels, den er bereits im Jahre 1865 in der *Nazione* von Florenz und im *Giornale dell' Ingegnere architetto ed agronomo* zu Mailand, sowie ein Jahr später als selbständige Brochüre publicirte, unter dem Titel: *Francesco Talenti, ricerche storiche sul Duomo di Firenze dal 1294 al 1367*.

Wenn nun dieser Aufsatz bei seinem ersten Erscheinen das Verdienst hatte, falsche Traditionen über den Dombau zu erschüttern und auf das Domarchiv als Quelle der Aufklärung über dieses damals noch sehr dunkle Capitel der florentinischen Kunstgeschichte hinzuweisen, so ist andererseits an dem neuen Abdruck dieser Abhandlung scharf zu tabeln, daß die in dem Zeitraum zwischen 1865 bis auf heute auf Grundlage von Archivforschungen erlangten weiteren Resultate darin gänzlich unberücksichtigt geblieben sind.

Es ist allerdings unbegreiflich, wie noch bis vor Kurzem die Schriftsteller, welche die Baugeschichte des Florentiner Domes behandelten oder berührten, sich mit den verworrenen, lückenhaften und unwarhen Berichten eines Vasari und seiner Nachbeter begnügen konnten, obgleich die Reichhaltigkeit des wohlgeordneten Domarchivs bekannt sein mußte, und einzelne Schriftsteller in der That auch einzelne, aus dem Zusammenhang gerissene Documente desselben schon in früheren Jahrhunderten publicirten. Ja, ein Gelehrter des vorigen Jahrhunderts, Carlo Strozzi, nahm sich sogar schon die Mühe, einen vollständigen Auszug der Documente des Domarchivs vom 14. bis zum 16. Jahrhundert zu machen, ohne daß doch durch Publication dieses Auszuges, der sich jetzt im Centralstaatsarchiv befindet, der Forschung ein Nutzen erwachsen wäre. Auch der Canonicus Moreni bemühte das Archiv, um einzelne Aufschlüsse über Brunellesco zu bringen. Ebenso förderten Humohr und Gaye durch die Veröffentlichung einzelner, abgerissener Documente die Kenntniß der Geschichte des Dombaus nur wenig. Erst der ehemalige Archivar des Domarchivs, Cesare Guasti, begann mit methodischer Genauigkeit und Vollständigkeit die Documente des Domarchivs zu copiren, wovon er aber leider nur den Theil, der sich auf den Kuppelbau bezieht, im Jahre 1857 publicirte. Auch er schreckte wohl vor dem Umfang des ganzen Materials zurück. — Auch scheinen alle diese Gelehrten von einer gewissen Furcht beherrscht gewesen zu sein, die Jahrhunderte alten Illusionen über Arnolfo's Bauhätigkeit am Dom zu zerstören.

Arnolfo und Brunellesco, das waren die beiden glänzenden Namen, die durch die Tradition geheiligt und mit dem Dombau unauflöslich verflochten waren, und denen zu Liebe man fast grundsätzlich jenen Zeitraum geradezu ignorirte, da sie nicht wohl am Dombau theilhaftig sein konnten, also von 1310 bis etwa 1420.

Dem verdienten Archivar Cesare Guasti verdankte jedoch Boito die Mit-

theilung einiger der wichtigsten Documente aus diesem noch dunklen Zeitraume, welche letzterer in geschickter Weise zu verwenden und zu combiniren mußte, um daraus in der That höchst interessante Aufschlüsse über diesen vernachlässigten Theil der florentinischen Monumentenkunde zu gewinnen. Hierbei unterstützte ihn wesentlich sein künstlerischer Feinblick, der ihn auch manche Thatfachen ahnen ließ, die sich durch weitere Forschungen bestätigten. Allerdings ließ er sich durch seine künstlerische Intuition auch zu manchen Fehlschlüssen und Voreingenommenheiten verleiten, insbesondere that er seinem Günstling Francesco Talenti zu Liebe den Thatfachen hie und da Gewalt an.

Wie schon erwähnt, sind nach dem Erscheinen dieses Aufsatzes im Jahre 1865 noch mehrere Arbeiten veröffentlicht worden, welche auf Grundlage der Urkunden des Domarchivs die Kenntniß der Baugeschichte des Domes noch weiter vervollständigt haben.

Schreiber dieser Zeilen gab in seinen „Vorläufern Donatellos“ (Leipzig, Seemann 1870) außer dem urkundlichen Material über die plastische Ausschmückung des Domes im 14. Jahrhundert auch Regesten der Baugeschichte auf Grundlage der Originalurkunden und des Auszuges Strozzi heraus, welche Voitos Angaben wesentlich ergänzten. — Ferner publicirte Berichterstatter im Jahre 1872 (im März- und Aprilheft des XVII. Jahrganges der Mittheilungen der k. k. Centralcommission für Erhaltung der Bau Denkmale u.) einen Aufsatz über die „farbigen Glasscheiben am Florentiner Dom“, mit dem vollständigen Apparat der darauf bezüglichen Documente des Domarchivs, welche ihm ermöglichten, verschiedene bisher unbekannte Glasmaler, darunter auch einen Deutschen, die im 14. Jahrhundert in Florenz gewirkt hatten, der Vergessenheit zu entreißen, sowie auch den traditionellen Irrthum zu beseitigen, als stammten jene Glasscheiben hauptsächlich von Francesco di Domenico da Gambasso her, während doch das letzte Document des Domarchivs, das seiner erwähnt, ihn als noch in Lübeck wohnend bezeichnet. —

Ein Jahr nach dem Erscheinen der erstgenannten dieser beiden Abhandlungen veröffentlichte auch Herr Cavalucci, Akademiedirector in Florenz, eine Reihe von Artikeln in der *Nazione* über die Geschichte des Dombaus, denen er den Auszug Strozzi, sowie einzelne Angaben älterer Localschriftsteller zu Grunde legte.

Endlich gab Berichterstatter in seinem Werke: *Donatello, seine Schule und seine Zeit* (Band IX. der *Quellenschriften für Kunstgeschichte*, Wien Braumüller 1875) auch noch den vollständigen Apparat von Urkunden heraus, der sich auf Donatellos und seiner Zeitgenossen bildhauerische Thätigkeit am Dom bezieht, ebenso wie er in dieser Schrift auf Grundlage der vorgenannten Forschungen eine übersichtliche Baugeschichte des Domes bis vor dem Auftreten Brunellescos giebt. (S. 44 f.)

Hauptsächlich auf Cavalucci, Guasti, sowie des Schreibenden Forschungen

gestützt, giebt endlich auch Charles Eliot-Norton in seinem Aufsatz: „Florence and Sta Maria of the Flower“ in anregender und fließender Darstellung, die uns zugleich ein lebhaftes Culturbild vom damaligen Florenz vor Augen führt, die Baugeschichte des Domes.

Wenn nun nach allem dem Anton Springer in einer Besprechung der Schrift Voitos (12. Heft des Jahrganges 1880, Lübow's Zeitschrift für bildende Kunst) sich äußert: „Die beiden letzten Aufsätze Voitos, welche vom Florentiner Dom und der Marcuskirche in Venedig handeln, werden nicht verfehln, auch in weiteren Kreisen Aufmerksamkeit zu erregen, da sie den hergebrachten, scheinbar festeste begründeten Anschauungen in grausamer Weise zu Leibe gehen,“ so ist dies in Bezug auf ersteren Aufsatz ebensowenig zutreffend, wie daß „in Voitos Buch die Acten (über den Dombau) gesammelt und spruchreif vorliegen,“ sowie „daß der Dom als eine Schöpfung des bisher fast ganz unbekanntem Francesco Talenti sich herausstelle.“

Diese zuversichtlichen Behauptungen Springers hätten vielleicht anno 1865, als Voito wirklich das Verdienst hatte, auf das zuverlässige Material der Domurkunden gegenüber Jahrhunderte alten Fabeln hinzuweisen, eine gewisse Berechtigung gehabt, obschon auch schon damals Voitos Mittheilungen zu fragmentarisch erscheinen mußten, um als eine spruchreife Sammlung von Acten gelten zu können, und wiewohl Voitos Schlüsse auch schon damals kaum in allen Punkten vor der Kritik hätten bestehen können. Heute aber beweisen diese verspäteten Lobpreisungen Springers nur seine Unkenntniß der einschlägigen Literatur, die er auch selbst halb und halb eingesteht, was ihn aber nicht hindert, jenes apodiktische Urtheil zu fällen.

Die Unrichtigkeit desselben wird deutlich erhellen, wenn wir den Gang des Dombaus selbst an der Hand von Voitos Ergebnissen einerseits und den Resultaten der neueren Forschungen andererseits in Kürze verfolgen. Eines der Hauptverdienste von Voito war die Feststellung der Thatsache, daß der gegenwärtige Dom nicht der Bau des Arnolfo sei, mit dem er bloß in der Breite des Langhauses, nicht aber in der Länge desselben, noch auch in den Maßen des Kuppelostogons und der umliegenden Capellenkränze übereinstimme. Die Grundlage zu dieser Entdeckung gab ihm ein Document des Domarchivs vom 19. Juni 1357, in welchem die Maße der alten Kirche angegeben sind, und zugleich die Absicht ausgesprochen ist, eine neue Kirche nach anderen Maßen zu erbauen, für deren Berechnung ebenfalls einige Angaben der genannten Urkunde eine Handhabe bieten.

Als Maß der alten Kirche sind hier angegeben:

Länge der Kirche:	164 tosc. Ellen
Breite des Langhauses:	66 $\frac{7}{8}$ " "

Durchmesser des Kuppeloktogons 62 tosc. Ellen*)

Aus einer Abbildung des Domes, wie ihn Arnolfo entworfen, auf einem Frescobild in der Capella degli Spagnuoli in S. Maria Novella geht nun ferner hervor, daß Arnolfo 4 Trabéen für das Langhaus angenommen hatte, woraus sich nach Voito's Berechnung auf Grund der obenangeführten Maße eine Pfeilerdistanz von bloß 24 Ellen in die Länge, bei 34 Ellen in die Breite für die arnolfsche Anlage ergibt.

Der neue Bau sollte dagegen nach der oben angeführten Urkunde Pfeilerabstände von 34 Ellen in die Länge und $33\frac{1}{3}$ Ellen in die Breite, aber nur 3 Trabéen erhalten. —

Man hatte also 1357 offenbar die Absicht, die Länge des arnolfschen Langhauses ebensowohl wie dessen Breite beizubehalten (wahrscheinlich um seinen Plan der Kuppelkreuzung und der Capellenkränze nicht ändern zu müssen), jedoch die Anzahl der Trabéen um eine zu vermindern, dadurch daß man sie quadratisch gestaltete, während sie nach Arnolfo oblong, 34 Ellen breit und 24 Ellen lang, sein sollten.

Wenn Voito das Verdienst hat, die erwähnte Urkunde von 1357 zuerst bekannt gemacht und verworthen zu haben, so blieb ihm dagegen eine Urkunde vom 29. Mai 1355 unbekannt: (siehe meine Schrift die Vorläufer Donatello's S. 41 und 44, sowie Cavalucci, Nazione vom 11. März 1871), nach welcher schon damals Francesco Talenti beauftragt ward, eine Zeichnung oder ein Holzmodell herzustellen, um zu zeigen, wie die Capellen der Tribüne und deren Fenster zu corrigiren seien. Im Juni desselben Jahres wurden seine Zeichnung und sein Modell geprüft, im August angenommen. Gleichzeitig wurden Berathungen über die Pfeiler gepflogen. Durch diese Urkunden wird eine Angabe des Vasari bestätigt, welche lautet, daß Arnolfo bereits die drei Haupttribünen eingewölbt hatte, welche unter der Kuppel sind; denn wenn von den Tribünencapellen im Jahre 1355 noch nichts vorhanden gewesen wäre, hätte doch Francesco Talenti dieselben und besonders deren Fenster nicht corrigiren können. Voito bestreitet aber die Wichtigkeit von Vasari's Angabe, weil er eben jene Urkunde von 1355 nicht kennt. Ein anderes, Voito gleichfalls unbekanntes Document vom 3. August 1357 (siehe meine genannte Schrift. S. 44), wonach der Bogen und die Mauer darüber neben dem Hochaltar gegen die Sacristei hin niedergerissen werden soll, bestätigt gleichfalls Vasari's Angabe.

*) Die sichten Maße der jetzt bestehenden Kirche sind:

Länge:	257	tosc. Ellen.
Breite des Langhauses:	67	" "
Durchmesser des Oktogons:	73	" "

Man ersieht hieraus, daß in der Breite des Langhauses keine wesentliche Aenderung eingetreten ist, daß die ganze Kirche jedoch um c. 93 Ellen länger als nach Arnolfo's Plan ist, und auch in ihrer Kreuzung sich erweitert hat. Die tosc. Elle beträgt nicht ganz 58 Ctm.

Wenn aber aus jenen Urkunden des Jahres 1355 hervorgeht, daß Francesco Talenti es in der That war, dem die Correctur des arnolfschen Kuppeloktogons und Capellenkranzes übertragen wurde, so sehen wir dagegen nicht ein, wie aus der Bemerkung: „Francesco Talenti Capomaestro fue detto di contento al sopradetto consiglio,“ welche sich in der von Voito benutzten Urkunde vom 19. Juni 1357 findet, dieser den Schluß ziehen konnte, daß Francesco Talenti auch den Plan des unzuändernden Langhauses, von dem in dieser Urkunde die Rede ist, entworfen habe, da es vielmehr in dieser letzteren heißt, daß verschiedene Meister, worunter auch Orcagna, über den Plan einig seien, und daß Francesco Talenti, der Oberbaumeister, denselben gebilligt habe.

Um die Resultate unserer bisherigen Untersuchung zusammenzufassen, so hatte man am 19. Juni 1357 offenbar noch die Absicht, den Plan Arnolfsos in seinen Gesamtdimensionen beizubehalten und auch die von ihm zurückgelassenen Baureste möglichst zu benutzen und nur zu corrigiren. Eine Hauptcorrectur sollte, außer in den Chorpartien, auch im Langhaus, mit Beibehaltung von dessen ursprünglicher Länge, durch Ersetzung der früheren vier durch bloß drei Travéen stattfinden.

Am 3. Juli 1357 erhob nun Venci di Cione in einer Besammlung der Operai gewichtige Einwürfe gegen den Beschluß vom 19. Juni 1357 in Betreff der Fundamentirung und der Errichtung der neuen Pfeiler und erhielt von der Dombauhütte den Auftrag, seine Bedenken in einem schriftlichen Memorandum darzulegen. Wenn nun Voito, der diese Urkunde kennt, glaubt, Venci di Ciones Einwürfe seien vielleicht nur in unwesentlichen Theilen berücksichtigt, in der Hauptsache aber zurückgewiesen worden, so läßt er sich zu dieser Annahme einmal durch seine Vorliebe für Francesco Talenti, dem er den Ruhm des vermeintlich von ihm entworfenen neuen Langhauses nicht schmälern möchte, sodann aber auch durch die Unkenntniß anderer Urkunden verleiten, welche trefflich geeignet sind, jene vereinzelte Notiz vom 3. Juli 1357 näher zu beleuchten. Als unmittelbare Folge der Einwürfe des Venci di Cione sehen wir nämlich am 19. Juli 1357 den Beschluß fassen (S. 48 meiner Schrift), wonach die Fundamente der Pfeiler nicht, wie am 19. Juni beschlossen war, bloß sieben, sondern elf bis zwölf Ellen tief gelegt werden sollen, eine Thatfache, die Voito gänzlich unbekannt geblieben ist. Warum verlangte aber Venci di Cione eine Vertiefung der Pfeilerfundamente um fast das Doppelte? — Für die neuen großen Travéen, welche beschlossen waren, hielt er offenbar die Höhe der alten Pfeiler, welche wahrscheinlich anfänglich beibehalten werden sollte, zu gering; er verlangte höhere und wohl auch stärkere Pfeiler, weshalb auch tiefere Fundamente gelegt werden mußten. — Gleichzeitig mit dem Beschluß, die Fundamente der Pfeiler zu vertiefen, werden daher, auch neue Pfeilermodelle in Auftrag gegeben. Unter drei Modellen des Andrea Orcagna des Giovauni di Lapo Ghini und des Francesco Talenti wird am 3. August 1357 schließlich das des Letzteren zur Ausführung bestimmt.

Venci di Cione scheint sich aber auch, im Wesentlichen zwar mit den Längen- und Breiten-Maßen der neuen Trabéen, jedoch nicht mit der Dreizahl derselben befreundet zu haben. Als nothwendige Consequenz der vergrößerten Trabéen ergab sich ihm nicht bloß eine Erhöhung der Pfeiler, sondern auch, in Folge dieser, wiederum eine Verlängerung des Langhauses, durch Zufügung einer vierten Trabée. — Der Beschluß einer vierten Trabée mußte endlich eine weitere, tiefer greifende Consequenz mit sich führen, nämlich das Aufgeben der arnolfschen Kreuzung mit ihren Capellen, eine Hinauschiebung dieser Partien nach Osten.

Venci di Cione und nicht Francesco Talenti muß also als der Urheber des Projectes betrachtet werden, welches wirklich zur Ausführung gelangte, und durch welches das Langschiff zwar in der von Arnolfo projectirten Breite beibehalten, jedoch um eine ganze Trabée von den am 19. Juni 1357 beschlossenen Dimensionen verlängert und dementsprechend auch erhöht wurde, in Folge dessen dann auch Arnolfs Plan für die Kreuzung und den Capellenkranz zwar in der Form im Allgemeinen befolgt, jedoch erweitert und weiter östlich verlegt wurde. In der That werden auch bereits am 7. December 1357 der Wandpfeiler bei dem zweiten Südportal, am 30. Januar 1358 der siebente Wandpfeiler der Wendeltreppe (links vom Kuppeloktagon) in einer Tiefe von mehr als elf Ellen fundamentirt, womit thatsächlich das Project der drei Trabéen verlassen und die noch gegenwärtige Gestalt des Langhauses gegründet erscheint.

Was die Seitenmauern des Langhauses betrifft, so wurden, wie auch Voito erwähnt, die aus Arnolfs Zeit an der Nord- und Südseite der Façadenwand erhaltenen Theile zwar benutzt, jedoch verstärkt und erhöht; auch ihre Außendecoration, welche von Giotto ausgeführt worden war, wurde aus Pietät oder Sparsamkeit zwar beibehalten, doch mußte an den Theilen der Seitenmauern, welche theils früher noch nicht decorirt, oder aber in Folge der Verlängerung des Langhauses erst ganz neu erbaut worden waren, den neuen größeren Trabéen entsprechend, ein anderes System sowohl der Vertheilung der Fenster und Strebpfeiler, als der Incrustation befolgt werden, als an den älteren Theilen der Außendecoration. — An Letzteren mußten die Fenster, da sie nicht mehr den Trabéen im Innern entsprachen, sondern paarweise für je eine der älteren, kürzeren Trabéen bestimmt gewesen, geschlossen werden.

An den neuen Theilen der Außendecoration wurden laut Beschluß vom 12. December 1358, den inneren Pfeilern entsprechend, starke Strebpfeiler errichtet, und zwischen je zwei der letzteren nur ein großes Fenster, nach der Zeichnung des Francesco Talenti, geöffnet. — Diese Notiz ist Voito wieder entgangen, obgleich sie ein Verdienst seines Günstlings meldet. (Siehe S. 42 meiner Schrift und Cavalucci, Nr. 193 der Nazione.)

In Bezug auf die obere Wand des Mittelschiffes sind wichtige Einzelheiten zu registriren, welche Voito sämmtlich unbekannt geblieben sind. — Nach

einem Beschluß vom 4. October 1364 wurde ein Project der Meister Andrea Orcagna, Piero del Migliore, Francesco Salvetti und Giovanni Gherardini angenommen, wonach in der oberen Wand des Mittelschiffes Rundfenster statt der anfänglich beabsichtigten Langfenster geöffnet werden, und die Gewölbejüße unter der Galerie, welche die ganze Kirche innen (wie außen) umläuft, ansetzen sollten, während anfangs beabsichtigt war, sie über dem Gesims ansetzen zu lassen, welches über der Galerie hinlief. (Cavalucci, Nr. 86 der Nazione.) Francesco Talenti erhielt nach einem Beschluß vom Jahre 1366 als einzige Beschäftigung die Ausführung der Galerie, nachdem er am 20. December 1364 wegen Nachlässigkeit seiner Stelle als Oberbaumeister enthoben worden war.

Wenn Boito gegen die Ansicht kämpft, als stamme der im 16. Jahrhundert zerstörte Theil des alten Façadenschmuckes von Giotto, so kann man hiergegen sagen, was Springer bei einem anderen Anlaß äußert, er kämpfe „gegen einen Feind, den wir nicht sehen, nicht kennen“. Denn es geht gleichfalls aus den Urkunden hervor, daß jener alte Façadentheil im Jahre 1357 entworfen und bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts ausgeführt wurde. Bei dieser Gelegenheit wurde die Façadenwand auch von einem alten, backsteinernen Glockenthurm gesäubert, der vorn seitlich an die Façade angebaut war, offenbar von Arnolfo. — Im Gegensatz zu diesem alten backsteinernen Glockenthurm wurde denn auch der Thurm, den Giotto 1334 zu bauen begann, „il nuovo campanile di marmo“ genannt.*)

Auch in Bezug auf den Bau des neuen Thurmes läßt sich Boito von Voreingenommenheit für Francesco Talenti leiten. Giottos Plan ist offenbar wesentlich beibehalten worden, urkundlich führten aber Taddeo Gaddi (der berufenste Nachfolger Giottos) und Neri di Fioravante den Bau weiter, wobei sie eine viereckige statt der ursprünglich geplanten runden Treppe bauten. Francesco Talenti führte nur zeitweilig die Aufsicht, in den Jahren, wo er Oberbauleiter des Domes war. — Erst 1387 wurde der Thurm bedeckt. (Siehe meine citirte Schrift S. 39.)

Völlig unbegreiflich ist uns aber, wie Boito dem Francesco Talenti auch den Ruhm zuschreiben möchte, das Kuppelostogon und den Capellentranz entworfen zu haben, da ihm selbst wenigstens ein Theil jener Documente bekannt war, welche eine solche Möglichkeit unbedingt ausschließen. Allerdings kann er nicht leugnen, daß der Plan und das Modell einer Gruppe von Meistern und Malern (Neri di Fioravante, Benci di Cione, Francesco Salvetti, Taddeo Gaddi, Andrea di Bonaiuto, Niccolò di Tommaso und Neri di None) nach langen Debatten schließlich zur Ausführung bestimmt

*) Auch der alte war ursprünglich gewiß bestimmt, mit Marmor intrustirt zu werden, weil er aber Hochbau geblieben, während man in der Intrustation des neuen Thurmes im Jahre 1357 jedenfalls schon weit fortgeschritten war, so konnte dieser im Gegensatz zum alten der marmorne Thurm genannt werden.

würde, allein ~~er~~ möchte dennoch dem Francesco Talenti den Ruhm zuschreiben, daß er die Ideen dazu angegeben habe.

Diese Behauptung stützt er nicht etwa auf die (ihm unbekannt) Thatsache, daß Francesco Talenti im Jahre 1355 ein Modell zur Correctur des Arnolfschen Planes des Kuppeloktogons und des Capellenfranzes herstellte (welches jedoch mit der Verlängerung der Kirche hinfällig wurde), sondern vielmehr auf seine falsche Annahme, als sei die Erweiterung der Travéen, die im Jahr 1357 beschlossen wurde, eine Idee Francesco Talentis gewesen, welcher sie vielmehr, dem Document zufolge, als Oberbauleiter nur billigte, während die Urheber des Projectes außerdem noch genannt werden.

Wir erwähnten aber oben schon, daß die in Folge des Memorandums des Venci di Cione beschlossene Vermehrung der neuen großen Travéen auf vier statt drei, die Mückverlegung der Kreuzung und der Capellenkränze zur nothwendigen Folge hatte. In der That wurde im Jahre 1366 zu derselben Zeit, als der vierte Pfeiler errichtet werden sollte, eine Concurrenz für die Ausarbeitung eines neuen Projectes für das Kuppeloktagon und die Capellenkränze ausgeschrieben, an welcher sich Francesco Talenti und Giovanni di Lapo Ghini gemeinsam mit einem Modelle, ferner Talentis Sohn mit einem zweiten, Giovanni di Lapo Ghini mit einem dritten allein, und die oben genannten acht Baumeister und Maler mit einem vierten theiligten. Nach endlosen Debatten und Kritiken wurde endlich das der Letzteren vorgezogen. Offenbar war unter diesen Venci di Cione der Tonangeber, der sich auch an den bezüglichlichen Debatten lebhaft theiligte. Francesco Talenti räumte selbst ein, daß das der Meister und Maler (des Venci di Cione) das beste Project sei. — Nachdem dasselbe am 25. October des Jahres 1366 durch eine große Versammlung von Bürgern und Künstlern zur Ausführung bestimmt worden war, wurde am 18. November beschlossen, daß alle anderen Modelle zerstört und das erwählte streng befolgt würde. Am 8. December 1368 wurde überdies festgesetzt, daß ein Jeder, der in die Dombauhütte aufgenommen wurde, den Schwur zu leisten hatte, die Kirche streng nach dem genannten Modell bauen zu lassen. (S. 43 meiner Schrift, N. 99 Nazione 1871.)

Voitos Annahme, Francesco Talenti, der zur Zeit dieser Beschlüsse in Ungnade gefallen gewesen sei, wegen einiger Risse, die in den neuerbauten Hauptgewölben entstanden seien, habe sich an dieser Concurrenz nicht theiligen dürfen, ist, wie wir aus dem Vorhergehenden sehen, gänzlich aus der Luft gegriffen, da er nicht nur an der Concurrenz theilnahm, sondern sogar während derselben mit Giovanni di Lapo Ghini zusammen wieder Oberbauleiter war.

Indem nun seinem Project das des Venci di Cione und seiner Collegien vorgezogen wurde, und er selbst diesem Letzteren den Vorzug vor dem eigenen gab, heißt es doch wahrlich den Thatsachen Gewalt anthun, wenn man ihm gleichwohl das geistige Verdienst des angenommenen Projectes zuschreiben will.

Daß jede Partei ihre eigene Ideen hatte und lebhaft vertrat, geht

schon aus den einzelnen Episoden dieses Wettkampfes hervor. Am 24 Juli 1366 war bereits beschloffen worden, das Modell des Francesco Talenti und Giovanni di Lapo Ghini auszuführen, weil es dem Bau die meiste Stärke verspreche, während das des Benci di Cione und Genossen Gefahr drohe. Dieses Urtheil wird am 31. Juli wiederholt. Benci aber wandte ein, sein und seiner Genossen Modell sei nicht genau nach den Zeichnungen ausgeführt worden. Vor einer neuen Versammlung am 9. August führt er die Vertheidigung weiter und überzeugt erstere, daß sein Project vollkommen genügende Stärke verspreche. Nachdem nun noch ein genaueres Modell von seinem und seiner Genossen Project gemauert worden war, gefiel es allgemein am Besten, so daß selbst die Oberbauleiter Francesco Talenti und Giovanni di Lapo Ghini, die sich ebenfalls an der Concurrenz theilhaftig hatten, ihm ihre Zustimmung gaben.

Wir glauben hiermit genügend nachgewiesen zu haben, daß Voito, so verdienstlich und belehrend sein Aufsatz bei seinem ersten Erscheinen im Jahre 1865 auch war, mit dieser neuen, fast unveränderten Auflage desselben uns nicht nur nichts Neues mehr, sondern sogar weit weniger geboten habe, als früher durch Quellenforschungen über diesen Gegenstand bereits bekannt geworden ist.

Insbefondere aber muß auch seine, den Urkunden widersprechende Verherrlichung Francesco Talenti angefochten werden, da der Ruhm, den er diesem zuschreibt, in weit höherem Grade dem Benci di Cione zukommt, so weit überhaupt der Florentiner Dom, bei dessen Bau über jeden einzelnen Theil von Fall zu Fall wiederholte und eingehende Verathungen und Beschlüsse von großen Versammlungen gehalten und gefaßt wurden, als das Werk eines Einzelnen betrachtet werden kann.

Die Grundidee einer Vergrößerung des Domes zu seiner gegenwärtigen Gestalt gehört aber offenbar dem Benci di Cione Dami von Como.

Charles Eliot-Norton, der uns zunächst ein lebendiges und wohl durchgeführtes Bild der politischen und socialen Zustände von Florenz und dessen Wohlstand es zu Anfang des 14ten Jahrhunderts giebt, zeigt in der Schilderung der Baugeschichte selbst eine Kenntniß der neueren Literatur hierüber, die wir bei Voito vermissen. Allerdings läßt auch er sich durch Bekteren, sowie durch Cavalucci, der hierin Voito blindlings folgte, dazu bestimmen, Francesco Talenti als den muthmaßlichen Erfinder des neuen, vergrößerten Domes anzusehen, obwohl, wie wir nachwiesen, die Documente diese Annahme so wenig unterstützen.

Charles Eliot giebt eine gute Charakteristik des Uebergangsstiles, welchen die Erweiterer des Domes in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, im Unterschied zu dem älteren toscanisch-gothischen Stil eines Arnolfo und Giotto, anwendeten.

Auch die Formen des neuen Baues waren größtentheils durch jenen Theil des alten Baues aus Giotto's Zeit, der stehen geblieben war, sowie

durch den ersten Entwurf Arnolfo's beeinflusst. Sie waren im toscanisch-gothischen Stil gehalten, aber der Geist, der die Kunst Arnolfo's und Giotto's und ihre unmittelbare Nachfolger belebt hatte, war im Abnehmen begriffen, indem der Geschmack der Zeit einen allmählichen Wechsel erfuhr, der sich in einer noch unausgesprochenen, kaum beginnenden Neigung einer Rückkehr zu classischer Formengebung und Construction äußerte.“ — Diesen Uebergangsstil findet der Verfasser auch in den plastischen Decorationen des Domes wieder, sich dabei auf meine Schrift über Donatello stützend.

Im Anschluß an die Baugeschichte des 14. Jahrhunderts giebt Charles Eliot sodann eine sorgfältige Schilderung des dramatischen Verlaufes des Kuppelbaues, für welche natürlich auch er, wie Cavalucci und Berichterstatter (in seiner mit H. Dohme gemeinsam verfaßten Monographie über Brunellesco) die treffliche Urkundenammlung des Cesare Guasti: „La cupola di Sta Maria del Fiore“ zu Grunde legt.

Möchten auch die Urkunden des 14. Jahrhunderts über den Dombau in derselben erschöpfenden Weise im Originaltext publicirt werden, so würden alle Dunkelheiten und Streitfragen auf einmal behoben sein!

Wenn wir entschieden im Abrede stellen mußten, daß der Aufsatz Voito's über den Dombau von Florenz in Bezug auf Neuheit und Vollständigkeit der Thatsachen sowie Richtigkeit der Schlüsse die Lobsprüche Springers verdienne, so bringt dagegen sein Aufsatz: I ristauri di S. Marco in der That höchst interessante und unanfechtbare Aufschlüsse über die Baugeschichte jenes Kleinods venetianischer Architektur, die bis dahin, wenigstens in Deutschland, nicht zur allgemeinen Kenntniß gelangt waren. Allerdings stützt sich Voito, wie er selbst angiebt, seinerseits wiederum auf die Beobachtungen der Architekten, die im letzten Decennium mit der Restauration von S. Marco betraut waren, sowie auf eine Schrift des verstorbenen Marchese Pietro Selvatico zur Feier der Hochzeit Valmarana-Cittabella, worin dieser die Ergebnisse jener Beobachtungen zum ersten Mal zusammenstellte und veröffentlichte.

Zunächst ergab sich aus den Untersuchungen des Ingenieurs Saccardo, daß die Kirche S. Marco nicht, wie allgemein angenommen ward, nachlässig auf bloßen Schilfgeflechten im Schlamm fundamentirt sei, sondern daß auf einem dichten Krost von Ulmenpfählen, der im Thonboden steht, eine doppellagige Verschwellung aufliegt, welche einen fünfstufigen Quaderunterbau von grauem Stein, sogenannter pietra di Muggia, trägt. Ein weiteres Ergebnis jener Untersuchungen ist, daß die Kirche nicht gleich Anfangs in ihrer gegenwärtigen Gestalt erbaut wurde, sondern in ihrer ursprünglichen Anlage eine dreischiffige Basilica bildete.

Diese Entdeckung stimmt vollkommen überein mit den Nachrichten, welche uns über die Baugeschichte von S. Marco erhalten sind. Die alte Anlage stammt theilweise vielleicht noch aus der Zeit der ersten Erbauung der Kirche im Jahre 829 durch den Dogen Giustiniano Partecipazio und seinen Bruder

und Nachfolger Giovanni, unzweifelhaft aber hauptsächlich aus der Zeit, da der Doge Pietro Orseolo die, während eines Aufstandes des Volkes gegen seinen Vorgänger Pietro Candiano, im Jahre 976 verbrannte Kirche wieder herstellte (recreavit). Denn daß ein Unterschied zwischen der ältesten Anlage vom 9. Jahrhundert und dem Wiederaufbau im 10. Jahrhundert bestehen mußte, deutet auch der gut unterrichtete Francesco Sansovino in seiner *Venezia descritta* (Venezia appresso Jacopo Sansovino 1581) an, welcher in Bezug auf den Bau des Partecipazio sagt: „fu cominciato in forma di cappella,“ während er von Pietro Orseolo hervorhebt: „rifece la chiesa più magnifica et ampia che non era prima“.

Eine neue Umgestaltung und Erweiterung der Basilica (wonach, mit Beibehaltung eines Theiles der alten Mauern an der Ost- und Westseite, nach dem Süden und Norden hin ein Querarm an dieselbe gefügt wurde, während der westliche Theil des Langhauses auf seinen drei Seiten mit einer Vorhalle mit Kuppeln umgeben wurde, ebenso wie auch die nun ein griechisches Kreuz bildende Kirche mit fünf Kuppeln überwölbt wurde) stammt offenbar aus der Regierungszeit der Dogen Domenico Contarini (1042 bis 1071) wie theils aus der Chronik des Andrea Dandolo, sowie aus einem Edict desselben vom 7. Juni 1353 hervorgeht, wo es heißt: „Quam Dominicus Contareno postea in forma qua nunc cernitur restauravit,“ theils aus einer Inschrift in der Vorhalle der Kirche:

„Anno milleno transacto bisque trigeno
De super undecimo fuit facta primo.“

Domenico Contarini hatte nach Francesco Sansovino die Kirche aus Ziegeln erbaut; erst der Doge Selvo, der im Jahre 1071 auf Domenico Contarini folgte, begann sie mit seltenen Marmorplatten zu incrustiren und „ließ von Athen und verschiedenen Inseln Griechenlands und der Morea viele Säulen kommen, und begann die Kuppeln (il suo cielo) mit Mosaik zu bekleiden. Der Doge Ordelaffo Faliero ließ sie sodann am 8. October 1085 einweihen.

Unter der prachtvollen Marmorincrustation der Kreuzarme hat man nun, wie uns Voito mittheilt, in der That die ursprüngliche Gliederung des Backsteinbaues aus der Zeit des Domenico Contarini (nicht auch Selvo, wie Voito sagt) entdeckt: „majestätisch, einfach, ganz aus Ziegeln, mit ungeheuren Arcaden, die nur durch glatte Ziegelbänder, mächtig große Doppelarkaden, kleine hie und da verstreute Rundfenster ohne Maßwerk, endlich durch jene Bogenfriese auf schlanken Säulchen und Consolen verziert sind, welche den festländischen Stil des 11. Jahrhunderts charakterisiren.“ (Voito S. 310 und 312, 313; Fig. 31 und 32.)

Charles Eliot-Norton, der gleichfalls einen Abschnitt seines Wertes der Marcuskirche widmet, ist nach dem Vorausgegangenen also noch im Irrthum, wenn er S. 57 meint, die ursprüngliche Anlage der Kirche sei die eines griechischen Kreuzes gewesen, während bloß die Hallen ein späterer Anbau

aus dem 12. Jahrhundert seien. Dagegen ist wichtig, was Norton hervorhebt, daß Jahrhunderte hindurch noch weiter an der musivischen und plastischen Ausschmückung von S. Marco gearbeitet wurde.

Anfang des 13. Jahrhunderts, nach der Einnahme Constantinopels im vierten Kreuzzug durch Enrico Dandolo, wurden die berühmten Bronzepferde, welche jetzt die Façade von S. Marco schmücken, durch den venetianischen Statthalter von Constantinopel, Mariano Zeno, „samt verschiedenen Tafeln von Porphyrr, Serpentin und reichen Marmorarten“ nach Venedig geschickt, wo sie anfangs im Arsenal aufgestellt wurden und mehrmals Gefahr liefen, eingeschmolzen zu werden, bis man ihren Werth erkannte und sie an ihrem jetzigen Standpunkt aufstellte. Ursprünglich schmückten sie den Triumphbogen, den Kaiser Nero zur Feier eines Sieges über die Parther errichtete, und gehörten dort zu einer Quadriga. Konstantin hatte sie später nach Byzanz gebracht und auf dem Hippodrom aufgestellt.

Bis in's 14. 15. ja 16. Jahrhundert war man stets darauf bedacht, S. Marcos plastischen wie musivischen Schmuck zu vermehren, so daß sich nicht nur gothische Formen, sondern selbst die Erzeugnisse der verschiedenen Epochen der Früh- und Hochrenaissance dort noch ansetzten. Und dennoch übt S. Marco von Innen und von Außen nicht bloß eine harmonische, künstlerische, sondern eine unvergeßlich schöne Gesamtwirkung aus, die besonders durch die märchenhafte Farbenpracht bewirkt wird, welche die heterogensten Formen einheitlich zusammenschmilzt.

Wenn in letzter Zeit die Restaurationen, welche an S. Marco vorgenommen wurden, hauptsächlich gerade aus der nicht unbegründeten Furcht, jener Farbenzauber möchte dabei verloren gehen, vielfach, insbesondere von ausländischen Kunstfreunden, und so auch von Charles Eliot, herb getadelt wurden, und andererseits Voito dieselben vom technischen Gesichtspunkt aus als unabweisbar hinstellt, so wollen wir hier auf dieses heikle Thema nicht weiter eingehen, und uns nur freuen, daß man wenigstens mit der Façade, deren Erneuerung gleichbedeutend mit ihrem Ruin wäre, conservativer vorzugehen beabsichtigt, als dies mit der südlichen und schon früher mit der nördlichen Seite der Kirche geschehen ist.

Es bleibt uns noch übrig, die Aufsätze der beiden Autoren zu besprechen, in denen sie sich nicht im Stoffe einander begegnen.

Durch und durch gebiegen in Form wie Inhalt ist Voito's Abhandlung über die kleine Kirche S. Abbondio in Como. Zunächst tritt er der bei Localschriftstellern verbreiteten und auch von Hope getheilten Ansicht, daß die gegenwärtig bestehende Kirche noch aus dem 5. Jahrhundert stamme, aus stilistischen Gründen entgegen, weist vielmehr urkundlich deren Bau im 11. Jahrhundert nach. Zugleich aber weist er darauf hin, daß in der That an derselben Stelle schon im 5. Jahrhundert eine Kirche erbaut wurde, deren Ueberreste der Canoniker Don Serafino unter dem Niveau der gegenwärtigen Kirche entdeckt hat. Dieser Geistliche fand, bei Gelegenheit einer Restauration,

die musivischen Fußböden, die Thürschwellen, die Mauerreste der alten Kirche mit Bruchstücken von Malereien, ebenso wie Inschriften, welche das Alter dieser Anlage bezeugen. Diese ältere Kirche hatte die Längenangabe mit der späteren gemein, war aber bloß einschiffig, statt dreischiffig, hatte weit vortretende Querschiffarme und weite Seitenräume zu beiden Seiten des Langhauses.

Ein anderer Aufsatz des Verfassers, in welchem er gleichfalls gegen eine unkritische und phantastische Zurückdatirung einer Reihe von Bauten des XII. Jahrhunderts auftritt, bietet uns freilich nichts Neues, indem wohl Niemand mehr heutzutage Grubinas Ansicht theilt, daß die normannischen Bauten Siciliens, wie die Dome von Cefalù, Monreale, die Capelle Palatina in Palermo u., in das 6. Jahrhundert zu verlegen seien.

Von großem Interesse ist wieder der letzte Aufsatz Voitos, den wir zu erwähnen haben, über die Cosmaten. Obschon dieser Aufsatz schon 1867 erschienen ist, so haben ihn doch die Verfasser der „Geschichte der italienischen Malerei“ in ihrem Abschnitt über die Cosmaten im ersten Band der 1869 erschienenen deutschen Uebertragung weder citirt noch sich zu Nutze gemacht. — Ueberhaupt wird dieser Gegenstand von Crowe und Cavalcaselle sehr mangelhaft behandelt. In der deutschen Ausgabe ihres Werkes kommen mehrmals, im Widerspruch zu den angeführten Documenten, Namensverwechslungen vor. (S. 84 Zeile 5: Laurentius statt Cosmas; ebenda Zeile 3 von unten wieder: Lorenzo statt Cosma; S. 88 Zeile 1 wird Johannes „wahrscheinlich Sohn des Jacopo“ genannt, während er den Documenten zufolge Sohn des Cosma war.)

Ein offener Irrthum der beiden Autoren ist ferner ihre Annahme eines einzigen Jacob.

Sowohl die Daten, wie die Namen weisen vielmehr durchaus darauf hin, daß zwei Jacobe aus dieser Familie als Künstler hervorgetreten seien.

Das älteste Werk eines Jacobus dieser Familie ist der Architrav der Thüre von S. Saba zu Rom mit der Jahreszahl 1205; das letzte Auftreten eines Künstlers Jacobus aus dieser Familie fällt in's Jahr 1293, in welchem Jahre ein „Jacobus di Cosma Romano“ am Dom von Orvieto als Maurermeister thätig ist. — Wäre es ein und derselbe Jacobus, gewesen der in diesem langen Zeitraum wirkte, so würde er mindestens ein Alter von 110 bis 120 Jahren erreicht haben.

Doch geht aus den Inschriften der Cosmatenwerke auch hervor, daß der ältere Jacob ein Sohn des Lorenzo war, während der jüngere Sohn des Cosma war. So heißt es im Klosterhof von S. Scolastica in Subiaco: „Cosmas et filii Lucas et Jacobus alter romani civis“ etc., ferner in der Skulptur des Domes von Anagni: „Magister Cosmas civis Romanus cum filiis suis Luca et Jacobo hoc opus fecit“. —

Auch jenes alter weist darauf hin, daß hier von einem zweiten Jacob dieser Familie die Rede ist.

Wenn nun andererseits auf mehreren Inschriften (Porticus v. Civita Castellana, Villa Mattei zu Rom u) ein Jacopo cum filio Cosma vorkommt, so kann kein Zweifel mehr darüber obwalten, daß es zwei Jacobe in dieser Familie gab, deren älterer (Sohn des Lorenzo und Vater des Cosma) Großvater des jüngeren (Sohn des Cosma) war.

Crowe und Cavalcaselle scheinen ferner fälschlicherweise Cosmas auch als Familienname schlechtweg betrachtet zu haben, obschon er dies erst im Gebrauch der Kunstschriftsteller geworden ist. Seite 88 heißt es bei obigen Autoren: „Johannes Cosmas . . . wahrscheinlich Sohn des Jacobo“ — während Johannes vielmehr eben ein dritter Sohn des Cosmas war, wie aus mehreren Inschriften hervorgeht, die sie selbst zum Theil anführen.

Was schließlich Adeodatus betrifft, so nennen Crowe und Cavalcaselle ihn S. 91 Anm. 19 einen „vermeintlichen Nachkommen der Cosmatenfamilie“ und fügen hinzu: „Für seinen Zusammenhang mit der Cosmatenfamilie haben wir keinen Beleg“. — Voito führt aber eine Reihe von Inschriften an, aus denen erstens die Autorschaft des Adeodat für verschiedene Werke im Cosmatenstyl hervorgeht, während Crowe und Cavalcaselle dieselbe überhaupt in Zweifel setzen, aus denen aber ferner noch erhellt, daß auch er zur Familie gehört und zwar gleichfalls ein Sohn des Cosma war.

Trescimbeni hat auf dem Paviment der Kirche S. Jacobo alla Lungara zu Rom, als dasselbe noch bestand, die Inschrift copirt:

Deodatus filius Cosmati et Jacobus fecerunt hoc opus.

Im Klosterhof von S. Giov. in Lat. befindet sich noch ein Giebel des Altarciboriums der Familie Colonna, welches in der alten Basilica gestanden hatte, mit der Inschrift:

Mag fecit

Deodat hoc op.

Das Altarciborium in S. Maria in Cosmedien trägt gleichfalls an der unteren Seite des Giebels die Inschrift:

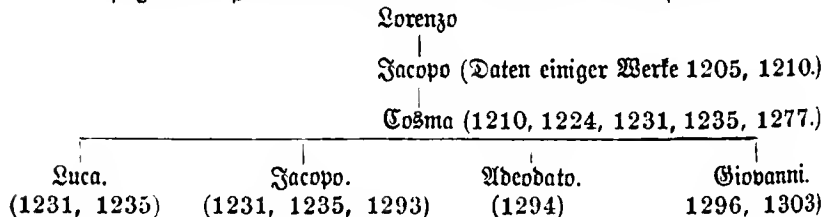
Deodat me fec.

In der Capelle der Familie Capitucchi befand sich früher ein viereckiger Reliquienschrein mit der Inschrift:

Hoc opus fecit Magister Deodatus.

Auch seine Thätigkeit und Zusammengehörigkeit mit der Familie der Cosmaten ist also sicher beglaubigt.

Nach dem Vorausgeschickten müssen wir also Voito vollkommen beistimmen, wenn er folgendermaßen den Stammbaum der Cosmaten darstellt:



Andererseits begreifen wir die Confusion nicht, in welche Crowe und Cavalcaselle bei der Schilderung dieser Künstlerfamilie, mit Nichtbeachtung des deutlichsten Wortlautes der Inschriften, verfallen sind.

Nach dieser genealogischen Darlegung geht Voito auf eine Charakteristik des Stiles dieser Schule über und unterscheidet drei Epochen desselben. Die erste, vertreten durch den ältesten der uns bekannten Künstler dieser Familie, Lorenzo und seinen Sohn Jacopo, hielt sich im Allgemeinen, wenigstens in der Architektur, noch an den, vom Verfasser sogenannten lombardischen, d. h. romanischen Stil, allerdings mit classicistischer Verfeinerung, so besonders an den Facaden des Domes von Cività Castellana, sowie der Kirche S. Maria in Galleri. Die gleichzeitigen Altarciborien, Chorschranken, kurz mehr decorativen Arbeiten, die, ohne mit Künstler-Namen bezeichnet zu sein, dennoch den Cosmatenstil zeigen, sind jedoch schon mehr in dem rein-römisch-altchristlichen Stil gehalten, der in der zweiten durch Jacopo in seinen späteren Werken, sowie durch seinen Sohn Cosma und theilweise seinen ältesten Enkel Luca vertretenen Epoche herrschend wird. Die dritte Epoche endlich, in der durch Arnolfo, Giovanni Pisani und andre toscanische Meister gothische Elemente auch auf die römische Cosmatenschule übertragen werden, findet ihre Vertreter in den Söhnen Cosmas, also Luca, Jacopo dem jüngeren, Giovanni und Adeodato. Freilich wäre es am Platze gewesen, da Voito auch vom Stil der römischen Cosmaten und nicht bloß von der Familie zu sprechen unternahm, wenn er in seine Abhandlung auch G. B. Rossi's Resultate (in *Bulletino di archeologia cristiana* 1875, S. 110 f. f., angezeigt im Band XII der Zeitschrift für bildende Kunst S. 337) aufgenommen hätte, wonach auch andere römische Bildhauerfamilien im nämlichen Stile arbeiteten. (Siehe auch Band XIII der genannten Zeitschrift S. 31 eine Notiz von W. Lübke.)

Zum Schluß haben wir noch eines Aufsatzes von Charles Eliot Erwähnung zu thun, der mit besonderer Wärme geschrieben ist und uns ein anschauliches und lebendiges Bild von dem hochherzigen Sinn und Streben der Städte des Mittelalters während ihrer höchsten Blüthezeit giebt. Denn ein ähnlicher idealer Aufschwung, wie er in Siena im 13. Jahrhundert zu Tage trat, muß allen jenen Städten einmal, wenn auch nur für kurze Dauer bechieden gewesen sein, deren mittelalterliche Dome und Stadthäuser noch heute majestätisch emporragen, oft im beschämenden Gegensatz zur gegenwärtigen Verödung und Verarmung. Mr. Eliot knüpft auch in diesem Aufsatz die kulturhistorische Schilderung des Bürgerthums von Siena mit seinen Gesezen und Einrichtungen, seinen Parteiungen, seinem großartigen Bau sinn, seinem Patriotismus und seiner Frömmigkeit, an die Baugeschichte der Kathedrale, in der damals in der That alle edleren Gefühle der Bürger ihren Inhalt und Sammelpunkt zu finden pflegten.

Der Aufschwung Sienas begann gegen Ende des 12. Jahrhunderts. Um Belagerungen besser aushalten zu können, gruben die Bürger nach

Brunnen innerhalb der Stadt, 1193 bauten sie die malerischen Arcaden der Fonte Branda. Ein Jahr später wurde auch der muschelförmige Hauptplatz angelegt, der fortan so häufig der Schauplatz von bürgerlichen Festen und Kämpfen war. —

Vor allem aber machte sich das Bedürfniß nach einem stattlichen Dom geltend. „Seine Pracht sollte nicht nur ein Beweis von Frömmigkeit der Bürger, sondern ein Zeichen ihrer Kraft und des Ueberflusses ihrer Einkünfte sein. Er sollte ebenso sehr ein Gegenstand des Neides für die Umgebung, als der Freude für die Bürger sein.“

„Die glänzende Kathedrale von Pisa in der Nähe war ein Sporn für den Stolz und die Eitelkeit der Senesen.“ „Es war mehr ein bürgerliches als ein kirchliches Unternehmen.“ Für die Richtigkeit letzteren Satzes führt der Autor als schlagenden Beweis den Umstand an, daß an der Spitze der um 1260 ausgearbeiteten Statuten von Siena eine Reihe von Paragraphen steht, welche die Regelung und Förderung des Dombaus bezwecken. —

An der Stelle, wo der Dom errichtet wurde, einem dominirenden Punkt der hügeligen Stadt, soll im Alterthum ein Minervatempel, hernach eine kleine der Maria geweihte Kirche gestanden haben. Schon im 12. Jahrhundert scheint man den Dombau in's Kluge gefaßt und begonnen zu haben, der Thurm soll 1146 gegründet worden sein. Doch von den sichtbaren Theilen des Domes kann keiner vor dem 13. Jahrhundert erbaut worden sein, in der That setzt Malavolti, der Historiker von Siena, den Beginn des Baues der neuen Kirche in das Jahr 1245. Doch schritt er langsam im Laufe eines Jahrhunderts vor, „mit zahlreichen Variationen im Plan, indem die successiven Architekten nur auf eine allgemeine Harmonie der Wirkung bedacht waren, und auf die genaue Gleichheit der Theile oder eine ängstliche Regelmäßigkeit der Ausführung wenig Rücksicht nahmen“. — Verfasser schildert uns hierauf die Maßnahmen der Regierung, um die nöthigen Mittel zum Bau aufzutreiben, sowie die Oesperwilligkeit des Volkes. Einen wichtigen Beitrag bildeten die Wachskerzen von allen Calibern, welche von den einzelnen Bürgern, von Corporationen, sowie unterworfenen Städten und Landbaronen ein oder mehrmal des Jahres, besonders am 15. August, dem Tag der Himmelfahrt Marias, welcher die Kirche geweiht war, dieser letzteren gespendet, und die dann zum großen Theil wieder in baare Münze verwandelt wurden. Im Jahre 1260 werden bereits vom Baumeister Fea Melano die Gewölbe konstruirt. Dasselbe Jahr führte aber auch ein Ereigniß herbei, welches die Kraft der Stadt auf die schwerste Probe stellte, die sie jedoch glänzend bestand, so daß von da an ihr größter Aufschwung seinen Anfang nahm.

In wirklich spannender Weise schildert uns der Verfasser die Vorbereitungen, den Ausgang und die Folgen der Schlacht von Montaperti, in welcher durch die ghibellinisch gesinnten Senesen, verstärkt durch die flüchtigen Ghibellinen von Florenz unter der Führung von Farinata degli Uberti und

die deutschen Hülfstruppen des Königs Manfred, die Guelfen von Florenz und ihre Bundesgenossen eine blutige Niederlage erlitten. Barfuß ziehen die Bürger vor der Schlacht mit ihrem eigens ernannten Bürgermeister Buonaguida an der Spitze in langer Procession nach dem Dom, um dort den Schutz und die Hülfe der Maria anzusuchen. Der Bischof küßte und segnete die Schlüssel der Stadt. Er war also vor Allem Patriot, trotzdem die Feinde der Stadt Verbündete des Papstes waren. — In der Nacht vor dem Kampfe verhüllte ein weißer Nebel das Lager der Ghibellinen, so daß das Volk sagte, „es schien, als wäre es der Mantel unserer Mutter, der Jungfrau Maria, welche das Volk von Siena bewacht und vertheibigt.“ — Sollte in dieser senesischen Madonna nicht eine Reminiscenz der aegißschüttelnden, städteschützenden Minerva sich erhalten haben, deren Tempel einst an derselben Stelle gestanden, wo sich später der der S. Maria mit dem Schutzmantel geweihte Dom erhob? Die erbeuteten Fahnen vom Kriegswagen der Guelfen wurden im Dome an zwei Pfeilern aufgestellt, an denen sich noch heute die mächtigen Fahnenstangen erheben. „Die Episode der Schlacht von Montaperti beginnt und endet im Dom.“

Im Jahre 1262 scheint der Dom in seiner älteren Gestalt vollendet gewesen zu sein, man ist mit dem Dachdecken beschäftigt und zwei Jahre später ist die unregelmäßige Kuppel vollendet. Die Façade und der verlängerte Chor gehören einer späteren Bauperiode an. Bald darauf in den Jahren 1266—68 wurde denn auch die Kanzel des Niccolò Pisano, sein schönstes Werk, an dem ihm sein Sohn Giovanni und seine Schüler Arnolfo und Lapo behülflich waren, ausgeführt. Erst im Jahre 1280 machte man sich an die Ausschmückung der Façade, die bis dahin in bloßem Rohbau ausgeführt war. „Das Princip der gothischen Bauart, daß jeder Theil, selbst wenn er auf den ersten Blick als bloßes Ornament erscheinen sollte, constructive Bedeutung hatte, wurde niemals von italienischen Architekten angenommen.“ Der Umstand, daß man Giovanni Pisano mit dem Entwurf der Façade betraute, beweist doch wohl, daß er durch jene Kanzel auch sich einen Namen gemacht hatte, daß also sein Antheil daran größer war, als Mr. Eliot einräumen möchte. Nach unserer Ansicht sind die allegorischen Figuren der christlichen Tugenden am Fuß der Kanzel entschieden sein Werk. Der Bau der Façade dauerte von 1284—1290. Im Anfang des 14. Jahrhunderts wurde sodann der Hauptaltar mit dem berühmten Gemälde des Duccio di Boninsegna, des Gründers der senesischen Malerschule, geschmückt, der sich „durch dramatische Kraft der Composition und Einfachheit und Wahrheit im Ausdruck der einzelnen Figuren“ auszeichnet, und „jene Freude an frischem und glänzendem Colorit, an der Ausarbeitung ornamentaler Details hat, welche nachher charakteristisch für die senesische Schule blieb.“ 1308 erhielt Duccio den Auftrag, 1310 wurde das Gemälde in feierlicher Procession in die Kirche getragen, wo es bis 1506 den Ehrenplatz am Hochaltar einnahm, worauf es durch ein Broncetabernakel des Vecchiotta ersetzt wurde,

während die Theile desselben an den Wänden der Kirche und Sacristei zerstreut wurden.

Hinter dem Dom lag bedeutend tiefer eine kleine Kirche, welche bis dahin als Baptisterium gedient hatte. Um 1315 beschloß man, ein neues Baptisterium mit einer eigenen Fassade an diese Stelle zu bauen und den Chor des Domes zu verlängern und über das Baptisterium zu führen. Nach lebhaften Widersprüchen und Discussionen kam dieses Project um 1333 dennoch zur Ausführung, wenn auch die Chorseite des Domes nicht fertig incrustirt ward.

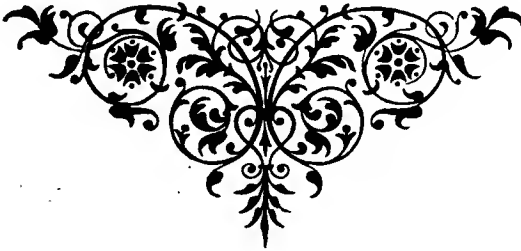
In den Jahren zwischen 1320 bis 1340 erreichte der Wohlstand und die Macht Sienas die höchste Blüthe. Man wünschte deshalb, als der alte Dom kaum fertig war, einen neuen prächtigeren zu bauen. Doch wurde diese verwegene Idee wenigstens dahin gemäßigt, daß der alte Dom als Querschiff eines neu zu bauenden Langhauses von kolossalen Dimensionen beibehalten wurde.

In der That begann am Anfang des Jahres 1339 der mit dieser Aufgabe betraute Architekt Lando di Pietro, den man eigens von Neapel nach seiner Vaterstadt zurückberufen hatte, den Neubau mit aller Energie. Durch eine Epidemie, die im folgenden Jahre Siena heimsuchte und auch den Oberbaumeister hinraffte, stockte der Bau einige Zeit, wurde aber um 1343 von Neuem mit großem Eifer weitergeführt. Die Riesenmauern des neuen Domes wuchsen aus dem Boden empor. Da trat im Jahre 1348 auch in Siena jene fürchterliche Pestilenz auf, welche damals ganz Europa verwüstete, und wüthete dermaßen unter den Bürgern, daß seither die Stadt sich nie wieder erholte, noch ihren früheren Wohlstand und Glanz erreichte. So verlor man denn auch nachher die Lust und den Muth, den während dieser Heimsuchung natürlich wieder in's Stocken gerathenen Riesenbau weiter zu führen, zumal sich in den schon errichteten Pfeilern und Gewölben bedenkliche Risse und Weichungen zeigten, so daß der von Florenz im Jahre 1356 berufene Experte Benci di Cione (ein neuer Beweis für seinen Ruhm als Architekt und Constructeur, welcher seiner hervorragenden Betheiligung am Florentiner Dombau völlig entspricht*) nichts Besseres zu rathen wußte, als dieselben wieder abzutragen. Man that es und ließ nur die nobeln Massen der Außenmauern des neuen Domes als ergreifendes Grabmonument von Sienas einstiger Größe stehen . . . „Wäre Siena nicht niedergeschmettert worden und hätte es den Muth bewahrt, die neue Kathedrale zu vollenden, wie sie begonnen war, sie würde der bedeutendste Bau seiner Art in Italien geworden sein, und eine der stolzeften Kathedralen Europas. Die vorhandenen Theile derselben zeigen die Gotik mit dem italienischen

*) Benci di Cione war auch nach Orcagnas Tod zusammen mit Simone dem Sohn des Francesco Talenti im Jahre 1376 Obermeister der Loggia dei Signori in Florenz. Ihnen folgten noch Jacopo di Paolo und Lorenzo di Filippo in diesem Amt, Benci di Cione wird seitdem nicht mehr erwähnt.

Geist in bewunderungswürdiger Harmonie verschmolzen, ohne daß die erstere ihre Kraft, noch letzterer seine Grazie verliert . . .“

Wir begreifen es, daß der Verfasser, der mit warmer Theilnahme uns ein so anziehendes und mannigfaltiges Bild des mittelalterlichen Lebens einer italienischen Stadtrepublik, wie es im Bau der Kathedrale seinen höchsten idealen Ausdruck fand, schilderte, die künstlerische Harmonie seines Gemäldes nicht stören wollte, dadurch daß er etwa mit führermäßiger Vollständigkeit uns auch noch die späteren, an und für sich gewiß glänzenden Thaten und Ausschmückungen des Domes, wie die reichen Renaissance-sculpturen, die Biblioteca Piccolomini zc., beschrieben hätte, welche eben die Aeußerungen und Producte ganz anderer Zeiten und Anschauungen sind, und daher die wahrhaft musikalische Wirkung seiner Darstellung mit einem fremdartigen Motiv, also mit einem Mißklang statt einem Accorde beschloßen hätten.





Um Gestade der See.

Von

Emil Rittershaus.

— Barmen. —

I.

Von einer Stadt, versunken einst im Meer,
Erzählen uns so viel die alten Sagen.
Man sah Paläste, prangend, hoch und hehr,
Wo jetzt die salz'gen Fluthen Wellen schlagen.

Die Nachtigall, sie sang mit süßem Schall
Im Lorbeerbaum; es tönt' lust'ge Reigen. — —
Ich hab' geseh'n sie, die Paläste all',
Die leuchtend auf bis zu den Wolken steigen!

Ich hab' geträumt bei jenem Lorbeerbaum;
Ich hab' gelauscht der Nachtigallen Singen! —
Das war im hellen, schönen Jugendtraum,
Als ungebroschen noch der Seele Schwingen.

Als noch kein Ziel zu fern, kein Glück zu groß,
Das nicht erreichbar schien dem stolzen Knaben! —
O Stadt der Träume, in dem tiefen Schooß
Der wilden Zeitenwellen längst begraben!

Noch einmal lebst du auf in meinem Sinn
Und der Erin'n'ung Engel freundlich grüßen,
Da ich dich grüß', erhab'ne Königin,
O Meer, und sinnend sitz' zu deinen Füßen.

O Meer, im Spiegel trägst den Himmel du
Und edle Perlen unter deinen Wellen.
O, gieb den Frieden, gieb den Traum der Ruh'
Dem müd'geword'nen, wandernden Gesellen!

Der Bettler bin ich, der am Schloßportal
Sich niedersetzt nach ruhelosem Schweifen!
Er hört herüberklingen aus dem Saal
Der Hörner Schmetter und den Klang der Pfeifen.

Er durst' einmal — doch ist's schon lange her! —
In jenem Saal als sinker Tänzer schweben;
Er hat gehofft, doch hat der Zeiten Meer
Ihm statt der Perlen nur den Schaum gegeben!

Auch das ist Segen! An der Küste liegt
Ein matter Träumer, lauscht dem Wogenschalle —
Und, wenn des Schaumes letzte Spur verfliegt,
Blickt doch vielleicht am Ufer die Coralle! —

II.

Aus dem Wellenbad entstiegen,
Gleichst du, Weib, der schönsten Fee!
Deine seidnen Locken fliegen
Dicht um deines Nackens Schnee.

Als du tauchtest in die Wogen,
Rauschend dich die Fluth umfing,
Weiß ich wol, warum gestogen
Ueber dir ein Schmetterling!

Schmeichelnd drängt's ihn zu umfosen
Blumen, wie er nie geseh'n,
Jene lichten Frühlingsrosen,
Die auf deinen Wangen steh'n.

Oder drängt's ihn Gluth zu trinken,
Weib, aus deines Auges Stern? —
Mußt er in der See versinken,
Liebeselig starb er gern! — —

Seh' ich wandeln dich am Meere,
Kommst mir in die Brust ein Traum
Von den Zeiten, wo Cythere
Einst entstieg dem Wogenschaum.

Seh' ich dich von Glanz umflossen,
Zuckst ein Weh mir durch die Brust,
Daß du, Schönheit, schaumentsprossen
Und wie Schaum vergehen mußt!

III.

Marmeln dumpf die Wellenstimmen,
 Wenn man ruht am sand'gen Strand,
 Pfl egt die Seele gern zu schwimmen
 In der Träume schimmernd Land.

Flimmernd aus dem blauen Aether
 Fließt der Sonnenschein auf's Meer. —
 Träumend, fünfzig Jahre später,
 Seh' ich alles rings umher.

Eine Greisin geht am Stocke,
 Zitternd trägt die Hand das Rohr.
 Einer weißen Locke flocke
 Drängt am Häubchen sich hervor.

Fröstelnd vor dem Hauch der Winde
 Zieht sie um den Hals ein Tuch,
 Doch ein Falter lenkt geschwinde
 Meerwärts seiner Schwingen Flug.

Und es tönt zum Spiel der Saiten
 Durch die Bogenfenster sacht
 Ein Gesang aus alten Zeiten
 Von der Schönheit Schmuck und Pracht :

Seh' ich dich von Glanz umflossen,
 Zuckt ein Weh' mir durch die Brust,
 Daß du, Schönheit, schaumentsprossen
 Und wie Schaum vergehen mußt! —

IV.

Es war nach schwülem Sommertag
 Und ob dem Meer war's dunkel,
 Da sprang empor mit einem Schlag'
 Ein Leuchten, ein Gefunkel.

Wohin ich trat, in Sand und Kies
 Die Funken blitzend sprangen ;
 Es wanden durch den Muschelgries
 Sich mächt'ge Feuerschlangen.

Bald schienen sie sich scheu zu flieh'n,
 Bald schossen sie zusammen.
 Ich sah des Ufers fels umziehn
 Ein Diadem von Flammen.

In tiefer Nacht hielt ich die Wacht
 Nah' bei der Brandung Kochen,
 Da hat zu mir um Mitternacht
 Des Meeres Mund gesprochen:

„Verstehst du, was im Wellenlaut
 Ich rausche, sag' und singe?
 Ich bin die ew'ge Gottesbrant,
 Die Mutter aller Dinge!

Der Gottheit Kuß ist Sonnenluth,
 Der Sturm der Gottheit Hadern.
 Ich gieße das lebend'ge Blut
 Der Erde in die Adern!

Es pulst im Quell, es fließt im Strom,
 Es quillt aus tausend Choren.
 Der Tropfen aus dem Wolkendom,
 Er ist aus mir geboren!

Mein Leben strömt durch deines hin
 In deines Herzschlags Beben. —
 Es ist der Tod, wo ich nicht bin,
 Und, wo ich bin, ist Leben!

Mein Sonnengott, wie hat er fest
 Mich heut' an's Herz gezogen —
 Und funkeln läßt und glänzen läßt
 Das noch im Traum die Wogen!

Noch stammt von Küßten wonneheiß
 Die Gluth auf meinem Munde!“
 So sprach des Meeres Lippe leis
 Zu mir in nächt'ger Stunde.

So Klang's durch Dünengras und Ried
 Im kühlen Hauch, im feuchten —
 Und in der Seele ward ein Lied
 Meerwort und Meeresleuchten. —





Ein neues Drama von Heinrich Kruse*).

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Heinrich Kruse ist eine eigenthümliche Erscheinung in unserer modernen Literatur. Als er sein erstes Trauerspiel, „Die Gräfin“, veröffentlichte, hatte er die Fünfsziger bereits überschritten und stand in dem Alter, in dem unsere größten deutschen Dramatiker: Lessing, Schiller und Kleist mit ihrem Dichten und Sein schon abgeschlossen hatten. Viele Leute glaubten damals und sprachen es auch öffentlich aus, daß auf dieses erste Drama Kruses kaum jemals ein zweites folgen würde. Nicht, daß man sich zu der Ansicht bekannt hätte, die dichterische Kraft Kruses sei mit diesem verspäteten Erstling erschöpft; aber man wußte, daß Kruse seit einem Vierteljahrhundert an der Spitze der „Wölnischen Zeitung“ seine geistige Thätigkeit auf einem Gebiete zu üben hatte, das der dramatischen Dichtung eher feindlich gegenübersteht, als ihr förderlich ist. Man hatte es zwar begreiflich gefunden, daß ein Mann von so unzweifelhafter und starker Begabung in den Mußestunden, die er sich nach der abspannenden und aufregenden Thätigkeit für den Tag gönnen durfte, seine Kräfte an der Uebung von Erfreulichem und Dauerndem zu erfrischen und zu befestigen getrachtet hatte; man war geneigt gewesen, „Die Gräfin“ gewissermaßen als eine Compensation, die der zu unfreiwilliger Thatlosigkeit verurtheilte Dichter von dem überbeschäftigten Redacteur zu beanspruchen hatte, als ein Sühne-

*) Wiplav von Kügen. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1881.

geld, daß der Zeitungsschreiber dem Poeten zu zahlen hatte, zu betrachten; aber man würde sich auch nicht darüber verwundert haben, wenn Kruse mit diesem Werke die Schuld seiner einen Seele an die andere für getilgt angesehen hätte. Man konnte es ja nicht übersehen, daß Kruse kein Jüngling mehr war, und wußte, daß die friedliche Muse sich nicht leicht dem Manne zugesellt, für den an jedem jungen Morgen der Weckruf zum Kampfe der Parteien ertönt.

Diese Vorherhersagungen haben sich in keiner Weise bestätigt. Kruse hat durch die That bewiesen, daß „die Gräfin“ etwas anderes gewesen ist als ein außergewöhnlicher dichterischer Ausflug aus der Redactionsstube; sie ist der erste glückliche Schritt auf der neuen Laufbahn gewesen, auf der der gereifte Publicist und jugendliche Dichter seitdem beharrlich und unermüdet fortgeschritten ist. Seit der „Gräfin“ hat Kruse uns fast in jedem Jahre ein neues Stück gebracht, und er, der zuletzt angefangen, hat an Fülle und Frische der dichterischen Leistung die meisten der mitlebenden Dramatiker, die, als er den ersten Schritt that, ihrem Ziele schon nahe gerückt waren, noch eingeholt und zum Theil sogar überholt. Jetzt zieht Kruse schon mit schwerem Gepäc in's Feld. Seit der „Gräfin“ hat er geschrieben: „Wullenwever“ (1870), „König Erich“ (1871), „Moriz von Sachsen“ (1872), „Brutus“ (1874), „Marino Faliero“ (1876), „Das Mädchen von Byzanz“ (1877), „Rosamunde“ (1878), „Der Verbannte“ (1879), „Raven Barankow“ (1880), endlich „Wizlaw von Rügen“ (1881).

Jedes dieser Werke hat bei der gesammten Kritik eine über das Maß der gewöhnlichen Anerkennung weit hinausgehende warme Würdigung gefunden, und bei jedem dieser Werke ist fast von einem jeden der Kritiker, die es besprochen haben, darauf hingewiesen worden, daß die deutschen Theaterdirectoren einem so entschiedenen Talente wie Kruse gegenüber viel mehr hätten thun können als thatsächlich geschehen ist. Denn verhältnißmäßig sind nur wenige dieser Stücke überhaupt zur Aufführung gekommen, diese haben sich aber im Großen auch auf der Bühne bewährt. Sie haben als geistvolle Dichtungen mit markiger Charakteristik und kräftigem Dialoge das gebildete Publikum gesehelt und in ihrer Weise Erfolge gehabt. Diese Weise ist allerdings eine andere, und muß eine andere sein, als die der sogenannten Zugstücke. Jeder einsichtige Theaterdirector muß sich indessen selbst sagen, daß bei dem heutigen Geschmac des Publicums, bei seiner unleugbaren Vorliebe für harmlose Belustigung, für übermüthigen Scherz oder für nervenangreifende Familientragik das Trauerspiel im großen Stile in Bezug auf die Klasse nicht verglichen werden kann mit dem modernen Schauspiel, Lustspiel, Schwank. Wenn es nun auch eine Thorheit ist, vom Theaterdirector zu verlangen, daß er die Geldfrage, die über das Wohl und Wehe seines Instituts entscheidet, als etwas Nebensächliches betrachtet, so ist es doch keine Thorheit, den Anspruch zu erheben, daß diese Frage namentlich bei solchen Theatern, welche durch besondere Vergünstigungen einer höheren Aufgabe sich zuwenden dürfen, nicht

als die allein entscheidende aufgefaßt wird. Die großen Hoftheater, die Stadttheater ersten Ranges, die sich wenigstens ab und zu den Luxus gönnen dürfen, ein gutes Trauerspiel auch unter der Vorausicht eines mäßigeren finanziellen Erträgnisses zur Aufführung zu bringen, — und für die es etwas mehr sein sollte als Luxus, nämlich die Erfüllung einer Pflicht gegen die Dichter — sie hätten aus der reichen dramatischen Production Heinrich Kruses unzweifelhaft eine größere Auswahl treffen können, als sie bis jetzt getroffen haben. Trotz der ungewöhnlichen literarischen Erfolge und trotz der guten Bühnenerfolge aber verhalten sich die meisten Theater einer jeden neuen Dichtung Kruses gegenüber spröde, und das Schicksal Heinrich Kruses ist also dem der „beliebten Bühnenschriftsteller“ gerade entgegengesetzt: seine Stücke werden gelobt und wenig aufgeführt, während sich um die Stücke der Andern die Directoren reißen, das Publicum in hellen Häufen zu den Vorstellungen läuft, und die Kritik sie schonungslos verurtheilt.

Der Bühnendichter, dem es fast an jedem Antriebe von der Bühne her gebricht, der durch Aufführungen seiner Werke so gut wie gar nicht ermutigt wird, läuft leicht Gefahr, zum großen Tross der „Verlamten“ zu stoßen, in dem neben den wenigen Berufenen so viele Unberufene sich tummeln. Es ist natürlich, daß sich seines Gemüths eine gewisse Bitterkeit bemächtigt, wenn er sieht, wie das, was er schafft, niemals unter den natürlichen und richtigen Bedingungen in's Leben tritt. Denn ein „Buchdrama“ ist ja nichts anderes als ein Drama, das seinen Beruf verfehlt hat, — ein stummes Wort. Es ist ganz natürlich, daß die Thatkraft des Dramatikers, dessen Werke jahrelang unaufgeführt bleiben, erlahmt.

Aber nichts von diesen natürlichen Folgen einer unfreundlichen Behandlung ist bei Kruse wahrzunehmen. Er ist nicht erbittert, nicht ermattet; und unbekümmert um das Schicksal des früheren Stückes geht er an ein neues mit derselben Freude des Schaffens und mit derselben heiteren Frische.

Noch in einer andern Beziehung ist Kruse eine Merkwürdigkeit: in Beziehung auf die Sprache. Es ist eine sehr bekannte Thatsache, daß die Zeitung den Stil des Schriftstellers nicht fördert. Wenn irgendwo milbernde Umstände zu Gunsten eines nachlässigen, fehlerhaften, unklaren Ausdrucks geltend gemacht werden dürfen, so ist es allerdings zu Gunsten der Zeitungsschreiberei. Bei der gebotenen fliegenden Hast hat der Journalist oft nicht die Zeit, um den scharfen und guten Ausdruck für den Begriff zu fertigen, und er nimmt dann als Nothbehelf wohl das schon Fertige, wenn es nur ungefähr paßt. Er hat die für alle Fälle feststehenden Wendungen in großer Anzahl zur Verfügung, — eine ganze Sammlung von allgemein angenommenen Nebensarten besonderer Art, die man als Zeitungstrivialitäten bezeichnen könnte. Da läßt man denn oft fünf gerade sein, und wenn das Wort den Begriff nicht ganz deckt, so schadet es auch nichts, wenn nur ungefähr gesagt wird, was man eigentlich hat sagen wollen. Denn das knappe am Begriff straff

ansitzende Gewand verlangt Zeit und Mühe. Da muß anprobiert und so lange gebessert werden, bis es eben ganz fest sitzt. Dazu ist keine Zeit, und wenn der Begriff nur überhaupt ungefähr bekleidet ist, so muß das schon genügen, ob das Gewand auch Falten schlägt, hauscht und schlottert. Auf diese Weise verliert der Journalist sehr häufig die Eigenart des Ausdrucks. Er hat nicht mehr den eigenen Stil, den Buffon als charakteristisch für den Menschen selbst bezeichnet; er hat den allgemeinen Zeitungsstil. Er ernährt das Publicum nicht mit der eigens bereiteten Geistespeise, er füttert es mit dem allgemeinen Brei, den viele Köche zusammengemührt und nach dem Sprüchwort verdorben haben. Da dieser Brei Allen zu Gute kommen und Allen munden soll, so muß ihm jedes besondere Gewürz, jeder eigene Geschmack fehlen. Es ist jene „Wappe“ ohne Pfeffer und Salz, mit der Siegfried kein Schwert baden konnte. Man darf sich also nicht darüber verwundern, wenn das Scharfkantige abgestumpft und abgegriffen, das Frischfarbige verwaschen wird. Kruse hat jedoch unter diesen natürlichen Uebelständen in keiner Weise zu leiden gehabt. Sein Stil hat die volle Frische, hat seine eigene Art, seinen eigenen Klang sich bewahrt. Sein neuestes Stück „Wjslav von Rügen“, das mir die Veranlassung geboten hat, mich mit dem Dichter wieder eingehender zu beschäftigen, bezeugt dies aufs Neue.

Der Kampf des letzten Fürsten von Rügen und Pommern gegen die Städte, insbesondere gegen Stralsund und der Sieg der Stadt, das ist der historische Stoff, den Kruse dichterisch bearbeitet hat. Kruse weicht in einem wesentlichen Punkte von der dramatischen Ueberslieferung ab, indem er den besiegten Helden, dessen Herrlichkeit in Staub zerfällt, am Leben, dessen Gegner aber, der die siegreiche Sache führt, untergehen läßt. Die Vereinigung der besiegten Sache mit dem Untergange des Helden ist aber mehr als eine Ueberslieferung, es ist eine Regel; und diese hat sich nicht zufällig herausgebildet. Es verwirrt das Gefühl einigermaßen, wenn das veranschaulichende Bild der Bühne in der Gestalt des Helden etwas anderes zeigt als das Geschick der Sache. Ich glaube, Wjslav von Rügen würde größer und tragischer gewirkt haben, wenn er im Drama seine eigene Schuld und die Schuld seiner Väter, die an den Kindern heimgesucht wird, mit seinem Leben abgetragen hätte. Der Deposedirte, der die Folgen seiner Niederlage auf sich nimmt und ohne Protest als Gleicher unter Gleichen sein Leben fortführt inmitten derer, über die er bisher als Herrscher geboten hatte, scheint mir der tragischen Größe zu ermangeln. Er verliert nicht nur seine weltliche Herrschaft als Fürst von Rügen, er verliert auch die geistige als Held der dramatischen Handlung; und in die erste Stelle, von welcher ihn der Dichter entfernt hat, rückt der älteste Bürgermeister von Stralsund, Arnold Brandenburg, der siegt und stirbt. Meines Erachtens hätte das Drama auch diesen Namen als Titel führen müssen.

Gleich im ersten Auftritt führt uns Kruse mitten in die Handlung hinein, Fürst Wjslav, der Minnesänger, ist ein Romantiker auf dem Thron, jähzornig,

unbedacht wie ein Kind, zerstreut, unbeugsam zu ungehöriger Zeit und nachgiebig am falschen Fleck, dabei arglos, weich und gütig.

„Wie man jeden Sprung und jeden Riß
Erkennt in einem klaren Stücke Bernstein,
So kenn' ich Wlslav, ihn und seine Fehler;
Doch böse Tüde fand ich nie in ihm.“

So schildert ihn der Kanzler, der seinen Herrn genau kennt. Dieser schlechte Regent und gute Musikant ist wegen einer Geringsfügigkeit, der Anlegung einer Fährre, die die Stralsunder als einen Eingriff in ihre Vorrechte betrachten, mit der Stadt in ein Zerwürfniß gerathen. Stralsund entsendet seinen ältesten Burgemeister, Arnold Brandenburg und den jungen Rathsherrn und Ritter Bertram Wulflamm zu dem Fürsten, um den gekränkten Rechten der Stadt wieder volle Geltung zu verschaffen. Wlslav weist die Beschwerdeführer zunächst schroff zurück; plötzlich aber schlägt er einen andern Ton an und zeigt sich nachgiebig, denn er hat die Kunde erlangt, daß die Flotte der Dänen, mit welcher er sich verbündet hat, um die übermüthige Stadt zu züchtigen, unterwegs ist und schon am andern Morgen vor Stralsund erscheinen wird. Als Brandenburg und Bertram, die sich durch heimliche Flucht der Einladung des Fürsten entzogen haben, in die Stadt zurückkehren, herrscht dort schon die größte Verwirrung. Die Sturmglocken sind geläutet. Der Thürmer hat in der Ferne die sich blähennden Segel der Dänen erblickt. Unter Brandenburgs unerschrockener und umsichtiger Leitung rüstet sich die Stadt zur Gegenwehr. Auf Fischerböten ziehen die müthigen Stralsunder dem Feinde entgegen, sie bemächtigen sich des Königschiffes und schlagen den starken Feind zurück.

Wlslav läßt sich durch diese Niederlage nicht schrecken. Mit den andern Fürsten, die ebenfalls in harter Fehde mit den großen Städten leben, verbündet er sich und rückt mit großer Macht auf's Neue gegen die Stadt vor. Auch dieser Angriff wird von den Stralsundern blutig zurückgewiesen. Die siegreiche Stadt geht nun aus der Vertheidigung zum Angriff über und entsendet ihre Leute gegen den Rugard, das Stammschloß des Fürsten, und da der pflichtgetreue Kanzler das Schloß nicht übergeben will, läßt sie es einäschern. Der Kanzler, der wackre Platen, und der Prinz Jaromir, Wlslavs Sohn, kommen um's Leben. Auch der ehrwürdige Burgemeister Brandenburg, der die Stadt zweimal zum Siege geführt und das Werk seines Lebens vollbracht hat, stirbt. Wlslav kommt mit den Seinigen waffenlos in die Stadt, um seinen Sohn in der Fürstengruft beizusetzen und dann als Bürger mit den Mitbürgern zu leben:

„Ich bin ja ohne Obdach wie ein alter
Seeadler, welchem sie den Horst zerstört;
Und schonungslos erschlugen sie sein Junges.
Er fliehet ohne Ruhe hin und her
Und wiegt sich zweifelnd über Land und Meer:
Wo soll er künftig wohnen? Seht, so bin ich!
Hier ruhen alle meine Lieben. Laßt mich
Ausleben hier des Lebens kurzen Rest.“

Das zerbrochene Scepter legt der Fürst gelassen aus der Hand und greift zum Trost in seinen schweren Stunden zu der Harfe.

„Und mit dem letzten Ton der Harfe sind
Verklungen und verrauscht die Fürsten Rügen“.

In diese einfache Handlung ist eine liebliche Liebesgeschichte eingeflochten: der Bund zwischen dem tapfern jugendlichen Ritter Bertram und der züchtigen Tochter des Burgemeisters Brandenburg, Anna. Diese schlichte Herzengeschichte ist frei von allen aufregenden oder pikanten Zwischenfällen. Die Beiden sind schon einig, ehe der Vorhang aufgeht, und wenn da auch die Zustimmung des Vaters noch aussteht, so läßt sich doch beim ersten Gespräch erkennen, daß dieser keine Schwierigkeiten machen wird. Sie erfolgt in der That bald und in der natürlichsten Weise. Je weniger verwickelt diese Liebesgeschichte ist, desto anmuthiger und lieblicher ist sie; freundlich und echt menschlich. Schon in seinen früheren Dramen hat Kruse bekundet, wie er den schalkhaften frischen Ton der jungen Liebespaare meisterlich zu treffen weiß. Auch diesmal sind die Zwiegespräche zwischen Anna und Bertram von einschmeichelndem Reize.

Die Charakterisirung Wylaws, dieses schwankenden, zerfahrenen Mannes, ist mit großer Kunst und großer Kraft durchgeführt. Aber noch schärfer tritt die Charakteristik hervor in dem einheitslichen klaren Brandenburg. Dieser Brandenburg ist eine kräftige und durchaus sympathische Erscheinung; selbst das, was ihm als Fehler angerechnet wird, ist nur dazu angethan, unsre menschliche Theilnahme an ihm zu steigern. Und was sind das für Fehler? — Der vorsichtiger und viel unbedeutendere zweite Burgemeister Osborn sagt mit Recht zu ihm:

„Ihr geht zu sehr nach Eurem eignen Kopf.
Ihr meint es gut, doch achtet nicht die Formen.
Ihr thut das Rechte, doch Ihr thut's nicht recht.“

Und wie dieser Mann gelebt, so stirbt er, großartig, ergreifend und schlicht:

„Er schied als Vater mahnend von den Kindern.
Es weinten alte Leute, die der Thränen
Seit fünfzig Jahren sich bereits entwöhnt.
Jetzt zeigt es sich; wer hätt' es sonst gedacht,
Daß so viel Lieb' er hätt', der barsche Alte?
Wie ein Prophet verließ er diese Erde,
Der seinen Mantel noch herunterwirft,
Um Geist und Kraft uns zu erhöhen“.

Ueber die theatralische Wirkung eines Dramas läßt sich bekanntlich nach der Lectüre fast nie urtheilen. Die Schlachten bilden hier den Mittelpunkt: die Seeschlacht gegen die Dänen, die Vertheidigung gegen die Fürsten und endlich der Ansturm der Stralsunder gegen Rugard. Die ersten beiden spielen sich hinter der Scene ab; wir erhalten von den Vorgängen nur den Bericht durch die Augenzeugen. Ob diese Wiederholung auf der Bühne mißlich wirkt, das wäre eben durch die Erfahrung festzustellen. Der Sturm auf

den Rugard, den wir auf der Bühne sehen, wird, wenn nicht alles täuscht, sicherlich auch von großer theatralischer Wirkung sein.

Das ganze Stück ist sehr knapp geschrieben. Ich wüßte keine zwanzig Verse zu bezeichnen, die gestrichen werden müßten. Ich glaube auch, daß das Stück in seiner jetzigen Form bis auf wenige Veränderungen ganz bühnergerecht ist. Nur eine wesentliche Veränderung würde ich für wünschenswerth halten, nämlich die, daß wir den Tod des Kanzlers und des Prinzen, die wir aus einem jener Berichte erfahren, welche in der Theatersprache die „Berichte des schwedischen Hauptmanns“ genannt werden, auf der Bühne selbst zu sehen bekämen.

Als eine der hervorstechenden Eigenthümlichkeiten Kruses bezeichnete ich vorhin schon die gesunde und kräftige Sprache. Kruse schreckt auch vor sehr gewagten Verbtheiten im Ausdruck nicht zurück. Als Vertram von Brandenburg eine Reihe von Grobheiten einstecken muß, sagt der junge Ritter:

Es sammelt sich bei mir, so wie sich die
Maulschellen sammeln bei dem Schneiderburschen;“

Von dem Kanzler sagt einer der Junker:

„Ihm steht der Hofdienst wie der Saft das Halsband;“

Und als einer der Stralsunder Bürger einen Dänen packt und dieser laut aufschwimmt, schmolkt er:

„Kann ich dafür, daß er statt Rippen Mus
Im Leibe hat? Er ist wie dünnes Glas.
Man saßt ihn kaum an, so zerbricht der Schafskopf.“

Auch das Dialektische benützt Kruse ohne Bedenken:

„Ich sorg und schmorge nicht, und hauje lustig;“
philosophirt der feiste Krassow; und der alte Knecht sagt von einem Pferd:

„Doch seht Euch vor, Herr, störrig ist der Rader,
Und manchmal ganz balsteurig, Herr!“

Die Kruse'schen Bilder sind immer knapp, ungesucht und volkstümlich. Als der Kanzler meldet, daß der alte weise Brandenburg und der jugendliche Vertram den Fürsten zu sprechen begehren, bezeichnet er die Weiden so:

„Sie stehen wie Rath und That zusammen.“

Den Stralsunder, der dem Kampf auf der See zuschaut und dabei allerhand Bewegungen macht, fragt der Rottmeister, was er da ansange? und dieser antwortet:

„Ich helfe nach!
Der Kegelschieber schlenkert mit dem Wein
Und hilft der Kugel in der Ferne nach,
So helf ich unsern Fischern aus der Ferne,
Die Dänen über Bord zu schmeißen.“

Nach der Niederlage will keiner von dem Gesolge des Fürsten freudig gegen Stralsund vorgegangen sein; da sagt der dicke Krassow:

„Zu argem Kind will Niemand Water sein!
Verbrannten Brei schob Keiner an das Feuer!“

Fürst Wjzlaw, der den Uebermuth der Städter doch brechen will, ruft aus:

„Der Dube soll nicht mehr den König stechen!“

In dem Liebesgespräch zwischen Anna und Vertram sagt der junge Ritter, der Burgemeister sei gar barsch und unfreundlich. Anna entgegnet, der Vater sei nicht so unempfindlich, wie der Burgemeister scheinen möchte;

„Er blüht auch manchmal auf.“

Darauf erwidert Vertram:

„Ja, ja, so wie
Die Aloe, die tausend Stacheln hat,
Und alle hundert Jahre einmal blüht!“

Die Kruse'sche Dichtung steht hinter den früheren in keiner Weise zurück und steht in mancher Beziehung höher als jene; und da es zweifelhaft ist, ob die Bühne diesem neuesten Werke gegenüber ihrer Pflicht eingedenk sein wird, so ist die literarische Kritik um so mehr dazu veranlaßt, dem Kruse'schen Werke gegenüber ihre Schuldigkeit zu thun. Zu seinem Rechte kann einem Drama eine Besprechung freilich eben so wenig verhelfen, wie die Lectüre:

„Denn das Wort bemüht
Sich nur umsonst, Gestalten schöpferisch aufzubaun.“





Illustrierte Bibliographie.

Das bei F. Bruckmann in München erscheinende Prachtwerk **Die Hohenzollern** und das deutsche Vaterland schließt zu Weihnachten den zweiten Band ab. Es führt die Erzählung bis zum Tode des großen Königs. Der Schluß, der die Geschichte der neuesten Zeit behandeln soll, steht im kommenden Jahre zu erwarten.

Wir haben diesem schönen Werke bereits zu Anfang seines Erscheinens einen längeren Aufsatz gewidmet, worin wir dasselbe zu charakterisiren versuchten. Damals konnte man nur nach den Probeheften ein vorläufiges Urtheil äußern; heute, wo ein Hauptabschnitt vollendet ist, kann man wohl schon einen ziemlich vollkommenen Ueberblick über dasselbe gewinnen. Man macht dabei die genugthuende Wahrnehmung, daß das Werk seinen vielversprechenden Anfängen getreu geblieben ist. Für Manche mögen diese jüngeren Partien sogar gewonnen haben. Das liegt am Stoff, der nicht mehr so dürftig fließt, wie bei der Geschichte der ersten Burggrafen und Kurfürsten, sondern sich immer weiter ausbuchtet und die reizvollsten Einzelheiten daheträgt.

Allerdings — sehr in die Einzelheiten hinein kann die Darstellung der zusammenarbeitenden Verfasser, Graf Stillfried und Bernhard Kugler, sich nicht vertiefen. Das Werk hat einen sehr gemeinen Umfang, der durch Hineinpressen von Details nicht geweitet werden darf; und außerdem liegt es schon in der äußeren Natur dieses Buches das sich so monumental präsentirt, daß der Text gleichfalls in einem getragenen Stille gehalten sein muß und durch Anekdoten nicht entstellt werden darf.

Indeß man mag noch so sehr die Anekdote lieben und in ihr die eigentliche Beleuchtung der großen geschichtlichen Züge sehen — wenn die Darstellung sonst nur gut ist, so kann man schon die Anekdote missen. Und die Verfasser besitzen gerade das, was jenen Reiz am besten ersetzt: freien Blick und warmes Gefühl. Ihr Vortrag holpert nicht über dürre Daten und Zahlen, sondern folgt immer nur der gebahnten Hauptstraße der Geschichte, und sie wissen das Große und Erhebende unserer Geschichte würdig hervorzuheben und auszudrücken.

Die Geschichte der vier Fürsten, vom Großen Kurfürsten bis auf den großen König, ist die merkwürdigste Reihenfolge der einander unähnlichsten und dabei doch tüchtigsten Herrscherphysiognomien, die man sich denken kann. Es ist ganz erstaunlich, daß eine einzige Familie so ununterbrochen von Generation zu Generation das Ausgezeichnetste hervorbringen konnte. Denn wie dem Großen Kurfürsten und Friedrich II. längst das allgemeine Urtheil den ersten Platz unter ihren Zeitgenossen zugewiesen, so ist man auch in den letzten Jahrzehnten dem ersten Hohenzollernkönige und seinem strengen Sohne allmählich immer gerechter geworden. Besonders dieser hat ja geradezu begeisterte Verehrer gefunden. Nachdem man früher nur aus den hysterischen Klagen Wilhelminens

und aus dem thörichten Geschwätz schlechtunterrichteter Memoirenschreiber, die ja immer nur die Schale der Dinge sahen, sich ein Urtheil gebildet, hat man allmählich



Die Capitulation von Pirna. Von G. Knackfuß. Aus „Die Hohenzollern“. München, Fr. Bruckmann.

bei genauerem Zusehen erkannt, daß jener König in seinem Leben außer einigen Scenen überbraufender Brutalität, außer Soldatennärrheit, Sparwuth und Bildungshaß

Illustration: von G. Knappik. Aus „Die Göttergötter“, München, Fr. Brunnmann.



denn doch noch einiges gelehrt und einige Eigenschaften besessen, die ihn über alle seine glänzenden, höchsten Zeitgenossen hinaus hoben. Man hat ihn gar den Schöpfer unserer Weltstellung genannt. Das ist vielleicht Uebertreibung; aber sicher ist, daß man unbefangener urtheilt, und daß gerade unsere Zeit, die ja auch jede Sentimentalität aus ihrem hastenden Leben hinausdrängt, für einen Mann jenes Schlages Liebe und Verständniß in besonderem Maße mitbringen muß.

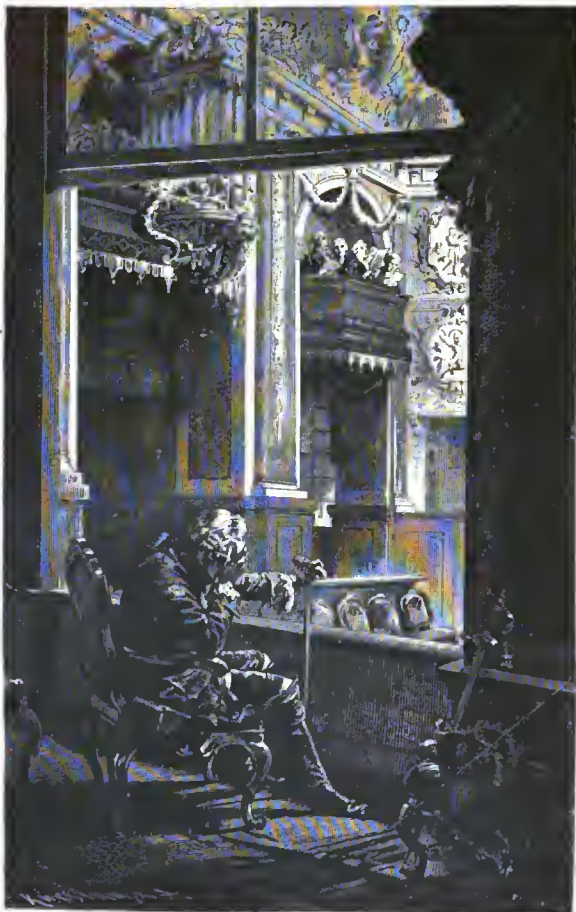


Feldmarschall Reith bei Hochkirch. Von Camphausen. München, Fr. Brudmann.

Seltzam zu sehen, wie sein Geist in unserer Monarchie noch fortlebt. Nicht nur in der stramm soldatischen Zucht und in der Sparsamkeit, sondern auch in der Nüchternheit, die seit ihm im Staatswesen wie im Leben des Einzelnen herrscht. Die Neigung für leeren Schimmer hat er gründlich in Preußen abgetödtet; und wenn unter späteren Regierungen bisweilen die alte Lust, deren Typus Friedrich I. gewesen, wieder durchschlug, so waren die Lustigen sich doch halb und halb bewußt, etwas Unrechtes zu thun. Erst in der ganz modernen Zeit, bei steigendem Reichthum und gebietender Stellung nach außen hin, beginnt der Preuße wieder, auf schönes Behagen Werth zu legen. Doch im Staate selbst verspürt man bisher noch wenig von dieser Regung. In seinem Hause sitzen die

Künste noch immer an Bediententisch, wohin sie einst Friedrich Wilhelm mit bezeichnender Stockbewegung gewiesen.

Nach den großen Friedrich sehen wir doch heute mit wesentlich helleren Augen an. Aus diesen liebenswürdigsten aller Prinzen, wie ihn Voltaire ohne Schmeichelei nennen durfte, hatte die Zeit und trübes Leben eine große, gebietende, aber persönlich



Friedrich in der Schloßkapelle zu Charlottenburg. Von P. Grot-Johann.
Aus „Die Hohenzollern“. München, Fr. Bruckmann.

wenig anziehende Gestalt geschaffen. Da war Alles stahlhart und kantig geworden. Kein Wunder, wenn die Zeitgenossen seiner zweiten Regierungsperiode — und diese waren doch jedensfalls schreiblustiger und fertiger als die der ersten — in ihrer Bewunderung für ihn immer eine Mischung von Abneigung empfanden. Gerade Bedeutenden unter ihnen, Lessing z. B., ist es so ergangen. Für so ein Leben, das ganz von menschlichen Nüchternheiten und Wünschen abgetrennt, nur der Pflicht gewidmet ist, hat stets erst eine spätere Generation Verständnis, die das Schicksal als Ganzes sieht und Härten nicht mehr empfindet.

Wie furchtbar tragisch dieses Fürstenleben bei all' seinem Ruhmesglanz und seinen freudigen Erfolgen eigentlich gewesen, das ist erst sehr viel später der Nachwelt bewußt geworden.

Die Mitwelt sah nur, wie der König seine Gemahlin von sich fern hielt, wie er Freund um Freund von seinem Hofe schenkte, aber sie hatte keine Empfindung von der kalten Einsamkeit, worin der harte Mann allmählich gerathen war. Liest man die Berichte über seine letzten Jahre, über die ärmlichen Gesellen, die an der Tafel saßen, wo einst Voltaire und d'Alembert gefessen, liest man von dem einsamen Tode des Königs im Arm eines Bedienten, so fühlt man tiefes Mitleid. Wie viel mußte in der Seele des Königs allmählich absterben! — Sieht man das, betrachtet man die Selbstzucht und Entsfagung dieses Lebens, und bedenkt man, daß

im menschlichen Dasein überhaupt nicht alle Rechnung glatt und gerecht ausgeht, so wird einem die Härte, welche die Zeitgenossen schmerzlich fühlten, verständlich.

Es ist ja schon bezeichnend, daß erst unsere Zeit eigentlich den malerischen Typus des Friedrichsporträts gefunden hat. Sieht man gleichzeitige Bilder, so erstaunt man, wie widerspruchsvoll unter einander und wie wenig unserem Typus entsprechend alle seine Bildnisse sind. Es ist freilich wahr, daß keiner der eigentlichen großen Porträtisten seiner Zeit ihn dargestellt hat. Aber selbst auf Chodowickys Studien ist das Gesicht flach und geistlos; und wenn man auch, ungefähr die markirten, tiefgegrabenen Züge erkennt, so vermißt man doch das helle Licht, das uns immer daraus anleuchtet. Auf allen jenen Porträts sieht Friedrich müde aus. — Wie hat Menzel seinen Typus, der der herrschende geblieben ist, gefunden? Und ist dieser Typus überhaupt der wahre? Hat Friedrich wirklich so ausgesehen? Eine Frage, die wir für alle Zeiten zu den unlösbaren legen müssen. Aber — ob ähnlich oder nicht — jedenfalls ist dieser Typus ein ganz herrlicher und entspricht der landläufigen Vorstellung auf das Vollkommenste. Denn heute darf ihn Niemand mehr anders darstellen. Daß er aber so rasch überall siegreichen Eingang gefunden bis in die tiefsten Volksschichten hinunter, deren wortloses Gefühl in solchen Beziehungen häufig das untrügliche ist, daß beweist, daß Menzel wirklich mit genialem Blick zu der mangelhaften Ueberlieferung die Ergänzung gefunden hat, welche des Königs geistiges Bild in Wahrheit anschaulich macht.



Garde du Corps. Von A. Menzel. Aus „Die Hohenzollern“. München, Fr. Bruckmann.

Menzels Friedrichsbilder sind ein Besitz für alle Zeiten — und alle Künstler,

die gleiche Vorwürfe darstellen wollen, werden sich dem Menzelschen Zuge anpassen müssen. Wenigstens so weit es sich um Illustrationen handelt, wird man immer nur fragen, wie weit der Nachfolger dem Meister nahe gekommen ist. — Wir legen aus den schönen Illustrationen des Hohenzollernwerkes einige Proben vor, die Beiträge zur Beurtheilung dieser Frage bieten mögen. Allerdings muß auch hier wieder auf die Formatbeschränkung hingewiesen werden: einige wunderschöne Bilder, die andernfalls „Nord und Süd“ sicherlich nicht hätten entgehen dürfen, wurden durch ihre Größe bei der Wahl ausgeschlossen. Dazu gehören vor Allem auch die schneidigen Reiterbilder Camphausens, der sich neben Menzel in der Friedrichsgeschichte eine beschränkte, aber völlig eigene Specialität herausgebildet hat, auf deren Boden ihn schwerlich ein Anderer

übertrifft. Alle diese Bilder: Zithern aus dem Busche, Seydlitz, Friedrichs Revue 2c. sind Groß und Klein mindestens von des Kunsthändlers Schaufenster her gar wohl bekannt; aber sie gehören ebenso gut wie Menzels Compositionen in jedes Werk dieser Art nothwendig hinein: classisch, typisch, werden sie nicht übertroffen werden. Wir geben hier ein kleineres seiner Bilder, den braven Keith an der Spitze der Preußen an dem unglücklichen Morgen von Hochkirch.

Die übrigen Proben sind gleichfalls Werke von geschätzter Hand. Ueberhaupt ist sich die Ausstattung in allen Stücken von Anfang an gleich geblieben. Höchst selten, daß man einmal ein minderwerthiges Blatt findet; häufig aber trifft man dafür Compositionen allerersten Ranges. Auch einige sehr interessante Beilagen haben die letzten Hefte gebracht. Zunächst, neben einer genealogischen Tafel von der ältesten Zeit bis auf Friedrich, eine Uebersicht sämmtlicher erhaltener Darstellungen des Hohenzollernwappens, die dem Heraldiker wie dem Historiker gewiß gleichermaßen erwünscht bleibt. Außerdem aber zwei Autogramme von Schriftstücken allerhöchster Bedeutung. Das eine ist ein Brief des großen Kurfürsten, mit erstem, hastigem, kurzem Berichte über den Sieg bei Fehrbellin, Kreuzens erste große Schlacht — das andere der denkwürdige Bericht an Podewils über den Einbruch über die schlesische Grenze, 1740. In phantastisch ungleichem Schriftzügen und in ganz phantastischer Orthographie, eines der charakteristischsten Schriftstücke für den jungen König, die man nur finden kann. Jene sonnige Zeit war nur zu bald vorbei und „mon cher Podewils“ sollte ganz andere, ernsthaftere Arbeit zu thun bekommen.

Das **Leben Lessings** von Heinrich Dünker (Leipzig, Ed. Wartigs Verlag) legt man mit einem ganz eigenthümlichen Gefühle der Genugthuung aus der Hand. Da ist doch einmal eine Biographie des herrlichen Bibliothekars, die nicht direct oder indirect aus dem Danzel-Guhrauer abgeschrieben ist. Es ist immer schon eine Freude, ein wirklich selbständig geschriebenes Buch zu lesen; wenn es sich aber um diesen Gegenstand handelt, so ist die Freude doppelt. Es ist noch so sehr viel für Lessings Biographie zu thun! Der Danzel-Guhrauer ist ja ein ganz vortreffliches Werk, und in der neuen Bearbeitung des vorigen Jahres entspricht er allen Anforderungen, die man auf Grund der letzten Forschungen daran stellen darf. Aber es ist doch weit entfernt, ein recht eigentliches Lebensbild zu bieten, das Jedermann erbauen kann. Nicht allein, daß es dafür zu schwer ist. Es ist auch zu einseitig. Es giebt freilich sämmtliche Daten und Charakterzüge vollständig; aber dieselben finden sich zerstreut in langathmigen Capiteln, voll Analysen von Lessings Schriften und Betrachtungen über ihr Verhältniß zur Literatur. Nur in den Schlußcapiteln findet sich ein Versuch, ein wirkliches Menschenbild Lessings zu zeichnen. Und selbst dieser ist schüchtern, ungeschickt, wie halb verächtelt darüber, daß der Verfasser hier nicht streng wissenschaftliche Arbeit thut, bewußt, daß hier eigentlich der nachsühnende Poet die Feder nehmen müßte. Davor hat sich der würdige Herr nun freilich sorgsam geschützt; er hat sich darauf beschränkt, mit seiner classischen Sorgfalt sämmtliche Notizen zusammenzutragen, übersichtlich zu ordnen und möglichst trocken jahzudrucken — es dem Leser überlassend, wie weit ihn seine Phantasie in dieses Labyrinth hineinleitet.

Merkwürdig ist es freilich, wie rund sich trotzdem aus diesen Capiteln die Gestalt Lessings heraushebt. Es ist eben doch eine gar zu mächtige Persönlichkeit, als daß sie sich ganz unterdrücken ließe. Aus den spärlichen Notizen über seine Ehe, über sein Familienleben mit dem Stiefvater und über sein schweres Ende, sieht man sich ganz urprünglich menschlich angewehlt.

Dünker, wie gesagt, ist nicht die Wege der Gottlosen und leichtfertigen Arbeiter gewandelt, hat nicht jene paar Notizen in ein paar dünne Phrasen neu eingekleidet und die schweren Betrachtungen seiner Vorgänger durch reichlichen Wasserzusaß für Jedermann zuträglich gemacht. Sein Lessing ist in ganz eigenen Zügen gezeichnet. Wohlgeremt!

das ist auch noch nicht die ideale Biographie, die dem Menschen ebenso gerecht wird wie dem Schriftsteller und jenen — worauf es doch, wenn man die Biographie als Kunstwerk betrachtet, allein ankommt — anziehend und verständlich macht, diesen nur als einen Theil, gewissermaßen als eine Erscheinungsform darstellt. Dürker ist eben auch kein Poet. Aber er ist ein tüchtiger und vor Allem ein ehrlicher Arbeiter. Und so ist sein Buch, das das schriftstellerische Wirken Lessings ziemlich bei Seite schiebt und den eigentlichen Lebensgang in das beste Licht stellt, eine hocherfreuliche und nützliche Leistung. Es wird auch kein Volksbuch werden — dazu ist es wieder auf seinem Standpunkte zu einseitig — aber es wird unentbehrlich sein in der Hand jedes Gebildeten, der Anspruch darauf macht, Lessing zu verstehen und zu kennen.



Lessing und sein Bruder Theophilus 1735. Von C. G. Habertorn. Aus „Lessings Leben“ von G. Dünker. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag.

Es ist vielleicht gar nicht übermäßig viel von selbständiger Forschung darin, die zu völlig neuen Ergebnissen führt. Dagegen findet man Alles, was über Lessings Leben irgendwie bekannt geworden ist, auf das Vollständigste beisammen. In erster Linie sind die Briefsammlungen, die in den letzten Jahrzehnten durch zahlreiche Veröffentlichungen ja reichlichen Zuwachs gewonnen haben, auf das Gewissenhafteste aufgeschürft worden. Alle die kleinen Büge, die sie bieten, längst im Einzelnen bekannt, tragen vereinigt unbeschreiblich viel dazu bei, das Porträt Lessings zu verfeinern und zu verbeutlichen.

Man findet hier in Wirklichkeit Alles, was nur überliefert ist: bis auf die Nummern der Häuser, worin Lessing einmal gewohnt hat. Was aber dem Buche einen ganz besonderen Reiz und Werth giebt (und worin es seinen beiden Vorgängern, den im gleichen Verlage erschienenen Biographien Goethes und Schillers von demselben Verfasser gleicht), das sind die reichen Beigaben von Porträts, Facsimiles und ähnlichen Dingen. Es ist ein ganz merkwürdiges Gefühl, wenn man in dem Buche

blättern — ungefähr dem gleich, das man empfindet, wenn man in die Wohnräume einer alten Familie tritt. Die Einrichtung ist vielleicht dürftig und altmodisch, geradezu unschön: aber an jedem Stücke haftet ein Andenken, und von allen Wänden schauen verbräunte, alte Schildereien herab. Frauen mit glitzernd spitzen Schultern und Männer mit gebunzenen Gesichtern in den Trachten verschollener Zeiten — geziert und von Stümperhand gemalt — und doch schaut man mit einer Art Ehrfurcht auf diese Reste einer Vergangenheit, die in gewissem Sinne fortlebt in den Herzen der Nachkommen.



Lessing 1758. Von Tischbein. Aus „Lessings Leben“ von G. Duncker. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag.

Grade so ist es mit diesem Buche. Fast alle diese Porträts sind äusserst unvollkommen, aber sie tragen so vertraute Namen, daß man sie mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit betrachtet. Die Porträts des 18. Jahrhunderts machen überhaupt einen ganz merkwürdigen Eindruck. Im Allgemeinen stehen sie weit unter dem Mittelmaß von Nehsichtigkeit und Ausdruck, das wir zu verlangen gewohnt sind. Es finden sich freilich Porträtisten, die wie Mengs und Graff den Vergleich mit den größten Meistern der Gegenwart nicht zu scheuen brauchen, und welche ausserdem beispiellos fleißig geschaffen haben. Aber neben ihren Werken ist eine solche Anzahl anderer erhalten, die auf unser Auge eine ganz ungläubliche Wirkung machen! In Gleims berühmter Freunds-

gallerie z. B. befinden sich Suddeien, von deren Kläglichkeit man sich absolut keine Vorstellung machen kann.

In Dünkers Buche nun finden sich an vierzig solcher Porträts: einige ausgezeichnet, die Mehrzahl schlecht. Aber man betrachtet sie alle mit einer gleichmäßigen Mischung von Pietät und Neugierde — als die werthvollste und belehrendste Zugabe, die man solchem Werke nur wünschen möchte. Selbstverständlich, daß die Bilder Lessings und seiner Familie überwiegen. Von dem leichtsinnigen Bruder Karl findet man sogar ein sehr schönes. Und von Gotthold Ephraim wenigstens alle die, welche Haupttypen vertreten und Anspruch darauf machen dürfen, für eigentliche, nach dem Leben geschaffene Originale zu gelten. Da ist zunächst das Kinderbild: Bruder Theophilus mit dem obligaten Lämmchen, Gotthold aber im Staatskleide zwischen Büchertäufen. „Wicher! Wicher!“ hatte der Sechsjährige gerufen, als man ihm eine Rose oder einen Vogel aufbringen wollte; und der Ausruf, den noch manches Kind, welches sich später zu einem unwissenden Narren entwickelt, gethan haben mag, ist bei ihm bedeutungsvoll bestätigt worden. Gab es doch eine Zeit, wo er meinte, schon zuviel gelesen zu haben.

Dann kommt das herrliche Portrait von Tischbein, das unsere Nationalgallerie



Lessings Todtenmaske. Aus „Lessings Leben“ von H. Dünker. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag.

besitzt, und welches wir gleichfalls zu reproduciren in der Lage sind. Zeit: ungefähr die Epoche der „Briefe, die neueste Litteratur betreffend“. Das Gesicht ernst, und doch voll von Lebenskraft und frohender Schaffensfreude — ein Bild, das unwillkürlich an das schöne Jugendportraits Goethes erinnert. Nur daß dieses hier ursprünglicher, echter wirkt, ganz nach ungebrochener Frische aussieht. Auch Mays Bild, das des Goethemalers, findet sich hier. Die Perle der Gleimschen Sammlung. Ein nüchternere beinahe stylisirter Kopf, steif und ernsthaft — schwerlich sehr ähnlich und überaus unschön, Zeit: Breslauer Aufenthalt. Ferner das berühmte Bild von Graff, das man immer für das ähnlichste erklärt, und zwar nach dem besten, nach der Natur gemalten Exemplare. Den fertigen Mann darstellend — fest nach allen Seiten hin. Und den Beschluß macht die Todtenmaske, die hier zum Abdruck gelangt, und die bisher wohl nicht sehr bekannt geworden war. Schmerzlich müde Züge, auf denen die ganze Tragödie dieses rastlosen Lebens steht, das nimmer, seitdem es in jungen Jahren aus der ebenen Bahn geworfen, zur Ruhe kam — bis zu diesem letzten Moment. Man glaubt in ihnen das furchtbare Familienleib zu lesen, die Jahre der Vereinsamung in Wolfenbüttel, wohin kaum ein Freundeswort gelangte, der Anfeindung und Quälerei von Seiten



Aus „Idylle aus der Vogelwelt“. Verlag der deutschen Verlagsanstalt (vorm. C. Hallberger) in Stuttgart.

einer Welt, welcher der Heros entwachsen war. Und trotzdem noch ein stilles Lächeln — als ob die Güte dieses Herzens unversieglich gewesen wäre.

Der Dünker ist wirklich ein sehr gutes, ein vortreffliches Buch, das man nicht genug empfehlen kann — Aber wann kommt endlich der Biograph, der über Lessing, das reinste Menschenbild des achtzehnten Jahrhunderts neben dem großen König, das letzte, abschließende, erlösende Wort spricht? —d.

Die deutsche Verlagsanstalt (vormals E. Hallberger) in Stuttgart giebt eine reizende Sammlung von Zeichnungen Giacomellis heraus, der wir eine Probe entnehmen. Die *Idylle aus der Vogelwelt* enthält achtzehn Vollbilder von Giacomelli, Randzeichnungen von David Franz und Gedichte von Julius Sturm. Ein wunderhübsches Festgeschenk! Der französische Künstler, der ein internationaler Liebling geworden ist, hat hier die Lebensgeschichte einer Spazensfamilie entworfen, so fein beobachtet und sinnig gefühlt, wie es außer unserem Feodor Flinzer kein Zweites mehr kann. Jede dieser Zeichnungen ist ein kleines Meisterwerk an Naturwahrheit und Stimmung. Die Randzeichnungen schließen sich dem würdig an; sie verwerthen das naturalistische Ornament ganz vortrefflich. Ueber die Gedichte braucht wohl nichts gesagt zu werden: für sie bürgt der Name des Verfassers. — Aber eine besondere Erwähnung verdienen die Holzschnitte, sowohl die der Giacomellischen Blätter, die französischen Ursprungs scheinen, wie die der Ornamente, die von A. Cloß herrühren. Deutschland und Frankreich nehmen einander nichts in diesem Wettstreit. Jene Schnitte wie diese sind gleich vorzüglich und verdienen den Platz neben dem besten, was der moderne Holzschnitt hervorgebracht hat. In der That eine Festgabe! auch durch die reiche Ausstattung dazu besonders empfohlen: schweres Papier, schöner Druck und reichgeprägter Einband. —d.

Ludwig Laistner, Novellen aus alter Zeit. (Schneekind. — Der geraubte Spielmann. — Heurike. — Uneheliche Leute. —) 8. VI. und 432 S. Berlin. 1882, W. Herz. M. 6. —

Den Lesern von „Nord und Süd“ ist Ludwig Laistner in bester Erinnerung. Die eine der in diesem Bande enthaltenen Novellen „Der geraubte Spielmann“ ist zuerst in unserer Monatschrift erschienen und hat durch die Feinheit ihrer psychologischen Entwicklung, durch ihr warmes Naturgefühl und die Kunst des Vortrages sich lebhafteste Theilnahme gewonnen. Diese Sympathien werden auch den übrigen drei Novellen nicht fehlen, sämmtlich feineempfundene Dichtungen, von starkem, kulturhistorischem Reiz, der in einem trefflichen Colorit seinen ersten Ausdruck findet. Es sind die Arbeiten eines echten Dichters, denen wir uns hier gegenüber befinden. Für eine gelegentliche Breite in der Behandlung der Stoffe werden wir durch die Fülle der dabei zu Tage tretenden Einzelschönheiten reichlich entschädigt.

Heinrich Dünker, Goethes Wahrheit und Dichtung erläutert. Zwei Theile in einem Bande. 8. VIII, 157 und 322 S. Leipzig, 1881, E. Wartig. M. 3. —

Mit den vorliegenden Heften über Dichtung und Wahrheit, oder wie der Dichter später die vier Theile „aus seinem Leben“ wieder genannt wissen wollte „Wahrheit und Dichtung“ schließt Dünker die vor siebenundzwanzig Jahren begonnenen Erläuterungen zu Goethes Werken. Er hat Recht, wenn er behauptet, daß trotz aller persönlichen und sachlichen Gegner seine in mehrfachen starken Auflagen verbreiteten Hefte zu dem lebendigeren Verständniß von Goethes Hauptdichtungen wesentlich beigetragen. Die Erläuterungen setzen die äußere Kenntniß der Werke voraus, in deren inneres Leben sie einführen sollen; die Einzelerklärung ist bestimmt, die wiederholte Lesung zu begleiten: nur so ist es möglich, daß das Ganze, bis in den einzelnsten Ausdruck durchsichtig in reiner Klarheit vor die Seele des Lesers tritt. Ein wirkliches Verständniß liegt nur auf diesem Wege. „Dichtung und Wahrheit“ gehört zu den am

oberflächlichsten gelesenen Werken. Meist sucht man darin nur stoffliche Unterhaltung und leichte Befriedigung einer Neugierde, die des Dichters Erzählung zur Beschuldigung gegen ihn selbst ausbeuten möchte, wobei man kaum an einzelnen Prachtzierden der Darstellung Herzensfreude findet. Und doch ist das Werk eines der wundervollsten Bücher unserer Literatur, ja der Weltliteratur. Nur daß es nicht rasch durchlaufen und gierig verschlungen sein will; als eine tief durchdachte, rein gefühlte Darstellung will es mit voller Seele aufgesaft sein. Dazu aber bedarf es einer genau auf alles eingehenden Betrachtung, die den Fortschritten der Entwicklung sorgsam nachgeht. Und dafür hat uns Dünker in dem vorliegenden Buche ein ganz ausgezeichnetes Hilfsmittel geboten, das jeder Goethefreund nur aus vollem Herzen willkommen heißen darf, mag er sich auch sonst mit der einen oder anderen Subtilität oder manchen Neuerungen des heißspornigen Goethe-Philologenthums nicht ganz einverstanden erklären.

Eugène Péschier, Johann Ludwig Runeberg, ein schwedisch-finnischer Dichter. Gebenblatt zur Verbindung des bairischen und schwedischen Fürstenhauses. 8. 125 S. Stuttgart, 1881, Metzler.

Es ist eine dankenswerthe Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt, die berühmten skandinavischen Dichter uns näher zu bringen: man nennt ihn zwar oft, aber nur wenige wissen von dem Sängler der „Nadeschda“ mehr, als daß er eben existirt. Und doch ist es ein Dichter der Menschheit und verdient, wie Tegner, auch bei uns genannt und geschätzt zu werden. „Er ist Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein, er hat so manchem, was unser ist, des Gesangs verkärendes und befreindendes Leben geschenkt. Er ist ein aus finnischem Erz gegossenes Bild auf einem Sockel von schwedischem Granit.“ So sprach ein anderer schwedischer Dichter, als es sich um die Beantwortung der Frage handelte, ob Runeberg Schwede oder Finnländer sei. Wir aber gewinnen aus Péschiers Buch die Ueberzeugung, daß es sich hier um einen auserwählten Dichter handelt, der auch bei uns Heimathrechte verdient.

Charles Dickens, Fünf Weihnachtsgeschichten. (Der Weihnachtsabend. — Das Heimchen auf dem Herde. — Der Kampf des Lebens. — Der Verwünschte. — Die Schwester-Blöden.) 8. 624 S. Leipzig, 1882. J. J. Weber. Geb. M 5. —

Es ist unbestritten ein Fortschritt zum Besseren, daß die Freude an guter Bücher-ausstattung, gegenüber den seit Jahren bedeutlich grassirenden billigen Massenausgaben, mehr und mehr in den Kreisen zum Durchbruch gelangt, die ihren literarischen Bedarf nicht bloß heißhungerig verschlingen, sondern auch mit Vergnügen genießen wollen. Es ist daher nur mit Genugthuung zu begrüßen, wenn die bewährte Verlagsfirma es unternommen hat, Dickens unvergängliche Weihnachtsgeschichten, in stattlichstem Gewande den zahllosen Freunden der Muse des großen Humoristen und zu billigem Preise zu bieten. Die Ausstattung des Bandes ist musterhaft.

Johannes Baumgarten, der Orient. Ein Spaziergang durch die mohamedanische und die indische Welt. Ethnographische Charakter-Bilder, Sitten=Scenen, Jagdsport. Nach den neuesten und besten Quellen bearbeitet. 8. VIII und 352 Seiten. Stuttgart, 1881. Neiger. M 4.80.

Der durch seine ethnographischen Arbeiten über Frankreich bekannte Verfasser hat in dem vorliegenden Werke für Gebildete, die weder Zeit noch Lust haben, umfangreiche Reisewerke zu lesen, eine Auswahl des Interessantesten und Besten vereinigt, was die ethnographische Literatur über die socialen und sittlichen Zustände der Mohamedaner und namentlich der Hindu darbietet. Ebenso rücksichtslos, unparteiisch und objectiv, wie der Verfasser die Franzosen geschildert hat, läßt er die Welt des Halbmondes und des Brahmanenthums vorzugsweise von Augenzeugen darstellen, welchen ein längerer Aufenthalt und die Kenntniß der Volkssprachen manche Seiten des Volks-

lebens aufschlossen, die man selbst in streng wissenschaftlichen Werken vergebens suchen würde. So entstand eine ganze Reihe oft sehr merkwürdiger Sittenbilder in Originalbearbeitungen ausländischer Quellen, die an fesselndem Interesse reich sind und selbst als Ergänzung wissenschaftlicher Werke vielfache Belehrung gewähren dürften: man vergleiche z. B. einmal unter den „Indischen Bildern“ das Stück: „Die Kaste der Brahmanen von Fr. Müller“ und „Das Brahmanenthum in seinem Verfall nach Kouffeleit und Andern.“ Publicisten finden hier eine Fülle fertigen Stoffes; Leser, die neben der Belehrung auch Unterhaltung suchen, werden sich nicht wenig an den muhamedanischen und indischen Sittenbildern und Volksscenen, sowie an den Tiger- und Elephantenjagden ergötzen, welche den Schluß des Werkes bilden.

Georg Vogt. Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. In zwei Bänden 8. 2. umgearbeitete Auflage. 2. Band, VI und 548 S. Berlin 1881, G. Reimer. M 8. —

Gelegentlich des Erscheinens des ersten Bandes von dieser zweiten gänzlich umgearbeiteten Auflage des ausgezeichneten Werkes haben wir ausführlicher auf die Bedeutung der Arbeit hingewiesen. Sie bildet in ihrer jetzigen Gestalt eine Fierde neuer geschichtlicher Literatur und gehört mit Burckhardt's „Cultur der Renaissance in Italien“ zu den wichtigsten Erscheinungen über die behandelte Epoche. Mit dem Buche Burckhardt's, von dem sich das vorliegende wesentlich, besonders in seinen Zielen unterscheidet, hat es auch den Vorzug einer im hohen Grade lesbaren Darstellung gemein. Dieser zweite Band behandelt den Humanismus an der päpstlichen Curie, das Zeitalter Nicolaus V., die hellenistischen Studien, die Propaganda des Humanismus jenseits der Alpen und schließlich im siebenten Buche die Tendenzen und Leistungen des Humanismus.

Brockhaus' Conversations-Lexikon, ein in seiner Art classisches Werk, erscheint gegenwärtig in neuer vollständig umgearbeiteter Auflage, in der dreizehnten. Diese Umarbeitung des berühmten Werkes, das allen seiner deutschen Nachfolger zum Vorbild gedient hat, bedeutet ein Ereigniß auf dem Gebiete. Es sei daher hier zuvörderst der Natur der vorgenommenen Veränderungen gedacht. An Stelle der früher dem Lexikon beigegebenen Karten und Bilder, welche von den Subscribenten gekauft und nicht gekauft werden konnten, ist jetzt die mit dem Werke im organischen Zusammenhange stehende Illustration durch Abbildungen und Karten getreten. Jedes Heft enthält zahlreiche derartige Beigaben in Holzschnitt, Lithographie und Farbendruck, künstlerisch ausgeführt und derart anschaulich daergestellt, daß sie zu wirklichen Erläuterungen der Artikel werden. Vierhundert Tafeln und zahlreiche dem Texte eingefügte Holzschnitte sollen den künstlerischen Theil des großen Werkes bilden, der in seiner jetzigen Gestalt seinen bisherigen Umfang um wohl den dritten Theil überschreitet. Es wird jetzt nicht weniger als neunhundertsechszig Druckbogen umfassen; der Druck ist etwas compacter als bisher und die Zeilen sind nicht mehr durchlaufend, sondern zweispaltig. Aber die Deutlichkeit und Lesbarkeit haben durch diese typographischen Veränderungen keinerlei Einbuße erlitten. In der Bezeichnung der Artikel ging die Verlagsbuchhandlung von der Absicht aus, durch Musikunterscheidung über jede Frage des Wissens und des Lebens dem höchsten und letzten Ziele immer näher zu kommen, welches die lexikalische Literatur sich stellen kann. Die Artikel selbst bedürfen keines weitern Lobes, sie sind gleichmäßig ausgezeichnet bei aller Knappheit durch Gründlichkeit, wie durch ihre klare, durchsichtige Form; die biographischen und historischen sind oft wahre Musterstücke, die Quellennachweise oft von nicht zu unterschätzendem Werthe, ein tüchtiger, freiheitlich gefinnter Geist weht uns aus dem Buche entgegen, „der Geist des alten Brockhaus“, wie ein Kritiker des Lexikons ihn nennt. „Den hohen Ruhm der Diderot'schen Encyclopädie“, so fährt er fort, „hat das Brockhaus'sche Lexikon nie erstrebt. Dadurch aber, daß es viel kleiner und bescheidener begann, hatte es sich im Voraus die Möglich-

keit gewahrt, zu wachsen, sich stetig zu erneuern und zu verjüngen. Die westbewegende „Encyclopédie“ mit ihren 28 Bänden ist sozusagen in ihrer eigenen Fülle erstickt, und in Privat-Bibliotheken sind die gewaltigen Folianten kaum noch zu finden, während das „Conversations-Lexikon“ seinen Lauf um Alles, was dem Menschen nützlich und wissenstwerth erscheint, heute zum dreizehnten Male beginnt und auf dieser neuen Rundreise abermals in die Hände des Gelehrten und des Künstlers, des Kaufmannes und des Handwerkers, des Wissenden und des Unwissenden, selbstverständlich auch, wie es von Haus aus seine Absicht gewesen, zwischen die Finger des deutschen Frauenzimmers gerathen wird. Hin und wieder wird es auch der Oberflächlichkeit und falschen Bildung Vorschub leisten und dadurch der Meinung Goethes gerecht werden, der da behauptet, geschickte Leute seien immer das beste Conversations-Lexikon. Das hinderte den Dichter nicht, das Buch in seiner nächsten Nähe, auf seinem Arbeitstische zu haben, und Eckermann erzählt uns, wie ihm einmal die Frage kam, ob Byron noch bei Schillers Leben etwas publicirt habe, und er die Antwort flugs im Conversations-Lexicon suchte. In solchen Fällen, wo es gilt, über ein historisches Datum, ein biographisches Detail augenblickliche Auskunft zu erlangen, ist und bleibt das Buch ein unschätzbarer Behelf. Es müsse eine Haus- und Handbibel der Familie werden, schrieb einmal der alte Brodhaus, und ein deutscher Pastor, ein schwacher Abklatsch der Pariser Jesuiten, entsetzte sich nicht wenig darüber, daß ein Buchhändler sich erdreistete, ein Conversations-Lexikon mit so heiligem Namen zu benennen. Bibel oder nicht, so viel steht fest: das Werk, das einst, von Allen aufgegeben, in einer Leipziger Dachlammer verkümmerte und dort von dem Amsterdamer Buchhändler an's Licht gezogen wurde, ist heut dem gebildeten Menschen ein unentbehrlicher Beistand in mancherlei Wissensnoth geworden, ein Buch der rechten Antwort auf alle erdenkliche Neugier, ein nothwendiges Buch, sagen wir noch mehr: das nothwendige Buch.

Handlexikon der Tonkunst. Herausgegeben von Aug. Reishmann. Berlin, Robert Oppenheim.

Von dem vortrefflichen großen Lexikon, das Reishmann im Verein mit den besten Musikschriftstellern herausgegeben, erscheint hier eine kleine Ausgabe, die den ganzen ungeheuren Stoff auf möglichst kleinen Umfang zusammenbringt. Er füllt immer noch einen sehr ansehnlichen Band; ist dafür aber auch wirklich sehr vollständig. Man wird kaum etwas Erwähnenswerthes darin vermissen. Schließlich ist das ja auch bei einem Auszuge dieser Art nur natürlich. —d.

Leid und Lieb. Von Fr. Rückert. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. 1881.

Diese nachgelassenen Gedichte des Thüringer Sangesmeisters erscheinen in neuer Ausgabe. Es ist bekannt, daß der Schmerz über Familienunglück in ihnen Ausdruck gefunden hat. Der Dichter hatte sie nicht in die Welt hinausgeben mögen, wie um sein Weh nicht der Menge preiszugeben. Nachdem wir sie kennen, wissen wir, daß sie mit das schönste und ursprünglichste sind, was er geschaffen. Das mächtige Gefühl, das sie eingegeben, wirkt mit ungeminderter Frische weiter. —d.

Kinderlieder und Reime. Mit Zeichnungen von Paul Mohn. **Viellieben** von Marie Olfers. Berlin, Georg Stilke. 1882.

Wie im vorigen Jahre das lebenswürdige Abo Meyerheims und Trojans, so bringt der Verlag in diesem zwei hübsche Kinderbücher. Das eine ist eine Sammlung volkstümlicher Lieder und Sprüche, die Mohn ganz ausgezeichnet illustriert hat. Seine Eigenart, die stark an diejenige des unvergesslichen Ludwig Richter erinnert, befähigt ihn ganz besonders zur Lösung einer solchen Aufgabe. Die Zeichnungen sind in Chromolithographie wiedergegeben, und zwar in ganz vorzüglicher Weise. — Viellieben ist eine kleine, märchenartige Erzählung in Versen. Die Dichterin hat ihr Werkchen selbst illustriert und verräth dabei sehr viel Talent. Eine flotte, leichte Aus-

führung, der es auf die Details nicht sehr ankommt, und die gefällt, obgleich, man ihr die Dilettantenhand anmerkt. Charakteristisch ist noch eine kleine, unmerkliche Neigung zu der Manier Kate Greenaways, die, an sich recht hübsch, doch unsere eigene Production unliebsam zu überwuchern droht. Glücklicherweise bis jetzt nur in den luxuriösen Kinderbüchern. Aber was haben diese — die Frage gilt nicht für das Ofsersche Bielliechen — mit der englischen Weise zu thun. Manier muß wenigstens immer originell sein. Manier ist sehr leicht nachzuahmen, aber nie so, daß sie gefiel. —d.

Die Perlen. Ein Märchen von Aug. von Heyden. Berlin, G. Grote 1881.

Ein Buch, das die seltene Eigenthümlichkeit besitzt, in allen — aber auch in allen seinen Theilen von demselben Verfasser zu stammen. Text und Illustrationen nicht allein — auch der Einband ist von Heyden entworfen. Die Perlen ist ein Märchen aus einer Sammlung, die der Verfasser früher einmal herausgegeben hatte: eine Bergwerksgeschichte mit Gnomen und Drachen und entführten Prinzessinnen und dem ganzen Apparat. Hübsch erfunden und sehr hübsch erzählt. Was die Erfindung anlangt, so hat man bei dem Werke eines Malers stets den Verdacht, daß sie sich zuerst in Bildern festgesetzt und dann um diese herum krystallisirt habe. Und das mag wohl auch hier das Richtige sein; wenigstens machen diese den ursprünglichen Eindruck. Sie sind stilvoll und einfach, trotz aller Phantastik durchaus nicht auf den Effect gearbeitet, wirken aber dennoch überaus anmuthend. Keesberg in Leipzig hat sie geschnitten und einmal wieder Vorzügliches geleistet. Die Ausstattung ist reich, der Einband — wie gesagt, ein Entwurf Heydens — originell und gefällig. —d.

Das Kunstgewerbemuseum zu Berlin. Festschrift zur Eröffnung des Museumsgebäudes.

Das Paulus-Museum zu Worms. Von Friedrich Schneider. Mainz, Verlag von J. Diemer.

Zwei Festschriften, die sich durch reiche Ausstattung auszeichnen. Die erste, die über Entstehung und Organisation des Gewerbemuseums Aufschluß giebt, ist sehr vornehm mit Radirungen illustriert. Besonders einige Blätter von Klinger: Scene aus einem Actsaale und Gruppe von Zuschauern im Vestibül sind mit überraschender Sicherheit des Blickes und jener technischen Fertigkeit ausgeführt, die Klinger zu einem unserer besten Malerradierer macht. — Die zweite Festschrift ist so alterthümlich ausgestattet, daß sie beinahe wie echt aussieht. Wir sind fest überzeugt, daß die Typen dazu eigens geschnitten und das Papier eigens bereitet ist. Jedensfalls ist diese Nachahmung sehr schön und wirkt, so vollkommen consequent durchgeführt, höchst wohlthuend. Sie erzählt die Geschichte und den Bau der Pauluskirche, eines überaus merkwürdigen Baudenkmals, ausführlich und mit vielen erläuternden Beilagen. Besonders schön sind die Leisten, Initialen u. dergl. Wenn sie neu sind, so stellen sie dem Stolzgefühl und der Frische ihres Verfertigers ein sehr hohes Zeugniß aus. —d.

Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. Gesammelt und herausgegeben von Julius W. Braun. Erste Abtheilung: Schiller. 2 Bde. Leipzig, Verlag von Bernhard Schilde (Walthasar Elischa) 1882.

Ein seltsames Unternehmen, alle Zeitungskritiken, Berichte und Notizen über die beiden Geistesheroen und deren Werke zu sammeln. Selbst wenn man eine bestimmte Zeitgrenze festsetzt, scheint die Aufgabe unüberwindlich. Und welche Mühe, um nachzuweisen, daß die Menschen auch damals Narren, die Mehrzahl der Kritiker auch damals schwach gewesen, und daß jene Zeit ebenso wenig ihren großen Männern gerecht geworden ist, wie eine andere: brauchte das erst nachgewiesen zu werden, noch dazu mit so vieler Mühe? Aber vielleicht heißt das, dem Herausgeber einen falschen Gesichtspunkt untergeschoben. — Jedensfalls, da die Mühe einmal aufgewendet ist, kann man nicht

umhin, anzuerkennen, daß das Resultat mindestens interessant ist. Schon allein als ein Beitrag zur Geschichte menschlicher Thorheit. Oder als ein Beweis, daß jene Zeit fast keine Spur von Verständniß für ihre Dichter hatte. Wie selten, daß man in diesen Bänden einmal auf ein Wort trifft, das man verständlich findet. Unwillkürlich wird man sich der Vergänglichkeit jedes Urtheils bewußt und beginnt, an allen bekannten Größen unserer Zeit zu zweifeln und in dem Verzeichniß mißthanner Größen nach der zu suchen, die nun doch für unsere Zeit der Ausdruck, wie Goethe und Schiller für jene sein möchte. Eine unbehagliche Stimmung! — Das vom Laienstandpunkt. Dem Literaturhistoriker braucht nicht erst erwähnt zu werden, daß die Sammlung eine Quelle der Belehrung, eine wahre Fundgrube wichtiger Bemerkungen ist. Schade, daß das Buch so schwer zu gebrauchen! Es hat freilich ein ziemlich ausführliches Inhaltsverzeichnis, aber nach guter deutscher Sitte fehlt es vollständig an einem Index, während ein solcher, fleißig und verständnißvoll gearbeitet, dasselbe erst wirklich nutzbar gemacht haben würde.

—d.

An die Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

- Ausgewählte Reden des Fürsten von Bismarck.** Bd. II. Heft 3. Bd. III. Heft 1—3. Berlin, Fr. Kortkamp.
- Baumbach, Rudolf,** Spielmanslieder. Leipzig, A. G. Liebeskind.
- Challu, Paul B. du,** Im Lande der Mitternachts-sonne. 2 Lief. Leipzig, Ferdinand Hirt und Sohn.
- Ebers, Georg,** Durch Gosen zum Sinai. Leipzig, Wilhelm Engelmann.
— Die Frau Bürgermeisterin. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt vorm. E. Hallberger.
- Friedmann, Alfred,** Gedichte. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
- Grünstein, Josef, Wegerich, Steglitz, R. F. Albrecht.**
- Hackländer, F. W.,** Ausgew. Werke. Band 3 u. 4. Stuttgart, Karl Krabbe.
- Heyse, Paul,** Neues Münchner Dichterbuch. Stuttgart, Gebrüder Kröner.
- Hirschfeld, Dr.,** König Lear im Lichte Ärztlicher Wissenschaft. Danzig, Ernst Gruhn's Verlag.
- Historische Meloterwerke der Griechen und Römer.** Lief. 4. Leipzig, E. Kempe.
- Keok, Robert,** Liebestren. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen. Leipzig, H. Johannsen.
- Klippenberg, A., Betty Gleim,** Bremen. W. Heinsius.
- Lucretius,** Deutsch von Max Seidel (Max Schlior-bach) München, R. Oldenbourg.
- Lütke und Lützw.,** Denkmäler der Kunst. Lief. 9—10. Stuttgart, Ebner & Seibert.
- Martersteig, Max,** Jelta und Ruben. Leipzig, A. G. Liebeskind.
- Müller, Max,** Essays. 2. Bd. Leipzig, Wilhelm Engelmann.
- Pfeiffer, Emily,** Under the Aspens. London, Kegan Paul, French & Co.
- Reissmann, Dr. August,** Handlexikon der Ton-kunst. Lief. 2—9. Berlin, Robert Oppenheim.
- Rosegger's, P. K.,** Ausgewählte Schriften. Lief. 31—40. Wien, A. Hartleben.
- Rosegger, P. K.,** Die Schriften des Waldschul-meisters. Wien, A. Hartleben.
- Rückert, Friedrich,** Poetische Werke. Lief. 2—4. Frankfurt a. M., I. D. Sauerländer.
- Samhaber, Eduard,** Walther von der Vogelweide. Laibach, Ig. v. Kleinmayr & F. Bamberg.
- Scholz, Dr. med.,** Vorträge zur Irrenpflege. Bremen, M. Heinsius.



Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Apollinaris

Natürlich

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.

AUSZÜGE AUS DEUTSCHEN EMPFEHLUNGEN.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum,
München.

„Ein äusserst erquickendes und auch nützlichcs Getränk, weshalb ich es bestens empfehlen kann.“

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin.

„Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen es vor den anderen ähnlichen zum Versandt kommenden Mineral-Wässern vorthcilhaft aus. 24. Dezember 1878.“

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d.
Univ. Berlin.

„Ein ansscrrordentlich angenehmes und schätzbares Tafelwasser, dessen chemischer Charakter es in hygiänischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879.“

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M.

„Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes als vorzüglich gut vertragenes Getränk, unvermischt oder auch mit Milch, Früchtsäften, Wein, &c. 4. März 1879.“

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München.

„Als erfrischendes Getränk rein oder mit Wein gemischt, nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879.“

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg.

„Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insonderheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth. 23. März 1879.“

Sanitäts-Rath Dr. G. Thilenius, Soden a. Taunus.

„Ein zum diätetischen Gebrauch ganz vorzügliches Wasser, das sich vor anderen durch seinen erfrischenden und belebenden Einfluss auszeichnet. 5. April 1879.“

KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Das Versand-Geschäft

VON

Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig

Hoflieferanten Sr. Maj.  des Königs von Sachsen

versendet nachstehende Waarengattungen direct nur an Consumenten, selbst vom kleinsten Quantum an in bester Qualität zu den billigsten Preisen nach allen Ländern Europas.

Es liegt im Interesse eines Jeden, welcher Bedarf in einem oder dem anderen angebotenen Artikel hat, sich den illustrirten Preis-Courant von dem Versand-Geschäft Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig, kommen zu lassen, welcher auf frankirtes Verlangen gratis und franco an Jedermann gesandt wird.



Specialitäten

des



Versand-Geschäfts MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig:

Mey's Stoffkragen, Manschetten und Vorhemden für Herren, Damen und Kinder. Stoffrüschen.

Rüschen in Battist, Tüll, Mull, Gaze etc. für Damen.

Schwarzseidene Cravatten für Herren und Knaben.

Weiße Battist- und Atlas-Cravatten für Herren.

Bunte Satin-Cravatten.

Schwarzseidene Blindschlipse.

Manschettenknöpfe mit Eindrehfuß und Feder. Kragen- und Vorhemdenknöpfe.

Leinene Handtücher, leinene Wischtücher, Hausleinen und Prima geklärt Creas-Leinen im Stück und per Meter.

Rein leinene Taschentücher für Damen, Herren und Kinder.

Leinene Oberhemden-Einsätze.

Herren- und Knaben-Oberhemden.

Nachhemden für Herren.

Franchhemden.

Leinene Kragen und Manschetten für Damen, Herren und Kinder.

Shirtings, Chiffons und Hemdentuch.

Baumwollene Strumpfwaren für Frauen, Herren und Kinder.

Wollene Strumpfwaren, Gamaschen, Hosen und Jacken.

Gesundheits-Jacken für Damen und Herren.

Parfüms, Toilette-Seifen, Pomaden, Haaroel und Zahnpasta.

Stearinkerzen.

Japanischer und Chinesischer Thee.

Chocoladen; Mey's Cacao pulverisirt.

Kaffee-Ersatz.

Biscuits und Waifen.

Cigarren.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei geliefert

und zwar innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.

Illustrirte Preis-Courante werden auf Verlangen gratis und franco versandt.

Das Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig garantirt und verschickt nur beste Waare zu den billigsten Preisen. Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Briefe, Anfragen und Aufträge sind zu richten an das
Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig,
Detailgeschäft, 9 Neumarkt LEIPZIG.



Band 20. -- Heft 59.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Februar 1882.

Breslau.
S. Schottlaender.

Februar 1882.

Inhalt.

	Seite
Rudolph Lindau in Berlin.	
Im Park von Villers. Novelle	143
Gotthold Kreyenberg in Iserlohn.	
Die neue Erziehung	200
Adolf Friedrich Graf von Schack in München.	
Dichtungen. I. Otmar	231
II. Achilles	237
Arnold Wellmer in Blankenburg a. H.	
Franz Dingelstedt's „Schwabenstreiche“	246
Paul Lindau in Berlin.	
Die Frau Burgemeisterin. Roman von G. Ebers	256
Bibliographie.	265

Hierzu ein Porträt von Adolf Friedrich Graf von Schack, Radirung von
W. Krauskopf in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezügliche Sendungen sind an die
Redaction nach Berlin W., von der Heydstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Beilagen zu diesem Hefte

von

Job. Andr. Barth in Leipzig (a. Heden-Esbeck, Karoline Neuber und ihre Zeitgenossen.)

F. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart (Cotta'sche Bibliothek der Weltliteratur.)

Ferdinand Enke in Stuttgart („Humboldt" Monatschrift für die ges. Naturwissenschaften).

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XX. Band. — Februar 1882. — 59. Heft.

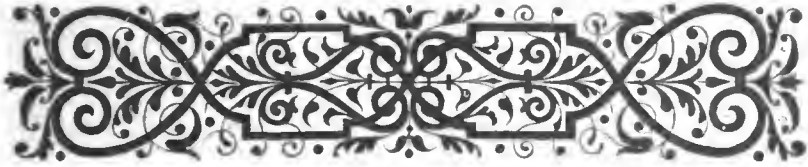
(Mit einem Portrait in Radirung: Adolf Friedrich Graf von Schaf.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





Im Park von Villers.

Eine Erzählung aus Frankreich

von

Kudolph Lindau.

— Berlin. —

I.

Der Morgen dämmerte herauf: ein rauher Wintermorgen im nördlichen Frankreich. Mattes, gelblich graues Licht lagerte sich träge und unerquicklich über die weite, öde Landschaft. — Aus dem Thale erscholl Hahnengeträh — Hundegebell; und von der anderen Seite des Hügels Peitschentrallen. Ein großer Schwarm Krähen flog schreiend auf und stieg wie ein zersektes, vom Winde gehobenes schwarzes Laten langsam in die Höhe. — Dann zerstob er. Die dunkeln Vögel zogen in kleinen Gruppen und zu Paaren nach verschiedenen Richtungen davon: einige schnell und bestimmt, wie Krähen, welche sich vorher wohl überlegt, was sie zu thun haben, und ganz genau wissen, wohin sie fliegen wollen; andere langsamer, unsicher in ihren Bewegungen, Kreise und Bogen beschreibend und augenscheinlich das nächste Ziel ihres Fluges erst noch erspähend. Unter diesen letzteren erhob sich eine höher als die andern, wandte den Kopf nach Osten, dann nach Westen und schoß plötzlich wie ein Pfeil auf einen Punkt im Norden zu. Dort ließ sie sich, dicht an der Mauer eines großen Parkes, auf dem Aste einer mächtigen Eiche nieder, so daß sie von ihrer erhabenen Stellung aus in den schneegefüllten Graben am Fuße der Mauer und auf die weiße Landstraße dahinter blicken konnte. Die Krähe schien sich aber vorläufig nicht darum bekümmern zu wollen, was unmittelbar zu ihren Füßen zu sehen sein mochte. Sie versicherte sich zunächst, daß in ihrer Umgebung alles geheuer sei. Im Park regte sich kein lebendes Wesen. Das Schloß, mit Schnee bedeckt, von verschneiten Wegen umgeben, Fenster und Thüren fest verschlossen, schien wie ausgestorben. Nachdem die Krähe von dieser

beruhigenden Lage der Dinge Kenntniß genommen, hüpfte sie fest auf die äußerste Spitze des Astes, senkte den Kopf, den sie dabei gleichzeitig etwas auf die Seite legte, — was ihr einen sinnenden Ausdruck verlieh, — und blickte unverwandt nach unten. Sie verharrte in dieser Stellung geraume Zeit, wie in tiefen Betrachtungen versunken, bis heiseres Geträchze sich vernehmen ließ, und eine zweite Krähe erschien, die, als folgte sie einem Wink ihrer Schwester, dicht neben derselben Platz nahm und dann ebenso aufmerksam wie diese in den Graben hinabschaute. Zuweilen hoben die beiden Vögel die Köpfe und wechselten verständnißvolle Blicke; aber immer nur auf eine kurze Secunde, um sodann ihre ganze Aufmerksamkeit wieder auf einen geheimnißvollen Gegenstand zu ihren Füßen zu heften.

Peitschentrallen. — Die Krähen warfen einen schnellen Blick nach rechts und versenkten sich wieder in ihre Betrachtung.

Ein schwerer Postwagen, von vier dampfenden Gäulen gezogen, bewegte sich langsam auf der steilen Straße vorwärts. Der Postillon, eine kurze, glimmende Pfeife im Munde, war vom Bod gestiegen und ging neben dem Wagen einher, sein Gespann durch Klusen und Peitschentrallen zur Arbeit anhaltend.

„He, Brauner, Courage! Bald sind wir oben.“

Der Braune, das große schwere Handpferd, nickte bedächtig mit dem Kopfe und legte sich tapfer ins Geschirr. Gleich darauf hob er die Nase höher als beim schweren Ziehen seine Art und sog in kurzen, harten Zügen die scharfe Luft ein; seine Augen flogen unruhig vorwärts, und er wieherte leise.

„He, Brauner! Was soll das? Vorwärts!“

Diesmal nickte der Braune nicht, sondern behielt den Kopf hoch; aber er zog mit aller Kraft, und der Wagen näherte sich nun schnell dem Gipfel des Hügels.

Im sogenannten Cabriolet des Postwagens, unmittelbar hinter dem leeren Sitz des Kutschers, bewegte sich jetzt etwas: eine Gestalt in einen großen Schafspelz gehüllt. Der hohe Kragen wurde zurückgeschlagen, und ein rundes, rothes Gesicht, das des Conducteurs, kam zum Vorschein.

„He, Joseph!“ rief es vom Cabriolet.

„Was giebt's, Herr Lamy?“

„Der Spiz winselt und zerrt und will hinunter. Hier, nehmen Sie ihn mir ab!“

Der Postillon hielt die Hände in die Höhe, um einen wohlgepflegten kleinen Hund, den Herr Lamy ihm entgegenhielt, aufzufangen. Aber das Thier, das sich sonst gern vom Postillon streicheln ließ, glitt diesem durch die Hände und sprang bellend davon.

„Er hat zwei Stunden auf meinem Schooß gelegen, ohne sich zu rühren,“ sagte Herr Lamy, „er will sich die Beine vertreten.“

Der Postillon hielt es für überflüssig, etwas auf diese Bemerkung zu erwidern, und setzte seinen Weg fort.

„He, Brauner! Vorwärts!“ — und ein Peitschenhieb.

Zwei Krähen flogen schreiend auf.

„Joseph!“

„Herr Lamy?“

„Was hat denn der Spitz?“

Der Hund stand einige zwanzig Schritt vor dem Postwagen, unter einer Eiche, von der soeben zwei Krähen aufgeflogen waren, und bellte — aber nicht in seiner üblichen kläffenden, zornigen Art, sondern ängstlich, unruhig; auch hielt er, der sonst auf alles Lebende unerschrocken losging, die Vorderbeine vorgestemmt und weit ausgespreizt, als fürchte er, sich dem zu nahen, was er erblickte.

„Halloh! Da liegt Einer im Schnee!“

Herr Lamy, der, um besser zu sehen, aufgestanden war und sich aus dem Cabriolet gebeugt hatte, war im Nu seines schweren Pelzes ledig und sprang gewandt und leichten Fußes auf die Landstraße. Er war ein alter Conducateur, immer auf dem Qui vive und schnell entschlossen, wie es seines Gleichen ziemt.

Joseph schwang die Peitsche; das schwere Gespann setzte sich in Trab, und der Postillon lief daneben her; aber nur wenige Schritt. Dann wurden die Zügel straff angezogen und der Wagen machte Halt.

„He, Brauner, he! Ruhig!“

Der Braune zitterte und wieherte ängstlich, und die drei andern Pferde blickten wie er scheu nach der Stelle, vor welcher der Hund stand. Sobald dieser seinen Herrn neben sich sah, sprang er in den Graben und fing an, mit seinen kleinen Pfoten den Schnee fortzutragen, der sich an einzelnen Stellen fingerdick über einen schwarzen, unbeweglichen, großen Körper gelagert hatte. — Herr Lamy war ebenfalls bereits im Graben und strich mit der flachen Hand den Schnee von einem weißen, stillen, kalten Gesicht, und dann von der Brust und den Armen eines Todten. Dabei saßten seine Hände eine geröthete, eisige Masse: Schnee mit Blut getränkt.

„Ein Mord!“ sagte Herr Lamy ruhig.

„Herr des Himmels! Herr Gaston!“ rief der Postillon.

„Gaston?“

„Unser junger Herr, Gaston Riancourt! Ach, Du gütiger Gott! Ermordet, erschossen! Sehen Sie, Herr Lamy: hier grade in die linke Brust ist die Ladung hineingegangen! Zu's Herz haben sie ihn getroffen!“

Herr Lamy hatte einige Secunden nachgedacht. Er war ein alter Soldat, hatte die Kriege in Afrika und in der Krim mit durchgemacht, wußte genau, wie Leichen aussehen, und hegte nicht den geringsten Zweifel darüber, daß kein Lebensfunken mehr in dem Körper vor ihm sei.

„Wir wollen der Gensdarmmerie die Arbeit nicht erschweren,“ sagte er.

„Wir lassen die Leiche am Platze, wo wir sie gefunden haben. Den Hemmschuh herunter! — Hier Spitz! — Nun schnell vorwärts, Joseph!“

Er schwang sich auf seinen Sitz, der Postillon auf den Bock; die Peitsche knallte; und die Pferde, als wüßten sie, daß es sich um etwas Außerordentliches handelte, setzten sich auf dem steilen Wege, der nach dem Flecken führte, in Galopp; und vorwärts ging es in gefährlichem Lauf.

„Die Bremse, Herr Lamy, die Bremse! Ich kann die Thiere nicht halten!“

„Schon gut. Ich gebe Acht!“

Die Räder knarrten und ächzten; die Bremse wurde fester angezogen.

„Halt, hier!“ rief Lamy.

Hemmschuh und Bremse thaten gute Dienste. Der Wagen wurde an der Eingangsthür des Parkes zum Stehen gebracht. Lamy war im Nu auf der Landstraße und lief nach dem Portal; er zog eine Glocke, die voll und laut ertönte; aber im Schloß rührte sich nichts. Lamy zog die Glocke von Neuem und noch heftiger.

„Nun, sie haben einen gesunden Schlaf da drinnen,“ sagte er mürrisch. „Ich habe nicht Zeit sie aufzuwecken. Vorwärts, Joseph!“

Er saß bereits wieder auf seinem Platze neben dem kleinen Hunde, der ihm leise winselnd die Hände leckte. Der Postwagen wurde in Bewegung gesetzt, rollte schnell den Hügel hinunter und hielt nach wenigen Minuten vor dem „Goldenen Löwen“, dem Gasthof und der Posthalterei des kleinen Flecken Willers.

Unmittelbar nachdem Herr Lamy davongeeilt war, öffnete sich im ersten Stock des Schlosses ein Fenster, aus dem ein weißes Frauengesicht hinaus schaute. Es erblickte noch den Postwagen, sah ihm einige Secunden nach und zog sich dann, wie fröstelnd leise zusammenschauernd, schnell und geräuschlos zurück. Bald darauf öffneten sich andere Fenster im Schloß, und Männerstimmen wurden laut; endlich wurde auch die Hausthür aufgerissen, und ein junger, hochausgeschossener Mann, in kurzem Jagdpeitz, eine Peitzkappe auf den wilden blonden Haaren, eilte dem Portal zu, an dem kurz vorher die Glocke gezogen worden war. — Die Diligence war verschwunden. Der junge Mann sah sich rechts und links um und lief dann in kurzem Trab, mit seinen dicksohligen Jagdstiefeln lustig aufschlagend, nach dem Schloß zurück.

II.

Der alte Graf Willers, der Großgrundbesitzer des Bezirks von Willers, hatte vor einigen Monaten das Ehrenamt eines Maire seiner Gemeinde niedergelegt, weil er es nicht mit seinem Gewissen vereinigen konnte, wie er sagte, den Maire zu spielen und die Arbeit, welche jene Stellung nach sich zog, seinem Stellvertreter zu überlassen. Der Graf brachte nämlich einen Theil des Jahres auf Gütern zu, die in Südfrankreich gelegen und durch Heirath

an ihn gekommen waren, und verlebte außerdem „die Saison“, von Februar bis Mai, in Paris, theils seiner Tochter Isolde zu Liebe, die neunzehn Jahre alt war, und der er den Genuß ihrer Schönheit und Jugend nicht verkümmern wollte, theils aber auch sich selbst zu Gefallen, da er in seinem Pariser Klub mit Jugendgenossen zusammentraf, die er während seines Aufenthaltes auf dem Lande nicht zu sehen bekam, und an denen sein altes Herz noch immer fest und freundschaftlich hing. Seine beiden Söhne, Alfred und René, mit denen er übrigens in bestem Einvernehmen lebte, konnten seine Entschliessungen im Allgemeinen nur wenig beeinflussen, da sie von der Unabhängigkeit, der sie sich Dank einem großen, von der Mutter ererbten Vermögen erfreuten, den umfassendsten Gebrauch machten.

Der älteste Sohn, der achtundzwanzigjährige Alfred de Villers, trennte sich nur selten von seinem Vater. Er war ein leidenschaftlicher Jäger, den städtischen Vergnügungen abhold und schien sich nur auf dem Lande wohl zu fühlen, in Gesellschaft bäurischer Freunde, mit denen er jagte und trank, und an der Spitze einer kleinen Armee von besoldeten Jägern, Hütern und Treibern, die er mit Härte führte, und die in steter Furcht vor seinen Hornausbrüchen lebten. — Im Monat März oder April erschien Alfred gewöhnlich auf vier oder sechs Wochen in Paris und wohnte dann bei seinem Vater; aber er hielt sich vom Gesellschaftsleben fern. Des Morgens konnte man den kleinen, hagern, schwarzen Mann im Bois de Boulogne erblicken, wo er seine Jagdperde ritt, welche die Bewunderung aller Kenner erregten; aber in großen Gesellschaften sah man ihn nie; und wenn er in dem vornehmen Klub erschien, dem er aus Standesrücksichten beigetreten war, so geschah dies nur, um sich an den Spieltisch zu setzen und dort einige Stunden zu verbringen. Er war ein unliebenswürdiger Spieler; man vermied ihn; aber man wagte nicht, ihn zu isoliren. Er war nicht der ungeschätzliche „Ehrenmann“, den man, wenn er stört, mehr oder weniger rücksichtsvoll bei Seite schiebt; er war der mittelalterliche „Mann von Ehre“, von dem man jede beliebige schlechte Meinung hegen mochte, aber dem man nicht, ohne sich großer Gefahr auszusetzen, irgend etwas Unverbindliches nachsagen durfte. Die Meinung Anderer über ihn kümmerte Alfred de Villers wenig; aber jede auf ihn bezügliche Aeußerung überwachte er mit argwöhnischer Sorge. Zwei Duelle, von denen eines, mit einem vorlauten Journalisten, tödtlichen Ausgang gehabt hatte, genügten, um ihm im Klub den Grad von Achtung zu verschaffen, der auf Furcht beruht, und über den hinaus der Vicomte de Villers nichts beanspruchte. An der Freundschaft und den Sympathien seiner Klubgenossen, von denen er, der kleine, schwächliche Mann, die Größten und Stärksten müde reiten und gehen und unter den Tisch trinken konnte — daran war ihm wenig gelegen; aber er wollte, daß ihm Respect gezollt werde; und diesen mußte er sich zu verschaffen. Auch zu Hause trat er gebieterisch auf, und seine Geschwister hatten nicht selten unter seiner Tyrannei und Festigkeit zu leiden. — Isolde ertrug dieß ohne Widerspruch. Sie war ein blaßes, stilles Kind mit der

zierlichen Gestalt ihrer verstorbenen Mutter; auch hatte sie deren schwarzes, üppiges Haar. Aber die großen, dunkeln Augen Isoldens, die furchtsam und traurig blickten, — solche Augen hatte man auch zu Lebzeiten der Gräfin in Willers nicht gekannt, und Isolde mußte sie wohl von einem entfernten Vorfahren, vielleicht von einem liebeskranken Minnesänger geerbt haben.

René war aller Welt Liebling, und verdiente es zu sein; nur mit Alfred konnte auch er sich nicht gut vertragen. Er war vierundzwanzig Jahre alt, blond, von weißer Hautfarbe, groß, mit den klaren gutmüthigen blauen Augen und dem freundlichen Mund seines Vaters: ein richtiger Normanne, in dem kein Tropfen südlichen Blutes zu rollen schien. René hatte in Paris studirt, wie junge, reiche Franzosen zu studiren pflegen, d. h. er hatte die vorschristsmäßige Anzahl von Collegien belegt, war nur selten in den Hörsälen erschienen und hatte sich einige Monate vor dem Examen den Händen eines erfahrenen Repetenten anvertraut, so daß es ihm, nach einem ersten Mißerfolg, beim zweiten Versuch geglückt war, seine Prüfung in mittelmäßiger Weise zu bestehen. Damit meinte er, allen Anforderungen, die von seiner Familie und der Gesellschaft vernünftigerweise an ihn gestellt werden konnten, vollständig genügt zu haben und im Besitze des unbestreitbaren Rechtes zu sein, sein schönes junges Leben in vollen Zügen zu genießen. Er hatte sich in Paris eine kleine Wohnung gemiethet, die der beste Pariser Tapezier ihm geschmackvoll und bequem eingerichtet hatte, und in der sich junge Leute aus der vornehmen Welt und junge Damen, die dort nicht einmal laut genannt werden durften, häufig zu lauter, lustiger Geselligkeit versammelten.

Unter René's regelmäßigen Gästen befand sich auch Gaston de Miancourt, der Sohn eines reichen Gutsnachbarn des Grafen Willers, ein junger Mann von René's Alter, Lebensansichten und Gewohnheiten und mit diesem seit seiner frühesten Jugend befreundet.

Den Herbst und auch den ersten Theil des Winters pflegte René auf dem Lande, bei seinem Vater zu verbringen: einmal, weil er an der Jagd und dem Leben im Freien Vergnügen fand, sodann aber und sogar hauptsächlich, weil er mit zärtlicher Liebe an seinem Vater und seiner Schwester hing und trotz der Langeinweile, die sich seiner nicht selten auf dem Lande bemächtigte, das Bedürfniß empfand, einige Monate im Jahre ganz und gar mit seinen Verwandten zu leben.

Im Willers'schen Hause befand sich noch eine junge Dame, die zwar keine Anverwandte des Grafen war, aber von den meisten Leuten, die im Schloß verkehrten, wie zur Familie gehörig betrachtet und behandelt wurde. Dies war Fräulein Ellen Hudson. — Die alten Diener des Hauses nannten sie Miß Hudson, denn sie war vor zehn Jahren als junge englische „Miß“ in das Willers'sche Haus eingetreten, mit der Aufgabe, die kleine Isolde zur perfecten Engländerin auszubilden. Niemand hatte Miß Hudson's Befähigung, diese Aufgabe zu lösen, in Zweifel gezogen. Da sie Hudson hieß, einen

milchweißen Teint, Sommersprossen, hellblondes Haar, gute Zähne, schmale Hüften und große Füße hatte, vornehm und gelangweilt aussah, sich mit großer Einfachheit kleidete, ihr Haar glatt scheitelte und am Hinterkopf in einem bescheidenen „antiken“ Knoten zusammenband, mit niederge schlagenen Augen einherging, wenig sprach und mehr kaltes Wasser zu ihrer Toilette verbrauchte als ein halbes Duzend französischer Gouvernanten zusammen genommen, so war sie für jeden einsichtsvollen Franzosen der vollendete Typus der „Miß“, und englisch sprechen mußte ihr ebenso natürlich sein, wie dem Vogel das Singen. — Erstaunlich war es, wie gut Miß Hudson französisch sprach: das reinste correcteste Französisch der geborenen Pariserin. Später stellte sich heraus, daß ihr die englische Sprache weit weniger geläufig war, ja, daß sie diese nur unvollkommen radbrechen konnte; aber als man dies erkannte, hatte sie bereits festen Fuß im Willers'schen Hause gefaßt.

Ellens Vater war ein Vollblut-Engländer gewesen; er war jedoch vor der Geburt seiner Tochter gestorben, und diese von ihrer Mutter, einer Französin, erzogen worden. Als Ellen ihr fünfzehntes Jahr erreicht, hatte sie sich mit frühreifem Verstande klar gemacht, daß ihr Capital an den allgemein geschätzten irdischen Gütern — Schönheit und Geld — klein sei, und daß es sich deshalb für sie anempfehlen dürste, irgend eine Specialität auszuheuten. Sie hatte zu erkennen geglaubt, daß es für sie vortheilhaft sein würde, ihre englische Abkunft zu verwerthen, und deshalb die „Miß“ in ihren äußeren Eigenthümlichkeiten gründlich studirt. Gelegentlich dieser Specialstudien hatte sie auch etwas von der englischen Sprache erlernt, genug, um den Vicar of Wakefield mit Hülfe eines Wörterbuches beinahe zu verstehen und um sich in der gewöhnlichen Umgangssprache nicht schon beim ersten Worte zu compromittiren. Dies hatte ihr genügt, um sich nach einer passenden Stellung als englische Gouvernante umzusehen. Sie war damals neunzehn Jahre alt; sie hatte in dem Hause ihrer Mutter — die, wie sie jetzt erkannte, vielleicht nicht einmal das Recht hatte, sich Wittve und Hudson zu nennen — mehr von dem wirklichen Leben kennen gelernt, als junge Mädchen davon zu erfahren pflegen; und sie sagte sich, daß es doch mit eigenthümlichen Dingen zugehen müsse, wenn sie nicht mindestens ebenso gut im Stande sein sollte, bei einem französischen Kinde die Stelle einer „perfect governess“ auszufüllen, wie eine beliebige, von dem wilden und perfiden Albion herübergeschneite Engländerin. Ein erster Versuch war nicht geglückt. Dies hatte sie jedoch nicht entmuthigt; sie war nur vorsichtiger geworden; und als die Frage an sie herangetreten war, ob sie als englische Gouvernante in das Willers'sche Haus ziehen wollte, hatte sie erst zugesagt, nachdem sie in Erfahrung gebracht, daß der Graf Wittwer sei, den größten Theil des Jahres auf dem Lande verleve, wenig oder gar nicht mit Fremden verkehre und namentlich mit keiner englischen Familie in Verbindung stehe. Unter diesen Verhältnissen war es Miß Hudson nicht schwer geworden, sich in kurzer Zeit

von der bescheidenen Stellung einer „Gouvernèe“ der kleinen Ffolbe zu der des leitenden Geistes des ganzen Hausstandes aufzuschwingen. Der Graf war ihr ohne Argwohn entgegengekommen. Er war ein Edelmann vom alten Schlage, dessen eingewurzelter aber keineswegs bössartiger Hochmuth sich durch Deutseligkeit gegen alle ihm Untergebene äußerte. — Der Gedanke, daß ein unbedeutendes, bürgerliches Mädchen, in dem er im Grunde seines Herzens nur eine Bedienstete höherer Klasse erblickte, die Absicht hegen könne, ihn zu captiviren, war ihm nie gelommen. Er hatte in Miß Hudsons liebenswürdigen Ausmerksamkeiten für ihn nichts anderes gesehen, als ein pflichtschuldiges Bestreben ihrerseits, sich ihrem Brotherrn angenehm zu machen. Diese Ausmerksamkeiten hatten im Laufe der Jahre nicht nachgelassen, jedoch, bald nachdem Alfred in den Besitz seines mütterlichen Erbtheils getreten war, einen kälteren, formelleren Charakter angenommen. Der Graf hatte das nicht einmal bemerkt. Er verfuhr allen Denjenigen gegenüber, die in seinen Diensten standen, nach dem Princip: „ich gebe, um zu empfangen“. Er zahlte Lohn, um bedient zu werden, und vergrößerte den Lohn, wenn er gut bedient wurde. Miß Hudson machte sich in seinem Hause sehr nützlich. Er erkannte dies bereitwillig an, indem er ihr Gehalt alljährlich erhöhte; aber auf diese Weise fühlte er sich auch vollständig quitt mit Miß Hudson und nahm jede Aufmerksamkeit, die sie ihm erwies, als selbstverständlich entgegen.

Das Leben im Willers'schen Hause hatte sich unter der Leitung, die dem „Fräulein“ nach und nach vollständig zugefallen war, zu einem streng geregelten und ruhigen gestaltet und war ein vornehmes geblieben.

Das Schloß Willers war von der Revolution wenigstens theilweise verschont geblieben und von dem Vater des jetzt lebenden Grafen, wenn auch nicht in alter Pracht, so doch in großem Styl wieder hergestellt worden. Man hätte in dem weitläufigen Gebäude viele Gäste beherbergen können. Da diese aber niemals erschienen, so hatten sich die Insassen, ein jeder nach seinem Geschmac, einrichten können. — Zur ebenen Erde befanden sich die Empfangsräumlichkeiten, der Familienfalon, der Eßsaal, das Billardzimmer und, dicht an der Eingangsthür, ein kleiner Raum, in dem die von der Jagd Heimkehrenden ihre Gewehre und Jagdtaschen aufzuhängen pflegten. Neben diesem Zimmer war ein anderes kleines Gemach, in dem Guerre, der Jäger des Grafen und älteste Diener des Hauses mit seinem Lieblingshunde schlief. — Die andern Diener waren sämmtlich in einem Seitenflügel des Schlosses untergebracht, zu dem man durch einen besonderen Eingang gelangte. — In den oberen Räumlichkeiten des Schlosses ließen sie sich nach zehn Uhr Morgens, d. h. nachdem die Schlafzimmer in Ordnung gebracht worden waren, überhaupt nur bei besonderen Veranlassungen blicken. Miß Hudson hatte dies gewünscht, um, wie sie sagte, die zahlreiche Dienerschaft besser beaufsichtigen zu können. Alfred hatte wesentlich dazu beigetragen, daß diesem Wunsche Folge geleistet werde, indem er jeden Unbefugten, den er nach der Frühstücksstunde in den oberen Stockwerken antraf, anherrschte und

aussorschte, als habe er ihn in Verdacht, eine unredliche Handlung begangen zu haben. — Die Bibliothek war im ersten Stock. Dort wohnten auch der Graf, Fräulein Isolde und Miß Hudson. Die beiden Söhne hatten ihre Zimmer in der zweiten Etage, weit von einander entfernt, so daß ein Jeder in seiner Wohnung thun und treiben konnte, was er wollte, ohne von dem Bruder behelligt zu werden oder diesen zu stören. — Man gelangte vom Erdgeschoß in die obern Stockwerke mittels drei verschiedener Treppen, von denen aber nur diejenige, die mit dem Haupteingang direct in Verbindung stand, benutzt wurde. Eine der Seitentrepfen, die unmittelbar neben Alfreds Wohnung mündete, war sogar stets verschlossen. Es störte den Vicomte, auf der Treppe auf- und ablaufen zu hören. Er selbst benutzte immer nur die Haupttreppe; die Anderen konnten es auch thun; übrigens hatte außer ihm und seinem Diener Niemand etwas in dem von ihm bewohnten Theile des Schlosses zu suchen.

Der alte Graf verbrachte einen großen Theil des Tages im Freien. Er verkehrte viel mit seinen Gutsverwaltern und interessirte sich als Sachverständiger für die Ausbeutung seiner umfangreichen Besitzungen. Alfred jagte oder lebte zurückgezogen auf seinem Zimmer, wo er sich Einsamkeit geschafft, da er seinen Geschwistern, ja sogar seinem Vater deutlich zu verstehen gegeben hatte, es sei ihm angenehm, dort nicht gestört zu werden. Was er eigentlich trieb, wenn er allein war, das wußte man nicht — aber man kümmerte sich auch nicht darum. Er las wohl Romane — oder er schlief? Gründe genug für den alten Grafen, um ihn unbehelligt zu lassen. Isolde war viel mit ihrem Vater zusammen; auch wurde sie, wenngleich man ihre Erziehung als vollendet betrachtete, noch immer von Miß Hudson in ihrer Lectüre geleitet und zu kleinen weiblichen Handarbeiten angehalten. Man sah sie von früh bis spät: im Hause, im Garten, im Park lesend, stehend, träumend — aber man hörte sie kaum. — René war immer nur ein vorübergehender Gast in Villers. Während seiner Anwesenheit war das stille Haus wie umgewandelt. Er kehrte selten von einem Jagdausfluge zurück, ohne einen Freund mitzubringen, der dann zu Tisch und häufig auch über Nacht in Villers bleiben mußte; im Billardzimmer, das sonst verödet war, wurde gespielt; der alte Graf unterhielt sich mit den Gästen seines Sohnes, Isolde sogar wurde gesprächig und René selbst lachte, sang und genirte sich nicht einmal zu pfeifen, zum großen Aergerniß Alfreds, dem es nicht gefiel, „daß man das Schloß in eine Schenke verwandelte“. Aber in dieser Beziehung verstand der alte Graf keinen Spaß, denn als Alfred eines Tages eine unliebame Bemerkung über René's lautes Wesen gemacht, hatte er heftig erwidert, es gefalle ihm, daß René sich seines Lebens freue, und wer an seiner Heiterkeit Anstoß nehme, der müsse ihm, in Villers wenigstens, aus dem Wege gehen.

Am Vorabend des Tages, an dem Herr Lamy die Leiche des jungen Riancourt in der Nähe des Parkes von Villers entdeckt hatte, ging es im

Schloffe sehr ruhig zu. René war auffallend nachdenklich. Er berührte die Speisen kaum, die ihm vorgesetzt wurden, und verhielt sich so still, daß Isolde ihn fragte, ob ihm etwas fehle.

„Ich habe Kopfschmerzen,“ antwortete er.

„Das gestrige Mahl im ‚Goldenen Löwen‘ ist wohl daran Schuld?“ fragte der Graf lächelnd.

„Mag sein, Vater!“

Nach dem Essen machte René die üblichen drei Partien Billard mit dem Grafen; aber er spielte schlecht und unaufmerksam, und nachdem die Partie beendet war, setzte er sich auf einen Sessel vor dem Kamine, stützte den Kopf in die Hand und versank in tiefes Nachdenken. — Alfred hatte sich, bald nachdem man von Tisch aufgestanden war, auf sein Zimmer zurückgezogen. Miß Hudson machte sich wohl in der Wirthschaft zu schaffen; sie hatte den Salon ebenfalls verlassen. Isolde häfelte; der Graf las die „Union“, seine regelmäßige Abendlectüre.

Kurz vor elf Uhr, als der Graf sich anschickte das Zeichen zum Aufbruch der kleinen Gesellschaft zu geben, trat Guerre, der Jäger, in das Zimmer. Er blieb stumm an der Thür stehen, bis René sich ihm näherte.

Nach einer kurzen, mit flüsternder Stimme geführten Unterhaltung mit Guerre wandte René sich an seinen Vater und sagte diesem, er wolle auf den Anstand gehen; Guerre habe Büge von Enten und Gänsen beobachtet und vermuthet, man werde am „Großen Teich“ gute Jagd machen können.

„Zieh Dich nur warm an; es ist bitter kalt,“ sagte der Graf.

René verschwand und erschien nach einigen Minuten wieder in vollem Jagdcoftüm. Er trug hohe Wasserstiefel und einen kurzen, bis an den Hals zugeknöpften Jagdpelz, aus dem sein hübsches, frisches Gesicht mit dem gewöhnlichen heiteren Ausdruck hervorblickte.

„Die freie Luft wird mir die Kopfschmerzen vertreiben,“ sagte er.

„Gute Nacht, Vater! Gute Nacht, Isolde!“

Er umarmte Beide und entfernte sich mit Guerre. Miß Hudson schloß die Hausthür hinter ihnen ab, nachdem Guerre auf ihre Anfrage versichert hatte, er habe den Doppelschlüssel dazu nicht vergessen. — Dann zogen sich der Graf, Isolde und Miß Hudson in ihre Zimmer zurück. Als der Graf Miß Hudson gute Nacht sagen wollte und sie dabei anblickte, bemerkte er theilnehmend:

„Fehlt Ihnen etwas? Sie sehen angegriffen aus.“

Miß Hudson drückte fröstelnd die Ellenbogen an die Seiten und antwortete, sie müsse sich wohl erkältet haben; aber das würde schnell vorübergehen. Trotz ihres Unwohlseins begleitete sie jedoch Isolden auf deren Zimmer und verließ sie erst, nachdem Isolde sich halb entkleidet und versichert hatte, sie werde sofort zu Bett gehen.

„Lesen Sie nicht wieder im Bett,“ empfahl Miß Hudson. „Man erkältet sich dabei leicht.“

„Ich bin müde und werde sofort einschlafen. — Gute Nacht, Miß!“

„Löschen Sie das Licht aus.“

„Ja wohl, ja wohl! Gute Nacht!“

Als Miß Hudson gegangen war, faltete Isolde die Finger zusammen, rieb langsam die kleinen, kalten Handflächen gegeneinander und sagte im Tone tiefer Entmuthigung: „Eine schreckliche Person!“ Aber sie that, was sie versprochen und löschte das Licht aus, nachdem sie sich in's Bett gelegt hatte. Gleich darauf war kein Licht und kein Lebenszeichen mehr im Schloß zu erblicken. Das große Gebäude lag still und todt da, wie in der dunkeln eisigen Nacht begraben.

Aus der Ferne ertönten in langen Zwischenräumen Flintenschüsse, und dann, nach langer Pause, krachte ein einzelner Schuß . . . in der Nähe des Schlosses.

Der Graf erwachte davon und murmelte im Halbschlaf „Nens!“ — Die Hunde im Zwinger heulten wüthend, — wurden aber bald darauf wieder still.

III.

Herr Doucet, der neu ernannte Maire von Willers, empfand im vollsten Maße die Verantwortlichkeit seiner Stellung und war durchdrungen von dem Gefühl der Würde, welche ihm dieselbe verlieh. Jahrelang hatte er darnach gestrebt, an die Spitze seiner Gemeinde gestellt zu werden; seit sechs Wochen hatte er das Ziel seines Ehrgeizes erreicht; es blieb ihm nun eigentlich nichts mehr zu wünschen und zu hoffen übrig als das „rothe Bändchen“ der Ehrenlegion. Aber das mußte noch verdient werden; einstweilen war Herr Doucet bereit, seiner Würde als Maire jedes Opfer zu bringen, das dieselbe erheischen mochte. Er zögerte deshalb auch nicht einen Augenblick, aus dem warmen Bett zu springen, um sich in fieberhafter Hast anzukleiden, als er vom Hausflur her laute Stimmen und die Worte vernommen hatte: „Ich muß den Herrn Maire sofort sprechen; es ist ein Unglück passiert.“

„Eine Secunde, meine Herren!“ rief Herr Doucet durch die halbgeöffnete Thür seines Schlafzimmers.

Er warf sich die nothwendigsten Kleidungsstücke über und trat sodann Herrn Lamy entgegen, der inzwischen von der Magd, welche ihn persönlich kannte, in Herrn Doucets kleines Empfangszimmer geführt worden war. Der Conducteur begann zu sprechen, sobald er Herrn Doucet erblickte.

„Serviteur, Herr Maire! — Es thut mir leid, so früh zu stören. — Joseph Berger, der Postillon aus Miancourt, und ich haben vor zehn Minuten einen Leichnam, allem Anschein nach einen Ermordeten, gefunden. Er liegt im Graben, auf der Höhe, an der Willersschen Parkmauer. Berger hat die Leiche erkannt als die des Herrn Gaston von Miancourt, des Sohnes seines Gutsherrn.“

„In der That?“ erwiderte Herr Doucet kühl und abweisend. Er war in der größten Aufregung; er wußte weder was er thun noch was er sagen sollte. Vor allen Dingen — das wurde ihm zuerst klar — handelte es sich darum, keine der gesetzlich vorgeschriebenen Formen zu verletzen und die Mairewürde unversehrt zu wahren. „Ich werde sofort meine Schärpe anlegen,“ sagte er.

„Die Schärpe thut's nicht, Herr Maire,“ antwortete der ungeschliffene Conducteur verdrießlich; „requiriren Sie nur zunächst die Gensdarmmerie, damit sofort an Ort und Stelle ein Protokoll aufgenommen werden kann.“

„Natürlich muß sofort ein Protokoll aufgenommen werden“ — dies leuchtete Herrn Doucet ein. Protokolle aufzunehmen, gehörte wesentlich zu den Berufspflichten eines Maire. — „Vor uns, dem Endesunterzeichneten, Jaeques Sidore Pierre Doucet, Maire der Gemeinde von Willers, Bezirk Willers, Departement Pas de Calais, erschienen . . .“ Die schöne Phrasen, die bald auf gestempeltem Papier stehen würde, rollte durch seinen bewegten Geist, und ein Ausdruck milder Hoheit lagerte sich über seine kahle Stirn; aber laut setzte er nur hinzu: „Ich werde die Gendarmerie sofort requiriren lassen . . . Ich werde mir die Schärpe umthun . . . Einen Augenblick, Herr Lamy.“

„Sie finden mich im „Goldeuen Löwen“,“ sagte der ungeduldige Conducteur.

„Der Postillon Joseph Berger aus Niancourt darf sich unter keiner Bedingung entfernen . . . Sie stehen mir dafür, Herr Lamy!“

„Joseph denkt gar nicht daran sich zu entfernen. Er hat die Diligence heute Nachmittag um vier Uhr nach Niancourt zurückzuführen und bis dahin bleibt er bei seinen Pferden.“

Herr Lamy entfernte sich. — Daß man den jungen Herrn von Niancourt ermordet hatte, war zweifelsohne sehr beklagenswerth, aber der verantwortliche Conducteur der Diligence „La Balette-Willers“ hatte persönliche Pflichten zu erfüllen, die ihm wichtiger waren als alle Niancourts der Erde. Er eilte nach der Posthalterei, diese Pflichten zu erfüllen. Nach wenigen Minuten jedoch mußte er seine Beschäftigung unterbrechen, denn vor ihm erschien Herr Doucet mit seiner Schärpe, gefolgt von seinem Stellvertreter und dem Wachmeister der Gensdarmmerie, um ihn, Herrn Lamy, Conducteur der Diligence „La Balette-Willers“, sowie auch den diesem persönlich bekannten Postillon Joseph Berger aus Niancourt „im Namen des Gesetzes“ aufzufordern, den Maire von Willers nach der Stelle zu führen, wo sie den Leichnam „eines muthmaßlich Ermordeten, angeblich des Herrn Gaston von Niancourt, von Schloß Niancourt, bei Niancourt, Departement Pas de Calais gefunden zu haben ausgesagt hatten.“

Der Substitut des Maire, Herr Duchesne, der sein Ehrenamt seit zwanzig Jahren bekleidete, und dem sein hoher Vorgesetzter nicht grade unbedingtes Vertrauen einflößte, stellte ehrerbietigst anheim, sofort an die Polizei-

Präfectur in Paris zu telegraphiren, um dort von dem tragischen Vorfall Kenntniß zu geben.

„Nachher, mein lieber Herr Duchesne,“ bemerkte der Maire mit großer Milde und Würde; „das Wichtigste ist doch wohl, nach meiner unmaßgeblichen Meinung, das Corpus delicti in Augenschein zu nehmen, die anwesenden Herren Lamy und Berger protokolларisch zu vernehmen und auf diese Weise den Thatbestand gefeßlich festzustellen.“

„Selbstverständlich, Herr Maire; aber es dürfte doch vielleicht angerathen erscheinen, dem Mörder . . .“

„Wir wissen noch nicht, ob es sich um einen Mord, Selbstmord oder Unfall handelt,“ unterbrach Herr Doucet.

Herr Duchesne verstummte, aber Herrn Doucet war nicht ganz behaglich zu Muthe: möglicherweise konnte ihm der alte Substitut einen guten Rath gegeben haben. Er hatte eine langjährige Erfahrung hinter sich, Erfahrung, von der sogar das Genie nicht verschmähen darf, etwas zu lernen.

„Sie meinten?“ fragte Herr Doucet, sich an den Substitut wendend.

„. . . daß der Mörder,“ erwiderte der eingeschüchterte Herr Duchesne, „angenommen, daß es sich um ein Verbrechen handeln sollte, möglicherweise einen Vorsprung vor der Polizei gewinnen könnte, während Sie den Thatbestand des Verbrechens gefeßlich feststellen.“

„Ganz meine Meinung, Herr Duchesne! — Ich ersuche Sie demnach und autorisire Sie hiermit, in meinem Namen an die Polizei-Präfectur in Paris zu telegraphiren und derselben von dem Vorfall, mit allem Vorbehalt, den Vorsicht in solchen Fällen gebet, Kenntniß zu geben. — Sie werden, nachdem dies geschehen ist, die Güte haben, mir zu folgen. Ich erwarte Sie an dem Orte . . . wo wir nun den Thatbestand gefeßlich feststellen wollen . . . Meine Herren . . .“

Er schritt schnellen, doch gemessenen Schrittes voran, vom Wachtmeister, Conducateur und Postillon gefolgt.

Als Herr Duchesne eine viertel Stunde nach seinem Vorgesetzten auf dem Platze anlangte, wo der Leichnam gefunden worden war, hatte der Herr Maire bereits so viel „festgestellt“, daß ihm der Kopf schwirrte. Er hatte davon vorläufig nur kurze Bleistift-Notizen genommen, selbstverständlich unter dem Vorbehalt, das Protokoll, von dem voraussichtlich alle Zeitungen sprechen würden, auf der Mairie auszufertigen.

Der Sachverhalt, wie er sich aus Herrn Doucets gewissenhaften Ermittlungen ergeben hatte, war folgender:

Der Tod Miancourts mußte ein plötzlicher gewesen sein, denn der Körper schien sich auf der Stelle, wo er — das Gesicht nach oben, die Füße gegen die Mauer — gefallen war, nicht mehr bewegt zu haben. Spuren eines Kampfes konnten nirgends entdeckt werden; dagegen waren zahlreiche Anzeichen vorhanden, daß Miancourt den Schuß, der ihn sterbend in den Graben zurückgeworfen, erhalten hatte, als er gerade im Begriff stand die

Mauer zu erklimmen. — Mittels logischer Aneinanderreihung der Thatfachen gelangte somit Herr Doucet selbstgefällig zu der Schlußfolgerung, daß der tödtliche Schuß auf Riancourt vom Park von Willers aus gefeuert worden sei. Der Herr Maire constatirte ferner, daß der Getödtete den Jagdanzug getragen habe, in dem er Tags zuvor im „Goldenen Löwen“ gesehen worden war, unbewaffnet gewesen sei — was den Gedanken an einen Selbstmord ausschloß — und auch nicht als das Opfer eines Raubanfalles bezeichnet werden könne, da man verschiedene Werthgegenstände, unter andern eine Börse mit ungefähr zwei hundert Franken in baarem Gelde, bei ihm vorgefunden habe.

Welch „großartiges“ Protokoll war da aufzusetzen! — Vorläufig handelte es sich jedoch darum, die Leiche nach dem Dorfe zu schaffen und im Park von Willers nach der Fährte des Mörders zu suchen. — Alles dies fand Herr Doucet in der Tiefe seines Geistes, ohne daß der Substitut oder der Wachtmeister ihm auch nur den leisesten Wink gegeben hätten. Er fühlte sich als ein Genie! Lange Jahre hatte er im Verborgenen vegetirt. Jetzt mußte sein Name an die Deffentlichkeit kommen. . . Napoleon liebte es, sich mit tüchtigen Leuten aus allen Schichten der Bevölkerung zu umgeben. Wer weiß ob . . .

Herr Doucet war genöthigt, seine schönen Trümeereien zu unterbrechen, um sich wieder ganz der traurigen Wirklichkeit zu widmen. — Der Postillon, kein Genie, aber ein praktischer Mann, der vorausgesehen hatte, daß er, wie dies sein Loos auf Erden war, etwa vorkommende Handarbeit eigenhändig zu verrichten haben würde, hatte aus dem „Goldenen Löwen“ einen kleinen Handwagen mitgebracht, auf den nun die steifgefrorene Leiche von ihm, von dem Wachtmeister und dem Conducteur, drei starken Männern, behutsam niedergelegt wurde. Der Gensdarm deckte seinen großen Mantel über den Todten; Berger spannte sich vor den Wagen, und so ging es langsamen Schrittes wieder dem Flecken zu.

Es hatte einige Zeit den Anschein gehabt, als wolle der trübe Himmel sich auflären; aber jetzt verdüsterte er sich wieder. Der Schnee fiel in dichten Massen, und ein heftiger Wind jagte den dahin schreitenden Männern die eisigen Flocken in's Gesicht. — Herr Doucet fühlte, daß er der Gefahr ausgesetzt war, sich einen Schnupfen zu holen; — aber heute galt es, auf dem Posten zu bleiben, ja, wenn es sein mußte, auf dem Posten zu sterben. Er entsandte Herrn Duchesne, von Herrn Lamy und dem Postillon begleitet, nach Willers, um dort die Leiche im „Goldenen Löwen“, in einem Zimmer, das Riancourt bei Lebzeiten bewohnt hatte, niederzulegen; er selbst schickte sich an, in Gesellschaft des Wachtmeisters, den Grafen Willers aufzusuchen, diesen von dem in seinem Park verübten Mord zu unterrichten und ihn „im Namen des Gesetzes“ aufzufordern, bei den Nachforschungen nach den Spuren des Missethätters hilfreiche Hand zu leisten.

Vor dem Schloß waren zwei Knechte damit beschäftigt, den Schnee fortzujagen und die Wege zur Haupteingangsthür davon frei zu machen

Der Wachtmeister sah ihnen zu, während Herr Doucet in das Schloß getreten war, um sich beim Grafen anmelden zu lassen.

„Da macht Ihr recht unnütze Arbeit,“ sagte er. „In einer halben Stunde wird Alles wieder zugeschnitten sein.“

„Ganz richtig,“ erwiderte mürrisch einer der Knechte; „aber die Herrschaft bekommt keine kalten Füße wenn Unsererius knietief im Schnee steht.“

Der Wachtmeister, ein conservativer Mann, hatte keine Lust, etwas Unfreundliches über die gräfliche Familie zu hören. Er spürte plötzlich, daß er ohne Mantel sei, und trat in das Schloß. Guerre, ein langjähriger Freund, konnte ihm sicherlich etwas Wärmendes zu trinken geben.

Der alte Jäger saß in seinem Zimmer und war damit beschäftigt, seine Morgensuppe zu essen. Er nöthigte den Wachtmeister, Platz zu nehmen, bot ihm ein Glas Wein an und wollte gerade über Wild- und Waldsrevell zu sprechen anfangen, das gewöhnliche und unerforschliche Thema seiner Unterhaltungen mit dem Gensdarmen, als dieser, der bis dahin geschwiegen hatte, um Guerre in seiner gastfreundlichen Fürsorge für ihn nicht zu stören, den alten Mann sprachlos vor Schreck machte, indem er ihm in kurzen Worten die Ermordung des jungen Riancourt erzählte. Als Guerre endlich wieder Worte finden konnte und den klaren Bericht des Gensdarmen ganz verstanden hatte, auch den Umstand, daß der Schuß auf Riancourt von dem Villersschen Parke aus gefeuert worden sei, blickte er nachdenklich in das Kaminfeuer, und sagte mit der Bedächtigkeit, die alten Bauern eigen ist:

„Da könnte mein junger Herr also doch Recht gehabt haben.“

„Hm?“ machte der aufmerksame Gensdarme.

„Wir waren heute Nacht auf dem Anstand, am „Großen Teich“, erklärte Guerre. „Als wir den Rückweg angetreten hatten, und uns ungefähr halbwegs zwischen dem Teich und dem Schlosse befanden, sagte Herr René auf einmal: „Wilddiebe“ und zeigte mit dem Finger gerade vor sich hin. Zu sehen war nichts, aber er meinte, er habe einen Schuß gehört. Wir verhielten uns etliche Minuten ruhig; — es ließ sich jedoch nichts mehr hören. Der Wind kam vom Teiche her, und es wehte scharf. Juno hob die Nase, als sie sah, daß wir auf etwas warteten; aber sie konnte bei der conträren Luft vom Schlosse her keine Witterung bekommen. Als wir bald darauf in den Park traten, schien mir die Hündin unruhig zu werden; ich hieß sie jedoch hinter mich gehen, denn ich konnte mir nicht denken, daß Wilddiebe sich bis in den Park gewagt haben sollten. Ich ging darauf direct in meine Stube. Der junge Herr jedoch wollte eine letzte Runde machen, und ich hörte ihn noch einmal feuern, als ich schon im Bett lag.“

„Was war die Uhr, als Herr René den Schuß hörte?“

„Es schlug gerade ein Uhr, als ich in das Haus trat. Man braucht eine kleine Stunde vom Teich bis zum Schlosse. Es wird also ungefähr halb ein Uhr gewesen sein. . . oder etwas früher.“

In diesem Augenblicke hörten die Weiden den alten Grafen die Treppe heruntereilen und in den Salon treten, in dem Herr Doucet auf ihn wartete.

„Da werden Sie zu Protokoll vernommen werden, — Sie und Herr René.“

Guerre zuckte gleichgültig die Achseln.

„Wäre nicht das erstemal,“ sagte er philosophisch; „wird wohl auch nicht das letztemal sein; auch wohl nicht das letztemal, daß aus einem Protokoll nichts herauskommt. Die Kerle sind so schlau wie sie frech sind.“

„Um?“ fragte der lakonische Wachtmeister wieder.

„Die Wildddiebe.“

„So meinen Sie, daß ein Wildddieb Herrn von Miancourt erschossen habe?“

„Wer soust? Im ganzen Bezirk gibt es keinen Menschen, der den Muth hätte, einen andern um's Leben zu bringen — es sei denn ein Wildddieb. Ein Wildddieb aber ist jeder Schlechtigkeit fähig. Wer hat des Nachts etwas im Park zu suchen, es sei denn einer von diesen Strolchen? Ein gewöhnlicher Dieb würde sich Herrn Miancourts Uhr und Börse mitgenommen haben. Es kann, wie gesagt, nur ein Wildddieb gewesen sein!“

Im Flur wurde eine Thür geöffnet.

„Herr Doucet scheint nach mir zu verlangen,“ sagte der Wachtmeister. Darauf drückte er dem alten Jäger kameradschaftlich die Hand und entfernte sich.

Guerre blieb noch eine Weile in Hinbrüten versunken sitzen. Er hatte Gaston de Miancourt seit dessen Geburt gekannt. Der wilde Bursche war immer einer seiner besonderen Lieblinge gewesen. Seine Fehler: daß er das Geld zum Fenster hinauswarf, trank und spielte und den Frauen nachsah — waren in Guerres Augen verzeihliche Vergehen. Er war ein guter Jäger gewesen, ein muthiges Herz, ein tollkühner Reiter, freigebig, immer das Portemonnaie und die Cigarrentasche offen in der Hand, freundlich mit den armen Leuten — und René's bester Freund! Der alte Guerre seufzte tief. Dann stand er auf, um sich im Jagdzimmer zu thun zu machen. Die Gewehre, die er und sein junger Herr in der vergangenen Nacht benutzt hatten, waren im Schneegestöber naß geworden und sollten gründlich gepußt werden.

Guerre trat vor das Gewehrriß, um die Flinten, die dort mit denen des Grafen und des Herrn Alfred aufgestellt waren, herunterzuziehen. Sein erfahrener Blick entdeckte eine kleine Unregelmäßigkeit: daß eine Gewehr war verkehrt aufgestellt, mit den Säbnen nach dem Zimmer anstatt nach der Wand.

Aber was bedeutete das?

Der alte Mann taumelte zurück, als habe er einen Schlag vor den Kopf bekommen, und sein braunes Gesicht wurde erbfahl. Er sah sich scheu um und schlich auf den Fußspitzen an die Thür, die er vorsichtig von innen

verriegelte. Darauf nahm er das verkehrt aufgestellte Gewehr, einen Besauheur, behende vom Nid und entlud es. Der rechte Lauf war abgeseuert, die leere Hülse steckte noch im Rohr; die zweite Patrone war unversehrt. Er ließ diese in seine Tasche gleiten und warf die lose Hülse in das Feuer, das im Kamin brannte. Darauf schloß er das Gewehr und stellte es behutsam, als wäre es von Glas, auf seinen Platz im Nid, riegelte die Thür wieder auf, wobei er bemüht war, jedes Geräusch zu vermeiden, taumelte in sein Zimmer zurück und, einer Ohnmacht nahe, sank er auf sein Bett. Er blieb einige Minuten liegen, vollständig verwirrt. Als er wieder zu sich gekommen war, nahm er zunächst einen tiefen Schluck aus seiner Branntweinflasche und steckte sich mechanisch die kurze Thonpfeife an. Darauf sagte er mit halblauter Stimme zu sich selbst: „Ruhig, Guerre, ruhig!“ und setzte sich nieder, um nachzudenken.

Er hatte am vorhergehenden Abend und zwar ehe er mit René ausgegangen war, die Kassenkammer in Ordnung gebracht. Er that dies seit vierzig Jahren regelmäßig, ehe er zu Bett ging. Er verrichtete es mechanisch; gewisse kleine Nebenumstände, deren er sich erinnerte, ließen keinen Zweifel bei ihm darüber, daß er es auch am vorigen Abend nicht unterlassen hatte. — Daß er eine Flinte verkehrt hinstellen sollte, war undenkbar. Die Gewehre legten sich ihm gewissermaßen von selbst in die Hand, wie sie liegen mußten, um richtig aufgestellt zu werden. Und dann hatte seit vierzig Jahren niemals ein geladenes Gewehr in dem Nid gestanden. Der verstorbene Graf, René's Großvater, hatte den Befehl gegeben, jedes Gewehr müsse entladen oder wenigstens ohne Zündhütchen sein, bevor ein Jäger es in das Schloß bringen dürfe. Der jetzt lebende Graf hatte diese Vorschrift streng aufrecht erhalten. Es war einmal vor alten Zeiten im Schloß ein Unglück mit einem geladenen Gewehr passiert, — daher jene Regel. René und Alfred wußten gar nicht anders, als daß man niemals ein geladenes Gewehr ins Wohnhaus bringen dürfe. — Und da hatte ein Besauheur gestanden, geladen, in dem einen Lauf eine abgeschossene, in dem andern eine volle Patrone! Niemand von draußen konnte gestern Abend, nachdem Guerre sich mit René entfernt hatte, noch in das Schloß gekommen sein, — auch kein Diener. Also jemand von der Herrschaft war zwischen elf und ein Uhr Nachts im Jagdzimmer gewesen, hatte ein Gewehr genommen und geladen, einen Schuß geseuert, in der Ueberstürzung vergessen, das zweite Rohr zu entladen, und die Flinte verkehrt, möglicherweise, weil es im Zimmer dunkel gewesen war, sodann wieder auf ihren Platz gestellt.

Guerre zog die Patrone aus der Tasche und prüfte sie aufmerksam. Er zweifelte nicht einen Augenblick, wen er anklagen sollte. — Alfred war der Einzige im Schlosse, ja, der Einzige im ganzen Bezirk, der mit englischen Patronen schoß. — „Eley, London Gastight“ stand auf der Patrone. — René und der Graf schossen mit gewöhnlichen Besauheur-Patronen, die sie aus Paris kommen ließen; in einem kleinen Kasten im Jagdzimmer lagen

Hunderte von diesen — aber nicht eine Cleve-Patrone. Alfred, der geizig war und Niemand traute, nahm seine Patronentasche stets mit auf sein Zimmer. Auch gestern war sie nicht in der Gewehrklammer gewesen; Guerre hätte sie beim Aufräumen finden müssen; — auch jetzt war sie nicht da.

Der alte Jäger sträubte sich noch, aus all diesen Wordersätzen den einzig logischen Schluß zu ziehen; aber die Wahrheit drängte sich seinem Bewußtsein auf: der leibhaftige Sohn seines alten Grafen, René's und Soldens Bruder hatte einen Mord begangen!

IV.

Die Nachforschungen im Park von Willers waren erfolglos geblieben. Der Schnee hatte dieselben in der That sehr erschwert. Er lag fußhoch außerhalb der Wege und war gerade während der letzten Stunden noch in großen Massen gefallen. Es ließ sich deshalb auch leicht erklären, daß verdächtige Fußspuren nicht zu entdecken waren. — Nachdem Herr Doucet dies und vieles Nebensächliche auf das genaueste festgestellt hatte, zog er sich nach Willers zurück, wohin ihn nun wieder seine Pflichten riefen. Der alte Dorfphysicus konnte nicht für einen hochgelehrten Mann gelten; er war jedoch zweifelsohne im Stande, einige wissenschaftliche Auskünfte über die Natur der Verletzungen zu geben, die Miancourts Tod herbeigeführt hatten. Jedenfalls mußte er zur Begutachtung herbeigezogen und sodann „zu Protokoll vernommen werden“. Herr Doucet war fest entschlossen, in dieser Beziehung niemand, den er unter irgend einem Vorwande behelligen konnte, ungeschoren zu lassen.

Im Flecken herrschte große Aufregung. Der junge Miancourt war dort eine bekannte und beliebte Persönlichkeit gewesen. Jedermann sprach von seinem Tode; aber Niemand konnte eine entfernte Vermuthung über die Person des Mörders anstellen. Herr Doucet durchschritt die belebte Hauptstraße, den Mund gekippt, die Stirn in Falten gelegt, finstern Blickes, vernehmbar schnaufend. Der wußte vieles, aber er sagte nichts. Und wer hätte es gewagt, eine Frage an ihn zu richten! — Die Neugier der Leute war jedoch nicht unthätig und auch nicht ganz erfolglos geblieben. Durch den Gastwirth und Kellner vom „Goldnen Löwen“ und durch Eugen Duchesne, des ehrfamen Substituten leichtsinnigen Sohn, den besten Schützen im Bezirk und häufigen Begleiter der jungen Willers und Miancourt, hatte man in Erfahrung gebracht, daß Gaston am letzten Freitag Morgen in Willers angekommen sei und sein gewöhnliches Zimmer im „Goldnen Löwen“ bezogen hatte. Er würde ein geringesehener Gast im Schlosse gewesen sein; aber der junge Miancourt gab immer möglichst wenig von seiner Unabhängigkeit auf, und es paßte ihn wahrscheinlich besser, im Gasthof zu leben, wo er das große Wort führte, als im Schlosse, wo die guten Leute nach Tisch ihre ehrfame Partie Billard oder Trietrac machten und um elf Uhr spießbürgerlich zu Bett gingen. — Im vergangenen Jahre noch hatte Gaston häufig auf dem Schlosse gewohnt, wo er stets wie zur Familie gehörig

empfangen wurde. Ob irgend etwas vorgefallen war, um ihm den Aufenthalt dort zu verleiden, wußte man nicht. Sein Verhältniß zu René hatte jedenfalls nicht gelitten. Mit Alfred war er niemals vertraut gewesen und seit Monaten nur noch zusammengekommen, wenn er, um nicht absonderlich zu erscheinen, aber doch in möglichst laugen Zwischenräumen, des Grafen oder René's freundliche Einladungen zum Essen in Villers angenommen hatte. Er hatte am letzten Sonntage noch im Schlosse geessen; am Montage einigen Jagdfreunden, darunter selbstverständlich René und Eugen Duchesne, ein Diner im „Goldnen Löwen“ gegeben; Dienstag Mittag war er zu Fuß, ohne Gewehr, ausgebrochen, angeblich, um sich vom Schnee die Kopfschmerzen fortwaschen zu lassen, die dem Montagsmahle gefolgt waren. Bei seiner Rückkehr hatte ihm der Kellner Briefe und Zeitungen überreicht, die während seiner Abwesenheit für ihn angekommen waren. Er hatte sich gleich darauf in sein Zimmer begeben; und der Kellner, der ihm wenige Minuten später gefolgt war, um sich seine Befehle für das Essen zu erbitten, hatte ihn schreibend gefunden, eine Beschäftigung, der sich der junge Miancourt nur in seltenen Fällen hingugeben pflegte. — Man konnte Gastons Spuren noch weiter verfolgen: er war nach dem Essen in das Café gegangen und hatte dort bis elf Uhr Billard gespielt, dann sich entfernt, selbstverständlich, wie man angenommen, um nach Hause zu gehen. Aber er war im „Goldnen Löwen“ nicht wieder gesehen worden. Der Kellner hatte bis zwölf, der Portier bis ein Uhr auf ihn gewartet. Herr von Miancourt führte nicht gerade einen regelmäßigen Lebenswandel; seine Abwesenheit hatte keine Besorgniß eingesflößt.

Mit dem Drei-Uhr-Zuge von Paris langten in Villers zwei dort unbekannte Reisende an, die aber so unscheinbare Leute waren, daß Niemand auf sie achtete. Sie trennten sich, ohne ein Wort mit einander gewechselt zu haben, an der Eisenbahnstation und begaben sich schnurstracks, als habe die Villers'sche Topographie kein Geheimniß für sie, der Eine, ein schwächlicher, blasser, kleiner Mann, zu Herrn Doucet, dem er sich als „Brazou, Chef der Sicherheits-Polizei,“ vorstellte, — der Andere, ein untersehter, vierschrötiger Bursche mit breitem, glattrasirtem, nichtsagendem Gesicht in den „Goldnen Löwen“, wo er sich ein Zimmer anweisen ließ und ein einfaches Mahl bestellte, das er, ohne auf seine Umgebung zu achten und ohne von dieser bemerkt zu werden, im allgemeinen Gastzimmer einnahm. Man hielt ihn dort für einen Viehhändler. Nach dem Essen begab er sich in das Café des Ortes, wo er sich die übliche „Bayonne“ — eine billige Cigarre — geben ließ und sich in die Lectüre der halb zerrissenen und mit Kaffee besteckten letzten Nummer des „Phare du Pas de Calais“ vertiefte. Dann ging der unthätige Mann nach dem „Goldnen Löwen“ zurück und patrouillirte mit einer kurzen Pfeife im Munde und mit der rechten Hand seinen linken Arm am Knöchel festhaltend, als wolle er sich selbst Handschellen anlegen, vor dem Gasthose auf und ab, bis nach kurzer Frist im ersten Stock ein Fenster geöffnet und gleich

wieder geschlossen wurde. Der Spaziergänger trat darauf in das Gasthaus, nahm den Schlüssel zu seiner Stube, die ebenfalls im ersten Stock gelegen war, begab sich jedoch nicht in sein Zimmer, sondern trat, ohne anzuklopfen, in ein anderes Gemach, dessen Thür ein wenig geöffnet war, und aus dem ein schwacher Lichtschimmer auf den verödeten Corridor drang. Er schloß die Thür behutsam hinter sich, dann nahm er respectvoll seine Kopfbedeckung ab und näherte sich Herrn Brazon, um diesem einen kurzen Bericht zu erstatten. Herr Brazon hörte zu, ohne mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit zu bekunden, und sagte nur, als der Andere schwieg:

„Sie meinen also, daß es kein Einheimischer sei?“

„Die Honoratioren und die jungen Leute des Ortes sind einstimmig dieser Ansicht. Sie nehmen als selbstverständlich an, daß es ein Fremder gethan habe.“

Herr Brazon antwortete darauf nicht, sondern gab Herrn Bial eine Reihe von Bestellungen. Er sprach, ohne sich zu wiederholen, wie Jemand, der sicher ist, beim ersten Wort verstanden zu werden.

„Erpediren Sie diese Depesche. Dr. Remy wird morgen früh um neun Uhr ankommen; holen Sie ihn an der Eisenbahn ab. — Gehen Sie zum Maire und bitten Sie ihn, mit dem Substituten sogleich hierher zu kommen: wir wollen das Inventarium aufnehmen. Erkundigen Sie sich nach dem Dienstpersonal im Schloß . . . und warten Sie dann in Ihrem Zimmer . . .“

„Nummer 17, dritte Thür links . . .“

„ . . . bis ich rufe. Sollte es etwas zu thun geben, so melden Sie sich bei Ihrer Rückkehr.“

Herr Bial entfernte sich, wie er gekommen war. Eine Viertelstunde später stand er in der großen Küche des Gasthofes am Ramin und trocknete sich dort die nassen Stiefel. — Die alte Köchin, von der er sich höflich die Erlaubniß erbeten hatte, sich wärmen zu dürfen, war aus Cacu — er zufälligerweise auch. — Wie man sich doch in der Welt antrifft! Die Landsleute hatten sich mancherlei zu erzählen. Herr Bial war seit fünfzehn Jahren nicht nach Hause gekommen und erfuhr durch die Köchin von vielen Geburten, Hochzeiten und Todesfällen in seiner Heimath, von denen er bis dahin keine Ahnung gehabt hatte. Auch vom Tode des Herrn von Riancourt, der vorgestern noch ein Diner, „fünfzehn Franken das Couvert,“ im „Goldenen Löwen“, gegeben hatte, wurde gesprochen; ferner vom Schloß Willers und den Leuten, die dort beschäftigt wurden. Susanne, die Köchin im „Goldenen Löwen“ kannte das Alles ganz genau. Sie hatte nur selten das Glück, Zuhörer wie Herrn Bial zu finden, und ihre Zunge ging eine halbe Stunde lang wie ein Mühlrad. — Darauf hatte Herr Bial noch eine längere Unterredung mit dem Stallknecht — die Willers'schen Pferde, namentlich die des Herrn Alfred waren berühmt, — wechselte einige Worte mit dem Portier und erfuhr vom Kellner, der ihm ein Glas Vrogel auf sein Zimmer gebracht hatte, daß sich das alte Sprüchwort: „Wie der Herr, so der Knecht,“ auch im Willers'schen Hause

bestätige, denn zwischen dem mürrischen Kammerdiener des Herrn Alfred und Jean, dem Diener des Herrn René, sei ein Unterschied wie zwischen gutem und schlechtem Wetter.

Als Herr Bial allein war, trank er den heißen Grogg mit einem Zuge aus, legte sich auf das Sopha nieder und schlief sofort ein, obgleich es kaum acht Uhr sein mochte.

Unterdessen hatten sich die Herren Doucet und Duchesne, vom Schreiber der Mairie begleitet, bei Herrn Brazon eingefunden, und die Vier waren ohne Verzug in das Zimmer gegangen, das der junge Miancourt zuletzt bewohnt hatte. Die Leiche war in ein anderes Gemach gebracht worden und ruhte dort auf einem schnell hergerichteten Paradebett, neben dem zwei fromme Schwestern kieten und Todtengebete hersagten.

Herr Brazon klingelte und ließ mehrere Lichter bringen. Darauf bat er Herrn Doucet, die Hinterlassenschaft genau zu inventarisiren, ihm jedoch Briefe und Schriftstücke, die etwa vorgefunden würden, zur Kenntnißnahme vorzulegen. Er selbst setzte sich an einen kleinen Secretair, auf dem Schreibmaterialien standen, und verschiedene lose Briefe und Rechnungen zerstreut umherlagen. Vorher hatte er einen Blick auf die Kleidungsstücke und Gegenstände geworfen, die der Ermordete zuletzt getragen hatte. Diese Effecten waren auf einem runden Tisch in der Mitte des Zimmers sorgfältig zusammengelegt: ein vollständiger Anzug, blutbesleckte Wäsche, ein Portemonnaie, ein Taschmesser, eine Cigarrentasche, ein Schlüsselbund und ein einzelner Schlüssel, von größeren Dimensionen und gröberer Arbeit als die am Schlüsselbund.

Herr Brazon prüfte zunächst die Papiere, die auf dem Tisch lagen. Dann versuchte er die Schublade des Secretairs zu öffnen. Dieselbe war verschlossen. Er stand auf und nahm die Schlüssel, die er auf dem runden Tisch bemerkt hatte. Der einzelne Schlüssel, den er zuerst in's Schloß steckte, paßte zu demselben. — In der Schublade lag nichts als eine elegante englische Briefmappe; auch diese war verschlossen; aber Herr Brazon fand ohne Mühe den kleinen, fein gearbeiteten Brahmashlüssel, der sie ihm öffnete. Ein Hauf von Briefen und Papieren quoll ihm entgegen. — Zuerst fiel Herrn Brazon ein angefangener Brief in die Augen. Derselbe war von Miancourts Hand und lautete:

„Freitag Abend.

„Deine Eifersucht ist so unbegründet, daß die Befürchtung in mir aufsteigt, Du seiest nicht aufrichtig, Du beabsichtigest nur, mich von Dir fort zu treiben. Das könntest Du auf ehrliche Weise leichter erreichen: Du hättest mir nur zu sagen: ‚Geh!‘ und ich würde verschwinden . . .“

Unmittelbar über diesem Fragment befand sich ein Brief an Miancourt, augenscheinlich der letzte, den dieser in die Mappe gelegt hatte. — Nachdem Herr Brazon von dem Inhalt desselben aufmerksam Kenntniß genommen hatte, blickte er einige Secunden lang nachdenklich vor sich hin. Dann zog er eine Brieftasche aus seinem Rock und entnahm derselben ein gedrucktes und bereit

unterschiedenes Formular, das er in klarer, deutlicher Schrift sorgfältig ausfüllte. Als er damit fertig war, stand er auf und verließ das Zimmer, so geräuschlos, daß die Herren Doucet, Duchesne und der Schreiber sein Gehen kaum bemerkten. Nach wenigen Minuten kehrte er zurück, um die unterbrochene Untersuchung der Riancourtschen Briefschaften fortzusetzen.

„Herr Duchesne,“ sagte er nach einer kleinen Weile, ohne von den Papieren aufzusehen, die er fortfuhr, systematisch zu ordnen, „hat Ihr Herr Sohn Ihnen zufälligerweise von dem Festmahl erzählt, das Riancourt seinen Freunden vorgestern Abend gegeben hat?“

„Mein Sohn hütet sich, von solchen Sachen mit mir zu sprechen; er verheimlicht sie mir soviel wie möglich.“

„Ihr Sohn hat Herrn von Riancourt zuletzt gesehen: Dienstag Abend, als er das Café verließ?“

„Ganz richtig.“

„Es wäre interessant,“ fuhr Herr Brazon fort, „zu erfahren, wie Herr Riancourt sich an jenem Abend beim Fortgehen benommen hat. Vielleicht kann Ihr Sohn uns eine Andeutung geben, was Riancourt um Mitternacht noch im Willersschen Parke zu suchen hatte. Jedenfalls möchte ich seine Ansicht darüber hören. — Wollen Sie ihn ersuchen, sich auf einige Minuten zu mir zu bemühen!“

Herr Duchesne entfernte sich seufzend, um seinen Eugen zum Herrn Inspector zu citiren. Er fand ihn im Café, tiefbetrübt, Absinth trinkend und Billard spielend. Auf dem Wege vom Café zum „Goldenen Löwen“ sagte Duchesne seinem Sohn:

„Das kommt von dem Leben, welches Du führst. Nun bist Du in einen Mord verwickelt . . . Gott weiß, wie das alles enden soll! Du machst mir und Deiner armen Mutter schweren Kummer!“

Eugen antwortete nicht. Er fand es sehr ungerecht, daß man ihm Moralpredigten hielt in dem Augenblick, wo er den Tod seines Fremdes zu beklagen hatte und des Trostes bedürftig war. Es schmeichelte ihm übrigens, berufen zu sein, einem Manne wie dem Chef der Sicherheitspolizei Auskunft zu geben.

Wie das Protokoll Herrn Doucet bewegte, so tauchte vor Eugens Geist plötzlich das Bild einer „großartigen Sitzung“ im Justizpalast in Paris auf: die Tribünen waren gefüllt mit den schönsten Frauen und den berühmtesten Männern der Hauptstadt; die Geschworenen sahen ernst und gewichtig aus, wie es Männern geziemt, auf deren Verdict die Nation lauscht; der Präsident des Gerichtshofes hatte seine feierlichste Miene angenommen; die Richter und Advocaten bemühten sich, theilnahmslos dreinzuschauen, aber es gelang ihnen nur halb. Auf der Anklagebank saß — irgend Jemand — das war übrigens auch gleichgültig. Auf einem eichenen Tisch lagen die blutbesleckten Kleidungsstücke Riancourts, ein Plan des Willersschen Parkes mit genauer Verzeichnung der Stelle, wo der Leichnam gefunden worden war, —

ein Gewehr oder ein Revolver, vielleicht auch ein großes Messer oder — noch besser — ein Dolch, — und auf der Zeugenbank, Aller Augen, besonders die der schönen Frauen auf sich lenkend, tauchte jetzt der interessante Kopf des Hauptzeugen, des Herrn Eugen Duchesne auf. — Wie heißen Sie? — Eugen Duchesne. — Wie alt sind Sie? — Dreiundzwanzig Jahre. — Welcher Religion? — Katholisch. — Sie sind mit dem Angeklagten nicht verwandt noch standen Sie in seinen Diensten? — Nein. — Sie schwören die Wahrheit zu sagen, die ganze Wahrheit, nichts als die Wahrheit! Heben Sie drei Finger der rechten Hand in die Höhe. Sie müssen den Handschuh ausziehen. — Ich schwöre es . . . Dies alles mit vernehmbarer klarer Stimme. — Und nun berichten Sie den Herrn Geschworenen . . .

„Nimm Dich in Acht,“ unterbrach Herr Duchesne senior die Traumsucht des ehrgeizigen Eugen, „dem Herrn Inspector etwas zu sagen, was Du später nicht mit gutem Gewissen beschwören könntest. Mit der Polizei ist nicht zu scherzen. — Daß ich meinen einzigen Sohn in einen Mord verwickelt sehen muß!“

„Du kannst ganz ruhig sein, Vater, ich weiß schon, was ich zu thun habe.“

„Das weißt Du nicht; du bist ein leichtsinniger, ungerathener Sohn. Ich bin immer zu gut mit Dir gewesen . . . Nun gib mir die Hand, Eugen; ich verzeihe Dir; wir wollen uns heute nicht zanken.“

Die Beiden traten in das Zimmer, in dem Herr Brazon auf sie wartete. Der Maire und sein Gehülfe hatten inzwischen die Inventarisirung vollendet, und Herr Doucet wartete ungeduldig darauf, vom Herrn Inspector entlassen zu werden; denn das geliebte Protokoll harrte noch der Vollendung. Die Erlaubniß zu gehen, wurde ihm auch gleich darauf ertheilt. Er entfernte sich schnell, von seinem Stellvertreter und dem Schreiber gefolgt, und ließ den Chef der Sicherheitspolizei mit Herrn Eugen Duchesne allein. Jener hatte den Neuangekommenen schnell gemustert, mit einem eigenthümlichen Blick: seitwärts und von unten, und sagte nun in gemüthlichem Tone.

„Erzählen Sie mir doch, werther Herr, ob Sie an Herrn von Riancourt gestern Abend irgend etwas bemerkt haben, was Ihnen als außergewöhnlich aufgefallen wäre.“

Nein, Eugen hatte gar nichts bemerkt. Gaston — Duchesne junior bediente sich des Vornamens, — war ja doch der Verstorbene sein intimster Freund gewesen — Gaston also hatte zwei Schoppen Bier getrunken, oder vielleicht drei . . .

„Das macht nichts zur Sache.“

Gaston hatte also zwei oder drei Schoppen Bier getrunken, drei Partien Billard mit Eugen gespielt, und sich dann entfernt, angeblich, um nach Hause zu gehen.

„Hm! . . . Zeigte er irgend welche Ungebild? Sah er nicht vielleicht häufig nach der Uhr?“

„Ja, jetzt fällt mir ein: das that er. Es war elf Uhr, als wir die letzte Partie angingen. Er spielte nicht gut; ich gab ihm zehn Point auf hundert vor — da sagte er: ‚Bis halb zwölf muß die Partie zu Ende sein, sonst gebe ich sie auf. Ich bin noch müde von gestern.‘ — Aber ich hatte noch vor halb zwölf gewonnen. Darauf ging er fort.“

„Müde von gestern . . . sagte er Ihnen? Was war denn am Montag Abend vorgefallen?“

„Oh, nichts Besonderes, Herr Inspector. Gaston hatte ein Diner gegeben, bei dem etwas stark getrunken worden war.“

„Wieviel Personen?“

„Sechs.“

„Damengesellschaft?“

„Ach nein, Herr Inspector; das dürften wir im „Goldenen Löwen“ nicht wagen. Dazu ist Willers ein zu kleines Nest.“

„Wer waren die Gäste?“

„Zwei Pariser Herren, die zur Jagd hierhergekommen waren, Bekannte Gastons: Melfort und d'Alisieres; ferner Jacques Jouanneau, der Sohn des Friedensrichters von Miancourt, René de Willers und meine Wenigkeit.“

„Es ging wohl hoch her?“

„Darauf können Sie schwören, Herr Inspector! Wir haben zu sechs über zwei Duzend Flaschen geleert. — Ja, so war Gaston!“

„War Herr von Miancourt präoccupirt? Trank er vielleicht, um sich zu betäuben?“

„Kein Gedanke! Er war seelenbergnügt und bewahrte seine gute Laune bis zum Schluß . . .“

Eugen machte plötzlich ein verdutztes Gesicht. Herr Brazon ließ ihm nicht Zeit, sich zu besinnen.

„Die Sache ist ohne besondern Werth,“ sagte dieser; „aber Sie scheinen mir ein verständiger junger Mann, reif über Ihre Jahre, und können sich denken, daß mich in diesem Augenblick alles interessirt, was geeignet ist, irgend welches Licht auf Herrn de Miancourts Charaktereigenthümlichkeiten zu werfen.“

Eugen sah das vollkommen ein; er nickte verständnißvoll mit dem Kopf.

„Unter uns gesagt, Herr Inspector — es sollte nicht weiter gehen, und wir hatten uns eigentlich Schweigen versprochen; — aber Sie haben ganz Recht, es handelt sich nicht um einen Vertrauensbruch oder alberne Klatscherei, sondern um eine Auskunft, die Ihnen den Schlüssel zu Gastons Charakter geben soll — unter uns gesagt also, Gaston hatte beim Dessert einen Streit mit René, der einen Augenblick ernste Verhältnisse anzunehmen drohte.“

„Weibergeschichten natürlich: eine Maitresse von Miancourt, die mit dem jungen Willers geliebäugelt hatte, oder umgekehrt!“ —

„Nein, Herr Inspector. Der Name einer achtungswerthen jungen Dame war ausgesprochen worden; deshalb eben hatten wir uns vorgenommen, von

der Sache kein unnützes Gerede zu machen. Ich weiß in der That nicht, ob ich Ihnen sagen darf . . . "

„Junger Mann, Sie dürfen mir alles sagen. — Diese Brust“ — er klopfte sich treuherzig auf seine schmale Brust — „ist ein Grab, in dem ganz andere Geheimnisse verborgen liegen, als Sie mir anvertrauen könnten. Es handelt sich darum, Ihrem armen Freunde möglicherweise noch einen Dienst zu erweisen. Sprechen Sie ohne jeden Rückhalt.“

Eugen sprach ohne jeden Rückhalt. Er erzählte, daß Gaston in stark „angeheitertem“ Zustande die Gesundheit verschiedener Damen aus der Pariser Gesellschaft — nicht gerade aus der sogenannten guten Gesellschaft — ausgebracht und unmittelbar darauf verlangt habe, man solle nun die „Perle ihres Geschlechts“, nämlich Fräulein Isolde von Villers leben lassen. Melfort und d'Alsières haben begeistert eingestimmt, aber René habe geäußert, er verbitte sich, daß der Name seiner Schwester in Gesellschaft von Miancourts Pariser Freundinnen genannt werde.

„René wurde gleich sehr heftig. Er verlangte, daß Gaston sich auf der Stelle entschuldigen solle — er war eben auch in einem aufgeregten Zustande. — Gaston, durch den peremptorischen Ton gereizt, entgegnete, es falle ihm gar nicht ein, sich zu entschuldigen; er habe nichts gesagt, was einer Entschuldigung bedürfe. — Ehe wir es uns versahen, standen sich die Weiden, die noch vor fünf Minuten die besten Freunde gewesen waren, wüthend gegenüber, und es fielen von beiden Seiten Worte, die besser ungesagt geblieben wären. Jouanneau und ich drängten uns zwischen die Streitenden . . . und dann . . . "

„Nun?“

„Dann nahm René seinen Hut und lief fort.“

„Das ist alles?“

Die Antwort kam zögernd, in ganz verändertem Ton:

„Ja . . . Herr Inspector.“

„Bessinnen Sie sich, Herr Duchesne.“

Eugen sah den Chef der Sicherheitspolizei stehend an.

„Herr Inspector,“ sagte er, „Sie wissen ja alles . . . aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort: Sie irren sich. Sie kennen René nicht wie ich ihn . . . es ist unmöglich. . .“

„Ich verlange kein Ehrenwort von Ihnen,“ antwortete Herr Brazon, ebensfalls in verändertem Ton, nämlich kalt und bestimmt. „Ich frage Sie jetzt, kraft der Autorität, die das Gesetz mir gibt: was hat Herr de Villers gesagt? Ihr Leugnen kann ihm nichts nützen, würde für Sie aber gefährlich sein, würde Sie zum Mitschuldigen stempeln. Sprechen Sie!“

Eugen sah im Geiste die Conciergerie, Sainte Pélagie, Mazas und andere Staatsgefängnisse. Er war Zeuge. Er mußte die Wahrheit sagen, die ganze Wahrheit! Also René, sein bester Freund, würde auf der Anklagebank sitzen! Es war schrecklich! Herr Duchesne dachte jetzt nicht mehr an die Augen der

schönen Pariserinnen, die auf ihn ruhen würden; aber er mußte ja die ganze Wahrheit sagen.

„Nun?“ fragte Herr Brazon, die Stirn runzelnd.

„Herr Inspector . . .“

„Sie werden mir auf der Stelle wiederholen, welche Worte zwischen den Streitenden gefallen sind oder. . . Kommen Sie dies?“ Er hielt dem Bitternden ein Formular entgegen mit der Unterschrift des Polizeipräsidenten und dem Stempel der Polizeipräsidentur — „Ein Verhaftsbefehl, den ich nur auszufüllen habe, um Sie zu meinem Gefangenen zu machen.“

Herr Eugen Duchesne war kein Held! Herr Brazon hatte dies erkannt und wußte, daß er bei ihm durch Einschüchterung alles erfahren werde, was er erfahren wollte. — Herr Eugen Duchesne junior seufzte, rieb sich die blasse Stirn, neigte mit der Zunge die trockenen Lippen und sprach wie ein stenographischer Bericht:

„Zuerst vernahm ich René, in Antwort auf etwas, was Gaston gesagt, ich aber überhört hatte; — ‚Ich bedaure,‘ — sagte er, ‚daß Dir je die Ehre erwiesen worden ist, im Schlosse meines Vaters aufgenommen zu werden; aber diese Ehre wird Dir nicht noch einmal widerfahren. Ich verbiete Dir hiermit, das Schloß Willers zu betreten.‘

„Darauf Riancourt: ‚Als ob Du der Herr wärst; als ob ich Deiner Erlaubniß dazu bedürfte! Dir zum Troß, nicht zu meinem Vergnügen, aber gerade Dir zum Troß sollst Du mich in Willers sehen, ehe Du drei Tage älter bist!‘ — Herr Inspector, sie waren Beide berauscht, bitte, vergessen Sie das nicht.“

„Was antwortete der junge Willers darauf?“

„Er sagte: ‚Siehst Du, wenn Du es wagen solltest, nachdem Du meine Schwester beleidigt, und ehe Du mir dafür Satisfaction gegeben hast, ihr vor die Augen zu treten, auf mein Ehrenwort, wie einen tollen Hund würde ich Dich niederschließen.‘ — Ja, das sagte er. . . was wahr ist, ist wahr. . . Ja, Herr Inspector, das sagte er!“

„Und das waren seine letzten Worte?“

„Ja, Herr Inspector.“

„Sie verheimlichen mir nichts?“

„Auf mein Ehrenwort, Herr Inspector. . .“

„Sehr wohl, ich glaube Ihnen, Herr Duchesne. Sie können jetzt gehen.“

Der Chef der Sicherheitspolizei erhob sich und öffnete Herrn Duchesne junior höflich die Thür. — Dieser wollte noch einmal sprechen. Er fühlte das Bedürfniß, festzustellen, daß er René unmöglich geschadet haben könne, da er ja nur erzählt habe, was vier Zeugen außer ihm zu erklären im Stande wären; — aber Herr Eugen bedurfte Herrn Brazon gegenüber keine Ehrenrettung. Dieser unterbrach den jungen Mann aus der Provinz, indem er ihm einfach „gute Nacht“ wünschte und ihm die Thür vor der Nase zumachte.

V.

Der alte Graf Villers war durch die Ermordung Gastons tief erschüttert worden. Er hatte den jungen Menschen fast wie einen Sohn geliebt, und dessen unzeitiger, grausamer Tod nagte ihm am Herzen. Er ging während des ganzen Tages, ohne einen Bissen genießen zu wollen, wie betäubt im Schloß und im Park einher: ein Bild des Jammers für alle, die ihn sahen.

Izolde hatte die Trauerbotschaft durch ihre Kammerzofe vernommen. Diese hatte sich nicht nehmen lassen wollen, „ihrem Fräulein“ die furchtbare Kunde zu bringen, und war aus der Küche zu ihr hinaufgeflogen, um ihr athemlos zu erzählen, was dort soeben bekannt geworden war.

„Gnädiges Fräulein . . . ach, erschrecken Sie sich nicht . . . es ist furchtbar! . . .“

Izolde, die sich halb in die Höhe gerichtet hatte, sah sie bleich, halbgeöffneten Mundes an.

„Herr Gaston, der am Sonntag noch bei uns aß . . .“

Izolde stieß einen leisen Seufzer, ein schwaches Aechzen aus.

„Er ist todt . . . ermordet . . . von Wilddieben erschossen!“

Izoldens Augen, die übernatürlich weit geöffnet waren, schlossen sich langsam. Das bleiche Antlitz wurde noch bleicher, ganz weiß, und sie sank bewußtlos auf die Kissen zurück. — Sie hatte ihr Zimmer seitdem nicht verlassen; aber außer Miß Hudson schien dies Niemand bemerkt zu haben. Jedermann hatte eben an jenem Tage genug mit sich selbst zu thun. Miß Hudson, ihrer Pflichten eingedenk, hatte Izolde einige Erfrischungen auf ihr Zimmer gesandt und sich gegen elf Uhr persönlich nach dem Befinden ihres Bögling erkundigt; aber sie war nicht vorgelassen worden. Die Kammerzofe, die sich an jenem Tage als eine sehr wichtige Person fühlte, war ihr an der Thür entgegengetreten und hatte in leisem, jedoch ganz bestimmtem Tone gesagt, es sei der ausdrückliche Befehl des gnädigen Fräuleins, sie wolle Niemand empfangen; sie scheine jetzt zu ruhen und befinde sich, den Umständen angemessen, wohl. — Miß Hudson hatte sich mit dieser Erklärung begnügt. Sie und Alfred waren die Einzigen im Hause, die den Kopf nicht verloren hatten. — Alfred, mit der Flinte über dem Nacken und von seinem Hünerhund begleitet, hatte sich nach der Stelle begeben, wo das Verbrechen verübt worden war. Er war dort nachsinnend, alles um sich her aufmerksam beobachtend, längere Zeit stehen geblieben.

„Such Cäsar!“

Der Hund schnüffelte unruhig mit der feinen Nase im Schnee und markirte nach längerem Suchen eine Stelle am Stamm einer alten Eiche, zehn Schritt von der Mauer, da, wo Riancourt tödtlich getroffen in den Graben gestürzt war. — Seit diesem Augenblicke wurde Alfreds Benehmen absonderlich. Er stellte sich an den Stamm der Eiche, legte sein Gewehr an und zielte durch die Zweige eines tief herabhängenden Astes des nächsten

Baumes, als wolle er Jemand von der Mauer herunterschießen. Er blieb mehrere Secunden in dieser Stellung; dann, im Schnee zu seinen Füßen spähend, schritt er langsam der Mauer zu. Auf dem kurzen Wege raffte er einige Stückchen trocknen Reises auf, die im Schnee lagen. Das eine, das frisch abgebrochen war, prüfte er aufmerksam und steckte es in seine Jagdtasche. Darauf sah er in die Höhe, als suche er etwas in den Zweigen, die sich über ihm ausbreiteten. Er schien es gefunden zu haben, denn er nickte mit dem Kopfe und vollendete die wenigen Schritte bis zur Mauer, ohne sich weiter aufzuhalten. — Es fiel ihm auf, daß gerade an der Stelle der Mauer, wo er stand, die rothen Backsteine, die das Baumaterial bildeten, und die sonst überall glatt waren, eigenthümliche Spuren trugen, die dem genauen Beobachter nicht entgehen konnten. Es war augenscheinlich, daß ein Mensch — und zwar zu wiederholten Malen — die Mauer dort überstiegen hatte. Man erkannte deutlich die Stellen, wo seine Füße beim Heruntergleiten oder beim Emporklimmen geruht hatten.

Alfred lehnte sein Gewehr an einen Baum, stieg behende auf die Mauer, blieb einen Augenblick rittlings darauf sitzen und ließ sich dann in den Graben hinab, an dem Platze landend, wo Gaston gefallen war. Sein Körper hatte im Heruntergleiten eine Rinne in dem Schnee gebildet, der die Mauer dünn bedeckte. Er wuschte mit der flachen Hand darüber, so daß auch dort die rothen Backsteine zum Vorschein kamen, und erblickte dieselben Marken und Spuren, die er auf der entgegengesetzten Seite bemerkt hatte. — „Das wäre also ganz klar,“ murmelte er vor sich hin. — Er kletterte in den Park zurück, schulterte sein Gewehr, rief wiederum: „Such Cäsar!“ und ging, als er sah, daß der Hund nichts mehr finden konnte, nach dem Schlosse zurück. Auf der Treppe im Hause begegnete er Miß Hubson. Im Vorübergehen, ohne sie anzublicken, ohne sie aufzuhalten, sagte er zwei Worte: „Um fünf!“ Dann begab er sich auf sein Zimmer und wurde bis zur Mittagszeit nicht wieder sichtbar.

René erschien an jenem verhängnißvollen Tage betäubt wie sein Vater und irrte wie dieser ziellos im Park und im Schloß umher. Gegen Mittag flog er in's Dorf hinab und suchte Eugen Duchesne auf, um sich von diesem berichten zu lassen, was man in Willers von Gastons Tode erzählte, und ob dort schon irgendwelcher Verdacht hinsichtlich des Mörders geäußert würde. — Eugen, der noch nicht ahnte, welche klägliche Rolle er wenige Stunden später vor Herrn Brazon spielen sollte, war wohlunterrichtet, wortreich und stimmungsvoll. Er wußte nichts Bestimmtes. Sein Geschwätz widerte René an, der ihn bald verließ, um in dem öden Park seinem Schmerz und seiner Unruhe ungestört nachhängen zu können.

Miß Hubson machte sich in gewöhnlicher Weise im Hause zu schaffen. Gegen fünf Uhr verschwand sie aus den unteren Räumen, und bald darauf trat sie leise aus ihrer Thür und huschte die verlassene Treppe hinauf, die nach Alfreds Zimmer führte. Die Treppenthür oben wurde geräuschlos ge-

öffnet, und Alfred, der dort auf sie gewartet hatte, trat schnell mit ihr in sein Zimmer. — Nichts regte sich in dem verödeten Theile des Schlosses. — Die Thür vor Alfreds Zimmer wurde von innen verschlossen.

Miss Hudson war in den Räumen, in denen sie sich jetzt befand, vollkommen zu Hause. Sie ließ sich ohne weiteres auf einen Sessel nieder und begann mit einer Feuerzange das brennende Holz im Kamin zurechtzulegen. — Alfred beobachtete sie einige Secunden, ohne ein Wort zu sagen; dann setzte er sich auf die Lehne des Sessels, in dem sie Platz genommen hatte, und, seinen Arm mit nachlässiger Familiarität auf ihre Schulter legend, sagte er in gleichgültigem Tone:

„Ich habe einige Entdeckungen gemacht.“

„Welcher Art?“

„Gaston ist heute Nacht auf einem Wege gefallen, den er schon oftmals gegangen war; und der Schuß, der ihn getödet hat, ist in der That aus dem Park gefeuert worden.“

„Was führt Dich zu diesen Vermuthungen?“

„Was ich Dir sage, ist Gewißheit.“

Er erzählte darauf das Ergebnis seiner Nachforschungen im Park.

Sie lächelte und sagte:

„An Dir ist ein Chef der Sicherheitspolizei verstorben. Schade, daß Du bestimmt bist, Graf Willers zu werden, sonst könntest Du als berühmter Mann sterben.“

Ein alberner Ausdruck von Befriedigung lagerte sich über sein Gesicht, und er antwortete:

„Nun ja, auf den Kopf gefallen sind wir gerade nicht.“

Sie schloß die Augen und zog die Brauen in die Höhe, wie eine Person, deren Geduld auf eine harte Probe gestellt wird; aber sie wußte sehr wohl, indem sie dies that, daß er, hinter ihr sitzend, ihr Gesicht nicht sehen konnte.

„Und zu welcher Schlußfolgerung bist Du gelangt?“ fragte sie.

„Ja, liebes Kind, da willst Du heut' zu viel von mir wissen; aber ich denke, daß ich Dir in wenigen Tagen Bescheid geben werde. — Ich muß mir die Sache überlegen und meine Nachforschungen fortsetzen. Zunächst frage ich mich: wen konnte Gaston hier heimlich besuchen? — Hast Du eine Ahnung?“

Miss Hudson schwieg.

„Nun?“

Keine Antwort.

„Sprich! Hast Du eine Ahnung?“

„Nein, ich weiß nichts . . . frage mich nicht.“

„Was willst Du sagen? — Mach' mich nicht ungeduldig!“

„Ich bitte Dich noch einmal, mir zu erlassen, Dir eine peinliche Mittheilung zu machen.“

Er stand auf, stellte sich vor sie hin und sah sie aufmerksam an. Dann sagte er böshast:

„Deine Insinuationen sind mir natürlich verständlich; aber ich begreife nicht, in welcher Absicht Du sie äuserst. Es ist übrigens recht hübsch, ein junges Mädchen bei ihrem Bruder zu verdächtigen . . . Du enthüllst mir da eine neue Seite Deines vielseitigen Charakters.“

„Du hast Recht, mich zu verhöhnen,“ antwortete sie erbittert. „Die Ergebenheit, mit der ich seit Jahren jede Schmach über mich ergehen lasse, gestattet Dir, mir Alles zu bieten.“

Sie stand auf und blickte ihn fest an.

„Ich wollte nicht sprechen: . . . weshalb zwangst Du mich dazu? — Sollte ich lügen? Sollte ich Dir verhehlen, was für Niemand als für Dich, Deinen blinden Vater und Deinen albernen Bruder ein Geheimniß ist, und worüber in jeder Kaffeegesellschaft der Umgegend geziselt wird? Jetzt frage ich Dich: wen konnte Herr von Miancourt um Mitternacht hier auffuchen? — Die Dienstmädchen und Kammerzosen? — Das glaubst Du selbst nicht . . . Du hast die Wahl zwischen Deiner Schwester und Deiner Frau. Wähle! — Und nun laß mich gehen. Du hast mich für heute genug gequält.“

Sie eilte der Thür zu, die sie schnell öffnete, und glitt hinaus.

Alfred trat an das Fenster und drückte die Stirn gegen die kalten Scheiben. Er befand sich in höchst unbehaglicher Stimmung. Das passirte ihm häufig. Er pflegte in solchen Fällen ein Heilmittel anzuwenden, das sich schon oft als probat erwiesen hatte und das er auch jetzt versuchte. Er öffnete einen Wandschrank, nahm eine Flasche Cognac heraus, füllte ein großes Weinglas bis zum Rande und leerte es mit einem Zuge.

„So!“ sagte er, „zur Beruhigung der Nerven!“ — Darauf streckte er sich auf ein Sopha hin und schlief ein. — Er wurde erst nach einer Stunde durch das Läuten der großen Glocke geweckt, die allen Schloßbewohnern anzeigte, daß der Graf sich pünktlich in fünf Minuten zu Tisch setzen werde. Alfred reckte sich, machte in Eile etwas Toilette und begab sich in den Speisesaal, wo er seinen Vater, René und Miß Hudson bereits versammelt fand. — Solde war auf ihrem Zimmer geblieben.

Nach dem Mahle, dem Alfred allein Gerechtigkeit widerfahren ließ, begab sich die kleine Gesellschaft in den Salon. Gleich darauf wurde geklingelt, und wenige Minuten später trat Guerre in das Gemach und sagte leise und augenscheinlich in großer Aufregung:

„Herr Graf . . . bitte . . . Jemand wünscht Sie zu sprechen.“

„Wer? . . . laß ihn eintreten.“

„Ein fremder Herr . . . ich kenne ihn nicht. Er wünscht den Herrn Grafen allein zu sprechen — in einer wichtigen Angelegenheit.“

„Miß Hudson, Alfred und René erhoben sich, um den Salon zu verlassen; aber der alte Graf sagte zu Guerre:

„Führe den Herrn in's Billardzimmer.“

Gleichzeitig stand er auf, um sich in das anstoßende Gemach zu begeben. — Auf dem Flur hörte man schwere Tritte und dann, daß die Thür des Billardzimmers geöffnet und wieder geschlossen wurde. — Es wurde ganz still. Die Unterhaltung im Salon war verstummt; die nebenan wurde mit gedämpfter Stimme geführt. — Nach wenigen Minuten trat der Graf wieder in den Salon, mit entstelltem Gesichte: todtensblaß, dicke Schweißtropfen auf der Stirn.

„René, mein Sohn,“ sagte er mit heiserer Stimme, „man verlangt nach Dir.“

René erhob sich. Als er an seinem Vater vorübergehen wollte, fiel ihm dieser um den Hals und brach in herzzerreißendes Schluchzen aus.

„Es ist unmöglich! . . . nicht wahr, es ist unmöglich!“ rief er.

Alfred war bestürzt aufgestanden. Miß Hudson blieb wie versteinert sitzen. René hatte seine Fassung bewahrt. Er machte sich aus der Umarmung seines Vaters frei und öffnete das Billardzimmer, in dem er zwei Personen, den Wachtmeister der Gensdarmarie von Villers und einen Fremden, Herrn Bial, erblickte. Dieser trat auf René zu und sagte halblaut:

„Herr von Villers, ich habe einen Verhaftsbefehl gegen Sie. Ich muß Sie bitten, mir zu folgen.“

„Einen Verhaftsbefehl gegen mich?“ fragte René langsam, jedes Wort betonend; „und weshalb soll ich verhaftet werden?“

„Ein schwerer Verdacht ruht auf Ihnen.“

„Welcher Verdacht?“

„Herrn von Riancourt um's Leben gebracht zu haben.“

„Ich folge Ihnen,“ sagte René ruhig; und sich an den Grafen wendend, fuhr er fort: „Mache Dir meinethwegen keine Sorgen, lieber Vater. Es waltet hier ein Mißverständniß ob, das sich bald auflären wird.“

Er sprach so gefaßt, so herzlich, daß jede Spur von Mißtrauen sofort wieder aus des Grafen Brust entwich.

„Ich glaube Dir, mein Sohn,“ sagte er unter Thränen. „Gebe Gott, daß das Mißverständniß bald aufgeklärt werde.“

Herr Bial gestattete bereitwillig, daß René sich auf sein Zimmer begab, um dort einige Effecten in einen Koffer zu packen, den er mit sich zu nehmen wünschte. Aber René war bereits Gefangener, und Herr Bial sowohl wie der Wachtmeister wichen nicht mehr von seiner Seite.

„Nehmen Sie nur das Nothwendigste für die Fahrt nach Paris und für die Nacht,“ empfahl Herr Bial, „Sie können sich nachkommen lassen, was Sie wünschen, und können überhaupt für Geld in Paris alles haben, was Sie brauchen.“

René wollte dem peinlichen Austritt im Schluß möglichst schnell ein Ende machen. Er warf nur wenige Sachen in einen leichten Handkoffer, dessen sich Herr Bial bemächtigte, und stieg sodann, von diesem und dem

Wachtmeister begleitet, die Treppe wieder hinab. Der Graf und Alfred standen im Hausflur, Weibe vollständig verwirrt. René umarmte sie und sagte seinem Vater noch einige Worte des Trostes. In der Hausthür wartete Guerre und reichte seinem jungen Herrn die Hand zum Abschied.

„Auf baldiges Wiedersehen, Herr René!“

„Zamohl, mein alter Guerre, auf baldiges Wiedersehen!“

Im Schloßhof lungerten dunkle Gestalten: die Diener des Hauses, die in scheuer Entfernung, in stummem Erstaunen und Schrecken Zeugen von René's Verhaftung waren. — Vor dem Parkportal stand ein verschlossener Wagen. Herr Bial öffnete den Kutschenschlag und die Drei: der Gefangene und seine beiden Wächter, nahmen in dem Wagen Platz.

„Nach der Eisenbahn!“ rief Herr Bial, „wir müssen in zehn Minuten dort sein; der Zug nach Paris geht um neun Uhr.“

VI.

René hatte sich eingebildet, daß ein einziges Verhör genügen werde, um seine Schullosigkeit an den Tag zu bringen. Dies war ein Irrthum gewesen. Er sah nun, daß er sich nicht etwa gegen böswillige oder leichtfertige Verdächtigungen zu vertheidigen hatte; nein, der Zufall hatte Umstände zusammengeschmiedet, die so erschwerend auf ihm lasteten, daß sie in den Augen eines jeden Unparteiischen seine Verhaftung rechtfertigten.

Da war zunächst sein Streit mit Miancourt am Vorabend des Verbrechens. Melford und d'Alsières hatten dem Untersuchungsrichter bestätigt, was Eugen Duchesne dem Chef der Sicherheitspolizei in dieser Beziehung anvertraut hatte. Sie hatten hinzugefügt, daß sie der Ansicht gewesen seien, Willers und Miancourt würden sich am nächsten Tage schießen. Sie wiesen den Gedanken, daß René ein gemeiner Verbrecher sein könne, mit Entrüstung zurück. Das mochte vor den Geschwornen, von einem geschickten Vertheidiger ausgebeutet werden, änderte aber nichts an dem Thatbestand, mit dem allein der Untersuchungsrichter sich zu beschäftigen hatte. — Dann kam ein Brief, den René Dienstag früh, am Tage des Verbrechens an Miancourt geschrieben, den Herr Bragon unter den Papieren des Ermordeten aufgefunden und der diesen veranlaßt hatte, die sofortige Festnahme René's anzuordnen. Das Schriftstück lautete:

„Es sind gestern Worte zwischen uns gewechselt worden, die ein Duell unvermeidlich machen. Auch bin ich durch eine Aeußerung, die ich im Zorn gemacht, aber durch einen Schwur bekräftigt habe, gezwungen, heute noch darauf zu bestehen, daß Du Willers nicht eher wieder betrittst, als bis Du mir die Satisfaction gegeben hast, die ich von Dir verlange. Ich habe mein Wort verpfändet, selbst Deines Lebens nicht zu schonen, falls Du meinem Verbote zuwiderhandeln solltest; und ich beschwöre Dich deshalb, bei unsrer alten Freundschaft, Deiner Drohung, mir zum Troste, vielleicht heute noch nach Willers zu kommen, nicht Folge zu geben. — Ich zeige Dir an, daß

ich D'Yard ersucht habe, meine Interessen in dieser beklagenswerthen Angelegenheit wahrzunehmen und bitte Dich, Deine Zeugen, sobald Du dieselben mit den nöthigen Instructionen versehen hast, mit ihm in Verbindung zu setzen. D'Yard ist von dem ganzen Sachverhalt und von meinen Absichten in Kenntniß gesetzt und wird mir nach Villers telegraphiren, sobald eine Vereinbarung mit Deinen Secundanten herbeigeführt worden ist."

Riancourts Antwort auf diesen Brief, sowie das Schreiben René an seinen Freund, den Baron D'Yard, waren im Besitz des Untersuchungsrichters. Es erhellte daraus, daß Riancourt ebenso fest entschlossen war wie René, die Angelegenheit sofort zum Austrag zu bringen und zwar durch ein Duell, das vor Ende der Woche stattfinden sollte. Riancourts Brief an René war übrigens in demselben herzlichen Ton verfaßt, in dem dieser ihm geschrieben hatte. Er schloß mit den Worten:

"Zum Glück habe ich nicht auch einen Schwur darauf abgelegt, Dir zu trosten. Ich kann deshalb ein in der Aufregung ausgestoßenes Wort zurücknehmen, ohne befürchten zu müssen, daß mir dies als eine Schwäche gebetet werde. Ich verspreche Dir also gern, mich in Villers nicht vor Dir blicken zu lassen, bis Du mich selbst einladen wirst, Euch dort zu besuchen."

Sehr schwer gegen René fielen die Aussagen des alten Guerre in's Gewicht. Die Zuberlässigkeit dieses Zeugen stößte dem Richter keineswegs unbedingtes Vertrauen ein. Erfundigungen, die man über ihn eingezogen hatte, bezeichneten ihn als einen Menschen, der keine andere Religion zu haben scheine als seine Liebe zur Villersschen Familie, namentlich aber und in erster Linie zu René. — Sein Benehmen bei dem Verhör war ein eigenthümliches gewesen. Er hatte mit solcher Festigkeit gesprochen, daß der Richter genöthigt gewesen war, ihn zur Ordnung zu rufen. Unter Flüchen und Schwüren hatte er erklärt, die Anklage gegen seinen jungen Herrn sei vermaledeite Bosheit und Unwahrheit, und er könne dies beweisen und werde es beweisen; als man ihn aber aufgefordert hatte, das zu thun, war er kleinlaut geworden und hatte nichts zu sagen gewußt, als daß René zur Zeit des Mordes mit ihm am „Großen Teich“ auf dem Anstand gewesen sei. Dies Mißi fand wenig Glauben, noch weniger der Flintenschuß, den René auf dem Wege vom „Großen Teich“ zum Schlosse gehört haben wollte. Man nahm von Guerre an, daß er bereit sei, seine Seele zu verschwören, wenn er damit seinem jungen Herrn das Leben retten könne; und seine heftigen Bethuerungen verfehlten auf die Ueberzeugung der Richter irgend welchen, für René günstigen Eindruck zu machen. Dagegen kam die Untersuchung wiederholentlich auf den Schuß zurück, den René nach den Mittheilungen Guerres an den Wachtmeister noch abgefeuert hatte, als jener bereits im Bette lag. — Worauf hatte René gefeuert? — Ja, das wußte Guerre nicht; aber er schwor bei allen Heiligen, daß sein schändlich verleumdeter junger Herr unschuldig sei wie ein neugeborenes Kind, und daß er, Guerre, dessen Unschuld an's Licht ziehen werde, und sollte es sein Leben kosten.

René selbst, als man ihn fragte, worauf er zuletzt noch im Park geschossen habe, antwortete nicht sogleich; dann sagte er schnell:

„Setz besinne ich mich . . . auf eine Gule.“

„Wo ist sie?“

„Ich habe sie verfehlt.“

„Ein so guter Schütze wie Sie? — das ist schade!“

Der Arzt, den Herr Draxon nach Willers gerufen, und der den Leichnam Miancourts untersucht hatte, stellte fest, daß der Ermordete von einer vollen Ladung Schrot, wie von einer Kugel, ohne daß die Körner sich zerstreut hatten, gerade in's Herz getroffen worden war. Sachverständige hatten daraus den zweifellosen Schluß gezogen, daß der Mörder sich in geringer Entfernung von dem Ermordeten befunden haben mußte. Von einem sogenannten Jagdglück könnte deshalb wohl auch nicht die Rede sein. Das Schrot gehörte zu der Sorte, die im Handel unter der Bezeichnung „Nr. 6“ verkauft wird. Mit Patronen Nr. 6 war auch René am Dienstag Abend auf die Jagd gezogen. Guerre hatte dies auf eine bezügliche Anfrage arglos ansagefagt.

René, wenn er während der langen Nacht in seiner einsamen Zelle in Mazas über seine Lage nachdachte, süßte sich tief entmutigt und niedergeschlagen. Er hatte immer ein grades offenes Leben geführt; niemals hatte Jemand an seinen Worte gezeifelt; aber wenn er jetzt vor dem Untersuchungsrichter erschien, so sah ihn dieser mit einem Blick an, der sagen zu wollen schien: „Die Wahrheit! Die Wahrheit! Keine Lüge! Keine Ausschüchte!“ Es war hart, all' die unverdiente Schmach erdulden zu müssen, die auf ihn herabgewälzt wurde. — Die Idee, daß ein Justizmord an ihm verübt, daß er trotz seiner Unschuld für schuldig befunden werden könnte, beunruhigte ihn, raubte ihm die Unbefangenheit, mit der er im ersten Verhör dem Untersuchungsrichter entgegengetreten war. Damals hatte er noch angenommen, es genüge, unschuldig zu sein, um ihn vor jeder Verfolgung und Verdächtigung zu schützen; jetzt erkannte er, daß er seine Unschuld beweisen müsse und zerbrach sich den Kopf darüber, wie er dies anfangen solle.

Er verbrachte seine Zeit grübelnd und finstern Gedanken nachhängend, die auch sein Rechtsanwält nicht zu zerstreuen vermochte. — Selbst dieser schien seinen Worten nicht unbedingt Glauben zu schenken, seine Unschuld nicht als über jeden Zweifel erhaben zu betrachten, sondern vielmehr auf Kunstgriffe zu sinnen, um die Geschworenen glauben zu machen, sein Client sei unschuldig. Ob er dies in der That war oder nicht, darauf schien der Vertheidiger verhältnißmäßig geringen Werth zu legen.

„Also, auch wenn ich freigesprochen werde,“ sagte ihm René, „wird es immer noch Leute geben, welche glauben können, daß ich einen Mord begangen habe?“

„Was macht das aus, wenn Sie selbst sich unschuldig wissen, und der Gerichtshof Sie freigesprochen hat? Es wäre schlimm um die Ehre eines Jeden von uns bestellt, wenn diese von der Meinung Anderer abhinge.“

So lange sich eine schlechte Meinung über uns nicht äußert oder nicht äußern darf, ohne gesetzlich strafbar zu werden, hat sie keinen Werth.“

„Aber gibt es denn gar kein Mittel, mich vollständig wieder zu rehabilitiren?“

„Jawohl, ein sehr einfaches, mein werther Herr.“

„Welches?“

„Es handelt sich nur darum, den Mörder zu finden. Sobald ein Anderer als Sie der Tödtung Riancourts für schuldig erkannt worden ist, wird es Niemand mehr einfallen, Sie auch nur in Gedanken zu verdächtigen.“

„Es soll das Werk meines Lebens werden, den Mörder aufzufinden,“ sagte René.

VII.

Man hatte René erlaubt, mit seinem Vater zu correspondiren. Die Briefe wurden von dem Untersuchungsrichter gelesen, aber da sie nichts Verdächtiges enthielten, unbeanstandet weiter befördert. — Es kam nicht selten vor, daß ein Angeklagter oder daß Freunde eines Angeschuldigten durch unvorsichtige Bemerkungen in ihren Briefen der Anklage neues Material zuführten. — Die Correspondenz zwischen René und seinem Vater wurde deshalb sogar nach Möglichkeit erleichtert. — Der Gefangene hatte seinem Vater geschrieben, es solle das Werk seines Lebens werden, sich zu rehabilitiren, und dies könne er nur, wenn er Riancourts Mörder auffinde. Der alte Graf wollte, wenn es sein mußte, den Rest seines eigenen Lebens daransetzen, damit sein geliebter Sohn die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, löse. Auch sein Trachten und Sinnen ging nummehr dahin, denjenigen zu finden, dessen Schuld so schwer auf René lastete.

Der Graf hatte sich unmittelbar nach der Verhaftung seines Sohnes nach Paris begeben. Er beabsichtigte nun, nach Villers zurückzukehren, um an Ort und Stelle Nachforschungen nach Gastons Mörder anzustellen. Vorher begab er sich jedoch geraden Wegs zum Polizeipräsidenten, bei dem sein Name und seine gesellschaftliche Stellung ihm ohne Weiteres Zutritt verschafften, und bat diesen, ihm behülflich zu sein, den wahren Verbrecher aufzufinden.

Der Präfect antwortete höflich, die besten Kräfte der Polizei seien dazu aufgeboten und würden unermüdblich thätig bleiben, bis die Angelegenheit aufgeklärt sei. Als der Graf die Absicht zu erkennen gab, sich in dem vorliegenden Falle zum Gehülfen der Polizei zu machen und dazu die Unterstützung des Präfecten erbat, versprach ihm dieser willig, einen tüchtigen Menschen zu seiner Verfügung zu stellen. — Der tiefe, mit Würde getragene Schmerz des Vaters hatte dem Präfecten aufrichtige Sympathie eingeflüßt, und es gewährte ihm Befriedigung, sie dem Unglücklichen bezeugen zu können. Er ließ den Chef der Sicherheitspolizei in sein Cabinet bescheiden und ersuchte ihn, einen zuverlässigen und gewandten Mann mit dem Grafen Villers

in Verbindung zu setzen. Einige Stunden später erschien Herr Vial in der Willers'schen Wohnung und hatte dort eine kurze Unterredung, in der vereinbart wurde, daß er in den Dienst des Grafen treten und diesen in der Eigenschaft eines neugeworbenen Kammerdieners nach Willers begleiten solle. Im Laufe der Unterhaltung hatte Herr Vial genaue Kenntniß der Verhältnisse im Schloß Willers an den Tag gelegt.

„Woher wissen Sie das alles?“ fragte der Graf.

„Ich war es, der Ihren Sohn verhaftete,“ antwortete Vial.

„Wichtig!“ sagte der Graf. „Sie kamen mir in der That nicht ganz fremd vor . . . aber ich hätte Sie doch nicht wiedererkannt.“

„Ich habe ein Gesicht, das man nicht leicht behält,“ antwortete Vial gleichgültig, „auch trug ich damals keinen Vadenbart.“

Herrn Brazons Empfohlener war ein systematischer Mann, der in allem, was er that, nach bestimmten Principien zu Werke ging. — Der Mörder Riancourts wohnte aller Wahrscheinlichkeit nach innerhalb des von den Willers'schen Partmauern eingeschlossenen Raumes. — Herr Vial, sobald er sich in Willers niedergelassen hatte, abstrahirte in seinem Geiste vorläufig vollständig davon, daß bereits Jemand — René — gefunden sei, auf dem der Verdacht ruhte, den Mord begangen zu haben. Er verfuhr, als ob René gar nicht existirt hätte, und begann den Verbrecher unter den zeitweiligen Bewohnern des Schlosses zu suchen. Seinem Verdachte war Niemand heilig, und ein Jeder, ob zur Herrschaft oder zur Dienerschaft gehörig, mußte vor demselben Revue passiren.

Nachdem Herr Vial achtundvierzig Stunden in Willers zugebracht hatte, wußte er, daß die verlassene Treppe, die nach Alfreds Zimmer führte, von Miß Hudson benutzt werde. Er schloß sofort auf ein Verhältniß zwischen Alfred und der jungen Dame; aber diese Entdeckung ließ ihn kalt. Sie hatte mit dem Ziele, das er verfolgte, wahrscheinlich nichts zu thun. Er hatte oftmals ähnliche Verhältnisse entdeckt, und sich dann — zu Anfang seiner Carriere wenigstens — immer darüber gewundert, daß das, was ihm gewissermaßen in die Augen sprang, von Andern nicht gesehen wurde. Mit der Zeit hatte sich bei Herrn Vial eine gründliche Menschenverachtung herausgebildet, und jetzt erblickte er in der ungeheuren Mehrzahl seiner Nächsten nur noch Dummköpfe oder Verbrecher . . . und die Verbrecher waren gleichzeitig häufig die Mereinseitigsten.

Eines Morgens, wenige Tage nach seiner Ankunft in Willers, trat Herr Vial in das Zimmer des Grafen, um diesen zu ersuchen, ihm auf einige Stunden das ganze Schloß zu überlassen!

„Es wäre gut,“ sagte er, „wenn Sie mit Ihren Kindern, Fräulein Hudson und dem Jäger heute Nachmittag einen kleinen Ausflug vornehmen wollten.“

„Weshalb?“ fragte der Graf.

„Ich möchte mich einmal in den Zimmern der Herrschaften umsehen.“

Der Graf glaubte zuberichtlich an René's Unschuld, aber ebenso fest war er von der Schuldlosigkeit der andern Bewohner des Schlosses überzeugt

„Aber Herr Vial,“ sagte er, nicht etwa erzürnt, sondern den systematischen Argwohn des professionellen Diebesfängers gewissermaßen verspottend, „Sie glauben doch nicht etwa, daß vielleicht meine Tochter oder ich selbst den Mord begangen habe?“

„Ich glaube gar nichts, Herr Graf; aber ich habe gewisse Principien und muß danach handeln können, wenn ich mich nützlich machen soll.“

„Darf ich fragen, von welchen Principien Sie im vorliegenden Falle sprechen?“

„Wenn man etwas verloren hat und will es wiederfinden, so darf man sich nicht die Mühe verdrießen lassen, es überall zu suchen. Ich habe einmal ein Geldstück, das ich fallen ließ, in meiner Westentasche wiedergefunden, nachdem ich das ganze Haus danach umgekehrt hatte.“

Der Graf wollte es mit Herrn Vial nicht verderben, der ihm als eines der brauchbarsten Mitglieder der geheimen Polizei vorgestellt worden war. Er traf deshalb, unter dem Vorwande, sich zerstreuen zu wollen, mit den Seinigen die Verabredung, gleich nach dem Frühstück nach einem benachbarten kleinen Gute zu fahren, das zu Villers gehörte. Er forderte Miß Hudson auf, sich der Gesellschaft anzuschließen.

„Schließe das Haus zu,“ sagte er zu Guerre, als dieser sich anschickte, neben dem Kutsher Platz zu nehmen.

Guerre that wie ihm geheißen. Er war nicht ganz sicher, ob er nicht den neuen Kammerdiener einschleffe — aber das war dessen Sache. Es war nicht Brauch in Villers, das Haus offen zu lassen, wenn die Herrschaft und Guerre sich entfernten. Niemand hatte dann dort etwas zu suchen; und wer darin war, mochte darin bleiben, bis man ihm die Freiheit wiedergab.

Herr Vial hatte gebeten, der Graf möge ihm drei Stunden Zeit geben. Als er den Wagen fortrollen hörte, sah er nach der Uhr und machte sich ohne Zeitverlust an die Arbeit. — Er hatte gesagt, es sei sein Princip überall zu suchen, wenn er etwas Verlorenes wiederfinden wollte, und er verfuhr mit großer Gewissenhaftigkeit nach diesem Grundsatz. Er begann mit dem zweiten Stockwerk. René's Zimmer durfte er füglich ganz unberücksichtigt lassen, denn dort hatte die Polizei bereits ihre neugierige Nase in jeden Winkel gesteckt, und dem Untersuchungsrichter in Paris alles überwiesen, was für den Proceß von Interesse sein zu können schien. Auch in Alfred's Zimmer war nichts Verdächtiges zu entdecken. Es war die Wohnung eines Jägers, der es sich nach des Tages Mühen gern bequem macht. Die Wände waren mit werthvollen Waffen und mit Jagd- und Rennbildern bedeckt; die Sophas und Sessel, die am Fenster und vor dem Ramin standen, kamen aus einer guten Werkstatt und wurden augenscheinlich viel benutzt. Herr Vial erprobte dies, indem er, um sich die Füße zu wärmen, auf dem Sopha vor dem Ramin Platz nahm. Herr Vial fand gewöhnlich zu Allem Zeit.

Während er sich ausruhte, fuhr er mit der rechten Hand mechanisch in den engen Raum, der sich bei Polstermöbeln zwischen Lehne und Sitz befindet. Es glitt dort manches hinunter, was von den Dienern beim Aufräumen übersehen wurde. Herr Vial stach sich in den Finger und zog eine Haarnadel heraus, die er lächelnd betrachtete. — Weßhalb fanden Diener nicht so etwas, gerade so gut wie er? — Dummköpfe! — Ein verschlossener Secretär reizte einen Augenblick seine Neugier. Er zog ein Bünd mit Dietrichen aus der Tasche und versuchte, das Möbel zu öffnen; aber er hatte mit einem guten englischen Schloß zu thun. Er mochte fürchten, Spuren seiner Anwesenheit zu hinterlassen, die dem mißtrauischen Alfred Verdacht eingeflüßt haben könnten, denn er verzichtete darauf, den Inhalt des Secretärs zu durchforschen.

Neben Alfreds Wohnzimmer befand sich eine leere Stube, in der alte Möbel aufgestellt waren. Die beiden Gemächer waren nur durch eine Bretterwand von einander getrennt. Herr Vial, dessen Taschen ein Arsenal von Handwerkzeug waren, zog ein Instrument hervor und war bald darauf beschäftigt, an einer dunkeln und hohen Stelle in Alfreds Zimmer, ein Loch in die Wand zu bohren, das auch dem aufmerksamen Beobachter nicht ausgefallen sein würde, durch welches man aber von der benachbarten Stube aus sehen konnte, was bei Herrn Alfred vorging. — Nachdem Herr Vial diese kleine Arbeit sauber vollendet hatte, entfernte er sich. Sein nächster Besuch galt Miß Hudson. Herr Vial schätzte die junge Dame als eine, die nichts Verdächtiges umherliegen läßt, und war nicht enttäuscht, das Zimmer zu verlassen, ohne irgend eine interessante Entdeckung gemacht zu haben. In dem Secretär, den er ohne Mühe geöffnet hatte, fand er kaufmännisch geordnete Briefe und Rechnungen, Ausgabebücher und einige werthvolle Schmucksachen — Geschenke der Herrschaft, meinte Herr Vial. Ueberhaupt würde Miß Hudson seine Aufmerksamkeit kaum geseßelt haben, wenn er nicht wie sein Chef, Herr Brazon, der Ansicht gewesen wäre, daß noch herauszufinden sei, weßhalb sich Riancourt an jenem Dienstag Abend in den Park begeben hatte. Eine der Mägde oder Zosen war dazu schwerlich die Veranlassung gewesen — denn diese waren alt oder häßlich — Miß Hudson sorgte dafür. Das „Fräulein“ und die Tochter des Hauses mußten zuerst in Betracht kommen. Auch war möglicher Weise für eine von diesen der angefangene Brief bestimmt gewesen, den Herr Brazon unter Riancourts Papieren vorgefunden hatte. — Vial war, seitdem er das Verhältniß zwischen Alfred und Miß Hudson kannte, geneigt, diese für die Schuldige zu halten. „Wer getrunken hat, trinkt auch wieder“ meinte er. „Qui a bu, boira!“

In Holdens Zimmer trat Herr Vial mit einem gewissen Respect ein. Das blasse, stille Mädchen erfreute sich seines Wohlwollens, — eines Gemüthszustandes, der sich bei ihm übrigens ebenso discret äußerte, wie Uebelwollen oder Verdacht. — Herr Vial war Familienvater und das Muster eines guten Ehemannes. Er hatte eine kleine Tochter, die er abgöttisch verehrte,

und er entwickelte in der Vertheidigung der Ehre und der Interessen eines jungen Mädchens einen großen und vollständig selbstlosen Eifer. Er war der Ansicht, daß Männer und Frauen sich selbst vertheidigen können, daß man aber junge Mädchen in Schutz nehmen müsse, weil sie häufig in Gefahr und ohne rechte Vertheidigungsmittel seien. Ein Verführer war für Herrn Bial schlimmer als ein Mörder. Dieser setzte seinen Kopf auf's Spiel; jener war ein feiger Bösewicht. — So moralisirte Herr Bial.

Der Ordnung halber, eigentlich nur um seinen Grundsätzen getreu zu bleiben, öffnete Herr Bial Fjoldens Schreibtisch, vollgepfropft mit Briefen, Tagebüchern, Manuscripten, abgeschriebenen schönen Stellen aus Lamartine und Victor Hugo &c. Auch an verschlossenen Couverts mit der Aufschrift: „Nach meinem Tode ungelesen zu verbrennen“ fehlte es nicht.

„Die arme Kleine hat doch noch Geheimnisse,“ sagte Bial gutmüthig vor sich hin. „Das lasse ich mir gefallen! Du lieber Gott, was mag in diesen verdächtigen Couverts nicht alles stecken! — Hier soll nichts entheiligt werden.“ —

Er öffnete ein Tagebuch mit einer Art väterlicher Sympathie. Er wollte sehen, ob „die Kleine“ eine hübsche Handschrift habe, einen guten Stil schreibe. Er hatte ja Zeit die Hülle und Fülle. — Das, was er las, fesselte jedoch bald seine Aufmerksamkeit. Er hatte seine Lectüre auf der letzten Seite des Tagebuches angefangen und gelangte, zurückblättern, bis auf die ersten Seiten des zierlichen Bandes. Von Zeit zu Zeit hielt er in Lesens inne, blickte, ohne vom Stuhl aufzustehen, sinnend vor sich hin und klopfte sich dabei mit dem Zeigefinger das harte glattrasirte Kinn.

Einmal stand er auf und musterte mit großer Aufmerksamkeit die Wand, welche Fjoldens Schlafzimmer von Miß Hudsons Salon trennte. Er untersuchte dieselbe, indem er mit dem Finger an verschiedenen Stellen anklopfte und überzeugte sich, daß er eine massive, steinerne Mauer vor sich habe. Sodann fiel sein Blick auf einen großen und alten, mit schweren eichenen Thüren verschlossenen Wandschrank. Er öffnete denselben, fand ihn mit Kleidungsstücken angefüllt und überzeugte sich, daß die tiefe Nische, in der er angebracht war, in früheren Zeiten einen, durch eine gewöhnliche Thür verschlossenen Durchgang zwischen den beiden nebeneinanderliegenden Zimmern gebildet hatte. — Jemand, der in dem Schrank stand, mußte ganz genau verstehen können, was nebenan, in Miß Hudsons Zimmer, gesprochen wurde. Waren die Thüren des Schrankes dagegen verschlossen, so wurde dadurch jedes Geräusch, das von der andern Seite herkam, vollständig abgeschnitten.

Herr Bial nickte bedächtig mit dem Kopfe, als er diese Entdeckung gemacht hatte, und nahm die Lectüre des Tagebuches wieder auf.

Endlich, nachdem beinahe eine Stunde dahingegangen war, machte er das Buch zu, brachte in dem Schreibtisch alles wieder in dieselbe Unordnung, die er dort vorgefunden hatte, schloß das Möbel und verließ das Zimmer. Die Wohnung des Grafen ließ er unberücksichtigt, aber er trat von Neuem in

Miss Hudsons Stube und sah sich dort noch einmal aufmerksam um. Ein Beobachtungsposten ähnlich dem, den er für Alfreds Zimmer angebracht hatte, war bei Miss Hudson nicht zu errichten. Ihre Wohnung war auf der einen Seite durch Holbens Schlafzimmer begrenzt und auf der andern durch eine der massiven, süßlichen Mauern des Schlosses. Nachdem sich Herr Bial von diesem Sachverhalt überzeugt hatte, stieg er in das Erdgeschoß und trat, nach einigem Suchen, in eines der zahlreichen leeren Hinterzimmer, dessen Thür er nur angelegt fand, und dessen Fenster er öffnete. Er sah sich um und horchte. Kein lebendes Wesen ließ sich blicken; alles war still. — Darauf kletterte Herr Bial behende aus dem Fenster in den Park und begab sich schnurstracks nach der Stelle der Mauer, die einige Tage vorher von Alfred untersucht worden war, und an der Herrn Bials Auge das Vorhandensein der Spuren feststellte, die bereits dem ältesten Sohn des Grafen aufgefallen waren.

VIII.

Der Graf und seine Begleiter kehrten erst um vier Uhr nach Willers zurück. Inzwischen waren Briefe und Zeitungen aus Paris angekommen, darunter auch ein Brief René's an Guerre, der einige Austräge enthielt und mit den Worten schloß:

„In wenigen Tagen ist mein Geburtstag. Ich habe heute darüber nachgedacht, wie schön es doch wäre, wenn ich bis dahin wieder in Willers sein könnte. Du würdest mich dann auch diesmal wieder, wie Du es seit zwanzig Jahren gethan hast, in der Dunkelheit noch aus dem Schlaf wecken, um der Erste zu sein, der mir an jenem Tage gratulirt, und würdest mich vor dem Frühstück auf ein gutes Stück Wild zum Schuß bringen. — Nun, es scheint, es solle nicht so sein; aber ich will nicht darüber klagen. Ich habe die feste Zuversicht, daß diese harte Zeit bald vorübergehen wird. Darauf will ich mich freuen und mich einstweilen ohne Murren in das Unvermeidliche ergeben.“

Der alte Guerre war tief gerührt, als er diesen Brief gelesen hatte. Er quälte sich, seitdem er den Mörder Riancourts in Alfred entdeckt zu haben glaubte, unausgesetzt mit dem Gedanken, was er zu thun habe, um René zu befreien, ohne zum Angeber gegen Alfred zu werden. Er war fest entschlossen, René unter keiner Bedingung untergehen zu lassen. Ehe er das gestattete, wollte er lieber Schande und Unglück über Alfreds Haupt bringen. Aber er hatte immer noch gehofft, daß René's Unschuld allein stark genug sein werde, um ihm wieder zur Freiheit zu verhelfen; und in dieser Hoffnung hatte er es bis dahin unterlassen, von seinem Wissen Gebrauch zu machen. Er war weit entfernt, für Alfred dieselbe Hundetreue zu hegen wie für dessen jüngeren Bruder; aber Alfred, mit all seinen Fehlern und Unliebenswürdigkeiten, war dem alten Mann doch lieb und theuer, und wenn er nicht vor die furchtbare Wahl gestellt worden wäre, entweder René oder Alfred verderben zu lassen, so würde keine Macht der Erde etwas von ihm erfahren

haben, was Alfred zu Grunde richten mußte. — René's Brief reifte einen Entschluß in Guerre. Er wollte mit Alfred sprechen, diesem sagen, was er wollte, und dann mit ihm berathen, was geschehen müsse, um René zu retten. Guerre zürnte Alfred darüber, daß dieser die Leiden seines Bruders ruhig mit ansah. Er mußte doch irgend einen Grund gehabt haben, Miancourt zu tödten; er war doch kein gemeiner Verbrecher! Weshalb trat er nicht wie ein Mann hervor und sagte: „Laßt meinen Bruder frei, er ist unschuldig; ich habe Miancourt getödtet!“ — Aber Alfred schwieg, und so mußte Guerre sprechen. Jener mochte sich dann den Kopf darüber zerbrechen, wie er es möglich machen könne, sich und seinen Bruder zu retten. Guerre wußte keinen Rath, er wußte nur, daß René durch ihn gerettet werden konnte; — und das sollte geschehen.

Alfred lag auf dem Sopha vor dem Kamin und rauchte. Ellen saß neben ihm. Die Weiden vermieden seit dem Streit, den sie vor einigen Tagen gehabt hatten, von Miancourt zu sprechen. Da sie aber, gleich den andern Mitgliedern der Familie Villers, nicht umhin konnten, hauptsächlich gerade an Miancourt und an die Umstände, die seine Ermordung begleitet hatten, zu denken, so war ihr Zusammensein seitdem häufig ein verlegenes gewesen. Und auch an jenem Abend hatten sie lange Zeit stumm nebeneinander gegessen. Plötzlich vernahmen sie, daß Jemand schüchtern anklopfte. Ellen erhob sich schnellgefaßt und huschte geräuschlos in das anstoßende Schlafgemach, dessen Thür sie hinter sich schloß.

Alfred traute seinen Ohren nicht. Wer wagte es, ihn zu dieser Stunde — es war acht Uhr Abends — zu stören? Hatte er den Dienern nicht auf das strengste untersagt, nach dem Frühstück die oberen Räume des Hauses zu betreten? Hatte er nicht Jedermann im Hause zu wissen gegeben, daß er unter keinen Umständen auf seinem Zimmer behelligt werden wollte? — Es wurde ein zweites Mal geklopft und stärker. Alfred erhob sich wüthend und lief der Thür zu, die er öffnete. — Vor ihm stand der alte Guerre.

„Was willst Du hier?“ herrschte Alfred ihn an.

„Ich habe Sie in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen.“

„Weshalb wartest Du nicht, bis ich herunterkomme? Habe ich nicht befohlen, man solle mich hier ein für allemal in Frieden lassen? Bin ich der Herr oder bist Du es?“

„Sie sind es, gnädiger Herr. Aber es handelt sich um etwas Wichtiges. Ich mußte sie sprechen, und allein, und gleich, und deshalb habe ich es gewagt, Ihren Befehlen zuwiderzuhandeln.“

Der Ernst und die Niedergeschlagenheit in Guerres Mienen und Wesen machten Alfred doch betroffen.

„Nun, was giebt es?“ fragte er etwas sanfter, ohne jedoch den Eingang frei zu geben.

„Lassen Sie mich eintreten, gnädiger Herr! — Es handelt sich um Ihren Bruder, um den Tod des Herrn von Miancourt.“

„Komm schnell! . . Was giebt es?“

Guerre trat endlich ein. Er sah sich ängstlich und verlegen um.

„Hier setz' Dich! . . Sprich! . . Weißt Du etwas?“

„Ich weiß Alles, Herr Alfred.“

Er setzte sich, wie es der Vicomte ihn geheißsen hatte, aber er hob die Augen nicht zu ihm auf. Er drehte seine Pelzmütze, die er in der Hand behalten hattt, mechanisch hin und her und blickte in das glimmende Kaminfeuer.

„Nun, so sprich!“ forderte Alfred ihn auf.

„Ach, Herr Alfred,“ sagte Guerre in flehendem Tone, „weshalb soll ich noch sprechen, nachdem ich Ihnen gesagt habe, daß ich Alles weiß?“

Er machte eine Pause, während der Alfred ihn in größter Verwunderung ansah, und fuhr dann gerührt und mit wachsender Leidenschaftlichkeit fort:

„Herr Alfred, Sie haben vielleicht manchmal an mir gezweifelt, weil ich Ihnen immer Herrn René vorzog; aber sehen Sie, Herr Alfred, wenn ich Ihr leiblicher Vater wäre, so könnte ich Sie nicht mehr lieben als ich es thue. Ich habe Ihren Vater als jungen Mann gekannt; ich war schon lange Jahre im Schlosse, als er sich verheirathete; die Uhr, die ich noch heute trage, wurde mir geschenkt, als Sie geboren wurden. Ich habe seit vierzig Jahren an Freud und Leid Ihrer Familie theilgenommen, wie an meinem eigenen. Ich bin ein alter einsamer Mann. Ich habe nichts auf der Welt, woran ich hänge als Ihren Bruder, Ihren Vater, das gnädige Fräulein und Sie, Herr Alfred. — Herr Alfred, was geschehen ist, bricht mir das Herz. Ich möchte, ich hätte es gethan; ja, beim lebendigen Gott, ich möchte es! Ich würde ebenso gern für Sie sterben wie für René. Ja, ich würde es thun, ich schwöre es! . . Glauben Sie mir! — Herr Alfred, Sie sind ein gelehrter und kluger Mann; geben Sie einen Rath. — Ich weiß keinen.“

Der Vicomte wußte zunächst nicht, was er sagen sollte. Er war starr vor Erstaunen. Hatte René's Unglück dem armen Guerre den Kopf verdreht oder war er einfach betrunken, wie ihm dieß bei feierlichen Gelegenheiten zu passiren pflegte. Er blickte den Jäger scharf an. Guerres Gesicht war keineswegs geröthet. Im Gegentheil, es sah bleicher aus als gewöhnlich, und ein Ausdruck hilfloser Niedergeschlagenheit lagerte darauf.

„Ist der Mann verrückt geworden?“ sagte Alfred in sich hinein. Dann wandte er sich an Guerre und fuhr laut fort: „Geh' zu Bett, Du bist nicht wohl. Wir wollen morgen von der traurigen Geschichte weiter sprechen. Gute Nacht . . . Du bist eine treue Seele . . . gute Nacht!“

Aber Guerre antwortete auf diese Aufforderung, zu gehen, nur durch einen im höchsten Grade erstaunten und entrüsteten Blick.

„Gnädiger Herr,“ sagte er, „ich verstehe Sie nicht. Was soll das? . . Ich wiederhole Ihnen, daß ich Alles weiß.“

Nun riß Alfred die Gebulo.

„Scheer' Dich zum Teufel mit Deiner Unwissenheit!“ rief er ärgerlich. „Mach, daß Du fortkommst, und leg' Dich zu Bett.“

Guerre rührte sich nicht vom Stuhle, aber er zog einen kleinen Gegenstand aus der Tasche, den er Alfred unter die Augen hielt.

„Hier, gnädiger Herr,“ sagte er ernst; „werden Sie mir nun glauben?“

Alfred betrachtete den Gegenstand: es war eine Patrone. Er nahm sie aus Guerres Hand und erkannte, daß es eine von seinen Patronen war. Er sah Guerre fragend an, aber noch immer nicht beunruhigt.

„Sie hatten vergessen, den linken Lauf zu entladen,“ flüsterte Guerre. Ich fand die Patrone dort am Mittwoch Morgen . . . glücklicherweise war ich allein.“

Alfred erkannte nun wohl, daß den dunklen Worten des Jägers ein noch nicht aufgeklärter Thatbestand zu Grunde liegen müsse.

„Nun höre mich einmal an, Guerre,“ sagte er ruhig. „Wenn ich Dir jetzt wiederhole, daß ich von alle dem, was Du mir da erzählst, auch nicht ein Sterbenswörtchen verstanden habe, wirst Du Dich dann endlich bequemen, wie ein vernünftiger Mensch zu sprechen und mir zu sagen, worum es sich eigentlich handelt? — Was soll es bedeuten, wenn Du mir sagst, daß Du Alles weißt? — Wo hast Du diese Patrone gefunden? Was hat sie mit René oder Gaston zu thun? — Nun, sprich endlich! . . .“

„Sehr wohl, gnädiger Herr,“ antwortete Guerre mürrisch. „Ich meine, Sie hätten mir die traurige Erzählung ersparen können; aber ich weiß, was ich Ihnen schuldig bin, und gehorche.“ Und in kurzen Worten berichtete er nun von der Entdeckung, die er am Morgen nach dem Morde im Jagdzimmer gemacht hatte. — Als er schwieg, trat eine Pause ein. Dann fragte Alfred mit leiser, rauher Stimme:

„Du bist sicher, daß es mein Gewehr war?“

„Sicher.“

„Sicher, daß Du es am Abend vorher gereinigt hattest?“

„Sorgfältig ausgewischt, wie ich es immer mit Ihren Waffen thue.“

„Sicher, daß diese Patrone im linken Lauf meines Gewehres steckte?“

„So sicher, wie ich Sie vor mir sehe, Herr Alfred.“

„Und Du würdest das Alles beschwören können?“

„Bei meinem Leben und bei meiner Seligkeit.“

Wiederum trat eine Pause ein. Alfred athmete schwer und wischte sich mit der Hand über die Stirn. Er sah wie ein Gespenst aus: todtensbleich.

„Guerre,“ fuhr er endlich mit heiserer Stimme fort. „Du hast bis heute geschwiegen; das war recht von Dir, und ich werde es Dir bis an Dein Lebensende nicht vergessen. Nun versprich mir zu schweigen, bis ich Dir die Zunge löse. Versprich mir das. — Mein Bruder soll nicht unschuldig zu leiden haben, darauf gebe ich Dir mein Wort. Aber, sage Du mir: kann ich mich ganz und gar darauf verlassen, daß Du schweigen wirst?“

„Das können Sie. Gott ist mein Zeuge, daß ich Ihr Unglück nicht will. Aber ich mußte an Herrn René denken, da Sie es nicht thaten.“

Guerre zürnte Alfred noch wegen seines Verhaltens René gegenüber;

sein größter Wunsch jedoch war, Alfred und René, die Ehre der Familie Willers zu retten.

„So — nun laß mich allein,“ sagte Alfred. „Morgen früh, vielleicht heute Abend noch, werde ich Dich zu mir bescheiden. Du wirst es schon verstehen, wenn ich Dir ein Zeichen gebe. Nun geh!“

In dem Augenblick, da sich die Thür hinter Guerre wieder geschlossen hatte, öffnete sich die des Schlafzimmers, und Ellen näherte sich Alfred, ebenso bleich wie dieser, mit strengem, Unheil verkündendem Blick.

„Du hast gehört?“ fragte Alfred schauernd.

„Jedes Wort.“

„Nun, und was sagst Du?“

„Du mußt sofort entfliehen — heute Nacht noch. Du kannst Dich auf den alten Mann nicht verlassen. Ich bin bereit, meine Pflichten als Dein Weib selbst jetzt noch zu erfüllen, und Dich zu begleiten.“

Alfred kreuzte die Arme über die Brust und maß Miß Hudson vom Kopf bis zu Füßen.

„Was soll diese Komödie?“ fragte er verächtlich.

„Das nennst Du eine Komödie?“ sagte sie mit zitternder Stimme. „Einen Mord eine Komödie? Oder hat Guerre gelogen? Oder kannst Du seine niederschmetternden Aussagen vernichten? Sie zeihen Dich des Mordes — Dich, Alfred de Willers!“

Alfred rang nach Athem und Fassung.

„Das wagst Du mir zu sagen?“ brachte er endlich hervor, „mir, der ich weiß, daß nur Du, Du allein, heimlich in mein Zimmer kommen und jene Patronen entwenden konntest? — Jetzt verstehe ich auch, weshalb Du neulich Solben verdächtigen wolltest! Weshalb klagst Du nicht auch meinen Vater an?“

„Du suchst nach Ausflüchten,“ antwortete sie kalt, „und sprichst in Deiner Rathlosigkeit in den Tag hinein, ohne Dir Rechenschaft abzulegen von dem, was Du sagst. Der Name Deines Vaters oder Deiner Schwester ist mir nicht über die Lippen gekommen; ich habe nicht einmal an sie gedacht. — Ich mache Dir keine Vorwürfe; Du brauchst Dich vor mir nicht zu verteidigen. Ich sage Dir noch einmal, ich bin bereit, Dir zu helfen. Stößt Du meine Hand aber von Dir, so ziehe ich mich zurück und überlasse Dich Deinem Schicksal.“

In Alfred lochte das heiße Blut seiner Mutter. Er trat funkelnden Auges vor Ellen hin und hielt ihr die geballte Faust vor das Gesicht und rief ihr zu, sie solle schweigen.

Sie rührte sich nicht von der Stelle.

„Schlag zu!“ höhnte sie. „Vielleicht schlägst Du mich todt. Dann bist Du wieder frei! Das willst Du ja! Glaubst Du, ich habe nicht erkannt, wie sehr ich Dir zur Last bin, wie sehr Du meinen Tod wünschst? — Ich habe meine Rechnung mit Dir auch längst abgeschlossen; es freut mich,

daß ich es Dir endlich sagen kann. Es brannte mir seit Monaten auf dem Herzen. Oh, wie Du mich gequält hast, wie ich nach Rache dürstete! — Und nun, da Du es endlich weißt, wirst Du wohl darauf verzichten, mich an Deiner Stelle in den Tod zu schicken!”

„Ellen!“ flüsterte er drohend, vor Wuth zitternd.

Sie fühlte seinen heißen Athem auf ihrem Gesicht. Aber sie war tapfer.

„So schlag doch zu!“ wiederholte sie.

Es wurde ihm roth vor den Augen. Alles Blut schien sich in seinem Kopfe zusammenzudrängen. Wüthender Zorn machte ihn blind und wahnfinnig. Er konnte das höhrende, verhaßte Gesicht nicht mehr vor sich sehen . . . Hatte er es von sich gestoßen? . . . Was war geschehen? . . . Er wußte nicht, was er gethan hatte. Er erwachte plötzlich wie aus einer Betäubung, als er eine dunkle Gestalt stumm vor sich zusammenbrechen sah.

Er beugte sich über sie. — Sie röchelte schwer. — Nach einigen Secunden öffnete sie die Augen wieder und richtete sich ganz langsam empor. Sie näherte sich rückwärts gehend der Thür, die hellen Augen mit dem Ausdrud tödtlichen Hasses starr auf ihn gerichtet. Er blieb wie versteinert auf derselben Stelle stehen, wo er sie hatte fallen sehen — und gleich darauf war er allein im Zimmer.

Miss Hudson aber stieg schnellen und sicheren Schrittes, als sei ihr nichts Außergewöhnliches zugestoßen, die Treppe hinunter, ohne zu bemerken, daß der neue Kammerdiener, der aus dem leeren Gemach neben Alfreds Zimmer auf den Corridor getreten war, oben an der Treppe stand, ihr aufmerksam nachblickte, und, als die Thür sich hinter ihr geschlossen hatte, unhörbaren Schrittes die Haupttreppe hinuntereilte und das Schloß verließ.

In ihrem Zimmer angelangt, war Miss Hudsons erste Sorge, vor den Spiegel zu treten, und ihr Haar zu ordnen. Dann schellte sie und sagte mit leiser Stimme, um sich nach der Jose umzuwenden, die in der Nähe der Thür stehen geblieben war:

„Bestellen Sie dem Herrn Grafen, ich bäte ihn, mich für heut' Abend entschuldigen zu wollen; ich litte an einer heftigen Migräne und sei außer Stande, das Zimmer zu verlassen.“

Als sie wieder allein war, trat sie an das Fenster und schaute lange hinaus in die Nacht. Der Schnee lag wie ein ungeheures Leich über der Erde, und die alten Bäume des Parks streckten ihre kahlen Aeste wie Geisterarme hinaus in die stille, eisige Luft. Eine unheimliche Angst besiel sie. Sie wollte in das helle Zimmer zurücktreten; aber sie war an dem Platz am Fenster wie festgebannt. — Es schien ihr, als sehe sie dunkle Gestalten, die sich unter den Bäumen bewegten. — Ja, da war etwas, was sich dem Schlosse näherte! — Sie taumelte zurück, als hätte sie einen Geist erblickt. Ihre Augen irrten wild im Zimmer umher. Sie faßte sich jedoch schnell und stellte sich wieder an das Fenster. Sie mußte sich Rechenschaft

ablegen von dem, was sie dort drüben gesehen hatte: etwas Unheimliches, das sie mit Grausen erfüllte. — Ein Mann trat aus dem Dunkel der Räume hervor und ging langsam über den Hof. Ein Lichtstrahl fiel auf sein Gesicht. Sie erkannte den neuen Kammerdiener des Grafen und athmete auf, wie von einer furchtbaren Beängstigung befreit.

Sie setzte sich vor den Kamin. Sie war unruhig. Sie schien zu lauschen; dann blickte sie verstohlen nach der Thür, als erwarte sie, daß Jemand hereintrete; endlich versank sie in ein dumpfes Hinbrüten und blieb unbeweglich sitzen, die Augen auf das verglimmende Kaminfeuer gerichtet.

Ein leises Geräusch ließ sich plötzlich vernehmen, wie wenn man von draußen mit dem Finger vorsichtig an eine der Fensterscheiben gepöcht hätte. Sie sprang aufsezt in die Höhe, und ihre Augen richteten sich mit einem Ausdrück wilder Angst auf das Fenster. — Sie zauberte eine Secunde, dann durchschritt sie schnell das Zimmer und trat wiederum an das Fenster. — Tiefe, stille Nacht breitete sich vor ihr aus. — War sie verdammt, in Zukunft zu erzittern vor jedem Geräusch, von dem sie sich nicht sofort Rechenschaft ablegen konnte, vor jeder Erscheinung, die sie nicht auf den ersten Blick erkannte? — Sie neigte sich die Stirn mit kaltem Wasser und nahm den Platz vor dem Kamin wieder ein. — Aber sie konnte nicht zur Ruhe kommen. Jetzt war ihr, als stände hinter ihr Etwas, vor dem ihr graute. — Es konnte nicht sein. — Das Zimmer war leer, — sie mußte es. Aber dieses Bewußtsein genügte nicht, sie zu beruhigen. — Die Einsamkeit, die Todtenstille wurden ihr unerträglich. — Sollte sie zu Alfred hinaufgehen? Sollte sie sich mit ihm zu versöhnen suchen? — Ihm alles bekennen? — Alles? — Nein, das war unmöglich! Sie fühlte, daß sie fortan allein leben mußte mit ihren furchtbaren Gedanken, mit dem namenlosen Grausen, das ihr Herz wie mit eisiger Kälte füllte. — Was war das? — Sie blickte scheu über ihre Schulter nach dem Fenster. Stand dort nicht eine Gestalt, deren glanzlose, todt Augen auf sie gerichtet waren? — Sie konnte es nicht länger ertragen — sie wollte der Thür zu.

Da knarrten die Treppenstufen. Der Graf und Holde zogen sich in ihre Gemächer zurück. Ellen hörte deutlich, wie die Weiden von einander Abschied nahmen. Sie stand behutsam auf und trat wieder an das Fenster und beobachtete von dort aus das helle Licht, das in großen regelmäßigen Flächen aus den erleuchteten Fenstern auf die Mauer eines gegenüberstehenden dunklen Gebäudes geworfen wurde.

In Holdens Schlafzimmer wurde ein schwerer Vorhang herabgelassen, der das Licht nur spärlich und schwach durchdringen ließ. Bald erlosch es gänzlich. — Das junge Mädchen hatte sich augenscheinlich zur Ruhe begeben. Der Graf wachte noch. Ellen konnte an seinem Schatten, der sich übermenschlich groß auf der erhellten Stelle der Mauer abzeichnete, erkennen, daß er im Zimmer auf- und abging. Gleich darauf stand er still. Es erschien ein zweiter, kleinerer Schatten neben dem seinigen.

Ellen trat in ihr Zimmer zurück, und an der Wand hinschleichend, so daß ihr Körper keinen Schatten nach außen warf, näherte sie sich der Lampe, die sie auslöschte. Die beiden Schatten saßen sich jetzt gegenüber. Ellens Herz klopfte, als wolle es ihr die Brust zersprengen. — Wer konnte es sein, der zu nächstlicher Stunde den Grafen in seinen Privatgemächern aufsuchte? — Alfred allein! — Sie mußte hören, was er seinem Vater mittheilte. Und sollte es ihr Leben kosten, sie wollte es hören!

Sie öffnete leise die Thür ihres Zimmers und bemerkte, daß unten im Hause noch Licht brannte. Sie mußte warten, bis dort Alles zur Ruhe gegangen war. Nach einer halben Stunde waren endlich die Lichter ausgelöscht, und tiefe Stille herrschte im ganzen Schloß. Nur aus dem Zimmer des Grafen ließ sich eine Männerstimme vernehmen, die in fließender Rede, eintönig, ununterbrochen sprach.

Ellen zog sich die Schuhe aus und schlich aus ihrem Zimmer. — Nach wenigen Minuten schon huschte sie wieder hinein. — Unmittelbar darauf wurde auch das Zimmer des Grafen geöffnet, und in der Thür erschien der neue Kammerdiener mit einem Lichte in der Hand. Er warf spärende Blicke nach rechts und links; aber sein Auge konnte nichts Verdächtiges entdecken. Darauf trat er in den Salon des Grafen zurück, dessen Thür von dem scharfen Zuge im Corridor mit lautem Getöse hinter ihm zugeworfen wurde. Gleichzeitig wurde auch die Thür, die zu Ellens Zimmer führte und die nur angelegt gewesen war, behutsam geschlossen. — Hinter dieser Thür wurde die Lampe, die vorher ausgelöscht worden war, nicht wieder angezündet. Ellen traf im Dunkeln Vorbereitungen, um sich zur Ruhe zu begeben. Sie ging dabei mit eigenthümlicher Regsamkeit und Hast zu Werke. — Eine Pause trat ein. — Ein Stuhl wurde umgestoßen. Ein schwerer, schwingender Körper schlug mit dumpfem Geräusch zweimal gegen die Thür. Dann wurde alles still, und nichts regte sich mehr in Ellens Zimmer.

* * *

Draußen war der Sturm losgebrochen. Er rüttelte an den Thüren und Läden des Schlosses, als wollte er sie aufreißen, als wollte er aufdecken, was darin Schreckliches vorging. Er seufzte, er ächzte, er schluchzte: unheimlich wild, drohend, dann wieder winselnd, flehend Einlaß begehrend — aber Niemand achtete seiner Stimme; nur die Hunde im Zwinger ließen ein langgezogenes, klägliches Geheul vernehmen. — Gegen ein Uhr Morgens hatte das Unwetter seinen Höhepunkt erreicht. Ein wüthender Windstoß entwurzelte einen Baum, der Jahrhunderten getrockt hatte, der sich nun langsam dem Schlosse zuneigte, als grüßte er zum letzten Male das Haus, das er so lange beschattet, und der plötzlich, wie vor dem Anblick etwas Entsetzlichen, mit furchtbarem Krachen und Stöhnen zusammenbrach.

In Haldens Zimmer wurde es wieder hell, und bald darauf klopfte das junge Mädchen bei ihrem Vater an, um zu fragen, was vorgefallen

sei. Der Graf trat ihr in der Thür entgegen und geleitete sie nach ihrem Zimmer zurück. Es sei nichts, sagte er; sie solle nur ruhig schlafen. Aber er selbst sah bleich und verstört aus.

„Laß mich bei Dir bleiben, Vater,“ bat sie. „Ich habe Furcht. Es war mir, als hörte ich in meiner Nähe Aechzen und Wimmern.“

„Es ist nichts — Du hast geträumt — begieb Dich wieder zur Ruh', mein Kind.“

„Darf ich Luise rufen? — Ich habe Furcht, Vater!“

„Nein, nein! Warte auf mich, wenn Du nicht schlafen kannst. Ich komme bald zu Dir.“

Auch im Zimmer des Vicomte wurden Lichter angezündet, und Alfred beugte sich aus dem Fenster, daß er jedoch bald wieder schloß.

Guerre mit einer Laterne in der Hand und von seinem Hunde gefolgt, trat vor das Haus, um sich Rechenschaft von den Verwüstungen abzulegen, die der Sturm dort angerichtet hatte. Alles, was im Schlosse lebte, war aus dem Schlafe geschreckt. — Nur in Miß Hudsons Zimmer blieb es dunkel und still wie in einem Grabe.

IX.

Der Graf hatte die Mittheilung, Miß Hudson werde nicht zum Thee erscheinen, mit einer gewissen Befriedigung entgegengenommen. Ellens Gesellschaft, an die er seit Jahren gewöhnt war, störte ihn unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht; aber seitdem das Unglück hereingebrochen, seitdem René eines Verbrechens angeklagt, verhaftet worden war, fühlte der alte Graf, daß Miß Hudson doch nur eine Fremde sei, und daß ihre Gegenwart ihn verhinderte, so mit Isolden zu sprechen, wie es ihm um's Herz und in seinem großen Schmerze ein Bedürfniß war.

„Es ist gut,“ antwortete er dem Diener, der ihm Miß Hudsons Bestellung gegen zehn Uhr, einige Stunden bevor der verheerende Sturm losbrach, gebracht hatte. Daraus wandte er sich an Isolden, die damit beschäftigt war, den Thee zu bereiten, und sagte:

„Laß das, mein Kind — setz' Dich zu mir — ich fühle mich so allein.“

Isolde näherte sich langsam ihrem Vater. Zwei Schritte vor ihm blieb sie stehen, legte die Hände vor das Gesicht und brach in heftiges Weinen aus: in jenes convulsive, trostlose Schluchzen, das nur Frauen kennen.

„Mein armes Kind,“ sagte der Graf, „komm' zu Deinem Vater!“

Sie setzte sich, ohne die Hände von ihrem Gesicht zu nehmen, auf die Kniee ihres Vaters und legte den Kopf an seine Schulter. Er streichelte ihr zärtlich das Haar und sprach sanfte freundliche Worte zu ihr.

„Vater!“ jammerte sie, „ich kann es nicht ertragen; ich wollte, ich wäre todt!“

Er beugte sich etwas zurück, um ihr in's Gesicht zu sehen; aber sie hielt es ihm verborgen.

Er nickte traurig und bedeutungsvoll mit dem Kopf.

„Mein geliebtes Kind,“ sagte er, „weinst Du um den armen Gaston?“

Sie antwortete nicht, aber sie drückte ihren Kopf noch fester an seine Brust, und er sah an den Bewegungen ihrer Schultern, wie bitterlich sie weinte. Er schwieg, und nach einer Weile schien auch Isolde sich zu beruhigen. Sie stand auf, trocknete sich die Augen und sagte, ohne ihn anzusehen:

„Bieber Vater, ich möchte schlafen gehen.“

Er begleitete sie bis zur Thür ihres Zimmers, wünschte ihr dort eine gute Nacht und begab sich sodann in sein eigenes Gemach.

Unmittelbar darauf wurde bei ihm angeklopft, und Herr Vial trat in der ihm eigenthümlichen, geräuschlosen Weise in das Zimmer. Ein schwaches Lächeln flog über das abgehärmte Gesicht des Grafen, der freundlich sagte:

„Nun, Herr Vial, haben Sie wichtige Entdeckungen gemacht?“

„Ja, Herr Graf.“

Der alte Mann sah den Polizisten erstaunt an.

„Belieben Sie Platz zu nehmen,“ fuhr dieser fort. „Mein Bericht wird nicht kurz sein.“

Herr von Villers setzte sich und wies stumm auf einen Stuhl. Vial rückte diesen in die Nähe des Grafen, ließ sich nieder, ohne irgend welche Umstände zu machen, und begann sofort seine Erzählung, und zwar in dem ruhigen, deutlichen Ton eines geschulten Berichterstatters:

„Ich habe mancherlei zu melden, was Sie in Erstaunen setzen, mancherlei, was Ihnen peinlich sein wird, Herr Graf; deshalb will ich zunächst etwas Erfreuliches mittheilen: Der Mörder des Herrn von Miancourt ist entdeckt. Herr René de Villers ist an dem Verbrechen unschuldig. Ich habe nach Paris telegraphirt, um den Polizeipräsidenten von dem Sachverhalt in Kenntniß zu setzen. Ihr Sohn wird, nachdem einige kleine Formalitäten erfüllt sind, aus der Untersuchungshaft entlassen werden; möglicherweise können Sie ihn schon morgen hier begrüßen.“

„Gott sei gelobt!“ sagte der Graf. Er schwieg einen Augenblick, dann setzte er gerührt hinzu: „Ich habe Ihnen viel zu danken, Herr Vial.“

Er erhob sich und drückte dem Polizisten die Hand, was sich dieser ruhig gefallen ließ, und wobei er eine kurze Bewegung des Kopfes machte, gleichsam als wollte er sagen: „Es ist schon gut, bemühen Sie sich nicht weiter.“

„Ich möchte Sie um die Erlaubniß bitten,“ fuhr Vial laut fort, „Ihnen zunächst einen vollständigen Bericht über das, was ich hier in Erfahrung gebracht habe, zu erstatten. Ueber die Art und Weise, wie ich meine Kenntnisse gesammelt habe, werde ich Ihnen später, wenn Sie es wünschen sollten, Rede und Antwort stehen.“

Der Graf gab seine Zustimmung durch ein stummes Zeichen zu erkennen.

„Zwischen Ihrem Gutsnachbarn, Herrn Gaston von Miancourt, und Ihrem Fräulein Tochter,“ hub darauf Vial seinen Bericht an, „hat während

langer Jahre ein harmloses Liebesverhältniß bestanden. Die jungen Leute hatten sich als Kinder lieb gewonnen und die Verabredung getroffen, sich später zu heirathen. Für Fräulein Isolde war die Sache heiliger Ernst. Ich habe keinen Grund, anzunehmen, daß nicht auch Herr von Miancourt, eine Zeitlang wenigstens, vollständig aufrichtig war. Aber junge Männer halten sich im Allgemeinen nicht für verpflichtet, nur einer Dame den Hof zu machen, auch wenn sie fest entschlossen sind, sich schließlich mit dieser zu vermählen. Herr von Miancourt scheint in dieser Beziehung noch leichtfertiger gewesen zu sein, als die meisten seiner Altersgenossen. Fräulein Isolde beklagte sich oftmals darüber. Ihr Unwille nahm jedoch erst dann einen ernsten Charakter an, als sie zufälligerweise die Entdeckung machte, Herr von Miancourt habe ein Verhältniß mit Miß Hudson angeknüpft. Fräulein Isolde machte dem Ungetreuen Vorwürfe. Es kam zu einer heftigen Scene zwischen den Weiden, und ein offener Bruch würde bereits damals, vor etwa drei Jahren, herbeigeführt worden sein, wenn Herr von Miancourt, wie gewisse Leute es in solchen Fällen für ehrenhaft halten, nicht die Wahrheit abgeschworen und feierlichst versichert hätte, Fräulein Hudson sei unschuldig. Ihre Tochter glaubte ihm nur halb und beabsichtigte damals, Sie zu veranlassen, Miß Hudson aus dem Hause zu entfernen. Miancourt aber verstand es, seinen großen Einfluß auf Fräulein Isolde so auszubenten, daß diese, auf Grund allerhand romantischer Vorspiegelungen, einen Eid leistete, Miß Hudson unbehelligt im Besiß der Stellung zu lassen, zu der sie sich in Ihrem Hause emporgeschwungen hatte, und nichts zu sagen oder zu unternehmen, was ihr schaden könne. — Fräulein Isolde hat ihr Wort treulich gehalten, obgleich ihr dies manch harten Kampf gekostet hat.

„Miancourt und Miß Hudson sahen sich häufig. Nach einiger Zeit jedoch wurden die Miancourtschen Besuche der jungen Dame lästig. Sie hatte es nämlich vortheilhaft gefunden, ein zweites Verhältniß anzuknüpfen, und zwar mit Ihrem ältesten Sohne. Aber während sie Miancourt gegenüber keineswegs spröde gewesen war, gewährte sie dem Vicomte nicht die geringste Günstbezeugung, so daß dieser, der sich leidenschaftlich in sie verliebt hatte, ihr die Ehe versprach und sie, vor etwa anderthalb Jahren, heimlich heirathete.“

„Unmöglich!“ rief der Graf.

„Es ist genau so, wie ich zu berichten die Ehre habe,“ sagte Herr Bial. „Die Heirath dürfte in London vollzogen worden sein, wohin Fräulein Hudson sich vor anderthalb Jahren auf kurze Zeit unter dem Vorwande begeben hatte, sie sei an das Sterbebett eines nahen Verwandten berufen worden. Gewißheit habe ich mir über diesen Punkt nicht verschaffen können, da der Vicomte sowohl wie Miß Hudson keinerlei compromittirende Papiere umherliegen lassen. Daß Miß Hudson sich aber Vicomtesse de Willers nennt, das habe ich mit eigenen Ohren gehört. Ich belauschte das Paar während einer heftigen Scene, die vor wenigen Stunden zwischen ihnen stattgefunden hat.“

„Aber die Person ist häßlich, sie ist arm, sie ist nicht einmal liebenswürdig,“ fiel der Graf wieder ein.

„Sie ist ganz außerordentlich klug,“ entgegnete Vial, „das genügt in den meisten Fällen, wenn eine Frau es darauf angelegt hat, einen jungen Mann einzufangen. In dem vorliegenden Falle hat es genügt.“

Der Graf schlug die Hände zusammen und wiederholte ein über das andere Mal: „Unglaublich! unglaublich!“

Vial ließ ihm einige Minuten Zeit, sich wieder zu sammeln und fuhr dann fort:

„Ob die junge Ehe je eine glückliche gewesen ist, darüber fehlen mir Anhaltspunkte. Wahrscheinlich ist es, daß der Vicomte den von ihm gethanen Schritt bald bereute und dies seiner Frau deutlich zu verstehen gab; aber die Sache war nicht mehr rückgängig zu machen, so lange es der Vicomtesse gelang, ihr Verhältniß zu Herrn von Miancourt geheim und den Schein zu wahren, daß sie die eheliche Treue in keiner Weise verletzete. Es wird Ihren Sohn schon Mühe genug gekostet haben, seine Frau zu bewegen, die Verbindung geheim zu halten. Ich denke mir, daß Beide Ihren Zorn und eine Enterbung als Folge desselben fürchteten, und deshalb eine günstige Gelegenheit abwarten wollten, um Ihre nachträgliche Zustimmung zu der abgeschlossenen Verheirathung zu erlangen. — Einstweilen wurde jedoch Herr von Miancourt der jungen Frau von Willers mit jedem Tage unbequemer. Er frequentirte schlechte Gesellschaft, er war ein leichtsinniger Mensch; er war nicht etwa ein Gewohnheitstrinker, aber es passirte ihm nicht selten, bei fröhlichen Gelagen sehr aufgeräumt und bedenklich schwachhaft zu werden. Eine Unvorsichtigkeit seinerseits konnte genügen, um Miß Hudson für immer zu verderben. Sie versuchte vielerlei, um ihn aus dem Schlosse zu entfernen: sie wurde unliebenswürdig, zankfüchtig, sie heuchelte Eifersucht auf Fräulein Ffolde; schließlich, nachdem sie bereits seit einem Jahr verheirathet war, verlangte sie von Miancourt, er solle sie zu seiner Frau machen, und schwor, sie werde ihm oder sich das Leben nehmen, wenn er dies nicht thäte. Kurz, sie erschöpfte alle Mittel, die sie ersinnen konnte, um dem jungen Lebemann den Aufenthalt in Willers zu verleiden. — Miancourts Besuche wurden danach auch immer seltener; aber er blieb nicht ganz fort, und seine Anwesenheit erfüllte Miß Hudson jedes Mal mit tödtlicher Unruhe.“

„Wie Sie sich erinnern werden, speiste Herr von Miancourt hier zum letzten Male an einem Sonntag. Am Freitag vorher war er mit Miß Hudson heimlich zusammengetroffen, und diese hatte ihn bei der Gelegenheit wieder mit ihrer geheuchelten Eifersucht geplagt und von ihm verlangt, die Einladung zum Essen auf Sonntag nicht anzunehmen. Aber Herr von Miancourt war ein eigensinniger junger Mann, und trotz des Verbotes seiner Geliebten erschien er hier an dem bewußten Tage. Miß Hudson machte sich überall im Hause zu schaffen, um ihm aus dem Wege zu gehen. Dies reizte ihn nun, ihr nachzustellen, und es gelang ihm auch, sie auf einem Corridor

zu erfassen und sie — der Gefahr ausgesetzt, vom Vicomte überrascht zu werden — einen Augenblick allein zu sprechen. Am Abend trafen die Beiden wieder in Miß Hudsons Zimmer zusammen. Ich vermuthete, daß die junge Dame Herrn von Miancourt dies Rendezvous gegeben hatte, um ihn möglichst schnell abzufertigen, als er sie vor dem Essen in so compromittirender Weise behelligt hatte.

„Die Unterredung, die an jenem Sonntag Abend zwischen Miß Hudson und Miancourt stattfand, war entscheidend. Miß Hudson verschob bei der Gelegenheit ihre letzten Pfeile. Sie wollte an Miancourts Ritterlichkeit appelliren; sie vertraute ihm an, daß sie mit dem Vicomte verheirathet sei und beschwor ihren Geliebten unter Thränen, sie nicht unglücklich zu machen, und Willers, vorläufig wenigstens, ganz zu meiden. Gleichzeitig eröffnete sie ihm neue Perspektiven für die Zukunft: er möge nur abwarten, daß sie vor aller Welt Vicomtesse de Willers sei, dann solle er der liebste Gast in ihrem Hause werden. Der skeptische junge Edelmann schüttelte lächelnd den Kopf. Er wußte, daß Fräulein Hudson es mit der Wahrheit niemals genau nahm. Er kannte ihre lebhafteste Einbildungskraft, er hielt die ganze Heirathsgeschichte für eine Fabel, die nur erfunden war, um ihn aus einem Plaze zu verdrängen, den man dem Vicomte, als dem bequemeren und wohl auch reicheren Liebhaber, einräumen wollte. Aber es verletzete seine Eitelkeit, vom Vicomte aus dem Felde geschlagen zu sein, und er machte einige unzarte und boshafte Bemerkungen, die sie mit Wuth und Haß gegen ihn erfüllen mußten. Schließlich drohte er sogar, sich bei erster Gelegenheit mit dem Vicomte auszusprechen und befiegelte damit sein Schicksal. — Was in jenem Augenblick in ihrem Herzen vorging, darüber kann man nur Vermuthungen anstellen. Meiner Meinung nach sah die geängstigte Frau in dem unzuverlässigen Miancourt eine stete und suchtbare Gefahr für ihre ganze Existenz, und der Entschluß reifte plötzlich in ihr, ihn zu beseitigen. Sie änderte auf einmal den Ton, in dem sie bis dahin gesprochen hatte, und sagte: ‚Sehr wohl, sprechen wir nicht mehr davon.‘ — Er gab eine verletzende, leichtfertige Antwort, und es scheint, daß er gleich darauf den Versuch machte, sie zu umarmen, denn nach einer kleinen Weile sagte sie mit einem Anflug von Ungebuld: ‚Laß das heute.‘ Was er darauf antwortete, und sie dann noch sagte, blieb Ihrer Tochter, die sie belauschte, und deren ausführlichen Tagebuchauszeichnungen ich diese Unterhaltung entnommen habe, unverständlich. Wahrscheinlich versprach Miß Hudson Herrn von Miancourt, ihn am Dienstag Abend wieder zu empfangen.

„Meine Tochter sollte gelauscht haben?“

„Ja, Herr Graf! — Aber gestatten Sie mir zunächst, meinen Bericht zu vollenden.

„Die Zusammenkünfte zwischen der Vicomtesse und Miancourt fanden gewöhnlich in Miß Hudsons Zimmer statt. Sie gab ihm, durch ein Licht, daß sie an ihrem Fenster aufstellte, und daß von der Landstraße aus gesehen

werden konnte, ein Zeichen, wann er ohne Gefahr kommen konnte, und ließ ihn durch das Fenster eines der unbewohnten Hinterzimmer in das Schloß ein. Er bediente sich sodann der Hintertreppe, die im ersten Stock an ihrer Wohnung, im zweiten an der des Vicomte mündet, um unbemerkt zu ihr zu gelangen.

„Am Abend, an dem Miß Hudson das Verbrechen zu verüben beabsichtigte, wußte sie Herrn René und den Jäger Guerre aus dem Schlosse zu entfernen, indem sie den Jäger auf Jüge von Enten und Gänsen aufmerksam machte. Sie überzeugte sich sodann, daß der Vicomte, daß Sie und Fräulein Isolde zur Ruhe gegangen waren. Darauf gab sie ihrem Geliebten das verabredete Zeichen, auf das dieser am Schloßportal wartete, bewaffnete sich, und traf rechtzeitig an einer bestimmten Stelle der Parkmauer ein, um Riancourt, der einen ziemlich weiten Weg bis dahin zu machen gehabt hatte, in dem Augenblick niederzuschießen, als er die Mauer übersteigen wollte.“

Herr Vial machte eine Pause. Der Graf saß wie erstarrt da, keines Wortes mächtig.

„Miß Hudsons Schuld ist sonnenklar,“ fuhr Vial fort. „Ich werde sie um vier Uhr Morgens verhaften, um sie mit dem Halbjün-Uhr-Zuge nach Paris zu schaffen. Vorläufig habe ich mich versichert, daß sie im Schlosse ist, und Maßregeln getroffen, die es ihr unmöglich machen, sich der Verhaftung durch die Flucht zu entziehen. Das Schloß ist von allen Seiten von Gensdarmen umstellt . . .“

Er hielt plötzlich inne.

„Was war das?“ fragte er. „Ich hörte ein Geräusch.“

„Es wird der Wind gewesen sein.“

Herr Vial beruhigte sich dabei nicht. Er griff schnell nach einer brennenden Kerze und schritt der Thür zu, die er öffnete.

Im Corridor war es dunkel und still. Vial spähte nach rechts und nach links, ohne etwas Verdächtiges zu entdecken. Er trat wieder in das Zimmer zurück. Der scharfe Wind, der durch den langen Gang zog, erfaßte die Thür, die er mit lautem Geräusch zuschlug.

*

*

*

Auf Wunsch des Grafen fand in jener Nacht noch eine Unterredung zwischen Vial und dem Vicomte Alfred statt. Der Graf selbst begab sich zu seiner Tochter, die ihn kurz vorher, als der Sturm einen Baum vor dem Schlosse entwurzelt, gebeten hatte, sie nicht allein zu lassen. Der Bericht des jungen Mädchens bestätigte alles, was Herr Vial dem Grafen mitgetheilt hatte. Unter Thränen der Scham, der Reue, des Schmerzes erzählte sie, wie ihre Eifersucht zuerst durch unvorsichtige Blicke geweckt worden sei, die Gaston und Miß Hudson miteinander gewechselt haben. Eines Nachts, als sie vor Unruhe darüber nicht habe schlafen können und aufgestanden sei, um sich an das Fenster zu setzen, habe sie, als sie im Begriffe stand, einen

Mantel aus dem Schrank zu nehmen, plötzlich gehört, daß bei ihrer Nachbarin noch einer lebhaften Unterhaltung gepflogen werde. Sie sei sehr erstaunt darüber gewesen und habe zuerst ohne jede böse Absicht, unwillkürlich so zu sagen, gelauscht. Als sie aber Gastons Stimme erkannt und gehört, in welcher Weise dieser mit ihrer Erzieherin gesprochen, habe sie nicht mehr den Muth gehabt, sich zurückzuziehen, und erfahren, daß ihre schlimmsten Befürchtungen gerechtfertigt seien, daß Gaston sie schändlich verrathe. Ohne zu sagen, woher ihr Wissen komme, habe sie sich darauf mit diesem auseinandergesetzt und gänzlich mit ihm brechen wollen. Seine Schwüre hatten, im ersten Augenblick, ihr erschüttertes Vertrauen zu seiner Liebe wieder einigermaßen befestigt. Später war ihr klar geworden, daß er sie noch immer täuschte; aber sie wenigstens hatte treu bleiben, den heiligen Schwur des Schweigens nicht brechen wollen, und war so die stumme, ohnmächtige Zeugin ihres Elends geworden.

Von dem Verhältniß zwischen Ellen und Alfred hatte Isolde bis vor wenigen Tagen nur eine dunkle Ahnung gehabt, da die Zusammenkünfte zwischen den Weiden in Alfreds Zimmer stattfanden; dagegen hatte sie mit inniger Befriedigung bemerkt, daß Gastons Besuche bei Ellen immer feltener wurden, daß diese ihn mit Vorwürfen zu überhäufen pflegte, und auf sie, Isolden, eifersüchtig war. Sie hatte, trotz der bitteren Erfahrungen, die sie gemacht, ihr Herz nicht von Gaston abwenden können und immer noch gehofft, er werde seinen Irrthum einsehen, zu ihr zurückkehren und sie um Verzeihung bitten, die sie ihm von ganzem Herzen gewährt haben würde.

Auf die Frage des Grafen, weshalb sie nicht unmittelbar nach dem Tode Gastons zu ihrem Vater gekommen sei, um diesem Alles zu sagen, was sie wisse, erwiderte sie:

„Glaube mir, ich hätte es bald gethan. Ich sehnte mich danach, mich Dir anzuvertrauen; aber ich hielt es dem Todten gegenüber für meine Pflicht, mich zuvor des Eides entbinden zu lassen, den ich diesem geleistet hatte . . . ich war heute früh in der Kirche.“

Er sah sie etwas ungläubig an.

„D zweifle nicht an mir!“ flehte sie, „das wäre das größte Unglück, das mich noch treffen könnte.“

Sie stand schnell auf und holte von ihrem Schreibtisch ein zierliches Buch, dasselbe, welches Vial am Nachmittag so aufmerksam studirt hatte, und das von ihrer kleinen Handschrift bis zur letzten Seite beinahe angefüllt war.

„Dies ist mein Tagebuch,“ sagte sie, „dem ich seit Jahren Alles, was ich auf dem Herzen habe, anvertraue. Nies hier, was ich vor wenigen Stunden niedergeschrieben habe, ehe ich ahnen konnte, daß ich mich heute Nacht noch mit Dir aussprechen würde.“

Sie wies zitternden Fingers auf die letzten Zeilen, die in dem Buche standen:

„ . . . Was Abbé Lesson mir sagte, gewährt mir großen Trost. Ja, es giebt auch für mich Unglückliche noch Ruhe auf Erden! Morgen Abend werde ich kein Geheimniß mehr vor meinem Vater haben. Ich darf ihm nun Alles sagen, was mir das Herz schwer macht, und wenn er weiß, daß für mich kein Glück mehr auf Erden ist, so wird er mir nicht verbieten, in der Religion Trost und Ruhe zu suchen.“

Das war ein neuer Schlag für den alten, tiefgebeugten Mann. Isolde, sein Liebling, wollte in ein Kloster gehen — ihn verlassen. Er sah sie mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Traurigkeit an.

„Thue was Du willst,“ sagte er leise.

Er schwieg. Dann athmete er tief und schmerzlich auf. Isolde sah, daß die Augen, die ihr ganzes Leben lang immer nur mit Liebe auf ihr geruht hatten, feucht wurden, und daß zwei große Thrämentropfen auf die abgehärmten Wangen ihres Vaters fielen.

„Vater!“ sagte sie flehend.

Er schüttelte leise das Haupt und legte die Hand vor die Augen, als schäme er sich der Schwäche, die er gezeigt hatte.

Alles, was gut und edel in Isolden war, erwachte plötzlich in ihr und füllte ihr die Brust und wärmte ihr das Herz. Sie fiel ihm stürmisch um den Hals und rief unter Thränen:

„Ich verlasse Dich nicht! — ich bleibe bei Dir — bis in den Tod!“

* * *

Herr Vial hatte einige Schwierigkeit gehabt, sich um drei Uhr Morgens Eintritt bei dem Vicomte zu verschaffen, nachdem dies aber einmal geschehen war, seine Geschäfte mit Herrn Alfred schnell abgewickelt. Er hatte sich zunächst als ein Mitglied der Pariser Sicherheitspolizei zu erkennen gegeben und sodann, ohne auf die Blässe zu achten, die bei dieser Mittheilung das Gesicht des jungen Mannes überzogen, diesen durch wenige Worte belehrt, daß er von alle Dem unterrichtet sei, was der Vicomte noch als ein tiefes Geheimniß zwischen sich und seiner Frau betrachtete.

„Ich habe den Auftrag,“ waren Vial's Worte, „Ihre Gemahlin, die Vicomtesse de Dillers, zu verhaften. Sie steht in dem Verdacht, Herrn Gaston de Riancourt ermordet zu haben.“

Alfred taumelte einen Schritt zurück. Er war jedoch seit einigen Stunden auf das Schlimmste vorbereitet und gewann seine Fassung schnell wieder. Der Vicomte de Dillers durfte einem gemeinen Diebesfänger gegenüber keine Schwäche verrathen. Er maß Vial verächtlich vom Kopf bis zu den Füßen, was sich dieser ruhig gefallen ließ und durch einen dreisten Blick seiner unheimlich klugen Augen erwiderte, und sagte:

„Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß die Polizei heute nicht besser unterrichtet ist als an dem Tage, da sie meinen Bruder verhaften ließ. Aber ich habe nicht die Absicht, mich der Ausübung der gesetzlichen Macht zu widersetzen.“

„Davon ist gar nicht die Rede,“ sagte Herr Bial sehr von oben herab, in ganz anderm Tone als in dem er zum Grafen gesprochen hatte. „Ich wollte Ihnen nur, auf Wunsch des Herrn Grafen und einzig aus Rücksicht für diesen anheimstellen, die Vicomtesse de Willers auf ihre Verhaftung vorzubereiten.“

Alfred blickte nachdenklich in die Luft und sagte dann gleichgültig:

„Ich sehe nicht ein, welchen Nutzen es für die Vicomtesse haben könnte, wenn ich mich dieser peinlichen Mission unterzöge.“

„Ich auch nicht,“ antwortete Bial und machte kurz Kehrt.

„Einen Augenblick!“ befahl Alfred in herrischem Tone.

„Herr Vicomte de Willers,“ sagte Bial, und er sah jetzt finster und drohend aus, „Sie scheinen meine Stellung Ihnen gegenüber zu verfeuern. Ich habe in diesem Augenblicke, und bis Ihre Frau verhaftet ist, mehr in diesem Hause zu befehlen als irgend Jemand. — Nur aus Achtung vor Ihrem Herrn Vater stehe ich hier vor Ihnen und erbiete mich, bei der Verhaftung der Unglücklichen, die sich ihre Frau nennt, mit größtmöglicher Schonung zu verfahren. — Sonst habe ich kein Interesse zur Sache. — Also noch einmal: wollen Sie die Vicomtesse de Willers auf ihre Verhaftung vorbereiten — oder soll ich es thun?“

„Ich folge Ihnen,“ sagte Alfred finster.

Herr Bial nahm den Leuchter wieder zur Hand, mit dem er heraufgekommen war und den er beim Eintreten auf einen Tisch gestellt hatte und schritt geräuschlos voran. Der Vicomte folgte ihm. — Unten auf der Treppe erblickte er den Wachtmeister der Gensdarmmerie, der ihn verlegen grüßte. Als er vor Ellens Thür angelangt war, flüsterte Bial ihm zu:

„Treten Sie ein. Ich gebe Ihnen zehn Minuten Zeit.“

Alfred klopfte leise an. — Keine Antwort. — Er klopfte lauter. — Alles blieb still. — Er versuchte behutsam die Thür zu öffnen. — Sie war verschlossen. Er sah sich rathlos nach Bial um, der hinter ihm stehen geblieben war. Dieser, mit demselben unfreudlichen Ausdruck auf dem Gesicht, den Alfred heraufgeschworen hatte, trat hervor und schlug mit der geballten Faust gegen die Thür, so daß es im ganzen Schloß dröhnend widerhallte. Er wartete einige Secunden und versuchte dann den Schlüssel zu drehen, der von außen im Schloß steck.

„Die Thür ist von innen verriegelt,“ sagte er und schlug von Neuem dagegen, noch heftiger als zuvor.

Isoldens Zimmer wurde geöffnet, und der Graf trat auf den Gang. Hinter ihm, von der brennenden Kerze, die Bial auf den Fußboden gestellt hatte, schwach beleuchtet, erschien Isoldens bleicher Kopf. — Juno, Guerres Hündin, kam in wilden Sätzen die Treppe heraufgesprungen, um zu sehen, was zu so ungewöhnlicher Stunde im Schlosse vorgehe. Sie blieb leise knurrend an der Thür zwischen Bial und Alfred stehen. Gleich darauf

zeigte sich auch das sorgenvolle Antlitz des alten Jägers Guerre. Niemand sprach.

Wial klopfte noch einmal und wartete noch eine Secunde auf Antwort. Dann trat er zwei Schritte zurück, und, den linken Arm gegen seine Brust drückend gab er mit seiner mächtigen Schulter einen kurzen, harten, kunstgerechten Stoß gegen die Thür, die sich, aus dem Schloß gesprengt, krachend öffnete und gleich darauf, schnell und geräuschlos, wieder schloß.

Wial legte die Hand auf die Klinke und drängte die Thür zurück. — Er fühlte einen Widerstand, wie wenn ein todt's Gewicht auf der andern Seite die Thür zuzöge.

„Herr Graf!“ sagte er schnell, „Gnädiges Fräulein! Entfernen Sie sich! — Wachtmeister, hierher!“ rief er sodann im Tone eines Befehlshabers. — Er drückte sich, von dem Gensdarmen gefolgt, durch die halbgeöffnete Thür, die unmittelbar hinter den Weiden wieder zufiel.

* * *

Die Erinnerung an die tragischen Ereignisse, die sich in Villers zuge tragen hatten, verschwand schnell aus aller Gedächtniß. Holde sogar, deren Trauer am tiefsten gewesen war und am längsten gewährt hatte, erwachte, nachdem ein Jahr dahingegangen war, zu neuem Leben und zu neuen Hoffnungen. — Der Einzige, der die Ermordung Riancourts nicht vergessen und nicht verschmerzen konnte, blieb schließlich Herr Doucet, dessen Protokoll weder gedruckt noch besprochen wurde, und der immer nur mit bitterm Ingrimm von „jener Person“ — Miß Subjon — sprechen konnte, deren „seiger Selbstmord“ das Gerichtsverfahren vereitelt hätte, und die er dafür verantwortlich machte, daß er „in seinen Jahren, bei seinen Verdiensten“ noch immer nicht Ritter der Ehrenlegion wäre.





Die neue Erziehung.

Zur Säcularfeier Friedrich Fröbels.

Von

Gottbold Kreyenberg.

— Merlohn. —

I.

In seinen Reden an die deutsche Nation vergleicht F. G. Fichte den Reformator der Pädagogik, Heinrich Pestalozzi, mit dem andern gewaltigen Reformator Martin Luther. Beide, sagt er, hat eine allmächtige Liebe für das Volk zu ihrem Werkzeuge gemacht, nur in einer andern Epoche und in anderer Beziehung. Neuerdings wird viel zu wenig hervorgehoben, daß Pestalozzi zu seinen weltbewegenden Ideen über Erziehung und Unterricht durch das Mitgefühl kam, welches er für den in leiblichem und geistigem Elende schmachtenden Theil der Menschheit empfand. Ihn jammerte die Masse in ihrer Verkommenheit, und er griff die Besserung frisch und fröhlich an! Er half gerade in den untersten Schichten mit seltenster Aufopferung und der Einsetzung seiner vollen, die Jünger mit sich fortreisenden Persönlichkeit. Zu Neuhof und Stanz, sowie eigentlich auch später in Burgdorf und Yverdun, entzündete er ein Feuer, das nur die nächste Umgebung zu erhellen und erwärmen bestimmt war. Seine Schüler aber trugen die Brände geschäftig in alle Laude, und dieselben wurden Leuchten für die ganze civilisirte Welt. Was Goethe von der Geschichte sagt, daß das Beste an ihr die Begeisterung sei, welche sie erregt, gilt in vollem Maße auch von der Pädagogik. Freilich darf diese nicht auf den Buchstaben schwören, sie darf auch nicht künfteln wollen. Ihr Quell muß aus dem frischen Leben selber sprudeln.

Pestalozzi faßt, wie Viele vor ihm, die Hebung des Menschen in sittlicher und geistiger Hinsicht in's Auge. Er gebietet aber über eine neue Zauberformel für das menschliche Denken, sie heißt „Anschauung“. Nicht als ob er allein die Forderung gestellt hätte, das Princip der Anschauung im Unterrichte durchzuführen! Auch hat er das Zauberwort keineswegs zuerst gefunden;

denn Männer wie Jean Jacques Rousseau, Amos Comenius und Baco von Verulam empfahlen sie längst vor ihm. Sein nie zu bestreitendes und unsterbliches Verdienst dagegen ist, in einer für alle Zeiten mustergerichtigen Weise gezeigt zu haben, wie dieses Princip im Unterricht Leben und Bewegung gewinnen könne.

Pestalozzi's System ist jetzt eine große Heerstraße geworden, auf welcher der elegante vierspännige Landauer und das bescheidene Bauernwägelchen friedlich neben einander fahren. Hat indeß der Weise von Yfferten wirklich sein Ziel erreicht? Ist ihm in der That gelungen, den ganzen Menschen sittlich wie geistig für alle Zukunft zu befreien? Bei aller Achtung vor dem Geiste und der Geschicklichkeit Pestalozzi's muß jeder unbefangene Beurtheiler dies verneinen. Wir sind weit davon entfernt, in den Chor Derjenigen einzustimmen, die trotz des anscheinenden Wachsthums und der Ausbreitung geistiger Bildung nur einen Rückschritt der allgemeinen Sittlichkeit in unserm Volke wahrnehmen! Wäre derselbe in Wahrheit vorhanden, so müßte er ganz anderen Ursachen zugeschrieben werden. Die Streitfrage der Akademie von Dijon, ob der Fortschritt der Wissenschaften und Künste dazu beigetragen hat, die Sitten zu verderben oder zu reinigen, — taucht in der Culturgeschichte und Pädagogik von Zeit zu Zeit ja immer wieder auf. Eine andere Frage aber ist: Steht das Erziehungssystem Pestalozzi's wirklich als ein fertiges und vollendetes Gebäude da, an welchem kein Stein mehr fehlt, oder waren und sind noch Baumeister berufen, um weiter zu bauen? Es scheint, daß Pestalozzi und noch mehr seine Jünger in der spätern Zeit ihres Wirkens fast ausschließlich Werth auf das schulpflichtige Alter gelegt haben. Soll aber nach einem alten pädagogischen Satze nicht die Erziehung des Kindes bereits in der Wiege anjargon? Wie scharfsinnig bemerkt Jean Paul Fr. Richter, daß der Charakter des Kindes bis zum vierten Lebensjahre entschieden sei.

Wieder ist es der alte Comenius, welcher hierzu schon fruchtbringende Andeutungen macht. In seinem wohldurchdachten Erziehungsplane nimmt die sogenannte „Mutterchule“ eine hervorragende Stelle ein. Ihm ist mit nur einer vernünftigen Pflege des Körpers beim kleinen Kinde keineswegs genug gethan. Auch die Sinne sollen an der Außenwelt genährt und dadurch gekräftigt, der Geist soll schon geweckt werden. Die Mutter, meint er, müsse das ganz kleine Kind in zunächst allerdings sehr bescheidene Vorkenntnisse der Wissenschaft und Kunst einführen: Lerne es seine eigenen Gliedmaßen kennen, so ist dies der Anfang zur Anthropologie. Unterscheidet es Wasser und Erde, Luft und Feuer, Regen, Schnee und Eis, Steine, Pflanzen und Thiere, — bemerkt es den Wechsel von Licht und Finsterniß, geht die Verschiedenheit der Farben nicht spurlos an ihm vorüber, so ist der erste Grund zur Physik gelegt. Die Mutter zeigt ihm Sonne, Mond, sowie Sterne und pflanzt den ersten Keim der Astronomie. Die Heimathkunde beginnt bei dem Bettchen und der Stube und umfaßt noch den Hof und die Felder. Das Kind erinnert sich, was heute, gestern oder vor einigen Tagen geschehen ist; dadurch wird

sein Sinn für die Geschichte geweckt. Das Rechnen beginnt mit dem Zählen, die Grammatik mit der deutlichen und fehlerfreien Aussprache der Wörter und Silben. Für die Moral und Ethik sind die Eltern in ihrem eigenen Wesen die leuchtenden Vorbilder! —

Diesen Andeutungen fehlt es jedoch an der Hauptsache, nämlich der stofflichen Verarbeitung. Sie können einer genialen Mutter Alles sein, bei einer andern verhallen sie ohne Wirkung!

Auch Pestalozzi ist über die erste Kindheit durchaus nicht gedankenlos hinweggeeilt. Seine eigenen Worte sind: „Nothwendig ist, die Kinder von der Wiege auf zum ununterbrochenen Gebrauche ihrer Kräfte und Anlagen zu bilden, ihre überlegte und ersünderische Thätigkeit zu beleben und ihnen besonders eine Ausharrung, Anstrengung und Gewandtheit in den täglichen Erfordernissen ihres Berufslebens gleichsam zur zweiten Natur zu machen“. Selbst noch ein Jahr vor seinem Tode forschte er nach den einfachsten Mitteln, durch welche „die Kunst das Kind von der Wiege bis in's sechste Jahr im häuslichen Kreise erziehen kann.“

Allen indeß ist nicht Alles gegeben. Pestalozzi's weltgeschichtliche Bedeutung liegt auf einem ganz andern Gebiete. Was er für die Erziehung des Kindes vor der Schulzeit geahnt und zum Theil angedeutet hat, — Friedrich Fröbel hat es „geleistet“, hat es in einer völlig originellen Weise durchgeführt. So steht die Kindergärtneri in gewissem Sinne auf den Schultern Pestalozzi's, aber sie ist in ihren Grundbedingungen doch ganz neu und verschieden von seinem System. Erstens sind die Mittel und Wege, welche Friedrich Fröbel zur Bethätigung seiner Lehre wählte, andere und höchst eigenthümliche. Dies hat darin seinen Grund, daß zweitens die Grundidee, welche ihn leitet, indem er das Wesen sowohl des ganzen Menschen wie des Kindes zu erfassen strebt, eine wenn auch nicht tiefere, so doch umfassendere als bei Pestalozzi ist. Fröbel, von dem wir nicht hören, daß ihn die Barmherzigkeit zur Pädagogik gebracht habe, wollte eine Erziehungsreform an der Wurzel des Menschheitsbaumes! Ihm schwebte eine ganz neue allgemeine Menschenbildung vor. Er ist indeß nicht über die erste Stufe hinausgekommen; denn es gehörte schon ein volles Menschenleben und Menschenwirken dazu, um den Bau der Erziehung auch in den ersten Kinderjahren durch Denken, Lehre und Erfahrung aufzurichten. Pestalozzi begann mit der Praxis und hörte mit der Theorie auf; Fröbel fing mit der Theorie in seiner „Menschenziehung“ an und endete mit der Praxis im Kindergarten!

Daß Friedrich Fröbel seine Mission, ähnlich wie Pestalozzi, mit Aufopferung aller seiner Kräfte und trotz der widrigsten Verhältnisse sowie unverständigsten Anseindungen bis zu seinem Lebensende ausgeübt hat, — diese Dornenkrone ist sein Immortellenkranz!

Zu diesem und noch einem zweiten wichtigen Punkte herrscht völlige Uebereinstimmung zwischen den beiden Reformatoren.

Beide legten vertrauensvoll ihr Werk in die Hände der Frauen!

„Ich will“, sagt der Altmeister geradezu, „die Bildung des Volkes in die Hand der Mütter legen!“ Beredte Commentare hierfür liefern sein „Lienhard und Gertrud“, „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ und vor Allem das „Buch der Mütter“, welches viele Nachahmungen erfuhr! Wenn er trotzdem mehrere Erziehungsinstitute begründete, so liegt darin kein Widerspruch mit obigem Worte. Er wollte die Thätigkeit der Mutter durch seinen Anschauungs-Unterricht nur unterstützen und ergänzen, damit die Kraft auch des reiferen Knaben und Mädchens naturgemäß und allseitig entwickelt würde. Bekannt ist, daß er von der öffentlichen Erziehung, welche Fichte als untrügliches Heilmittel der deutschen Nation warm empfahl, eigentlich blutwenig hielt.

Und Fröbel? — Er ist der erste Pädagog, welcher nicht nur die gleichberechtigte Theilnahme der Frauen an den erzieherischen Bestrebungen rückhaltlos anerkannte, sondern ihnen sogar auf seinem Gebiete mehr Raum zugestand als den Männern. Aus diesem Grunde könnte man ihn nicht mit Unrecht den Pädagogen „der deutschen Frauenemancipation“ nennen, dieses Wort jedoch in seinem unschuldigsten und edelsten Sinne aufgefaßt. Ist nicht der Beruf der Kindergärtnerin ein völlig moderner und beliebter, so daß schon Tausende von jungen Damen ihn ausüben und sich darin glücklich fühlen? Der Wunsch der Kindergärtnerinnen muß jedoch sein, daß auch die gesammte Frauenwelt, in erster Linie die Mütter, den Fröbel'schen Erziehungsgrundsätzen fernerhin nicht fremd bleiben. Unter schlichtem Kleide birgt sich hohe Weisheit! Viele Mühe, Sorge und mancher Kampf im Leben würde sowohl Eltern wie Kindern erspart bleiben, wenn die Lehre immer mehr in die Häuser und Familien dränge und dort festen Fuß faßte. Die Frauen sollen Bundesgenossinnen der neuern Pädagogik werden und ihren Erziehungsberuf als ein ihnen von Gott verliehenes Priesteramt treu verwalten. Begeistert fordert sie Fröbel selber dazu auf: „Das Geschick der Völker liegt weit mehr in den Händen der Frauen, vor allen der Mütter“, äußert er einmal, „als in denjenigen der Mächtigen der Erde. Noch weniger liegt es bei denen, die auf Reuerung oder gar Umsturz sinnen. Deshalb aber müssen wir die Erzieherinnen des Menschengeschlechtes bilden; denn ohne diese kann die neue Generation ihre Aufgabe nicht erfüllen. Die Frauen sollen erkennen, daß Kindheit und Kindheitspflege, Weiblichkeit und Frauenleben unzertrennlich verbunden sind, ja, daß sie Eins ausmachen! Gott und die Natur haben die Behütung der jungen Menschenpflanze in die Hand der Frauen gelegt“. Bis jetzt konnte das weibliche Geschlecht nur eine mehr oder weniger passive Rolle in der Menschengeschichte übernehmen, weil die großen Kämpfe und die politische Organisation der Völker für ihre Kräfte nicht geeignet waren. Die gegenwärtige Culturstufe fordert nichts dringender als allgemeinste Bildung, nämlich Bildung einer jeden Menschenkraft für die Werke des Friedens, für die Arbeit höherer Civilisation. Die Bildung der Einzelnen aber — und

damit die Bildung des ganzen Volkes — hängt zum großen Theile von der frühesten Kindespflege ab. Deshalb haben die Frauen die wichtigste Hälfte der Zeitaufgaben zu übernehmen, als Hälfte der Menschheit eine Aufgabe, welche die Männer nicht zu lösen vermögen. Soll nur die eine Hälfte der Arbeit vollbracht werden, so kann das Ziel, welches unserer, wie jeder Zeitepoche, gesteckt ist, nicht erreicht werden. Als Erzieherinnen der Menschheit haben die Frauen gegenwärtig das Höchste zu leisten, nachdem sie bis dahin fast nur die leiblichen Mütter der Menschheit gewesen sind. — —

Wer war nun Friedrich Fröbel?

II.

In Oberweißbach, einem freundlichen Dorfe des Thüringer Landes, im Weltreich Schwarzburg-Rudolstadt, prangt am dortigen Pfarrhause, welches etwas eingengt liegt und keineswegs prätenförs dreinschaut, eine schwarze Marmortafel. Sie trägt in vergoldeten Buchstaben die Inschrift:

Hier wurde am 21. April 1782

Friedrich Fröbel,

der Begründer der Kindergärten, geboren.

Der Allgemeine Fröbelverein.

Ober-, Mittel- und Unterweißbach befinden sich in einem Seitenthale des romantischen Thales der Schwarzza. Melodisch fällt ein kleiner Fluß in dieses schäumende Gebirgswasser, „Lichte“ genannt. So kann man sagen, Friedrich Fröbel ward am „Lichte“ geboren.

Der berühmte englische Socialreformer und Philanthrop, Robert Owen, der sich auch um die Kinderschulen hochverdient gemacht hat, sagt, daß der Mensch ein Kind der Verhältnisse sei. Friedrich — mit all' seinen Vornamen Friedrich Wilhelm August — war einer der Söhne des namentlich für thüringische Verhältnisse, wo der Nationalismus zu Hause sein soll, sehr orthodoxen Pfarrers Johann Jakob Fröbel. Jedoch bekümmerte sich der Vater wenig um die Erziehung seiner Kinder. Viele Amtsgeschäfte in seinem großen Sprengel, der ein halbes Duzend Ortschaften umfaßte, mügen ihn zum Theil daran behindert haben. Er hielt nur auf strengen Kirchenbesuch. Friedrich hatte das fromme Gemüth seines Vaters geerbt. Es wird erzählt, daß er stets mit gläubigem Sinn den Predigten desselben gefolgt ist und erfreut war, wenn er die oft schwer verständlichen Bilder und Gleichnisse darin richtig ausgelegt hatte. Sollte aus dieser ihm dergestalt eingeimpften Vorstellungsweise seine später übertriebene Neigung zur Symbolik zu erklären sein?

Leider hatte Fröbel seine Mutter schon verloren, als er noch kein Jahr alt war. Die erste Zeit seiner Kindheit wurde er der Sorge unwissender Mägde überlassen. Nach vier Jahren ging sein Vater eine neue Ehe ein. Die Stiefmutter, für welche es charakteristisch ist, daß sie den Knaben nur

immer mit „Er“ anredete, scheint ihn nicht mit allzu großer Liebe behandelt und hinter dem eigenen Kinde zurückgesetzt zu haben. Aus diesem Umstande erklärt sich ein anderer eigenthümlicher Zug Fröbels. Wie sollte eine Natur, gleich der seinigen, den Mangel an Liebe und die Vernachlässigung besonders in der ersten Kindheit nicht tief empfunden haben? Dieser Stachel, den er nie verwunden konnte, mag ihn später um so schärfer angetrieben haben, die ihm bestimmte Aufgabe zu lösen und sein warmes Herz den Kinderseelen zu öffnen.

Bei der aus Sorglosigkeit und Strenge sonderbar gemischten Erziehung war den Pfarrkindern verboten, sich lustig in Feld und Wald zu tummeln. Sie wurden in die Grenzen des geistlichen Gehöftes gebannt. So schloß sich Friedrich schon als Kind ab und war oft allein. Hieraus erklärt sich sein edliges, ungelenttes Wesen und seine spätere Unbeholfenheit, vornehmlich auch im mündlichen und schriftlichen Gedankenausdruck. Seine Schriften sind zum Theil schwerfällig, dunkel und für ein größeres Publikum beinahe ungenießbar. Auch in seiner späteren Jugend fühlte er sich weniger von seinen Genossen, als von der Natur angezogen. Sie stieß ihn nie von sich. Zu ihr eilte er, als einer Trostspenderin, und sie begleitete ihn mit ihrer immer gleichen Liebe durch das ganze Leben. Sie blieb ihm buchstäblich bis zum letzten Athemzuge treu; denn er hauchte seinen Geist im schönen Sommer, als die Natur ihr Festkleid angelegt hatte, in der Nähe des geöffneten Fensters aus!

Großgezogen wurde diese Vorliebe, als ihn 1792 ein Bruder seiner verstorbenen Mutter, auch ein Geistlicher, aber milderer Schläges, — Superintendent Hoffmann, — in dem an Naturschönheiten reichen Stadtilm zur weiteren Erziehung bei sich aufnahm. Der Hauptgrund war, daß der mütterliche Verwandte bei einem Besuche in Oberweißbach die dortigen, für die Entwicklung des Knaben sehr ungünstigen Verhältnisse klar durchschaut hatte. Nun öffnete sich dem Knaben eine ganz neue Welt!

An der Ilm entlang, besonders nach Kranichfeld und Berka zu, erstrecken sich prächtige Tannenwäldungen, in welchen der Knabe oft umherstreifte. Zu Stadtilm besuchte er auch die Stadtschule und setzte den in seinem Heimathdorfe begonnenen Schulunterricht fort. Erwähnt mag werden, daß ihn sein Vater aus einem äußeren Grunde dort zu dem Mädchenlehrer gegeben hatte. Die in der wohlgeordneten Klasse herrschende Zucht und Sittigkeit sprach ihn sehr an, und er lernte namentlich gern in Gemeinschaft mit den älteren Mädchen. Nührt aus diesem Umstande vielleicht seine Geneigtheit im späteren Leben her, vor Allem auch das weibliche Geschlecht für seine Erziehungs Ideen zu gewinnen?

Die Liebe zur Natur und die Leidenschaft für den Wald führte ihn in noch unklarer Vorahnung seiner eigentlichen Bestimmung darauf, einmal ein Oekonom oder Forstmann zu werden. Nachdem Friedrich in Stadtilm confirmirt worden war, that ihn denn auch der Vater, ganz mit dem Willen des Knaben, zu einem Förster recht mitten in den Thüringer Bergen, nach Neuhaus,

in die Lehre. Die Ausbildung sollte eine möglichst vielseitige sein und der Jüngling deshalb auch Unterricht in der Geometrie, im Feldmessen, in der Forstkultur u. s. w. erhalten. Hatte er doch von früh auf für die Mathematik ein ausgesprochenes Talent gezeigt. Der Lehrherr that aber seinem Zögling gegenüber wenig für seine Schulbildung; hätte Friedrich im Hause nicht gute Bücher gefunden und sich an diesen weitergebildet, er wäre eher zurück als vorwärts gekommen. So kehrte er mit keinem großen praktischen Gewinn in's Vaterhaus zurück. Durch den geistigen Genuß aus den Büchern war aber ein anderes Verlangen in ihm rege geworden.

Zu Jena studirte damals einer seiner Brüder Medicin. Der Zufall wollte, daß an diesen eilig eine Geldsendung abgehen mußte. Bei den damals mangelhaften Verkehrsmitteln erschien das Gerathenste, mit derselben Friedrich zu betrauen. In gehobener Stimmung zog dieser nach Jena. Das frische Leben der Akademiker behagte ihm so, daß der Vater gebeten wurde, ihn bis zum Schluß des Sommersemesters dort zu lassen. Und als Friedrich in die Pfarre zurückkehrte, stand sein Entschluß fest, auf der Universität weiter zu studiren.

Der Vater willigte ein, weil Friedrich ihm dadurch keine besonderen Kosten verursachte. Das Studium sollte nämlich von dem kleinen mütterlichen Erbtheil bestritten werden, welches der Vormund auch willig auszahlte. Er ließ sich bei der alma mater als Student der Cameralia inscribiren. Die Collegien wurden auch eifrig besucht, und sein Streben hätte wohl einen guten Fortgang genommen, wäre er nicht durch seine Gutmüthigkeit zu einem dummen Streiche verleitet worden. Sein Bruder ließ Geld von ihm, und als später Friedrich seinen Speisewirth nicht bezahlen konnte, mußte er — les battus payent l'amonde — auf neun Wochen in's Carcer wandern. Zu Hause aber stritten Vater und Vormund, wer ihn auszulösen hätte. Nach beendeter Kerkerhaft kehrte er in seine Heimath zurück und hatte hier noch den Spott der Stiefmutter über sein Fiasco zu erdulden.

Nun folgt für den jungen Dulder eine Odysee in geistiger und beruflicher Beziehung. Er las manches Buch und erging sich auf den verschiedensten Wissensgebieten, aber ohne rechten Plan. Dann finden wir den neunzehnjährigen Jüngling als praktischen Landwirth bei Verwandten auf einem Gute unweit Hildburghausen, aus welcher Thätigkeit er wieder abberufen wurde, um seinen Vater bei dessen Amtsarbeiten zu unterstützen, da dieser in der letzten Zeit oft kränkelte. Bald darauf, 1802, starb auch der alte Pfarter. Nun sah es in der Welt noch liebeleerer für Fröbel aus als früher, denn kurz vor seinem Tode hatte des Waters Herz sich ihm mehr zugewandt. Noch in demselben Jahre trat Friedrich als Actuar in ein bischöfliches Rent- und Forstamt bei Bamberg ein. Die mäßigen Geschäfte seiner Stellung ließen ihm zu weiteren Studien und nützlichen Ausflügen in die prächtige Umgegend genug Muße. 1803 begab er sich nach Bamberg selber, um dort an der Landesvermessung Theil zu nehmen und wurde als Kartenzeichner bei einem der Regierungs-

geometer angestellt. 1804 ist er auf einem Gute in der Pfalz, wo er den Auftrag hatte, das Rechnungswesen in Ordnung zu bringen. Im Frühling des nämlichen Jahres wird er Privatsecretär eines mecklenburgischen Adligen. So sehen wir ihn in den mannigfachsten Lebensverhältnissen und nebenher mit dem Studium aller möglichen Bücher beschäftigt, wobei ihn allerdings immer das Streben leitet, sich recht allseitig auszubilden. Er wollte, wie er schon damals sagte, durch die Erkenntniß des Kleinen zur Erkenntniß des Großen gelangen, durch den „Mikrokosmos den Makrokosmos“ begreifen lernen. Mit nicht unbedeutenden Kenntnissen auch im Baufache ausgerüstet, hatte er die Absicht, sich in diesem Zweige zu vervollkommen und damit ein gründliches Studium der Mathematik zu verbinden. Auf den Rath eines Freundes war Frankfurt a. M. zu diesem Zwecke ausersehen, und er träumte sich schon als künftiger Architect. Eine Erbschaft, die ihm von Seiten seines Onkels in Stadtilm unerwartet zufließt, gab ihm die Mittel zur Verwirklichung seiner Pläne. In Frankfurt offenbarte ihm eigentlich mehr ein Zufall seine wahre Bestimmung. Der Umstand, daß er, um seine Einnahmen zu vermehren, Unterricht erteilte, welcher ihm großes Vergnügen gewährte, und die freundschaftlichen Beziehungen, in die er zu dem Director der Frankfurter Musterschule, Gruner, trat, brachten ihn auf den Gedanken, sich ganz dem Lehrfache zu widmen. Die Worte Gruners, den er um Rath fragte, waren für Fröbel entscheidend: „Geben Sie das Baufach nur auf“, sagte dieser, „es ist nichts für Sie! Werden Sie Erzieher! In unserer Schule fehlt ein Lehrer; schlagen Sie ein, so soll Ihnen die Stelle werden!“

So betrat er denn die neue Laufbahn als Lehrer. Einer der Collegen an dieser Schule war ein Schüler Pestalozzis gewesen. Auch Gruner hatte sich einige Zeit in Burgdorf aufgehalten und darüber eine Schrift herausgegeben. Durch diese mehrfache Anregung entstand in Fröbel, der sich in seinem neuen Lebensberufe von Anfang an so heimisch fühlte, als wäre er immer Lehrer gewesen, bald der Wunsch, Pestalozzi selber kennen zu lernen. Er unternahm schon im Spätsommer desselben Jahres eine Wanderung in die Schweiz und verweilte bei Pestalozzi, diesmal nur kurze Zeit. Merkwürdig ist der Ausspruch, welchen der große Reformator dem jungen Freunde zum Abschied in das Stammbuch schrieb: „Der Mensch bahnt sich mit der Flamme des Denkens und mit dem Funken des Redens den Weg zu seinem Ziel. Aber er vollbringt diesen Weg, er vollendet sich selber nur durch Schweigen und Thun!“

Erntete nach der Rückkehr Fröbel durch seine Thätigkeit an der Anstalt in Frankfurt vorzüglich wegen seines lebendigen und immer an das Naturgemäße sich haltenden Unterrichts bei Eltern und Vorgesetzten reichen Beifall, so erschien ihm im Grunde die Wirksamkeit eines Erziehers doch schon damals höher und edler, als die nur eines Stundenlehrers, dessen Einfluß stets ein beschränkter sei! Als sich sein Verhältniß zu Gruner nach ungefähr zwei Jahren löste, übernahm er daher 1807 eine Stelle als Erzieher dreier Knaben

in der Familie des Herrn von Holzhausen zu Frankfurt a. M. Hier nun begann er schon nach den ihm eigenthümlichen Grundfäßen, indem er besonders den Thätigkeits- und Darstellungstrieb seiner Zöglinge erfolgreich weckte, zu unterrichten oder vielmehr anzuleiten. Ein günstiger Umstand war, daß die Stadt mit ihren Zerstreuungen und sonstigen Hindernissen ihm nicht hemmend in den Weg trat. Die Erziehung geschah auf einem Gute in der Nähe von Frankfurt, die Debe genannt. Aber theils das Bewußtsein, wie wenig er wegen seines Mangels an positiven Kenntnissen im Stande war, den Unterricht auf der höheren Stufe zu ertheilen, theils das erklärliche Verlangen, in das Leben und Treiben der Pestalozzi'schen Anstalt durch einen längeren Aufenthalt tiefer einzudringen, veranlaßte ihn, seine drei Zöglinge bereits im Jahre darauf mit Zustimmung der Eltern Pestalozzi zuzuführen. Er wollte dort am Heerde der neuen Ideen, so weit es ging, weiter lehren, namentlich aber auch weiter lernen!

Die Einwirkung der Pestalozzi'schen Erziehungsmethode und ihrer glanzvollen Ausführung in Yverdun auf den Geist Fröbels läßt sich in kurzen Worten kaum schildern. Zweierlei möge hervorgehoben werden. In der Anstalt wurde zu viel auf das Können des Schülers als solchen, aber wenn die Seite auch nicht unbeachtet blieb, im Ganzen doch zu wenig auf die Erziehung des Menschen in seiner Totalität gegeben. Das schien wenigstens Fröbel zu meinen, wie aus vielen seiner Urtheile über die bei Pestalozzi verlebte Zeit hervorgeht. Höchst bedeutungsvoll ist, daß Friedrich Fröbel in einem Berichte an die Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt der Auseinandersetzung über die Pestalozzi'schen Erziehungsgrundsätze einen Aufsatz hinzufügt, in welchem er „die Möglichkeit der Einführung der Pestalozzi'schen Methode unter den Müttern und Eltern im Volke zur naturgemäßen Erziehung und Behandlung ihrer Kinder bis zum sechsten Jahre“ schon damals ausführlich behandelt. Dies ist der erste Entwurf seines späteren epochemachenden Systems.

Das zweite, hier zu erwähnende Ergebniß seines Aufenthaltes in der Schweiz war die Einsicht, daß die Lücken in seiner Bildung nicht durch Autodidaktenthum, auch nicht durch Lernen im Lehren ausgefüllt werden könnten. So entschloß er sich, obgleich er bereits 29 Jahre alt war, nachdem er seine Zöglinge den Eltern in Frankfurt wieder zugeführt hatte, noch einmal die Universität zu beziehen. Er wählte zuerst Göttingen, dann Berlin zu seinem Aufenthalt. Ein kleines Erbtheil, das ihm wieder aus Stadtilm, diesmal von Seiten einer Tante, zufiel, gewährte ihm die nöthige Unterstützung. Ob es Fröbel je gelungen ist, sich eine gründliche Bildung im Sinne der Gelehrten anzueignen, müssen wir fast bezweifeln. Er war nach der Anlage seines Geistes wenig dazu geeignet und blieb dem Grundzuge seines Wesens treu, in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen die Einheit begreifen zu wollen! Deshalb sprang er von den Sprachen zur Philosophie, von der Philosophie zu den Naturwissenschaften.

In Berlin wirkte er an der Plamann'schen Erziehungsanstalt und war ein begeisterter Schüler Fichtes. Als der Ausruf des Königs von Preußen an sein Volk erging, duldete es auch ihn nicht mehr im Hörsaal. Seine schwächliche Körperconstitution hatte sich durch gymnastische Uebungen unter Ludwig Jahn gestärkt. So zog er, obwohl er kein Preuße war, begeistert in den Freiheitskampf. Manchem jüngeren Freunde erwies sich der ältere Genosse, — er zählte bereits 31 Jahre — als Helfer und Rathgeber. Hier im Felde lernte er zwei Jünglinge kennen, welche, wie sie in der „wilden, verwegenen Schaar“ mit ihm Seite an Seite kämpften, auch später im Leben treue Kampfesgenossen wurden, Heinrich Langenthal aus Erfurt und Wilhelm Middendorff aus der Nähe von Dortmund, zwei Berliner Studenten der Theologie. Kennt man Fröbels Namen, so muß auch der ihrige genannt werden. Besonders bildete Middendorff die nothwendige Ergänzung zu Fröbels Wesen. Er war eine durchaus harmonische Natur, mit hervorragenden Talenten ausgestattet, vornehmlich dem der freien Rede, und hat sie jederzeit in den Dienst der gemeinsamen Sache gestellt. Er war eine echte Westfalenatur, treu wie Gold. Langenthal zeichnete sich durch seine classische Bildung aus und ergänzte Fröbel nach dieser Richtung.

Der Friede war geschlossen, und Fröbel erhielt eine Anstellung am Mineralogischen Museum zu Berlin. Hier konnte er seinen Formensinn für seine späteren Zwecke ausbilden. Als er in der Stille des Museums die Regelmäßigkeit der Krystalle betrachtete, da begriff er wieder, daß das Göttliche nicht nur das Größte, sondern daß es auch das Kleinste sei.

Bald rief ihn das Schicksal jedoch wieder auf das Feld der Erziehung. Es sollte ihm vergönnt sein, gleich in völlig selbständiger Weise diesem Beruf zu leben. Ein Bruder Fröbels, Christoph, dem er am engsten verbunden gewesen war und der ein Pfarramt in Griesheim, einem Dörfchen nicht weit von Stadtilm, bekleidet hatte, war unerwartet am Typhus gestorben und hatte vier Kinder hinterlassen. Diese beschloß Fröbel nach seiner Weise zu erziehen. Ueberhaupt wollte er eine Lehranstalt begründen, deren Plan er mit Langenthal und Middendorff im Vivouak oft durchgesprochen hatte. Jetzt konnte er, wie Pestalozzi, an das Nächstliegende anknüpfen, und er begann seine Thätigkeit im genannten Dorfe am 13. November 1816. Bald gesellten sich die Freunde zu ihm. Unterdessen wurde die Anstalt von Griesheim nach Keilhau verlegt. Dieses in der Thüringer Waldeinsamkeit eine Stunde von Rudolstadt zwischen hohen Bergen, die sich zu Excursionen und turnerischen Spielen vortrefflich eignen, prächtig gelegene Dörfchen ist denn auch seitdem der Sitz einer blühenden, stets im nationalen Sinne geleiteten Erziehungsanstalt gewesen.

Die Anstaltsmutter aber fehlt. Fröbel vermählte sich deshalb bald darauf, 1818, mit Wilhelmine Hoffmeister aus Berlin, der Tochter eines Kriegsraths, die von ihrem ersten Manne geschieden war. Sie war ihm geistig ebenbürtig, denn sie hatte den Umgang Schleiermachers und Fichtes genossen.

Nun entsfaltete sich die Anstalt, indem ihr immer mehr Zöglinge zugeführt wurden, bald zu kräftiger Blüthe. Allmählich stellen sich jedoch auch Schwierigkeiten ein, die aber mehr äußerer Natur waren, da sie meist in Geldverlegenheiten bestanden. Fröbel war keine praktische Natur, eben so wenig wie Pestalozzi. In edler Selbstverleugnung siedelte ein anderer Bruder Fröbel's, Christian, dessen Söhne sich unter den ersten Zöglingen des Instituts befanden, nach Keilhau über. Er hatte sein schwimmhaftes Geschäft in Osterode am Harz ausgegeben und machte nun das auf eine Sandbank gerathene Schiff wieder flott. In den zwanziger Jahren zählte Keilhau 60 Zöglinge. Um diese Zeit schrieb Fröbel Berichte über seine Schöpfung in einer etwas ungewöhnlichen Form, z. B.: „An unser deutsches Volk“ — oder, wie eine zweite Broschüre heißt: „Durchgreifende, dem deutschen Charakter erschöpfend genügende Erziehung, das Grund- und Quellenbedürniß des deutschen Volkes“ u. dgl. In diesen Jahren trat auch der dritte, besonders bemerkenswerthe Mitarbeiter, der spätere Director Keilhau's, Arnold Barop, ein Nefse Ribbendorff's, in den Lehrerkreis ein.

Wiederholte Stürme blieben indeß nicht aus. Neben den wachsenden Schwierigkeiten pecuniärer Art, welche noch dadurch hervorgerufen wurden, daß Fröbel ein neues Erziehungshaus gebaut hatte, kamen viel schwerere Anfechtungen. Keilhau, dessen Schüler in ihrer Tracht der altdeutschen Röcke und mit den langen Locken an jene deutschen Zünglinge en miniature erinnern mochten, welche die Sehnsucht nach einem einigen Deutschland damals schwer büßen mußten, galt für einen Herd freiheitlicher Ideen. Der gerechte Schwarzburger Fürst ordnete zwar eine unparteiische Revision durch einen Generalsuperintendenten an, und diese ergab für die Anstalt ein sehr gutes Zeugniß. Jedoch, wie es in vielen solchen Fällen geht, ein gewisser Mangel blieb haften, und der Besuch der Anstalt verminderte sich dergestalt, daß sie im Jahre 1829 nur fünf Schüler zählte. Da reifte im Kopfe Fröbel's ein neuer Plan. Er wollte eine große Erziehungsanstalt für's Volk gründen, mit welcher eine Pfllege- und Entwicklungsanstalt für mutter- und besonders elternlose drei- bis sechsjährige Kinder beiderlei Geschlechts aus den bemittelten Ständen verbunden sein sollte. Der Herzog von Meiningen war um diese Zeit für Fröbel's Ideen gewonnen worden. Schon wollte er ihm das eine halbe Stunde von Meiningen gelegene Kammergut Helba für diesen Zweck überlassen. Auch versprach er eine jährliche Subvention von tausend Gulden. Leider kam das Unternehmen nicht zur Ausführung, man würde sonst die Kindergärten von diesem Jahre an zu datiren haben. Fröbel sagt nämlich schon damals ganz ausdrücklich, daß er eine von den Kleinkinder-Schulen wesentlich verschiedene Anstalt einrichten wolle. Es sollte eben keine eigentliche Schule sein, sondern dieselben Beschäftigungen, welche er bereits mit seinen Frankfurter Zöglingen getrieben hatte: die Aufertigung von Arbeiten aus Ebon, Draht und Holz, das Pappen, das Flechten, das Aus-

schneiden und Ausstechen, legte er hier in einem vollendeten Plane vor. Auch nahe an hundert Spiele hatte Fröbel bereits zusammengestellt und mit seinen Ideen in Einklang gebracht.

In seiner Hoffnung getäuscht, weil der Herzog noch in zwölfter Stunde schwankend wurde, begab sich Fröbel, da die Lage des Keilhauer Instituts von Tag zu Tag mißlicher wurde, zu seinen Frankfurter Freunden. Hier machte er die Bekanntschaft des als Schriftsteller und Componisten bekannten Xaver Schnyder von Wartensee in der Schweiz. Wer mit Fröbel zusammenkam und für seine Ansichten zu gewinnen war, den gewann er auch. Beide legten in dem Schnyder gehörenden Schlosse Wartensee am Sempacher See ein Erziehungsinstitut an. Sie fanden aber zu viele Widersacher, namentlich war der Jesuitismus geschäftig. Als sie sich eines Tages in einem nahen Gasthause mit Varop, der mittlerweile zu ihnen gestoßen war, freimüthig über ihre Lage unterhielten, waren Kaufleute aus Willisau Zeugen des Gesprächs. Diese beschloßen, die begeisterten Erzieher für ihren Ort zu werben, und verschafften ihnen dann auch das dortige Schloß als Unterrichtslocal. Indes hier nicht minder hatten sie mit Uebelwollen und Dunkelthum zu kämpfen, bis sie durch eine glänzende Schulprüfung vor den Behörden und dem Publikum die öffentliche Meinung für sich gewannen. Als Varop in die Heimath zurückkehrte und für immer Keilhau übernahm, kamen zuerst Langethal, dann Widdendorff nach Willisau. Fröbel wurde von der Berner Regierung zum Director einer Erziehungsanstalt im Waisenhause zu Burgdorf, der Stätte der Wirksamkeit Pestalozzi's, ernannt. Zugleich hatte er den Wiederholungskursus für Lehrer des Cantons zu leiten. Auch hier nahm er die Idee der neuen Unterweisung von Kindern unter sechs Jahren wieder auf und führte sie schon praktisch in einer Vorabtheilung seiner Elementarschule durch:

Die Liebe zum Vaterlande trieb Fröbel 1836 nach Deutschland zurück. Seine Schöpfungen in der Schweiz wurden von seinen Mitarbeitern weitergeführt. In allen seinen Anstalten erschien ihm immer ein Hauptangemerkt, die sogenannte Schulfamilie auszubilden. Den Gedanken, daß ohne die rechte häusliche Erziehung aller weitere Unterricht vergeblich sein würde, hatte er mit Pestalozzi gemein. Der Fortschritt gegen diesen bestand nur hier wieder darin, daß Pestalozzi die Erziehungspraxis und -kraft in die „Wohnstube“, Fröbel aber in die freie Natur legte. Mit Nothwendigkeit mußte diese Art der Anschauung zum Kindergarten führen. Als Fröbel noch in demselben Jahre zu Berlin, wo er sich wegen einer Erbschaftsregulirung aufhielt, die durch von Türk angeregten Kinder-Bewahranstalten sah, konnte er den humanen Bestrebungen seine wärmste Anerkennung nicht versagen. Aber sein System der Klein-Kindererziehung war ein ganz anderes.

Endlich, 1837, wurde die Gründung einer Anstalt „zur Selbstbelehrung, Selbsterziehung und Selbstbildung des Menschen, wie zur allseitigen, so zur in sich einigen Ausbildung desselben, durch Spiel, schaffende Selbstthätigkeit

und freihätigen Selbstunterricht, zunächst für Familien und Klein-Kinderpflugeschulen, für Begründungs- und Volksschulen zc.“ beschlossen und der erste Versuch zu Blankenburg in Thüringen gemacht. Nebenbei gab Fröbel ein „Sonntagsblatt“ heraus, welches schon eine Fülle von theoretischem und praktischem Materiale enthält. Seitdem wurde das: „Kommt, laßt uns den Kindern leben!“ zum geflügelten Worte. Die Fürstin Caroline von Schwarzburg-Rudolstadt und die Prinzessin Ida von Schaumburg-Lippe gehörten zu den frühesten Gönnerinnen Fröbels.

Von nun an kannte dieser nur Ein Lebensziel: seiner neuen Erziehungs-idee die größte Ausbreitung zu verschaffen.

Noch hatte er für das junge, und doch so eigenartige Unternehmen, keinen passenden Namen gefunden. Einst kehrte er mit seinem Freunde Middendorff von einem Spaziergange heim. Da kam es plötzlich wie eine Erleuchtung über ihn, und er rief seinen geliebten Wäldern zu: „Kindergarten soll der Name sein!“

1839 hielt er vor einem zahlreichen Publikum in Dresden Vorträge über die neue Lehre. Auch die Königin von Sachsen wohnte denselben bei und sagte am Schluß zu dem Reformator: „Diese Ihre Zwecke und Bestrebungen sind sehr schön und edel!“ Von jener Zeit an ist Dresden stets eine eifrige Pflegestätte der Fröbel'schen Sache gewesen, und namentlich haben Adolph Frankenberg, der schon früher Lehrer bei Fröbel in der Schweiz gewesen war, und Dr. Marquart sich durch Einrichtung von Kindergärten und Kindergärtnerinnen-Seminarien um dieselbe verdient gemacht.

Im nämlichen Jahre erlitt Fröbel einen großen Schmerz durch den Verlust seiner Gattin, der treuen Gehilfin bei seinem Werke. Er suchte Trost in rastloser Arbeit. Die Gedächtnisfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst, 1840, wollte er durch die Errichtung eines lebendigen Denkmals begehen. Von deutschen Frauen und Jungfrauen sollten Beiträge gesammelt werden, damit eine Musteranstalt sowohl für den Kindergarten wie für das dazu gehörige Seminar gegründet werden könnte. Welches große Vertrauen er zu der Mitwirkung der deutschen Frauen hatte, erhellt aus der Idee, wie er sich die Ausbringung des Capitals dachte. Er meinte, hundert Frauen und Jungfrauen würden sich für den Anfang leicht finden. Von diesen sollte eine jede zehn neue werben und so fort, bis 10—11,000 Anhängerinnen zusammen seien, und diese sollten für die Unterbringung von Actien zu je 10 Thalern Sorge tragen! Mit hunderttausend Thalern getraute er sich, etwas Rechtes zu schaffen. Wenn er sich auch in seinen Annahmen verrechnete, so ist sein Aufruf doch nicht ohne Früchte geblieben.

Reisen nach Frankfurt a. M., Heidelberg, Mainz und Köln verschafften ihm einflußreiche Fürsprecher. In Köln versprach der damalige Redacteur der Kölner Zeitung, die schon zu jener Zeit ein bedeutendes Blatt war, Dr. André, für die Sache einzutreten. Auch spätere Reisen in die Thäler der Saale, Elster, Mulde und Elbe blieben nicht ohne günstigen Erfolg.

Und dennoch bestanden Mitte der vierziger Jahre erst drei echte Kindergärten, bei Torgau, bei Halle und denkwürdiger Weise in der Grafschaft Mark! Nun sein System vollendet war, suchte er in der Frauenwelt nach immer mehr Anhängerinnen. Wir nennen drei Frauen, welche seine Lehre mit wärmstem Herzen erfaßten: Luise Levin, die spätere zweite Gattin Fröbels, Alwine Middendorff, die Gattin Richard Langes und Frau Luise Frankenberg. 1848 fand zu Rudolfsstadt eine Lehrerversammlung behufs Verständigung über die Fröbel'sche Lehre statt. Auch der Frankfurter National-Versammlung wurde damals ein die Kindergärten betreffendes Memorandum, dessen Verfasser Middendorff war, eingereicht.

1849 wählte Fröbel einen kleinen Bauernhof in der Nähe des Bades Liebenstein, das „Gut“ genannt, zu seinem Aufenthaltsorte. Hier führte der große, hagere Mann, wie Frau von Marenholz-Bilow in ihren „Erinnerungen an Friedrich Fröbel“ schreibt, die Kinderschaar des Dorfes — meist barfüßne und dürrig gekleidete Kinder, — zwei und zwei im Marschtempo eine Anhöhe hinauf, wo er sie zum Spielen aufstellte und das dazu gehörende Lied einübte.

Die Leute im Bade nannten ihn einen alten Narren; jedoch sagt Frau von Marenholz: „Die liebevolle Hingabe und Geduld, mit welcher er Alles ausführte, und das ganze Wesen des Mannes, während er die Kinder verschiedene Spiele unter seiner Leitung spielen ließ, hatten etwas so Rührendes, daß mir und meiner Begleiterin die Thränen in die Augen traten.“

Seit jenem Augenblicke wurde die geniale Frau von Marenholz eine der eifrigsten Jüngerinnen des Meisters. Ihre großen Verdienste um die Sache und vorzüglich um die tiefere Begründung derselben bleiben unbestritten.

Auf dem „Gute“ lernte ihn auch Diesterweg kennen. Im Herbst ging Fröbel nach Hamburg, wo er durch das Wirken der frommen Doris Lütkens einen geeigneten Boden für seine Bestrebungen bereits vorfand. Hier war schon damals Richard Lange als Pädagog thätig, der spätere Herausgeber von Fröbels Schriften. Jedoch stimmte Friedrich Fröbel mit den extremen Plänen seines Neffen, Karl, der in Hamburg eine weibliche Hochschule errichten wollte, keineswegs überein. Dies muß scharf hervorgehoben werden, weil das bald nachher erlassene Verbot der Kindergärten in Preußen durch Herrn von Raumer gerade darauf suchte. Durch die Verwendung der Frau von Marenholz erhielt er das Jagdschloß Marienthal bei Liebenstein vom Herzoge von Meiningen eingeräumt und schien hier in der Mitte seiner Schülerinnen seinen Traum erfüllt, die „allseitige Lebenseinigung“ verwirklicht zu sehen. Aber kein Glück bleibt ungetrübt, nicht einmal das so hohen Alters nach vielen Stürmen! Bald nach dem Lichtpunkt des großen Spielfestes auf dem Altenstein, zu dem halb Thüringen herbeiströmte, und nach vielfacher reicher Anerkennung kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel das bekannte Verbot der Kindergärten. Was half es, daß der Greis alle Hebel in Bewegung setzte, um das auf einem

Mißverständniß beruhende Rescript rückgängig zu machen? Was half es, daß er und seine Freunde Schrift über Schrift veröffentlichten, daß die Prüfungen und Gutachten der Commissionen günstig ausfielen?

Der eiserne Würfel war gefallen.

Diefem Schlage widerstand er nicht mehr. Noch war kein Jahr verflossen, welches er fast bis zum letzten Athenzuge verwendet hatte, um sein Werk nach seiner Ansicht rein und groß der Welt zu hinterlassen, da bettete man ihn unter Blumen auf dem lieblich gelegenen Friedhofs des Dörckhens Schweina bei Liebenstein. Er starb am 21. Juni 1852. Sein Grab schmückt ein seine Lebensaufgabe recht kennzeichnendes Denkmal. Auf einem steinernen Würfel erhebt sich in Form einer Walze eine Säule, welche eine Kugel trägt. Dies ist eine seiner sinnvollsten „Lebens- und Erkenntnißformen“. Auf der Rückseite trägt das Monument als Inschrift das Lieblingswort seines Lebens: „Kommt, laßt uns unsern Kinder leben!“

III.

Der Erfahrungssatz, welcher irgendwo in den „Neuen Dorfgeschichten von Berthold Auerbach“ steht, daß die Menschheitsgeschichte die Geschichte der Arbeit oder vielmehr die Geschichte der Werkzeuge sei, läßt sich in gewisser Hinsicht auch auf die Pädagogik anwenden. Mit Fröbel beginnt auf diesem Gebiete eine neue Phase der Arbeit, die durchgeistete Arbeit. Was Pestalozzi unter Arbeit versteht, ist mehr ein Gegensatz und Gegengewicht zu der geistigen Beschäftigung. Er hat vorzüglich die Feldarbeit, das Handwerk u. dgl. im Auge. Fröbel und seine Anhänger verbinden mit dem Worte Arbeit einen neuen Begriff, oder erweitern wenigstens die hergebrachte Vorstellung. Sie fassen auch das Spiel als Arbeit auf, führen ganz neue Werkzeuge ein und begründen die Nothwendigkeit derselben.

Das Spiel ist die erste Arbeit des Kindes.

Soll man dasselbe unbeachtet und ganz dem rohen Zufall überlassen? Gewiß nicht; schon aus dem Grunde nicht, weil die Eindrücke im frühesten Kindesalter die wichtigsten und folgenschwersten sind. Deshalb muß den allerersten Beschäftigungen der Kleinen eine weit sorgfältigere Beachtung geschenkt werden als bisher. Geht uns hier nicht der Heiland mit seinem Beispiele voran? Christus sagt: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht!“ — und Luther spricht: „Es lasse sich Niemand zu Flug dünken und verachte solch Kinderspiel!“ Was will das anders sagen, als daß die Erwachsenen die Kinderthätigkeit nach ihrer vollen Bedeutung und Tragweite schätzen sollen. Man lese weiter den schönen Brief Luthers an sein Söhnchen Hans über das Kinderspiel! Darin ist der Kern der ganzen Kindergartenlehre enthalten. Haben ferner nicht Goethe, Herder und Wieland die trefflichsten Aussprüche über den Werth der Kinderspiele hinterlassen? Und wem wäre das Wort Schillers fremd: „Hoher Sinn liegt oft in

kindlichem Spiel“? Jean Paul, dessen „Levana“ das Evangelium der Kindererziehung für alle Zeiten ist, nennt die Spiele Aeußerungen ernstest Thätigkeit, aber im leichtesten Flügelkleide! Fröbel selber vergleicht das Spiel der Kleinen mit dem großen Spiele der Welt und des Lebens, selbstverständlich nur in sehr kleinen Anfängen.

Ein frühliches Spiel, das durch die Ordnung geregelt wird und dadurch von vornherein alle Auswüchse der Zügellosigkeit abschneidet, führt zur Freude. Denn ein dunkles Gefühl sagt dem Kinde, daß es nicht tändelt und seine Zeit vergeudet, sondern bei einer so zu sagen productiven Arbeit begriffen ist. Jedes richtig spielende Kind legt nicht nur vollen Eifer, sondern auch einen Ernst in seine Beschäftigung, der uns Erwachsenen so oft komisch vorkommt. Die Freude des Schaffens oder der Segen der Arbeit gebiert nun Glück und Frieden. Freude und Friede aber wirken auch schon in der kindlichen Seele nach zwiefacher Richtung. Fließt die Freude über die gelungene Verrichtung das Bewußtsein des Könnens und Ichs unmerklich ein, so erkennt zugleich das Kind in der Ausübung des gemeinsamen Spieles die Schranken, welche die Spielordnung ihm auferlegt. Es fühlt sich, wie Fröbel sagen würde, als ein „Gliedeganzes“. Das Gefühl aber, einerseits ein Glied und andererseits ein Ganzes zu sein, ist die Grundlage der vernünftigen Freiheit!. „Freude“, „Friede“ und „Freiheit“ stellen in ihrer Gesamtwirkung die Harmonie her, in welcher sich der Mensch mit sich selber und seinen Mitmenschen befinden soll. Fröbel nennt diese Harmonie mit gutem deutschen Worte: **Lebenseinigung**.

Der Mensch ist ein Kind der Natur, ein Kind des Menschen und ein Kind Gottes. Als Kind der Natur soll er sich von früh auf Eins mit der Natur fühlen, die Natur in ihrem Wehen und Walten soll ihm immer vertrauter werden. Deshalb führe man das Kind schon früh in die Natur (Kindergarten)! Indes es muß die den Menschen umgebende Natur auch geistig erkennen und durchdringen lernen. Ihm muß der Gegensatz von hell und dunkel, weich und hart, rund und kantig, zum vollen Bewußtsein kommen. Wie der Musiker zwei entgegengesetzte Töne erst durch einen dritten zu einem harmonischen Drei- und Gleichklang verbindet, so kommt auch in die Seele des Kindes durch frühzeitige Vermittlung obiger Gegensätze Verständniß und Einklang. Jedoch nicht bloß in der Natur, sondern auch im Menschenleben und im Leben zu Gott sollen die Gegensätze vor einer stets wachsenden Erkenntniß derselben sich zum Drei- oder Einklang umgestalten. Es handelt sich um den Kampf gegen das Böse und Schlechte sowie die Besiegung der Sünde. Jedoch das Ziel ist auch hier wieder, wie vorher, allseitige Lebenseinigung!

Aus diesem Grunde werden dem Kinde Bälle gerade mit „entgegengesetzten“ Farben, indem jeder Ball eine andere Hauptfarbe hat, in die Hand gegeben. Aus diesem Grunde lernt es den weichen Ball und die harte Kugel, lernt es die Kugel als das runde, den Würfel als das

kantige und eckige Spielzeug, die Walze als die Vermittlung Beider bei seinen kindlichen Beschäftigungen in buntester Mannigfaltigkeit benutzen; denn die Walze weist die Rundung auf wie die Kugel und ist kantig wie der Würfel.

Die Hauptsache aber ist, daß das Kind zur Erkenntniß und Vermittlung dieser Gegensätze nicht etwa durch den todtten Buchstaben, auch nicht etwa durch das Wort und Beispiel allein, sondern hundert- und tausendfältig durch Selbstübung geführt wird. Damit ist die Erziehung des Kindes zugleich Selbsterziehung!

Der Urquell aller Vermittlung ist die Liebe. Sie ist eine der Säulen, die den neuen Erziehungsbau stützen. Darum weiß die Fröbel'sche Lehre sich nicht nur Eins mit der Humanität, sondern vor Allem mit derjenigen Religion, welche die Liebe des Gesetzes Erfüllung nennt, mit dem Christenthum! Die christliche Doctrin besitzt keine aufrichtigere und namentlich werthtätigere Anhängerin, als die Fröbel'sche Erziehungstheorie, richtig erfaßt.

Die Liebe lehrt die Selbstsucht überwinden. Auch in der Erziehung muß die vornehmste Aufgabe die Besiegung der Selbstsucht sein. Welches wirksamere Mittel kann es hierfür geben, als das gemeinsame Spiel, die gemeinsame Arbeit, wo ein Kind sich dem andern anbequemen, ja, zu Zeiten unterordnen, wenigstens den eigenen Willen unter das Gesetz des Spieles und der Arbeit stellen muß? Die Liebe wirkt allbefruchtend und gestaltend. Fröbel läßt aufbauen und niemals zerstören! Deshalb ist seine Lehre die allerconservativste, die man sich denken kann. Der bekannte Pädagog Carl Vor mann sagt über dieselbe: „Zweierlei war mir besonders interessant und bedeutungsvoll; dies, daß Fröbel den Kindern nie gestattet, daß sie eine von ihnen aufgebaute oder zusammengestellte Figur wieder zerstören, um eine neue daraus zu bilden; sodann, daß sie angehalten werden, die neuen Bildungen stets aus den bereits vorhandenen entstehen zu lassen. Durch das Erstere wehrt er der Hast und weckt die Bedachtsamkeit und die Geduld, durch das Andere prägt er die Achtung vor dem Bestehenden ein und lehrt früh, Neues nicht aus den Trümmern des Zerstörten, sondern aus dem bereits Vorhandenen zu bauen. Wer ahnt nicht die tiefe sittliche Bedeutung, die in Beidem liegt?“

Damit ist auch der Einwurf hinfällig, welcher Fröbel noch manchmal von Solchen gemacht wird, die seine Lehre nicht oder nur sehr oberflächlich kennen, daß er ein moderner Aufklärer im banalen Sinne des Wortes gewesen sei. Wäre er ein solcher Gleichmacher wirklich gewesen, so hätte er sicherlich dasjenige Weisheit von allem Anfang an über Bord geworfen, welches dem allzu nüchternen Verstande wie farbiger Blunder vorkommt, wir meinen seine Symbolik. Der Streit der Meinungen wogt hin und her. Andere halten ihn um dieser Symbolik willen für einen Mystiker. Fröbel ist von beider Beschuldigungen frei zu sprechen. Er wußte, daß in den unentweiheten Tempel der Kindesseele das Symbol gehört und nicht die sonst übliche, abgegriffene Münze der Worte. Das Symbol ist dort nicht nur berechtigt, sondern unent-

behrlich, wenn beim Menschen der Sinn für Poesie nicht schon in zarter Jugend verkümmert werden soll. Mit jeder Wahrheit, meint Rousseau, die man zu früh in nackter Form ausspreche, pflanze man den Keim eines Lasters in die jugendliche Seele. Darum die Wahrheit für das Kind nur im sinnlichen Zeichen!

Im „Faust“ heißt es: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß!“

Im Jahre 1826 gab Fröbel ein Werk heraus: „Die Menschen-erziehung“. Hier tritt er zum ersten Male mit den Fundamentalsätzen seiner Pädagogik der That hervor. Was er in diesem Buche grundlegend und theoretisch zu erweisen sucht, übersetzt er in einem viel späteren Werke gleichsam in's praktische Leben zurück und widmet das Buch den Frauen und Müttern. Sein Familienbuch „Mutter- und Roselieder“, welches zuerst 1843 und in zweiter Auflage 1866 bei Karl Enslin in Berlin erschien, lehrt die Mütter eine neue Kunst, mit den kleinen Kindern sinnreich und die lieblichen wie geistigen Fähigkeiten weckend zu spielen. Welche große Bedeutung Fröbel diesem Buche beilegt, ergiebt sich aus seinen eigenen Worten: „Ich habe darin das Wichtigste meiner Erziehungsweise niedergelegt; es ist der Ausgangspunkt für eine naturgemäße Erziehung, denn es zeigt den Weg, wie die Keimpunkte der menschlichen Anlagen gepflegt und unterstützt werden müssen, wenn sie sich gesund und vollständig entwickeln sollen.“ Dem Werkchen waren Lieder und Singweisen beigegeben. Darüber äußert sich Fröbel ein anderes Mal: „Wer das Buch in seiner Idee auffaßt, der hat verstanden, was ich will. Aber wer versteht es? Die gelehrten Herren achten es viel zu gering, um es näher anzusehen; die Mehrzahl der Mütter sieht darin ein gewöhnliches Bilderbuch mit kleinen Bildern; sie können freilich schönere Bilder und bessere Verse haben, aber was helfen die, wenn der Erziehungsgedanke fehlt? Nur sehr Wenige werden darin diesen Gedanken in allen seinen Beziehungen verstehen; wenn man aber nur danach handeln wollte mit den Kindern, dann würde man zuletzt sehen, daß ich, trotz aller der Widerreden, doch Recht habe!“

Seine Mutter- und Roselieder verdankte der Autor einer Mutter und ihrem Kinde selber. Einst kam eine Mutter mit ihrem Kinde auf dem Arme ihm entgegen und sprach zu ihrem kleinen Liebling: „Winke den Hühnchen, daß sie kommen!“ oder, wie sie erklärend hinzusetzte: „Zeig' dem Manne, er hat die Kinder so lieb, was Du kannst!“ Von dem Eindrucke des Ganzen, von seinen Gründen und Folgen tief ergriffen, ging er nach Hause und schrieb das Kinderpiel nieder; darauf ein anderes und noch ein anderes.

Auf diese Weise entstand bald eine nicht unbedeutende Anzahl solcher Liedchen mit ihren Spielen. Er schickte dieselben im Entstehen einer Fran, die ein krankes Kind hatte. Diese erwiderte ihm bald, das genesende Kind sei durch diese Beschäftigung so glücklich geworden; sie war voll Dank dafür.

So entstand in Wechselwirkung mit dem mütterlichen und Familienleben nach und nach ein Buch als ein lebensvolles Ergebnis von beiden.

Fröbel geht von der Erfahrung aus, daß eine Mutter mit ihrem Kinde in jeder Lebenslage und vorzüglich im Genusse des Glückes unermüdet spielt, die zarten Glieder erfaßt, sie mit allerlei schmeichelnden Namen belegt und die Aufmerksamkeit ihres lieben Kindes auf alle mögliche Weise zu erregen sucht. Er schöpft dabei aus dem unverfiegbaren Quell der traditionellen Weisheit der Mütter, wie sie sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt. Die uralten und allbekannten Wiegenlieder, sowie die Liedchen zu den Fingers- und Handspielen werden von ihm benutzt. Wir erinnern an das alte Lied:

„Schlaf, Kindchen, schlaf,
Draußen stehn zwei Schaf,
Ein schwarzes und ein weißes,
Und wenn mein Kind nicht schlafen will,
So kommt das schwarze und beißt es!“

Offenbar liegen hier, wenn auch versteckt, Reminiscenzen an den alten Götterglauben vor. Jedenfalls ist die Abschreckungstheorie verwerflich. Diese und ähnliche Lieder mußten demnach geändert werden. Ein Fingerspiel lehrt der alte Reimspruch:

„Das ist das Däumchen!
Der schüttelt die Pfläumchen!
Der liest sie auf!
Der trägt sie heim!
Der ißt sie alle allein!“

Fröbel ordnet nun diese Liedchen, nachdem er sie passend umgeändert hat, in einer Reihenfolge, daß sie das körperliche und geistige Wohl der Kinder fördern helfen. Nehmen wir z. B. das Liedchen, welches im Fröbel'schen Original das „Strampfelbein“ heißt. Es knüpft an eine der ersten und natürlichsten Lebensäußerungen des Kindes an, mit Beinchen und Armechen sich lebhaft zu bewegen. Was liegt nun näher, als daß die Mutter in der Bethätigung ihrer unsagbaren Liebe die kleinen Füße und Arme erfaßt. Sie wird nie müde werden, dies zu thun. Nun soll die Bewegung mit dem Fuße, aber in gleichmäßigem Tacte auf und nieder geschehen, und die Mutter soll scherzend dazu singen:

„Flugs gib mir das Strampfelbein,
Wollen schlagen aus Wohn und Lein
Del fürs Lämpchen zierlich, klein,
Daß es brenne hell und rein,
Wenn Mutterlieb' in langer Nacht
Zür's liebe Kindlein wacht!“

Worin besteht der Nutzen dieses Verfahrens? Jede verständig angeführte Übung stärkt die Gliedmaßen, und bei den späteren Gehversuchen wird ein dergestalt vorgeübtes Kind seine Glieder schneller und geschickter brauchen lernen, als ein solches, das trägt in den Kissen gelegen hat.

Ein zweites Liedchen soll ein Spiel zur Stärkung des Rückgrats begleiten.

Ihm liegt der von einer Mutter oder Wärterin gern und wiederholt getriebene Scherz zu Grunde, daß auf dem Schoße befindliche Kind scheinbar fallen zu lassen, bei welcher Bewegung das Rückgrat kräftig gestützt und die Händchen gehalten werden. Dabei empfiehlt Fröbel zu singen:

„Bauz, da fällt das Kindchen nieder,
Mutterliebe hebt es wieder
Und mein holdes Kindchen lacht!
Denn der Mutter Auge wacht,
Daß es sich nicht thue wehe,
Nur zur Lust es ihm geschehe!“

Zu einer tactmäßigen Bewegung der Arme, wobei zugleich das auf jedes Kind sehr anziehende Spielzeug der Uhr hingewiesen wird, kann das folgende Liedchen dienen:

„Sehet nur, sehet nur!
Wie der Pendel an der Uhr,
Geht das Nermchen hin und her,
Doch nicht kreuz und doch nicht quer;
Denn es gehet Schlag bei Schlag
Zimmer tid und immer tad.
Tid tad, tid, tad!“

Das Kind steht auf dem Bettchen oder dem Fußboden, und die Mutter biegt die Arme sanft hin und her.

Man sieht leicht ein, daß diese und überhaupt derartige Uebungen und Spiele eine Art Anfangsgymnastik bezwecken. Beginnt nun das kleine Kind, mit seinen Gliedern zu spielen, so kann die Mutter oder Kinderfrau nicht achtam genug sein. Lernt dasselbe bei Zeiten den richtigen Gebrauch der Glieder kennen, so hält man es dadurch am sichersten von einem unbedachten, den Zartstinn verletzenden und gefährlichen Betasten seines Körperchens ab. Aus diesem Grunde muß den Fingern und Händen schon früh, z. B. durch den Ball, eine passende Beschäftigung gegeben werden.

Die eigentlichen Finger- und Handspiele läßt man erst vom zweiten Jahre anfangen, weil bis dahin die Glieder noch zu zart sind. Wie nun Fröbel dabei verfährt, geht aus der Bearbeitung des von uns erwähnten „Das ist der Daumen“ hervor. Er benützt den alten Reim zunächst, um in der veränderten Lesart die Kenntniß der Beziehungen des Kindes zum Familientreise anzubahnen. Die Finger der Hand werden aufgefaßt und die Mutter sagt:

„Das ist die Großmama,
Das ist der Großpapa,
Das ist der Vater,
Das ist die Mutter,
Das ist's kleine Kindchen ja;
Seht die ganze Familie da!

Die Uebung kann weiter dazu dienen, dem Kinde das erste Zählen sinnlich anschaulich zu machen:

„Beim Däumchen sag' ich: Eins,
 Beim Zeigefinger: Zwei,
 Beim Mittelfinger: Drei,
 Beim Ringfinger: Vier,
 Beim kleinen Finger: Fünf ich sage.
 Hab' in's Bettchen All' gelegt,
 Schlafen, keines sich mehr regt, —
 Still, daß Keins zu früh erwacht!" —

Aber nun folgt ein Motto, das allerdings nur für die Mutter bestimmt ist, dessen Unpoesie nichts desto weniger wie ein Sturzbad nach der wirklich anmuthenden Methode wirkt:

„Welche große Kunst das Zählen ist,
 Nein! Der Mensch es nicht ermißt;
 Welche Kunst, er ahnet's kaum,
 Sich zu finden in dem Raum!" — —

Die dritte Uebung kann, außer zur Fingergymnastik, an und für sich noch dazu dienen, die Unter- und Ueberordnung zu versinnlichen.

„Däumchen, neige Dich;
 Zeiger, strecke Dich;
 Mittler, bücke Dich;
 Goldruer, hebe Dich; —
 Kleiner, bücke Dich;
 Ja, ja, süße Dich!
 Ihr alle müget durch zierliches Beugen
 Euch heut des Großen Ehre bezeugen!" —

Nicht nur eine Hausgymnastik und die Beziehungen zur Familie werden in den Mutter- und Koseliedern gepflegt, sondern das Kind wird auch in die Natur und in die Thierwelt eingeführt. Z. B. in dem Liede „Das Hofthor“ werden die Hände so gekreuzt, daß die unten entstehende Oeffnung einen Thorbogen und die Arme die Thorpfosten bilden. Das Lied selber heißt:

„Was soll dies sein? —
 Ein Thor soll's sein,
 Uns führend in den Hof hinein;
 Da springen die Hühlein,
 Da fliegen die Täublein,
 Da schnattern die Gänsschen,
 Da quaken die Entchen,
 Da piepen die Hühnchen,
 Da krähet der Hahn,
 Es summen die Bienehen;
 Da muhet die Kuh,
 Da hüpfet das Kälbchen,
 Da mäet das Lämmchen,
 Da blöket das Schaf,
 Da grunzet das Schwein;
 Das Thor muß fest verschlossen sein,
 Daß Keins läuft fort,
 Ein Jedes bleibt an seinem Ort". —

„Es sind“, sagt hierzu Frau v. Marenholz ganz richtig, „meist die Thiere, welche zuerst die kindliche Wißbegierde wecken. Das Kind lernt leicht ihre Namen und Eigenschaften, betrachtet ihre Bewegungen und Laute, ihre Lebensweise und Gewohnheiten, wenn man ihm einige Anleitung dazu giebt, und lernt auch in solcher Weise die Pflege derselben, liebt sie und erkennt ihren Werth für den Menschen. Das Alles sind Vorstudien für die Menschenwelt. Kinder, welche von früh auf die Mannigfaltigkeit beobachteten, welche in den Staaten der Thiere herrscht, — wie jede Gattung, verschieden an Gewohnheiten und Bedürfnissen, in ungleichartigen Elementen und Sphären lebt und gedeiht, werden nicht so leicht in die philisterhafte Weise verfallen, Alles, was Andere in ihrer Lebensweise anders machen als sie selber, zu betiteln und zu tadeln; und es wird damit leicht der Anknüpfungspunkt gewonnen, Gerechtigkeitsliebe sich nach allen Seiten entfalten zu lassen.“ —

Schon die wenigen von uns mitgetheilten Proben zeigen genügend, daß Fröbel kein Dichter war. Eben so wenig können sich die Singweisen, so weit sie nicht Motive aus guten Volksliedern enthalten, als gefällige Compositionen sehen lassen. Darauf kommt es aber auch gar nicht an. Möge eine Mutter an den Liedern, was Text und Musik anbetrifft, kürzen und ändern, so viel sie will; wenn sie den Geist der Sache erfaßt hat, kann dies gleich sein; denn Fröbel will die Mütter ja nicht auf seine Worte schwören lassen, er will sie nur anregen zu mütterlichem Thun! Umdichtungen der Mutter- und Roselieder sind z. B. versucht worden in dem empfehlenswerthen Buche von L. Morgenstern: Das Paradies der Kindheit, F. Girt und Sohn in Leipzig.

Mit obigen Liedern gehen andere Beschäftigungen Hand in Hand. Fröbel spricht von bestimmten „Spielgaben“. Die erste Spielgabe sind sechs bunte Kugeln im Kasten, die zweite Kugel, Würfel und Walze, die dritte ein Baukasten, den getheilten Würfel enthaltend u. s. w. Was will er nun z. B. mit der Spielgabe des Balls schon bei ganz kleinen Kindern bezwecken?

Der Ball hat eine ganze Symbolik für sich. Als ein kugelförmiges, in sich abgeschlossenes, einheitliches Ganze ist er das Sinnbild zugleich der größten Ruhe und der äußersten Beweglichkeit. Er bietet keine hervorragenden Punkte, keine scharfen Kanten, keine rauhen Flächen. Er läßt sich nicht leicht zerstören und giebt also diesem verderblichen Triebe der Jugend, der keineswegs so unschuldig ist, wie man gewöhnlich meint, nicht nach. Deswegen ist der Ball das vollkommenste Spielzeug.

Das Kind greift zuerst nach dem Ball, dem Symbol der Ruhe, und nimmt dadurch, daß es ihn erfassen will, gleich seine Beweglichkeit wahr. (Gegensatz.) Der ruhende Ball, der bewegte Ball, beide als freier Ball gehandhabt, und der an einer Schnur hängende Ball, können nun zu sinnreichen Spielen benutzt werden, wobei ein Wechsel derselben auch nach den verschiedenen Farben der Spielgabe eintritt. Zudeß nicht minder hierbei behält die Mutter ihre völlige Freiheit, die Spiele und Uebungen ganz nach

Gutdünken auszudehnen oder zu beschränken, vorausgesetzt, daß sie eine Uebersicht des ganzen Spielsystems erlangt hat.

In der zweiten Spielgabe finden sich Kugel, Walze und Würfel vereinigt, nicht nur, damit die Gegensätze der Gestalt, sowie die sonstigen Merkmale der Verschiedenheit dem Kinde besser zum Bewußtsein kommen, sondern auch, daß von ihm gleich die Vermittelung zwischen Kugel und Würfel, die Walze, in ihrer Bedeutung erkannt wird. Sind die hier entwickelten Begriffe mehr elementarer Natur, wie es bei derartig einfachen Spielmitteln nicht wohl anders sein kann, so betreten wir ein ganz neues Gebiet mit der dritten, vierten, fünften und sechsten Gabe, den Fröbel'schen Baukästen. Der Erfinder des Baukastens, wie derselbe sich gewöhnlich in den Familien findet, ist der Dichter Lavater. Waco, Rousseau, Jean Paul und viele Andere tadeln mit Recht das zu kunstvolle Spielzeug, welches dem Schaffenstrieb der Jugend nichts zu thun übrig läßt. Jeder Knabe dünkt sich in dieser Beziehung ein junger Alexander. Er will den Ruhm der eigenen That genießen und zieht den Spazierstock des Vaters dem noch so schön bemalten Steckenpferde vor. Die gewöhnlichen Säulenbaukästen enthalten zu viel schon fertige Gebilde! Der Erfindung des Kindes bleibt eigentlich wenig überlassen. Nicht so bei Fröbel!

Der erste Baukasten bringt den in acht kleine Würfel getheilten großen Würfel. Der zweite Kasten enthält einen noch größeren Würfel, der in siebenundzwanzig kleine Würfel zerfällt, die einzeln die Größe der Theilwürfel des ersten Kastens haben und von denen drei in große Dreiecke halbt und wiederum drei in kleinere Dreiecke geviertheilt sind. Der vierte Baukasten endlich ist ein dem dritten an Größe gleicher Würfel, der in Längens- und Quadrattafeln sowie vierkantige Säulen zerlegt wird, so daß hier erst der auf Ausbildung des Schönheitsfinns besonders abzielende Säulenaufbau in seine Rechte tritt. Jedoch werden auch hier keine fertigen Säulen gegeben!

Wie nun diese Fröbel'schen Baukästen zu benutzen seien, das lehrt trefflich „Friedrich Seidel, das Bauen nach Fröbel. Vorlagen und Anweisung“ in vier Heften mit sauber ausgeführten Zeichnungen, Leipzig, F. Girt und Sohn.

Der Fortschritt besteht darin, daß nach der beendeten ersten Auffassung von Farbe, Größe und Verhältniß jetzt Formen gebildet werden, wie sie auch den späteren Beschäftigungsmitteln zu Grunde liegen. Diese Formen werden dreifach eingetheilt: a) in Lebensformen, b) in Schönheitsformen, c) in Erkenntnißformen. Lebensformen sind Nachbildungen von Gegenständen der Natur, Kunst, des Verkehrs u. s. w., z. B. ein Thier, eine Bank, ein Haus; Schönheitsformen sind Gebilde, bei denen Phantasie und Geschmack thätig sind, z. B. Muster, Sterne; Erkenntnißformen sind sinnliche Darstellungen, welche die Grundbegriffe der Zahlenlehre und Geometrie anschaulich machen sollen.

Fr. Seidel giebt den kleinen Baumeistern, Gesellen und Lehrlingen

folgende beachtenswerthe Lehren: Sie sollen bei Vornahme eines der vier Kästen immer vom Ganzen, vom Würfel, ausgehen und am Schluß des Spiels stets wieder dahin zurückkehren. Sie sollen zu jedem Bau alle Steine des betreffenden Kastens verwenden und kein Theilchen unbenußt oder wie verwaist liegen lassen. Ein drittes Gesetz ist, daß sie aus einer Form allmählich die andere entwickeln sollen, gerade so, wie es der Pädagog Vormann beobachtet hatte. Als vierte Regel schreibt er vor, zur Abwechslung auch manchmal rückwärts zu gehen, d. h. aus den späteren Formen wieder die früheren zu bilden. Das Schwerste, aber auch Lohnendste endlich ist, eigene Formen zu erfinden.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir ausführlich von allen anderen Gaben reden. Die siebente sind die Legestäbchen, die achte das Faltblatt, die neunte das Ab- und Ausschneideblatt. Fast alle Formen und Gestaltungen, die Fröbel durch das Papierfalten und Ausschneiden entstehen läßt, waren zweifelsohne den Müttern und Kinderfreunden bekannt, so lange das Papier erfunden ist. Welche drolligen Kunstwerke vererben sich da zum Vergnügen der Kleinen! Sein Verdienst ist nur, diese Beschäftigung nach pädagogischen Grundsätzen geordnet zu haben, so daß vom Leichten zum Schweren, vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Bekannten zum Unbekannten fortgeschritten wird. Das Faltblatt befördert Genauigkeit und Accurateffe des Thuns. Das so geübte Mädchen wird später tabellos Servietten, Kleider u. dgl. falten, wird im Anbringen der Bänder und Schleifen geschickt sein. Der Knabe lernt eine Menge geometrischer Lehrsätze oder besitzt wenigstens die sichere Anschauung von vielen mathematischen Verhältnissen, die er sich durch sein Spiel unmerklich angeeignet hat und in deren Besitz jeder andere nur mit Mühe gelangt. Die zehnte Beschäftigung, das Flechten von Papier- oder Lederstreifen, ist nicht nur durch das nöthige Abzählen eine sinnige Vorbereitung auf den Rechenunterricht, sondern die Kinder lernen auch niedliche Arbeiten verfertigen, mit denen sie die Eltern erfreuen können. Eine elfte Gabe sind Legestäbchen, nämlich verkörperte Linien. Auch hier bilden sich unter den Augen des Kindes die drei Arten von Formen. Bedeutungsvoll nauentlich ist die zwölfte Gabe, denn da sie aus ganzen, halben und Viertelringen runde Gebilde entstehen läßt, so widerlegt sie den Einwurf, daß die Fröbel'schen Darstellungen, wie sein eigenes Wesen, nur eckiger Natur seien.

Die Reihenfolge der Beschäftigungsmittel ist nun verschieden, je nach der Eintheilung, die man trifft. Doch ist, dies gleichgiltig, da sie ja stets untereinander abwechseln. Wir erwähnen noch das Spiel mit den Verschränkstäbchen, schmalen und langen Holzstreifen, die ineinander gefügt werden, das Ausstechen auf weißem Papier, das damit zusammenhängende Ausnähen mit bunten Fäden, das Papierverschnüren, wo die Längstreifen, welche bei Herrichtung der Ausschneide- und Faltblätter abfallen, zu Figuren durch Umbiegen und Zueinanderstecken verwendet werden; endlich die Erbsenarbeiten,

wobei man gequollene Erbsen auf Stäbchen steckt — man kann auch Korkstücke nehmen — und das Formen aus Sand, sowie Thon.

Sämmtliche Beschäftigungen, die zum allergrößten Theil längst vor Fröbel bekannt waren, nur daß ihre methodische Anwendung bei der Kleinkindererziehung fehlte, kann und soll nun die **Mutter** mit ihrem Kinde vornehmen. Eine Kenntniß derselben ist demnach für diese unerläßlich. Ausführlichere Anleitung dazu giebt das schon erwähnte Buch „Paradies der Kindheit“. Eine mehrfach wissenschaftliche Darstellung ist das größere Werk von A. Köhler: „Die Praxis des Kindergartens“, 3 Bände, Weimar, F. Böhlau. Auch die Mutter muß den musikalischen Sinn des Kindes durch kleine Lieder wecken, daselbe passende Gedichtchen, Sprüche u. dgl. lehren und mit ihm beten. Aber vom vierten Jahre an tritt das gemeinsame Spiel und die gemeinsame Thätigkeit als erziehliche Forderung auf, und vornehmlich aus diesem Grunde ist ein förmlicher Kindergarten schwer zu entbehren. Wie vermöchte z. B. eine Mutter, wenn sie nicht eine größere Anzahl Kinder um sich versammelt, die „Bewegungsspiele“ ausführen zu lassen, welche einestheils heilsame Körperübungen sind und andernteils das Kind in das Leben einführen! Man hat diese Spiele deshalb nicht mit Unrecht „lebende Bilder“ genannt. Sagen wir nun noch ein Wort vom Leben und Treiben im Kindergarten selber!

IV.

Im Kindergarten selber waltet nun nicht die Mutter, sondern die Kindergärtnerin. Derselbe befindet sich im Sommer an schönen Tagen in einem wirklichen Garten oder wenigstens auf einem von schattigen Bäumen geschützten Kiesplatze, im Winter in geräumigen Sälen. Zweckmäßig sind erstens ein Bewegungsaal, welcher an den Wänden mit kleinen Bänken versehen ist; hier werden die Tact- und Marschübungen, die Bewegungs-, Kreis-, Finger- und Kugelspiele aller Art vorgenommen, und in diesem Raum können auch die Geschichten erzählt werden. Zweitens der Beschäftigungsaal, welcher für die verschiedenen Arbeiten der Kinder Bänke und Tische enthält, die natürlich der Größe der Kinder angemessen sind. Nach A. Köhler haben die Tische eine Länge von $3\frac{1}{2}$ Meter und sind dann für 12 Kinder, die an beiden Seiten derselben sitzen, berechnet, so daß auf jedes Kind ca. 58 Centimeter kommen. Die Breite der Tische beträgt ca. 70, die Höhe 50—55 Centimeter. Die Bänke haben eine Sitzhöhe von 28 Centimeter und eine Breite von 70—80 Centimeter. Die Lehnen sind wie bei den Schulbänken nach bester Construction so eingerichtet, daß sie Anfangs gerade in die Höhe gehen und dann ein wenig abgeschrägt sind. Selbstverständlich muß in den Sälen für eine gute Heizung und Ventilation Sorge getragen werden.

Im Kindergarten herrscht nun ein fröhliches Leben. Da werden von der „Tante“, eine Benennung, die aus den Kinderschulen herübergenommen

ist, Bewegungsspiele geleitet, welche die Beschäftigungen beim Ackerbau darstellen, z. B. das Säen und Mähen, oder wie die Vögel im Walde ihre Nester bauen, ausfliegen und heimkehren, oder Nachahmungen des Verkehrslebens und einiger Handwerke. An dieselben knüpfen sich belehrende Gespräche zwischen Kindergärtnerin und Kindern, die nicht nur Ausdrücke des Spiellieds erklären, sondern auch auf verwandte Beziehungen Rücksicht nehmen. Wer könnte z. B., nachdem er es einmal gehört hat, das reizende Lied vergessen: „Fädchen, Fädchen, wie ein Mädchen“? Hierbei wird also nicht nur erläutert, was ein Faden ist und wie er sich um den Finger oder die Rolle wickelt, sondern weiter wird mitgetheilt, woraus ein Faden gemacht wird (Wolle, Seide, Hanf); es kann ferner von der Schnur, der Leine, vom Nähen, Stricken und Häkeln gesprochen werden. — Da fertigen die Kinder ihre Flechtarbeiten aus Papier und Leder; da spielen sie ersfinderisch mit den Baukästen und lassen sich eine neue Form von der Kindergärtnerin erklären. So treiben sie ihre kindlichen, Geist, Sinn und Handfertigkeit übenden Arbeiten, die von Zeit zu Zeit, nach einer halben oder Viertelstunde, frisch anregend abwechseln, im Sommer von der wirklichen Arbeit im Garten unterbrochen, wo die Kleinen mit Hacke, Spaten und Gießkanne graben, jäten und gießen. Welche Freude, wenn die Kinder Pflanzen unter ihrer Hand gedeihen sehen!

Aber, sagt wohl der Eine oder Andere, ist es nicht widernatürlich, daß die Kinder bereits in so frühem Alter den Händen der Mutter und der Familie entzogen werden? Darauf antworten wir: Zunächst werden die Kinder diesem segensreichen und ganz unentbehrlichen Einflusse in Wahrheit nicht entzogen; denn der Tag hat vierundzwanzig Stunden, und die Kinder bringen durchschnittlich täglich nur vier oder fünf im Kindergarten zu. Ist ein solcher nicht vorhanden, so sind sie ungefähr dieselbe Zeit ungebildeten und sorglosen Mägden überlassen. Indes nehmen wir selbst an, es gäbe lauter Mütter, die sich von früh bis spät unausgesetzt diesen Kindern von drei bis sechs Jahren widmen könnten, so würde ein Kindergarten doch noch immer eine höchst schätzenswerthe Einrichtung sein. Von dem genannten Alter ab beobachtet man nämlich bei jedem gesunden Kinde den ganz gerechtfertigten Trieb, mit seinen Altersgenossen zu spielen. Die Idee, daß die Kinder zur Ausübung ihrer Spiele am dritten Ort zusammen kommen sollen, rührt keineswegs erst von Fröbel her, wie man immer meint. Auch diese Forderung wurde klar und bestimmt bereits von Comenius und Pestalozzi, später von Herber, Fichte und Jean Paul ausgesprochen. Ja, als den ersten Kindergärtner kann man dreist den alten Griechen Plato bezeichnen, denn er verlangt unter seinen Erziehungsvorschriften, daß für Knaben wie Mädchen von drei bis sechs Jahren in jedem der zwölf Stadtquartiere zu Athen sich ein Versammlungsplatz befinde, wo das Betragen und Spiel der Kleinen von verständigen Wärterinnen beaufsichtigt und geleitet werde.

Zugegeben, — sagt ein Zweiter, — daß dem Kinde das Spiel mit

seinen Altersgenossen eine Nothwendigkeit ist, so tritt das Spiel im Kindergarten doch viel zu systematisch auf; es trägt einen unkindlichen Charakter und macht die Kinder eitel und affectirt. Nun, wer das sagt, hat eben noch keinen richtig geleiteten Kindergarten gesehen und kennt dessen Spiele überhaupt nicht. Denn allerdings ist System im Spiel, und diese Ordnung ist des Kindes größtes Behagen. Woher käme sonst, daß es erwachsene Personen so gern als Mitspieler sieht? Es wünscht von deren entwickelterem Geiste für sein Spiel mitzugenießen. Nun muß man aber nicht denken, daß Fröbel verlangt, man solle sein System von A bis Z ohne Auslassung durchspielen. Dagegen erklärt er sich mit den entschiedensten Worten. Er sagt ausdrücklich, daß bei der eigenthümlichen Art der Kinderbeschäftigung einmal diese und dann wieder jene Uebung versucht werden müsse. Und was die Spiele selber anbetrifft, so sind sie zumeist gar nicht Fröbels Erfindung, sondern größtentheils aus dem reichen Vorne jener alten indoeuropäischen Kinderspiele geschöpft, die sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgeerbt haben. Wer hätte aber je gehört, daß solche unschuldigen Spiele Eitelkeit oder affectirtes Wesen hervorgerufen könnten?

Gut, — sagt ein Dritter, — jedoch der Kindergarten gewöhnt seine Zöglinge an Tändeleien, und sie übertragen diese Art der Arbeit später auf die Schule! Den besten Beweis, daß diese Beschuldigung ungerecht ist, giebt eine zuverlässige Berliner Statistik. Nach derselben machten in der Schule diejenigen Kinder die besten Fortschritte, welche einen Kindergarten oder eine Kinderschule besucht hatten, viel bessere als solche, denen eine sogenannte gute „häusliche“ Erziehung zu Theil geworden war. Endlich ist gegen die Kindergärten wohl zuweilen von ängstlichen Eltern geltend gemacht worden, daß die Kinder sich dort erkälten könnten. Indes haben seit den vierzig Jahren ihres Bestehens gerade sie als Stätten der Gesundheit gegolten. Dies wurde selbst von ihren ärgsten Widersachern anerkannt! Liegen nun gar die Bewegungsspiele, die ja niemals forcirt werden, in der Mitte der Beschäftigungen und werden beim Nachhausegehen die Kinder wohl verwahrt, so ist der ganze Einwurf vollends hinfällig.

Da wir hier einmal von Streitpunkten gesprochen haben, so wollen wir bei dieser Gelegenheit noch hinzufügen, worauf wir ein ganz besonderes Gewicht legen und in diesen Blättern schon hingedeutet haben, daß Fröbel ein durchaus frommer Mann war. Er hat sich während seines Lebens mit seinen Schülern stets zur Kirche gehalten, er hat auf seinem Todtenbette nachdrücklich darauf hingewiesen, daß er ein christlicher Mensch sei. Alles dies ist zu wenig bekannt. Von ihm stammt auch das schöne Wort: „Das Gottvertrauen, das seltsamste Gottvertrauen ist der Menschheit abhandengekommen der Kindergarten soll es in den jungen Seelen wieder wach rufen, damit die nachfolgenden Geschlechter wieder Kinder Gottes werden.“

Wie die bekannten Kleinkinderschulen in neuerer Zeit hier und da Manches aus dem System Fröbels hinüber genommen haben, so soll andererseits nicht bestritten werden, daß der Kindergarten manche gute Seite aus den Oberlinschulen sich zu eigen machen könnte. In erster Linie würde hier die stärkere religiöse Färbung in Betracht kommen. Sehr lezenswerth sind Bücher über Kleinkinderschulen von F. Fr. Ranke u. A., dann die kleine Schrift: Die christliche Kleinkinderschule, ihre Entstehung und Bedeutung, eine Denkschrift, herausgegeben im Namen des Kleinkinderschul-Central-Comites vom Johanniter Dr. Freiherrn Adolf von Bissing-Beerberg.

Unser Ideal würde sein, daß beide Richtungen zum Segen der Kinder sich bald die Hände reichten und zusammen wirkten! Sollte dieser Wunsch sich in der That nicht verwirklichen lassen? Beide wollen ja doch das Beste der Kinder!

V.

Gegenwärtig giebt es Kindergärten in fast allen Erdtheilen. Sogar Japan beschiede die Wiener Weltausstellung mit Fröbel'schen Spielmitteln. Seitdem Anfang der sechziger Jahre das Verbot der Kindergärten in Preußen aufgehoben wurde, erfreuten sich dieselben auch von Seiten der Behörden hier stets wachsender Gunst. In Preußen allein bestehen mehrere hundert Kindergärten vom fernen Osten bis an das romantische Ufer des Rheins, von der Gebirgswelt Schlesiens bis in die Niederungen Schleswig-Holsteins. Vor Allem bildeten sich Berlin und Breslau als Mittelpunkte der neuen pädagogischen Richtung heraus.

Aber nicht bloß in Preußen, nicht bloß in den Ländern des deutschen Reiches, nicht bloß in Oesterreich-Ungarn und der Schweiz, sondern auch in England, Frankreich, Belgien, Rußland und Italien, in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, ja selbst im Orient finden sich Fröbel'sche Kindergärten. Ihre Anzahl ist schwer zu schätzen. Die Verbreitung im Auslande hat der Kindergarten vorzüglich der rastlosen Thätigkeit von Frau v. Marenholz zu verdanken. Ein Bild ihrer umfassenden Bemühungen giebt in seinem letzten Theile ihr Buch: „Die Arbeit und die neue Erziehung nach Fröbels Methode“. Außerdem verfaßte sie u. a. das bereits erwähnte Buch: „Erinnerungen an Friedrich Fröbel“ und die zwei mit philosophischem Geiste geschriebenen Hefte: „Das Kind und sein Wesen“. Frau von Marenholz begründete auch schon früher im Verein mit dem bekannten Pädagogen Karl Schmidt die Zeitschrift: „Erziehung der Gegenwart“. Ihr ist es besonders darum zu thun, einen thätigen Kreis für die „principielle“ Vertretung der Methode zu gewinnen. Sie erwartet durchaus nicht allen Segen von den Kindergärten allein. Sie meint, daß die ganze Erziehung gehoben werden müsse, und um dies zu erstreben, hat sie später einen „Allgemeinen Erziehungsverein“ begründet.

Wir nennen neben dieser Dame als eifrige Fröbelverehrerinnen Johanna Goldschmidt in Hamburg, Henriette Goldschmidt in Leipzig, Gräfin Poninska, die Geschwister Dreyman, Frau Schulvorsteher Vogeler in Berlin, Frau von Portugall, welche im Sommer 1876 zur Inspectrice des écoles enfantines in Genf ernannt wurde, u. n. A. Daneben haben viele Männer für die Verbreitung und Weiterbildung der neuen Lehre durch Schrift, Wort und That geforgt. Der unlängst verstorbene A. Köhler gab in Verbindung mit F. Seidel und Schmidt in Weimar eine Zeitschrift: „Kindergarten, Bewahranstalt und Elementarklasse“ heraus. Ferner veröffentlichte Seidel eine illustrierte Zeitschrift „Nach der Schule,“ welche die Jugend nicht bloß unterhalten, sondern die belehrende Beschäftigung nach der Fröbel'schen Methode auch für die Mußestunden inuner mehr in die Jugend- und Familienkreise einführen wollte. Die Literatur über den Kindergarten ist bereits so groß, daß sie eine stattliche Bibliothek zu füllen im Stande ist. A. W. Hanschmann schrieb „Friedrich Fröbel, die Entwicklung seiner Erziehungsidee in seinem Leben“. Dieses Werk ist neben Fröbels eigenen Aufzeichnungen die zuverlässigste und vollständigste Biographie Fröbels. Von G. Steinacker giebt es „Bilder, Studien und Klänge aus dem Bereiche des Elternhauses und Kindergartens“. Bekannte Schriftsteller auf diesem Gebiete sind noch Dr. Pappenheim, Goldammer, Großmann u. v. A.

Im Jahre 1873 trat eine Anzahl von Fröbelvereinen und Fröbel'schen Anstalten auf einer Versammlung in Nordhausen zu einem Fröbelvereins-Verband zusammen. Sie wollten mit vereinten Kräften, bei voller Wahrung ihres Einzellebens, ihre gemeinsamen Zwecke fördern: bei sich bietenden Gelegenheiten den Fröbel'schen Bildungs- und Erziehungsmitteln auch höheren Orts einflußreiche Freunde und Gönner gewinnen, ferner der Fröbel'schen Methode und ihrer Verwerthung sowohl in den Elementarklassen der Volksschule wie ihrer Aufnahme in den Gesamtorganismus des Volksunterrichts und der Volkserziehung auf dem Wege des Gesetzes und der Verordnung allmählich Bahn brechen.

Dieser Fröbel-Verband reichte denn auch einige Jahre später dem Reichskanzleramt und dem preußischen Unterrichtsministerium je eine kurze Denkschrift über die bisherige Entwicklung und den gegenwärtigen Stand der Kindergartenfrage, sowie über die wünschenswerthe Förderung durch die staatlichen Behörden gleichzeitig mit einer Anzahl Schriften der betreffenden Literatur ein.

Die Denkschrift für das Reichskanzleramt lenkte die Aufmerksamkeit auf die Erwägung hin, wie durch Einführung und fördernde Unterstützung des Fröbel'schen Kindergartens von Staats wegen besonders in den wiedererworbenen Reichslanden vielleicht ein treffliches Mittel der Germanisirung und nationalen Erziehung an die Hand gegeben sei.

Die Denkschrift für das preußische Unterrichtsministerium möchte ziemlich unberührt für den Kindergarten in Preußen eine ähnliche Stellung anstreben, wie dieselbe im österreichischen Lande schon erreicht ist. Dort wurde durch den Minister von Streameyr der Kindergarten in den öffentlichen Schulorganismus officiell eingereiht.

Die amtlichen Bescheide auf diese beiden Denkschriften lauteten nicht unbefriedigend. Nach dem Bescheide des preussischen Unterrichtsministers wird im pädagogischen Unterricht auf den Schullehrer- und den Lehrerinnen-Seminarien der Monarchie sowohl der Sache selbst, wie der Verdienste Friedrich Fröbels um dieselbe gebührend gedacht. In wie weit es ausführbar ist, mit den Lehrerinnen-Seminarien ohne Beeinträchtigung ihres nächsten Zweckes Einrichtungen zu verbinden, durch welche die angehenden Lehrerinnen Gelegenheit erhalten, sich in der planmäßigen Beschäftigung mit noch nicht schulfähigen Kindern zu üben, wäre bereits seit längerer Zeit Gegenstand eingehender Erörterung im Unterrichtsministerium gewesen. Der Verband solle überall der Bereitwilligkeit der betreffenden königlichen Regierungen begegnen, wenn er die Vermittlung derselben zu Mittheilungen über seine Zwecke und seine Erfolge an die Lehrer und Lehrerinnen in Anspruch nimmt. Endlich werden die Regierungen ihre Zustimmung nicht versagen, wenn Gemeinden, in welchen für die Volksschulen ausreichend gesorgt ist, einen Kindergarten als unterste Stufe anschließen oder mit den höheren Mädchenschulen Veranstellungen zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen verbunden werden. Dagegen soll das Fröbel'sche System nicht ausschließlich empfohlen werden, weil die bisherigen Erfahrungen noch keineswegs ausreichen, um über die Vorzüge oder Nachtheile der einzelnen Lehrweisen ein sicheres Urtheil zu gewähren.

Bereits 1872 wurde von Dr. Pappenheim im Namen der Berliner Fröbelverbindungen die förmliche Einordnung des Kindergartens in das Schulwesen Berlins bei den dortigen städtischen Behörden beantragt. Der Magistrat antwortete, daß der Gemeinde nicht zugesprochen werden könne, neben ihrer gesetzlichen Verpflichtung für die Unterhaltung und Fortbildung ihres öffentlichen Volksschulwesens und neben ihrer Bereitwilligkeit zur Errichtung höherer Lehranstalten ihre Fürsorge noch auf die nichtschulpflichtige Jugend zu erstrecken.

Staat und Commune haben hier also abgelehnt, den Kindergarten als ein nothwendiges Glied im Unterrichtsorganismus anzuerkennen. Die Gelegenheit ist eine offene Frage. Wer sich darüber zu unterrichten wünscht, in welcher Weise etwa die organische Verbindung zwischen Kindergarten und Schule herzustellen wäre, dem empfehlen wir die anregenden Schriften von L. Morgenstern und Dr. Weber. Das Lehrerinnen-Seminar in Gotha, welches aus der organischen Verbindung eines zwei Abtheilungen umfassenden Kindergartens, einer mehrklassigen Töchterschule, einer Fortbildungsschule, eines eigentlichen Lehrerinnen- und eines Kindergärtnerinnen-Seminars besteht, genießt auch in seinem letzten Theile staatliche Anerkennung. Jede vom Herzoglichen Staatsministerium zu prüfende Volksschullehrerin muß ebenfalls eine Vorbildung als Kindergärtnerin genossen haben.

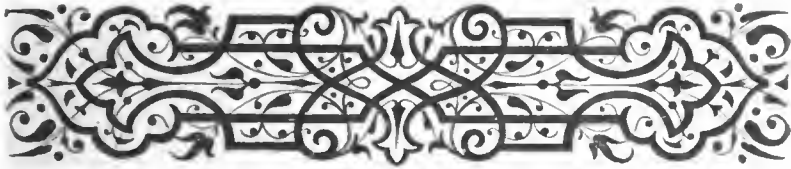
Viel wichtiger als diese Verbindung mit der Schule scheint uns, wenigstens für die nächste Zeit, die immer weitere Verbreitung der Fröbel'schen Ideen

in der Familie zu sein, damit das erreicht werde, was schon Pestalozzi anstrebte, eine bessere Erziehungskunst bei den Müttern. Ohne den belebenden Geist der verständigen Mutter bleibt das Fröbel'sche System ein tochter Buchstabe. Gerade in unseren Tagen hat der Kindergarten, und auch hier kommen wir auf Pestalozzi und sein gleich zu Anfang charakterisirtes Wirken zurück, die größte Bedeutung als Volksbildungsmittel. Es kann, namentlich in Fabrikstädten, nicht oft genug wiederholt werden, daß man mit allen Mitteln darauf ausgehen sollte, Volkskindergärten einzurichten. Berlin hat sie, leider in nicht genügender Anzahl, eingeführt. Sie sind ein unendlicher Segen für die Bevölkerung und machen sich den Spenden der Wohlhabenden gegenüber reichlich bezahlt! Wir besuchten unter Anderem schon vor Jahren in Berlin den Fichtekindergarten, der zur Erinnerung an die Säkularfeier von Fichtes Geburtstag am 19. Mai 1862 gegründet wurde. Dieser Volkskindergarten war hauptsächlich für den Arbeiterstand bestimmt. Fast sämtliche Kinder zeigten sich in der ersten Zeit entweder geistig todt oder roh. Die stumpfsinnigen und unentwickelten Böglinge wurden aber sehr bald lebhaft und heiter, die wilden gesittet und aufmerksam. Mit sichtbarem Erfolge führte man die Kindergärtneri auch in Bewahranstalten ein. Auf alle Fälle ist ein Volkskindergarten eine vortreffliche Kinderbewahranstalt und hat sich als solche vorzüglich auch im Auslande, unter den Händen der Frau Salis-Schwabe in Neapel und anderen Städten Italiens, bewährt.

Vollkommenes giebt es nicht unter der Sonne, und am Kindergarten läßt sich sicherlich noch Vieles verbessern und ergänzen. Bedenkt man aber, welchen staunenswerthen Fortschritt die Sache seit circa vierzig oder vielmehr seit ungefähr zwanzig Jahren gemacht hat, bedenkt man, daß aus den bestehenden Seminarinen jährlich eine sehr ansehnliche Schaar von Anhängerinnen hervorgeht, welche ihre Kunst bis in die entferntesten Gegenden der Erde verpflanzen, daß dem Kindergarten die Reise über den Ocean sehr wohl bekommen ist, da sich Anstalten in New-York, Massachusetts, Ohio, Iowa &c. vorfinden, so würde selbst ein Fröbel befriedigt sein, der seiner Erziehungs-idee volle dreihundert Jahre Zeit gab, um in ganz Europa feste Wurzel zu fassen!

Was man über den Nutzen oder die Nutzlosigkeit einzelner Theile des Systems auch sagen möge, die Grundidee ist ohne Zweifel gesund.





Dichtungen.

Von

Adolf Friedrich Grafen von Schack.

— München. —

Otmar.

Als heran vom blauen Mittelmeere
Milde Lüfte zu den Alpen wehten,
Daß, gelöst von ihren Eisesbanden,
Thalwärts wiederum die Ströme jauchzten,
Hatte Wandertrieb in's Berner Hochland
Mich geführt, der Frühlingsgäste ersten.
Wie, o Schweiz, Du Tempel meiner Andacht,
Wie so herrlich warst Du mir erschienen!
In Smaragdgrün schimmerten die Matten
Von dem Stahlblau leuchtender Genzianen,
Von der Primeln Roth durchwirkt; darüber
An den wilden Wassern aufwärtsklimmend,
Tausendjähr'ge Tannen, deren Wipfel
In dem Thau der zieh'nden Nebel blitzten!
Und hoch oben aus dem Silberdunste
Tauchten blendend-weiß die sündstaltigen
Gletscherfirnen. - Oft schon vor dem Frühroth,
Wenn der Hirt von Lauterbrunn die Heerde
Auf die Alpe trieb, mein Lager ließ ich,
Und der Eiger und die schöne Jungfrau,
Denen lang der Tag, bevor er anbriecht,
Rosiges Licht schon um die Schläfe breitet,
Winkten mir empor in rein're Lüfte.
Ueber Schnee der ersten Erdentage
Drang ich vor bis zu der Ströme Quellen,
Zu den Thoren der krystall'nen Tempel,
Wo hernieder von den Eisgewölben
Die Gewässer stürzen, oder ruhte

Auf den Klippen, die aus dem erstarrten
 Gletschermeere ragen; mir zu Häupten
 Sah ich die gewalt'gen Adler kreisen;
 Aufwärts mit den mächt'gen Flügelschlägen,
 Aufwärts zu den sonnennahen Gipfeln
 Schwebten sie, doch ließen bald die Schwingen
 Kraftlos sinken, und auf ihre Ohnmacht
 Sah'n aus der Unendlichkeit des Himmels
 Stolz die Unerfliegar-Hohen nieder.
 Hin von Pfl zu Pfl der Alpen schweifte
 Mit den Wolkenzügen meine Seele,
 Und noch höher auf in's Unermess'ne
 Ließ sie ihre Hoffnungen und Träume
 Klimmen, bis, verirrt im Grenzenlosen,
 Sie mit Schwindel in des Ungeheuern
 Abgrund zu versinken sagte; froh dann
 Schlag das Herz mir, wenn der Wind von unten
 Mir an's Ohr der Heerdenglocken Läuten
 Trug, und abwärts in die Thäler floh ich,
 An des Bach's Gemurmels durch die Wiesen,
 An der Grille Zirpen mich zu laben.

So nach langer Wand'ring einst am Abend
 Trat ich nächst dem Stanbbach in den Gasthof,
 Der im Schild den Steinbock führt. Im Saal dort
 Einsam an dem Tische saß ein Fremder,
 Dessen Züge als bekannt mich mahnten;
 Stumm einander gegenüber blieben
 Lang wir, wer er sei, vergebens sann ich
 Drüber nach. Da plötzlich, wie er auffah,
 Und sein Blick mich traf, ward die Erinnerung
 In mir wach, und er, auch wie aus Träumen
 Aufgestört, schien mich zu kennen: Otmar,
 Rief ich, theurer, bester Freund, Du bist es?
 O wie viel der Jahre sind vergangen,
 Seit wir, Knaben, in des Lernens Stunden
 Bei einander saßen! Wie seitdem nur
 Ist mir Kunde nicht von Dir geworden,
 Dir von mir? — Und uns in Armen lange
 Lagen wir; erst nach und nach zu Worten
 Kam, was wir empfanden; aber immer
 Karg blieb seine Rede, gleich als hielte
 Tiefes Gram, an seinem Innern zehrend,
 Sie zurück. Noch immer gerne — sprach ich —
 Schweift in jene Zeit mir die Erinnerung,
 Als zuerst die Seelen aus dem Schlummer
 Uns er wachten und die Welt, die große,

Ahnten, die das Wissen seinen Jüngern
 Aufsthub, die in Dichtung, in der Klänge
 Zauberreich sich birgt. Sprich, Otmar, denkst Du
 An den Wettstreit zwischen uns im Lernen?
 Denkst Du noch, wie von des Lehrers Munde
 Wir der großen Vorzeit Kunde schlürften,
 Wie er in den Kreis von Hellas' Weisen
 Uns geführt, daß wir vertraut mit ihnen
 Wandeln durften, wie mit Freunden? Abends
 Nach der Arbeit dann die frohen Stunden,
 Wenn wir am Klavier die hehren Geister
 Händels, Mozarts aus den Noten weckten,
 Drin gebannt sie schlafen, oder wenn wir
 Durch die Wälder, durch die Wiesen schweifend,
 An der Luft, der Erde wechselvollem
 Anblick uns ergöhten? Mehr noch flammte,
 Als für Wissen und für Kunst, Begeißrung
 Für der Schöpfung Wunder Dir im Herzen,
 Und war arm mit ihren Haideländen,
 Ihren Erlentbüschen die Natur auch,
 Um uns her, in jedem Moos und Bache,
 Jeder Wiese die geheimen Reize
 Mir enthülltest Du! Zu Boden starnte
 Otmar lang, dann sprach er: Wie ein Echo
 Nur aus lang verscholl'nen Tagen tönt mir
 Deine Stimme; Asche nun, erloschen
 In des Alltagslebens Winterfroste
 Ist das Feuer, das mich einst durchglühte . . .
 An des Tages nied're Pflicht gefesselt,
 Acten um mich her gethürmt, die Wände
 Von dem wüsten Streite der Parteien
 Widerhallend, fühlt' ich die Minuten
 Sich wie Ringe einer Eisenkette
 Um das Herz mir legen, deren jeder
 Meiner Hoffnungen, meiner Jugendträume
 Einen tödtete. Sein bess'res Selbst so
 Langsam sterben seh'n — o den Verdammten
 Drunten in des Abgrunds tiefstem Schlunde
 Neid' ich ihre Qualen! sie sind milder,
 Als was ich ertrug. Und warum weiter,
 Matt und müde, dieses Lebens Bürde
 Schlepp' ich noch? Warum noch immer rollt mir
 Der Gedanken Fluth durch's öde Hirn hin?
 Wenn bis in ihr Mark ich zu ersticken
 Sie vermöchte, das Gedächtniß dessen,
 Was ich war, vielleicht Geduld dann fänd' ich,
 In der harten, mittheidlosen Menschen
 Kreis zu athmen.

Freund! fiel ich in's Wort ihm,
 Glaub', ich kenne so wie Du der Seele .
 Dunkel, das kein Strahl erhellt. Kalt legte
 Auch auf meine Träume sich des Lebens
 Frost. Im Joch verhasster Pflichten mußi' ich
 Jahrelang mich mü'h'n, und jeder Morgen
 Rief von meinem schlummerlosen Lager
 Mich zum Tagwerk, das an meines Geistes
 Schwingen schwer wie Blei sich hängte. Aber
 Von dem Druck gestählt ward Muth und Kraft mir,
 Und das Netz, das mich umspann, zerriss' ich.
 Thu' wie ich denn; und als der erste
 Wirst Du, der Du warst! Auf Deines Freundes
 Beistand, d'rauf vertraue — kannst Du zählen!

Lange gab er Antwort nicht; dann wieder
 Hub er an: Ein Weib, zu spät gefunden,
 Und ach! früh verloren, hatte kurz mich
 Mit dem Dasein neu versöhnt. Oft wenn ich
 Ihr zur Seite weilte, und das Herz ihr
 Süße Worte auf die Lippen legte,
 Wieder fühlst' ich durch die starre Brust mir
 Einen Athemzug aus frühern Tagen
 Ziehn; mir war, als öffnete mein altes
 Bess'res Selbst die Augen; für die Mühsal,
 Durch des Tages weite Stundenwüste
 Mich zu schleppen, lieh die Hoffnung Stärke
 Mir, daß mir bei ihr der Abend selig
 Schwinden werde. Doch sie starb, und nieder
 Warf Verzweiflung mich auf's Krankenlager.
 Lange düst're Monde litt ich also;
 Bald daß Nacht des Irrsinns mich umhüllte,
 Bald daß die Erinnerung hin durch's Haupt mir
 Schreckgebilde jagte. Nun erstanden,
 Löf' ich das Gelübde, das die Cheure
 Scheidend noch mir abnahm. Meiner Jugend
 Unerfüllten Drang zu stillen, sollt' ich
 In die Alpen wandern, an den See'n mir,
 Auf den Berghö'h'n Seelenfrische holen.

Wohl! rief ich, die Fügung preis' ich, die uns
 Hier zusammenführt. Vereint nun laß uns
 Bis empor zu seiner höchsten Firne,
 Bis in das entlegenste seiner Thäler
 Dieses Land durchschweifen. Glaub mir, Otmar,
 Heißen wird Natur, die große Mutter,
 In der reinen Luft hier Deinen Trübsinn.

Spät schon war's geworden, und wir schieden
für die Nacht. In nächster Frühe fragt' ich
Nach dem Freund; doch lang vor Morgenroth schon
War er mit dem Führer aufgebrochen.
Seine Rückkehr, wie er hinterlassen,
Durft' ich bald erwarten; aber Mittag
Ward's, dann Abend; und vergebens blickt' ich
Nach ihm aus. Der zweite Tag auch neigte
Sich zum Ende und er kam nicht. Als es
Nacht ward, fehrt' Joseph heim, sein Führer,
Und erzählte: Auf der Wengernalpe,
Einem Sonnenaufgang, herrlich wie noch
Keinen jenes Jahr gesehen, hab' er
Zugeschaut, in eines Sennen Hütte
D'rauf geweiht und lang geschrieben. Weiter
Auf den schneebedeckten Höhen war er
Bis zur Nacht umhergekommen, hatte
Hingestreckt zum Schlaf sich in der Hütte,
Und war nochmals, an der Sonne Steigen
Sich zu freu'n, vor Frühroth ausgegangen;
Dann nicht weiter sah man ihn. Der Führer
Sprach: Ein Schwärmer ist der Mann; das merk' ich
Gleich. Er wird noch einsam durch die Berge
Schweifen; wenn verirrt der führerlose
Nicht in einen Abgrund stürzt, hierher wohl
Kehrt er noch zurück. Dies Buch verlor er
Unterwegs; da Ihr sein Freund, bewahrt es
Für ihn auf!

Ich nahm's und auf den Blättern
fand ich dies von seiner Hand geschrieben:
Ja, das Herrlichste hab' ich gesehen,
Was die Erde beut. Mit zitterndem Strahle
Glomm der Morgenstern durch zieh'nde Wolken;
Aber finsterniß lag auf der Tiefe,
Dampf von unten scholl der Eisgewölbe
Krachen und der Wasserstürze Brausen;
Und mir war, hinab in's Bodenlose
Gähne unter mir der schwarze Abgrund,
D'raus das Weltall sich emporgerungen,
Und der wieder es hinunterschlingen
Wird. Ein kalter Hauch, als wär's der alten
Urnacht Athem, stieg zu mir empor, und
Abwärts in der dunkeln Kräfte Wirbel
Wollte jählings mich der Schwindel reißen.
Fernher spielte um den Himmelsrand da
Matter Schein, in blasse Schatten mällig
Brach das Dunkel sich, und aus dem Nebel
Tauchte hier und da ein weißes Schneehaupt.

Durch das Thor des Ostens drang ein Sturmwind
 Der die Dünste aneinander peitschte,
 Daß sie schäumend um die Gletscherfirnen
 Wogten; dann hernieder an der Felsen
 Säcken troffen. Und der Himmel glühte
 Hell und heller nun empor, bis glorreich,
 Siegreich über Tod und Nacht der Lichtgeist
 Im Triumph von Gipfel hin zu Gipfel
 zog, und hoch von ihren Eisaltären
 Ihm die Opfergluth entgegendampfte.
 Jauchzend hin durch alle Räume stürzten
 Sich die flammenströme, und so weit ich
 Schaute, war um mich ein ungeheurer,
 Uferloser Ocean des Glanzes,
 D'raus die Berggiganten ihrer Gletscher
 Blihende Kronen in den Aether trugen —
 Unter mir die lärmende Welt versunken —
 Nirgends Leben — nur zu meinen Häupten
 Hoch im unermessnen Blau ein Adler,
 Einsam kreisend — —

Und hinunter wieder,

Nun ich das gesehen, zu den kleinen
 Menschen, in den Staub des Alltags sollt' ich
 In ein freudlos Dasein ohne Liebe
 Steigen, um mit andern Ephemerem
 Ruhlos mich um Nichtiges zu mühen,
 Und in niederm Treiben das Gedächtniß
 Dieser Stunde zu entweih'n? Versunken,
 Wie ein blasser Traum der ersten Kindheit,
 Lag hier hinter mir die Welt der Menschen.
 Nur der Gottheit blickt' ich in das Antlitz
 Und von meines Lebens Sonnenhöhe,
 Die ich heut' erklimmen, ist kein Rückweg.
 Einmal noch, erhabner Geist, der blihend,
 flammend Du dahin durch's Weltall stuhst,
 Laß mich vor Dir stehen, wie in Glorie
 Aus der Nacht Du aufsteigst. — Unbestekt noch
 Nehm' ich die Erinnerung des Geschautes
 In die Ewigkeit alsdann hinüber. —

So bei flimmerndem Lampenlichte las ich;
 Und beim frühlicht brachen kühne Kletter,
 Meiner Mahnung folgend, auf, um ringsum
 Nächst der Alp die Schluchten zu durchsuchen:
 Gegen Abend schon die Leiche Otmars,
 Die in tiefer felschlucht sie gefunden,
 Brachten sie. Ich sorgte, fern den Menschen
 Meinem Jugendfreunde hoch auf grüner
 Alm die letzte Ruhestatt zu ordnen.

Dort zu seinen Häupten rauscht die Tanne,
 Und der Grabstein mit dem Kreuze schimmert
 Weithin in des Morgens ersten Strahlen.

Achilles.

I.

Vernehmet, was von dem Peliden Achill
 Euch der Kapsode berichten will.
 Frühzeitiger Tod auf dem Schlachtfeld war
 Dem Knaben, schon als ihn Chetis gebar,
 Verklündet vom delphischen Gotte,
 Und, in des Oceans Schooß entfloß'n,
 Verborg die Mutter sorgend den Sohn
 Tief unten in hallender Grotte.
 Die Muschelwiege, darin er lag,
 Geschaukelt vom wogenden Meere,
 Umringten Nereiden im Chor
 Und sangen ihm liebliche Weisen in's Ohr,
 Damit er nie nach dem leuchtenden Tag
 Und dem Sonnenlichte begehre.
 Sie schlingen um ihn den Reihentanz
 In der Grotte dämmernder Halle,
 Und, während die Säulenreihen entlang
 Die Wellen beben bei ihrem Gesang,
 Versucht er zu haschen den zuckenden Glanz,
 Wie er hüpf't um die Felsenkrystalle.
 Als, mällig dann aufblühend, das Kind
 Die ersten Laute zu stammeln beginnt,
 Hin trägt's durch der Wogen wallendes Blau
 Auf ihren Armen die göttliche Frau,
 Ihm der Tiefe Wunder zu zeigen;
 Sie führt es dahin durch des Meerwalds Nacht,
 Wo ihuen zu Häupten, grün wie Smaragd,
 Die mächtigen Wipfel sich neigen,
 Und spriessend, knospend in wildem Gerauf
 Um Klippe, um Riff und Korallenbank
 Sich bunte Stauden verzweigen.
 Der Knabe klatscht in die Händchen und lacht,
 Wie drunten gewitternd der Donner kracht
 In den gähnenden Meerabgründen,
 Und Strudel an Strudel sich drängt und schwillt,
 Wo in brausenden Wirbeln der Ocean quillt
 Aus der Erde tiefuntersten Schründen;

Doch einst, als nach dem Sturme die Fluth,
 Klar, wie ein krystallener Spiegel, ruht,
 Spricht er zu Thetis: das bläuliche Licht,
 Das von oben herniederzittert,
 Der strahlende Ball von lauterem Gold,
 Der durch den azurenen Raum hinrollt,
 Gönnst Du, sie näher zu schauen, mir nicht
 So ist mir das Leben verbittert.
 Da wieder mit ihm nach unten fliehet
 Die Mutter, wo er den Himmel nicht siehet;
 Nichts aber will ihn ferner erfreu'n;
 Und, um ihm den trüben Sinn zu zerstreu'n,
 Ruft schnell sie herbei die Tritonen,
 Die Götter und die Göttinnen all,
 Die, umbraust vom gährenden Wogenschwalm,
 Des Oceans Höhlen bewohnen.
 Sie ziehen heran im fröhlichen Zug
 Und blasen auf Muscheldrommeten;
 Was Köstliches nur in der Tiefe gedeiht,
 Was in den versunkenen Städten
 Sie finden an Schätzen und gold'nem Geschmeid'
 Bieten sie dar dem Knaben;
 Doch nach der leuchtenden Kuppel verlangt
 Ihn einzig, die über den Wassern praugt;
 Er achtet nicht ihrer Gaben.
 Und Thetis, selber in Kummer versenkt,
 Weil nichts den Liebbling erheitert, denkt:
 Nicht soll er, von Licht und von Luft verbannt,
 Hier unten, so wie im Schattenland,
 Sein Leben länger vertrauern.
 Sie führt ihn empor den feuchten Pfad
 Und giebt ihn in Hut an Siciliens Gestad
 Dem Chiron, dem weisen Centauren.

II.

Am Aetna im Felsengeklüft nun wohnt
 Achill bei dem trefflichen Greise;
 Und Chiron am Chore der Höhle zeigt
 Ihm die Sonne, wie sie sich hebt und sich neigt,
 Und am dunkeln Gewölbe der Nacht den Mond,
 Wie er wandelt im ewigen Gleise —
 Er lehrt ihn kennen der Sterne Lauf,
 Die des Jahres wechselnde Zeiten,
 Den Lenz und den Sommer, den Menschen herauf,
 Den Herbst und den Winter leiten;
 Er weist ihm die Kräuter auf Hügel und Trift,

Ob heifende Säfte sie bergen, ob Gift,
 Er lehrt ihn spannen am Bogen das Seil
 Und schnitzen den tödtlich-treffenden Pfeil;
 Und auf des Centauren Rücken
 Sprengt bald auf Matten von Asphodill
 Im Ennathale der junge Achill;
 Bald hin auf hängenden Brücken,
 Die sturmgefüllte Cedern ihm bau'n,
 Jagt tausend er über des Abgrunds Grau'n,
 Und streckt mit dem fliegenden Pfeil auf der Flucht
 Zu Boden das Reh in der Felsenflucht.
 Er bengt, indem er vorüberbranst,
 Der Bäume Wipfel mit nerviger Faust,
 Und pflückt sich vom höchsten ragenden Ast
 Der Arbutus-Kirsche röthliche Frucht,
 Den Apfel der wilden Granate.
 Brennt heißer die Sonne, zur Mittagstast,
 Hinab an die kühle Meeresbucht
 Dann geht es vom Bergesgrate.
 Und unter duftendem Thymian,
 Wo Ziegen und Lämmer weiden,
 Am hochauftrauschenden Ocean
 Ruhen im Schatten die Beiden.
 Der Vogel Sprache, der Winde Weh'n
 Lehrt der Centaur den Knaben verstehn,
 Die siebenfältige Flöte des Pan
 Ihm schnitzt er aus Zweigen der Weiden,
 Achilles haucht in das tönende Rohr,
 Indessen mit Schmetter'n dazwischen
 Der thanberauschten Cicaden Chor
 Erschallt aus Myrthengebüschern
 Und bald, süß schlummernd dahingestreckt,
 Liegt Chiron im Uferriede;
 Doch aus dem Traume von neuem erweckt
 Ihn lachend der junge Pelide.
 Und über Aschensfelder hinauf
 Jagt er auf ihm in des Sturmes Lauf
 Durch wildes Dornengestrüppe,
 Dann weiter über Gefilde von Schnee,
 Und Blöcke von Lava, die sich jäh
 Anstürmen, Klippe an Klippe.
 Es zittert, wenn er den Bogen spannt
 Der Ar an der höchsten Wolke Rand,
 Und in die entlegenste Höhle versteckt
 Der Wolf bei seinem Nah'n sich erschreckt.
 Er jubelt, wie um ihn der Donner hallt
 Und spielt mit dem züngelnden Blitze;
 Und während von unten flammenroth

Der Athem der Erdtitanen loht,
 Jauchzt er hinab in den Felsenpalt
 Von des Aetna ragender Spitze.
 Zuletzt, des Jagens und Tummelns müd',
 Wenn über Sicilien die Sonne verglüht,
 Zu seiner Höhle zurückgekehrt,
 Macht Chiron Rast am steinernen Herd,
 Und spricht, indessen die Opfergluth
 Aufflammt zum Knaben, der vor ihm ruht:
 O Sohn! sei meiner Worte gedenk!
 Unsterblichkeit ist das schlimmste Geschenk,
 Das Götter uns bieten können;
 Drum achte frühen Tod für Gewinn!
 Glückselig, wem in des Lebens Beginn
 Zu sterben sie gnädig vergönnen,
 Daß nicht ihm die Wange in Leiden erblaßt,
 Daß nicht ihm ergrauen die Haare,
 Und nicht sein Haupt sich beugt von der Last
 Der rastlos kreisenden Jahre.
 Jahrtausende über Jahrtausende nun
 Sah trügen Laufes ich schleichen,
 Und rief: O Rad, laß endlich sie ruh'n
 Oder bestüg'le die Speichen,
 Auf daß ich endlich hinab, hinab
 Mich betten könne in's herrliche Grab,
 Das um mich her schon Aeonen lang
 All die Geschlechter der Wesen verschlang;
 Müd' bin ich, dies stete Entseh'n und Vergeh'n,
 Dies Werden und Wiederverschwinden zu seh'n,
 Und selber ewig zu dauern.
 D'rum, wenn die Götter solch trauriges Glück
 Dir spenden wollen, weis' es zurück!
 Bedenke des greisen Centauren!
 Da ruft Achilles: Mein Herz begehrt
 Nach Kampf und nach Tod: so reich' mir ein Schwert
 Und laß mich auf's Schlachtfeld fliegen!
 Kaum spricht er's, so tönt in den Lüften ein Schrei,
 Und drohenden Blickes zwischen die Zwei
 Tritt Chetis, den Wogen entstieg;
 Sie trägt den Sohn empor in die Luft,
 Schaut zornig herab auf Chiron, und ruft:
 So hütest Du mir ihn, Verräther?
 Dann, während sie fest den Knaben umfaßt,
 Schwebt zum Olymp mit der thenern Last
 Sie empor in den sonnigen Aether.

III.

Hoch über den Wolken der niederen Welt,
 Vom ersten Lichte des Tages erhellt,
 Und von dem letzten, wenn er erblaßt,
 Ragt strahlend des Göttervaters Palaß
 Auf des hehren Olympos Firne.
 Sein Dach verschmilzt mit dem Himmelsblau,
 Und, groß wie Sonnen, umkreisen den Bau,
 Die ewigen Nachtgestirne.
 Dort sitzt im golden leuchtenden Saal,
 In seiner Rechten den Wetterstrahl,
 Zeus in der Unsterblichen Kreise,
 Umwallt vom ambrosischen Lockenhaar;
 Es zittert um ihn an den Säulen, der Wand
 Durch die Hallen ein Glanz wie von lauterem Demant
 Oder krystallenem Eise;
 Und während der heiligen Neim Gesang
 Erschallt zu Apollons Feierklang,
 Wiegt sich auf seinem Scepter der Nar
 Zu der lieblich-könenden Weise.
 Da, her aus dem Säulengange dringt
 Der Ton leishallender Schritte,
 Und Thetis, von Meerjungfrauen umringt,
 Tritt in der Olympier Mitte,
 Wie windgekräuselte Wellen wallt
 Der Schleier um ihre zarte Gestalt,
 Und hin vor des Göttervaters Thron
 Führt sie den freudig staunenden Sohn.
 Lächelnd erhebt ihn Zeus auf das Knie,
 Und: Meine Tochter — so fragt er sie —
 Was treibt Dich aus Deiner Wellen Nacht
 Zu uns in des Himmels leuchtende Pracht?
 Drauf sie: O Vater! vernimm, was mich quält!
 Der niederen Sterblichen Einem vermählt,
 Hab' ich den Achill ihm geboren!
 Und theilhaft wäre des Menschengeschicks
 Mein Sohn nun? Nein! gedenk was beim Styx
 Du ehemals mir geschworen!
 Was Du auch bittest — so war Dein Schwur —
 Ich will Dein flehen erhören;
 Doch Eine Bitte im Leben nur,
 Das wissel die kann ich gewähren. —
 Wohlan! Dies eine, nur einzige Mal
 Erhöre mein flehn! Nicht, wie mein Gemahl,
 Sei in der Fülle der Jugendkraft
 Mein Sohn vom Tode dahingerafft!
 Schenk ihm — ich mahne Dich bei dem Eid —

Der ewigen Götter Unsterblichkeit!
 Dem Loose, sprach Zeus, das die Mören verhängt,
 O Tochter, muß ich ihn weihen,
 Die diesem ein Leben, von Qualen bedrängt,
 Doch Glück dem Andern verleihen.
 So triff, Achilles, selber die Wahl!
 Willst ohne Mühe und ohne Qual
 In überschwänglicher Wonnen Genuß
 Du leben, bis an der Zeiten Schluß?
 Von purpurnem Thron dann in Pracht und Glanz,
 In den duftenden Locken den Weinlaubkranz,
 Sollst Du, des Orients Königen gleich,
 Hinabschau'n auf ein unendliches Reich!
 Das Auge Dir labend am üppigen Tanz,
 Den um Dich ein Chor von Mädchen schlingt;
 Von Sklaven, die Weihrauch Dir streuen, nurringt,
 Wirst herrlich Du leben, ein Erdeugott,
 Doch Menschen und uns Olympiern ein Spott!
 Nun wähle! Dies Glück, wenn Du willst, ist Dein!
 Nein, rief der Knabe, ich will es nicht, nein!
 Wohlan, das zweite der Loose nimme;
 Nichts Anderes bleibt Dir zu wählen!
 Geh, früh Dir wider des Schicksals Grimm
 Die jungen Glieder zu stählen!
 Das Schwert, die Lanze von blinkendem Stahl,
 Soll Ares aus seinem Waffensaal
 Dir reichen: dauu, den Leib wie das Herz
 Dreifach umgürtet mit funkelndem Erz,
 Stürme hinaus in die tosende Schlacht
 Und schmettre zu Boden der Feinde Macht!
 Im frühen Tode, vom Schwerte gefällt,
 Wirst sterben Du unter Qualen,
 Doch von Geschlecht zu Geschlecht o Held,
 Wird ewig Dein Nachruhm strahlen;
 So lange die Erde steht, so lang
 Am Himmel die Sterne kreisen,
 Wird zu der Feier der Dichter Gesang
 Den Namen Achilles preisen!
 Der Knabe rief: So sei es, so sei's!
 Das ist's, was ich einzig begehre! —
 Allein ihn hemmte Kronions Geheiß;
 Und so sprach weiter der Hehre:
 O Thetis, ich sehe, vom Auge Dir rinnt
 Des Kummers bittere Zähre;
 So nütze die Frist, die, zu retten Dein Kind,
 Ich mittheilsvoll Dir gewähre!
 Nimm hin den Sohn! Du wirst es versteh'n,
 Den stürmischen Sinn ihm zu ändern.

Wenn nichts er von Kriegen vernimmt, vielleicht
 Daß ihm aus der Seele die Kampflust weicht.
 Nicht Einer wird den Knaben erspäh'n
 In wallenden Mädchengewändern:
 Drum magst Du, in Locken gekräuselt sein Haar,
 Zum König von Skyros ihn bringen,
 Dort soll er mit der Gespielinnen Schaar,
 Den fröhlichen Reigen schlingen.
 Du aber, Achilles, mögen roth
 Vor Scham Dir auch glühen die Wangen,
 Bei meinem Horn! erfüll' mein Gebot,
 Und Deiner Mutter Verlangen!
 Hin vor den Thron des Kronion sanft
 Die Göttin und stammelte feurigen Dank.

IV.

Auf blühender Wiese am Wasserfall
 Schlagen die Jungfran'n lachend den Ball,
 Und Deidamia, dem Königskind,
 Flattern die Locken im Morgenwind;
 Stolz hat sie bisher erhoben das Haupt,
 Weil Meisterin sie sich im Spiele geglaubt!
 Doch nun ist Eine, die stets sie besiegt;
 Wie hoch der Ball auch in Lüften fliegt,
 Sie fängt ihn und schleudert von Neuem ihn leicht,
 Bis wo kein Blick den flücht'gen erreicht.
 Achilles ist's, den in Mädchentracht
 Die Mutter zum Hofe von Skyros gebracht.
 Er ward, sobald er zuerst sie erblickt,
 Vom Reiz der Königstochter bestrickt,
 Und ihr, seit ihre Augen ihn sah'n,
 Hat es der Herrliche angethan.
 Ihr Herz hat, in dem Gewande versteckt,
 Den Knaben, zum Jüngling reisend, entdeckt.
 Und ferne von der Gespielinnen Schwarm,
 Wandelt sie an des Liebblings Arm
 In des Gartens verschlungenen Gängen,
 Wo über ihnen im dunklen Geäst,
 Leuchtend, wie Fackeln bei'm Liebesfest,
 Purpurne Granaten hängen.
 Dort unter schwankeudem Laubgerank
 Ruht sie mit ihm auf der Rasenbank,
 Beim Plätscherton der Cascaden,
 Indes über Rosenbeete der Süd
 Zu ihnen, wenn sie von Wonne müd,
 Herweht, mit Schlummer beladen.
 Im dichten Gebüsch, von Korymbus

Und Myrthenzweigen umgittert.
 Oft raubt der Pelide ihr einen Kuß,
 Der mit seligem Kausch ihn durchzittert.
 Dahingeschwunden ist Mond auf Mond,
 Seit in dem Schlosse der Jüngling wohnt.
 Es kommt der Herbst mit dem Rebenfest;
 Vom Klange froher Gesänge,
 Indes der Winzer die Traube preßt
 Erschallen die Hügel, die Hänge.
 Bei Citherschlag, bei Flötengetön
 Wallt durch die Thäler und über die Höh'n
 Des Volkes jubelnde Menge,
 Und Eykomedes, der Herrscher, schaut
 Mit Klotho, dem treuen Weibe,
 Aus dem Zelt, das vor dem Palast gebaut,
 Der Schaaren muntres Getreibe.
 Nächst ihm in der Laube, die dicht sich verschlingt,
 Von der Gespielinnen Kreise umringt,
 Weilt Deidamia, die Holde,
 Und scherzt mit Achilles und reicht ihm, voll
 Des Mostes, der eben der Kelter entquoll,
 Den Becher von lauterem Golde.
 Ein Sänger tritt hin vor des Königs Zelt
 Und singt zum Schalle der Leier,
 Wie hoch zu Schiffe über das Meer
 Von allen Küsten und Inseln umher
 Hinausgezogen auf Trojas feld
 Das Heldenvolk der Urgeier,
 Wie um Ilions Veste der Krieg sich ballt
 Und das Ida-Gebirg vom Schlachtlärm hält;
 Er singt von Ujas, von Diomed
 Wie von des Helmes Büfchen umweht,
 Sie stürmen über das Kampfgefild
 Und hoch von Blut der Skamander schwillt.
 Achilles, als er die Worte hört,
 Springt auf, hoch glüh'n ihm die Wangen.
 Was hast Du, Freundin? Du blickst so verstört!
 Fragt Deidamia voll Bangen.
 Drauf Jener und schaut in die Weite irr:
 Mir ist, als vernähm' ich Schwertergeklirr
 Und Schmetterklang von Drommeten.
 Dann seht er sich in den Kreis zurück,
 Von der Königstochter mit freundlichem Blick
 Und sanften Worten gebeten.
 Inzwischen — sie hatten dessen nicht Acht
 Heran ist in morgenländischer Tracht
 Zu ihnen ein Schiffer getreten.
 Er bietet zum Kaufe der Waaren viel.

„Hier Purpur von Cyrus, Perlen vom Nil,“
 Ruft er, „hier Phrygiens Seidenstoff
 Und Indiens köstliche Narden,
 Balsam, der Arabiens Bäumen enttroff,
 Hier Felle von Leoparden.“
 Der Mädchen jedes trifft seine Wahl,
 An Tüchern und an Geschmeide;
 Sie schau'n in den Spiegel von blankem Stahl
 Was sie am prächtigsten kleide.
 Da unter den anderen Waaren erblickt
 Achilles ein Schwert; er faßt es und zückt
 Das funkelnde schnell aus der Schneide.
 Rings aus dem Kreise der Mädchen dringt
 Ein Schrei des Schreckens; er aber schwingt
 Die blitzende Klinge hoch in der Luft;
 Der Schiffer, von Freude strahlend, ruft:
 Vergebens hat Dich die Mutter versteckt!
 Achilles bist Du, nun endlich entdeckt.
 Ich bin der Ithaker König Ulyß
 Gesandt von den Kampfesgenossen,
 Um Dich zu holen nach Ilion.

Wohl, ruft Achilles, auf und davon!
 Schon wälzen Skamander und Simois
 Die Leichen von Kriegern und Rossen,
 Nach Speerwurf, Lanzensausen begehrt
 Mein Herz, und nach Ruhm, der ewig währt!
 In Ilion bleibe nicht Stein auf Stein!
 Auf donnerndem Schlachtenwagen
 Laß mich der Troer flüchtende Reih'n
 Vor mir her durch das Blachfeld jagen.

Odysscus gürtet das Schwert ihm um;
 Anstarren ihn Alle, erstaunt und stumm,
 Die Königstochter nur steht! o bleib!
 Er aber ruft einzig: halt mich nicht, Weib! —
 Vor Augen steht er das lockende Ziel
 Und bei hurtiger Ruder Schlägen
 Trägt über die purpurne Fluth der Kiel,
 Dem Ruhme, dem Tod' ihn entgegen!





Franz Dingelstedts „Schwabenstreiche“.

Von

Arnold Wellmer.

— Blankenburg a. H. —

Das Märchen meines Lebens!“ — schreibt Dingelstedt von sich selber. Ja, es war wunderbar — märchenhaft bunt und glänzend, dies Leben, das in unseren blühenden Maientagen so melancholisch zu Ende ging, wie so manches geheimnißvolle Märchen mit dem unwiderrusslichen Schluß: Gestorben und begraben! . . . Und es war dennoch ein glänzender Schluß, als sie am 17. Mai in Wien mit dem höchsten Glanz der pompe funèbre und großem Trauergesolge und stolzen Reden den k. k. allmächtigen Director des Burgtheaters, Geh. Hof- und Legationsrath, Ritter vieler und hoher Orden, Baron Franz von Dingelstedt begraben . . .

Seine glänzendste Zeit hat Dingelstedt in Wien verlebt, — seine glücklichste, wie er selber sagt, in München — trotz so mancher bösen Erfahrungen als Hoftheater-Intendant, denn: „Solche Freunde und solche Freuden, so frühlichen Krieg, so berauschten Sieg: ich finde sie nimmer und nimmermehr. Versunken im See. Ade, ade!“

Seine lustigsten, übermüthig lustigen — tollsten Tage, das Ausschäumen brausenden Jugendmostes — seine mehr als sieben „Schwabenstreiche“ hat das schöne, rebenumkränzte Stuttgart gesehen.

Ob er uns diese „Schwabenstreiche“ selber noch erzählen wird, in nachgelassenen Memoiren, wie der Verfasser der lech-graziösen „Münchener-Bilderbogen“ uns versprochen hat?

Es wäre schade drum, wenn es beim Versprechen bleiben sollte. Inzwischen will ich, der ich selber in jener Schwabenstadt erinnerungsreiche Jahre verlebte, hier von den alten lustigen Dingelstedt-Tagen und ihren bunten „Schwabenstreichen“ erzählen, nach mündlichen Ueberlieferungen und inter-

effanten Aufzeichnungen, zum Theil von der Hand „des langen Franz“ — „des schönen Franz“ — „des tollen Franz“, wie er damals genannt wurde, als er noch lange nicht Baron war.

Dingelstedt irrt, wenn er seine „Schwabenstreich. Stuttgart 1844 bis 1850“ datirt. Der schillernde Wandervogel hatte sich schon in den ersten Frühlingstagen 1843 in Stuttgart niedergelassen — nach sturmbewegtem Umherflattern. Der arme Junge des zopfigen Hessenlandes, geboren 1814 im großmütterlichen Hause, als sein Vater in Frankreich die Freiheitskämpfe mitfocht, — der Gymnasiast zu Rinteln, der im „verwachsenen Alltagsbrock“ den Ivanhoe als heimlichen Schatz auf der Brust trug, während er dem Vater die Kammereirechnungen der Stadt Rinteln und der Klostersvogtei Willenbeck oft unter heißen Thränen abschreiben mußte, gegen ein Honorar von zwei Hefsen-Albus (1½ Gr.) p. Bogen, — der dürftige stud. theol. et phil. zu Marburg, der so flotte Studentenlieder sang, von Liebe und Freiheit — der gemäßregelte Collaborator an den Gymnasien in Kassel und Fulda, der kecke Dichter des komisch-satirischen Romans: „Die neuen Argonauten“, in denen die Kleinstädtischen Verhältnisse und viele närrische Persönlichkeiten Kassels und Fuldas und der unsterbliche hessische Zopf so übermüthig lustig und ergötzlich gegeißelt waren, der heimtückende Verfasser des pikanten „Wanderbuchs“, der kühne Sänger des freiheitsprühenden „Jordanliebes“, das auch wirklich dem von Hassenpflug eingesperrten „Demagogen“, dem edelsten Deutschen, Schwelster Jordan, die Freiheit ersang und erzwang, und der „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters“, die 1841 hell und so laut durch ganz Deutschland hallten und durch ihren feinen prickelnden Humor, ihre unerbittlich treffende Satire, ihre kecke Rücksichtslosigkeit und durch Fülle überraschender, origineller Einfälle und Geistesblitze besonders die deutsche heißblütige Jugend um den kosmopolitischen Nachtwächter scharten, — der brillante Feuilletonist und freimüthige Wander-Correspondent der damals noch unter Gustav Kolbs Musterleitung tonangebenden Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ aus Paris, London, Holland, Belgien und Wien — — — wie war's nur möglich, daß dieser „Kosmopolitische Nachtwächter“, der mit Georg Hertwegh, dem damals vielgefeierten Dichter der „Lieder eines Lebendigen“ iratarnisirt und in Paris zu den Füßen Heinrich Heines andächtig lauschend gesessen hatte, daß dieser vielgefürchtete Demagoge und Demokrat Franz Dingelstedt so urplötzlich vom heiteren Frühlingshimmel 1843 als Fürstendiener, königlich württembergischer Hofbibliothekar und Vorleser S. Majestät des Königs Wilhelm, mit dem stolzen Titel eines königlichen Legationsraths, Hochwohlgeboren, in der freundlichen Medar-Residenz niederfiel? Ja, wie war das schier Unmögliche — möglich geworden?

Der damals noch nicht 29jährige Dichter hatte das magere literarische Tagelöhnern und Bagabondiren herzlich satt. Er spürte in sich längst einen immer ausgeprägteren Zug in die Höhe, nach anderem Ruhm und anderen Ehren, als selbst eine fleißigere Feder, wie die seine, zu erringen vermöge —

und er hatte ein bequemes Wohlleben lieben gelernt, wie es einem Manne der Feder selten beschieden ist. Ueberdies hatte er sich mit der berühmten und liebenswürdigen Sängerin der Wiener Hofoper, Jenny Luher, verlobt — und er wollte nicht „der Mann seiner Frau“ werden — „ein Theater-Gatte, welcher der Primadonna das Notenblatt nachträgt und böshafte Kritiker abprügelt . . .“

Und so sahen sich denn der vielverwöhnte Dichter Franz Dingelstedt und seine gefeierte Braut und ihre vielen vielvermögenden Freunde und Freundinnen für das junge Paar nach einem angenehmen Ruheplätzchen im Leben um, von dem aus man weiter bauen könne — in die Höhe. Daß dies behagliche Plätzchen nicht bei dem deutschen Volk zu suchen sei, das dem „kosmopolitischen Nachtwächter“ so stürmisch zugejubelt hatte — das war unzweifelhaft. Also suchen wir — höher hinauf!

Unter den vielen Freundinnen, die dem „schönen Franz“, dem galanten, geist- und witzreichen Plauderer, dem gebornen ersten Dörwin und stets siegreichen Selbstherrscher aller Salons, in seinem vielgeliebten Leben gehuldigt haben, war damals die mächtigste — Fräulein Amalie von Stubenrauch zu Stuttgart. Als Tochter eines adligen bayrischen Stabsofficiers hatte sie in den ersten Zwanziger Jahren zu München mit Glück die Bühne betreten, war dann als erste Liebhaberin an das Stuttgarter Hoftheater gekommen und bald des Königs Wilhelm „erste Freundin“ geworden, obgleich die galante Majestät vor ihr schon viele, viele andere Freundinnen gehabt hatte. Sie war noch immer eine junionische Schönheit und interessante Schauspielerin, dabei eine geistvolle liebenswürdige Frau mit einem guten Herzen, das treulich für treue Freunde sorgte. Ihr schönes Haus in der Neckarstraße, dessen Garten mit dem königlichen Park durch eine Pforte in Verbindung stand, war der Sammelpunkt des geistreichen und künstlerischen Stuttgart jener Tage und vieler berühmten Fremden. So war auch der berühmte junge und schöne Dichter Franz Dingelstedt schon mehrere Male der gefeierte Gast des angenehmen „Hauseß in der Neckarstraße“, wie die Villa Stubenrauch und ihr königlicher Einfluß kurz genannt wurden, gewesen, wenn der Mitarbeiter der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ und der Firma Baron Cotta nach Stuttgart kam . . . und so fand sich denn jetzt auch, als der Dichter müde war, zu schreiben, um zu leben, in der schönen gastlichen Neckar-Residenz das ersehnte Ruheplätzchen für den kosmopolitischen Ex-Nachtwächter Franz und seine Jenny.

Ueber seine erste Audienz im Stuttgarter Königsschloß schreibt Dingelstedt, als Gegensatz zu seiner späteren ersten Audienz bei König Max in München: „König Wilhelm von Württemberg wußte mich in einer kurzen Stunde auswendig. Im Handumdrehen hatte er mir auf den Zahn gefühlt, meine Lebensgeschichte und mein politisches Glaubensbekenntniß abgehört, mich in französischer Sprache und Literatur examinirt, auch besonders scharf inquirirt, ob ich von meinem Landesherrn, dem Kurfürsten von Hessen, in Frieden und

Ehren entlassen worden sei. Dann sagte er: „Die Stelle meines Bibliothekars ist offen; ich würde mich freuen, wenn Sie sie annehmen wollten“ — und entzog sich meinem Dank mit den Worten: „Neben Sie mit meinem Staatssecretär das Nähere ab.“ Im Nu waren wir mit einander einig, während es eines vollen Jahres bedurfte, ehe ich zu König Max in ein eigentliches und persönliches Verhältniß trat. . . .“ Und so blieb denn der kosmopolitische Ex-Nachtwächter als königlicher Hof- und Legationsrath in dem behaglichen Stuttgart, anstatt für die Augsb. Allgem. Zeitung die projectirte saure Brotreise in den Orient anzutreten.

„Mein politisches Glaubensbekenntniß!“ Mit welchem ironischen Lächeln der Baron Dingelstedt dies Wort wohl niedergeschrieben hat — voll wehmüthiger Ironie über sein einsiliges jugendeseliges — und ihn doch so stolz beglückendes Nachtwächterthum . . . und voll höhnischer Ironie über jene „armen Kläffer“ alle, die damals so laut und so böse über den „Renegaten“ Dingelstedt schrien, der in zwei Jahren aus einem freien „kosmopolitischen Nachtwächter“ ein — königlicher Hofrath geworden.

So heißt es in einem schöngestigen Blättchen jener Tage, neben einer Recension über den jüngsten Salonroman der Gräfin Hahn-Hahn wörtlich:

„**Zeitungsärm.** Da ist jetzt Dingelstädt in Stuttgart Hofrath geworden — eine Sache, die jedem Menschen passiren kann — und welcher Lärm ist in den Journalen darüber entstanden! Daß Dingelstädt zur rechten Zeit einzulunken verstand, ist bekannt. Die Journale sollten ihn jetzt ruhig Hofrath sein und die Gulden der Dem. Luher heirathen lassen. Als Vorleser und Mittelpunkt des „geistreichen Kreises“ bei der Hofschauspielerin Dem. Stubenrauch kommt er ja Niemandem in den Weg.“

Heine witzelte über den königlichen „Vorleser“ Dingelstedt:

„Er liest die Gedichte von Mäzerath,
Ein Dolch ist jede Zeile;
Der arme Tyrann, früh oder spät,
Stirbt er vor langer Weile!“

Schlimmer traf des einstigen Bundesbruders Freiligrath Spott über den „Hofrath“ Dingelstedt — während er ein „Freilig-Rath“ geliebt.

Und ob nicht Freiligrath, als er damals in seinem „Glaubensbekenntniß“ jenen vernichtenden „Brief“ an Hertwegh dichtete, auch an den schwäbischen Hofrath Dingelstedt gedacht hat, besonders bei der Schlußstrophe:

„Zieh hin' — doch um zu kehren!
Die Freiheit kann verzeih'n!
Bring ein die alten Ehren,
Mit Liebern bring sie ein!
Der Tichtung Goldstandarte,
Laß wehn sie doppelt reich: —
Poet, weh' aus die Scharte,
Weh' aus den Schwabenstreich!“

Am bittersten mußte aber ein Flugblatt treffen, das damals durch die erregte Welt flatterte — mit dem einst so heiter ironischen, jetzt so bitter wahren Worten:

Pariser Reliquie

aus dem Nachlasse des weiland kosmopolitischen Nachtwächters.

An Georg Herwegh.

Ein guter Bürger willst Du werden?
 Hui, Freund — ein guter Bürger — Du?
 Das also war Dein Ziel auf Erden?
 Dem stürmten Deine Lieber zu?
 O, nimm's zurück, das elke Wort!
 Wer mag sich so gemein geberden?
 Nein, nein, mich reißt es weiter fort:
 Ich muß Geheimer-Hofrath werden!

Um meine Wiege sah die Amme
 Schon frühe den Prophetenschein,
 Und in mir diese ewige Flamme,
 Sie kann, sie darf nicht Lüge sein.
 Bleib Du im Thal, wo's Dir behagt,
 Und graze mit den Böselheerden,
 In mir steht fest, was ich gesagt:
 Ich muß Geheimer Hofrath werden!

Daß uns're Wege sich so theilen,
 Glaub' mir, Georg, es thut mir weh!
 Du gehst zu Bier und ich derweilen
 Zu einem Oberappellationsgerichtsvicepräsidenten-Thee.
 Du hast erfüllt Dein stilles Loos,
 Das meine liegt noch den Behörden
 Der dunklen Zukunft schwer im Schooß:
 Ich muß Geheimer Hofrath werden!

So Mancher hat's doch schon erreicht,
 Der höher noch als ich gedachte,
 Der krummer seinen Vers vielleicht
 Und krummer seinen Rücken machte.
 Was Einer kann, das kann auch Ich! —
 Und trotz Gefährden und Besäwerden,
 Schwör' ich's — Et. Huber höre mich!
 Ich muß Geheimer Hofrath werden.

Sieh: ein Logis im ersten Stocke,
 Recht weit und reich, mit Maaß geheizt,
 Ein Kreuzchen auf dem schwarzen Rocke,
 Das sich kokett versteckt und spreizt,
 Ein Chaischen, ein Livreechen 'drauf,
 Und fährt's auch mit Fiacre-Pferden —
 Bruder! die Seele geht mir auf:
 Ich muß Geheimer Hofrath werden!

Noch lebt ein Gott, Verdienst zu lohnen,
 Noch steht manch edles Fürstenhaus;
 Gott theilt den Fürsten ihre Kronen,
 Die Fürsten uns die Titel aus,
 Gewiß, gewiß! ich find' es noch,
 Mein letztes Ziel auf dieser Erden;
 Wär's nur um Voigtens Nekrolog: —
 Ich muß Geheimer Hofrath werden!

(Paris November 1841.)

Endlich antwortete Dingelstedt auf alle Anklagen in der Augsburger Allgemeinen Zeitung mit dem Wort: „Ich bin ein Dichter, der für sich nur Ruhe und Dunkelheit verlangt. . . .“

Das gab nun wieder den Gegnern gewünschten Anlaß zu viel Spott und Hohn. So knüpfte Hoffmann von Fallersleben, der auf seiner politischen Sängerschaft bald darauf nach Stuttgart kam und von den Männern des „Beobachters“ sehr gefeiert wurde, an dies Wort zwei „Scherzgedichte über den Nachtwächter“, die — von der Censur verstimmelt — ohne Censur auf grobem Papier als Flugblatt nach Art der Lieder „Gedruckt in diesem Jahr“ erschienen, und deren erstes lautet:

Der Selige Kosmopolitische Nachtwächter.

Ich muß' einmal ein Schulsuch's sein
 Und treiben Griechisch und Latein.
 Der Schulkraut macht nicht froh, noch feist,
 Verdirbt uns Lebensmuth und Geist.

Da dacht' ich nun, wie fang' ich's an,
 Daß ich zu was gelangen kann?
 Mir fehlet Ehre, fehlet Geld —
 Wohlhan, ich werd' ein Freiheitsheld!

Nachtwächter ward' ich und im Zorn
 Stieß ich gewaltig in das Horn.
 Ich hatte zwar mich nie genannt,
 Mein Name ward jedoch bekannt.

Man lobte mich, man pries mich sehr,
 Erwies mir überall viel Ehr.
 Doch blieb ich arm und schlecht gestellt,
 Die Ehre brachte mir kein Geld.

Da zog ich nach Paris hinein,
 Dort, dacht' ich, stellt das Glück sich ein.
 Doch blieb ich nur Franz Dingelstedt,
 Ein armer deutscher Volkspoet.

Da fiel mir armen Teufel ein:
 Du muß' Geheimer Hofrath sein!
 Nach Deutschland kehri' ich schnell zurück
 Und macht in Stuttgart gleich mein Glück.

Wie's Einem wunderbar doch geht!
 Ich bin anjetzt ein Hofpoet,
 Ein Säng'rin-Gatt' und Renegat,
 Und wirklich Königlichcr Rath!

Was ich gewollt, ich hab's erreicht:
 Denn dem Genie wird Alles leicht.
 Als Dichter such' ich jetzt zur Zeit
 Gar nichts als Ruh und Dunkelheit!

Der Dichter der „Unpolitischen Lieber“ schreibt dazu: „Dingelstedt war damals allgemein sehr unbeliebt und den Kreisen, worin ich mich (in Stuttgart) bewegte, sogar verhaßt. Es war wohl mehr daran Schuld sein hochjahrendes Wesen, als der Glaube, er übe bei Hofe einen den Volksinteressen nachtheiligen Einfluß aus. Auch außerhalb Württembergs hatte sich damals die Ansicht über ihn sehr geändert . . .“

Und doch, als der exkosmopolitische und der unpolitische Sänger sich zehn Jahre später im Salon der Fürstin Wittgenstein und ihres Freundes Franz Liszt auf der Altenburg zu Weimar begegneten — da feierten sie sich auf Wunsch der Fürstin gegenseitig mit dem Champagnerglase in der Hand mit poetischen Trinksprüchen! —

Doch zurück zu den „Schwabenstreichen“ unseres jungen lustigen Franz. Ja, lustig waren sie — trotz alledem: trotz königlichem Hofrath und allen politischen Angriffen. „Das Fell seiner Seele“ — wie er damals zu sagen liebte — war so glücklich glatt, elastisch und dauerhaft geartet, daß alles Unliebame und Unbequeme wirkungslos davon abglitt.

Der königlich Württembergische Hof- und Legationsrath Franz Dingelstedt, der alle Tage in Hof-Uniform an der Tafel des Königs speis'te, hatte auf die Vorberm des kosmopolitischen Nachwächters, die ihn noch vor kurzen zwei Jahren berauschten, für immer verzichtet. Sein Ehrgeiz war jetzt: im behaglichen dolce far niente als Held des Salons und des Hofparkets zu glänzen. Und er brachte dazu die brillantesten Mittel mit: eine schöne vornehme Erscheinung, schlank wie eine Tanne, sechs Fuß hoch, eine seltene welt- und hofmännische Gewandtheit, eine geistreiche witzige und stets schlagfertige Suada, die durch nichts zu verblüffen war, die im Gegentheil durch irgend ein anscheinend harmloses, leicht hingeworfenes Wort zu verblüffen wußte und — liebte, bald — wo's nicht schaden konnte — göttlich grob, bald — wo's nützlich war, überfließend von süßen Schmeicheltönen, ein kluger Steuermann, der geschickt zu labiren verstand, ein Poet, der unerschöpflich war, gesellige Amüsements zu arrangiren — — so wußte er in den verschiedenartigsten Salons Stuttgarts mit Glück und Glanz seine Rolle zu spielen: heute in dem „Hause der Neckarstraße“ — morgen bei einem Hofeste — übermorgen in dem wilden Freundeskreise des jungen Kronprinzen Karl — — und dann wieder bei einem ästhetischen Thee der Baronin Emma Sudow-Riendorf — bei einer etwas düster angehauchten Lenau-Anbetung im Hause der Hofrätthin

Reinbeck — oder bei einer poetischen Freundschaftsfeier der Schwäbischen Dichterschule.

Die hoch- und weitberühmte Schwäbische Dichterschule stand bei Dingelstedts Ankunft in Schwaben in ihrer vollsten und herrlichsten Blüthe. In Stuttgart schaarten sich die Säger um den edlen lebenswürdigen und liebevollen Gustav Schwab. Sein schlichtes Diakonatshaus hat Jahrzehnte lang Alles beherbergt, was echten Sang in der Kehle und vollen Klang im Poetennamen hatte. Dorthin wanderten sangesfröhlich Wilhelm Müller, der Säger der Müller- und der Griechenlieder, und Chamisso, Lenau und Anastasius Grün, Freiligrath und Geibel. Dorthin kamen so gern zu Gast Altmeister Uhland aus Tübingen, Justinus Kerner aus seinem Weinsberg, Karl Mayer (der Vater) aus Göppingen, Alexander Graf von Württemberg aus seinem nahen Land-, Wald- und Berg- hause Serach — und die jüngeren schwäbischen Dichter Gustav Pfizer und Eduard Mörike, alle folgend dem Uhlandschen: „Singe, wem Gesang gegeben!“

Und wer — „wem Gesang gegeben“ — wäre dann nicht auch gern hinausgewandert zu dem frohherzigen und stets so herzlich gastfreundlichen Justinus Kerner und seinem braven Kieele in dem weinumrankten Doctor- häuschen am Fuße der Weibertreu und hätte mit ihm edlen Medarwein getrunken und alte und neue Lieder gesungen und in den Ruinen der Weibertreu den geisterhaften Klängen seiner Aeolsharfen gelauscht — und dazu seinen unsterblichen Gespensstergeschichten und den Visionen der Seherin von Prevoft, wovon der alte Justinus so schalkhaft-ernsthaft zu erzählen mußte, daß man nie daraus klug wurde, ob's ihm Scherz oder Ernst war. Lenau und Alexander von Württemberg, die treuen Freunde, haben dort im Geisterthurm Monate lang mit einander gehaust und auch der junge Freiligrath hat dort duftige Frühlingst- tage geweilt und mit dem alten Justinus gesungen und poculirt.

Und dann die phantastischen Sägerfeste beim Grafen Alexander, der lieber ein edler ritterlicher Säger, als ein verarmter Sproß des württem- bergischen Königshauses sein wollte, auf seinem grünen Medarberge bei Eßlingen in dem lauschigen Serach! Das Verklingen dieser poetischen Walbeinsamkeit hat Franz Dingelstedt noch mit erlebt.

In Stuttgart war es der Salon der Baronin Emma Sudow, die unter dem Namen Emma Niendorf manch geistreiches Plauderbuch schrieb, wo sich alle diese poetischen und künstlerischen Geister Abends um den ästhetischen Theetisch versammelten. Dieser Theetisch war berühmt wegen seines geistigen Reichthums — und berücksichtigt wegen seiner leiblichen Armuth. Der Geist der Gäste konnte in den höchsten Genüssen schwelgen, wenn er sonst zu solcher Schwelgerei Anlage hatte, während der arme Leib gehungert haben würde, hätte er nicht vorher fürsorglich gut — soupirt.

Das gab einst zu folgender tragikomischen Scene Anlaß. Bei der Frau Baronin erschienen um die Dinnerstunde in voller Gala Legationsrath Dr. Franz Dingelstedt, Bibliothekar und Vorleser Sr. Majestät, und Hofrath Friedrich Wilhelm Hackländer, Privatsecretär Sr. königlichen Hoheit des Kronprinzen

Karl von Württemberg. Sie werden nicht ohne einiges Erstaunen, aber mit gewohnter Liebenswürdigkeit empfangen. Man sitzt und sitzt und ist gegenseitig nach Kräften angenehm und geistreich . . . Aber nach und nach sangen des Geistes und der Liebenswürdigkeit Flügel doch an zu ermatten . . . Die Dame denkt: „Was wollen Die denn eigentlich zu dieser ungewöhnlichen Visitenstunde bei mir?“ — Die Herren grollen innerlich: „Nun, giebt's denn nicht bald was zu essen? Zum Glück haben wir fürsorglich gut gefrühstückt. Aber sollten wir denn wirklich die einzigen Gäste sein? Das wäre doch stark . . .“ Bis sich denn endlich das unheimliche Räthsel löst: Die Herren Dingelstedt und Hackländer haben — allerdings zu ihrem größten Erstaunen — durch die Post eine feierliche Einladung zum Diner bei der Baronin Suckow erhalten . . . und diese ist völlig unschuldig an der Einladung. Das Ganze ist ein schadenfroher Witz, geplant und in Scene gesetzt in dem „Hause der Redarstraße“. Leider ist uns nicht überliefert, mit welchem unsterblichen geflügelten Wort Franz Dingelstedt von diesem Nicht-Diner heimging, er, der eine gutbesetzte Tafel wohl zu würdigen wußte.

Clemens Brentano nannte seine poetische und gleich ihm mystisch angehauchte Freundin Suckow-Niendorf sehr derb: den „Anmuthstrampel“ — und Justinus Kerner sagte zu ihr, als sie eines Abends auf seiner Weibertreu unter den Aeolsharfen in Venaus Gegenwart im Mondschein tanzte, agirte und sang: „Suckole, Du bist eine wahnsinnig gewordene Aeolsharfe!“

Auf einem Tagebuchblatt von Emma Niendorf aus dem Mai 1843 heißt es: „Der Mai schien uns die Dichter bringen zu wollen. Gleich im Beginn Niembösch (Lenau) — was Wunder, daß Lenau und Venz für mich völlig gleichlautend war? Ich ging mit Schüding, den mir Dingelstedt, eben auch erst hier heimisch geworden, am Himmelfahrtstage zugeführt, in das Haus der Freunde (Reinbeck). Es war ein lieber Abend: Reinbeck's, Niembösch; „mein Freund Lewin (Schüding) mit den Gespensteraugen“, wie Freiligrath mir öfters von ihm sagte — was aber nichts weniger bedeuten will, als daß diese Augen gespenstisch sind, sondern daß sie Geister schauen; Dingelstedt, welcher nachkam. So saßen wir um den runden Tisch am Sopha vor dem Epheusenster. Dingelstedt hatte im vorletzten Sommer zu Ischl mit Lenau begeisterungsvolle Ausflüge gemacht und Schüding kehrte eben aus dem Salzkammergute zurück. Als er äußerte, daß keine Musik dem Gesange der „Amerinnen“ vergleichbar, erinnerte sich Niembösch, wie er dort eine derselben auf seiner Reise mit Reinbeck's zu einem merkwürdigen Echo kommen ließ. „Es war prachtvoll — alle ihre Töne gab es in Accorden zurück!“ — sagte er . . . Zuletzt verbot uns die Hausfrau das Berggespräch, weil Lenau ohnehin Heimweh genug habe nach seinen Alpen. „Im Thale, in der Ebene ist ihm jeder Schritt zu viel; nicht auf den kleinsten Hügel mag er steigen,“ hieß es, „in den Alpen aber ist er rüstig und aufgelegt zum Klettern, wie ein Gemsenjäger.“ — Dingelstedt meinte, es fehle Niembösch nichts als eine große Stadt: London, Paris — wenn es auch das noch

größere Beding sein müsse!“ — Ueber diesen Zusatz lachte Venau hell auf Niemand lachte herzlicher als er; vielleicht, weil er es ganz selten that — eben so fern von Spott, als von falscher Gefälligkeit — nur lachte, wenn es ihm ernst mit dem Späße war, wenn es ihm wirklich mundete und zum Herzen drang.

Wollte man uns die Alpenwelt verschließen, so konnte der am Fuße der schönen deutschen Elisabethkirche zu Marburg aufgewachsene — und zwar sehr hoch gewachsene — Dichter (Dingelstedt) sich nicht weigern, seine glänzende Gabe in Schilderungen aus der von ihm noch nicht lange verlassenen Metropolis an der Seine zu bewähren. Von Heine erzählt er, wie seine Einfälle so wunderbar seien, und man lache über Wiße, so verrückt sie lauten, weil er es im Grunde doch auch nicht so böß meine. So schrieb er, als seine Frau krank war, einem Freunde: er glaube nicht, daß seine Frau sterbe, denn er habe von jeher Unglück in der Liebe gehabt. — Auf Fragen nach der Sand entgegnete unser Tourist: „Das einzige schöne Frauengesicht, das ich in Frankreich gesehen, d. h. wirklich weibliche Gesicht! Sie hat einen seelenvollen Ausdruck, ist religiös, näht schön, hat wohl ein Paar Cigarren in ihrem Strickkörbchen, ist in einem ganz mütterlichen Verhältniß zu ihren Kindern, liebt die tiefe, echte Musik mit Hingebung. . .“

Das ganze Reinbeck'sche Haus lebte nur dem Venau-Cultus, dessen Opferpriesterinnen Emilie Reinbeck und Emma Sudow-Miendorf waren.

Gustav Schwab, klarer und nüchterner, sagte jedoch schon damals: „Venau zieht einen schwarzen Faden durch das Leben seiner Freunde!“

(Schluß folgt.)





Die Frau Bürgermeisterin.

Roman von Georg Ebers*).

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —



Man kann die Menschen bekanntlich in alle möglichen Klassen einteilen, und alle diese Einteilungen haben ihre Berechtigung: in gute und böse, in Besitzer von Equipagen und Benutzer der Pferdebahn, in Leute, die immer Zeit haben, und Leute, die nie Zeit haben. Der neueste Roman von Georg Ebers „Die Frau Bürgermeisterin“ ist für Leute geschrieben, die sehr viel Zeit haben; und ich muß bekennen, daß ich zu diesen Bevorzugten leider nicht gehöre. Vielleicht ist es mir bloß deshalb nicht gelungen, zu demselben in ein freundliches Verhältniß zu treten. Ich kann nicht verheimlichen, daß mich diese Erzählung im Einzelnen oft ungeduldig gemacht und im Ganzen enttäuscht hat.

Es wird mir nicht leicht, mit dieser unliebsamen Aeußerung zu beginnen. Denn dem Maue, der uns mit der „Aegyptischen Königstochter“, und namentlich mit der „Narda“ so viele Stunden der Anregung, Erfrischung und des geistigen Wohlbehagens gewährt hat und der uns auch noch mit „Homo sum“ durch seinen interessanten und unterhaltenden Vortrag im Einzelnen gefesselt hat, fühlen wir uns zu Dank verpflichtet; und es kommt mir nuu, wie gesagt, hart an, daß ich von einer Enttäuschung, die er mir bereitet, sprechen muß. Diese Enttäuschung ist um so stärker gewesen, je höher die Erwartungen waren, mit denen ich die neueste Erzählung zu lesen begonnen habe. Alle deutschen Leser begrüßten es mit einer Art von wohlwollender Neugier, oder besser: mit freudiger Spannung, als sie vernahmen, daß

*) Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt (vormals Eduard Hallberger). 1882. (Ebers schreibt „Bürgermeister“ und „Bürgermeisterin“.)

Ebers in seinem neuesten Werke das, was man bisher als seine „Specialität“ bezeichnen durfte, aufgegeben, die fernen Lande und die fernen Zeiten verlassen und zum dichterischen Vorwurf seiner neuesten Schöpfung einen dankbaren Stoff aus einem benachbarten stammverwandten Lande und einer Zeit gewählt habe, die mit unserer Gegenwart durch die stärksten Bande der Ueberlieferung eng verknüpft ist. Das heldenmüthige Holland des sechszehnten Jahrhunderts, ein denkwürdiges tragisches Ereigniß aus den Kämpfen der Niederländer gegen die Spanier, die Bedrängnisse und der Jammer der durch Baldez eingeschlossenen Stadt Leyden, die „swarte hongersnoot,“ welche „ghebracht hadde te doot binaest zes duisent Menschen,“ — das sollte diesmal der Kern der Erzählung sein, oder wie Ebers sagt: „das Spalier, um welches die Ranken meiner Erzählung sich schlingen.“

Siebzehn Jahre hat der Dichter, wie er uns in der Widmung anvertraut, den Stoff mit sich herumgetragen; und da er selbst holländisches Blut in den Adern hat, so durfte man annehmen, daß er gerade für die Schilderung dieser ergreifenden Vorgänge, die sich in diesen langen Jahren in Beziehung auf ihre poetische Verwendbarkeit genügend abgeklärt haben mußten, den rechten warmen Ton finden würde. Aber auf mich macht es den Eindruck, als ob die Zeit an jenen Ranken nicht Blüten und Früchte getrieben habe, sondern als ob die Ranken durch irgend welche Widrigkeiten, die die Zeit mit sich gebracht, verkümmert und verwildert seien.

Selten habe ich von einem namhaften Schriftsteller ein einbrucksloseres Buch gelesen. Die ägyptischen Helden, die Ebers gebildet hat, sehe ich plastisch vor mir, einige darunter, wie den Arzt und Priester in „Uarda“, so lebendig und leibhaftig, daß ich sie nicht vergessen werde, daß mein Blick immer wieder auf sie fällt, wenn die nicht übermäßig große Anzahl jener festen Gebilde, die aus den Werken unserer neuen Dichtungen aufgestiegen sind und ihre dauerhafte organische Gliederung sich bewahrt haben, vor dem geistigen Auge vorüberzieht. Seitdem ich die letzten Seiten der „Frau Burgemeisterin“ gelesen habe, sind aber kaum einige Tage dahin, und schon jetzt zerfließen die schwankenden Gestalten der Ebers'schen Niederländer, wenn wir versuchen, sie festzuhalten, in ein gallertartiges Nichts. Wie schattenhafte Traumbilder, wie phantastische Schemen, die in unserer dreidimensionalen Wirklichkeit kein Dasein fristen können, lösen sie sich auf, verschieben und verschlingen sie sich, sobald unsere Anschauung sich ihrer bemächtigen will. Es ist nichts Stoffliches, nichts Greifbares an ihnen; und die Trauben an den Ranken der Ebers'schen Dichtung haben eine höchst unerwünschte Ähnlichkeit mit denjenigen, die Mephisto den halb verauschten Studenten in Auerbach's Keller vorzaubert:

„Falsch Gebild und Wort,
Verändern Sinn und Ort;“

und wenn der Irrthum der Augen Band losgelassen, so bemerken wir, daß man mit uns einen Spaß getrieben und uns Trauben gezeigt hat, die keinen Tropfen Wein geben.

Man muß sich die Frage vorlegen: sollte Ebers sich in der Wahl seines Stoffes so völlig vergriffen haben, daß zu dessen kunstgerechter Bearbeitung und Gestaltung seine Kräfte sich als unzureichend erwiesen haben? Sind die für die Freiheit ihres Landes gestorbenen Helden so gänzlich todt, daß die schöpferische Kraft des Dichters sie zu neuem Leben zu erwecken nicht vermocht hat? Hat er das Unmögliche angestrebt? — Wäre dem so, so würde ihm die Sympathie des Lesers, auf die er sich ja schon ein Anrecht erworben hat, erhalten bleiben. Einer der größten Dichter aller Zeiten hat mit Recht gesagt: „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt.“

Aber ich bezweifle, daß sich diese Fragen zu Gunsten des Dichters beantworten lassen. Mir will es im Gegentheil so scheinen, als ob die Gestalten des Burgemeisters Peter van der Werff, des Janus Doufa u. s. w. zu Trägern einer dichterischen Handlung wie geschaffen seien. Es sind Männer wie aus Stahl gehämmert, und wer einmal in Leyden in der St. Pancraskerke das Grabmal des Burgemeisters gesehen, wer einmal im Rathhause vor jenem Bilde gestanden hat, das die ergreifende Scene darstellt, in welcher das von der Hungersnoth zur Verzweiflung getriebene Volk von dem Burgemeister die Uebergabe der Stadt fordert, und dieser, mit dem Schwerte auf sein Herz weisend, ausruft: „Nehmt meinen Leib, Brot habe ich nicht!“ — Der vergift die Männer nicht, die den zähesten und heldenmüthigsten Widerstand gegen die Spanier geleistet haben.

Diese Werff und Doufa sind Leute, die nicht bloß ein eigenes Leben besitzen; man meint, sie müßten auch mit ihrer Lebenskraft lebenspendend für Andere werden; sie wären durchaus dazu befähigt, die Phantasie des Dichters zu befruchten. In dem Roman von Georg Ebers aber habe ich von ihrer Lebenskraft und ihrem Schöpfungsvermögen nichts wahrzunehmen vermocht. Sie haben an ihrer eigenen Leibhaftigkeit wesentlich eingebüßt und sind unfruchtbar geblieben.

Wenn ich diesem Räthsel auf den Grund gehen will und eine Erklärung dafür suche, so berühre ich eine Frage, die freilich mit großer Behutsamkeit behandelt sein will. Aber es muß doch gesagt werden: Es macht auf mich den Eindruck, als ob sich in dieser Arbeit bei Ebers das Können deshalb widerspenstig gezeigt hat, weil diesmal das Wollen ungenügend gewesen ist.

Der durch ungewöhnliche Erfolge verwöhnte Verfasser scheint es an dem heißen und redlichen Bemühen, ohne das ein Kunstwerk nun doch einmal nicht gelingen will, haben fehlen zu lassen. Die Arbeit macht den Eindruck des Flüchtigen, Ueberhasteten, Unfertigen; man hat das Gefühl, als sei mit jenem Vertrauen, welches der Erfolg begreiflich macht, ohne es indessen immer zu rechtfertigen, Seite an Seite gefügt, bis ein Band fertig gebracht sei; „und eh' man sich's versieht, ist's eben ein Roman!“ Diese Auffassung hat sich in mir durch gewisse Wahrnehmungen zur Ueberzeugung gefestigt. Und sie hat mich um so mehr verstimmt, als ich nach der Ankündigung des Verfassers, daß er schon vor siebzehn Jahren emsig bemüht

gewesen sei, das Material zu ordnen, welches dieser Erzählung zu Grunde liegt, doch sicherlich ein ausgereiftes gewissenhaftes Werk erwarten durfte, das keine Spur der fingerfertigen Flüchtigkeit an sich tragen würde. Es hätte aber meines Erachtens nur ein sehr geringer Grad sorgfamer Prüfung dazu gehört, um Ebers zu veranlassen, gewisse Eigenthümlichkeiten zu beseitigen, die selbst dem flüchtigsten Leser in die Augen springen müssen, und von denen es räthselhaft bleibt, wie sie einem auch nur oberflächlich prüfenden Autor haben entgehen können, wie sie beim ernsthaften Dichter aber, der sich in sein Werk vertieft und es geduldig der Vollendung entgegenführt, geradezu unmöglich erscheinen.

Ein Beispiel: Ebers mag nur einmal flüchtig seinen Roman durchblättern und sich die handelnden Personen auf die Mahlzeiten hin ansehen, die sie regelmäßig einnehmen. Fast jeder junge Tag bringt uns das erste Frühstück, das zweite Frühstück, das Mittagbrod, das Vesperbrod, das Abendbrod. Wir kommen aus dem Speisezimmer gar nicht heraus, und wenn wir es verlassen, so nöthigt uns Ebers in die Küche einzutreten. Ich kenne keine Dichtung der Welt, in der man sich so oft zu Tisch setzt; und wenn ich ein Motto für das Buch zu wählen gehabt hätte, so würde ich kein anderes vorgeschlagen haben, als eine Stelle aus einem Briefe Schillers an Goethe vom 28. Januar 1795: „Die Bilder aus Utopien mochten seine Imagination noch nicht ganz verlassen haben, als er sie niederschrieb, denn vom Essen ist reichlich die Rede darin.“ — Wenn wir auf Seite 316 lesen: „von der Werff fand noch mancherlei zu verrichten, aber er hielt dennoch die Mittagstunde inne,“ so wirkt das, nachdem wir den Mann und die Seinen fast immer bei Tisch gesehen haben, geradezu komisch. Von Kapitel zu Kapitel trägt man sich mit der stillen Hoffnung auf einen Tag, an dem wir nicht von Diesem oder Jenem zu Tisch geladen werden; aber wir speisen bei Ebers beständig außer dem Hause, und wir sind schließlich so überfüllt, daß wir sogar die Qualen der Hungersnoth noch ganz erträglich finden. Das Buch läßt sich am zweckmäßigsten in zwei Theile theilen: in die erste Hälfte, während deren beständig gegessen wird, und in die andere, während deren beständig darüber geklagt wird, daß es nichts zu Essen giebt.

Ein anderes Beispiel für die ungenügende Sorgfalt in der Arbeit ist die maßlose Breite in den Schilderungen und Gesprächen. Die Gelehrten streiten sich noch immer darüber, wer zuerst gesagt hat: „Ich schreibe sehr ausführlich, denn ich habe keine Zeit kurz zu sein.“ Wer immer es gewesen sein mag, jedenfalls hat der Unbekannte eine tiefe Wahrheit ausgesprochen. Wenn auch Ebers nach seiner eigenen Angabe die von Horaz gestellte Frist zur Vollendung eines Kunstwerkes nicht nur innegehalten, sondern beinahe um das Doppelte überschritten hat, so habe ich doch die Ueberzeugung, daß, wenn er anstatt der siebenzehn Jahre nur noch siebenzehn Tage darauf verwandt hätte, das Werk zu feilen, von den Ungehörigkeiten und Weiterschweifigkeiten zu säubern, die wortreichen Abschweifungen auszumergen, seine Er-

zählung ein ganz anderes dichterisches Ansehen gewonnen haben würde. Aber nirgends hat der künstlerische Zwang die Bequemlichkeit des Vortrags beschränkt. Stellt sich das treffende Wort nicht ein, so erräth der Leser vielleicht aus einem Satze, was mit dem Worte hätte gesagt werden sollen, und thut's ein Satz nicht, so thut's am Ende eine Seite.

Ebers hat von dem Rechte der epischen Breite bis zum Unstatthaften Gebrauch gemacht. Dinge, die durchaus gleichgültig sind und die für die Personen, die sie angehen, von sehr geringem Belang erscheinen, werden uns lang und breit auf unendlichen Seiten erzählt. Ich habe die Leser oft beneidet, die es über ihr Gewissen bringen, so und so viel Seiten zu überspringen. Welchen Gewinn bringt es mir, wenn ich erfahre, wie die Frau Bürgermeisterin auf den Markt geht und mit den Marktweibern feilscht? wenn der Fechtmeister und Hauptmann Alertssohn uns auf vier langen Seiten erzählt, welchen Eindruck Italien auf ihn gemacht hat? Wäre der Mann nie in seinem Leben in Italien gewesen und sagte er uns keine Silbe über Italien, so würde auch nicht der leiseste Strich an der Zeichnung dieser Figur zu verändern sein. Die ganze Geschichte hat gar keinen Zweck. Und weshalb nöthigt man mich, die Auffassung der politischen Verhältnisse in einem langen Kapitel durch das Organ der Klatschbasen kennen zu lernen?

Wäre es wenigstens humoristisch, so ließe man sich's gefallen, da aber dieses ganze Weibergewäsch keine andere Wirkung hat, als zeitraubend zu sein, so wird man schier zu der Vermuthung gedrängt, daß die Wiebergabe desselben keinen andern Zweck habe, als Raum zu füllen. Und diese Menge von Schilderungen entbehrlicher Einzelheiten an ungehöriger Stelle! Gleich zu Anfang auf Seite 24 heißt es: „Der Bürgermeister trat an den großen, aus Eichenholz festgefügtten Schreibtisch, auf dem Papier und Briefe in hohen, mit rohen Bleiplatten beschwerten Stößen geordnet lagen . . . Dann ergriff er den Arbeitsstuhl, um die gekreuzten Arme auf seine hohe, durchbrochene Rückenlehne von einfachem Schnitzwerk zu stützen.“ Ich bemerke, daß der Arbeitstisch gar keine Rolle mehr spielt, und daß es vollkommen gleichgültig ist, ob die Papierstöße mit Bleiplatten beschwert waren oder nicht. Was uns in diesem Augenblicke interessiren kann und soll, ist lediglich, daß der Mann sich auf die Lehne seines Arbeitsstuhles stützt; wir sollen nur die Stellung sehen, aber nicht den Stuhl; und daß die Rückenlehne durchbrochen ist und einfach geschnitzt, thut nicht das Geringste zur Sache. Oder doch, diese Einzelheit thut etwas zur Sache! Sie stört; sie lenkt meine Aufmerksamkeit von der nachdenklichen Haltung des Bürgermeisters auf die Arbeit des Schreiners. Gerade so heißt es an einer andern Stelle, daß ein Adelige in der Erregung „auf die breite, mit seidenen Puffen gepolsterte Brust“ schlägt. Wenn ich das lese, habe ich gleich den Nebengedanken: Dann wird's wohl nicht weh gethan haben! Ich vergeße den Horn, der die Bewegung veranlaßt hat, und bemerke nur die abgeschwächte Wirkung des Schlags auf die seidenen Puffen. Ist das nicht ein unbeabsichtigtes Seiten-

stüd zu der Drohung des klassischen Emporkömmlings, der einen auffässigen Untergebenen mit den Worten anfuhr: „Schweigen Sie! Sonst lasse ich Sie durch meine Diener die breite Marmortreppe mit persischen Teppichen hinunterwerfen!“ Was würde man von einem Erzähler sagen, der etwa den Satz schriebe: „Das Kind fiel aus dem Fenster im zweiten Stock eines Hauses, in welchem der erste Stock billig zu vermietthen war?“

Das sind Flüchtigkeiten, die man einem Reporter zu gut halten mag, die man aber einem Schriftsteller, von dem man ein sorgfames Werk erwarten muß, nicht nachsehen darf. Das unkünstlerische Anbringen von derartigen Einzelheiten findet sich an zahllosen Stellen. Bei Ebers verstehen die Holländer „den weiten Römer mit den berben Buckeln am geriesten Fuß“ wacker zu leeren zc. Und dann die Abschweifungen! Wird das Wort Italien genannt, so preist der Musikus Wilhelm Corneliussohn in langen Seiten die Schönheit des Landes, worauf der Fechtmeister in noch längeren Seiten seine abfällige Kritik begründet. Fällt das Wort Thüringen, so ergeht sich Junker Georg von Dornburg alsbald in einer endlosen Schilderung dieses gesegneten Himmelsstriches. So schweifen bei dem ersten besten Anlaß, und ohne Anlaß die Sprecher auf alle denkbaren Gebiete über, ohne daß sie uns dabei irgend etwas Neues, Wissenswerthes zu sagen vermöchten, ohne daß sie auch nur eine originelle Anschauung bekundeten. Es sind Gespräche, wie man sie wohl hört, wie man sie aber doch sicherlich nicht aufzuschreiben braucht.

Wie ermüdend und peinigend das wirkt, läßt sich schwer mit Worten sagen; man muß diese Schilderungen selbst gelesen haben. Man denke sich etwa, daß Ebers sagen wollte: „Sie füllte eine Kanne mit Bier.“ Daraus könnte bei einem seiner gelehrigen Schüler allenfalls Folgendes werden: „Sie nahm von dem aus gebeiztem Eichenholz gefertigten, von vier künstlich gewundenen Trägern gehaltenen Sims einen dickbäuchigen, mit zinnernen Deckel verschließbaren Krug, auf dem in schönen rothen, braunen und blauen Farben allerlei Verzierungen angebracht waren. Namentlich zeichnete sich Delft durch die Herstellung solcher Töpferwaaren vor allen andern Städten aus, Delft, das selbst von der Pulverexplosion so schrecklich heimgesucht wurde, wie dereinst Leyden, welches am Rheine liegt, oder besser: an einem Arm des Rheins; denn bekanntlich theilt sich der Rhein, der auf dem St. Gotthard entspringt und ganz Deutschland durchfließt, wo er zwischen Mainz und Köln den größten Liebreiz gewinnt, der aber, je mehr er dem Meere sich nähert, auch an Anmuth verliert, vor seinem Eintritt in das Meer in verschiedene kleine Arme, deren Eigenthümlichkeiten gerade für Holland zahlreiche Wasserbauten wie Kanäle, Deiche und Schleusen nothwendig gemacht haben. Ueberall steht der Mensch im Kampf gegen die ungebändigten Elemente. Aber dieser Kampf ist zugleich auch die Berechtigung des menschlichen Daseins. Ja, die neueren Naturforscher haben sogar nachweisen wollen, daß der Kampf sogar die Bedingung des Daseins selbst sei, — eine Anschauung, die endlich von dem

menschlischen Individuum auf die Weltkörper in dem ungemessenen Raume also in dem unermesslichen Verhältniß der Dinge nebeneinander, übertragen wird. Das aber ist ja gerade ein bezeichnender Zug für unsre Zeit, daß aus einer jeden Feststellung sogleich die weitestgehenden Schlüsse gezogen werden. Wer indessen die Wellenbewegung der Culturentwicklung verfolgt, der weiß, daß auf eine jede Hebung eine Senkung folgt und daß gegen diese unziemliche Erweiterung des thatsächlich im Kleinen und Einzelnen festgestellten auf Großes und Allgemeines eine Reaction eintreten muß. Die Speculation muß durch den Positivismus wieder verdrängt werden; ein künftiges Geschlecht wird sich stricte halten an das, was greifbar ist, wie eben jener Krug, den die Helbin unsrer Geschichte nunmehr auf den Tisch setze und mit köstlichem Biere fülle.“

Ich habe hier das Ebers'sche Verfahren nur exemplificirt; ich glaube kaum mich einer Uebertreibung schuldig gemacht zu haben. Ich habe da eine Reihe von Thatfachen erzählt und Behauptungen aufgestellt, gegen die sich kaum etwas Anderes einwenden lassen würde, als daß sie eben nicht ganz neu sind, und daß sie ganz und gar nicht dahin gehören, wohin sie gebracht sind. Ebers selbst scheint es manchmal zu empfinden, daß er einer Art von Entschuldigung für seine Weiterschweifigkeit bedarf.

„Ich hole zu weit aus,“ sagt Belotti Seite 160.

„Mein, gewiß nicht, wir haben Zeit, und ich höre Euch gern zu,“ entgegnet Wilhelm. Aber der Leser hat gewöhnlich nicht so viel Zeit wie Wilhelm; er sagt vielmehr mit dem Dr. Vontius auf Seite 180: „Schnell, muß ich bitten, denn meine Zeit ist gemessen.“

Ebers freilich steht auf einem andern Standpunkt; er ermuthigt die Mittheilbarkeit seiner Geschöpfe: „Redet nur, Hauptmann,“ läßt er den Junker auf Seite 232 sagen, und der Hauptmann macht sofort den umfassendsten Gebrauch von dieser ihm eingeräumten Freiheit. Der Verfasser scheint vorauszusetzen, daß alle seine Leser sich in der glücklichen Lage seines Georg befinden, der auf Seite 111 sagt: „Ich habe Zeit, entsetzlich viel Zeit, ich warte!“

Charakteristisch für die ganze Ebers'sche Schilderungsweise ist die Begrüßung zwischen dem Musikus Wilhelm und der Frau Burgemeisterin in einem der ersten Kapitel des Buches. Der Burgemeister hat Hals über Kopf sein Weib verlassen müssen, um in wichtigen Dingen mit Wilhelm von Dranien zu unterhandeln. Er bleibt lange von der Heimat entfernt; die arme junge Frau ängstigt sich um ihn. Da kehrt Wilhelm heim, der den Burgemeister gesprochen und von diesem Grüße an die junge Frau zu überbringen hat. Stürmisch begehrt die Frau Auskunft über das Befinden ihres Mannes. Der Musikus, der ganz in seine egoistischen Künstlergedanken versunken ist, giebt ihr zerfahrenre Antworten, schwächt von einer schönen Stimme, die er gehört, von einer Composition, die er vollendet, und allem Möglichen, nur nicht von dem, was die Frau gerne erfahren möchte.

„Aber lieber Meister!“ rief die Burgemeisterin mit wachsender Ungebuld, „ich frage jetzt nicht nach Euren Motetten und Tabulaturen, sondern nach meinem Gemahl.“

Gerade so ergeht es uns. Auch wir erkundigen uns nach denen, die uns lieb sind, und man erzählt uns allerlei Schnickschnack von Tabulaturen und Motetten, und die „wachsende Ungebuld“ bemächtigt sich schließlich auch unser. Ebers selbst entschuldigt sich für seine Liebhaberei, wenn er durch Wilhelm sagen läßt: „Es ist einmal so, daß uns auch Kleinliches überwichtig erscheint, wenn es uns eben die Seele erfüllt.“

Diese Eigenthümlichkeit des Verfassers nimmt noch eine andere Gestalt an. Ebers hat ein besonderes Gefallen daran, uns hinzuhalten und warten zu lassen. Wollte er die sogenannte „Spannung“ im gewöhnlichen Sinne des Romans damit hervorrufen, so würde man es, wenn auch nicht sehr schön finden, doch allensfalls begreifen; aber selbst dieser Nebenzweck erscheint aus seinem Verfahren ausgeschlossen. Er gewährt uns bald, was er uns geben will, nur nicht auf der Stelle; wir müssen eben ein bißchen warten. Er führt uns in ein Zimmer, in dem wir etwas suchen sollen. Wir finden es nicht; wir treten in das Nebenzimmer — da liegt's, da finde n wir es! Was das für einen Zweck hat, ist mir unbegreiflich. Diesen Scherz treibt Ebers z. B. mit dem Testament des alten Fräuleins, nach dem auf Seite 208 gesucht wird und das sich auf Seite 211 findet. Der Roman hat dadurch drei Seiten an Stärke gewonnen, wir aber haben die Zeit, die wir auf das Lesen von drei Seiten verwenden, verloren.

Einen dritten Beweis für die Unzulänglichkeit der auf das Werk verwandten künstlerischen Sorgfalt finde ich in der Verfahrenheit der Composition und in der gleichmäßigen Behandlung aller Figuren. Das Unwichtige nimmt in der Behandlung dieselben Verhältnisse ein wie das Wichtige, und die Hauptfiguren klären sich von den Nebenfiguren nicht los. Dem ganzen Bilde fehlt die Perspective. Wenn wir längst über die Mitte des Romans hinausgelangt sind, wissen wir noch immer nicht, um was und um wen es sich eigentlich handelt. Alle auftretenden Figuren, oder fast alle stößen uns denselben Grad von Theilnahme ein; und dieser Grad ist diesmal ein recht geringer.

Sollen wir uns dem Burgemeister zuwenden? — „Freiheit und Cranium“ ist sein Wahlspruch, davon sind wir überzeugt. Er vollbringt auch gewiß rühmliche Thaten, nur schade, daß wir davon so wenig erfahren. Er hat nichts Liebenswürdiges, dieser Mann, und die Achtung, die wir ihm zollen sollen, kommt uns nicht von Herzen. Es fehlt ihm eben die Wahrheit, das Leben, die echte Menschlichkeit.

Oder der Burgemeisterin? — Die junge Frau, die dem älteren Mann vermählt ist, fühlt sich verkannt. Sie ist zunächst eifersüchtig auf die unänderliche Vergangenheit, auf die verstorbene Frau ihres Mannes; und auch sie schleicht körperlos wie ein Schemen dahin. Fragt man nach ihrer Hauptbeschäftigung, so muß man darauf antworten: sie nimmt übel. Erst gegen

den Schluß hin kommt so etwas wie eine individuelle Regung in sie hinein. Ein Freund aus ihrer Mädchenzeit erscheint ihr, und sie steht im Begriff, sich zu verlieben; aber das Pflichtgefühl siegt. Sie bleibt dem Gatten treu und zeigt sich in der Zeit der öffentlichen Bedrängniß tapfer. Alles das hören wir von ihr mit ungläubigen Ohren, sie überzeugt uns nicht. Es macht auf uns den Eindruck, als ob der Dichter zu gutmüthig wäre und ihr unverdient Liebes nachsagte.

Da sind nun noch eine ganze Anzahl von Gestalten mit einigen interessanten Zügen, aber verschwommenen Umrissen: der Fechtmeister, der sich tapfer schlägt und gut sichts, der Musiker, der Tauben züchtet und die Orgel spielt; Henrika, die fast immer krank ist; Janus Doufa, der herrliche Mann, von dem hier nur ein Nebelstreif übrig geblieben ist; der schmachthafte Junker Georg von Dornburg und eine ganze Anzahl halbwachsener Burschen, die uns alle mehr oder minder gleichgültig sind.

Dem Titel nach kann über die eigentliche Heldin ein Zweifel nicht bestehen: es ist die junge Frau des alten Burgemeisters; aber das Verhältniß zwischen ihr und dem um das Gemeinwohl unablässig beschäftigten Peter van der Werff hat etwas Unbehagliches, Unerquickliches. Er hat beständig keine Zeit, hat immer andere Dinge im Kopf, die für Weiber nichts tangen und von denen Weiber nichts verstehen. Sie aber beansprucht als echte Ebers'sche Gestalt viel Zeit und große Mittheilbarkeit. Daher denn der Conflict. Wenn man die Moral aus der größeren Hälfte des Romans ziehen wollte, so würde man zu dem Satze kommen: Heirathe keinen Arzt, keinen Seemann, keinen Burgemeister, überhaupt keinen Mann, der viel außer dem Hause zu thun hat, das führt zu nichts Gutem! Von der Frau Burgemeisterin möchte ich sagen, was sie selbst von den Gevatterinnen sagt: man achtet sie wohl wegen ihrer Brabheit, aber keine warme Neigung zieht uns zu ihr. „Nein, sie gefällt mir nicht, die Frau des Burgemeisters!“

Das Talent des Dichters für lebhaftes Schilderungen habe ich nur in einem einzigen Kapitel umverkehrt wiedergefunden: in der Beschreibung des Schreckens, der unter die Jahrmärkteleute fährt, als sie hören, daß die Spanier anziehen. Das ist ein wirklich bewegtes, kühn und kräftig ausgeführtes Gemälde. Sonst aber fehlt es diesmal den Strichen an der Festigkeit, der Composition an der Klarheit und den Figuren an der Plastik und Lebenstreue, die uns namentlich die ersten Werke von Ebers lieb gemacht haben. Und weil ich glaube, daß diese Mängel der ungenügenden künstlerischen Sorgfalt zuzuschreiben sind, habe ich keinen Anstand genommen, unverblümt darauf hinzuweisen; um so weniger, als die Kritik bei Ebers nur eine platonische Bedeutung hat, und der Erfolg seiner Werke schon durch die einfache Verlagsanzeige discountirt zu werden pflegt. Hoffentlich wird es mir möglich sein, von dem nächsten Werke des begabten Schriftstellers und Gelehrten nur Anerkennendes zu sagen.



Illustrierte Bibliographie.

Seit den Zeiten Hauffs, der die Landsknechte vielleicht nicht für die Poesie entwerthet hat, aber jedenfalls zuerst mit glücklichem Realismus in seinem Liechtenstein vernortheet hat, sind diese Figuren stets ungewöhnlich dankbare Gegenstände der Darstellung geblieben. Das Interesse daran hat sich auch nicht auf modern poetische Schilderungen beschränkt, sondern man hat häufig genug versucht, der frommen Landsknechte Brauch und Wesen in strenger, wissenschaftlicher Form zu behandeln. Am Anziehendsten ist dies wohl Gustav Freytag in jenem prächtigen Capitel seiner „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ gelungen. Sicherlich ist wenigstens keine der anderen zahlreichen Schriften über die Landsknechte auch nur einigermaßen populär geworden, und man hat ihnen gegenüber in der Regel immer noch vorgezogen, zu den Quellen, zu den zahlreichen Lieberresten, Biographien u. s. w. zurückzulehren.

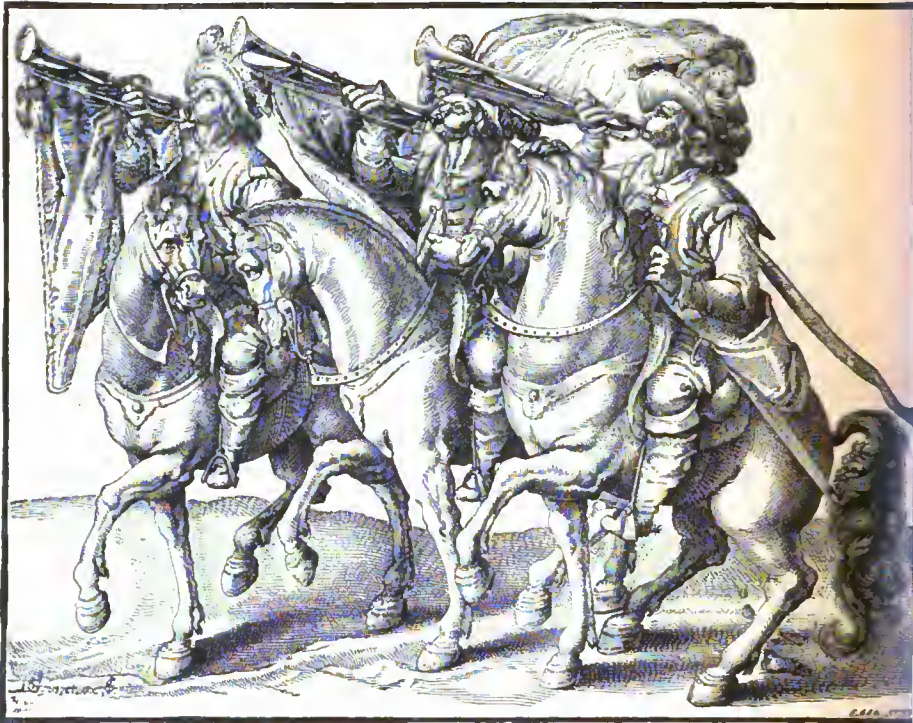
Nun ist neuerdings eine Einzelschrift über diesen Gegenstand erschienen, die das Material in so ansprechender Form und so vollständig giebt, daß man sich wohl mit ihrem Studium begnügen kann. Es heißt **Die deutschen Landsknechte**. Ein Kulturbild von Friedrich Blau und ist in **Vörlitz** im Verlage von F. A. Starke erschienen. Man wird nicht ansehen dieses Buch ein ganz ausgezeichnetes zu nennen. Es hat zunächst den wesentlichen, unschätzbaren Vorzug, daß der Verfasser seinen Stoff wirklich in dem Buche verarbeitet und nicht Reste desselben hier und da längs des Wegs in ungenießbaren Anmerkungen verstreut hat. Das ist wirklich eine durchaus zusammenhängende Darstellung, die er giebt.

Zunächst freilich verfällt man in gelinden Schrecken, wenn man wahrnimmt, daß auch er nach der Väter Weise seine Schrift mit der altgermanischen Heeresverfassung beginnt. Da man aber auch sogleich bemerkt, daß er kurz, gebrungen schreibt, so jügt man sich in das Nothwendige und folgt ihm, bis man nach wenigen Seiten bei dem wirklichen Stoff anlangt.

Die Behandlung desselben macht durchaus den Eindruck des Schlichten, Unspruchlosen. Erst wenn man genauer untersucht, erkennt man die Fülle eigentlicher Arbeit darin, um das Verdienst, das sich verbirgt, dann doppelt zu schätzen. Aber jedenfalls ist diese schlichte Darstellung die angemessenste: die Dinge allein schaffen sich schon Geltung. So schildert er denn die Werbung der Landsknechtheere, ihre Zusammenziehung aus den verschiedensten Volksschichten, ihre höchst eigenthümliche Verfassung, die, so willkürlich auch manchmal die Landsknechte in der Geschichte erscheinen, ihr Leben beinahe pedantisch regelt, ihre Bewaffnung, das Lagerleben, die Trachten und die Geschichte ihrer glorreichen Thaten — wobei natürlich Belagerung und Schlacht von Pavia, jene vielbesungenen Ereignisse, deren Gedächtniß so lange selbst

im Volksmunde fortgelebt, den Glanzpunkt bilden. Die Schlußcapitel behandeln den Niedergang des Landsknechtsweßens, dessen mannigfache Ursachen sehr anschaulich dargelegt werden, und die Auffassung desselben im Auge der Zeitgenossen.

In gewisser Beziehung ist dies Capitel weitaus das interessanteste. Eine Sache kann einem höchst gleichgiltig sein, aber man wird sich immer darum kümmern müssen, wie dieselbe auf ihre Umgebung wirkt und sich in dieser darstellt. Und gerade für die Landsknechte und für die deutschen Wirren des sechzehnten Jahrhunderts gilt dies ganz besonders.



Reitende Trompeter nach J. de Gheyn.

Aus Blau: „Die deutschen Landsknechte“. Gölitz, S. 2. Starke.

In der unglaublichen Stumpfheit und Verrottung, worin zu Ausgang des Mittelalters die ganze Nation unterging, bilden die Landsknechte eigentlich denjenigen Punkt, wo die neuen Lebenskeime zuerst sichtbar werden. Das mächtigste Element der anbrechenden Periode, die wiedergefundene classische Cultur, schlummerte noch in den Stubirstudien weniger Begnadeter — in das deutsche Volk war noch nichts davon hinausgedrungen: dieses sollte erst des neuen Feils kundig werden, als die Reformation und die übrigen, rein socialen Revolutionstrieb, die alle in jenem neuen Harnische kämpften, unter die Masse traten. Bezeichnend für jene Zwischenzeit unheimlicher Stille ist, daß auch der Studentengesang beinahe verstiegt. Im Ausgange des Mittelalters bietet er eigentlich das Frischeste, was die volksthümliche Poesie hervorbringt. Aber zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ist der Student so verrotzt und verkommen, so ganz verwildert im wüsten Treiben des Bagireus und verflucht in todtm Studium äußerlicher Weisheit, daß die Poesie beinahe völlig aus seinem Leben schwindet.

Und so erlebt man das merkwürdige Schauspiel, daß in einer Zeit, die, wenn auch überreich an kriegerischen Ereignissen, doch dem eigentlichen Sinne der Mehrheit nach friedlich und ruheliebend, fast träge ist, alle die gleichsam latente Poesie der Volksseele um den Landsknecht als Mittelpunkt zusammenschießt und sich an ihm offenbart.

Er ist die eigentlich poetische Figur jener Uebergangsperiode. Und obgleich dem feckhaften Bürger und Bauer gewiß keine angenehme Erscheinung im täglichen Leben, dem Edelmann, dem er den angestammten Degen zu entwinden droht, offenbar ein



O. von Frundsberg. Nach dem Titelbild in Reizners „Victoria“.
Aus Blau: „Die deutschen Landsknechte“. Görlitz, f. U. Starke.

Dorn im Auge — ist er doch bei allem Spotte nur die Zielscheibe gutmütiger Humore. Sein Leben muß seinen Zeitgenossen wirklich als etwas in seiner Art Ideales erschienen sein. Man kann sich das schwer denken, wenn man weiß, wie ärmlich und beschwerlich, wie bar jedes großen Zuges es im Grunde war — in jener Zeit muß eben das Dasein im Allgemeinen ganz besonders eng und lastend gewesen sein, daß Jeder, der seine Regeln abschüttelte, um sich in freier Vereinigung mit Waffengenossen zusammenzutun, als ein Beneidenswerther erschien.

Mit ihnen war es übrigens das Umgekehrte wie mit dem würdigen Falstaff. Sie waren nicht nur der Gegenstand des Humors, sondern sie selbst besaßen denselben auch

reichlich. Zeuge desselben die unzähligen Lieder und Schwänke, die in ihren eigenen Reihen entstanden sind, und deren Blau's Buch eine große Anzahl enthält. Uebermüthiges Kraftgefühl, gleich als ob die Welt ihnen gehörte, und glückliche Sicherheit bilden den durchgehenden Zug. Man würde dessen übrigens auch schon gewiß sein können, wenn alle jene Erzeugnisse verloren gegangen wären, und nur die Bilder ihrer Trachten sich erhalten hätten. Es giebt gar nichts Kennzeichnendes als solch eine Landsknechtskracht. Geschlitz und gepufft, schreiend bunt, unendlich in ihren Abweichungen und doch übereinstimmend in dem Grundcharakter prahlender Absonderlichkeit. Etwa



Schultheiß mit Trabanten. Nach Jost Amman.

Aus Blau: „Die deutschen Landsknechte“. Görlitz, C. U. Starke.

Stußerhaftes liegt darin, aber es ist dabei flott, achtlos: Stußer, an deren tabelloser Keckschheit man bisweilen zweifeln möchte.

Dieser letzte Punkt läßt sich freilich nicht mehr feststellen. Jedenfalls muß diese Tracht schon den Zeitgenossen ausnehmend gefallen haben; denn wir bemerken, daß die damaligen Künstler sie mit offenbarer Vorliebe verwenden und unverhältnismäßig häufig Studien daran machen. Auch eine ungewöhnliche Erscheinung: denn meist macht man die Wahrnehmung, daß Jedermann die Tracht seiner Zeit schilt — was natürlich Niemanden veranlaßt, dieselbe folgerichtiger Weise nun auch abzulegen. Wir selbst geben übrigens ja den Malern der deutschen Renaissance auch Recht. Kein großes Fest ohne Landsknechte, welche, die lange Hellebarde aufgestemmt, über die Ordnung wachen, kein

Auszug ohne die Unvermeidlichen, die zum Mindesten Farbe und Silhouette in die Einförmigkeit bringen, wenn sie nicht für alle Theilnehmer das Modell abgegeben haben — kurzum, wenn einmal in unseren Tagen von „Costüm“ die Rede ist, so kommt das ihre zu allererst in Betracht.

Auch darüber kann man in Blaus Buche recht eingehende Studien machen. Es ist mit 58 Illustrationen, theils in Holzschnitt, theils in Photolithographie ausgestattet, die sämmtlich theils Trachtenbilder geben, theils, wie die aus L. Fronsperrgers Kriegsbüchle entnommenen, in kleineren Maßen, Sitten und Gebräuche darstellen. Natürlich fehlen auch Bildnisse der für das Landsknechtswesen wichtigen Männer nicht. Bis auf zwei oder drei sind diese Illustrationen alle Nachbildungen gleichzeitiger Werke. Die überwiegende Anzahl stammt von Jost Ammans Hand — dem Zeichner des Kriegsbüchles. Witzige Figuren, in jener conventionellen Perspective damaliger Zeit hingesezt — das ganze im Rahmen einer verschönderten Cartouche, woran man damals so übermäßig Gefallen fand. Die Bildchen sind fast kindlich; aber sie machen den Eindruck großer Treue und vermitteln eine anschauliche und sicher charakteristischere Vorstellung, als sie irgend zu erzielen wäre. Neben diesen Amman'schen Zeichnungen, finden sich andere, die eigentlich mehr Gelegenheitsarbeiten sind, Studien und dergleichen, darunter viele von der Hand der ersten Meister: Hans Holbein wie Dürer — beide sind in diesem Werke würdig vertreten. Zu den interessantesten Beigaben gehört eine Photolithographie nach H. S. Behams Holzschnitte, einen Landsknechtzug darstellend — worin, ein seltenes Schauspiel in' damaliger Zeit, ein Kameel dargestellt ist, wohl ein Reutestück aus Feldzügen im Süden. Eine zweite Photolithographie giebt das Bild eines Feldlagers nach Jost Amman: einer Wagenburg im eigentlichsten Sinne, auf zwei Seiten durch zwei auf das Kindlichste aufgeführte Batterien gedeckt. Was aber das Charakteristische an dem Bild ist und wirklich beinahe komisch wirkt, das ist der Umstand, daß des „Feldobristen Gezelt“ im Ringe noch besonders umschant ist — ein redender Beweis dafür, daß die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Befehlshaber und Soldaten nicht immer völlig gleichmäßige blieben. Auch sonst fehlt es dem Bilde nicht an Drama. Als ein zweites Zeichen von der Gemüthlichkeit der Zustände erhebt sich, genau in Mitte des Lagers, der Galgen — natürlich nicht leer. Dann sind Leute, die sich prügeln, hineingezeichnet — Männer wie Frauen. Aber auch die Zbylle fehlt nicht: in einem Winkel, umringt von Marktenderbuden, sind Viechherden eingepfercht.

In dem künstlerischen Geschmack unserer Zeit scheint das Vorbild der deutschen Renaissance immer mächtiger zu werden. Zugleich damit muß jedenfalls auch das Interesse an jene merkwürdige Zeit überraschenden Aufschwügens und eben so schnellen Verfalls zunehmen. Einige ihrer schärfsten Blige finden wir in dem Buche Blaus verzeichnet.

In unserer vielbeschäftigten Zeit war der erst so laute Ruf von Nordenskjölds Weltumsegelung beinahe schon verhallt, nachdem er erst fast mondenlang jeden Mund beschäftigt hatte, und es bedurfte schon wieder der jüngsten Kunde, daß der Kühne Entdecker sich zu einer neuen Fahrt rüste, um sein Andenken wieder lebendig zu machen.

Mittlerweile ist nun auch die Herausgabe des großen Werkes, worin er die Geschichte seiner ersten Weltumsegelung niedergelegt, ziemlich bis zum Ende gebiechen. **Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega 1878—80.** 2 Bände, Leipzig, Verlag von F. A. Brockhaus steht gegenwärtig bei der siebzehnten Lieferung.

Das Werk stellt sich sehr stattlich dar: Großoctav, Bände von ziemlich 500 Seiten Stärke. Schlägt man es auf, so findet man zahlreiche Holzschnitte und Karten. Aber es ist dabei nicht etwa ein gelehrtes Werk. Alle die Beobachtungen und Entdeckungen, die nur einem kleinen Kreise von Forschern anziehend, weil verständlich sind, hat der Verfasser ausgeschloffen: das was hier vorliegt, soll eine Lectüre für Jedermann sein

können. Diese Absicht ist auch entschieden erreicht worden; das Buch lieft sich gut und fesselnd, ohne dabei auch nur im Entferntesten glatt zu werden. Das ist natürlich



Angelnde Esquautzen.

Aus Nordenfjöld: „Die Umseglung Asiens und Europas“. Leipzig, F. A. Brodhaus.

genug; denn es findet sich auch nach jener Ausscheidung Stoff genug an allgemein Interessantem und Neuem.

Ja, auch an Altem, was interessant ist. Nordenfjöld hat es sich nicht ver sagt,

der Beschreibung seiner Reise eine historische Darstellung von der Kenntniß und Erforschung der arktischen Länder seit den frühesten Zeiten voranzuschicken. Und er hat daran sehr recht gethan. Denn man findet da die überraschendsten Notizen zusammengestellt, von denen man bestenfalls einige gekannt hat; die aber in ihrer Gesammtheit bisher kaum erreichbar gewesen. Es ist schon seltsam genug, alle die alten Karten (die früheste stammt aus dem Jahre 1482) jener Gegenden, wie sie nach und nach veröffentlicht worden, mit einander zu vergleichen. Sie bilden eine der besten Zierden des Werkes. Um von den naiven Vorstellungen, die man damals, vor der Entdeckung Amerikas noch, von jenen nordischen Ländern hatte, zu schweigen, sei hier nur der kindlichen glaubensfesten Weise gedacht, die getreulich alle die Schrecken aufgezeichnet hat, womit Aberglaube oder Mißgunst jene Meere bevölkerte. Da ist der Krake, der Schwertfisch, ist vor Allem die Seeschlange, die sich schon damals des ehr-



Coroß (Eismall).

Aus Nordenstjöld: „Die Umseglung Asiens und Europos“. Leipzig, f. v. Brockhaus.

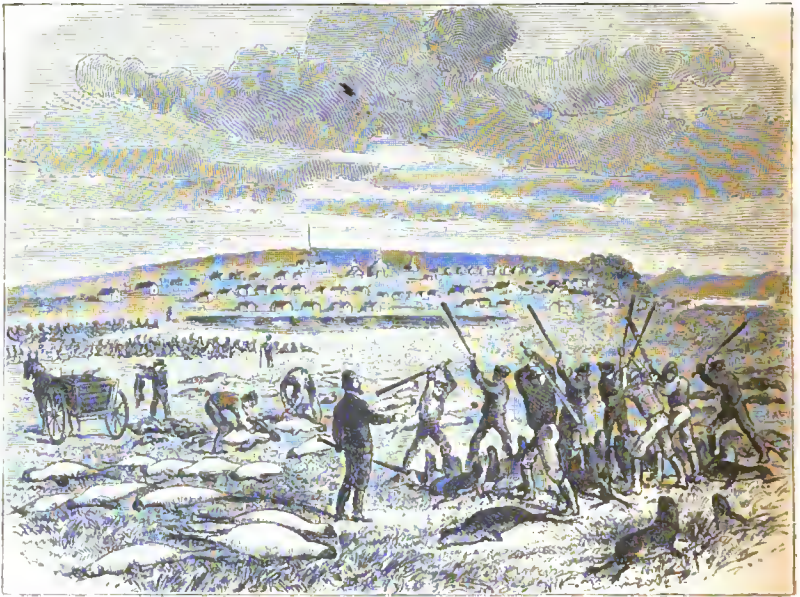
würdigsten Alters zu erfreuen hatte. Ein gehörnter Eber, der auf der Karte in der Gegend Island's eingezeichnet ist, und der sich dort das Vergnügen macht, einen Dreimaster mitten durchzubeißen, ist die merkwürdigste dieser Bestien. Es wäre eine dankbare Aufgabe für einen beleseuen Geographen, festzustellen, in welchem Hirne dieses Unthier ausgebrütet worden ist, und was etwa zu der Vorstellung desselben Anlaß gegeben.

Auch im Texte findet sich natürlich darüber des Unterhaltenden genug. Man sieht aus dieser langen Reihe von Entdeckungsfahrten, wie sich die ersten Reisenden eingebildet, durch Auffindung einer nordöstlichen Durchfahrt die gewinnreichsten Erfolge erzielen zu können, bis endlich, nach hundert Fehlschlägen, die Hoffnung sich immer mehr herabgemindert, und man gegenwärtig eigentlich nur noch idealen Aufgaben dort im hohen Norden nachforscht, während die praktischen Zwecke zum unendlich Kleinen zusammengeschrumpft sind.

Dem Philister wird es nie einleuchten, was Jemand dort zu suchen hat, in einer entschieden ungemüthlichen Gegend, wo außer Thran, Wärenfellen und Frostbeulen

wirklich blutwenig zu holen ist. Ein Standpunkt, den jener merkwürdiger Weise mit den Hellenen theilt. Und doch muß ein ganz seltsamer Reiz in solchen Aufgaben liegen, denn es finden sich inmer wieder hochgemuthete Seelen genug, ja beinahe in übergroßer Anzahl, welche, dieser bewußt, jener bloß in dunklem Drange, sich zu solchem Abenteuer hingezogen fühlen. Das Verlangen nach Unerhörtem liegt gar zu tief in der menschlichen Natur; und so ist es gerade unserer Zeit, welche die Verhältnisse jedes einzelnen immer regelrechter einzirkelt, beschieden, daß so viele rein aus jenem Verlangen sich in Fährnisse stürzen.

In diesen Blättern ist erst kürzlich einer arktischen Forscherfahrt ausführlich gedacht



Fang von Seehären.

Aus Nordenskjöld: „Die Umseglung Asiens und Europas“. Leipzig, S. W. Brockhaus.

worden. Jene wurde unter Verhältnissen ausgeführt, wie noch nie eine in jenen Gegenden, wie man sie wohl bei Reisen nach Innerafrika oder Turkmenien, aber doch nicht zu Wüstern erlebt hat, deren ganze Daseinsbedingung der untrigen so völlig widerstrebt. Sie wird als einzig in ihrer Art gewiß lange denkwürdig bleiben. Die Reise Nordenskjöld's hat nicht ganz diesen abenteuerlichen Charakter. Immerhin aber bleiben ihre Schicksale sonderlich genug. In ihren großen Zügen sind sie bei Gelegenheit der glücklichen Heimkehr hinreichend geschildert worden und sind noch in Sebermanns Erinnerung — auf sie zurückzukommen verbietet sich schon um deswillen, weil hier auf beschränktem Raume nur Bekanntes wiederholt werden könnte. Lieft man den eigentlichen Bericht in unserm Buche, so stellt sich Alles in ganz neuer Beleuchtung dar. Hier kommen die Einzelheiten zur Geltung und dienen den Hauptpunkten zu passender Verdeutlichung. Man merkt hier erst recht, daß die Lectüre der Zeitungsauszüge von der Fahrt doch eigentlich nur ein so rohes Bild gegeben, wie wenn man anstatt der Odyssee eine jener kurzen Inhaltsangaben gelesen hätte, die in manchen Ausgaben dem Gebicht vorangebrucht zu finden sind.

Daneben finden sich selbstverständlich, trotzdem daß, wie gesagt, der eigentlich gelehrte Apparat bei Seite gelassen ist, eine Fülle von Bemerkungen und Schilderungen

über Land und Leute und Dinge im hohen Norden Sibiriens. Man könnte in der Beziehung Nordenskjöld vielleicht sogar die übergroße Bescheidenheit zum Vorwurfe machen, womit er diese Gegenstände in den Vordergrund gerückt hat und dafür der eigenen Schicksale und der der Seinigen minder ausführlich gedenkt. Menschlich fesselnder hätte sich sein Buch sicher gestaltet, wenn er anders gehandelt; denn alle die persönlichen Erlebnisse hätten gewiß ausgereicht, um ein Buch interessant zu machen.

Zimmerhin kann man nicht behaupten, daß es verloren habe, dadurch daß es belehrend geworden. Aus jenen Gegenden ist wirklich noch genug des Reizvollen zu berichten. Hervorgehoben seien hier nur die Schilderungen des Aufenthaltes bei den Tschuktschen und der Verhältnisse, worunter jene Stämme leben. Es ist ein dankbarer Gegenstand der Betrachtung, sie und die Eskimos, die unter verhältnißmäßig ähnlichen Bedingungen und doch so verschieden leben, mit einander zu vergleichen, zum Beispiel nachzuweisen, warum die Eskimos Schneehütten bauen, und die Tschuktschen nicht, sondern lieber im Winter wie im Sommer Zelte bewohnen. Eines haben übrigens beide Völker gemeinsam: die Häßlichkeit. In Nordenskjölds Buche sind einige Duzend Tschuktschen abgebildet, von denen jeder hier zu Lande als Komiker Glück machen würde. Die aufgestülpte Nase und der offene Mund geben allen den Gesichtern einen Ausdruck des Erstauens, der höchst lächerlich wirkt. Abgesehen davon scheint es ein sehr gutmüthiges Volk zu sein und sich mit den Passagieren sehr angefreundet zu haben — vielleicht gerade darum, weil Berührung mit Europäern für sie noch nichts Gewöhnliches geworden ist.

Denn auch das Ruffenthum steht ihnen wohl ziemlich fern. Auch darüber findet man beiläufig manches Wissenswerthe und wenig Bekannte. Der russischen Eroberung Sibiriens ist ein ganzes Kapitel gewidmet, aus dem unter Anderem zu ersehen ist, daß des Czaren Kosaken dadurch die Wohlthäter Kamtschatkas geworden sind, daß sie den dortigen Schnaps erfunden haben. Es muß eine ziemlich verzweifelte, trodene Situation gewesen sein, worin die edlen Steppensöhne sich dazu herbeigelassen haben, auch ein wenig Chemie zu praktiziren und in den sibirischen Kräutern Ersatz für die heimischen, zum Schnapsbrennen verwendeten zu suchen. Wenn Noth belehrt, so lehrt der Durst, wie dieses Beispiel zeigt, manchmal Dinge, die den sündigen Menschen vielleicht noch härter ankommen.

Man kann sich doch nur schwer seine Vorstellung von der Lage machen, worein Leute auf solch einer langen Reise gerathen. Ueber Jahr und Tag von jeder Verbindung mit der civilisirten Welt abgeschnitten — mit welchen Gefühlen mögen sie wieder zum ersten Male in eine Gesellschaft von Halbeuropäern eingetreten sein und dort die neuesten Nachrichten empfangen haben — Nachrichten, die selbst schon Monate alt waren! Wir selbst haben uns in die modernen Bequemlichkeiten des Lebens schon viel zu sehr eingelebt, um ihrer noch bewußt zu werden. Das kann eigentlich nur der, welcher an solcher Fahrt theilgenommen. Und es möchte einen fast bedünken, die Annehmlichkeit, endlich wieder in das neunzehnte Jahrhundert eingesegelt zu sein, müßte viel eindrucksvoller gewesen sein, als selbst alle die unerhörten Ehren, die den kühnen Reisenden und ihrem Führer erwiesen worden sind.

Und sich dann wieder so schnell losreißen zu können von dem, dessen Werth man eigentlich erst recht muß schätzen gelernt haben — schon wieder neue Abenteuer zu planen — der gute Vater Horaz würde vielleicht sehr um eine Bezeichnung dafür verlegen sein, er, welcher der Meinung ist, daß der Mann ein ehernes Herz gehabt haben müsse, der sich zuerst im Rachen auf die rollende Meeresfluth gewagt — auf das harmlose, blaue Mittelmeer!

Wenn Nordenskjöld seine Reise antritt, wird sein Buch wenigstens vollendet vorliegen. Hoffen wir — und das ist kein eitler Wunsch! — daß er noch von einer neuen, glücklich bestandenen Fahrt zu berichten haben möge. Gegenüber einem so trefflichen Schilderer ist das ein Wunsch, der auch in unserem eigenen Interesse liegt.

Troubadour-Novellen von Paul Heyse. Berlin. Verlag von W. Herz.

Eine Sammlung, deren einzelne Erzählungen in Zeit und Vertiklichkeit so ziemlich übereinstimmen, und welche ein anziehendes Bild jener Ueberkultur mit allem Zauber der Romantik giebt. Diese Blätter haben selbst einige jener Novellen zuerst veröffentlicht, und dieselben werden sicherlich noch in frischer Erinnerung sein. Heyse ist kein Dichter, den man in einigen kurzen Zeilen kritisiert, ebensowenig wie ein solcher, der erst noch einer Charakterisirung bedarf. Sein Name jagt genug. Der bes classischen Stilisten des vollendeten Erzählers, der Griechenseele, auf deren Grunde sich nur die Schönheit abspiegelt. Nur zum Schlusse sei noch eine kleine Anmerkung — mit dem Hut in der Hand! — hinzugesetzt. Auf Seite 88 schreibt der Dichter: „Was aber ist einem Kopse, wie der unseres Freundes, zu sein!“ Eine Construction, die man allenfalls noch gelten lassen dürfte. Aber bei der betäubenden Verwilderung, die in der Anwendung der Hypothese eingerissen ist, hätte grade ein Mann wie Heyse die Verpflichtung, nicht mit bösem Beispiele voranzugehen und auch nur durch eine lockere Construction die Leser dem Irrthume auszusetzen, er bestätige durch sein Beispiel den allgemeinen Mißbrauch. Solchem Dichterruhme, wie dem unseres Freundes, darf nicht einmal der Mangel eines Mißverständnisses anhaften.

M. Lazarus, Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesehe. Zweite erweiterte und vermehrte Auflage. Dritter Band. 8. VI u. 444 S. Berlin 1882, Ferd. Dümmlers Verlag. *M.* 7. 50.

Gelegentlich des Erscheinens der neuen Auflage der ersten Bände des ausgezeichneten Werkes ist bereits hier in eingehender Weise davon die Rede gewesen. Was der Verfasser in den Einleitungsworten zu dem vorliegenden Bande hoffend und wünschend sagt: „Habe ich doch auch niemals den Muth des Glaubens verloren, daß die stille Gemeinde der Freunde dieses Buches bei der Fahne idealer Gesinnung und Gesittung treu ausharren wolle; daß aber auch weitere und weitere Kreise bald wieder zu der uralten Hoheit und Reinheit des deutschen Volksgenies sich zurückfinden werden. Dann wird auch der bescheidenste Beitrag zur Läuterung desselben durch psychologische Erkenntniß der Keime, des Wachsthum und der Früchte der Idealität den Zweck seiner Schöpfung nicht verfehlen“ — das wird er mit seinem in dem Dienst der idealsten Bestrebungen stehenden Werke in der kleineren Gemeinde, die er ganz zu erfassen versteht, gewiß erreichen. Es ist ein Werk, von der vornehmsten Gesinnung getragen, dem Höchsten sich zuwendend, mit seinen Lehren auf dem Boden einer gefestigten, tief philosophischen Weltanschauung sich erhebend. Dazu ist die Form, in welcher die gewonnenen Ergebnisse vorgetragen werden, einfach mustergerichtig. M. Lazarus ist eben auch einer unserer ausgezeichnetsten Schriftsteller, ein Meister der Sprache und der Form: seine Philosophie ist im besten Sinne des Wortes lesbar, deshalb wirkt sie in Verbindung mit ihrem Inhalt so unmittelbar. Die Leser von „Nord und Süd“ haben erst in einem der letzten Hefte Gelegenheit gehabt, von der ganzen geistigen Art des Verfassers unseres Werkes einen gedrängten aber vollgiltigen Beweis zu erhalten durch den Aufsatz „Erziehung und Geschichte.“ In dem vorliegenden Bande finden sich die folgenden Monographien vereinigt: „Der Laet — Die Vermischung und Zusammenwirkung der Künste — Die Freundschaft — Zum Ursprung der Sitten.“ Sei der Band und mit ihm das ganze Werk hiermit nochmals auf das Wärmste empfohlen.

Max Müller, Essays. 2. Band. Beiträge zur vergleichenden Mythologie und Ethnologie.

Mit Register zum ersten und zweiten Bande. Zweite vermehrte Auflage, besorgt von Dr. D. Franke. 8. IV u. 666 S. Leipzig 1881, W. Engelmann. *M.* 10.—

In dem vorliegenden Bande der „Essays“ ist zunächst die Uebersetzung der in dem englischen Werke Max Müllers „Chips from a German Workshop“ und zwar in dem 2. Bande desselben enthaltenen Aufsätze geboten. Werth und Bedeutung derselben sind längst voll gewürdigt. Dagegen ist dieser Band durch die Aufnahme der folgenden Artikel erweitert: Mythen und Lieder der Südvölker — Aschenbrödel — Krisk als technischer Ausdruck — Ueber Ablative auf d mit Vocativbedeutung — Ueber die

Familienbücher im Rigveda — Ueber einheimische Bearbeitungen der Rigveda — Ueber die Philosophie der Mythologie — Ueber die sagwissenschaftlichen Forschungen von Sahn — Ueber den Ursprung der Vernunft — Ueber individuelle Freiheit. — Julius Mohl.“ Aus der Zahl dieser Aufsätze heben sich die drei zuletzt genannten nicht nur durch ihren an das Interesse weiterer Kreise sich wendenden Inhalt, sondern auch räumlich hervor. In dem Essay über den Ursprung der Vernunft nimmt Max Müller Stellung zu dem bekannten Werke Ludwig Noires: „Der Ursprung der Sprache“. Ueber individuelle Freiheit“ ist eine Wiedergabe der vielbesprochenen Präfabrikation, welche Müller im Jahre 1879 vor dem „Birmingham and Midland Institute“ gehalten hat. Der Aufsatz über „Julius Mohl“ ist ein Denkmal, wie es glänzender und von berufenerer Meisterhand dem großen Orientalisten nicht hätte errichtet werden können. Es ist hier nicht der Ort, bei der hohen wissenschaftlichen Bedeutung der einzelnen Aufsätze zu verweilen; dagegen darf besonders darauf hingewiesen sein, daß sie auch rücksichtlich der Beherrschung ihres Stoffes und der Kunst der formalen Behandlung desselben wahre Musterbilder des essayistischen Stils sind. Die Leser von „Nord und Süd“ bewahren für einen in der Monatschrift erschienenen Beweis dieser Meisterhaft dem berühmten Gelehrten das dankbarste Gedächtniß; sie werden sich mit Allen, die für das behandelte Stoffgebiet und die Kunst literarischer Darstellung Interesse haben, dem Verfasser für diese letzte Gabe von Neuem verpflichtet fühlen. Die Ausstattung des Bandes entspricht den Traditionen der Verlagsfirma.

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgegeben von Paul Grafen Waldersee. Dritte Reihe. Leipzig-Octav. 405 S. mit einem Portrait in Lichtdruck: Josephine Lang, Leipzig 1881, Breitkopf und Härtel. **M. 9.**—

Auch dieser neueste Band des dankenswerthen Unternehmens zeichnet sich wiederum durch eine Anzahl wertvoller Beiträge aus und verdient die lebhafteste Theilnahme der Musikfreunde. Von den neuen Aufsätzen möchten wir dem H. M. Schletterers über Ludwig Spohr die erste Stelle anweisen: es handelt sich hier um ein mit scharfen Umrissen entworfenenes, lebens- und liebevolles Portrait des in Folge besonderer Verhältnisse viel zu wenig gewürdigten Meisters. H. A. Köstlin's „Lebensabriß“ der Lieberonupionistin Josephine Lang hat den großen Vorzug, die erste authentische Mittheilung über das Leben und die Wirksamkeit der hochbegabten Frau zu sein. Einen ähnlichen Werth beansprucht A. Niggli's Aufsatz über Gertrud Elisabeth Mara. Ueber den Stand der öffentlichen Musikpflege in Italien und in Deutschland sprechen mit Autorität Martin Koeder und Hermann Kreßschmar; Hugo Riemann zeichnet die Entwicklung unserer Notenschrift; Josef Sittard entwirft ein treues Bild von Felix Mendelssohns Leben und Schaffen. Ihm schließt sich H. A. Köstlin an mit einer auf sorgfältigen Studien beruhenden Untersuchung über Luther als den Vater des evangelischen Kirchengesangs. Eine Uebersetzung von Franz Liszts geistreicher Studie über Hector Berlioz und seine Harald-Symphonie schließt den schön ausgestatteten Band, dessen Lectüre allen Musikern und Musikfreunden angelegentlichst zu empfehlen ist.

Karl Theod. Gaedertz, Gabriel Rollenhagen, sein Leben und seine Werke. Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur, des deutschen Dramas und der niederdeutschen Dialektdichtung. Nebst bibliographischem Anhang. 8. IV u. 129 S. Leipzig 1881, E. Firzel.

Nicht vereinzelt steht in der Literatur der Fall da, daß eine Verwechslung des Vaters mit dem Sohne und umgekehrt stattgefunden hat, daß die Werke des einen dem anderen zugeschrieben worden sind. Am schlagendsten ist diese Wahrnehmung an zwei deutschen Dichtern zu machen, an Georg und Gabriel Rollenhagen. Alle Welt kennt ersteren, mindestens dem Namen nach, als Verfasser des „Froschmeufeler.“ Man hat seine Fabelpopäe oft herausgegeben, sein Leben genau erforscht, während Gabriel, der Sohn, im Hintergrunde blieb. Und doch gab es eine Zeit, wo grade ihm das meiste, sogar jene „Batrachomyomachie“ vindicirt wurde. König, Placius, Zosch

Brunet wissen nur von einem Gabriel Rollenhagen. Diese Meinungsverschiedenheiten, denen sich genug widersprechende anreihen lassen, bieten ungefähr ein Bild von der Verwirrung, welche in Bezug auf die Bekanntheit mit den beiden Rollenhagen herrschte und noch herrscht. Des Sohnes Persönlichkeit und Bedeutung sind so wenig richtig und charakteristisch erfasst, daß eine Monographie über ihn eine willkommene Gabe sein muß. Zu einem Beitrage zur Geschichte des deutschen Dramas und der Dialektbildung wird eine solche durch die Mittheilungen über Rollenhagens Bühnenspiel „Amantes amentes“, das einen fast noch ungehobenen Schatz literarhistorischer und sprachlicher Merkwürdigkeiten in sich birgt. Der Verfasser hat sich seiner Aufgabe mit Aufwand großen Fleißes unterzogen und alles auf Gabriel Rollenhagen Bezügliche sorgfältig zusammengetragen und geordnet. Seine Schrift ist somit zu einer dankenswerthen Gabe geworden, die an Werth dadurch nicht verloren hätte, wenn sie in der Entwicklung ihres gelehrten Apparates vielleicht etwas weniger anspruchsvoll aufträte.

An die Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

- Aus dem Zauberland.** Märchen von Tanten Ungenannt. Leipzig, Edwin Schlömp.
- Almanach in losen Blättern** für das Jahr 1882. Dresden, Conrad Weiske.
- Ameraln,** Ferd., Gemeinverständliche Weisheitslehre. Triest, Jul. Dase.
- Bormann,** Edwin, Mei Leipzig low' ich mir. Nagolneis Boesleen. Leipzig, A. G. Liebeskind.
- Böttcher,** Karl, Aus meiner Wandermappe. Dresden, R. von Grumbkow.
- Blümner,** H., Laekoon-Studien. 3. Heft. Tübingen, J. C. B. Mohr.
- Buchner,** Wilhelm, Ferdinand Froiligrath. Lief. 8—12. Lahr 1882. Moritz Schauberg.
- Challu,** Prof. B. du, Im Lande der Mitternachts-sonne. Lief. 3—5. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.
- Collection Spemann.** Bd. 10—13. Stuttgart, W. Spemann.
- Cossa,** Pietro, Plantus und sein Jahrhundert. Uebersetzt von H. Lungwis, Planen, F. E. Neupert.
- Dahn,** Felix, Skakien-Kunst. Schauspiel in 5 Aufzügen. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
- Die Berühmtheiten der Welt.** Nach Stand und Beruf geordnet. Leipzig, Hans Ellissen.
- Diercke,** Gustav, Entwicklungsgeschichte des Geistes der Menschheit. II. Band. Berlin, Th. Hofmann.
- Friedrich Wilhelm von Seydlitz.** Der deutschen Reiterrei gowidmet von einem deutschen Reiteroffizier. Kassel 1882, Theodor Kay.
- Göttinger,** Reallexikon der deutschen Alterthümer. Heft 6. Leipzig, Woldemar Urban.
- Gregorovius,** Ferdinand, Athenais. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin. Leipzig, F. A. Brockhaus.
- Gustav Freytag Galleris.** Leipzig, Edwin Schlömp.
- Heyse,** Paul, Das Glück von Rothenburg. Nevelle. Angsburg, Gebrüder Reichel.
- Historische Meisterwerke der Griechen und Römer.** Heft 5. Leipzig, E. Kempe.
- Lindner,** Albert, Das Räthsel der Frauenseele. Drei Novellen. Berlin, Richard Hanow.
- Mannhardt,** Wilh., Gedichte. Danzig, Ad. Schoinert.
- Marées,** G. v., Militärische Klassiker. Drei- zehntes Heft. Jemini, Abriss der Kriegskunst. III. (Schluss) Berlin 1881, Rich. Wilhelm.
- Melzer,** Ernst, Historisch-kritische Beiträge zur Lehre der Autonomie nach den Systemen Kants und Günthers. Noisso, Jos. Gravaurs Verlag.
- Melzer,** Ernst, Die Unsterblichkeits-Theorie J. G. Fichtes. Noisso, Jos. Gravaurs Verlag.
- Meyers Reisebücher.** Palästina. Griechen- Türkei. Ein Band. Leipzig, Bibliographisches Institut.
- Meyers Reisebücher.** Aegypten. Leipzig, Biblio- graphisches Institut.
- Moldenhauer,** E. F. Theodor, Das Weltalt und seine Entwicklung. 2. Lief. Köln, E. H. Mayer.
- Oberländer,** Rich., Fremde Völker. Leipzig, Jul. Klinckschardt.
- Reismann,** Handlexikon der Tenkunst. Lief. 2—15. Berlin, Robert Oppenheim.
- Richter,** Alb., Bilder aus der deutschen Cultur- geschichte. Lief. 1. 2. Leipzig, Fr. Brand- stetter.
- Schalk-Kalender 1882.** Herausgegeben von Ernst Eckstein. Leipzig, Fr. Thiel.
- Schandorph,** S., Ohne inneren Halt. Bremen 1881, Hinricus Fischer.
- Schröder,** G., Lichtstrahlen aus Friedrichs des Grossen Schriften. Halle 1882, G. Schwetschke- scher Verlag.
- Schulz,** Erhard, Predigten. 2. Auflage. Mülhausen i./E. Bueff'sche Hofbuchhandlung.
- Schwegler-Lerchenfeld,** Der Orient. Lief. 25—30 Wien, A. Hartleben.
- Schwler,** Deutscher Photographen-Kalender 2 Thl. Weimar, Vorlag d. Deutschen Photographen- Zeitung.
- Stavenow,** Bernhard, Schöne Geister. Bremen, Hinricus Fischer.
- Storm,** Theodor, Gesammelte Schriften. Bd. 11—14 Braunschweig 1762, G. Westermann.
- Thiersch,** Heinrich W. J., Ursprung und Ent- wicklung der Colonien in Nord-Amerika. 1496—1776. Augsburg, Richard Frey's.
- Ueber Johannes Müller den Geschichts- schreiber und seinen handschriftlichen Nach- lass. Augsburg, Richard Frey's.
- Treitschke,** R., Litorarische Stossvögel. Leipzig, Edwin Schlömp.
- Treu,** A., Emma oder der gestickte Thalor. Münster i./W., Robert Gierke's Verlag.
- Verbrugge,** Louis und Georg, Reisen und Jagden in Nord-Amerika. Bremen 1881, Hinricus Fischer.
- Verne,** Julius, Die Jangada. 2 Bde. Wien A. Hartleben.
- Walderssee,** Paul Graf, Ein Almanach für die musikalische Welt. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
- Zöllner,** Egon, Schweden. Land und Volk. Lindau, Wilh. Ludwigs Buchhandlung.

Zedigit unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt, Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Das Versand-Geschäft

von

Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig

Hoflieferanten Sr. Maj.  des Königs von Sachsen

versendet nachstehende Waarengattungen direct nur an Consumenten, selbst vom kleinsten Quantum an in bester Qualität zu den billigsten Preisen nach allen Ländern Europas.

Es liegt im Interesse eines Jeden, welcher Bedarf in einem oder dem anderen angebotenen Artikel hat, sich den **illustrirten Preis-Courant** von dem Versand-Geschäft **Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig**, kommen zu lassen, welcher auf frankirtes Verlangen gratis und franco an Jedermann gesandt wird.



Specialitäten



des

Versand-Geschäfts MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig.

Mey's Stoffkragen, Manschetten und Vorhemdchen für Herren, Damen und Kinder.
Stoffrüscheu.
Rüscheu in Battist, Tüll, Mull, Gazo etc. für Damen.

Schwarzseidene Cravatten für Herren und Knaben.
Weiße Battist- und Atlas-Cravatten für Herren.
Bunte Satin-Cravatten.
Schwarzseidene Blindeshilpse.

Manschettenknöpfe mit Fingerring und Feiler.
Kragen- und Vorhemdchenknöpfe.

Leinene Handtücher, leinene Wischtücher, Handelinen und Prima geklärt Creas-Leinen im Stück und per Meter.

Rein leinene Taschentücher für Damen, Herren und Kinder.
Leinene Oberhemden-Einsätze.
Herren- und Knaben-Oberhemden.
Nachthemden für Herren.

Frauenhemden.
Leinene Kragen und Manschetten für Damen, Herren und Kinder.

Shirtings, Chiffons und Hemdentuch.

Baumwollene Strumpfwaren für Frauen, Herren und Kinder.
Wollene Strumpfwaren, Gamaschen, Hosen und Jacken.
Gesundheits-Jacken für Damen und Herren.

Parfüms, Toilette-Seifen, Pomaden, Haaröle und Zahnpasta.

Stearinkerzen.

Japanischer und Chinesischer Thee.
Chocoladen; Mey's Cacao pulverisirt.
Kaffee-Ersatz.
Biscuits und Waffeln.

Cigarren.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei geliefert und zwar innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.

Illustrirte Preis-Courante werden auf Verlangen gratis und franco versandt.

Das Versand-Geschäft **MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig** garantirt und verschickt nur beste Waare zu den billigsten Preisen. Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Briefe, Anfragen und Aufträge sind zu richten an das **Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig, Detailgeschäft, 9 Neumarkt LEIPZIG.**

Apollinaris

Natürlich

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.

AUSZÜGE AUS DEUTSCHEN EMPFEHLUNGEN.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum,
München.

*„Ein äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk,
weshalb ich es bestens empfehlen kann.“*

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin.

*„Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner
Kohlensäure zeichnen es vor den anderen ähnlichen zum Versandt
kommenden Mineral-Wässern vorthellhaft aus. 24. December
1878.“*

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d.
Univ. Berlin.

*„Ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafel-
wasser, dessen chemischer Charakter es in hygiänischer und
diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter
Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar
1879.“*

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M.

*„Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes
als vorzüglich gut vertragenes Getränk, unvermischt oder auch
mit Milch, Fruchtsäften, Wein, &c. 4. März 1879.“*

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München.

*„Als erfrischendes Getränk rein oder mit Wein gemischt,
nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang
ein. 16. März 1879.“*

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg.

*„Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insen-
derheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth.
23. März 1879.“*

Sanitäts-Rath Dr. G. Thilenius, Soden a. Taunus.

*„Ein zum diätetischen Gebrauch ganz vorzügliches Wasser,
das sich vor anderen durch seinen erfrischenden und belebenden
Einfluss auszeichnet. 5. April 1879.“*

KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Band 20. — Heft 60.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

März 1882.

Breslau.
S. Schottlaender.

März 1882.

Inhalt.

	Seite
Gottfried Keller in Zürich.	
Der Apotheker von Chamounix. Fragment aus einem älteren Gedichte.....	277
Otto Mejer in Göttingen.	
Der römische Kestner	286
Friedrich Friedrich in Leipzig.	
Die Jugendfreunde. Novelle	303
J. v. Pflügel-Harttung in Tübingen.	
Ein Phantast auf dem Kaiserthron	326
Arnold Wellmer in Blankenburg a. H.	
Frau Dingelstedt's „Schwabensreiche“ (Schluß).....	339
Oberst H. v. Brandt in Berlin.	
Bilder aus Indien	362
H. Ehrlich in Berlin.	
Die Berliner Musik-Saison. Rückblicke	381
Paul Lindau in Berlin.	
Geistige Aneignungen und Begegnungen. Gelegentlich des Schauspiels „Odette“ von Victorien Sardou	390
Bibliographie.	399
Hierzu ein Porträt von Gottfried Keller. Radirung von R. Leemann in München.	

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redaktionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezügliche Sendungen sind an die Redaction nach Berlin W., von der Heydstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Beilagen zu diesem Hefte

von

Freund & Jemel in Berlin (Der Feensteln, von Rudolf Goltzsch).

Meyer'sche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart (Der Orient, von Dr. Joh. Baumgarten).



An unsere Abonnenten!



ir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Hest-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XX (Januar bis März 1882), wie auch zu den früheren Bänden I—XIX stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. — Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau
(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

..... Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX.,
X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII.,
XVIII., XIX., XX.

elegant broschirt zum Preise von M. 6. —
pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8. —
pro Band

..... do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18,
19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33,
34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48,
49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60.
zum Preise von M. 2. — pro Heft

..... Einbanddecke zu Band XX. (Januar bis
März 1882)

..... do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII.,
VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI.,
XVII., XVIII., XIX.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke

Wohnung:

Name

.....
Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XX. Band. — März 1882. — 60. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Gottfried Keller.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





Der Apotheker von Chamounix*).

Fragment aus einem älteren Gedichte.

Von

Gottfried Keller.

— Zürich. —

XVI.

Niele Tage lag der Dichter
Witzig lächelnd noch am Sterben;
Veilchen blühten und verwelkten,
Endlich aber brach sein Herz.

Und er starb unwiderruflich.
Seine Sterne blieben stehen,
Wie ein Uhrwerk stille steht:
Doch ihr Glanz wird rosig flimmern,

Bis all' uns're Stern' erbleichen
Und in and'rer Tage Sonnen
Eine Sage werden sein;
Denn vergänglich sind wir Aermsten!

Unterdessen aber zogen
Schwarze Röhlein seine Leiche
Durch's Gewühl der großen Babel
In die stille Todtenstadt.

Auf den Höhen ist gelagert
Dort ein Meer von Marmorblöcken,
Von Cypressen, Syfomoren,
Trauerweiden überwachsen

Und von Rosen, die das Jahr durch
Einen Wald von Dornen bilden
Und nur wenig Sommerwochen
Blumen tragen und erröthen.

*) Fragliches Opus verdankt seine Entstehung unmittelbar dem Erscheinen von Heine's Romancero. Die mit gesteigerter poetischer Energie verbundene Geisteswillkür, welche das merkwürdige Buch sammt seinem Nachwort abermals beherrschte, reizte die jugendliche Unduldsamkeit zu einer Demonstration, zu der die eben umlaufende tragikomische Geschichte von einem verunglückten Liebhaber und Apotheker in Chamounix die homogene Einkleidung lieh. Der Gedanke, daß der Scherz, wenn er dem kranken Dichter irgend zu Gesichte kommen sollte, demselben eher ein Lächeln abgewinnen als ihn ärgern würde, begleitete den Verfasser bei der Arbeit. Die Veröffentlichung unterblieb jedoch damals und später aus verschiedenen Gründen. Das vorliegende Bruchstück ist dem Manuscripte entnommen, wie es vor Jahrzehnten abgefaßt wurde, und namentlich ist, was die Zeitstimmung der fünfziger Jahre betrifft, alles unverändert geblieben.

Welch' ein Heervolk liegt hier oben!
Leicht und weik wie Waldesblätter,
Die der Wind des rauhen Herbstes
Auf den Boden hat gelassen!

Wohl bedarf's der Marmorlasten,
Sold' ein Heervolk zu beschweren;
Denn ein Lusthauch jagte sonst
All' das Flatterzeug von dannen!

Ungeschürft wird das Planetchen
Nun um eines Menschen Länge
Und ein Bettlein aufgelockert
In der duftig weichen Erde.

Ja, die alte braune Mutter
Duftet freundlich in die Nase,
Und sie frisst die todten Kinder
Selber wieder gleich den Katzen.

Auch der Dichter, kaum versenket,
Wird von ihr mit Hast umarmt,
Und wie Goethe einst auf weißem
Nacken hat zu Rom skandirt,

So skandirt sie dichterlich
Jetzt mit Schollen auf dem Sarge;
Auch ein Schädel poltert hurtig
Auf dem Deckel zwei Trochä'n.

Aber endlich wird es still,
Und der Hügel ist errichtet,
Und der Gute liegt beruhigt;
Un sichtbar ist er geworden.

Un sichtbar für jetzt und immer!
Gleich von hinnen fährt der Fuhrmann
Mit dem dunklen Todtenwagen
Und den schwarzumhüllten Säulen.

Rittlings hocht er auf dem Einem,
Läßt die Peitsche lustig knallen,
Fährt im Trab den Berg hinunter,
Daß die schwarzen Tücher fliegen.

Röthlich blühet seine Nase,
Lebensfroh und lustgebadet;
An der ersten Schenke hält er,
Einen feur'gen Schluck zu nehmen.

Freunde kommen und er schwingt
Seinen mächt'gen, florbehang'nen
Trauerdreispitz voller freuden;
Schnell das zweite Gläschen nimmt er.

Eine Flasche wird gestochen
Und ein Duzend Schelmenliedchen
An den Schwänzen eingefangen,
Um Refrain, den Alle kennen.

Und sie trinken und sie singen,
Bis die Sonne niedergehet;
Ihre braunen Pfeifchen glühen
Heiß gleich ihren brannen Aeuglein.

Aber oben auf dem Berge
Röthet sich das weiße Steinmeer,
Und die Wipfel rauschen leise
Ueber einem neuen Grabe.

XVII.

Unabsehbar in der Runde
Schwimmt Paris im Abendgolde,
Das den Rauch und Dunst durchstimmert,
Drans die hundert Thürme ragen.

Da und dort erblinzt die Seine,
Diese Magd, die ewig wandert,
Aber nie den Herrn entrinnet,
Die ihr an der Schürze hängen.

Dort erstreckt Malepartus
Grauverfleiert seine Zinnen,
Wo der große Rattenfänger
Seine pff'ige Pfeife blä't.

Seht die Künste, die er treibt!
Wie ein Storch auf einem Beine
Steht er, mit dem fuß des andern
Reibt behaglich er die Wade.

Jezo dreht er das Gesicht
In's Genick und bläſ't nach hinten,
Gräulich anzusehn, nach vorne
Nicht er mit dem Hinterkopfe.

Wirft das Flötkchen in die Lüste,
Fängt es auf mit seiner Nase;
Von der Spitze bis zur Wurzel
Muß es auf und nieder tanzen.

Wetter! welch vertrackte Nase!
An ihr hängt die ganze Welt,
Wie der todte Haß am Nagel.
Steh'n wir wirklich auf zwei Augen?

Wieder liegt die Pfeif' am Munde;
Doch er bläſ't nicht — Todesstille
Herrschet ringsher, seine Augen
Glüh'n wie die der Klapperschlange.

Lässig spielt er mit den Fingern;
Doch es tönt nicht, stehend blickt er.
Und mit ausgeriſſ'nem Munde
Gafft Europa wie ein Maulaff!

Plötzlich geſt ein schriller Triller,
Gleich darauf wird's wieder stille,
Und Europas Millionen
Flüstern: hört, es hat gepiffen!

Wenig iſt's, womit er wirket,
Faßt zum Lachen schlicht und einfach,
Denn er kennet seine Leute
Und die Dummheit schlechten Volkess!

Und die seiner Pfeife lauschen,
Die ihm in die Augen starren,
Alle wird der Teufel holen,
Wird sie holen und mit Recht!

Kinder, Kinder sind sie alle,
Aber leider ohne Unschuld!
Und mit Recht erwürgt er Alle,
Die nach seiner Pfeife tanzen!

Auf zwei Augen steht die Welt!
Doch ich habe stets vernommen,
Daß die Mähre schlechter sei,
Als der Reiter, der sie reitet. —

Aber hinter Malepartus,
Weiterhin im fernen Süden
Raget in dem rothen Dunste
Glühend eine runde Kuppel.

Pantheon hat sie geheiß'n
In den Tagen, die verschwunden;
Mächtig ragt sie gleich der leeren
Hirnschal' eines todten Riesen.

XVIII.

Westlich sank die rothe Sonne:
Doch im Osten, wo der Rhein geht
Und die deutschen Wälder schlafen,
Steht der Mond am blauen Himmel.

Leise kommt der weise Wandler,
Traurig kommt der traute Träumer
Aus den Eichen, aus den Linden,
Mit dem treuen kalten Antlitz.

Als des Nachtgerichtes Wärtel
Kommt er hier die Schau zu halten,
Schließt mit seinem Silberschlüssel
Leutlos auf die stillen Gräber.

Öffnet reich' und arme Mäler,
Und es steigt die schlummertrunkne
Wohnerschaft aus ihren Betten,
Nachbar und die Nachbarin.

Nachbarslent' aus Nord und Süden,
fern vom Osten und vom Westen,
Unruhvoller Kirneströdel,
Der im Tanze hingefunken.

Sieh, das Haar der Trauerweide,
Bis zur Erde niederhängend,
Öffnet sich, aus seinem Schatten
Tritt die Tänzerin von Sevilla

Schlägt zurück den dichten Schleier
Ihrer schwarzen Sammethaare,
Daß aus seinem tiefen Schatten
Arm und Busen silbern leuchten.

Horch, sie rührt die Castagnetten
Mit vier weißen Todtenbeinchen,
Feinen Knöcheln eines Kindes,
Welche hell und lieblich klingen.

Aus dem Schatten der Cypresse,
Schlang und dunkel, wie sie selber,
Löst sich des Tibro Tochter,
Die den Saltarello tanzt.

Kaum gefellt sie sich zu jener
Mit geschwung'nem Tamburine,
Dessen Reif der Mond durchleuchtet,
So erbranst die Syfomore,

Denn aus ihren Wurzeln windet
Hestig sich die Bajadere,
Und sie schwingt sich auf die Zehen,
Die am Ganges einst gewirbelt.

Mit den zimmtfarb'nen Armen
Weht und schlägt sie gold'ne Cymbeln,
Hält sie weithin auseinander,
Zeigt sie lächelnd wie zwei Monde.

Bald liegt ihr Gewand am Boden,
Doch kein Aug' sieht ihre Reize,
Einen blassen Lichtstreif einzig
Läßt der Wirbeltanz erscheinen.

Von dem wilden Schall der Becken
Zittert eine hohe Canne,
Deren Nester, schwarz und düster,
Einen Rasen tief beschatten.

Aus dem Rasen steigt die Böhmin,
Steigt die böhm'sche Muskantia
Mit den böhm'schen Diamanten
Um den Hals und an den Armen.

An den weißen Handgelenken,
Funkelet es mit sieben Farben,
Wenn sie auf der Geige spielt,
Die sie an die Achsel drückt,

An die Achsel rund und blendend,
Wie sie quillt aus grünem Sammet;
Und im Schatten starker Brauen
Glüh'n die Augen süß und dunkel.

Also zieht sie mit dem Bogen
Klagend, singend lange Töne,
Welche bebend, immer stärker,
Sich in einen Walzer schlingen.

Manch gedieg'nes Mutterföhnchen
Hat sie mit dem Fiedelbogen,
Mit dem Glüh'n der dunklen Augen
Wortlos und behend verführt.

Jetzt rauscht es in der Fichte
Und es knacken ihre Nester;
Aus der schwanken Krone springet
Hohen Sprungs die Amazone,

Springt die schöne Reiterpolin,
Die getanzt auf der Schabracke
Manchesmal, daß die Pariser
Außer sich vor Freuden klatschten.

Tadello am ganzen Leibe,
War kein Zoll, den sie nicht tollkühn
In der Enst zu wenden wußte,
Ueber dem gejagten Pferde.

Ueber'n Handschuh, durch das Reifchen,
Vor- und rückwärts, eine Schlange,
Und das Unterste zu oberst
Stob und slog sie um sich selber.

Alles das genügt' ihr nicht.
Einen Großen zu gewinnen,
Der im Circus mächtig prunkte,
Wagte sie das Unerhörte.

Fort geht mit der alten Keier!
Fort geht mit dem Nacheinander!
Rief sie; geht das Nebeneinander
Gilt's mit Einem Blich zu zeigen!

Und schon schwebt sie in den Lüften,
Unbeschreiblich in der Lage —
Doch den Gaul erreicht sie nimmer
Und im Sand brach sie den Hals.

Aber lachend springt die Polin
Nun auf Heinrichs neuen Hügel,
Tanzt darauf, als wär' es eines
Circusfchimmels breiter Rücken.

Aber seht! Ein Grabmal öffnet
Seine erzgegoss'ne Thüre
Und in starrer schwarzer Seide
Rauscht hervor die falsche Gräfin!

Rauscht die reizende Lorette,
In Eutetia geboren,
Welche ihre lange Grabschrift
Leider selber nicht kann lesen,

Eine Million gewonnen
Hat sie in den Blüthentagen
Dieses Kaiserreichs des Friedens,
Spielend im Champagnerrausche.

Da entging ein Mann ihr nicht,
Stattlich mit Manschett' und Degen;
Und nach Kirchen und Spitälern
Fuhr sie fürhin mit zwei Fächsen.

Doch die allzu strenge Tugend
Knickte vor der Zeit ihr Leben;
Der Gemahl ließ sie bestatten,
Wie es einer Gräfin ziemte.

Aber jetzt erwachen wieder
Ihre vielgeliebten Rücken
Von dem Ball der großen Oper,
Uns den Sommergartennächten.

Plötzlich schüttelt sie die Locken,
Ihre braunen Seidenlocken,
Wiegt die schön gewölbten Schultern,
Und sie schürzt das Kleid zum Tanze.

Schneller dreht sie schon die Hüften,
Und sie wirft den feim beschuhten
Fuß empor zum keuschen Monde,
Dreimal wohl in der Secunde.

Jetzt rauschen alle Bäume
In dem mitternächt'gen Winde,
Welcher kalt die Luft durchwehet
Und die köstlichen Gewänder.

Enger schließen die Gespenster
Sich zusammen und sie geben
Sich die weichen weißen Hände,
Die nur Zuckerbrot gebrochen.

Ihre krausen Tänze mischen
Sich zu einem runden Reigen
Um das Grab des todten Dichters,
Es umkreisend bitteren Ernstes.

Wundersam gestaltet sich
Nun das Spiel, und die Gesichter,
Sie verziehen sich unsäglich,
Und sie singen stöhnend, klagend:

Moder sind wir, Staub und Moder!
Klagt, ihr Armen! Klaget Schwestern!
In den zierbegabten Brüsten
Hat uns nie ein Herz geschlagen!

Moder sind wir, Staub und Moder!
Hätten wir ein Herz besessen,
O wie hätten wir's gezeigt,
Wie ein Kindlein süß gepflegt.

Moder sind wir, Staub und Asche!
Herzlos, ungelehrt und kindisch
Lebten wir ein sündig Leben,
Wie wir's besser nicht verstanden.

Moder sind wir, Staub und Asche!
Doch wir schienen, was wir waren;
Ohne Herz und ohne Wissen
Gaben wir uns, wie wir waren!

Und der Aff' hier, dieser Dichter,
Der ein wohlgebildet Herz,
Das getaucht in edle Rheinfluth,
In der reichen Brust getragen:

Kindisch hielt er es verborgen,
Mühte sich mit Staubgebärden
Uns zu gleichen und den reichen
Schatz beharrlich zu verleugnen!

Moder sind wir, Staub und Asche,
Aber unverfälschter Moder!
Schwestern! Dundet keinen Heuchler,
Der ein Herz in's Grab geschmuggelt.

Er, der sich mit Prahlen rühmte,
Tigerkrallen zu besitzen,
(Mäuse fing er mit den Krallen
Grausam freilich wie ein Kätzchen),

Dieser große Herzverleugner
Sei von uns heraufbeschworen,
Daß er büße sein Vergehen,
Eh' er sich des Schlafs erfreut!

Leise regen sich die Schollen
Und entlassen Heinrichs Schatten,
Leicht und lustig schon die Füße,
Doch noch erdenschwer die Stirne.

Wie ein Kind, aus erstem Schläfe
Aufgeschreckt, die Augen reibet,
Unwirsch klagt und nicht erkennt,
Weder sich, noch wo es ist,

Drückt er die gerung'nen Hände
An die schwer umflorten Augen,
Und er seufzet tief und schüttelt
Schwach das Haupt zum Protestiren.

Doch wie eine Windsbraut wirbelt
Sich empor mit ihm der Reigen;
In die Luft wie eine Lerche
Zählings schießt die blasse Schaar,

Und nach Süden geht der Zug;
Ueber munderhellten Wolken
Und vorbei den blanken Sternen
Schwebt der neue Frauenlob.

Sechs enthüllte Schultern tragen,
Zwölf verschränkte Arme wiegen
Ihn durch die azurnen Höhen,
Und schon lacht der Dichter wieder.

Doch er sieht nichts von den Sternen;
Denn die weh'nden Rabenhaare
Seiner Trägerinnen decken
Wie ein Schleier ihm die Augen.

Unter ihm erglänzen silbern
Zwölf besüßelt leichte Füße

Rege dich und steig' herauf
An das kluge Licht des Mondes!
Mancher narret die gold'ne Sonne,
Doch der Mond, er sieht die Herzen!

Manches glaubt die goldne Sonne,
Denn sie funkelt selbstzufrieden;
Das bescheidne Mondesviertel
Zwinkert still durch Menschenrippen.

XIX.

Gleich den Schwingen weißer Tauben
Schimmern weithin ihre Sohlen.

Alles flattert, weht und leuchtet,
Haar, Gewänder, Knie' und Füße;
S'ist ein aufgeflognes Grabmal,
Doch bedenklich ist der Stil.

Könnt er ewig also schweben,
Fahren durch den weichen Aether,
Ach, dem Schelmen wohl gefiel' es,
Und er würde sich nicht rühren!

Doch ein minder gutes Ziel
Ist ihm ja schon längst beschieden;
Nach Südosten unaufhaltsam
Durch die Lüfte fährt die Sippshaft.

In der Tiefe dunkelt Frankreich,
Rechtshin blinket die Loire,
Und schon bellen auch' die Füchse
In den Wäldern der Côte d'or.

Auf der Saone grünen Weiden
Schlafen träumend Thier' und Hirten,
Doch schon dunkeln auch die Tannen
Schwarz empor am Juraberg.

Schaut dort vor dem hellen Spiegel
Ihres Sees die edle Genf —
Wahrlich ein Grisettenhäubchen
Trägt sie traurig auf dem Ohr,

Während ihre alte Krone,
Ihre gold'ne Mauerkrone
Auf dem grünen Tisch verschleudert
Dort ein Thor und alter Schächer!

Weiter! Laut erbraust die Urve,
Schäumend durch Gestein und Klüfte,
Wände ragen über Wolken,
Ein Launenchor erdröhnt.

Jetzt aus ihren Riesenschleiern
Endlich blüht die nackte Wüste,
Und mit allen seinen Schrecken
Tritt hervor der weiße Berg.

Von Gestein, schwarz und verwittert,
Zieht sich weit ein Berggesims,
Wunderliche Eisgebilde
Stehen längs darauf gereiht.

Auf dem schmalen Gletschersteige
Wandeln jetzt die Tänzerinnen
Und sie tragen unverdrossen
Ihre leichte Schattenbürde.

Aus dem Berge tritt ein Männchen
Ihnen weiß und starr entgegen;
Von dem Scheitel bis zur Zehe
Klirrt von Eis ihm Haar und Bart.

Und ein Büschel seines Bartes
Hält es hoch wie eine Ruthe
Von bereisstem Birkenreißig;
Glashell glänzen seine Augen.

Freundlich schwingt der Zwerg die Ruthe,
Und er ruft mit guter Laune:
Kommt Ihr, meine Schaar zu mehren,
Meine Heerde, die ich hüte?

Meine Schäfflein, meine Kühlein,
Meine Bosheitsdilettanten,
Die wir hier im kühlen Eise
Für den Himmel temperiren?

Seht, sie sitzen wohlgeordnet
Mir im Block, in Jack' und Nadel,
Und das böse Höllenmüthchen
Kühlt sich langsam aber sicher!

Alle Mädchen rufen lachend:
Freilich! diesen tollen Burschen

flattert dort vom Sturm verschlagen,
Eine Handvoll Schmetterlinge
An dem ew'gen Eis der Firnen,
Auf dem tausendjäh'rigen Schnee?

Nein, es sind die Todtenmädchen
Von Paris mit unserm Dichter,
Dem sie eine Kammer suchen
Für sein Purgatorium.

XX.

Bringen wir, mit Höllenkünsten
Hat die Schwachen er geärgert!

Hinter einer Satyrmaske
Hielt er störrisch sich verborgen,
Und durch ihre leeren Augen
Schabte Rübchen er den Leuten.

Wie ein volles Veilchentöpfchen,
War sein Herz, das aufgegangen
Just am schönsten Frühlingsmorgen,
Alle Kelche schwabblig voll

Von dem klarsten Chaugefunker;
Aber gräuliche Gesichter
Schnitt er, als ob er im Bufen
Schüdd' ein Nest von Disteln trüge.

Her mit ihm! ich kenn' die Sortel
Rief das weiße Männchen munter,
folgt mir nur! Wie an den Augen
Ich erkenne, ist's ein Deutscher!

Seht den Schalk! Die Sündermaske
Will um keinen Preis er lassen!
Wart' nur, in Krystall geprägt
Wollen wir sie aufbewahren!

Haben eine schöne Sammlung
Solcher abgelegter Larven,
Welche uns're Burg verzieren,
Während ihre frühern Eigner

Lange schon im Paradiese
Harmlos wie die Zicklein spielen.
Vorwärts mit dem guten Kauze,
Daß wir sein Quartier besorgen!

Und er führt den Zug der Geister
 Hurtig fort durch das Gefror'ne,
 Drin gar schnurrig, wunderbarlich
 Allerlei Gestalten sitzen.

Manche fletschen noch die Zähne,
 Manche strecken noch die Zunge,
 Andre sitzen still gefauert,
 Wie das Kind im Mutterleibe,

Und beginnen in den Urstand
 Ihrer Unschuld rückzukehren,
 Und sie werden Flug und weislich
 Mit sich selber wieder einig.

Jetzt ragt ein hoher schmaler
 Zinken mächtig in die Lüfte,
 Gleich dem Speere eines Kriegers
 Spießt er eine Nebelstocke.

Halt! Hier ist ein leerer Sackel
 Schreien unverweilt die Weiber;
 Prächtig kann da unser Wildfang
 In die höchste Spitze fahren!

Doch der Alte ruft: Mit Nichten!
 Dieser schöne lange Zapfen
 Muß noch stets zur Höhe wachsen
 Für den längsten aller Sünder!

Denn es wird ihn einst bewohnen
 Jener lange Karl, der Heinzen,
 Der seit manchen langen Jahren
 Theoretisch Köpfe schneidet,

Aber friedevollen Herzens
 Noch kein Tröpflein Bluts vergossen,
 Während lautlos die Tyrannen
 Schlachten, daß die Erde raucht.

Aber hier ist, was wir suchen!
 Ein verführtes Mädchen sitzt mir,
 Schön geläutert, hier im Eise;
 Lassen wir das Täubchen fliegen!

Und den ungezog'nen Dichter
 Sperren wir an seiner Stelle
 In den kühlen Mädchenzwinger,
 In's kristallne Kämmerlein.

Also sprach der kleine Hüter,
 Und er hielt mit jener Schaar
 Unverseh'ns vor einer Säule,
 Die mit klaren Silberkanten,

Wie mit filigran gefaßt,
 Und mit spiegelnden Facetten
 In der Bergnacht tiefes Schwarzblau
 Sich erhob und lieblich glänzte.

Alle standen vor dem Thürmchen;
 Heinrich auch ward aufgestellt,
 Und sie sahn ein schönes Wunder
 Mit verblüfften Todtenaugen.

Hinter dem erhellten Eise
 Stand der Morgenstern am Himmel,
 Groß und glänzend, und sein Licht
 Strahlte durch die klare Wohnung.

Einen zarten Frauenumriß
 Zeichnet' der Glanz des Sternes
 Freundlich in das reine Prisma
 Der gefeiten Himmelswasser;

Ohne deren Lauterkeit
 Nur um einen Hauch zu trüben,
 Schwebt darin das Lichtgebilde
 Gleich dem Umriß eines Engels,

Den ein Meister in das Trinkglas
 Seiner Liebsten leis gegraben.
 Doch in dunkelblauem Feuer
 Blühten zwei gar süße Augen.

Glühten ruhig gleich zwei Sternen,
 Die im fernen Osten leuchten;
 Alles andre war so lauter
 Wie das Wasser junger Quellen.

Nun erschloß das Hütergreisichen
 Leis und sanft die lichte Zelle,
 Klatschte freundlich in die Hände
 Und das schöne Bild entfloh.

Lächelnd schwebt' es auf zum Himmel,
 Wo die großen Sterne flammten.
 Dieses war das holde Märchen
 Aus dem Thal von Chamounix.

„Schnell jetzt, eh' das Nest erfaltet,
Schnell hinein den Versedrechsler!
Einen wackern Harfenengel
Will ich aus dem Sinder machen!“

Also rief das weiße Männlein;
Und sie schoben ihn zur Stelle;
Aber siehe da! mein Heinrich
Ward auf einmal wild und munter,

Spernte sich mit Händ' und Füßen,
Strampelte mit beiden Beinen,
Schlug umher und rief gewaltig:
„Macht mir keine schlechten Witzel

Ihr erträumtes, schön'd' erfund'nes
Lumpenpad' der Phantasie
Eines schön'den Nachgeborenen!
Was! Ihr wollt mich maltraitiren?

Laßt mich, daß aus meinem todten
Armen Hirn ich schnell Euch solche
Höhnisch grim'm'ge Spottgeburten
Auf den magern Buckel jage,

Daß Ihr heulend mir davon stäubt,
Stroh, wenn in des Choren Schädel,
Dem Ihr unbedacht entsprungen.
Wieder könnt zurücke kriechen!“

„Ruhig, ruhig!“ sprach der Alte,
„Schicke Dich! Du hast gesprochen!
Nun durchaus mußt Du erdulden
Auch der Andern Spruch und Rede!

Kein Atom von Deinem Werthe
Wird man Dir herunter fragen,
Wie Du bist, wirst Du bestehen!
Einlogirt nun ohne Zaudern!“

Und den Zaudernden berührte
Er mit seiner Silberruthe;
Sieh, da hnscht' er still und willig
In die funkelnde Behausung.

Schon erglänzten von Krystallen
Leichenhemd und Kranz und Locken,
Und der Alte schloß die Wohnung
Mit dem Hauche seines Mundes,

Mit dem Hauche starr und eisig.
Aus der Tiefe rief das Schneehuhn
Durch die stillen Alpentriften
Seinen ersten Morgengruß.

Plötzlich schwanden jene Nymphen
Aufgeschreckt in alle Lüfte,
Schneller, als ein Flug von Spatzen
Einem Flintenschuß entfaltert.

Doch der Alte, still und einsam,
Reinigte mit seinem Barte
Wohlgefällig noch die hellen
Spiegelscheiben an dem Eise,

Welches schon der Frühschein streifte,
Daß es anfang zu erglühn
Zwischen silbergrauem Uether
Und der dunkelblauen Tiefe.

Und die weißbereiften Haare
Knisternd auf dem Felsen schleppend
Ging das kleine Geistermännchen
Endlich in den Berg hinein. —

Zierlich ist das winz'ge Mücklein,
Das im goldnen Bernstein sitzt;
In der fernen Ostseesonne
Schimmert es am Hals der Frauen.

Und erhaben ist der Mamuth,
Der im Eisberg eingeschlossen
Von dem Nordlicht farb erhellet,
Auf dem dunklen Meere schwimmt.

Myriaden wohl von Jahren
Künden beide, Mück' und Mamuth;
Doch das Maß für ihre Größe
Reichet über meinen Sinn.

Manchmal scheint das Rüsselthier
Winzig mir wie eine Mücke;
Manchmal jedoch schwillt die Mücke
Mir zum Elephanten an!

Aber mein in Eis gefetzter
Trauter Herr und Zeitgenosse,
Menschlich sittlich tritt er mir
Und belehrend freundlich nah



Der römische Kestner.

Von

Otto Mejer.

— Göttingen. —

I.

Von 1777—1817.

Aus der Generation deutscher Reisender und Künstler, die Rom vor den fünfziger Jahren gesehen haben, werden Wenige sein, denen nicht, wenn sie den Namen der Ueberschrift lesen, ein heiterer Sonnenstrahl wohlthuender Erinnerung in die Seele fiel. Denn er ruft ihnen einen Mann zurück, dem, wenn sie ihn gekannt haben — und wer von denen, die in den Jahren von 1820 bis 1850 mehr als nur flüchtig in Rom waren, hätte ihn nicht gekannt, — sie unzweifelhaft für irgend etwas Gutes dankbar sind, das er ihnen erwiesen hat, und erwiesen in einer Art, die wohlwollender, gütiger, liebenswürdiger, um dies jetzt viel mißbrauchte Wort einmal an richtiger Stelle zu gebrauchen, nicht gedacht werden konnte.

Kestner hat am Ende seines Lebens in seinem kunstgeschichtlich-ästhetischen „Römischen Studien“ (Berlin 1850) Einiges aus seinem Leben und Wirken in Rom autobiographisch festgehalten. Eine Richtung dieses Wirkens, welche er dabei unberührt läßt, hat uns vor Kurzem die Denkschrift vorgeführt, mit welcher dort 1879 das fünfzigjährige Bestehen des von ihm mit gestifteten und später durch eine Reihe von Jahren präsidirten Archäologischen Institutes gefeiert wurde. Wollte man aus diesen beiden Schilderungen aber schließen, seine wesentliche Bedeutung habe in seiner Thätigkeit auf dem Gebiete der Aesthetik, Kunstgeschichte, Archäologie gelegen, so wäre dies, wenn auch der Werth seines Wirkens in jenen Richtungen keineswegs unterschätzt werden darf, doch ein Irrthum. Kestners Hauptbedeutung lag nicht in Dem, was er that, sondern in Dem, was er war. — Dieser seiner Persönlichkeit und ihres Bildungsganges zu gedenken, sei einem der Aelteren, die sie noch gekannt haben, gestattet. denen, die mit mir im gleichen Falle sind, hoffe

ich eine Freude der Erinnerung damit zu bereiten, den Jüngeren aber möchte ich das Bild eines Mannes überliefern, wie es heute in bürgerlichen Kreisen kaum noch einen geben wird. Wir haben in diesen Kreisen die Ruhe nicht mehr, dergleichen Persönlichkeiten auszubilden. Und doch ist ihr Andenken nicht bloß biographisch, sondern auch culturhistorisch von Belang. Allerdings werden die folgenden Blätter sich begnügen müssen, Umrisse zu geben, die gelegentlich an Einzelpunkten ausgeführtere sind; da sie aber zum größeren Theile auf bisher unbenutzten Quellen beruhen, welche die Familie Kestner die Güte gehabt hat zur Verfügung zu stellen, so haben sie mindestens den Werth dieses interessanten Materials.

In der kleinen Hauptstadt des ehemaligen Kurfürstenthums Hannover, welche seit 1714 von ihren nach London übergesiedelten Fürsten verlassen worden war, die aber nichtsdestoweniger noch das ganze vorige Jahrhundert hindurch eine mit allen Ober- und Unterchargen bis zu den Tafelbedekern und Küchenjungen hinab ausgestattete Hofhaltung hatte, war in den siebenziger und achtziger Jahren desselben die Gesellschaft noch streng geschieden in die drei Kreise des Adels, des Zweiten Ranges und der Bürgerschaft. Zum Adel wurde bloß die alte Ritterschaft des Landes gerechnet, welcher sämmtliche obere Stellen in den Regierungscollegien zufielen, und von der die Verwaltung des Kurfürstenthums mehr als vom Landesherrn geleitet ward. Den Zweiten Rang bildete die bürgerliche oder neuadelige obere Beamtenerschaft. Wer nicht zu ihr gehörte, oder auch, obwohl dem Amte nach ihr angehörig, doch gesellschaftlich in ihrem Kreise nicht ausgenommen war, gehörte mit der wohlhabenden Kaufmannschaft zusammen zur bürgerlichen Gesellschaft. Diese Sonderung gestattete zwar Ausnahmen, und namentlich liebten ausgezeichnete jüngere Männer vom Adel, wie z. B. der spätere Fürst Hardenberg, damals Kammerrath in Hannover, der Kriegsrath Franz v. Meben, später hannoverscher Gesandter in Rom und Berlin, die Söhne des Geheimen Rathes v. Bremer, von denen der eine auch wieder Minister gewesen ist, — den „Cirkel“ des Zweiten Ranges zu besuchen. Aber im Allgemeinen wurde die Scheidung streng aufrecht erhalten, und hatte die Wirkung, jeden einzelnen der drei Gesellschaftskreise, indem sie ihn wesentlich auf sich anwies, näher aneinanderzuschließen, als sonst wohl der Fall gewesen sein würde.

Im Zweiten Range gab es in den Jahren, von welchen die Rede ist, eine nicht geringe Zahl von Männern, deren Interessen nicht auf ihr Amt beschränkt, sondern einer oder der anderen idealeren Beschäftigung mit Lebhaftigkeit zugewandt waren. Man hatte Zeit und Geld dazu, denn die oberen hannoverschen Beamten waren gut besoldet und hatten wenig zu thun. So finden wir um 1775 und folg. nicht bloß den bekannten Arzt Hofrath Joh. Geo. Zimmermann (geb. 1728) mit populär-philosophischer Schriftstellerei über Nationalstolz, Einjamkeit und dgl. m. beschäftigt und mit Allen, was in Deutschland für geistreich galt zusammenhängend, oder den Bergcommissair Joh. Gerh. Reinh. Andrea (geb. 1724, Apotheker), den Verfasser

damals viel geleseener Schweizerbriefe, Naturstudien treibend, sondern auch der Geheime Canzleisecretair Hofrath Brandes (geb. 1719), viel genannt als vortragender Rath für die Universität Göttingen und als Schwiegervater Heynes und Blumenbachs, schreibt, indem er in einer über die Verhältnisse des Privatmannes beinahe hinausgehenden Weise Kupferstiche und Bücher sammelt, für die Leipziger Bibliothek der schönen Wissenschaften und für die Göttinger gelehrten Anzeigen, der Kriegssecretair Ramberg übt Portraitmalerei und giebt seinem berühmteren Sohne Unterricht in der Perspective, der Consistorialrath Joh. Adolf Schlegel (geb. 1719), gleichfalls durch seine zwei jüngsten Söhne, die Romantiker, vorzugsweise bekannt, hat Lust und Zeit zu theologischer, der Kammermeister, später westphälische Baron Patje zu historischer und nationalökonomischer Schriftstellerei. Gleichzeitig wendete eine jüngere Generation sich dem poetisch-philosophischen Aufschwunge des Jahrhunderts zu. Der Stabssecretair Heinr. Ehrn. Voie (geb. 1744), Begründer des Göttinger Musenalmanachs und Mittelpunkt einer ausgedehnteren poetischen Verbrüderung, redigirte mit Dohm, der gleichfalls eine Zeit lang in Hannover gelebt hat, das deutsche Museum, und erhielt Beiträge dazu von allen damaligen deutschliterarischen Größen, — der Hofrath Geo. Ernst Buling, publicirte Trauerspiele und Gedichte, der Geh. Canzleisecretair Hüpfner, Bruder des Gießener Juristen und Freund von Jenny von Bogts, der Tochter Möjers, beschäftigte sich mit Allem, was die schöne Literatur anging, so umfassend, eingehend und anregend, daß er, obwohl er nicht schriftstellerte, hier dennoch genannt werden muß. Er hing nahe mit dem Münsterschen Spridmann zusammen und führte ihn gelegentlich in den hannoverschen Kreis ein. Etwa zehn Jahre jünger als Voie, und sämmtlich eng mit seinen Interessen verwoben, waren von den Mitgliedern des Zweiten Ranges die Geh. Canzleisecretaire Klodtenbrung, der Aufsätze vermischten Inhalts in verschiedenen Zeitschriften lieferte, und Ernst Brandes, Georgs Sohn, der seine Beobachtungen über Politik, Sitten und Literatur mitzutheilen pflegte, bald in kürzerer Fassung, wie sie durch den englischen Spectator üblich geworden war, bald in ausführlicheren selbständigen Werken, immer verständig und billig, — ferner der Hofgerichtsassessor Fr. Wilh. Basil. von Ramdohr, in späterer Zeit als Kunstschriftsteller bekannt, damals die Malerei mit Eifer praktisch ühend, — und Aug. Wilh. Rehberg, Steins Freund, welcher nur noch „der junge Rehberg“ ohne Weiteres hieß, denn er suchte, obwohl er den philosophischen Preis der Berliner Akademie gewonnen hatte, vergebens Ausstellung in seiner Heimathstadt: der Geh. Rath v. d. Büßche hatte von ihm gesagt, solche „gute Köpfe“ seien keine guten Beamten, und man könne sie in Hannover nicht gebrauchen. Erst später hat er sich als guten und zeitweilig sogar als besten Beamten des hannoverschen Ministeriums doch bewährt, bis er durch die Nachfolger des Herrn v. d. Büßche aus demselben wiederum hinausgeschoben ward. Seine Schriftstellerei war der von Ernst Brandes ähnlich, nur daß er Alles nach dem Maße Stants beurtheilte und

daß er mit mehr persönlicher Schärfe schrieb. Wenn man, um Geringerer nicht zu gedenken, zu den Genannten nur noch den Hofrath Wilh. Aug. Rudloff und den Arzt Heiner. Matth. Marcard, beide 1747 geboren, hinzusetzt, jener, der früher Professor in Bülow gewesen und durch Pütter nach Hannover gekommen war, in der staatswissenschaftlichen Literatur thätig und noch jetzt mit Ehren darin genannt, dieser als Arzt ein Schüler und Anhänger Zimmermanns, neben seinen medicinischen Büchern auch Belletristisches schreibend, und später durch seinen Antheil an Kogebues „Wahrdt mit der eisernen Stirne“ übel berufen, so ergibt sich die reiche Mannigfaltigkeit der in diesem einen hannoverschen Kreise damals zusammenlebenden literarischen Interessen zugewendeten geistigen Kräfte. — Thatsächlich regierten sie das Land; denn diese „Secrétaires“ hatten den Vortrag vorzubereiten und gewöhnlich auch zu halten, auf Grund dessen von dem adeligen Collegium entschieden ward, und da sie durch die Beziehungen Hannovers zu England das Gefühl des Zusammenhanges mit der großen Welt gewannen, so besaßen sie ein Selbstbewußtsein geistiger Vornehmheit, das in dem gewohnten gleichmäßigen Fortgange des hofflosen Residenzlebens sich mit Ruhe bewegen konnte, und das den Circeln des „Zweiten Ranges,“ denen auch ausgezeichnete Frauen nicht fehlten, ihren eigenthümlichen Charakter gab.

Zu diesem Kreise gehörten Kestners Eltern; und für seinen Lebensgang ist entscheidend gewesen, daß er aus ihm hervorgegangen ist. Sein Vater war der Archivsecretair, später Archivar und Hofrath Johann Christian Kestner, seine Mutter war Charlotte, die schöne Tochter des Deutschordens-Amtmanns Buff aus Wehlar. Beide Eltern sind aus Goethes Jugendfreundschaft mit ihnen und aus den Briefen des Dichters bekannt, welche deren unvergängliches edles Denkmal bilden: „Goethe und Werther“ Stuttg. 1854. August Kestner — genauer Georg August Christian — war ihr am 28. Novb. 1777 geborener vierter Sohn. Mit allen den hervorragenden Männern, deren vorhin erwähnt ist, stand das Kestnersche Haus, das des Glanzes der Goetheschen Freundschaft vielleicht nicht bedurft hätte, doch aber durch diesen Glanz vor andern ausgezeichnet war, in näheren oder entfernteren Zusammenhängen; namentlich die jüngeren Mitglieder des Kreises hatten dort lebendigen Verkehr; besonders nahe standen dem Hause Ramdohr und später Ernst Brandes, mit dessen beiden göttinger Schwestern Charlotte Kestner gleichaltrig und eng befreundet war; kaum eines der Interessen dieser lebhaft und tüchtig angeregten jüngeren Welt aber könnte es geben, von dem es nicht Antheil nehmend berührt wurde.

Unter solchen Eindrücken wuchs August Kestner, mit vielen Geschwistern von Hauslehrern unterrichtet und sorgfältig erzogen, auf, und ging dann (Michaelis 1796), um Jurisprudenz zu studiren, nach Göttingen. Er verkehrte dort namentlich in den Familien Heyne und Blumenbach und schloß mit dem Sohne der letzteren eine Freundschaft fürs Leben. Und hier erkennen wir zuerst, daß, wir wissen nicht im Einzelnen, wie, er von dem Ströme

der Romantik ergriffen war, die damals mächtig wurde. Schwerlich haben die Brüder Schlegel, von denen Wilhelm zehn, Friedrich fünf Jahre älter war als Kestner persönlich einen Einfluß darauf gehabt. Aber wie Vesterex, der Musik von Jugend her gewonnen, Theorie und Geschichte derselben in Göttingen unter dem trefflichen Forkel treibt, so sammelt er mit seinem Freunde Blumenbach schon 1799 Volkslieder und Volksmelodien; und wie er, ein eifriger Zeichner, Geschichte der Malerei bei Fiorillo hört und sich durch fleißiges Durchzeichnen sichere Anschauungen darin zu erwerben bestrebt ist, so sehen wir ihn bald Kiepenhaufensche Zeichnungen nach Giotto, Simon Memmi, Masaccio, Ghirlandajo, Perugino u. A. die ersten, durch welche die Kunst der vorrafaelischen Meister in Norddeutschland wieder bekannter ward, mit Liebe copiren. Ob dergleichen durch „Sternbalds Wanderungen“, durch die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ und Aehnliches angeregt war, steht zu bezweifeln: gewiß ist, daß jene während Kestners Göttinger Studienzeit erschienenen Schriften bereiten Boden bei ihm fanden. Auch daß von Dichtern er vor allen durch Goethe und Shakespeare angezogen war, ist in Uebereinstimmung mit der romantischen Schule. — Sonst steht aus Kestners Studentenjahren bloß zu melden, daß er seine Jurisprudenz gewissenhaft trieb so viel er mußte, und daß er einmal bei einem Ehrenhandel für einen theologischen Freund mit dem Schläger ritterlich eintrat.

Im Herbst 1799 kehrte er nach Hannover zurück, bestand seine Staatsprüfung, und war eben Auditor beim Hofgerichte geworden, als er seinen Vater verlor (24. Mai 1800). Mit der von allen ihren Kindern innig verehrten Mutter und den jüngeren Geschwistern hierauf zusammenlebend und in den Beschränkungen sich bewegend, welche eine zarte Gesundheit auflegt, erwarb er dann zwar beim Hofgerichte die Zufriedenheit seines Präsidenten; aber sein Herz und seine freien Stunden gehörten der Poesie, der Musik — er war ein ausgezeichnete Sänger zur Guitarre —, und vor Allem der Malerei, welcher er so leidenschaftlich anhing, daß er wieder und wieder erwog, ob es nicht thunlich sei, sich ihr noch ganz zu widmen. Vorläufig indeß bewarb er sich (Februar 1803), in der Hoffnung, „zur Erleichterung einer Mutter von elf fast durchaus noch unversorgten Kindern schneller zu reussiren“, um die Anstellung als Geheimer Canzleisecretair, erhielt sie im April desselben Jahres, und rückte in diesem Amte während der gerade damals hereinbrechenden erst französischen, dann preussischen, dann wieder französischen Zeit, während deren die hannoverschen Behörden, und so auch die dem Geheimen Raths-Collegium, oder, wie es seit 1803 hieß, Ministerium attachirte Geheime Canzlei, bestehen blieben, die nächsten fünf Jahre hindurch langsam vorwärts: 1807 bekam er die Confistorialexpedition. Auch wurde er einmal verwendet, Gelder, die man vor den Franzosen retten wollte, nach Hamburg in Sicherheit zu bringen, und erwarb dabei das Lob größter Vorsicht und Uneigennützigkeit. Sonst waren es lediglich ein paar Erholungs- und Badereisen — nach dem Harz, nach Wehlar, nach Travemünde —, die ihn von Hannover wegführten.

Auf einer dieser Badereisen nach Travemünde, 1805, auf der auch bei Lübecker Freunden ein Aufenthalt gemacht wurde, hatte Kestner jene nach den Copien der Niepenhausen gemachten Zeichnungen von Werken italienischer Meister mitgenommen, und noch in seinen spätesten Jahren erinnerte er sich mit Freuden daran (Römische Studien S. 110 f.), wie er durch dieselben dem fünfzehnjährigen Overbeck, der bis dahin mangelhaften Unterricht gehabt hatte, eine neue rasch verstandene und für immer ergriffene Kunstwelt aufschloß. In Zahns Jahrbuch der Kunstwissenschaft (Jahrgang 3, 1870. S. 224 fg.) sind zwei darauf bezügliche Jugendbriefe Overbecks, der eine, ein glühender Dankbrief vom 1. August 1805, der andere, ein Brief vom 24. März 1810, im Augenblick der Uebersiedelung Overbecks von Wien nach Rom geschrieben, eine Rechnungslegung über Wiener Studien. „Lebhaft,“ heißt es in diesem zweiten Briefe, „tritt, indem ich schreibe, die schöne Zeit wieder vor meine Seele, da ich Sie in Lübeck kennen lernte, da ich gegen Sie meine Gefühle über die Kunst schüchtern zu äußern wagte, da Sie mir zuerst, wenn wir des Abends im Mederschen Garten im Laubgang auf- und abgingen, wie ein Engel vom Himmel Worte der Seligkeit sprachen über Malerei und Dichtkunst, Dinge, die ich bis dahin aus keines Menschen Munde gehört hatte, und in denen ich doch so ganz mein eigenes Herz wiederfand. Wirklich macht Ihre Bekanntschaft eine bedeutende Epoche in meinem Leben; so kurz auch der Umgang mit Ihnen war, so vorüberauschend auch der himmlische Genuß selber war, so ließ er doch Eindrücke zurück, die unauslöschbar waren, und hatte auf mich als Künstler und mithin auch als Mensch den bedeutendsten Einfluß.“ „Die ganze Phantasie angefüllt mit Madonnen und Christusbildern,“ habe er Niemanden gehabt, den er zum Vertrauten hätte machen können. „Wie mächtig war nun der Eindruck, den es auf mich machte, da Sie kamen, und ich bei Ihnen alles Das fand, wonach ich so lange mich gesehnt hatte. Schon das Neue, Umgang zu haben mit einem Manne Ihres Alters —“ Kestner war zwölf Jahre älter als Overbeck — „und auf dem Fuße! Dann der Inhalt unserer Gespräche. Ferner der Zauber Ihrer Musik! — Kurz, der Medersche Garten war für mich ein Paradies.“ So wohlthugend und so bedeutend war schon damals auf jenem Felde die Persönlichkeit Kestners: es ist nichts Geringes, einem Overbeck die Hoheit der den religiösen Gegenständen sich widmenden Kunst zuerst zum Bewußtsein gebracht, und ihm die Richtung für sein ganzes Leben gegeben zu haben.

In den nächstfolgenden Jahren verkehrte Kestner häufig in dem Forsthaufe von Misburg bei Hannover, wo der ihm gleichaltrige (geb. 18. Febr. 1777) Forstmeister Carl von Beaulieu-Marconnay wohnte, Sohn eines hannoverschen Oberjägermeisters und durch seine bezaubernd liebenswürdige, aber nicht glückliche Mutter Neffe jenes Herrn von Lindau, welchen Goethe mit den Stolbergen bei ihrer gemeinsamen Schweizerreise besuchte, und dessen Sohn Peter Imbaumbaumgarten er nachher in Thüringen erziehen ließ. Forstmeister von Beaulieu war seit 1804 verheirathet mit Henriette Freiin Egloffstein,

einer überaus schönen und begabten Frau, die ihm aus ihrer ersten, später getrennten Ehe mit einem Grafen Egloffstein drei Töchter von ähnlicher Begabung und Schönheit zugebracht hatte. Ein der Romantiker der Zeit entsprechendes, von Weimar, wo Frau von Beaulieu vor ihrer zweiten Verheirathung gelebt hatte, und wo ihre Töchter heimisch geblieben sind, in den stillen Wald von Misburg übertragenes Spiel wies dort auch Kestner seinen Platz an. Ein Minnehof war gegründet, die Frau des Hauses war Königin, ihr Gemahl Statthalter, ihre heranwachsenden Töchter (sie waren 1789, 1792 und 1796 geboren) die Prinzessinnen, Beaulieus Brüder Wilhelm und Louis, ein Herr von Dachenhausen und andere im Forsthaufe verkehrende jüngere Männer hatten Hofämter, Kestner, der Sänger, war Hofpoet, und es existiren noch klangvoll weiche Verse, die er als solcher geliefert hat, als er einst nach langem, durch eine Milchcur veranlaßten Aufenthalt Abschied nehmen mußte. Die zweite der Töchter, Gräfin Julie, in späterer Zeit eine nicht unbedeutende Malerin und als solche viel genannt im Weimarischen Kreise, zeigte schon damals für diese auch von ihrer Mutter geübte Kunst Anlage, und hiermit stimmte Kestners eigene Kunstliebe und Kunstübung so lebhaft zusammen, daß es Zeiten seines Lebens gegeben hat, wo die Consonanz ihm Herzweh bereitete. Später ist sie zur treuen Freundschaft geworden.

Vielleicht hatte es mit dieser hoffnungslosen Neigung Zusammenhang, daß er sich mit ganz besonderem und bald mit unbedingtem Vertrauen auf seine Schwester Charlotte, die um einige Jahre älter als Julie war, angeschlossen, sich, als „Prospero“, sie seinen „Ariel“ zu nennen gewöhnte und sein Leben lang ihr so treu ergeben blieb, daß sie — allerdings abgesehen von einer später zu erwähnenden Ausnahme — nach seinem Tode sagen konnte: niemals habe er Etwas gegen ihren Rath unternommen. Wir werden von dieser liebevollen geschwisterlichen Freundschaft im Verfolg viele Belege zu berühren haben.

Im Sommer 1808 zeigte sich Kestners Gesundheit durch schwere Nervenleiden so angegriffen, daß als einzig übrige Hilfe ein Winteraufenthalt in Italien erschien. Er nahm also beim Ministerium Urlaub und ging über Straßburg, wohin er Schwester Charlotte zu einem verwittweten Bruder brachte, bei dessen Kindern sie Mutterstelle übernahm, und nachher bei ihm geblieben ist (gest. in Basel 1877), und Genf, wo er noch einen damals berühmten Arzt consultirte, nach den oberitalienischen Seen, nach Como, Mailand, Genua. Hier war er Ende Octobers. Er machte den größten Theil des Weges mit dem schon genannten jüngeren Bruder seines Freundes Beaulieu, Wilhelm, dem späteren Oldenburgischen Geheimen Cabinetsrath. Seine damalige Seelenstimmung und der Ton der Zeit mag ein Stück aus einer Beschreibung des Comer Sees zeigen. Nach Schilderung der Pliniana, ihrer Umgebungen, ihrer Aussichtspunkte, die dahin ausläuft, daß es ein „Genuß ohne Grenzen“ sei, „in den tausend Gefühlen, welche hier hervorgerufen werden, zu schmelgen,“ fährt er fort: „Es war der

heiterste Himmel, aber ein kühler Wind labte die Wanderer. Die Alpen standen blendend weiß über den nahen Bergen im Himmel. In diesem Anblick verloren, hatte ich mich unter Lorbeeren an einen Felsen gelehnt, da floß eine ferne Musik mir in die Seele. Welche Ueberraschung als ich vernahm, daß es ein Geläute war von vier Glocken — cis, d, e, g — die die herrlichsten, rührendsten und sprechendsten Melodien gaben. Der Grundton ist vielleicht die Religion, oder Christus, an den wir fest glauben und ihm nachleben wollen, die andern abschweifenden Töne sind Klagen, daß es nicht immer so ist, und Bitten um die Gnade des Himmels.“ Von herzlichster Liebe zu seinem „Ariel“ sind alle diese Briefe Kestners voll: wir enthalten uns Einzelnes davon zu berühren. Von Genua wandten sich die Reisenden über Florenz, wo im November ein längerer Aufenthalt den Studien der Bildersammlungen gewidmet wurde, nach Rom und dann nach Neapel, von wo man zu Ostern nach Rom zurückkehrte und den Sommer 1809 dort blieb.

Es waren eines Theils die Malerei, anderentheils die Musik, in welche sich Kestner hier vertiefte. Unter den Malern ergriff ihn vor allen Rafael; vom dritten Zimmer der Stanzas schreibt er: „Hier erscheint Rafael in der ganzen Reinheit und Heiligkeit, wie ein Engel, der vom Himmel kommt. Die Poesie lehrte ihn ihr eigenes Bild zu malen, die von stiller himmlischer Wärme durchglüht in ewiger Jugend und Schönheit in ihm wohnt; . . . denn es hat keinen größeren Dichter gegeben, als ihn, und je mehr man in seinen Werken lebt, desto mehr sieht man ein, welche Unendlichkeit einer göttlichen Kraft in ihnen ist.“ Dann studirte er die vorrafaelischen Meister: „ich gebe,“ sagt er einmal, indem er sie mit den nachrafaelischen vergleicht, „für alle die Caraccis und Consorten nicht viel . . . Sie malen große und breite Gestalten mit breiten Gewändern, und man weiß kaum, warum sie da sind. Große Gedanken haben sie nicht, machen aber große Messen in kleinem Styl. Durch Grazie vermögen sie nicht zu gewinnen; und wie soll man von dem Ausdruck durchdrungen werden, da sie wenig Gemüth haben. Dagegen herrschen alle diese Eigenschaften in den alten Florentinern, wenn auch ihre Zeichnung nicht so richtig ist und trockener. Wenn man also diese liebt, weil sie Das haben, was die Kunst verlangt, so kann man für jenc Anderen nichts fühlen. Das Breite und weniger Graziöse findet sich schon in den ältesten Bolognesern; aber ihre Gewänder haben besseren Styl, als die der Caracci und des Guido. Francesco Francia ist ganz einzig unter ihnen. Sonderbar, daß er dem Perugino so gleicht, da er ihn nie gesehen hat. Aus Composition, Zeichnung, Farben und Malerei sollte man schließen, daß Beide zusammen gearbeitet hätten. Er ist aber voller in der Form, . . . nicht völlig so hart; eben so warm, aber nicht so innig.“ In „Perugia,“ sagt er nachher auf seiner Rückreise, „habe ich den Perugino in seiner Glorie gesehen, und die Tritte seines göttlichen Schülers in der alten Stadt aufgespürt. Wie wohl Einem dabei wird, ist unbeschreiblich; — und welche Berggruppen und Thäler sieht man von den Wällen!“ — „Es ist eine

Bonne in Perugia herumzugehen, da in neueren Zeiten dort nicht viel gebaut, also noch alles in der Form ist, wie da der göttliche Rafael dort lebte. Man glaubt seine Schritte zu beschleichen.“

In Betreff der Musik sei nur ausgehoben, was Kestner über das Ötern 1809 gehörte Miserere von Allegri schreibt: „in zwei Nächten habe ich nicht davor schlafen können. Ich höre es und höre es. Es klingt so tief in der Seele, und doch weiß ich nicht, was ich davon sagen soll. Welche langtönenden Massen von immer wachsender Harmonie in dem tönenden Saale! — besonders am Freitage, wo nur wenige Menschen da waren. Ich wollte Stimmen und Melodien auffassen, aber jeder Ton, den ich verfolgte, kaum war er hervorgetreten, so schwamm er schon wieder fort in das Meer der Harmonie . . . Kein Theil wollte sich absondern; desto tiefer durchdrang die ganze Masse. Bei solchen Stimmen, wie haltt Alles! Die Dissonanzen hören auf zu dissoniren, wie von der innigsten Liebe zu sich gezogen immer ineinander zitternd. Zwei Chöre wechseln mit einander, indem der eine aus der äußersten Höhe herabsteigt und der andere in einer anderen Melodie von unten wieder heraufsteigt. Nur die alten Musiker haben verstanden, Religiöses zu componiren.“

In jenem Frühling und Sommer war der dänische Dichter Adam Oehlenschläger in Rom. Er erzählt in seinen Lebenserinnerungen (2., 208 flg.) wie er dort durch Thorwaldsen die Brüder Niepenhausen kennen lernte und bei ihnen mit Thorwaldsen längere Zeit den Mittagstisch nahm. Nach und nach „versammelte sich dort eine größere Anzahl deutscher Künstler und Gelehrter: Beaulieu, Kestner, Mayer (?) aus Hannover und Schloffer“ — es war Christian Schloffer aus Frankfurt.“ Mit Einigen von dieser Tischgesellschaft, bei denen Kestner, und mit einem dänischen Freunde, der schon länger in Rom gewesen war, Doctor Poes, machte Oehlenschläger einen Ausflug nach Tivoli, bei welchem er fast in den Wasserfall gestürzt wäre, und mit Kestner und Schloffer wohnte er in der heißen Zeit zu Grotta Ferrata. Er dichtete dort einen großen Theil seines Correggio. — Dies war also der Kreis, in welchem Kestner in Rom lebte. Vielleicht nicht zu seinen Tischgenossen, bald aber zu seinen näheren Bekannten gehörte noch der esthländische Freiherr Otto Magnus von Stadelberg, der etwa zehn Jahre jünger als er — er war 1787 geboren — im Herbst 1808 mit Tülken von Dresden nach Rom zu Fuß gewandert war, um dort Malerstudien zu treiben. Er zeichnete und componirte, namentlich nach Rafael, und die durch gleiche Interessen Verbundenen wurden bald auch Freunde. Wir werden ihnen in späterer Zeit in gemeinsamen Arbeiten, die für weite Kreise fruchtbar geworden sind, begegnen. Kestner liebte es, in sein Reisetagebuch auch Sätze abstracterer Art zu verzeichnen, deren Wahrheit ihm im Verkehr mit Büchern und Menschen aufgegangen war. So: „Es giebt kein schöneres Band zwischen zwei Menschen, als das der wechselseitigen Liebesdienste. Ein Jeder trägt dem Andern die Empfindung entgegen: ich liebe Dich, weil ich

Dir diene, und ich danke Dir, daß Du mir liebend dienstest. Ueberhaupt nenne ich es oft einen kleinlichen Stolz, wenn man ansteht oder verweigert, einem Andern Verbindlichkeiten zu haben. Ich würde Wohlthaten sehr gern annehmen, wenn sie mir aus wahrer Zuneigung angeboten werden von Jemandem, dem ich in dem nämlichen Falle dasselbe thäte; und es grenzt an Beleidigung, sie in einem solchen Falle zu verweigern.“ Ferner: „Es ist ein widriger Verstand, der eigenen Fehler uneingedenk, die, welche man an Andern entdeckt, in solchem Lichte zu sehen, daß die Liebenswürdigkeit eines Menschen dadurch ganz zu verschwinden scheint; aber es ist ein liebenswürdiger Verstand, Gebrechen Anderer zwar mit derselben Schärfe zu sehen, sie aber mit allem Holden, was man zugleich bemerkt, und wofür nicht nur der Verstand, sondern auch das Herz Augen hat, zu verdecken und zu entschuldigen. Das Erstere entsteht gewöhnlich aus dem Unvermögen zu lieben, das Letztere aus dem Bedürfniß zu lieben. Dem Ersteren widerfährt gar oft die Ehre, für sehr verständig angesehen zu werden, da jene vermeintliche Verstandesstärke doch eine Schwäche ist; denn ein bloßer Fehler wird wie ein Laster angesehen. Ein solches muß man freilich verachten, den Fehler hingegen nur tadeln: sonst müßte man auch sich selbst verachten, denn wer ist ohne Schwächen? Wie empfindlich unangenehm ist es, über einen Menschen, den man liebt, so harte Urtheile ausgeschüttet zu sehen, desto empfindlicher, je mehr man die Fehler dessen schon kennt, den man liebt, und dem sie zu hoch angerechnet werden.“ Es ist nicht ersichtlich, durch welche Vorgänge Kestner zu solchen Bemerkungen veranlaßt worden ist: daß aber die Gesinnung, aus der sie hervorgehen, ihm die Herzen derer gewinnen mußte, die mit Verständniß für ein edeles Gemüth in Verührung zu ihm standen, liegt auf der Hand; und so bezeichnen seine Aeußerungen den Geist und Kern des Verheeres, in dem er sich bewegte.

Er hatte sich in ihm und in seinen Kunststudien so eingelebt, daß er den lebhaftesten Wunsch hegte, auch den Winter von 1809—10 noch in Rom zu bleiben, wie Stadelberg that, und wie auch sein Reisegenosß v. Beaulieu noch einige Monate lang es ausführte. Da aber seine Mutter nicht einwilligte, auch nicht auf die Verwendung der Schwester Charlotte, so verließ er schweren Herzens Rom im Anfange des September 1809, in Gesellschaft von Roes und Dehleschläger, ging über Civita Castellana, Terni, Spoleto, Foligno, Perugia, Cortona, Kunst und Natur noch in vollen Zügen genießend, nach Florenz, und dann allein über Parma, Mailand und den St. Gotthard zurück nach Deutschland. „Wenn ich auch an den letzten Tagereisen jenseits des Gotthards kein eigentliches Italien mehr fand,“ schreibt er in sein Tagebuch, „so sah ich doch Menschen, die mit denen von demselben Stamme waren, welchen die unzähligen reizenden Melodien der Natur alles Holde, Fröhliche und Gefällige einflüßten. An dieser Seite des Berges kamen mir gleich selbst in den Kindern Gesichter mit hohen, vorstehenden, ernstern Stirnen und runden, langsamen Augen entgegen; wobei mir beim

ersten Blicke auffiel, solch ein Gesicht wird nie in Italien geboren.“ — Und ein anderes Mal: „Was man recht erkennen will, muß man verlieren. Denn so lange man's hat, weiß man nicht, wie es ist, warum es ist, und wie schön es ist.“

Im November war er wieder in Hannover.

Hier fand er die Verhältnisse insofern verändert, als das unter dem Wechsel der politischen Zustände und des Namens doch immer noch bei einem gewissen Bestande gebliebene hannoversche Ministerium, und damit die Geheime Kanzlei, ihrem nahen Ende entgegen gingen. Die Einverleibung des bisher noch französisch gebliebenen Theiles von Hannover in das Königreich Westphalen war beschlossene Sache, und bereits den in Hannover leitenden Persönlichkeiten, z. B. Patje, der mit Restners Mutter näher bekannt war, unzweifelhaft, wenn sie auch erst im Mai 1810 formell zugesagt, im Julius ausgeführt wurde. Für die Verwaltung blieb die Stadt Hannover alsdann kein nennenswerther Mittelpunkt mehr, nur die Gerichte behielten einigermaßen die alte Stellung. Restners bisheriges Amt fiel weg; er hätte in westphälischem Dienste ein neues suchen müssen. Im Laufe des Winters faßte er den Entschluß, das nicht zu thun, vielmehr zu versuchen, ob er nicht seinen Beruf in ganz anderen Bahnen finde. Er hatte auf der Rückreise von Rom seinen älteren Bruder Carl besucht, denselben, bei welchem als Hüterin der Kinder Schwester Charlotte lebte, und der mit dem Plane umging, in Marseille eine chemische Fabrik zu gründen. Noch zwei andere Brüder Restners hatten sich dem Handel gewidmet, der wohl schon auf jener Rückreise von Rom angeregte Gedanke, daß unter den ungünstigen hannoverschen Verhältnissen auch Restner das noch thun könne, lag also nicht außerhalb des Familiengesichtskreises, und so ging er, indem er das westphälisch werdende Hannover verließ, zunächst zu Bruder Carl nach Marseille. Als er von Lyon die Rhone hinunterfuhr, begegnete ihm ein kleines Abenteuer, das charakteristisch für ihn und für die Zeit ist. Eine Gesellschaft junger Franzosen war auf dem Verdecke, durch deren lautes und in nicht saubern Scherzen sich ergehendes Wesen er unangenehm berührt wurde, und die, als er dies nicht verbar, gegen ihn nicht artig waren. Er zog sich an das andere Ende des Schiffes zurück, und nach einiger Zeit holte er seine Guitarre hervor, — denn er führte sie auf Reisen damals allezeit bei sich — und unterhielt sich mit Singen. Nicht lange, so werden die jungen Leute still, Einer nach dem Andern kommt näher, und bald sieht er sie buchstäblich zu seinen Füßen, heiter und aufrichtig um Verzeihung und um mehr Lieber bittend. Als er freundlich darauf eingeht, wird er von ihnen auf Händen getragen, und die weitere Reise verläuft in hübschster Art.

In Marseille indeß war auf die Dauer nicht seines Bleibens. Das Unternehmen des Bruders — es ist derselbe, der dann später in Thann im Elsaß ausgebehnte und auf das Glückliche entwickelte chemische Fabriken gegründet hat — gelang nicht, und gegen den Herbst 1811 sehen wir Restner

auf der Heimreise nach Deutschland. Am 9. September kehrte er von Straßburg kommend in Heidelberg ein. Zwei Tage später berichtet er an Schwester Charlotte, die mit Carl's Kindern in Straßburg geblieben war, von guter Aufnahme bei dem Philosophen Frieß und bei Anderen, und von zu erwartender guter Unterhaltung. Er hat Amalie von Hellwig besucht, welche ihrer Gesundheit wegen vor Kurzem von Stockholm nach Heidelberg übergesiedelt war und Studien über altdeutsche Kunst nachging; doch will er sich sein Urtheil über sie vorbehalten. Er ist einer Dame von guter Stimme begegnet, mit der er singt. Vor Allem, er hat „an einer sehr schönen Gemäldesammlung einen herrlichen Fund gethan“: es war die Boisseree-Vertram'sche, welche nicht lange vor jener Zeit von ihren Eigenthümern in Heidelberg aufgestellt war. Er ist mit ihnen auch bereits bekannt: „ich gehe alle Morgen hin, und bin mit ihnen sehr gut daran,“ habe auch „dort die interessante Bekanntschaft eines jungen Malers aus Düsseldorf Namens Cornelius gemacht, der in Begriff ist nach Rom zu gehen.“ Cornelius, der eben seine Faustblätter vollendet hatte, lebte in Frankfurt und war von dort herübergekommen, die Boisseree'schen Bilder zu sehen. — Hier fand sich Kestner nach der kaufmännischen Episode, die ihm wohl niemals behaglich gewesen war, wieder in seinem Elemente. Er nahm Wohnung bei Kreuzer, und richtete sich auf längeren Aufenthalt ein. Kreuzer schildert ihn an Görres (Görres' Schriften 8, 257) als „einen lieben Menschen, der mit einer Nachtigallkehle, mit lustigem Ruth, mit einer Guitarre und mancherlei Kupferstichen von Marseille kam.“ Von diesem seinem Hauswirth, von Frieß, Wolf, Wilken, Frau von Hellwig, Thibaut, mit dem er die Freude an alter Musik theilte, und von andern Mitgliedern der Universität gern gesehen und gütig behandelt, fühlte Kestner sich in ihrem Kreise, der, obwohl Arnim, Brentano, Görres nicht mehr in Heidelberg lebten, doch noch viel Romantik aufwies, außerordentlich wohl, und wäre um Alles gern darin geblieben, indem er sich an der Ruperto-Carolina für die Kunstwissenschaft habilitirt hätte. „Ich bin,“ schreibt er der Schwester am 15. October, „noch immer entweder von Anderen eingeladen gewesen, oder in meinem Zimmer, auf's Tiefste in Gedanken an mich verloren, indem ich arbeitete und dichtete, oder vielmehr das Fertige mit aller Genauigkeit noch ausfeilte. Nun bin ich mit Allem fertig, und habe doch noch nicht dazu kommen können, mit dem Buchhändler zu handeln, da jetzt Messe ist . . . Allein dies ist ja nicht mein Hauptzweck, sondern ich möchte mich nur durch irgend Etwas zeigen, um mich auf Etwas berufen zu können, und vielleicht darin eine Veranlassung zu einer Versorgung zu finden.“

Es scheint nicht, daß Kestner damals literarische Arbeiten veröffentlicht hat, von seinen Poesien könnte Einiges in dem seit 1807 gegründeten Morgenblatte erschienen sein. Ein kunstwissenschaftlicher Aufsatz, der vermuthlich aus dieser Zeit stammt, existirt handschriftlich. Er heißt: „Von dem Wesen der Kunst und ihrem Verhältnisse zum Staate, wozu die Künstler

dem Staate taugen," und erörtert: daß Wesen der Kunst sei das Erscheinen der Natur in der menschlichen Seele, daß, obwohl es keinen „nützlichen“ Einzelzweck habe, dennoch als unzweifelhaft Vorhandenes vom Staate anzuerkennen, und als Veredelndes und für die Arbeit des Lebens Erquickendes und Stärkendes zu fördern sei. — Wenn Kestner solchen akademischen Plänen nachging, so dachte er sich dabei als schönstes Ziel, daß er für seine Schwester Charlotte einst eine gesicherte und friedliche Heimath gewinnen könnte: „Ich möchte mich für Dich bewahren. Ich male mir es recht oft vor, wie es die Krone meines Lebens sein soll, Dir einst durch eine fröhliche heitere Ruhe Alles zu vergelten, was Du an Carl thust und was Du an mir gethan hast. Sie wird auch kommen die Zeit, wo Du die reich verbiente Vergeltung erhältst. Manche Leute sind mir gut gewesen, und viele, sehr viele sind es noch: aber so wie Du und unsere Mutter mich liebt, ist mir doch Niemand gut, und so steht mir Niemand über Euch Weiden.“

Dieser Liebe zur Mutter opferte er jetzt seine Zukunftsgebanken zum zweiten Male. Sie lebte um jene Zeit in Hannover in Verhältnissen, die keineswegs reichliche waren, wünschte entschieden des Sohnes Rückkehr — und ebenso war sein ältester Bruder, schon von kurhannoverscher Zeit her dort beim Archiv als Nachfolger seines Vaters angestellt, der Meinung, Kestner müsse unverweilt in die Heimath zurückkehren und ein Einkommen suchen; wozu alsbald Gelegenheit sein werde. Dazu entschloß sich dieser sehr schwer, aber um der Mutter willen entschloß er sich. „Ich schweige von Dem," schreibt er kurz vor seiner Abreise aus Heidelberg in den ersten Novembertagen der Schwester, „was ich Vieles, Vieles verliere, einen Ort, wo ich nichts als Freundschaft von hundert Menschen und von der Natur genossen, zu verlassen, um in das Land der Trübsale zu ziehen, wo nichts als hoffnungslose Klagen wohnen. . . Einen Gelehrten muß jeder vernünftige Mensch in den jetzigen Zeiten, wo jede Abhängigkeit im Staate unglücklich macht, für den Glücklichsten halten. Dieses hätte ich mit nicht gar langer Zeit und Ruhe werden können, und hätte dazu bei der ausgezeichneten Aufnahme, die ich allgemein hier fand, die schönsten und leichtesten Mittel gefunden. Ich nehme den angenehmsten Eindruck mit von hier. Du weißt, wie wohl es dem Herzen thut, ohne Rücksicht auf Talente, bloß wegen seiner Redlichkeit geschätzt zu sein, und so habe ich denn in Einer Hinsicht hier gefunden, was ich suchte: eine ruhige Herzenserquickung, die mich für das folgende Ungemach stärken wird.“

Er wurde nach seiner Heimkehr Notar des hanuoverschen Landcantons, mit dem Wohnsitz in dem, eine Vorstadt von Hannover bildenden, von dem väterlichen Garten in der Wult, den seine Mutter bewohnte, allerdings verhältnißmäßig fernen Dorfe Linden, so daß er die Seinen, außer zu Mittag, kaum sah, und sich recht einsam fühlte. Anfangs ward er von seinem ältesten Bruder, wohl in Folge einer für die Westphälische Regierung übernommenen finanziellen Besorgung, beschäftigt, dann bekam er auch sonst nicht wenig zu

thun, und lebte so stille hin, von seinen Idealen geschieden, bis der Winter von 1812 und der Frühling von 1814 in's Land kamen. Da bildete sein Wisburger Freund, Forstmeister v. Beaulieu, das freiwillige Jägercorps der „Harzer Schützen“ und Kestner war unter den Ersten, die eintraten, um die Waffen für Befreiung des deutschen Vaterlandes zu tragen. Er wurde Beaulieus Adjutant und kam als solcher in nächste Berührung und in gute Freundschaft mit Ernst Schulze aus Celle, dem Dichter der bezauberten Rose, der dort in ähnlicher Weise Dienste that. Es existirt noch ein von Kestner damals gezeichnetes Bild des Freundes. Ob und inwieweit er an den Kämpfen des später in die hannoversche Armee eingereichten Corps bei Wilhelmsburg, Dannenberg, an der Göhrde und bei Moorbürg activen Theil genommen hat, erhellt nicht. Seine zarte Gesundheit dürfte ihn vielfach gehindert haben, wie sie ihn auch den Kriegsdienst bald wieder aufzugeben zwang. Nachdem in Hannover sich am 4. November 1813 das alte Ministerium in erneute Wirksamkeit gesetzt und bald die alte Geheime Kanzlei wieder hergestellt hatte, finden wir auch Kestner wieder in seinem Amte als Geheimer Kanzleisecretair.

In den Jahren 1815 und 1816 machte er Badereisen nach Wiesbaden, die eine mit seinem ehemaligen militärischen Chef, Herrn von Beaulieu, die andere mit einem älteren Herrn, Freunde seiner Eltern; auf der ersten hielt er sich, bevor er nach Wiesbaden übersiedelte, einige Tage in Frankfurt auf, wo sein nächstjüngerer Bruder Theodor sich als Arzt niedergelassen hatte. Theils wollte er diesen und seinen römischen Freund Chr. Schloffer, der unterdeß katolisch geworden war, wiedersehen, theils und besonders hoffte er von Angesicht zu Angesicht Goethe kennen zu lernen, welcher damals auf der Gerbermühle bei Willemer's zu längerem Besuche verweilte. (Goethe und Marianne von Willemer, 2. Ausgabe S. 44 fg.) Bei Schloffer fand er noch immer „die alte Hochschätzung innerer Vervollkommenung, aber viel Zufriedenheit mit sich selbst, nicht gar viel Interesse für den Nächsten, und ein Wischen viel Zwang in der Manier.“ Zu Goethe durfte er als Sohn seiner Eltern Zugang hoffen und fand ihn.

In welchem Sinne und Maß er den Dichter verehrte, das deutet eine um Etwas spätere Tagebuchäußerung an: „Warum finde ich keine Melodie zu Goethes Dichtungen genügend? — Sie sind so voller Gehalt, daß sie sich in keine Form schmiegen. Dies empfindet Jeder, der ein goethesisches Gedicht fühlt. Und wäre er ein ebenso großer Musiker, wie Goethe ein Dichter ist, so würde er von dessen Ideenreichtum eine Summe von Gedanken in sich aufgehen sehen, daß er durch so viele Anforderungen, deren Jede für sich eine Melodie verlangt, würde gehindert werden, und Nichts würde schaffen können.“ Aus diesen Worten läßt das Gefühl sich ermessen, mit dessen Ausdruck Kestner, als er am 30. August 1815 von dem Besuche bei Goethe zurück kam, seine Aufzeichnung darüber einleitet: „Dieses war die merkwürdige Stunde, die schon viele Jahre her das Ziel meiner Wünsche gewesen, wo ich den ersten

Dichter des Zeitalters von Angesicht zu Angesicht gesehen habe, wo ich selbst in die Augen gesehen habe, die so Vieles durchschaut, die Stirne, in der so mancher tiefe und große Gedanke aufgestiegen, den Mund selbst reden gehört, von welchem so manches seelenvolle Wort gekommen war.“ In dieser Geseinnung verzeichnet der Verehrende, was in den anderthalb Stunden, die Goethe ihm und seinem Bruder geschenkt hatte, vorgekommen war, so genau er vermog, offenbar weniger um seinen Gesamteindruck auszusprechen, als um gewissenhaft, zuweilen möchte man versucht sein zu sagen protokollirend das Thatsächliche als bis ins Einzelste ihm für immer Wichtiges festzuhalten. Dies Einzelne darf hier unerwähnt bleiben, aber die Personalbeschreibung heben wir aus, da sie von einer auch mit dem Bleistift zu porträtiren gewohnten Hand kommt: „Goethes Gestalt ist eher groß, und soviel der zugeknüpfte dunkelblaue Oberrock, der ihm wenigstens schon neun bis zehn Monate gedient hatte, davon sehen ließ, von angenehmen Verhältnissen. Seine Stirn ist hoch, oben etwas zurückgehend, und höchst bedeutend, die Nase verhältnißmäßig mit dem Oval des Gesichts und den übrigen Zügen, und schön gebogen, ohne Höcker, der Mund geschwungen, wie ich es noch bei allen Künstlern gefunden habe, voll Seele und Gemüth, aber sehr verfallen, durch die fehlenden Eckzähne, von denen, ich glaube, vorn nur noch einer übrig war. Der Mund ist nicht ohne Milde, aber diese scheint mit einem Widerstrebenden zu streiten. Man würde sagen, es läge Stolz hier, wenn nicht ein Druck in Goethes inneren Augenhöhlen andeutete, als liege eine Last auf seiner Seele. In solchen Lippen quillt das tief Empfundene hervor, solche Lippen schwellen in Lebensgenüssen entgegen; aber — kaum wage ich es auszusprechen — nicht die Grazien scheinen dem Contur jener Lippen Grenzen gesetzt zu haben. Sein Merkwürdigstes sind die großen schwarzen Augen, aus denen gleich gewaltige Fähigkeit entgegenleuchtet, ohne Anstrengung zu durchschauen, und ein Sterblicher durchschauen mag. Vielleicht sind sie jetzt auf dem Erdboden einzig in ihrer Art. So spricht Alles in seinen Zügen die Bestimmung großer Fähigkeiten aus; aber dennoch ist nirgends ein ungeflörter, ungetrübt Eindruck von dem Bewußtsein so großer Fähigkeiten. Nahe bei die durchdringenden Blicke ist in den Augenhöhlen, der Stirne, nicht die Heiligkeit eines Menschen, der mit der Welt im Klaren ist. Sein Blick, der forschend von einem Gegenstande zum andern sich bewegt, hat nicht die Ruhe und die Befriedigung eines solchen, und verweilt dann am wenigsten, wenn ein anderer ihm begegnet. In seiner Miene und seinem Betragen war stete Beobachtung seiner selbst fühlbar, welche zu beweisen schien, wie gleichgiltig es ihm war, wie er erschien. Siedurch verschwand die Unbefangenheit des Betragens, welche nothwendig ist, das Gespräch behaglich zu machen.“

Kestner hat mit Goethe später, wie wir sehen werden, noch drei verkehrt, wiedergesehen hat er ihn meines Wissens niemals.

Im Laufe des folgenden Jahres 1816 bereitete sich für ihn Thätigkeit vor, die ihn in eine für die damalige Schätzung sehr weite

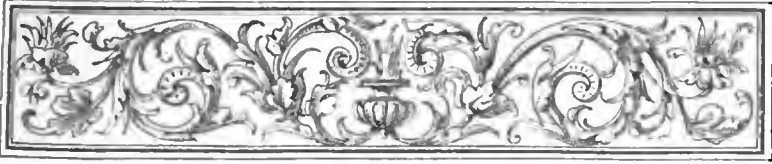
fernung von der Heimath führte. Seit dem Pariser Frieden besaß Hannover, was das alte Kurfürstenthum bis unmittelbar vor der französischen Besetzung nicht gehabt hatte, katholische Landestheile von einem Umfange, der in Betracht kam, und zwei katholische Bischofsitze darin, und so saß schon seit Ende 1815 die Regierung den Gedanken, der auch die übrigen in ähnlicher Lage befindlichen deutschen Regierungen beschäftigte, über die kirchlichen Verhältnisse dieser Bisthümer mit der römischen Curie ein Abkommen zu verhandeln. Die leitenden Persönlichkeiten dabei waren in Hannover Rehberg, jetzt Geheimer Cabinetsrath, in London Graf Münster. Nach mancherlei Erwägungen beschloß man, einen Gesandten nach Rom gehen zu lassen, dem ein kirchenrechtkundiger Rath, wozu der ehemalige Göttinger Professor, nachherige westphälische Staatsrath Leist außersehen wurde, und ein Gesandtschaftssecretair beigegeben werden sollte. Zum Amte des Gesandten waren der frühere Kriegsrath, dann Diplomat zu Berlin und Regensburg Franz v. Neben, der während der französischen Zeit in Süddeutschland lebend, einer der Vertrauensmänner der Londoner Regierung gewesen war, und ein früherer hannoverscher Officier v. Ompteda auf der Wahl, der während der Zeit des Königsreichs Westphalen am Casseler Hofe und in der dortigen Diplomatie gedient hatte. Er hatte daher Etwas gut zu machen und konnte nicht ablehnen, einen höchstpersönlichen geheimen Auftrag mit zu übernehmen, der sich auf die Gemahlin des Prinzen Regenten bezog, und den Neben abgelehnt haben würde: vielleicht war es deswegen, daß Münster für Ompteda entschied. Secretair der Legation aber wurde, und zwar — wie Emil Braun, offenbar aus authentischer Quelle, angiebt — durch Rehbergs Einfluß, Kestner. Anfang Februars 1817 reiste sie von Hannover ab, im April war sie in Rom, und wurde am 18. dem Papste vorgestellt.

Nach Kestners administrativer und juristischer Ausbildung, nach seiner Herrschaft über die zu handhabenden Sprachen, nach seiner schon erworbenen Kenntniß Roms, endlich nach seinem vollkommen zuverlässigen Charakter konnte ein für das römische Legationssecretariat geeigneterer Mann kaum gefunden werden. Auch war es in kurfürstlicher Zeit nichts Seltenes gewesen, Geheime Canzleisecretaire bei den Gesandtschaften so zu verwenden. Democh konnte es auffallen, daß der fast Vierzigjährige, welcher seit 1803 schon in der Geheimen Canzlei angestellt war, und in der Heimath Verwendung in einem höheren Amte erwarten konnte, sich — denn das hat er bei Rehberg, dem alten Freunde seiner Eltern, sicher gethan, obwohl die Acten nichts darüber besagen — um die Stelle bei der Gesandtschaft beworben hat. Allein hier wird die Erklärung gegeben durch ein gutes Wort von Stahr: „Rom zu sehen ist ein großes Glück, Rom wiederzusehen ein noch viel größeres.“ Unzweifelhaft war es Kestners Sehnsucht nach dem Glücke dieses Wiedersehens, die ihn leitete, seine Liebe zur Kunst, seine Hoffnung wieder auf eine Zeit lang ihrer Betrachtung und Erforschung inmitten der römischen Schätze nachgehen zu können.

Denn nur auf einen ganz vorübergehenden Aufenthalt war gerechnet: man dachte mit der Verhandlung in einigen Monaten fertig zu sein. Nestner blieb, mit dem Titel eines Canzleirathes und einem Gehalte von tausend Thalern, zunächst in vollem Besitze seines hannoverschen Amtes, es wurde ihm zugesagt, daß für Vertretung darin während seiner Abwesenheit gesorgt, und es ihm ungeschmälert erhalten werden solle. So schien es nur eine zweite italienische Reise, wozu er sich entschloß. — An Brandis, damals Niebuhrs Legationssecretair, und an Bunsen, der noch unverlobt als junger Gelehrter in Rom lebte, nahm er von Ernst Schulze folgenden einführenden Brief (3. Febr. 1817) mit: „Der Ueberbringer, den ich Dir, lieber Brandis, bestens empfehle, ist der Geh. Canzleisecretair Nestner, mein mir durch Beau lieu sehr lieber Freund, der mit Leist und dem Herrn v. Dmpteda von hannoverscher Seite des Concordat mit dem Papste abschließen soll. Dich, lieber Bunsen, brauche ich nicht mit ihm bekannt zu machen, denn Du fälltest schon damals, als Du Abeken, der sich bei uns“ — d. i. beim Beau lieuschen Corps — engagiren wollte, zu ihm begleitetest, ein sehr günstiges Urtheil über ihn. Er kann Euch auch von Nutzen sein, da er schon früher längere Zeit in Rom war. Seine Liebenswürdigkeit und Sanftheit des Charakters werden Euch ebensoviel Freude machen als seine Begeisterung für manches Schöne und seine musikalischen Talente. Es läßt sich vortrefflich mit ihm leben.“ (Bunsens Leben von seiner Witwe. Dtsche Ausg. 1., 111.)

Man sagt in Rom, wer aus Fontana Trevi getrunken hat, muß dahin wiedertekhren. Es war dieser Zauber, durch den Nestner jetzt zurückgeführt wurde, aber er war noch mächtiger, als er erst geschienen hatte, über ihm, denn er hat ihn für sein ganzes übriges Leben festgehalten; und bald ergab sich, daß in der That Alles, was er bis dahin getrieben und erfahren hatte, Nichts gewesen war, als die Schule für eine reiche römische Wirkksamkeit. Davon in einem andern Artikel.





Die Jugendfreunde.

Novelle

von

Friedrich Friedrich.

— Leipzig. —

Es saßen drei Männer beisammen im Wirthshause einer kleinen Gebirgsstadt. Es war der Pfarrer Weinhold, der Advocat Berger und der Arzt Dr. Tanner. Sie hatten sich eine stille Ecke ausgesucht, um von Niemand belästigt zu werden, obschon außer ihnen kein Gast in dem kleinen Zimmer war.

Vor ihnen stand eine Flasche Wein, ihre Gläser waren gefüllt, sie tranken aber nicht, denn auf ihnen lag eine ernste, traurige Stimmung. Sie hatten vor kaum einer Stunde einem Jugendfreund, dem Dr. Baumbach, das letzte Geleit gegeben. Da sie alle Drei in der kleinen Stadt nicht daheim waren und von den übrigen Leidtragenden Niemand kannten und da überdies der Abend hereingebrochen war und sie nicht heimkehren konnten, so hatten sie sich zusammengesetzt, um den Abend zu verplaudern. Aber sie plauderten nicht. Es waren wohl dieselben Gedanken, die durch den Kopf jedes Einzelnen hinfuhren. Auf der Universität waren sie und der Verstorbene die innigsten Freunde gewesen und an einem heiteren Abende, in jugendlichem Uebermuth, hatten sie sich das Wort gegeben, daß sie sich zusammenfinden wollten, wenn der Tod einen von ihnen abberufen, und daß sie dann auf das Wohl des Gefchiedenen trinken wollten.

Das Leben hatte sie auseinandergerissen und ihnen an verschiedenen Orten eine Stellung angewiesen. Sie hatten sich sehr selten gesehen und waren nie wieder vereint gewesen. Der Tod Baumbachs hatte sie an das einst gegebene Versprechen erinnert und sie waren gekommen, um ihr Wort einzulösen.

Seit langen Jahren hatten sie sich wiedergesehen, sie hatten den Jugendfreund, der kaum fünfzig Jahre zählte und ein Opfer seines Berufes geworden war, zu Grabe geleitet und sich nun vereint, um ihm ein „stilles Glas“ zu weihen,

noch hatten sie das Bessere jedoch nicht gethan, denn der Tod des Jugendfreundes war ihnen doch zu Herzen gegangen.

„Er ist vor der Zeit abberufen, denn er hätte noch zwanzig Jahre und länger leben können,“ sprach der Pfarrer, indem er mit der Rechten über die Stirn hinstrich.

„Er ist ein Opfer seines Eigensinnes geworden,“ warf der Doctor Tanner ein. „Schon vor zwanzig Jahren habe ich ihn gewarnt, sich nicht in solch einem verwünschten Gebirgsneste, wo der Wind ewig aus irgend einer Ecke pfeift, niederzulassen. Wer hier nicht eine Pferdenatur besitzt, wird nicht fünf Jahre alt, und wer diese Zeit glücklich überlebt hat, braucht in seinem ganzen Leben keinen Arzt wieder, außer wenn er ein Bein bricht oder seine Frau von der Treppe fällt. Baumbach war ein tüchtiger Kerl, in einer großen Stadt wäre er ein reicher Mann geworden, hier hat er sich nutzlos abgequält und nicht einmal so viel hinterlassen, daß die Seinigen gegen Noth geschützt sind.“

„Er hat es nicht anders gewollt,“ bemerkte Berger.

„Laßt uns ihm keinen Vorwurf machen,“ sprach der Pfarrer. „Uns Drei hat das Geschick äußerlich günstiger gestellt, aber er hat sich in seinem Berufe und seiner Familie glücklich gefühlt, der enge Kreis, in dem er hier lebte, entsprach seiner Neigung.“

„Als wir einst als lustige Studenten uns das Wort gaben, uns zusammenzufinden, wenn der Tod einen von uns abberufe, da waren wir unser fünf,“ bemerkte Berger.

„Tauber war dabei,“ fiel Tanner ein. „Er ist heute nicht gekommen.“

„Ich habe ihn nicht erwartet,“ entgegnete Weinhold. „Er hat einen andern Weg eingeschlagen als wir, er ist verstorben und vielleicht auch gestorben — ich habe seit Jahren nichts über ihn gehört, und was ich früher hörte, das sprach wenig für ihn.“

„Er lebt noch,“ fiel Tanner ein. „Er lebt hier oben im Gebirge und zwar, wie mir erzählt ist, in bedrückten Verhältnissen.“

„Hat er sich dieselben nicht selbst zuzuschreiben?“ sprach der Pfarrer. „Er war von jeher ein unruhiger und aufgeregter Kopf.“

„Er hatte ein heißes und leidenschaftliches Blut,“ bemerkte der Advocat entschuldigend.

„Dann hätte er es beherrschen müssen,“ bemerkte Weinhold.

„Laßt uns nicht hart über ihn urtheilen,“ rief Tanner. „Wir sind ruhige und gemäßigte Naturen, in ihm loberte das Feuer und die Leidenschaft des Genius. Er war wild, weil er die innere Kraft nicht bändigen konnte, sie fügte sich nicht den ausgefahrenen Spuren des gewöhnlichen Lebens. Ich habe ihn näher gekannt und ihn oft um seine glänzenden Gaben beneidet, er war weitaus der Befähigteste von uns allen.“

Dem Pfarrer schien dies freie Urtheil wenig zu gefallen. Wenn er auch einst ein sehr lustiger und freidenkender Student gewesen war, so hatte sich doch allmählich ein kleiner Hochmuthsteufel in seinem Kopfe festgesetzt und da

er unter seinen Collegen einer der strebsamsten war, so steckte doch etwas Unfehlbarkeitsdünkel in ihm.

„Ich glaube, lieber Tanner, Du beurtheilst ihn etwas zu günstig,“ bemerkte er lächelnd. „Ich gebe zu, daß er ganz günstige Anlagen hatte, allein sie waren doch nicht ausreichend für irgend einen Beruf. Er studirte Anfangs Theologie und gab dies Studium bald auf, dann widmete er sich der Jurisprudenz, aber kaum zwei Semester lang, dann wollte er Mediciner werden, aber auch dies sagte ihm nicht zu, was er im letzten Jahre getrieben hat, weiß ich nicht. Jedenfalls hat er nicht Genügendes gelernt, um sich eine geachtete Lebensstellung zu erringen.“

„Halt!“ fiel der Arzt ein. „Weinhold, Du hast ihn entweder nicht genügend gekannt, oder ihn nicht begriffen. Es ist wahr, er hat sich in den verschiedensten Wissenschaften versucht, sie aber wieder aufgegeben, weil sie ihm nicht genügten. Was er als Theologe und Jurist gelernt hat, weiß ich nicht, nachdem er zwei Semester Medicin studirt hatte, war ich über seine Kenntnisse erlaunt. Was er erfasste, trieb er Anfangs mit großer Leidenschaftlichkeit.“

„Aber ohne Ausdauer,“ warf der Pfarrer ein.

„Die Ausdauer ist nicht das Merkmal eines begabten Geistes,“ fuhr der Arzt fort. „Tauber ist an der Leidenschaftlichkeit seines Charakters zu Grunde gegangen und daran, daß ihn das Geschick nicht auf eine Stelle geworfen, wo er seine ganze Kraft einsetzen konnte. Hätte er solche Stelle gefunden, so würde er sich weit über uns hinausgeschwungen haben. Die Eiche ist unser schönster und kräftigster Baum, allein sie bedarf der Luft, des Lichtes und des Raumes, um sich zu entwickeln, wird ihr dieser Raum nicht gewährt, so verkümmert sie. So ist es Tauber ergangen. Er hat nicht Raum für sich und seine Kraft gefunden.“

„Und doch ist die Erde so groß,“ bemerkte Weinhold.

„Ich gebe Tanner recht,“ warf der Advocat ein. „Es steckte in Tauber etwas Gewaltiges. Wie sein Körper etwas hünenhaftes hatte, so auch sein Geist, dabei war er ein lustiger Gesellschafter und ohne Falsch. Ich begreife kaum, daß es ihm nicht gelungen ist, sich empor zu schwingen.“

„Ich auch nicht, wenn er wirklich so geistig befähigt war,“ fügte der Pfarrer hinzu.

„Doch, ich begreife es!“ rief Tanner. „Ein solches leidenschaftliches Blut, ein solcher Kopf fügt sich nicht jedem Verhältnisse. Er kann nicht wie tausend Andere in einer großen Treitmühle gehen. Er will seinen eigenen Weg haben und wenn der ihm nicht gestattet wird, so sucht er ihn zu erzwingen, gleichgiltig, ob er selbst dabei zu Grunde geht. Es giebt Mäcken, die sich nicht beugen.“

„Dem, was uns bestimmt ist, müssen wir uns alle beugen,“ sprach der Pfarrer.

„Weinhold, willst Du den verdammen, der dies nicht thut? Willst Du die Fülle der Kraft, die sich dagegen sträubt, verurtheilen?“ warf Tanner ein.

Der Pfarrer zögerte mit der Antwort. Ja, er würde einen Solchen verdammt haben, und doch mochte er dies dem Jugendfreunde gegenüber nicht aussprechen, denn er kannte Tanners offene und ehrliche Natur und wußte, daß seine Worte nur seine wahre Ueberzeugung ausdrückten.

In diesem Augenblick wurde die Thür geöffnet und die große, breite, feste Gestalt eines Mannes trat ein. Das Gesicht des Eingetretenen war mit einem verwilderten, dunklen, hie und dort bereits mit Grau untermischten Bart umrahmt, starke, buschige Brauen überschatteten ein paar feurige, leuchtende, leidenschaftliche Augen. Die Züge des stark gebräunten Gesichtes war edel, aber traten stellenweis zu scharf hervor und waren von tiefen Furchen durchzogen.

Die Kleidung des Mannes war einfach, fast ärmlich. Den Kopf bedeckte ein grauer, eingedrückter, verwetterter Hut mit breiter Krempe. Die Topppe des Mannes war von grobem Stoffe und abgetragen, auch sie hatte allem Anscheine nach bereits viel Wind und Wetter und Arbeit mit durchgemacht.

Der Eingetretene warf auf die drei am Tische sitzenden Männer kaum einen flüchtigen Blick, er legte den grauen Hut auf einen Stuhl, stellte den festen, knotigen Stock in die Ecke und ließ sich an einem Nebentische nieder.

„Tauber!“ rief Tanner, der den Eingetretenen nicht aus den Augen gelassen hatte, indem er aufsprang und zu dem Fremden trat. „Ja, Du bist es!“ fuhr er fort, dem Manne die Hand entgegenstreckend.

„Tauber ist mein Name,“ gab der Fremde zur Antwort. Seine Stimme klang zwar ruhig, aber doch etwas unsicher. Er schien sein Gedächtniß vergebens anzustrengen, um zu erforschen, wen er vor sich habe.

„Tauber, kennst Du mich nicht mehr!“ rief Tanner.

„Doch, doch! An der Stimme erkenne ich Dich wieder,“ entgegnete der Eingetretene halb freudig, halb verlegen. „Ich erkenne Dich — die Jahre haben freilich an uns beiden sehr gezehrt,“ fügte er hinzu, indem er mit der breiten, harten Hand langsam über die Stirn hinstrich.

„Und hier sitzen noch zwei Jugendfreunde, die Du vielleicht auch nicht wiedererkenntst,“ fuhr Tanner fort und zog den, den er seit langen Jahren nicht gesehen hatte, zu dem Tisch, an dem der Pfarrer und Advocat saßen.

Beide waren aufgestanden.

„Kennst Du sie?“ fragte Tanner.

Ueber die Augen und das Gesicht des großen Mannes legte es sich wie ein leiser Schleier der Trauer. Er gedachte der glücklichen, lustigen Jugendzeit, vor ihm tauchten längst vergangene Bilder auf, die er für immer vergessen und abgethan zu haben wähnte, und er empfand die tiefe Kluft, welche zwischen seiner Jugendzeit und seinen jetzigen Verhältnissen lag.

„Weinhold und Berger,“ sprach er, die Jugendfreunde erkennend. Er wagte nicht, ihnen die Hand zu reichen, als sie ihm indessen die Rechte entgegenstreckten, da erfaßte er dieselben und drückte sie fest wie einst.

„Auch wir haben Dich sofort erkannt,“ sprachen der Pfarrer und Advocat.

„Und doch glaubte ich, daß ich mich am meisten verändert hätte,“ entgegnete Tauber. Es klang ein eigenthümlicher Ton aus seinen Worten, halb Schmerz und halb Troß und Verzweiflung.

„Nun, komm und setze Dich zu uns,“ sprach Tanner, indem er für den Jugendfreund einen Stuhl herbeizog. „Weißt Du, was uns hier vereint hat?“

„Baumbachs Tod,“ entgegnete Tauber, der den Jugendfreunden gegenüber noch immer mit dem Gefühle der Befangenheit kämpfte. „Ich las denselben erst heute morgen in der Zeitung und zugleich, daß heute das Begräbniß stattfinden sollte. Ich erinnerte mich des Versprechens, welches wir uns einst — vor langen Jahren gegeben hatten, und obschon ich Baumbach nie wiedergesehen habe, so wollte ich doch mein Wort halten. Ich bin oben im Gebirge daheim, ich machte mich sofort auf, allein die Wege sind zu tief verschneit, daß ich oft kaum durchkommen konnte; es war ein schweres Stück Arbeit, ich habe mir keine Rast gegönnt und doch bin ich zu spät gekommen. Ich komme soeben vom Friedhofe und habe an Baumbachs Grabe gestanden — ich konnte es leicht finden, denn es war das einzige, welches noch nicht mit Schnee bedeckt war. Am Grabe erinnerte ich mich, daß ich versprochen hatte, auf das Wohl des Geschiedenen zu trinken, und um dies Versprechen zu erfüllen, trat ich hier ein.“

„Wir haben dies Versprechen auch noch nicht erfüllt,“ entgegnete Tanner. „Setzt wollen wir es thun.“

Tauber blickte sich nach dem Wirthe um und bestellte Wein.

„Nein, Freund,“ fiel der Arzt ein, die Hand auf den Arm des Jugendfreundes legend, „heute trinkst Du mit mir, denn heute halten wir es wieder wie einst. Da hieß es: ‚Einer nach dem Andern‘, das bedeutete, der Eine bezahlt die Zechen an dem einen Tage, der Andere an dem andern.“

„Ja, so war es,“ bemerkte Tauber vor sich hinstarrend. Wie viel — wie unendlich viel lag zwischen jenen glücklichen Tagen und jetzt! Er mußte seine ganze Kraft zusammennehmen, um dies zu fassen.

Der Wirth hatte ein viertes Glas und eine frische Flasche gebracht. Tanner füllte die Gläser.

„Nun laßt uns auf unseres geschiedenen Freundes Wohl trinken,“ rief er. „Ihm ist ja wohl!“

Die Gläser klangen aneinander, es war eine ernste feierliche Stimmung. Tauber leerte sein Glas hastig, auf einen Zug, dann stützte er den Kopf auf beide Hände und sprach: „Ich wollte, Ihr tränket auf mein Wohl.“

Die Miene des Pfarrers verrieth, daß er eine ernste Bemerkung an die Worte knüpfen wollte, aber Tanner kam ihm zuvor.

„Halt, Freund!“ rief er zu Tauber gewandt. „Ich habe gesagt, Baumbach ist wohl, allein den Lebenden ist noch wohler. So lange noch ein Tropfen lebendiges Blut in unsern Adern rinnt, müssen wir das Leben festhalten und genießen. Unser Freund Baumbach war einst ein lustiger Geselle und ich weiß, daß ich in seinem Sinne handle, wenn ich Euch auffordere, heute keinen

trüben Gedanken Raum zu geben. Einer nach dem Andern. Er ist uns im Tode vorangegangen, die Zeit wird auch für uns einst kommen."

Die Freunde schwiegen. Was Tanner beabsichtigte, Tauber durch einen heiteren Ton über das Gefühl der Verlegenheit, mit welchem derselbe kämpfte, hinwegzuhelfen, das gelang ihm nicht. Tauber sah nicht auf.

"Ja, einer nach dem andern," sprach er mit dumpfem Tone. "Ich hoffe, jetzt kommt die Reihe an mich."

"Freund, dazu ist wenig Aussicht, denn Du bist der Kräftigste von uns," warf Tanner ein.

"Und Jeder muß das Geschick, welches ihm beschieden ist, mit Geduld tragen," bemerkte Weinhold, der den Prediger nicht verleugnen konnte. "Es soll Niemand verzweifeln und Niemand klagen, ist doch Jeder seines Glückes Schmied und das Leben ist für Alle eine ernste Schule."

Tauber richtete den Kopf empor und seine Augen leuchteten wild.

"Haha! Eine Komödie ist es, in welcher die Rollen durch den Zufall vertheilt werden!" rief er laut. "Die meisten Menschen sind nichts mehr als erbärmliche Schauspieler, die obenein ihre Rollen schlecht gelernt haben! Weshalb sollen wir denn das Geschick mit Geduld ertragen? Ich klage nicht, daß mir der Zufall in dieser Komödie eine traurige Rolle zugeworfen hat, aber wer will mich verdammen, wenn ich nicht Lust habe, zu warten, bis das lange Stück zu Ende gespielt ist! Es ist alles Thorheit!"

Er hatte diese Worte so erregt und heftig ausgerufen, daß Weinhold zusammengefahren war, denn er hatte nicht die Absicht gehabt, den Jugendfreund zu kränken und er sprach dies aus.

"Ich glaube Dir," sprach Tauber mit ruhigerer Stimme, indem er den Kopf wieder auf die Hand stützte. "Deine Worte haben mich erregt, aber Ihr wißt nicht weshalb. Mir ist eine traurige Rolle zuertheilt worden, ich habe oft darüber nachgedacht, ob ich sie nicht anders hätte spielen können, ob mich nicht selbst ein Theil der Schuld treffe. Es mag ja sein, daß ich das Richtige nicht getroffen habe, aber wenn ich heute, wo meine Haare bereits ergraut sind, noch einmal Alles durchleben müßte, so würde ich nicht anders handeln."

Er leerte das vor ihm stehende Glas, ohne aufzublicken. Tanner ließ eine neue Flasche Wein kommen und schob sie dem Jugendfreunde schweigend hin, der dies gar nicht zu bemerken schien. "Erzähle uns Dein Leben," sprach Tanner.

Tauber schüttelte ablehnend mit dem Kopfe.

"Ihr würdet mich doch nicht verstehen, weil Ihr anders empfindet," entgegnete er. "Und wozu auch! Wer fragt denn darnach, wenn ein Baum im Walde mehr vom Sturme erfaßt wird, als die anderen. Wird sein Stamm endlich gebrochen, so ist er ein Gefallener unter vielen Tausenden und was thut das? Haha! Gefallen wäre er doch einst!"

„Du hast vielleicht recht, allein Du vergißt, daß Du unter Jugendfreunden sitzt,“ bemerkte Tanner.

Die Brust des großen Mannes holte tief Athem, sie schien nach Luft zu ringen. Er stürzte einige Glas Wein hinab, dann schien er etwas ruhiger zu werden.

„Unter Jugendfreunden!“ wiederholte er. „Hättest Du dies Wort lieber nicht gesprochen, denn es erinnert mich daran, wie wenig von dem, was ich einst erhoffte, in Erfüllung gegangen ist, und wie von den Idealen, die einst meine Brust durchglühten, kaum ein geringer Rest übrig geblieben ist. Ah! Thoren sind Alle, die hoffen! Man sollte den Menschen erst in der Stunde des Todes fragen, was er vom Leben hält und wie hoch er den Werth desselben schätzt!“

Er fuhr mit der breiten, festen Hand über die hohe Stirn hin. Man sah, wie es in ihm stürmte.

„Doch, was hinter uns liegt, ist überwunden, wir dürfen nur nicht daran denken,“ fuhr er fort. „Ihr seht mich erstaunt an, denn Ihr könnt mich nicht begreifen, ich will Euch einen Blick in mein Leben gestatten, was ich gelitten habe, das — das kann ich Euch freilich nicht sagen. Ihr würdet es sehen, wenn ich die alten Wunden aufreißen wollte — doch auch dann würdet Ihr es nicht fassen, denn in Euren Adern rinnt ein anderes, ruhigeres Blut und Ihr dürft dem Geschick danken, daß dem so ist! Als wir uns zum letzten Male sahen, als ich von Euch schied in lustiger Stunde, lag das Leben vor mir und stolzer und freudiger ist wohl nie ein Schiff auf das weite Meer hinausgefahren. Hoffnung füllte meine Segel. Ihr wißt, ich hatte keinen bestimmten Beruf erwählt, und doch fühlte ich mich berufen, Großes zu erreichen. Es gährte eine Kraft in mir, der die gewöhnlichen Verhältnisse des Lebens zu leicht und zu gering erschienen, mich verlangte, diese Kraft zu etwas Großem einzusetzen — ich war vielleicht ein Narr, aber ich war jung. Ein Jahr lang lebte ich nur meinen Idealen, ich arbeitete ohne zu fragen weshalb, da trat das Leben zum ersten Male in der Gestalt eines Philisters an mich heran, es verlangte Mittel, gleichsam Bezahlung, um mir ferner zu dienen. Kurz — ich nahm die Stellung eines Privatsecretärs bei dem Grafen Walden-Berg an. Ihr kennt ihn und kennt auch sein herrliches Schloß oben im Gebirge. Ein neues Leben ging für mich auf, ich athmete eine Luft, die ich bis dahin nicht gekannt, meine Brust weitete sich. Die Arbeit, die mir oblag, war kaum ein Spiel für mich, die alte und reiche Bibliothek des Grafen bot mir einen Schatz dar, dem ich mich mit offenen Armen entgegenwarf. Die ruhigsten und heute kann ich auch sagen die glücklichsten Stunden meines Lebens habe ich in dieser Bibliothek verlebt. Sie lag inmitten des großen und prächtigen Parkes und wenn ich im Sommer an dem offenen Fenster saß, strömten Blüthenduft und Vogelsang zu mir ein, Ja, es war eine schöne Zeit!“

Er leerte das vor ihm stehende Glas, strich mit der Hand über die Stirn und starrte schweigend vor sich hin.

„Aus diesem Stillleben riß mich der Graf selbst,“ fuhr er fort. „Er war fünfzig Jahre alt, allein er erschien jünger, ein feiner Kopf und feiner Gesellschafter, daß er kein Herz besaß, das — das habe ich erst später kennen gelernt. Er hatte Gefallen an mir gefunden und zog mich immer näher an sich heran. Ich las ihm und seiner Familie vor, zechte lustig mit ihm, wenn er allein war und sich gelangweilt fühlte, und ging mit ihm zur Jagd, die mir von jeher großes Vergnügen bereitet hatte. Da ich die Erlaubniß hatte, auch allein in seinen ausgedehnten Forsten zu jagen, so brachte ich manchen Tag, die Büchse auf der Schulter, im Walde zu. Der Graf unternahm mehrere größere Reisen und ich mußte ihn stets begleiten, er behandelte mich nicht wie einen Untergebenen, sondern wie einen Gleichgestellten und Vertrauten, wir genossen fast jedes Vergnügen zusammen. Ich weiß, daß Viele mich um diese Stellung beneideten. Manche, die vom Grafen etwas zu erreichen wünschten, wandten sich an mich und ich kann mich nicht entsinnen, daß der Graf mir je eine Bitte abgeschlagen hätte. Mein Selbstbewußtsein war gewachsen, aber ich war nicht übermüthig. Wenn ich es gewesen wäre, so könnte ich es heute, nach so vielen Jahren offen eingestehen — ich war es nicht. Mein Lebensschiff tanzte lustig und von einer frischen Brise getrieben, auf den Wogen, ich glaubte, das Steuer fest in der Hand zu halten, der Himmel über mir war blau und ich hielt es für unmöglich, daß am fernen Horizonte Wetterwolken aufsteigen könnten. Sie stiegen auf.“

„Der Graf besaß eine Tochter, Armgard war ihr Name. Ein stilles, blondes, schönes Mädchen mit tiefen blauen Augen. Sie zählte achtzehn Jahre. Sie war mir stets wie ein einfaches, sinniges Kind erschienen. Wohl hatte ich wahrgenommen, daß ihre Augen feuriger leuchteten, wenn ich vorlas oder aus meiner lustigen Studentenzeit erzählte, allein ohne mir über meine Empfindungen Rechenschaft zu geben, hatte ich nie gewagt, mich ihr zu nähern, sie erschien mir wie eine schöne Knospe am sonnigen Felsenrande, nach der die Hand auszustrecken, ich nimmer gewagt haben würde. Da sandte sie mir wenige, flüchtige Zeilen, in denen sie mir ihre Liebe gestand. Ich war durch dies Geständniß anfangs verwirrt, aber schnell schlug die Flamme in mir empor, deren Gluth ich längst unbewußt in mir genährt hatte — ich liebte sie mit der ganzen Leidenschaftlichkeit meines Herzens und Blutes. In einer einsamen Laube nahe am Schlosse trafen wir uns Abend für Abend. Meine Liebe hatte etwas Heiliges. Wenn ich Armgard in meinen Armen hielt, dann hatte ich die Empfindung eines Waters, der über das Glück seines Kindes wacht. Stiegen Befürchtungen wegen des Rangunterschiedes in mir auf, dann wußte sie dieselben mit kindlichen Schmeichelworten zu verschweigen. Als wenn sie eine Prinzessin gewesen wäre, versprach sie mich zum Prinzen zu erheben, sie war der festen Ueberzeugung, daß ihr Vater ihr keine Bitte abschlagen könne, und ich glaubte ihr — ich glaubte ihr ohne nachzudenken, denn in ihrer

Nähe war ich nur ein Kind. Es waren unaussprechlich glückliche Tage für mich. Ich hatte das Verlangen, der weit über mir stehenden Geliebten für ihre Liebe dankbar zu sein. Ich war arm und besaß keinen Namen, aber in mir fühlte ich die Kraft, Großes zu erringen, und ich durcharbeitete die Nächte, um meine Kenntnisse zu erweitern. Weshalb sollte es mir nicht gelingen, mich emporzuschwingen. Wenn ich heute an jene Tage zurückdenke, so fasse ich nicht mehr, daß mein Körper den Anstrengungen nicht erlag, denn ich gönnte mir kaum eine Stunde Schlaf. Die Liebe und die Hoffnung hielten meine Kräfte aufrecht — es war eine schöne Zeit und doch war sie nur ein Traum — ein Traum, dem mein ganzes Leben zum Opfer gefallen ist.“

Er schwieg wieder und blickte vor sich hin auf den Tisch. Auch die Freunde schwiegen.

„Wie endete diese Liebe?“ fragte Berger endlich.

Tauber zuckte bei dieser Frage empor, seine Augen leuchteten und auf seiner Stirn wurde ein rother Streifen bemerkbar, es war eine längstvernarbte Wunde.

„Das wollt Ihr wissen!“ rief er mit wildem, erregtem Ausdruck. „Giebt Euch meine ganze Erscheinung nicht die Antwort! Haha! Glaubt Ihr, der Graf habe mich als Schwiegersohn freudig in die Arme geschlossen? Es ist nicht gut, daß Ihr mich fragt — und doch, ich habe versprochen, Euch mein Leben zu erzählen und jetzt kommt die Scheide für dasselbe. Ich war in meinem Glücke, in meinen Hoffnungen und Träumen immer höher und höher gestiegen, ich war auf dem Gipfel des Glückes angelangt und mein Blick reichte weit, weit in das blühende Land hinein, nur das Eine sah ich nicht, daß wenige Schritte vor mir ein Abgrund war, tief — tief — so tief wie er nur für ein Herz sein kann. Es ist lange, lange Jahre her, aber ich erzittere heute noch, wenn ich daran denke! — Es genügte meinem Herzen und dem Armgards nicht, daß wir uns nur des Abends sahen, wir schrieben uns täglich, um unseren übervollen Herzen Ausdruck zu verschaffen und ein Diener, den ich für uns gewonnen hatte, übermittelte die Briefe. Eines Tages kehrte ich mit dem Grafen von der Jagd heim, auf der er mir verschiedene Beweise seiner Zuneigung gegeben hatte. Mit freudigem Herzen begab ich mich auf mein Zimmer. Kaum eine halbe Stunde später wurde ich zum Grafen gerufen. Arglos betrat ich sein Zimmer. Mir fiel die Blässe seines Gesichtes und das düstere Leuchten seiner Augen auf, ich glaubte, ihm sei ein Unfall zugestoßen und fragte darnach.

„Haben Sie diesen Brief geschrieben?“ fragte er, indem er ein Papier mit zitternder Hand mir vor die Augen hielt.

„Unwillkürlich zuckte ich zusammen — es war ein Brief, den ich am Morgen jenes Tages der Geliebten geschrieben hatte. Schnell raffte ich mich zusammen; der Augenblick, in dem ich ihm meine Liebe hätte gestehen müssen, wäre ja doch früher oder später gekommen, mit dem vollen Glücke meiner Liebe antwortete ich: „Ja, ich habe ihn geschrieben! Ich liebe Armgard, jeder Pulsschlag meines Lebens gilt ihr, die auch mich liebt, die aus freiem Antriebe mir ihr Herz geschenkt hat . . .!“

„Dube!“ unterbrach mich der Graf und ehe mein Auge es bemerkte, hatte er einen neben ihm stehenden Stock ergriffen und schlug mich damit durch das Gesicht.

„Ich taumelte zurück, der Zorn übermannte mich, ich wollte mich auf ihn werfen und er hätte die That vielleicht mit seinem Leben bezahlt, da stürzten auf ein Zeichen von ihm zwei Diener hervor und warfen mich nieder. Der Graf schlug ausß Neue auf mich ein und eilte dann aus dem Zimmer. Ich habe mich früher oft meiner Kraft gerühmt, sie war gelähmt in dem Augenblicke, die Schmach hatte meine Glieder erstarrten gemacht. Da ich nicht im Stande war, mich zu erheben, rissen die Diener mich empor, schleppten mich aus dem Hause und über den Schloßhof — ich wußte kaum, was mir geschah. Da riß der Graf ein Fenster auf und rief höhrend hinab, ich liebe ja die Jagd und das Wild, wenn ich die Stelle eines Wildhüters annehmen wolle, so möge ich mich bei einem seiner Förster melden.

„Dieser Hohn brachte mich wieder zu mir, ich riß mich los, um zurück in das Haus zu eilen, mehrere Arbeiter stürzten auf mich zu und schleppten mich weiter; aus der Thür des Schloßhofes stießen sie mich, dann schlossen sie die Thür hinter mir. Ich weiß nicht mehr, was in mir vorging, mir ist nur noch erinnerlich, daß ich fortstürzte immer weiter und weiter in den Wald, damit Niemand die Schmach mir ansehe und um mein blutendes Gesicht zu verbergen. Der Abend brach herein, die Nacht, ich stürzte fort und immer fort, in meinen Andern glühte das Feuer des Wahnsinns. Was weiter mit mir geschehen ist, weiß ich nicht.“

„Es ist niederträchtig, empörend!“ rief Tanner. „Hast Du den Mann nie zur Rechenschaft gezogen?“

Ueber Taubers Gesicht glitt ein schmerzliches, bitteres Lächeln hin.

„Meine Erzählung ist noch nicht zu Ende,“ fuhr er fort. „Als ich wieder zu mir kam, waren mehr denn acht Tage verfloffen. Ich erwachte in einem engen, niedrigen Zimmer, neben meinem Bette saß ein junges, frisches, blühendes Mädchen. Es war ein kleines Wirthshaus hoch im Gebirge mitten im Walde an der Landstraße. Der Wirth war vor einem Jahre gestorben, die Wirthin und ihre Tochter setzten die kleine Wirthschaft fort. Wie ich dort hingekommen bin, weiß ich nicht, man hatte mich des Morgens bewußtlos vor der Thür gefunden und sich meiner angenommen, ein heftiges Fieber hatte während der ganzen Zeit mein Bewußtsein verschleucht. Ich war zum Sterben matt, als ich wieder zu mir kam, und trotz der Pflege, welche die Wirthin und ihre Tochter mir angedeihen ließen, genas ich nur langsam, langsam. Die mir widerfahrne Schmach hielt meine Kräftigung zurück, in mir zehrte ein glühender Haß gegen den Grafen und das Gefühl meiner Ohnmacht erhöhte denselben nur. Und es kam noch etwas Anderes hinzu. Was war aus Urngard geworden? Dieser Gedanke peinigte mich Tag und Nacht. Wußte sie um die Schmach, die mir angethan war? Hatte der Graf auch sie seinen Zorn fühlen lassen? Weshalb hatte sie nicht nach mir geforscht und mir ein Zeichen gesandt? Und wenn es nur ein

einziges Wort gewesen wäre, selbst ein leeres Blatt, ich würde es jubelnd an meine Lippen gepreßt haben, denn, daß sie mich nicht mehr lieben könne, das — das vermochte ich mir nicht vorzustellen, da sie zu oft, flüsternd, schmeichelnd mir die Versicherung gegeben, daß sie nie von mir lassen werde. Diese Gedanken lagen schwer drückend auf mir. Vergebens suchte die Wirthin und meine unermüdete Pflegerin Christine den Grund meiner trüben Stimmung zu erforschen, ich schwieg, denn konnte ich ihnen sagen, daß ich des Grafen Tochter liebte und daß der Graf mich wie einen Hund gezüchtigt! Durch Zufall erfuhr ich, daß der Graf schon vor Wochen mit seiner Familie sein Schloß im Gebirge verlassen habe, Armgard war also geschieden, ohne nur ein Zeichen ihrer Liebe hinterlassen zu haben. Da fiel mir eines Tages eine Zeitung in die Hand und in ihr las ich, daß die Tochter des Grafen sich mit einem jungen und sehr reichen Baron verlobt habe und daß die Verlobung in der Residenz in der glänzendsten Weise gefeiert sei. Mit der gewissenhaftesten Ausführlichkeit war geschildert, wie schön die Braut gewesen und wie das vollste Glück aus ihren blauen, lachenden Augen geleuchtet. Ich habe damals das Blatt zerrissen und meine Haare gerauft, ich habe allen Menschen und mir selbst geflucht, das Leben war für mich zum Ekel geworden und mich verlangte zu sterben. Ich sank aufs Neue auf das Krankenzimmer, starb aber nicht. Als ich langsam wieder genas, hatte mich eine dumpfe Stimmung der Verzweiflung erfaßt, in der ein Gedanke mich völlig beherrschte, ein wilder, zehrender Haß gegen den Grafen. Der Verhasste hatte sich dem Bereiche meiner Macht entzogen, er war nach dem Süden gereist. Seine höhnenenden Worte, mit denen er mir die Stelle eines Wildhüters anbot, gelten immer und immer in meinem Ohre und wie ein Geisteskranker klagte ich mich an diesen Worten fest. Ich wußte, wie sehr der Graf das Wild liebte, wie sorgfältig dasselbe in seinen ausgedehnten Forsten gepflegt wurde. Da schoß ein Gedanke in mir auf. Der Graf wollte mich zum Hüter seines Wildes bestellen — Haha! ich wollte das Wild hüten — ich faßte den Entschluß, dasselbe zu vernichten, soweit meine Kraft reichte. Ihr werdet dies nicht begreifen, die Rache wird Euch kleinlich erscheinen, erbärmlich der Entschluß, an den armen, unschuldigen Thieren zu rächen, was der Graf verschuldet! Ueberlegt ein Wahnsinniger? Und ich war dem Wahnsinn nahe. Ihr wißt nicht, was es heißt, einen zehrenden, wilden Haß in der Brust zu hegen und das Gefühl der Ohnmacht zu empfinden. Da der Graf mir nicht erreichbar war, hätte ich Alles vernichten mögen, was ihm gehörte und was er liebte. Ich wurde Wilddieb!"

„Rief Dir nicht eine innere Stimme zu, daß Du Unrechtes thust,“ warf der Pfarrer ein.

„Unrechtes!“ wiederholte Tauber laut und bitter lachend. „Man hält in den Bergen das Wildbieben nicht für ein Unrecht, aber wenn es auch von Allen als ein Verbrechen angesehen wäre, so würde mich das nicht zurückgehalten haben. Glaubst Du, ich habe nach meinem Seelenheil gefragt, wo es galt, meinen Haß zu befriedigen? Ich würde für immer auf jedes Glück verzichtet haben, wenn es mir vergönnt gewesen wäre, das brennende, zehrende

Gefühl des Hasses nur für eine Stunde — für einen Augenblick voll zu fühlen. Du kannst mich nicht begreifen, denn in Deinen Adern ist nie ein wildleidenschaftliches Blut geronnen. Verlange doch vom Bergbache, der sich über Felsen stürzt, daß er ruhig fließe und nicht aufschäume, verlange vom Sturme, daß er sich sanft zwischen den Bäumen hindurch winde und sie nicht schütte! Ich wurde Wilddieb, nicht aus Gewinnsucht, sondern aus Haß gegen den Grafen, ich wollte zerstören, was ihm lieb war — und es ist mir zum Theil gelungen. Mein Leben galt mir nichts, ich brachte deshalb Tag und Nacht im Walde zu und tödtete alles Wild, was mir erreichbar war. Ich empfand kein Mitleid mit den armen Geschöpfen, je mehr ich vernichtete, um so mehr zog ein schwacher Ton der Befriedigung durch meine wunde Brust hin. Nur zu bald wurden die Förster auf mein Treiben aufmerksam und nun begann eine andere Jagd; ich war das Wild, welches sie hetzten. Aber diese Jagd that mir wohl. Ich mußte meine ganze geistige Kraft einsetzen, um stets auf neue Täuschungen zu sinnen und die bewährtesten alten Jäger irre zu führen. Es gelang mir lange — lange Zeit. Mein Zufluchtsort blieb das kleine Wirthshaus, wo ich so liebevoll gepflegt war. Die Frau und ihre Tochter sahen es als etwas Selbstverständliches an, daß ich dort blieb. Ich unterstützte sie in der Arbeit, ich versorgte sie stets mit frischem Wild und die wenigen Fremden, welche dort einkehrten, sahen mich als Wirth an und nannten mich auch so. Die Bekannteren, welche nicht ahnten, was hinter mir lag, nahmen als ganz bestimmt an, daß ich Christine heirathen werde, und wenn ich dem hübschen, lustigen Mädchen auch nie mit einem einzigen Worte mein Herz offenbart hatte, so war ich ihr doch gut. Sie schien zu ahnen, wie viel ich zu vergessen hatte, und daß mein Herz sich nur zu ihr wenden werde, so bald es Ruhe gefunden. Und die Zeit brachte mir einige Ruhe, wenn auch langsam. — Ihr werdet nicht fassen, wie ein so unruhiger, leicht erregbarer und nach Idealen strebender Geist wie der meinige, es in den engen, kläglichen Mauern einer Gebirgshütte aushalten konnte, ich stand im Kampfe mit allen Menschen, mit der ganzen Welt. Die Ideale erschienen mir wie ein Hohn, wie ein bunter Fegen, der der leichtgläubigen Menge hingehalten wird. War nicht Alles — Alles, was mich umgab, ein Hohn? War es Zufall oder des Grafen Verdienst, daß er einst auf dem Schlosse und nicht in der elenden Hütte eines Walbarbeiters geboren war? Hatte er den Namen, den er trug, die Reichthümer, die er besaß, erworben? War nicht Alles — Alles ein blindes Spiel des Zufalls? Und ich sollte mich diesem Spiele des Geschickes völlig fügen? Das Gefühl der Kraft in mir lehnte sich dagegen auf. Was ich bis dahin vom Leben kennen gelernt hatte, erschien mir als Lüge, wie eine Maske, welche die Menschen im Fastnachtskerze vorbinden. Armgard hatte mir Liebe und Treue geschworen und war wenige Wochen später die glückliche Verlobte eines Andern. Der Graf besaß nicht die Hälfte meiner Kenntnisse und Fähigkeiten und doch — — und doch — — nur weil er als Graf geboren war. Er besaß Ansehen, Tausende beugten sich tief vor

ihm, er war ein freier Herrscher in seinem kleinen Gebiete und doch besaß er nicht den zehnten Theil des Herzens wie der ärmste seiner Arbeiter. Mich ekelte das Leben an — nichts als Lüge, innerliche und äußerliche Lüge, nur in dem kleinen Hause, in dem ich Zuflucht gefunden hatte, fand ich ein Stück Wahrheit. Die Alte war einfach und ehrlich, sie lebte in den kümmerlichsten Verhältnissen, allein sie glaubte, es müsse so sein, weil sie nie bessere Verhältnisse kennen gelernt hatte. Und Christine? Sie glich einer Waldblume, sie blühte, ohne zu fragen, für wen sie blühte.“

„Tauber, ich begreife Dich!“ rief Tanner und streckte dem Jugendfreunde die Hand entgegen.

Der Pfarrer Weinhold führte das Glas langsam zum Munde, um nicht zu verrathen, wie wenig er mit diesen Ansichten übereinstimme.

„Tauber, damit ist Dein Leben noch nicht beendet, Deine Augen verrathen zu deutlich, daß Du nicht in den ruhigen Hafen eingelaufen bist,“ warf der Advocat ein.

Der Genannte leerte das vor ihm stehende Glas.

„Berger, Du hast Recht!“ rief er. „Giebt es denn einen ruhigen Hafen? Es giebt einen Hafen der Trägheit, aber nicht des Glückes! Sieh — sieh, damals dämmerte leise, leise die Ueberzeugung in mir auf, daß es doch ein Glück gebe. Losgelöst zu sein von der Welt mit all ihrem eiteln Scheine und all ihren Lügen, still zu leben dort oben in dem Gebirge, in dem kleinen Hause an der Seite Christinens, — das erschien mir als ein Glück — ich wahnsinniger Thor brauchte nur die Hand auszustrecken, um dies Glück zu erfassen, aber in mir zitterte noch der Dämon der Erinnerung und des Hasses — vielleicht auch der Leidenschaft der Jagd und des Gelüstes, der Gefahr zu trotzen — ich wilddiebte weiter und wurde von mehreren Jägern überfallen. Es war ein heißer Kampf — ich unterlag. Sie brachten mich zuerst gefesselt in das kleine Wirthshaus. Mir klingt noch heute der gellende Aufschrei Christinens, als sie mich so erblickte, im Ohre wieder, ich sah sie ohnmächtig zusammenbrechen. Es wurde mir nicht gestattet, mit ihr zu sprechen, denn noch in derselben Nacht wurde ich fortgeführt in die Stadt und in's Gefängniß. Ich war ruhig, merkwürdig ruhig, denn aus dem einen Aufschrei Christinens hatte ich gehört, daß ihr Herz mir gehörte und all das brennende, zehrende Feuer in meinem Innern war nun mit einem Male gelöscht. Erfrischter kann eine versengte Flur nicht aufathmen, wenn ein kühlender Regen auf sie herabfällt. Ich wurde zu zwei Jahr Gefängniß verurtheilt, es erschien mir nur als eine kurze Spanne Zeit, denn hinter ihr erblickte ich ein stilles und unsagbares Glück. Meine Hoffnung wurde in dem engen Raume des Gefängnisses nicht gebrochen, ich zählte Tag für Tag und auch die zwei Jahre nahmen ihr Ende. Ich wurde frei und mit einem jubelnden Herzen eilte ich in das Gebirge. Ich trat in das kleine Haus, die alte Frau saß in dem niedrigen Zimmer und erwiderte kaum meinen Gruß, ich fragte nach Christine und erhielt keine Antwort. Ich fragte, ich rief — ich weiß nicht mehr, was ich that, die Alte weinte und aus ihren hervorgestoßenen Worten errieth ich nur,

daß Christine nicht mehr da, sondern bereits seit länger als einem halben Jahre fort war. Ich erfaßte sie mit beiden Händen, ich schüttelte sie wie ein Wahnsinniger, allein sie sagte nichts mehr. Durch einen alten Arbeiter erfuhr ich, daß der Graf mehrere Male in der Gegend eine Jagd veranstaltet habe und jedesmal in dem Wirthshause eingekehrt sei, er habe sich viel mit Christine beschäftigt und die Alte für das Wenige, was er genossen, fürstlich bezahlt. Als er zum letzten Male da gewesen sei, sei Christine einen Tag nach ihm verschwunden und Niemand habe über sie Etwas wieder gehört. Ich wußte genug. Was ich empfand, kann ich Euch nicht sagen. Denkt Euch, eine alte, längst vernarbte Wunde werde gewaltsam wieder aufgerissen und Ihr empfindet den Schmerz tausendfach. Ich tobte nicht, ich war scheinbar ruhig, aber in mir war jeder Nerv krampfhaft zusammengezogen und wie ein Geisteskranker hatte ich nur die eine Idee: Christine zu rächen, denn sie zu retten konnte ich nicht mehr hoffen!"

„Wußtest Du denn, daß der Graf sie entführt hatte?“ warf Weinhold ein.

Tauber blickte den Pfarrer groß und fragend an, als verstehe er die Worte nicht.

„Ob ich dies wußte?“ wiederholte er. „Schriftliches hatte ich darüber freilich nicht in den Händen, auch die Zeitungen hatten darüber nicht berichtet, denn wenn ein so reicher und vornehmer Herr ein Unrecht thut, so wird dasselbe mit Schweigen umhüllt, aber es giebt Sachen, die Jeder weiß, auch wenn Niemand darüber spricht. Oder glaubst Du, das einfache, kindliche Mädchen wäre nur zum Vergnügen in die Welt hinaus gelaufen, nur um sich Zerstreuung zu verschaffen. Es gab nur Eins, was Christine hatte verlocken können, das Haus ihrer Mutter zu verlassen, das waren die schmeichelnden, verführerischen Versprechungen des Grafen, der Glanz, mit dem er sich umgab, sein Reichthum, sein Name, seine Stellung. Ich habe mit Christine später nie darüber gesprochen, aber ich weiß, daß er viel Mühe hat ausbieten müssen, ehe es ihm gelungen war, das Herz des armen Mädchens zu bethören. Ich war damals auch nicht einen Augenblick lang im Zweifel, ich kannte Christinens einfaches, kindliches Herz und ich kannte den Grafen, der mich einen Buben genannt, weil ich in Aufrichtigkeit und Ehre seine Tochter geliebt.“

„Er war der Bube!“ rief Tauber. „Er hat ehrlos gehandelt!“

Ueber Taubers Gesicht glitt ein schwaches, bitteres Lächeln.

„Freund, Freund, was ist denn Ehre bei Manchem aus diesem Kreise,“ entgegnete er. „Sie ist eine äußere Form, nicht mehr! Zieh den Hut nicht tief genug vor ihnen, laß ihnen nicht überall den Vortritt, nurre nur leise, wenn sie Dir auf die Füße treten, und sie werden sich in ihrer Ehre gekränkt fühlen, aber ein armes, unschuldiges Mädchenherz zu bethören und in's Elend zu stürzen, das verträgt sich mit ihrer Ehre. Laß mich darüber schweigen, denn das Blut stürmt mir zu Kopse, wenn ich daran denke, und wir Alle können es nicht ändern. Ich erfuhr, daß der Graf nach Paris gereist sei und wußte nun auch, wo ich Christine zu finden hatte. Während ich im Gefängnisse saß, hatte

ich einige hundert Thaler geerbt, sie benutzte ich, um Christine aufzusuchen. Ihrer Mutter sagte ich nicht, wohin ich ging. — Es war im Spätherbste. Ueber der großen Stadt an der Seine hing ein ebenso düsterer, unfreundlicher Himmel wie bei uns oft im November. Ich kannte die Wohnung des Grafen nicht und sie zu erforschen, machte mir mehr Schwierigkeiten, als ich geglaubt hatte. Tage lang durchstreifte ich die Stadt, ohne daß meine Nachforschungen einen Erfolg hatten. Das Treiben in der fremden großen Stadt beängstigte und ermüdete mich. Als ich eines Abends spät heimkehrte und in düsteren Gedanken verfunken, zerfallen mit der ganzen Welt über eine der Seinebrücken hinschritt — es war ein kalter, nebelseuchter Abend, fiel mir eine weibliche Gestalt auf, welche halb zusammengekauert an einem der Brückenpfeiler lehnte, ich achtete wenig auf sie, denn das Elend war mir an jedem Tage und fast auf jeder Straße entgegengetreten, als aber die Gestalt sich aufraffte und das Geländer zu erklimmen suchte, um sich in die Fluthen zu stürzen, die unten so unheimlich düster sich hinwälzten, da sprang ich hinzu, um sie zurückzuhalten. Zur rechten Zeit erfaßte ich sie. Unwillig wandte sie den Kopf zur Seite, denn ihr schien wenig an dem Dienste, der ihr das Leben rettete, gelegen zu sein, zugleich stieß sie einen lauten Schrei aus und sank ohnmächtig in meine Arme. Ich war überrascht, fast erschreckt, rathlos hielt ich die Fremde, denn ich wußte nicht, was ich mit ihr beginnen sollte. Erst als ich in das blasse, abgehärmte Gesicht der Ohnmächtigen blickte, da fuhr ich erschreckt zusammen, denn die — die, welche ich in meinen Armen hielt, war — Christine. Ich weiß nicht mehr, was ich empfand, aber in den blassen Zügen las ich Alles, was geschehen war: bethört, verstoßen und verlassen. Ohne zu überlegen, hob ich die abgekehrte, ohnmächtige Gestalt empor und trug sie in meinen Armen fort. Was künmerte es mich, ob die mir Begegneten mir erstaunt nachblickten, ich dachte nicht einmal daran, sie zu dem nächsten Wagen zu bringen, ich trug sie heim in mein Hotel. Es währte lange, ehe sie wieder zu sich kam. Ich hatte in ihren bleichen Zügen recht gelesen, es war das alte Lied: bethört, verstoßen und verlassen! Ich kann die Verzweiflung des armen, unglücklichen Mädchens nicht schildern. Tag und Nacht wachte ich bei ihr, denn sie hatte den festen Entschluß gefaßt, ihr Elend nicht zu überleben. Ich drang nicht in sie und forschte nicht nach dem Grafen, freiwillig erzählte sie mir, daß der Diener des Grafen eines Morgens zu ihr gekommen sei, ihr ein Bündchen mit Geld überbracht und ihr zugleich mitgetheilt habe, daß der Graf nach Italien gereist sei, ihr Lebenswohl sagen lasse und wünsche, daß sie in ihre Heimath zurückkehre. Sie hatte den Worten des Dieners nicht geglaubt, war fortgestürzt, um den Grafen in seinem Hotel aufzusuchen, sie war zu spät gekommen, denn er war in der That bereits abgereist, und bei ihrer Rückkehr war ihr das hinterlassene Geld, welches ihr die Rückkehr in die Heimath ermöglicht, entwendet. In ihrer Verzweiflung hatte sie dies kaum bemerkt, bis die Noth an sie herangetreten. — Doch wozu soll ich dies Elend noch weiter ausmalen — ich brachte die Unglückliche zu ihrer Mutter zurück und in dem kleinen, abgetheilen Hause dort oben im Gebirge erholt sie sich langsam

wieder. Die Jugendfrische war freilich abgestreift von ihren Wangen und ein schwermüthig leidender Zug blieb auf ihren hübschen Zügen.“

Er hielt einen Augenblick inne, um Kraft zu schöpfen, denn die Schweißperlen auf seiner hohen Stirn verriethen, wie gewaltig das Wachen dieser Erinnerungen ihn erschütterte. Er trank hastig und preßte wiederholt die Hand an die Stirn.

„Nun kommt die schwerste Zeit und das schwerste Leid für mich,“ fuhr er endlich fort. „Ihr werdet mich vielleicht nicht begreifen, denn ich begreife mich oft selbst nicht und dann packt es mich mit wilder Verzweiflung. Ich blieb in dem kleinen Hause dort oben. Es trieb mich fort und hielt mich mit Gewalt wieder zurück und was mich hielt, war Christine. Ich liebte das Mädchen und ich wußte, daß auch ihr Herz mir gehörte. Wir lebten unter demselben Dache in einem Raume und doch wagte Keiner dem Andern zu gestehen, was in ihm vorgieng. Nicht Hundertmal, nein Tausendmal faßte ich den festen Entschluß, ihr meine Liebe zu gestehen, und wenn ich vor sie hintrat, dann stieg das Bild des Grafen in mir auf und ich stürzte fort in den Wald oder griff zur Flasche, um bei ihr Vergessen zu suchen. Ich wurde zum Trinker. Und Christine wußte, was in mir vorgieng, ich las es aus ihren blassen Zügen, ich las es aus ihren halb bittenden und halb vorwurfsvollen Augen, ich wollte ihr ja vergeben, ich wollte Alles vergessen und ich konnte es nicht. Es giebt keine Worte, zu schildern, wie ich mich selbst zermartert habe. Tag für Tag erneute sich dieser Kampf, ich wollte fliehen, ich verließ während der Nacht das Haus und der Morgen fand mich wieder vor der Thür. Wir litten Beide unsagbar und Christine vielleicht noch mehr als ich. Ich würde nicht einen Augenblick geögert haben, mein Leben für sie hinzugeben, und doch konnte mein Mund das Wort nicht sprechen, welches den Bann gebrochen haben würde — das Bild des Grafen, sein höhrender Blick lag wie ein Fluch auf mir! — So — so währte es zwei lange unheilvolle Jahre! Ich sah, wie der Gram an dem geliebten Mädchen zehrte, sie schwand wie ein Schatten dahin, ich wußte weshalb, ich wollte es ändern, ich habe mir die Brust in der Verzweiflung zerfleischt und doch konnte ich es nicht. Da — da — kam der schwerste Tag meines Lebens. Christine starb und ich wußte, daß ich sie getödtet hatte. In wildem Wahnsinn warf ich mich über ihre Leiche, ich schrie laut, laut, daß ich sie liebe, daß jeder Pulsschlag meines Lebens ihr gehöre, meine Lippen sagten jetzt Alles, was ich so lange in mir getragen, aber ihre Ohren hörten es nicht mehr, es war — zu spät! — Wißt Ihr, was es heißt, das Wort: „zu spät!“ mit sich durch das Leben zu schleppen? Es ist der Wurm, der fort und fort nagt. Es ist der Mahnruf der Verzweiflung! Ich hätte sie vielleicht gerettet, wenn mein Mund nur einen einzigen Tag früher gesprochen hätte, ich hätte mir ein Glück gerettet, welches nun für immer verloren war. Ich berauschte mich, um diese innere Qual zu betäuben, und wenn ich aus meinem Rausche wieder erwachte, rief es mir gellend, höhrend in's Ohr: Zu spät! Ich habe auf meine Ge-

sundheit losgemüthet, ich habe keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um mein Leben einzusetzen, mein Körper hat Allem getrotzt! — Ich bin dort oben geblieben in der einfachen, ärmlichen Hütte. Christinens Mutter lebt noch — sie ist eine alte — alte Frau. Es kamen Tage, in denen der alte Geist wieder in mir aufblühte, ich fühlte noch die Kraft in mir, mich aufzuraffen, aber wenn ich scheiden wollte, dann hielt es mich mit Gewalt in den Räumen zurück, in denen sie gelebt und in denen sie gestorben war — durch meine Schuld. Ich bin geblieben, ich bin dort verkümmert und verkommen, ich weiß es. Was Ihr jetzt in mir seht, das ist nur der letzte, letzte, traurige Rest des Jugendfreundes, der einst so stolze Hoffnungen mit in das Leben nahm!"

Er stützte den Kopf auf beide Hände und Thränen rannen über seine braunen Wangen und tropften langsam auf den Tisch.

Tanner sprang auf und schloß ihn in die Arme, sprechen konnte er nicht.

„Tauber, Du bist noch nicht zu alt, um Dich von dem, was hinter Dir liegt, loszureißen!“ rief Berger. „Brauchst Du die Unterstützung eines Freundes, so vergiß nicht, daß ich Dein Freund bin.“

Tauber schüttelte langsam mit dem Kopfe.

Der Pfarrer streckte ihm die Hand entgegen.

Und der Schwergeprüfte ergriff sie.

„Wirst Du nun noch sagen, daß Jeder seines Glückes Schmied ist?“ sprach er. „Es giebt Menschen, die das Geschick nur als Ambos benutzt, und ein solcher Ambos war ich!“

„Ich nehme mein Wort zurück!“ rief Weinhold.

„Was ist aus dem Grafen geworden?“ fragte Tanner.

„Er ist seit Jahren todt!“ gab Tauber, ohne aufzublicken und sichtbar erschöpft zur Antwort. . . . Er hat sein Schloß im Gebirge nicht wieder betreten, denn er mußte, daß dort ein Mann lebte, der nichts vergessen. Er starb in Italien. Sein Leichnam wurde nach Deutschland gebracht und in der Schloßcapelle niedergesetzt. Ich habe die Rede gelesen, welche ein Geistlicher an seinem Sarge hielt, sie pries mit überschwänglichen Worten seine Tugenden und die Milde seines Herzens, welches nie von dem Pfade des strengen Rechtes abgewichen.“

„Der Geistliche wird den Grafen nicht näher gekannt haben,“ warf Weinhold ein.

„Ich weiß es nicht,“ gab Tauber ruhig zur Antwort.

„Und des Grafen Tochter — Urmgard?“ fragte Tanner.

Es leuchtete in Taubers matt gewordenen Augen wieder auf — er zögerte einen Augenblick mit der Antwort.

„Ich habe sie nicht wiedergesehen — ich glaube, sie ist glücklich geworden,“ sprach er dann. „Weshalb auch nicht — vielleicht glücklicher als mit mir!“

„Nein!“ rief Tanner. Der Gedanke, daß sie durch ihre Liebe Dein ganzes Lebensglück vernichtet hat, muß auch ihr Glück getrübt haben!“

Wieder lächelte Tauber bitter.

„Weiß sie denn, was aus mir geworden ist?“ entgegnete er. „Hat sie eine Ahnung von dem, was meine Brust durchwühlt und mich vor den Jahren alt gemacht hat? Und wenn sie es wüßte, so würde vielleicht einen Tag lang das Mitleid sich in ihr geregt haben und dann — vergessen! — Ihr kennt das Leben nicht. Wenn wir auf dem Wege eine Ameise oder einen Käfer zertreten, kümmern wir uns um das Leben, welches wir vernichtet? Wenden wir den Blick nur ein einziges Mal nach ihm zurück. Und doch haben sie dasselbe Recht zu leben wie wir!“

„Tauber, Du gehst zu weit,“ warf der Pfarrer ein. „Der Mensch ist das edelste aller Geschöpfe, die Thiere sind ihm unterthan, denn zwischen Mensch und Thier ist eine ewige Schranke gezogen.“

„Wo liegt dies Recht versiegelt?“ rief Tauber. „Der Mensch hat es sich in seinem Hochmuth selbst gemacht. Doch wir wollen nicht das Recht prüfen, denn die Macht kümmert sich um dasselbe nicht und der Mensch hat sich dasselbe nur angeeignet, weil er der stärkere ist. Es ist unter den Menschen selbst ja nicht anders, der stärkere siegt, der schwächere unterliegt.“

„Und doch warst Du stärker, als viele Tausend Andere,“ bemerkte Weinhold.

„Die Menschen urtheilen anders,“ fuhr Tauber fort. „In ihren Augen gelten nur Reichthum, Name und Stellung, ihnen beugen sie sich und nicht dem, was in der Brust eines Einzelnen lebt. Doch lassen wir das! Das Leben trennt Vieles, so auch die Ansichten. Es ist bereits spät und der Weg bis oben in's Gebirge ist weit und mühsam.“

Er erhob sich.

„Du willst doch heute — jetzt nicht heimkehren?“ rief Tanner.

„Weshalb nicht? Mir ist es seit langen Jahren gleichgiltig, ob es Tag oder Nacht ist. Wenn Nachts die Erinnerungen in mir aufsteigen — und das geschieht oft — dann treibt es mich hinaus, mag es regnen oder stürmen. Ich habe die Nacht gerne.“

„Ich lasse Dich nicht fort,“ fuhr Tanner fort. „Seit langen, langen Jahren sehen wir uns zum ersten Male wieder, nun laß das Wiedersehen nicht ein so kurzes sein.“

Auch Berger und Weinhold baten, daß Tauber noch bleiben möge, und er ließ sich wieder auf den Stuhl sinken — er mochte fühlen, wie erschöpft er war.

„Es ist nicht gut, daß Ihr mich hier behaltet, denn unter heitere und glückliche Menschen taue ich nicht mehr?“ entgegnete er.

„Thorheit,“ fiel Tanner ein, bemüht, durch einen heiteren Ton den Jugendfreund vergessen zu lassen, was hinter ihm lag. „Du warst einst der lustigste von uns Allen, nun will ich sehen, ob ich aus dem Schutte der langen Jahre die Perle der Heiterkeit nicht wieder auffinden und hervorholen kann.“

Tauber schüttelte schweigend mit dem Kopfe.

„Laß es mich versuchen,“ fuhr Tanner fort. „Sieh, wir sind hier zu

jammen gekommen, um auf Baumbach's Wohl zu trinken, das haben wir in ehrlicher und treuer Weise gethan, jetzt wollen wir unser Wiedersehen feiern, und die alten Jugenderinnerungen wieder aufschwäumen lassen."

Er bestellte Wein.

"Und wir sind Dir auch schuldig, zu erzählen, wie es uns ergangen ist," sprach Berger, sich an den still dastehenden Jugendfreund wendend. „Auch unser Leben ist nicht ohne Kampf gewesen und mancher Wunsch ist uns unerfüllt geblieben. Von dem stolzen, übermüthigen Jugendtraume hat Jeder ein gutes Stück abschneiden müssen."

"Halt, Berger, das laß mich erzählen," fiel Tanner heiter ein. „Ich kenne das am Besten und ich glaube, ich bin der aufrichtigste. Deine Worte stimmen nicht ganz genau. Sieh, was hat unser Freund Weinhold denn von seinem Jugendtraume abgeschnitten? Nichts?!"

Der Pfarrer wollte etwas einwerfen, allein Tanner ließ ihn nicht zum Worte kommen.

"Daß mich erzählen, ich spreche die Wahrheit," fuhr er fort. „Sieh Tauber, von Weinhold's Jugendtraume ist nichts abgeschnitten. Nachdem er die Universität verlassen hatte, machte er seine Examina, ob gut, das weiß ich nicht, denn ich verstehe nichts davon. Kaum hatte er das zweite Examen beendet, so erhielt er eine Pfarre und kaum vier Wochen später verheirathete er sich, denn eine Braut hatte er schon vorher erworben. Es ging Alles glatt. Der Segen seiner Ehe blieb nicht aus, ich kenne die Zahl seiner Kinder nicht, aber ich weiß, er besitzt soviel, daß in dieser Beziehung sein Wunsch wohl vollkommen erfüllt ist. Und mit dem Anwachsen seiner Familie erhöhen sich auch seine Einnahmen, denn schon zweimal hat er eine stets bessere Pfarre erhalten. Das finde ich nun zwar nicht mehr als billig, allein allen Menschenkindern wird es doch nicht so gut. Sein Jugendtraum ging nun zwar höher, allein wie lange wird es währen, so wird er Superintendent und die Hoffnung, Consistorialrath zu werden, sitzt ihm noch fest im Nacken."

„Freund, Du hast bei Deiner Schilderung meines Lebens nur helle und lichte Farben gewählt, vielleicht etwas zu hell," bemerkte der Pfarrer lächelnd, „ich kann wenigstens bestätigen, daß ich mit meinem Geschicke zufrieden bin und mich glücklich fühle. Aber ohne Schatten und ohne Kämpfe rinnt das Leben für keinen Menschen dahin und auch das ist ein Glück."

„Still, still, Weinhold, die Schatten Deines Lebens kenne ich nicht, es müßte sonst sein, daß Deine Jungen Dir den Kopf kraus machen!" fiel Tanner ein. „Ich gönne Dir ja Dein ruhiges, glückliches Leben und ich will auch bestätigen, daß Du es mit Würde erträgst. Der einzige Kampf, den Du kennst, das ist das Kämpfen um die Würde des Consistorialraths. Berger ist das Leben etwas schwerer gemacht, Tauber, Du weißt, daß schon in seinem Studentenloffe Umsturzideen wohnten. Diese Ideen waren ja gut, allein daß er als Referendar und angehender Rechtsanwalt sie zu verwirklichen suchte, das war nicht sehr praktisch. Jahrelang wurde ihm von Oben, wo solche Ideen

nun einmal nicht beliebt sind, scharf auf die Finger gesehen und hätte er einen weniger gewandten Kopf gehabt, so würde er im Gefängniß oder auf irgend einer Festung zu der Ueberzeugung gelangt sein, daß es gar nicht sein Veruß sei, den dummen Köpfen des Volkes Freiheiten und Güter zu erringen, die sie selbst nicht zu würdigen wissen. Zum Glück und namentlich durch seine Verheirathung kam ihm diese Ueberzeugung auch ohne Festung. Er lernte nun in seiner Ehe und Familie kennen, wie unendlich schwer es ist, die Herrschaft an sich zu reißen, gelungen ist es ihm nicht. Er trägt jedoch das Joch seiner Frau gern und willig und hat seine Ehre darein gesetzt, weit im Kreise der tüchtigste Rechtsanwalt zu sein. Das hat er erreicht. Er steht in dem Rufe Prozesse zu gewinnen, an deren Möglichkeit er selbst verzweifelt, und Eins kann ich noch hinzufügen, wenn ich nicht schon zu alt wäre und mein Kopf zu solchen Dingen taugte, dann würde ich Rechtsanwalt, denn lohnend ist dieser Beruf. Berger ist ein reicher Mann, ich muß aber zu seinem Ruhme bemerken, daß er mir armen Jugendfreunde gegenüber nie mit seinem Reichthume geprunckt hat.“

Berger lachte.

„Taubert,“ rief er. „Nimm von Allem, was Tannert sagt, einen kleinen Theil, dann hast Du die Wahrheit. Weil ich nie klage, deshalb hält er mich für reich. Tannert, darf ich nun Dein Leben schilbern?“

„Nein, das kann ich selbst,“ fiel der Arzt ein. „Es ist auch mit wenigen Worten abzumachen. Als ich mich als Arzt niedergelassen hatte, da sehnte ich mich nach recht vielen Patienten und wenn ich auch nicht nach Geld strebte, so schimmerte mir doch hinter den vielen Patienten ein goldener Berg hervor. Jetzt habe ich die Patienten, aber der Berg ist geschwunden. Sterben meine Kranken, so klagen ihre Angehörigen, und mache ich sie gesund, so vergißt mehr als die Hälfte mir die Mühe zu lohnen. Das hat mir indessen meinen Beruf nicht verleidet, ich liebe ihn und bin auf Eins stolz, darauf, daß selbst der Vermiste mir nicht nachsagen kann, ich habe ihn mit geringerer Sorgfalt behandelt als den Reichsten.“

„Das ist die Wahrheit!“ rief Berger und hielt ihm sein Glas entgegen und auch Weinhold stieß mit ihm an.

„Und mein Beruf?“ fragte Taubert vor sich hin in das gefüllte Glas blickend.

„Ist jetzt mit uns heiter zu sein!“ rief Tannert und seinem lustigen Geiste gelang es, für kurze Zeit die Furchen auf der Stirn des Jugendfreundes zu glätten, der schäumende Wein unterstützte ihn darin.

Und Taubert schüttelte gewaltsam ab, was hinter ihm lag, sein Geist leuchtete wie einst auf, sprühend, hinreißend. Er lachte, der bittere Zug seines Gesichtes war geschwunden, der Blick der Freude hing an seinem Munde und er riß sie mit sich hin zu tollster Lust. Er war der Alte wieder.

Aber inmitten dieser lustigen Stimmung ließ er plötzlich den Kopf auf den Arm nieder sinken und weinte laut und schmerzlich.

Die Freunde sprangen auf und suchten ihn zu beruhigen — er schien ihre Worte nicht zu vernehmen. Endlich richtete er den Kopf langsam empor.

„Kommt, es ist spät, wir wollen zur Ruhe gehen, in diesem Hause wird wohl noch ein Zimmer für mich sein,“ sprach er mit ruhiger Stimme.

„Du schläfst mit in meinem Zimmer!“ rief Tanner.

„Nein, nein, — ich bedarf der Ruhe,“ entgegnete Tauber. „Nun kommt.“

Weinhold wollte den Freunden sogleich Lebewohl sagen, weil er am folgenden Morgen heimkehren wollte.

„Wir trinken morgen früh in diesem Raum erst noch den Kaffee zusammen.“ warf Tanner ein. „Soviel Zeit mußt Du uns noch opfern; ich übernehme die Verantwortung Deiner Frau gegenüber, obgleich ich sie nicht kenne.“

Mit einem Händedruck sagten die Freunde einander gute Nacht und Jeder begab sich auf sein Zimmer.

Tanner lag längst im Bette, als er noch lange Zeit in dem Raume über seinem Zimmer einen langsamen, schweren Schritt vernahm, der sich gleichmäßig hin und herbewegte. Er kannte Taubers Zimmer nicht, sollte es der Jugendfreund sein, der noch immer keine Ruhe fand? Er entschlief.

Weinhold, Tanner und Berger saßen am folgenden Morgen schon geraume Zeit in dem Gastzimmer am Kaffeetische und warteten auf Tauber. Der Pfarrer war ungeduldig, weil er abzureisen wünschte und dem Jugendfreunde doch Lebewohl sagen wollte.

„Laß ihn doch schlafen, denn er bedarf der Ruhe,“ warf Tanner ein. „Er hat gestern einen weiten Weg zurückgelegt und mehr als das hat ihn die Erzählung seines Lebens angegriffen. Ich sah es ihm an, wie gewaltig das in ihm stürmte, seine breite Brust rang mehr als einmal nach Kraft.“

„Ich fühle tiefes Mitleid mit ihm,“ sprach Berger. „Sein Geschick ist mir heute Morgen durch den Kopf hingefahren, er darf aber nicht ganz verkuimmern; wie viel Kraft noch in ihm steckt, hat er gestern Abend deutlich gezeigt — laßt uns berathen, wie wir ihm das Leben wieder gewinnen, ich will kein Opfer scheuen.“

„Auch ich bin bereit, ihm nach Kräften zu helfen,“ entgegnete Weinhold. „Aber wird er sich in dem Leben und unter den Menschen noch zurecht finden? Wird er andere Verhältnisse noch ertragen? Ich begreife, daß er verbittert ist, aber wird ihm diese Stimmung nicht schwere, schwere Kämpfe bereiten, wenn er mit ihr in das öffentliche Leben tritt?“

„Sein Charakter ist stark genug, um sich zu beherrschen und auch dies zu überwinden,“ bemerkte Berger.

„Ich glaube, Weinhold hat recht,“ sprach Tanner ernst. „Es kommt aber noch eine andere Frage hinzu; ist er überhaupt gesonnen, sein bisheriges Leben aufzugeben und unsere Hilfe anzunehmen? Ich glaube beides nicht. Ich habe ihm einst am nächsten gestanden, überlaßt es mir, ihn zu erforschen und in ihn zu bringen, ich werde es mit Schonung thun, denn mein Blick ist schärfer als der Curige und ich befürchte, sein Geist, oder laßt mich sagen, sein Gemüth, hat durch das schwere Geschick, das ihn betroffen, gelitten.“

Die Freunde waren damit einverstanden.

Da Tauber nicht kam, stand Tanner auf, um ihn zu holen. Schon nach

wenigen Minuten stürzte er bleich wieder in das Zimmer. Er hielt ein Papier in der Hand, sank, noch ehe die Freunde eine Frage an ihn richten konnten, auf einen Stuhl, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und weinte laut.

„Tanner, was ist geschehen?“ riefen Berger und Weinhold gleichzeitig und bestürzt.

„Er ist todt!“ gab Tanner zur Antwort, ohne die Hände sinken zu lassen.

„Todt — unmöglich! Unmöglich!“ rief Berger.

„Hier — hier lies,“ sprach Tanner, den Freunden das Papier reichend.

Dasselbe enthielt nur wenige, flüchtig mit Bleifeder geschriebene Worte, dieselben lauteten:

„Nur ein letztes Lebewohl will ich Euch sagen und Euch die Bitte an's Herz legen, mild über mich zu urtheilen. Verdammt mich nicht, weil ich ein verfehltes Leben, welches mir mit jedem Tage mehr zur Last geworden ist, von mir werfe, selbst wenn Ihr mich nicht begreift. Wie elend ich bin, das — das habe ich erst vollkommen erkannt, als ich wieder unter Euch saß und Eure lieben Gesichter sah. Ich dachte der glücklichen Zeit, da ich noch hoffte und strebte wie Ihr, wo das Leben noch sonnig vor mir lag — mein Hoffen war nur ein Traum! Ich kann und will nicht mehr leben, wollte ich mich auch aufraffen, so weiß ich doch, daß ich die Erinnerungen, die mich Tag und Nacht soltern, wie eine schwere Last mit durch das Leben schleppen würde, denn unlösbar sind sie an mich gekettet. Ich bin auch müde — müde wie ein vom Schicksale geheftetes Wild. Ich frage nicht mehr, weshalb mich — mich das Alles betroffen hat, denn mit dieser Frage habe ich seit Jahren meinen armen Kopf zermartert und doch keine Antwort gefunden. Das elende Lebensstück ist endlich — endlich zu Ende gespielt — mir wird leichter, nun ich den Vorhang fallen sehe! — Laßt mich hier begraben — die Mittel findet Ihr in meiner Tasche, und wollt Ihr dem Todten noch ein Liebes erweisen, dann gedenkt der armen, alten Frau oben im Gebirge, in deren Hause ich so lange gelebt. Nun meine letzte Bitte: Trinkt auf mein Wohl, Ihr habt es ja einst gelobt! Tanner sagte gestern: Einer nach dem Andern — jetzt möge der Tod lange, lange Jahre eine Pause machen! Trinkt auf das Wohl Eures unglücklichen
Tauber.“

Erschüttert sank Berger das Papier aus der Hand.

„Er hat sich das Leben genommen?“ fragte er mit bebender Stimme.

„Erschossen,“ gab Tanner kaum hörbar zur Antwort.

Die drei Freunde gingen hinaus in das Zimmer des Todten. Da lag er ausgekleidet auf dem Bette, den Revolver, mit dem er sein Herz so sicher getroffen, noch fest mit der Rechten umklammert haltend. Das Gesicht war ruhig, edel, kein bitterer, düsterer Zug entstellte es mehr, der Tod hatte ihm Erlösung und auch Versöhnung gebracht.

Schweigend standen die drei Freunde neben dem Todten, Tanner hatte die bereits erkaltete Hand desselben erfaßt.

„Ihm ist wohl,“ sprach Weinhold. „Wir wollen seine Bitte erfüllen

und nicht über ihn richten. Wer so viel gelitten hat wie er, der wird auch droben einen milden Richter finden.“

Er strich dem Todten zum letzten Gruße mit der Hand über die Stirn hin, reichte den beiden Freunden zum Abschiede die Hand und stieg dann hinab, wo der Wagen zur Heimkehr seiner bereits harrete.

Tanner und Berger blieben bei dem Todten zurück; sie konnten so schnell nicht scheiden.

„Ich bleibe hier, bis er in die Erde gesenkt ist,“ sprach Tanner. „Ich will an seinem Grabe mein Wort einlösen.“

Berger drückte ihm die Hand und erwiderte: „Ich bleibe bei Dir.“

Schweigend stiegen sie hinab.

Die Stadt und die Geistlichkeit weigerte sich, den Selbstmörder auf dem Friedhofs aufzunehmen. Berger gelang es endlich, durch ein sehr reiches Geschenk für die Armen der Stadt, dem unglücklichen Jugendfreunde einen engen Raum hart an der Mauer des Friedhofes zu erkaufen. Dort wurde Tauber in der Abenddämmerstunde des zweiten Tages in die Erde gesenkt. Es folgten seinem Sarge nur zwei Männer, Tanner und Berger, und es war auch genug, denn es waren zwei ehrliche und treue Herzen.

Und als der Hügel über dem Selbstmörder nachlässig aufgeworfen war, da kehrten die beiden Freunde in das Wirthshaus zurück und ließen sich an demselben Tische nieder, an dem sie zwei Abende zuvor gefessen, um auf Baumbachs Tod zu trinken. Die gefüllten Gläser standen vor ihnen, aber sie tranken nicht. Tanner hatte den Kopf auf beide Hände gestützt und blickte starr vor sich hin. Endlich erfaßte er sein Glas und hielt es dem Freunde zum Anklingen hin, es galt auf Taubers Wohl, er wollte trinken, eine Thräne rann von seiner Wange in das Glas, dann leerte er es auf einen Zug.

„Ihm ist wohl,“ sprach er. „Ich habe Frau und Kind, an Allem was ich mir erworben habe, hängt Mühe und Arbeit und doch würde ich es mit Freuden hingeben, wenn ich das Leben zurückkaufen könnte, wie es einst war. Ihm war so viel gegeben und verheißen und nichts ist von dem Verheißenen erfüllt! Mich erfaßt Bangen, wenn ich an meine eigene Zukunft denke. Kann nicht auch uns das Geschick noch schwer treffen?“

„Freund, der Blitz trifft zuerst die höchsten Bäume und Tauber ragte über uns empor,“ entgegnete Berger.

Wieder schwiegen Beide und wieder blickte Tanner starr vor sich hin.

„Ich will nach der alten Frau im Gebirge forschen,“ sprach Tanner nach einiger Zeit, „ich will dem Todten ein Liebes erweisen.“

„Halt! Tanner!“ fiel Berger ein und legte die Hand auf die Rechte des Freundes. „In heiterer Stimmung hast Du Tauber erzählt, daß ich ein reicher Mann sei, das Glück ist mir günstig gewesen, nun überlaß dies mir und sei überzeugt, daß ich in Deinem Namen mit mich der Alten annehme!“

Tanner drückte die Hand des Freundes, dann leerten sie das letzte Glas auf das Wohl des Todten!



Ein Phantast auf dem Kaiserthrone.

Von

A. u. Pflugk-Hartung.

— Tübingen. —

Es ist den Gestalten des Mittelalters eigen, daß wir nur selten ihre Charaktere zu erforschen vermögen; fast immer hat das psychologische Moment zurückzutreten, gerade dasjenige, welches der Geschichte den höchsten Reiz verleiht. Gewiß beruht hierin ein Hauptgrund, weswegen dieser Theil der Vergangenheit, eine Zeit elementarer Leidenschaft, gewaltigen Thatendranges, zähester Unverwüstlichkeit, weswegen gerade das Mittelalter uns so fernliegend erscheint, so nebelumschleiert. Schon an und für sich waren damals die Menschen weniger verschieden geartet, als die der Jetztzeit, der Einzelne trat zurück vor dem Stande, dieser, der Stand, war das Gefäß, innerhalb dessen erst die Person ihrer Eigenart theilhaftig wurde. Die Lebensverhältnisse erwiesen sich einfacher, der Gesichtskreis und die Bedürfnisse beschränkter, die Zuflüsse an Bildung weniger mannigfach, der Andrang von Neuerungen minder gewaltsam. Dazu kommt, daß unsere Berichte, unsere Quellenchriften, durchweg nur dürftig zu sein pflegen, daß sie fast alle einer geistlichen Feder entsprossen, und zwar meistens gar noch der eines Mönches, den die Klostermauer umgab. Es geschah, weil der Clerus der einzige Stand von gelehrter Bildung war, der Regularer mehr Muße zum Schreiben hatte, als der vielbeschäftigte Seculare. Doch jener Clerus war nicht national, er war römisch-katholisch, im Besitze einer greisenhaften Cultursprache, deren Begriffe nur zu oft denen der jugendlich unentwickelten Völker fremd blieben. Klarheit und Schärfe der Darstellung mußten dadurch leiden, wie sich andererseits ein erdrückendes Uebergewicht des geistlichen Elementes, geistlicher Interessen und Anschauungen konnte geltend machen. Wir besitzen fast nichts an Quellenmaterial aus der eigentlichen deutschen Kaiserzeit, sei es erzählend, urkundlich, oder brieflich, was nicht zur Kirche in Beziehung steht. So gefehlt sich also zu dürftig ausgebildeter Charaktermannigfaltigkeit eine dürftige einseitige Ueberlieferung, in der das meiste gebrochen erscheint, fast Alles verblaßt. An Stelle der farbengeschmückten Panzerreiter auf schraubenden

Rosfen, der flatternden Standarten, der Kampfesfreude, der Lust an der Gefahr, des Lebensüberflusses treten nur zu oft und zu breit die ausgedörrten Helden der Askefe mit weltflüchtiger Himmelsfücktelei, mit schematischen Wunderthaten, ihrem Nergeln und Schelten über die Welt und deren Freuden.

Es bedarf schon besonders günstiger Umstände, wenn wir bei einzelnen Personen klarer sehen, wir ihr inneres Leben, die Triebfedern ihrer Handlungsweisen erkennen wollen. Entweder zufälliger Reichthum an Berichten muß vorhanden sein, oder ein besonders eigenartiger Mensch. Dieses letztere war nun in hervorragendem Maße derjenige, der uns hier beschäftigen mag, der Urentel Kaiser Ottos des Großen, gleichfalls Otto geheißten, der dritte in der Zahlenreihe.

Aber, wie fast stets in der Geschichte, so vermögen wir auch diese Erscheinung nur zu verstehen, zu würdigen, wenn wir sie nicht gesondert betrachten, sondern innerhalb der Zeit, in welche sie hineinversetzt war. Und thun wir das, so erkennen wir wieder das bereits oben Gesagte, wir sehen, wie das scheinbar so stark Individuelle zurücktritt, wie Otto III. bei allen seinen Sonderheiten, oder richtiger gerade durch seine Sonderbarkeiten gleichsam als einer der Repräsentanten seines Zeitalters dasteht, als ein Mikrokosmos eines großen Theiles der damaligen Menschheit.

Um die Wende des ersten Jahrtausends und im Laufe des kommenden Jahrhunderts zeigten sich die abendländischen Culturvölker, zumal die romanischen, in einer Weise religiös erregt, von Glaubensdrang und =Gier durchseht, wie fast nie wieder vor noch nachher. Die Glühhize der Gemüther schlug sowohl nach innen, als sie gewaltsam nach außen drängte. Aus glänzenden Pfälzen und holzgefüzten Hütten entflohen plötzlich die Bewohner, um sich hinter düsteren Klosterwänden zu verbergen, die tiefste Einsamkeit des Waldes, die Schluchten des Gebirges aufzusuchen. Man haschte förmlich nach Demuth, stolze Würdenträger unterzogen sich niederen Knechtendiensten, fast Niemand übernahm die Würde eines Bischofs, ohne sich scheinbar dazu zwingen zu lassen. Das Mönchsweesen begann großartige Verhältnisse anzunehmen, das streng asketische südfrenzösische Kloster Cluny zählte allmählich nahe an vierzig Tochterstiftungen, die alle der Leitung des Mutterklosters untergeben waren. In Verachtung jeden Lebensgenusses konnte man hier soweit gehen, sich sogar des Nehens zu enthalten, Tage und Nächte lang auf den Knien zu liegen, um sich gewaltsam die Gnade des Himmels zu erzwingen. In Süd-Italien wurde der heilige Nilus Regenerator der Einsiedlermönche, in Nord-Italien trat der heilige Romuald hervor. Er begründete den strengen Orden von Camaldoli und Balumbroso, der die Welt des Fleisches für verloren ansah und das Heil der Seele nur glaubte retten zu können in menschen scheuester Zurückgezogenheit. Das blutige innere Ringen bringt ein Zeitgenosse, der Bischof Thietmar von Merseburg, mit den Worten zum Ausdruck: „ich klage mich beständig selber an, aber ich zahle meine Buße nicht nach Gebühr“; in Wahrheit kennt er keinen schlechteren Menschen als sich. Von der

Kaiserin Adelheid berichtet ihr Biograph: „unablässig im Gebete hatte sie Ktel vor dem Irdischen und schmachtete mit ganzer Seele nach dem Himmel“; in dem gefühlslotterigen Bischofe Adalbert von Prag erwuchs eine Art Sucht nach dem Martyrium; als seine Böhmen sie nicht befriedigten, ging er zu den Preußen, die ihm den gewünschten Dienst leisteten. Die Heiligen mehrten sich in fast Schrecken erregender Zahl, doch nicht bloß die Heiligen erfüllten die Welt, ihnen zur Seite erstanden ihre Gegenbilder: die Sectirer. Auch sie, die man später Ketzer geheißen hat, zielten ab auf Heiligung des Einzelnen, auf Läuterung der Welt, vermochten sich aber nicht auf dem überwucherten Boden des Dogmas zu halten; ihr Auftreten ist ekstatisch, von Träumen bewegt und Visionen. Als im Jahre 1010 eine blutige Judenverfolgung losbrach, wirkte sie fördernd zurück auf die Ketzerrei; in den zwanziger Jahren des elften Jahrhunderts war sie fast schon durch das ganze Frankreich ausgebreitet und damals rauchten auch düster die ersten Scheiterhaufen, es geschah zu Orleans, an den sonnigen Ufern der Loire. Unruhig suchend tasteten die Menschen umher, viele ergriffen den Wanderstab und pilgerten zu fernen Wallfahrtsorten, nach Paris, Tours, St. Jago di Campostella, Rom und in noch weitere Fernen. Andere suchten nicht nur das Ich zu heiligen, sondern dessen Heilslehre hinauszutragen in die Welt, zu den Heiden, welche noch die gesammten nordgermanischen Länder und die des Ostens bis zur Elbe bewohnten. Der weitverbreitete Glaube, daß mit dem Jahre 1000 die Welt untergehe, erhöhte die geistige Temperatur, brachte Alles in eine hastigere Bewegung, förderte das religiöse Vorstürmen nach außen: Es galt die dem Tode verfallenen Seelen zu retten, bevor es zu spät!

Hier war es nun entscheidend, daß allmählich das Heidenthum bei den betreffenden Völkern zu weit zerfallen und aufgelockert war, um seinen Bekennern genügen, einem kräftigen Stoß von außen noch Stand halten zu können. Bei den Norwaniern war es Olav Trygvason, der ihn führte. Als er in England die Taufe empfangen hatte, landete er im Jahre 995 an Norwegens Küste, erwarb sich den Königsthron und zwang seinen Unterthanen mit List und Gewalt den neuen Glauben auf. Dann ging es weiter nach den zu Norwegen gehörigen Inseln, den Shetland, Hebriden, Faröer und bis nach Island. Hier hatte ein deutscher Missionar Namens Dankbrand sein sonderbares Betehrungswerk getrieben. Einem vornehmen Isländer hatte er in offenem Zweikampfe die Ueberlegenheit des Christenthums bewiesen, einen gefürchteten Berserker, der durchaus nicht glauben wollte, schlug er einfach todt. Im Jahre 1000 standen sich an dem isländischen Gesetzesberge Heiden und Christen gegenüber und glücklich, ohne Blutvergießen, gelang es, das Christenthum auf dem Wege des Landrechtes durchzusetzen. In demselben Jahre 1000 schloß der Dänenkönig einen Vertrag mit Olaf von Schweden, welcher Dänemark für immer der Kirche sicherte, Schweden ihr endgültig eröffnete. In dem Jahre 1000 wurde in Polen über dem Grabe des heiligen Adalbert das Erzbisthum Gnesen errichtet, wenige Monate

später setzte sich der Magyare Stefan die vom Papste geweihte Königskrone auf das Haupt und legte zu Gran den Grundstein für eine Metropole des neuen christlichen Ungarn. Und um dieselbe Zeit beginnt der russische Großfürst zu Kiew sich den christlichen Namen beizulegen, bald mußten die Bewohner der weitumliegenden Flachlande auf Wladimir's Herrengebot an die Ufer des Dnjepr pilgern, um weinend ihren Götzen von der Fluth hinabgespült zu sehen. Am Wolchow, im reichen Nowgorod, fiel das Bild des heiligen Perun, und wo es mit Güte nicht ging, da „hat Putjata mit dem Schwerte und Dobrinja mit Feuer getauft“. Bei dem Jahre 1000 können wir den Markstein setzen, an welchem für die Völker von Nord- und Ost-europa die heidnische Zeit aufhört und die christliche beginnt. Ja, nach einer nicht viel späteren Notiz erzeugte der allgemeine Glaubenseifer schon den kühnen Gedanken eines Kreuzzuges gegen die Saracenen zur Befreiung von Jerusalem, zur Erlösung des Erlösergrabes.

Doch während so die Kirche gehoben im Innern dastand, streitfertig und siegreich nach außen, erwiesen sich die Häupter derselben, die Päpste in Rom, mit kurzer Unterbrechung als ohnmächtige Schattengestalten, als Spielzeuge in der Hand gewaltthätiger Machthaber, selbstüchtiger römischer Adelshäupter. Es war Otto III., der jene kurze Unterbrechung bewirkte. Schon sein Großvater hatte mit nerviger Faust das Papstthum aus dumpfem Halbschlummer emporgerüttelt; er hatte den sittenlosen Johann XII. absetzen und einen würdigen Mann auf den Stuhl Petri erheben lassen. Endlich hatte ihm das Volk von Rom gelobt, niemals ohne seine oder seines Sohnes Genehmigung eine Papstwahl vorzunehmen. Der Wille des deutschen Kaisers war damit am Liber maßgebend geworden. Wie Otto I. so hatte auch Otto II. kraftvoll in Italien gewaltet. Zu Verona tagte eine große Reichsversammlung von deutschen und italienischen Großen, welche wie keine zweite die Zusammengehörigkeit beider Länder darstellte, sie beide als gemeinsame Glieder des heiligen römischen Reiches faßte. Der kleine Otto III. wurde hier zum Thronfolger erhoben. Durch die Erzbischöfe von Ravenna und Mainz, also durch die zwei vornehmsten Kirchenfürsten beider Reichshälften nach dem Papste, wurde das dreijährige Kind über die Alpen geführt, um in Aachen, der alten Krönungsstadt, die Krone zu empfangen.

Am Weihnachtsfeste des Jahres 983 ging die feierliche Handlung von statten. Noch saß man beim Krönungsmahle, als plötzlich die Kunde kam: gestorben sei der Vater, verwaist sei das Kind und wie das Kind, so das Reich! — Im Paradiese von St. Peter, in altrömischem Sarge, wurde der Todte beigelegt, die einzige Kaiserleiche, welche in der Stadt der sieben Hügel zur Ruhe getragen.

Das vorzeitige, unerwartete Ereigniß gab den Staat gefährlichen Wirren anheim. Nach unzweifelhaftem Rechte war Heinrich von Bayern als nächster Schwertmage, als nächster Verwandter männlicher Seits, Vormund des Kindes. Wegen wiederholter Empörungen war er aber unlängst seines Herzog-

thums beraubt und nach Utrecht zur Haft gebracht worden. In Freiheit gesetzt, bemächtigte er sich sofort seines Mündels und begann ehrgeizige Pläne zu spinnen, welche auf nichts Geringeres abzielten, als für sich selber den Thron zu erwerben. Kaum wurden diese Absichten ruckbar, als auch schon ein zweiter Mann in die Schranken trat, König Lothar von Frankreich, der nächste Verwandte von Seiten der Spindel. Auch er erhob Ansprüche auf die Vormundschaft, in eigennütziger Gesinnung wie Der, den er verdrängen wollte. Bei dieser augenscheinlichen Gefahr erstand mit wachsendem Ansehen eine dritte Partei, den Erzbischof Willigis an der Spitze, denjenigen, der zu Aachen die Krönung vollzogen hatte, und ihren Bemühungen ist es gelungen, die strittige Mundschaft der Mutter zuzuwenden. Bei Worms wurde Heinrich gezwungen, den Knaben auszuliefern.

Eine Reichsverweserschaft folgte, erst von der Mutter gehandhabt, der griechischen Kaisertochter Theophano, welche, herrschensgewohnt, das Ansehen des Thrones aufrecht zu erhalten strebte; in Rom und Ravenna hat sie persönlich zu Gerichte geseffen. Als sie dann nach wenigen Jahren der Last erlag, übernahm die Großmutter Adelhaid, Gemahlin Ottos I., die Regierung, weniger kraftbewußt und politisch taktvoll, mehr religiös, asketisch gesonnen. Beide Frauen stützten sich vornehmlich auf die Bischöfe, die entschiedensten Anhänger der Legitimität, unter denen Willigis von Mainz hervorragte; ein Mann von dunkler Herkunft, aber ungewöhnlichen Geistesgaben und unbedingter Zuerlässigkeit. Die alte Ottonenpolitik, deutschen Männern italienische Bischümer zuzuwenden, trug jetzt, während der erlahmenden Reichsgewalt, treffliche Früchte; das stets auffässige Italien blieb im Ganzen ruhig. Allein jedoch konnte das Regiment nicht auf die Bischöfe begründet werden, wohl oder übel mußte auch der zweite Machtfactor des damaligen deutschen Staates, mußten auch die Stammesherzöge herangezogen werden. Immer bereit, ihre Sonderbestrebungen geltend zu machen, fanden sie Zeit und Umstände trefflich dafür geeignet. Namentlich in Bayern und Thüringen sehen wir deutlich, wie sich die Bande lockern, welche mit dem Reiche verknüpften, wie man wieder anfang selbständiger zu werden, eigenwilliger zu handeln; weiter noch drängte das trotzige Bauernvolk der Friesen, welches sich damals fast aller Verbindung mit dem Reiche entzog. In Dänemark ging der deutsche Einfluß während des Getöses eines blutigen Bürgerkrieges verloren, mit den Slaven längs der Elbe setzte es einen langjährigen Kampf, dem erst die beiderseitige Ermattung ein Ende machte. Böhmen konnte nur durch das Eingreifen der Polen wieder unterworfen werden, und in Polen selbst gelangte mit Boleslaw Chrobri einer der gewaltigsten kriegerischen Fürsten zur Herrschaft, der sich bald als gefährlichster aller östlichen Nachbarn erweisen sollte.

Unter diesen Ereignissen wuchs Otto III., sorgfältig gebildet, zum Sünglinge heran, zum schönen, selten begabten aber unsagbar phantastischen Sünglinge; von Frauen verhätschelt, von Schmeichlern verdorben, allseits angefaunt als das Wunder der Welt.

Persönliche Neigung und sachliche Erwägungen riefen ihn, siebenzehn Jahre alt, nach dem Süden, nach Rom, wo Papst Johann XV. in immer tiefere Abhängigkeit von der Crescentinischen Adelsclique gerieth. Zu Anfang des Jahres 996 sammelte sich in Regensburg ein stattliches Heer. Von dem Mainzer und Salzburger Erzbischofe und vielen Bischöfen umgeben, verließ Otto im Februar die Stadt; die heilige Lanze wurde ihm vorausgetragen, unter Psalmen und Lobgesängen bewegte sich der Zug von dannen. Noch lag die Schneedecke des Spätwinters auf dem Brenner, als schon die deutschen Schaaren über ihn hinabstiegen in die lockenden Gefilde der Lombardei. Zu Pavia leisteten die Fürsten Italiens den Huldigungseid, in Ravenna trafen Brieife und Boten aus Rom ein, welche dem Könige den eben erfolgten Tod des Papstes meldeten. Kraft des ihm von seinem Großvater überkommenen Rechtes ersah Otto seinen Vetter Brun zum Nachfolger in der apostolischen Würde. Wiligis geleitete diesen, einen kaum 24 jährigen Geistlichen, nach Rom, wo seine Wahl von Clerus und Volk anerkannt, er geweiht wurde und den verheißungsvollen Namen Gregor V. annahm. Kurze Zeit darauf, am Himmelfahrtstage, erfolgte dann die Krönung Ottos zum Kaiser, Patricius und Schirmvogt der Römer mit einer fast märchenhaften Pracht. In den Krönungsmantel sah man den ganzen Thierkreis mit Perlen und Edelsteinen gefickt, nicht weniger als 355 goldene Glöckchen hingen daran. — Demnach lag nunmehr die oberste Waktung in den Händen zweier Jünglinge, eng verbunden durch Freundschaft und Verwandtschaft, beide, wie sich bald zeigen sollte, ihrer schweren Aufgabe nicht gewachsen.

Um dieses zu verstehen, müssen wir uns das für kurze Zeit energisch in den Vordergrund tretende Rom zu vergegenwärtigen suchen. Kirchlichkeit und Müßiggang waren dort trefflich gediehen. An Stelle von Thermen und antiken Tempeln erhoben sich Kirchen und Klöster; nicht weniger als zwanzig sollen damals im Besitze von Nonnen, vierzig von Mönchen und sechzig von Kanonikern bewohnt gewesen sein; diejenigen ungerechnet, welche außerhalb der Stadt lagen, und der sonstigen Gotteshäuser und Capellen, deren es überreichlich gab. Das heißt also, die verhältnißmäßig niedrige Bevölkerungsziffer in Betracht gezogen, ein krankhaftes Ueberwiegen des geistlichen Elementes, krankhaft um so mehr, als es im Laufe der letzten hundert Jahre seine Wirksamkeit nach außen nahezu eingebüßt hatte und in der Stadt stagnirt war. Von glaubwürdigen gleichzeitigen Autoren wird berichtet, wie man hier zu Allem fähig war, zwischen Heiligem und Profanem keinen Unterschied machte, wie jedes Gefühl von Pietät, wie Treu' und Glauben erstorben. Alle Leidenschaften traten an den Tag, neben schwärmerisch glühender Religiosität und Hingebung, düsterer Menschenscheu, wahnsinniger Freude an Selbstvernichtung, die kälteste Berechnung, die gemeinste Niederlichkeit, die ungemessenste Herrschsucht. Weiber hatten den apostolischen Stuhl mit ihren Günstlingen besetzen können, wiederholt hatte man Päpste in's Gefängniß wandern, langsam verhungern gesehen, ihre Leichen hatten auf

offener Straße gelegen und selbst das Grab war ihnen keine sichere Ruhestätte gewesen. Die Thatkraft des Papstthums war geschwunden, das Kirchengregiment erlahmt, und jene Macht, welche sich schon stolz der Vergabung der Kaiserkrone gerühmt hatte, sie war hinabgesunken zum ersten Bisthume des deutsch-italienischen Reichs; der Träger der Würde war wieder, wie zur Zeit Karls des Großen, erster Unterthan geworden, geblieben aber im Vollbesitze seiner Ansprüche.

Es konnte nicht fehlen, daß dieses Mißverhältniß zwischen Wesen und Schein, diese Vernachlässigung höchster Pflichten Erbitterung und Widerspruch erzeugte. Zunächst verlich ihm Erzbischof Wilhelm von Mainz offenen Ausdruck: er schrieb an Papst Agapet: „den Bischöfen, den Aügäpfeln Gottes, sei das Recht ihres Standes entzogen, jede Kirche erleide Verluste, die Person eines Erzbischofs werde angetastet und bei alledem sei von Rom keine Hülfe gekommen, sondern liebäugelnd mit dem königlichen Belieben, wolle es noch ohne Weirath des deutschen Episkopats in deutsche Angelegenheiten eingreifen.“ Als dann einige Jahrzehnte später das karolingische Haus in Frankreich gestürzt und das Capetingische zur Herrschaft kam, sind Reden gefallen, wie selbst die Reformation sie kaum schärfer zu Tage gefördert hat. „Nur der ist wirklich Papst,“ hieß es dort unter Anderem, „der die übrige Geistlichkeit an Vollkommenheit überragt, der unwürdige Papst ist ein Götzenbild; nur Gott kommt es zu, zu richten und zu verdammen, ihm soll man mehr gehorchen als den Menschen, und der da in Rom sitzt, ist nichts als ein Mensch, ein Heide und Böllner, wenn er gegen seinen Bruder sündigt; ein illegaler Spruch von dorthier ist zu verachten!“ — Der Führer des gallicanischen Episkopats war Gerbert, der geistesmächtige Erzbischof von Reims. Ihm gegenüber standen namentlich die „freien“ Klöster, an der Spitze der schwungvolle Abt Abbo von Fleury. Für sie waren die Bestrebungen der Bischöfe, welche auf unbedingte Kräftigung dieses Standes und Herabdrückung anderer Elemente abzielten, äußerst Gefahr bringend, denn bei dem schwach entwickelten Königthume war es den großen Klöstern und Congregationen gelungen, sich einseitiger als anderswo geltend zu machen. Mit der Losfagung des Einzelnen von der Welt verband sich das stärkste Streben der Bruderschaft nach Reichthum und Macht. Hier also war der Punkt, wo Kloster und Bisthum an einander rannten. Wiederholt kam es zu blutigen Austritten, in der Kirche von St. Denis wurde der Erzbischof von Sens durch einen Arthieb im Rücken verwundet. Der natürliche Bundesgenosse der Mönche war der Papst, doch vergebens ordnete dieser Legaten ab, vergebens berief er ein Concil nach Rom, vergebens drohte er mit dem Banne, die Waffen des heiligen Petrus waren schlechterdings abgenutzt. Selbst Abbo von Fleury konnte nicht umhin, in einer von ihm verfaßten Canonesammlung, den Papst fast ganz zurücktreten zu lassen, die kirchliche Schutzgewalt nicht ihm, sondern dem Könige zuzuwenden. Der deutsche Clerus stand wesentlich auf Seiten des Papstes, denn Rom gehörte zum deutschen Reiche, und Roms Ansprüche konnte man dadurch auf dieses übergegangen erachten.

In solch' krause Verhältnisse trat nun Gregor V., der erste deutsche Papst, mit seinem Beschützer, dem dritten Otto. Begabt war der Kirchenfürst, von schönem Aeußeren und großem Wissen, er war dreier Sprachen mächtig und bewandert in weltlicher Literatur, dabei stolz, voll kochender Leidenschaft und von der ganzen Härte des sächsischen Stammes, dem er mütterlicher Seite angehörte. Sein Ziel war: Zurückeroberung des alten päpstlichen Ansehens. Aber aufgewachsen unter einem ganz andern Himmel, ward er nun unvermittelt hineingeschoben in eine ihm wildfremde Welt, die er leiten sollte als ihr Herr, was Wunder, daß sie ihn von sich stieß?

Mit Strenge waltete Gregor in Rom, ansangs versuchend sich dem bisher herrschenden römischen Adel zu besreunden; für Crescentius erwirkte er Erlassung der Strafe. Doch die Gegensätze waren zu schroff, die Adels-herrschaft zu sehr eingeroset. Als Otto mit seinem Heere die Stadt verlassen hatte und nach Deutschland zurückgekehrt war, entsaltete eben jener Crescentius mit seinen Coterien die Fahne der Empörung und nöthigte den ungewohnten Oberherrn zu eiliger Flucht. Ein Ereigniß, das ihn tief erbittern mußte und seine Thatkraft aufstachelte.

Unterdessen war kaum die Kunde von seiner Erhebung zum Papste ruckbar geworden, als auch schon großer Jubel innerhalb des französischen Klosterclerus entstand, die Bedrängten eilten über die Alpen, klagten ihr Leiden und baten um Hülfe und Bestätigung von Privilegien, Abbo war unter ihnen. Von französischen Bischöfen scheint Niemand gekommen zu sein, im Gegentheile, um ihre Geringschätzung recht deutlich zu zeigen, ordnete ein Theil derselben einen Laien als Gefandten ab, der nichtsagende Redensarten vorbrachte. Auch das mußte Gregor hinnehmen, doch ungestrast sollte es nicht geschehen. Vertrieben aus seiner Hauptstadt, berief er eine Synode nach Pavia, auf welcher einerseits die renitenten französischen Bischöfe vom Amte suspendirt und der französische König mit dem Banne bedroht, andererseits Crescentius als Räuber und Eindringling der römischen Kirche von der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen wurde. Schade, daß diesem Muthes so wenig das Gewicht der Kräfte entsprach. In Frankreich hat man sich, so weit sich erkennen läßt, nicht im Geringsten um Papst und Synode gekümmert, ruhig blieben die Bischöfe im Amte und ungestört lasen sie ihre Messen. Crescentius seinerseits vergalt Schlag mit Gegenschlag, in Johannes, dem Erzbischofe von Piacenza, erhob er einen der früheren Lehrer Ottos zum Gegenpapste, wofür Gregor dessen Erzbisthum zum Bisthume degradirte.

Diese zunehmend bedrohlicher werdenden Dinge veranlaßten den Kaiser, sich zum zweiten Male mit Heeresmacht nach Italien zu begeben. Rom wurde zurückerobert, der Gegenpapst gefangen, Nase, Ohren und Zunge ihm abgeschritten, die Augen ihm ausgestochen und dann wurde der traurig Berstümmelte, trotz der milderen Regungen Ottos, in vollem Ornate vor eine Synode geführt, wo Gregor auf ihn zuschritt, ihm die Kleider vom Leibe riß und, rückwärts gewandt auf einen Esel gesetzt, dem Pöbel zu Hohn und

Spott überließ. Unglück verheißend tönte das Wort des heiligen Nilus herüber. Aber der Rache sollte noch nicht genug geschehen sein. Als die letzte Zufluchtsstätte der Aufständischen, als die Engelsburg fiel, wurde Crescentius auf dem Dache derselben enthauptet und dann bei den Weinen an einen Galgen gehängt. Die Herrschaft des Schwertes war eröffnet, der Schrecken mußte händigen, denn eisern war die Zeit.

Zähneknirschend trugen die Römer das ihnen aufgezwungene Joch, ohne den Kaiser war Gregors Stellung unhaltbar; — und das wußte der Kaiser. Bisher waren beide Würdenträger Hand in Hand gegangen, der Papst gleichsam Träger und Förderer der Kaiseridee in Italien gewesen. In einem Schreiben hatte er gesagt: „wir erachten es billig, die Ehre des kaiserlichen Regiments und dessen Macht mit apostolischem Ansehen väterlich zu festigen“. Dafür kam ihm dann auch Otto entgegen, als sich die Bischöfe an ihn wegen des unruhigen Grafen Arduin wandten, wollte er nichts ohne seinen Vetter unternehmen, als das Kloster Farfa eine Klage bei ihm anhängig zu machen strebte, wies er es an den Papst. Doch seit der zweiten Heerfahrt wollte Otto stehend in Italien, längere Zeit und wiederholt in Rom selber, wo namentlich die hohe Gerichtsbarkeit Stoff zu persönlichen Reibereien gewährte, um so mehr, als sich der Kaiser zunehmend stärker in äußere Vergötterung hineinlebte, ja sogar darauf auszugehen begann, Rom zu seiner und des Reiches Hauptstadt zu erheben. Als nothwendige Folge solch' ein Vorhaben die Herabdrückung des päpstlichen Ansehens, was ein Kirchenfürst von dem Schlage Gregors unmöglich gutwillig hinnehmen konnte. So besäßen wir denn unabweisbare Zeugnisse, daß das Verhältniß der beiden Machthaber ein gespanntes wurde, wohl nur der frühe Tod des Papstes hat den offenen Bruch verhindert.

Zum Nachfolger des jugendlich ungeflümmten ersten deutschen Papstes erhob Otto den greisen Gerbert, den ersten Franzosen, der den gelehrten Namen Silvester II. annahm. Als Erzbischof von Reims war er Führer der bischöflichen antipäpstlichen Partei gewesen; als er sich lokalen Widersachern gegenüber nicht mehr zu halten vermochte, hatte er den Staub von seinen Sohlen geschüttelt und sich an den deutschen Kaiserhof begeben. Bald gelangte er hier zu Ansehen und Einfluß, das Erzbisthum Ravenna wurde ihm aus der Hand des Kaisers zu Theil, schließlich das römische Pontificat.

Gerbert tritt uns als ein Mensch entgegen, wie ihn die Geschichte des Mittelalters kaum zum zweiten Male kennt. Offenbar freigeistig gesonnen, ja, nach seiner Eidesformel, in jüngeren Jahren kaum völlig mit den Dogmen der Kirche übereinstimmend, haben wir in ihm ein Universalgenie, einen Faust seiner Zeit, in jeder Wissenschaft zu Hause, auf jedem Sattel gerecht, von großer Kraft des Verstandes, aber ohne Genialität und Schöpferkraft und ohne die Energie der Ueberzeugung. Formgewandt, schmiegsam, von prickelndem Ehrgeize, erregbar und doch wieder Herr seiner selbst, weltkundig und erfahren, verstand er ebenso gut sich zu fügen als zu gebieten.

In Rom und im Patrimonium, die Tusculaner Grafen auf seiner Seite wissend, scheint Silvester von vornherein ein scharfes und gerechtes Regiment geführt zu haben, ohne Aufsehen des Staades; dem verlotterten Verwaltungs- und Domänenwesen widmete er besondere Aufmerksamkeit. Die üblichen Römergeschenke nahm er persönlich in Empfang, wohl um sich von ihrem Einlaufen zu vergewissern, an Stelle der bisher üblichen Pachtverträge sehen wir ihn Land für einen regelmäßigen Zins zu Lehen geben. Cäsena belagerte er, wie vor ihm schon Gregor die Stadt Cere sich zu ergeben gezwungen hatte.

Frankreich gegenüber suchte er das höhere unparteiische apostolische Recht zu vertreten. Vorgänge, in die er einst selber tief verflochten war, bezeichnete er jetzt als Excesse, entschieden stellte er sich auf Seite von König und Erzbischof einem renitenten Bischofe gegenüber, die Parteinahme für die Klöster hörte auf, aber auch das Gegentheil trat nicht ein. Theoretisch betonte er die Hoheit der päpstlichen Würde auf das entschiedenste, um sich in seinen Handlungen desto genähtiger zu zeigen. Auf diese Art gelang es, die Fäden wieder anzuknüpfen, welche so gewaltsam zerrissen waren, alte Beziehungen zur französischen Heimath kamen fördernd dabei zu Statten.

Weniger Glück hatte Silvester mit Deutschland. Als er noch Erzbischof von Reims gewesen, standen ihm schon die Führer des dortigen Episcopates gegenüber, auf der Synode von Mouson war er nahe daran, von ihnen verdammt zu werden. Dann kam er nach Sachsen und je mehr sein Einfluß bei Hofe stieg, desto sichtbarer trat der des hochverdienten Willigis zurück, Rivalität und inneren Groll barg man hüben und drüben, und mit solchen Gefühlen gelangte der Mentor des Kaisers zum Pontificate. Es kann deshalb nicht Wunder nehmen, daß er sich bald mit einem großen Theile der deutschen Bischöfe überworfen hatte, in erster Linie mit dem Erzbischofe von Mainz. Wegen einer geringfügigen Sache kam es zu offenem Bruche, es gab leidenschaftliche Auftritte, Willigis weigerte sich, einem päpstlichen Legaten innerhalb seiner Kirchenprovinz den Vorßiß zu gestatten, eine Synode war nahe daran, zum Waffengefächte zu werden. In der Errichtung des polnischen und des ungarischen Nationalbisthums, woran der Papsi nicht unbetheiligt war, hat er den deutschen Episcopat auf das empfindlichste getroffen. Dem ganzen Verhältnisse wurde nicht zum wenigsten Vorschub geleistet durch das Thun und Treiben des Kaisers.

Wohl nie hat ein sonderbarerer Schwärmer die Krone getragen, als dieser dritte Otto. Der Unbath der Römer, namentlich der des bereits einmal begnadigten Crescentius, das brutale Vorgehen Gregors gegen den geblendeten Johannes, den früheren Lehrer des Kaisers, der Märtyrertod des bewunderten Adalbert von Prag, die Entfremdung seines päpstlichen Veters, der dumpfe Glaube, daß mit der Wende des Jahrtausends die Welt zu Grunde gehe, und noch manches andere, müssen auf das reizbare Gemüth des Herrschers eine erschütternde Wirkung ausgeübt haben. Die Thatenlust, welche er zu Anfang seiner Regierung gezeigt hatte, wellte dahin, verloren ging der

Schmelz der Jugendfrische, sein Sinn verbüßerte sich und zunehmend mehr versank er in mystischen Tiefinn, zerrüttende Grübeleien. Körperliches Unwohlsein kam hinzu. Seine zarte Gesundheit konnte das italienische Klima nicht ertragen und doch vermochte er immer und immer wieder den lockenden Sünden nicht zu lassen, das goldene, das ewige Rom. Zum türkischen Klima gefellten sich fromme Kasteiungen gröberer Schläge: Fasten, Hausen in feuchten dunklen Höhlen, Pilgern mit bloßen Füßen, Schlafen ohne Decke und dergl. mehr. Unruhig und fahrig wie ein Knabe, schwärmerisch wie ein Jüngling, ward er zugleich Beter und Büßer wie ein Greis. Er, der zwanzigjährige Kaiser, sagt in einer seiner Urkunden: „ich thue dies, damit ich in der Herberge dieser Welt ehrbar zu leben, aus dem Kerker dieses Lebens ehrbarer herauszufliegen und mit dem Herrn am ehrbarsten gewürdigt werde zu regieren.“ Raum eine mannhafte That weiß die Geschichte jetzt von ihm zu berichten, aber von desto unklarerer Phantasien giebt sie Kunde: da redete man von der Macht des römischen Volkes, dem Triumphe der Waffen, der Sicherheit der Kirche, der Herstellung der Respublica, dem Glücke des Imperiums. Auf dem Aventin ließ er sich einen glänzenden Palast erbauen, die Gebeine des Boethius, des vielbewunderten Weisen, wurden aus ihrer Gruft zu Pavia erhoben, nach Rom gebracht und in marmorernem Sarkophage in der Laterankirche beigelegt; voll mystischen Deutempfindens mochte Otto jetzt auch dessen Geist zu sich herübergebannt wähnen. Verschrobene antike Vorstellungen kreuzten sich in dem exaltirten Gehirne des Kaisers bunt mit solchen über das Walten seines Vorfahrn, des gewaltigen Karl. Rom, die Stadt der Cäsaren, in der die Füße der Apostel gewandelt hatten, Rom, welches der Theorie nach noch immer das Haupt der Welt war, sollte es nunmehr auch in Wirklichkeit wieder, das römische Recht zum Kaiserrechte ausgeweitet werden. Als Vorbild diente das griechische Kaiserthum, dem Otto ja mütterlicherseits entstammte: er legte byzantinische Tracht an, ernannte byzantinische Beamte und umgab sich mit steifem byzantinischen Hofceremoniell; allein, wenn er zu Mittag speiste, saß er an einer halbkreisförmigen Tafel und höher als die Uebrigen. Zu einem Athemzuge nannte er sich Knecht der Apostel, erhabener Kaiser der Römer, und begrüßen ließ er sich als Erhabenster aller Erhabenen. Doch dann plötzlich überließ ihn wieder, es wurde ihm hange in seiner Gottähnlichkeit. Den Erdenprunk wirft er zur Seite und pilgert als Büßer hinaus aus den Thoren Roms zu den schmutzigen Stätten der Heiligen, welche damals so reichlich Stalien bevölkerten. Und stand er, der moderne Alexander, vor einem der Diogenes seiner Zeit, dem heiligen Nilus, und bot ihm an, zu erbitten, was er wolle, und dieser wußte keinen Wunsch für sich, nur für ihn, den Kaiser, für sein Seelenheil, dann fühlte er sich erdrückt von solcher Fülle der Gottseligkeit, hinschmelzend in süßen Thränen nahm er die Krone vom Haupte und überreichte sie dem, um dessen Haupt er schon die goldene Scheibe flammen sah, sauber gezirkelt wie die der Apostel an den Wänden der Basiliken von Rom und Ravenna.

Den Höhepunkt erreichte diese krankhafte Gefühlschwelgerei im Jahre 1000, wo, wie er meinte, „Christus kommen werde, mit Feuer das Weltall zu richten.“ Von Cardinälen umgeben verließ er noch im Winter Italien, um einen großen Pilgerzug zur Leiche des heiligen Adalbert und zum Grabe Karls des Großen zu unternehmen. „Nie hat ein Kaiser weder beim Ein- noch beim Auszuge aus Rom größeren Glanz gezeigt, als damals Otto III.,“ berichtet ein Zeitgenosse, an der polnischen Grenze eilte ihm Herzog Boleslaw entgegen, empfing ihn herrlich und geleitete ihn prunkvoll nach Gnesen, das Ziel der Kaiserfahrt. „Als Otto aber die ersehnte Stadt von Weitem erblickte, nahete er derselben betend als barfüßiger Pilger.“ Der Bischof von Posen führte ihn in die Kirche, wo er mit einem Strome von Thränen den Märtyrer ansah, ihm durch seine Fürbitte bei Christo Gnade zu erwirken. Eine Synode wurde abgehalten, auf welcher Gnesen zum Erzbisthume erhoben und das polnische Land in sieben Suffraganbisthümer zerlegt wurde. Der Ausdehnung der deutschen Kirche nach Osten war nunmehr für immer ein Ziel gesetzt, zugleich dem deutschen Einflusse, der Germanisierung. Nichts, gar nichts konnte dem Interesse des Reiches mehr entgegen sein, als jene Errichtung einer nationalen polnischen Erzdiocese, sie zeigt uns, wie Otto sich vom deutschen Fürsten hinübergeträumt hatte in die schrankenlose Herrschaft über das III.

Von Gnesen bewegte sich der Zug quer durch Deutschland nach Aachen. Das Grabgemach Karls des Großen wurde geöffnet und der Epigone stieg hinunter. Der Todte lag in marmorernem Sarkophage, welcher mit einer Darstellung vom Raube der Proserpina geschmückt war, über dem Sarge erhob sich ein vergoldeter Bogen mit Bildniß und Inschrift; das goldene Kreuz, welches der Kaiserleiche am Halse hing, nahm Otto heraus, nebst einem Theile der Kleider, die noch unverwest waren, das Uebrige legte er wieder ehrfurchtsvoll hinein. Mancherlei Hin- und Herfahrten unternahm er dann im Lande, bei Allem war aber kein rechter Ernst, es drängte ihn zurück nach dem Süden; schon im Juni weilte er wieder jenseits der Alpen. Seine deutsche Heimath war ihm fremd und gleichgültig geworden, auf Rom wollte er bauen — und war dieses doch jenes Rom, welches wir vorhin haben kennen gelernt! Auch Otto sollte es bald und bitter erfahren.

Als in Norditalien der Markgraf Arduin von Ivrea offen zu treten begann, als in Süditalien eine allgemeine Empörung losbrach, erhoben sich auch die unruhigen Römer. Drei Tage lang wurde der Kaiser auf dem Aventine belagert und als es dann durch Zuzug von außen gelang, die Bürgerschaft zur Unterwerfung zu bringen, zeigte sich der Boden so gelockert, so unsicher, daß der Hof für gut erachtete, Rom zu verlassen und in Ravenna Aufenthalt zu nehmen. Raun scheint er fort gewesen zu sein, als auch Rom schon wieder rebellirte, eine Belagerung blieb erfolglos, abermals mußte sich der Kaiser nach Ravenna begeben.

Schon früher hatte sich Otto geüthigt gesehen, die Erklärung abzugeben,

daß während des ganzen Jahres, Sonn- und Festtage ausgenommen, Gerichtssachen vorgenommen werden sollten, weil täglich gegen die Gesetze gehandelt werde, täglich Böse Böses thaten. Jetzt wurde die Unordnung immer größer, ersichtlich deutlicher trat rings umher ein allgemeiner Abfall zu Tage, die Vernachlässigung und völlige Wegkehr von den Reichsgeschäften zeitigte überall Unwillen und Erbitterung, zumal in dem schmählich zurückgesetzten Deutschland. Die Stammesherzöge gewannen Muße, ihre mit der Krone rivalisirenden Bestrebungen auszubilden, die Bischöfe, die eigentlichen Stützen des Thrones, waren tief verstimmt über Ottos undeutsches Verhalten in der polnischen Sache und dessen Parteinahme gegen Wiligis. Eine angesagte Heerfahrt hatte nur ungenügenden Erfolg, die von Kaiser und Papst abgehaltenen Synoden wurden mangelhaft besucht, schon ging ein beträchtlicher Theil der deutschen Großen um mit Plänen offener Empörung.

Statt sich nun endlich, wo alles rings umher zu wanken begann, aufzuraffen und die Machtmittel, welche die Krone immer noch besaß, zusammenzufassen und geltend zu machen, statt dessen saß der Imperator friedfertig in Ravenna und suchte die Gnade des Himmels durch Bückungen und Kasteiungen zu erringen. Wochenlang fastete er, weinend und betend durchwachte er die Nächte. Der heilige Romuald soll damals allen Ernstes daran gedacht haben, den Nachfolger Karls des Großen, den Kaiser des Abendlandes, zu einem frommen Einsiedlermönche umzubilden.

Endlich, Mitte December 1001, verließ Otto abermals Ravenna und zog mit seinen Reifigen langsam gegen Rom. Ungenügend unterstützt, selbst ohne Energie, Kriegserfahrung und Talent, wurde seine Stellung zunehmend schwieriger. Auf der Burg Paterno, von wo aus man weit das Land und die Siebenhügelstadt überschauen konnte, gerieth er so in's Gedränge, daß die Lebensmittel anfangen auszugehen. Gebrochenen Körpers, verzehrt von Unruhe, Unmuth und Besorgniß, warf ihn ein Fieber auf das Siechbett. Schnell nahm die Krankheit einen bössartigen Verlauf. Nachdem er das Abendmahl empfangen und die Reichsinsignien dem Erzbischofe von Köln übergeben hatte, schied er am 23. Januar 1002 aus der Zahl der Lebenden; — noch nicht zweiundzwanzigjährig und doch schon einer der unglücklichsten Träger der Krone.

Raum verbreitete sich die Kunde von dem Todesfalle, als auch der Groll ringsher zu vollem Durchbruche kam. Der Zug, welcher die Leiche nach Deutschland führte, mußte sich bis Verona, — demselben Verona, wo einst der Knabe zum Herrscher erhoben — eine blutige Gasse mit dem Schwert bahnen. In Arduin von Ivrea wurde ein nationaler italienischer König erhoben, die deutschen Fürsten begannen den Kampf mit der Legitimität um die Thronfolge, in Rom schaltete des Crescentius Sohn mit unumschränkter Machtsfülle, der Papst Silvester sank bald darauf in's Grab, fast unbeachtet kaum, daß ein Zeitgenosse davon zu berichten weiß.

Das waren die Ergebnisse einer kurzen, thatenleeren und doch so inhaltreichen Regierung.



Franz Dingelstedts „Schwabenstreiche“.

Von

Arnold Wellmer.

— Blankenburg a. H. —

(Schluß.)

Welch' ein Contrast, wenn wir Dingelstedt aus diesen ästhetisch-poetischen Kreisen seines Stuttgarter Lebens auf den eigentlichen Schauplatz seiner lustigen „Schwabenstreiche“ begleiten! Hier war er ganz: der lange Franz — der tolle Franz — der wilde Franz!

Schon vor Dingelstedts Ankunft in Stuttgart hatte sich um den jungen Kronprinzen Karl ein Kreis von jungen lustigen Männern gebildet, die sich nach Kräften bemühten, ihr Leben zu genießen und zugleich dem etwas zaghaften, in seinen Knaben- und ersten Jünglingsjahren vielfach verschüchterten und unterdrückten Kronprinzen Gelegenheit und ein Vorbild zu geben: auch das seine zu genießen. Wir dürfen annehmen, daß dies nicht nur mit Wissen, sondern sogar unter vollster Billigung des alten Königs Wilhelm geschah, der sein Leben ja auch in vollen Zügen genossen hatte und der bei aller Sparsamkeit doch Tausende drum gegeben hätte, wenn sein einziger Sohn und Thronerbe das Goethesche Wort:

„Und wer rash ist und verwegen“

nicht nur den „Weibern“ gegenüber beherzigt und bestätigt hätte, sondern auch auf den von dem „alten Herrn“ so geliebten und gepflegten schönen Pferden. Aber leider kostete es den damaligen Kronprinzen von Württemberg kaum eine geringere Ueberwindung, einem schönen Mädchen eine Artigkeit zu sagen, als ein muthiges Pferd zu besteigen.

Und doch war auch er lebenslustig — in seiner nervösen Art. Er war gerade zwanzig Jahre alt und soeben erst von der Universität Tübingen, wo er sich studirens halber aufgehalten, und von einer ziemlich ungemüthlichen englischen Bildungsreise nach Stuttgart zurückgekehrt, als der vielerfahrene

Pape Maler Johann Baptist Zwecker, als Verwalter der Glocken-Ruher, als Kassirer und Rechnungsführer der Klingelbeutel, jetzige Hofbankdirector Wilhelm von Sid. Glocken-Hammer war Graf Alfred Reipperg, Sohn des bekannten Grafen Adalbert, des zweiten Gemahls der von Napoleon geschiedenen Kaiserin Marie Louise, Herzogin von Parma, — selber Gemahl der Prinzessin Marie von Württemberg und Schwiegersohn des Königs Wilhelm, Majorats-herr der schönen Herrschaft Schmeigern bei Heilbronn, wo die Glocken-Mitglieder so lustige Jagdtage verlebten. Glockensäugling hieß jedes neu aufgenommene Mitglied, bis ein neuer Säugling eintrat. Glockenzieher waren: Graf Wilhelm von Württemberg, Herzog von Urach, Besitzer und Wiedererbauer des durch Wilhelm Hauff so berühmten Lichtenstein, Prinz Felix Hohenlohe, Stallmeister Baron Taubenheim, Oberkammerherr der Königin Freiherr von Holz, Oberst von Rüpplin, Capellmeister Rüden, Medicinalrath von Hardegg, die Baumeister Leins und Ezel, die Maler Kurz und Rustige — und längere Zeit auch Emanuel Geibel und Franz Liszt, die bald nach Gründung der Glocke in Stuttgart weilten. Geibel und Dingelstedt glänzten in den Glockenstunden durch heitere poetische Improvisationen, die sich nicht selten zu köstlichen Wettgesängen gestalteten. Liszt, der damals noch lange nicht hüpfender Abbe war, brillirte natürlich am Flügel, wo er sein Spiel mit den Händen begann, mit Ellenbogen und Füßen fortsetzte und mit dem Schwerpunkt der Verlängerung seines langen Rückgrats effectvoll endete. Auch von einer drastischen Capuzinerpredigt wird uns berichtet, die Franz Liszt in einer tollen Nacht in der Königsstraße, von den hohen Trittssteinen vor der Thür des großen Bücherkönigs Baron Cotta herab, den seligen Glöcknern hielt: in vollen „Glockentönen“, die aus einem eigenen Glocken-Dictionnair zu erlernen waren. — Alle Glöckner trugen an einem „Strang“ um den Hals als Bundeszeichen eine Glocke, mit der sie in das Geläute der größeren Glocken des Meisters und des Altgejellen einstimmten.

Jede Glockenstunde wurde durch den gemeinsamen Gesang des vom Glockenmantel Dingelstedt gedichteten und vom Glockenzieher Franz Liszt componirten Bundesliedes eingeleitet:

„Heil unj'rer Glocke, Heil,
Heil Meister, Hammer, Seil,
Der Glocke Heil!
Küetet nur, Mann für Mann,
Alle mit Nachdruck dran,
Jeder so gut er kann,
Jeder sein Theil.

Seht, wie sie schwingt und schwebt,
Hört, wie sie klingt und bebt,
Wunderbelebt.
Laut durch die stille Nacht,
Wenn rings kein Aug' mehr wacht,
Braust ihr Geläut mit Nacht,
Himmelbestrebt.

Brüder, wir allesammt,
Kunst und Natur entstammt,
Geistig durchflammt,
Zieh'n an der Glocke Strang,
Freu'n uns am Glockenklang,
Und jeder Pant und Zwang
Er sei verdammt.

Löne, du froh Geläut,
Einig und nie eutzweit,
Durch Raum und Zeit.
Zieht, Ihr Gesellen, zieht,
Ch' Euch die Kraft entflieht,
Und noch das letzte Lied
Löne wie heut.“

Ende Februar 1844 feiert die Glöde des Glockenziehers Geibel Abschied, der nach Berlin geht. Der Mantel Dingelstedt trägt in jener Glockenstunde folgende Glockentöne vor:

Auf Emanuel Geibels Abtritt.

Neuerst sein nach Herrn Hofrath F. v. Schiller aus Schwaben;
von einem ditto, minder frei, noch nicht aus Schwaben.

Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr, traulich stille Thäler, lebet wohl!
Emanuel wird nun nicht mehr auf euch wandeln,
Emanuel sagt euch ewig Lebewohl!
Ihr Weiber, die mich küßten, ihr Mädel,
Die ich geküßet, grünet frühlich fort!
Lebt wohl, ihr kühlen Tageblätter-Bronnen,
„Beobachter“, du Echo dieses Thales,
Das oft mir Antwort gab auf meine Reime,
Emanuel lehrt in seinen Norden heime!

Ihr Pläse meiner frühlichen Trumphe,
Euch laß ich ewig hinter mir, o weh!
Zerstreut Euch, alte Jungfern, mit dem Strumpfe,
Ich süße nimmer Euren herben Thee.
Mich zieht's, ein Irrlicht, hin zu andrem Sumpfe,
Zum Sand der Mark und an die braune Spree:
So ist des Herren Ruf an mich ergangen,
Nicht bloß ein literarisches Verlangen.

Denn der zum Hofrath Ludwig Tied in Dresden
Aus freier Gnadenwahl herbei sich ließ,
Der Freintund Reimar, den bereits verweßten,
Vom Mist zu Reuseß auferstehen hieß,
Er, der sich von den Bestren stets den Besten,
Von Dichtern stets den Dümmlsten hold erwies,
Er sprach zu mir durch Humboldt's Lärmposaune:
„Komm her! Heut bin ich wieder mal bei Laune!“

In schwarzen Frack sollst Du die Glieder pressen,
Und weiß umbändeln Deine Dichterbrust!
Die Freiheitslieder seien all vergessen,
Und Politik, der eitle Sünderwust.
Statt Verse sollst Du Garderoben messen,
Tragödien zensiren ganz nach Lust;
Dann kriegst Du auch den neuen Schwanenorden,
Pour le mérite ist schon zum Spott geworden!“

„Denn da 's ein Mikwachs ist an Intendanten,
Da Rüstner selbst, mein letzter Strohhalme bricht:
So ruf ich Dich aus weitentfernten Landen,
Und mahne Dich an eine ernste Pflicht;
Mein Hoftheater geht total zu Schanden;
Wirst Du Director und Messias nicht,
Und hilfst Du nicht durch Hagn und durch Krelinger
Besiegen die rebellischen Westphälinger!“

Ich wartete, ein frommer Christ, auf Zeichen —
 Da spielt' ich Wallenstein — Es war gesehn.
 O Herzog Friedland, Terzky ohne Gleichen! . . .
 Seit ich mich auf der Bühne erst gesehn,
 Weiß ich, ich werde jenes Ziel erreichen,
 Bei Holbein, neben Taubenheim bald stehn:
 Die Komödianten soll'n und woll'n mich haben,
 Der Postgaul scharrt. Ade, ihr sieben Schwaben!“

Stallmeister Baron Taubenheim war damals Intendant des Stuttgarter Hoftheaters, Franz von Holbein Director des Wiener Burgtheaters.

Schade daß uns Geibels Antwort auf diesen Abschiedsgruß nicht vorliegt. Er verstand es zu antworten. Im Uebrigen wurde Geibel nicht Berliner Hoftheater-Intendant. Er konnte als einer der „Berufenen“ des Königs Max nach sieben Jahren die Glockenbrüderschaft mit dem — Intendanten Dingelstedt in München fortsetzen.

Die Rückkehr des Glockenmeisters Prinzen Hugo Hohenlohe feierte Glocken-Mantel Dingelstedt am 5. Januar 1846 durch folgende Glockentöne:

Was tönt die Glocke so beklommen
 Zum neuen Jahr von altem Glüd?
 Der Meister ist zurückgekommen —
 So heißt's und sich, er kommt zurück!

Auf denn, bewillkommt ihn mit Schlägen
 An Eure Glocken hell und brav,
 Und schreit ein Percat entgegen
 Dem überwundnen Winterchlaf!

Nun ist's vorbei mit uns'rer Glocke
 Gedrückter und betrübter Zeit;
 Der Meister sorgt, daß Alles stode,
 Was uns gehemmt hat und entzweit.

Nun schweigt auch unsre freie Freude
 Nicht länger still und unsre Lust;
 Es fällt das ganze Prachtgebäude
 Dem Meister jubelnd an die Brust.

O da Du schiedest, welsch Vergnügen
 Bar später uns noch möglich hier?
 Du konntest ja nicht mehr genügen
 Und stets verlangten wir nach Dir.

Du wardst je ferner uns je lieber
 In dem Gedächtniß schön'rer Zeit,
 Drum sandten wir Dir nichts hinüber
 Als Klag' und Bitte: Komm noch heut!

Nun kehrt Du wieder, stark geworden
 An Geisteslust, mit Helbenschritt,
 Und bringst uns Deinen kalten Norden
 Doch auch Dein warmes Herze mit.

Hab' Dank, daß lang Du fortgewesen
Und dennoch treu der Glocke bliebst;
Wie laß uns wieder Verse lesen,
Die Du zu unserm Tadel schriebst.

Auf, Glockenzieher, stürzt den Meister
Zu ehren Euer Glas hinab
Und rufet als erlöste Geister:
Er lebe, der uns Leben gab!

Der Teufel soll den Meister holen,
Verläßt er uns ein zweites Mal;
Er ziehe in sein Wasserpolen,
Doch wir ihm nach in vollster Zahl!

Ja ging er nochmals fort, Ihr Brüder,
So spräche Jeder für sich hin:
Ich wollt', der Meister käm nicht wieder
Als denn mit der Frau Meisterin!

Glocken-Mantel Dingelstedts Protokoll über die Glockenstunde vom
9. März 1846 lautet:

„Das Präsidium führt an des Meisters Stelle
Der Mantel und später der Altgeselle,
Weil Jener, der Meister, mit hinkendem Fuß
Zu Haus Mephistopheles spielen muß.
Zuerst wird feierlich abgestimmt
Ueber eine Melbung: Glocke nimmt
Einstimmig auf und mit frohem Bemühn
Den würdigen Obersten von Rüpplin.
Artistiche Beiträge war nur einer
Vom Pagen, vom Kurz für dies Mal keiner:
Sein berühmter „Hosstaat“ ist nicht vollendet,
Da man von zu vielen Seiten sich an ihn wendet
Mit Bewerbungen um eine Stelle dabei.
Von lyrischen Speisen genossen wir drei:
Vom Schwengel ein frühliches Frühlingsgeschmetter,
Vom Grafen Wilhelm ein Donnerwetter,
Das über die Eitelkeit der Welt
Und der Liebe poetisch blüht und heilt.
Den Preis des Abends errang das lustige
Gedicht vom Säugling Maler Kustige,
Das in orientalischen Masamen
Feiert des Junkers erhabenen Namen.
Der Glocke Gast, Herr J. E. Braun,
Thät uns mit der Bettel-Novelle erbaun.
Wogegen der berühmte Londichter Rücken
Uns heut nicht geruhete zu beglücken.
Die Glocke verhandelt alsdann noch einmal
Ueber ihr neues, vielbededetes Local,
Wozu Jung-Stuttgarts Architekt
Den Plan — aber Niemand das Geld vorstreckt.

Zum Schluß erst bemerkt man mit tiefem Betrübten,
 Daß der Klingelbeutel zu Hause geblieben,
 Seine Entschuldig'ung, daß er am Kopfe litte,
 Findet vollen Glauben in der Glocke Mitte.
 Eine Stund' ungefähr nach Mitternacht
 Ward die heutige Sitzung zu Ende gebracht.“

Ad vocem: „Wettel-Novelle.“ Auch diesen literarischen Scherz hatte Dingelstedt erfunden, mit dem Titel: „Bekanntnisse eines Selbstmörders“, und selber das erste Capitel geschrieben: Das tragische Ende des Hoftheater-Intendanten-Souffleurs Corfinsky behandelnd, der in räthelhafter Weise aus Stuttgart verschwand, als angeblicher Selbstmörder, und der später in Köln wieder 'aufgetaucht' sein sollte . . . Der aber nach längerer Zeit wirklich als Leiche, kaum noch kenntlich, am Neckar aufgefunden wurde. — Jeder Glockenbruder lieferte ganz nach eigener Erfindung ein neues Capitel zu dieser Wettel-Novelle und die Glocken-Maler illustrierten sie mit den tollsten Caricaturen. — Wo das Manuscript wohl geblieben ist?

Die Idee eines größeren „Wettel-Romans“ haben Dingelstedt und Hackländer noch bis in ihre letzten Jahre festgehalten.

Hier sollten aber die namhaftesten deutschen Novellisten Mitarbeiter werden, deren Namen dem Lesepublicum jedoch anfangs verschwiegen bleiben. Das Loos würde die Reihenfolge in Lieferung der einzelnen Capitel bestimmen. Da gar kein Plan der Handlung, wie bei den alten Stegreifskomödien vorliegen, sondern Jeder für sein Capitel vollste Freiheit der Erfindung haben sollte, so würde sich jeder Mitarbeiter natürlich redlich bemühen, das Ungeheuerlichste zu erfinden, die Fäden der Geschichte zu verwirren und den Verfasser der folgenden Capitel in Verlegenheit zu setzen. Die schwierigste, aber auch dankbarste Aufgabe fiel natürlich dem Schreiber des Schluß-Capitels anheim, indem er die wirren Fäden in ein möglichst kunstgerechtes Gewebe zu flechten habe. Wäre so auch kein mustergiltiges Kunstwerk eines Romans zu erwarten gewesen — das Lesepublicum hätte sicher diesem „Wettel-Roman“ mit Spannung entgegen gesehen und sich eifrig bemüht, die namenlosen Verfasser der einzelnen Capitel zu errathen — bis schließlich die Namen veröffentlicht würden. Der Plan scheiterte stets an der Eifersucht der Novellisten. Keiner wollte sich einem öffentlichen Vergleich mit seinen Feder-Collegen — und wohl gar einer öffentlichen Niederlage aussetzen. — Bekannt ist, daß schon Barnhagen, Fouqué, Bernharbi und Wilhelm Neumann versuchten, in ähnlicher Weise den Roman: „Die Versuche und Hindernisse Karls“ zu schreiben. Ohne sonderliches Glück. Könnte nicht ein neuer Versuch wenigstens ein hübscher — Scherz werden?

Daß der königliche Württembergische Hof- und Legationsrath Dr. Franz Dingelstedt den namenlosen „Kosmopolitischen Nachtwächter“ so ziemlich umzubringen vermocht hatte, wenn auch nicht seinen Ton, beweisen zwei Gedichte, die der Glocken-Mantel in den Jahren der Gährung 1847 und 48 in der Glockenstube vortrug:

An die neue Droschken-Anstalt.

Was brauſt dahin, o Rennthier,
Gleich böſem Zeitgeiſt, feſſelloſ?
Mit Euren Neuerungen wähnt Ihr
Das Vaterland zu machen groß.
O nein, Ihr ſchadet ſtillem Glück,
Ich ruf Euch zu: zurück! zurück!

Die Räber raffeln, hoch die Peitſche
In eines Kutſchers Händen fliegt:
O wiſſet, daß der edle Deutſche
Sich in das Joſch des Pöbels ſchmiegt,
Wo blieb der alten Herrſcher Glück?
Ich ruf Euch zu: zurück! zurück!

Das andere:

Sehnsucht (frei nach Schiller).

Ah, aus dieſer Auſchambre,
Die ſo niedrig und ſo klein,
Könnt ich aus la mi-septembre,
Endlich doch; errettet ſein!
Dort erblick ich ſchöne Zimner,
Reich und groß und voll Geſchmack,
— Aber ich gelange nimmer
Zu dem Herrn von Cavaignac!

Harmonien hör' ich klingen
Zwiſchen Ruſſe und Franzoſ,
Und die ſchlauen Britten ringen
Uns von ganz Europa loſ.
Alle Diplomaten ſchnupfen
Friedlich einen Schnupftaback,
Könnt' ich doch dazwiſchen hupfen
Zu dem Herrn von Cavaignac!

O hätten wir noch die Ciceres,
Das gute treue alte Blut,
Der Droschke liberale Rader,
Sie ſtürzen Euch mit Uebermuth;
Am Ende brecht Ihr das Genick —
Ich ruf Euch zu: zurück! zurück!

Zurück! zurück! iſt meine Loſung,
Ja, meine Loſung iſt zurück:
Ihr führt zurück zur Ohnehohung,
Doch nicht in meinem Geiſt zurück.
Ich ruf Euch zu: zurück! zurück!
Zurück: ruf ich, zurück! zurück!

Ah, wie schön muß dort ſich's wandeln
Im Republikanerland,
Dem, bereit zum Unterhandeln,
Herwegh bot die Bruderhand.
Eh'nöde Reaction von oben
Trennte uns zum Schabernad;
Nimmer werd' ich nun erhoben
Zu dem Herrn von Cavaignac!

Kleine Staaten ſeh' ich gehen
Dort mit ihm, von Glück beſeelt,
Sachsen und Hannover ſtehen
Drimmen, aber Deutſchland fehlt.
Hoffen muß ich, darf nichts wagen
Trotz 'nem neuen ſchwarzen Frack:
Nur ein Wunder kann mich tragen
Zu dem Herrn von Cavaignac!

Dem Protector der Glocke, dem Kronprinzen Karl von Württemberg, der damals unter Hackländer's Leitung ſeine reizende Villa bei Berg baute und der wegen dieſer Verſchwendung auf Koſten des unterdrückten und ausgeſogenen Volkes zugleich mit ſeinem „Verführer“ Hackländer viel angefeindet wurde, ſang der Mantel Dingelſtedt parodirend zu:

„Er baut für ſeine Pflanzgen
Dort einen Glaspalast,
Und nackte Kinder tanzen
Umher in Hungerhaſt!“

Und von Hackländer:

„Sie bleibt nicht aus' die Rache!
Herbei, ihr Deut', herbei;
Dort hängt er an dem Dache
Als Jud' Eiß Nummero Zwei!“

Auch der verhaßte Hofrath Dingelſtedt konnte ſich damals in effigie aufgehängt ſehen. Das rothe illuſtrirte Stuttgarter Wißblatt „Eulenspiegel“

zeigte ihn in voller Hof-Uniform und in ganzer Länge an einem Laternenpfehl hängend, mit der Unterschrift: Dingelhängt.

Gegen diesen „Eulenspiegel“ und den nicht minder rothen „Beobachter“ gründeten Dingelstedt und Hackländer in jenen wilden Tagen ein conservatives Blättchen „Die Laterne“, deren Licht aber bald wieder und ziemlich spurlos erlosch — wegen Mangel an Brennstoff.

*
*
*

Sehr charakteristisch für den Schreiber und für die ganze toll-lustige Zeit der „Schwabenstreiche“ sind zwei Briefe, die Dingelstedt 1844 an Freund Hackländer — von den Freunden kurzweg „Hack“ genannt — schrieb, als dieser mit dem Kronprinzen Karl Italien bereiste.

In dem ersten vom 5. Januar heißt es:

„So viel ich von Deinem Schreibsel lesen kann, lieber Hack, geht es dem dicken Fell Deiner treuen Seele sehr wohl in Italien. Nu, das ist natürlich. Hast immer mehr Glück gehabt in Deinem trägen Leben als Ber—gnügen. Hier ist die alte Leier: Prinz Hugo krank in Dehringen, Reipperg auf der Jagd, Hügel ditto, ich — im Weltschmerz. Geibel ernsthaft, etwas verdußt über einen Angriff in Herwegh's zweitem Bande, der auch mich sehr perfide anpakt; Millerche (Maler Karl Müller, der u. A. das herrliche „Octoberfest in Rom“ gemalt) und Zwecker voll Laune, jener böser, dieser guter. Du kennst das . . . Anbei vom edlen Brodherrn (Hackländers Verleger Adolf Krabbe) was. Du könntest, Du solltest, Du müchtest ein Büchle schreiben: „Ein Carnival in Rom“ — oder so. Umrisse von Müller. Das ist meine Idee; würde Glück machen und Deinen leer heimlehrenden Sädel füllen. Stinke nur nicht in Faulheit ganz ab.

Den Brief an den Kronprinzen gib gnädigst ab und unterstütze ihn. Ich soll nämlich, dem Wunsche des Königs folgend, in Wien mit Euch zusammentreffen, weil ich das Pflaster besser kenne, als Ihr, und mich dem Gefolge Sr. K. H. anschließen, nicht als Hofmeister, natürlich nur als Wegweiser. Mir verschlägt's nicht viel, ob ich Jennerl Mitte März oder Mitte April holen gehe. Nur mußt Du mir umgehend, wenn der Kronprinz selbst nicht schreiben will oder kann, Nachricht von seinem Entschlusse geben. Bin ich Ihm recht, so reise ich den 3. April von hier ab; wo nicht, schon den 10. März, wo ich dann Jennerl noch einmal auf der Bühne hören kann. Mir ist beides gleich lieb. Der K. H. soll sich frei und sans gêne entscheiden.

Sollen wir uns in Wien treffen, so lasse mich früh genug wissen, wo der K. H. und wo Ihr wohnen werdet und ob ich da auch absteigen soll, darf, kann. Nichts Alles freundschaftlich für mich ein und spare mir, was Du mit Anstand kannst. Dein Interesse beim Kronprinzen leidet durch mich nicht, das weißt Du. Im Gegentheil! Und amüsiren wollen wir uns in Wien! Das Millerche kimmt ach vielleicht mit — wenn ich ihm dort ein Paar gute Aufträge schaffen kann.

Im Theater riecht's übel. Fedorchen (Löwe) reißt Kunst. Moritz wackelt. Das „Haus“ steht noch. Peter Lindpaintner componirt Löwe's Gedichte. Merkst was? O Peppi, Peppi, Peppi! Ich hab' mich ganz retirirt.

Liestest Du die A. A. Z.? Ne! Neulich schrieb ich darin über des R. P. Meise. — Der kleine Brodherr druckt „Sieben friedliche Erzählungen“ von mir — für 400 fl. 's ist a Schand! Das muß Deine Märchen decken, welche Pittmann in der Kölner Zeitung sehr lobt.

Emma (v. Suckow) hab noch ästhetische Donnerstäg. Wir lesen und werden gelesen. Willi — comme toujours, bonne et noble. — Der Johann ist und bleibt ein Esel. 's muß im Hause stecken. Dem Grafen T . . . wachsen die Löffel auch schon, er läßt sie aber hängen.

Auf Wiedersehn in Wien!“

Am 15. Februar schreibt Dingelstedt an Gadländer nach Rom:

„Dein Kunstbrief vom 5. v. M. hat mir dergestalt imponirt, lieber Fallstaff, daß ich ihn alsbald Sr. Majestät dem Könige einhändigte. Derselbe interessirte sich sehr daran und fragte mich gestern an der Tafel, ob ich noch keinen dito minder fein aus Rom empfangen, welches ich mit Thränen der Wehmuth verneinte. Was den speciellen Vorschlag angeht, einige klassische Statuen für das Maurische Bad (der Wilhelma bei Rannstatt) zu acquiriren und durch Dich, junger Mäcen, in Florenz bestellen zu lassen, so konnte ich denselben nicht unterstützen, maßen ich für das maurisch-romantische Wesen die hellenischen Gestalten nicht ganz geeignet fand. Dein Urtheil in allen Ehren!

Für die prompte Antwort meinen besten Dank! Mein Plan ist, spätestens gleichzeitig mit Euch in Wien einzutreffen, womöglich noch einige Tage früher, also Anfangs April jeden Falls. Wir wollen dort äußerst fidel sein und auch was lernen; daß wir nur immer hübsch beisammen bleiben, sei einstweilen Deine Sorge. Zu meiner Hochzeit bist Du feierlichst eingeladen, wenn Du es nicht verschmähest, sogar als Brautführer, in Uniform, mit Sporen und Schärpe. Leider schwimm' ich annoch in lauter Müh und Trübsal; Papier, wie Tauffchein, Vermögensschein, Consensschein — Alles Schein in dieser Welt, aufzutreiben ist keine Kleinigkeit für einen Poeten. Ich fürchte, viel, viel Zeit und Geld zu verlieren und in Wien namentlich auch auf confessionelle Schwierigkeiten zu stoßen. Gott führe Alles zum Ende! — Mein Logis ist gemiethet; der erste Stock bei Mde. Hermann, rue du Neckar, musikalisch noch von alten Zeiten her; ich wünsche nichts sehnlicher, als daß die freundlichen engen Räume meine Welt werden und bleiben mügen und mich ganz und gar, mit meiner Muse und mit meinem lieben, guten, ehrlichen Jennerl, ein paar Freunde eingerechnet, abschließen von einer Stadt, die, je mehr ich sie kennen lerne, um so entschiedener mir mißfällt, und in der ich es nicht eine Woche aushielte, wenn ich nicht dem Könige und Seinem Hause von dankbarstem Herzen anhänglich und ergeben wäre.

Neues wenig. Morgen großes Zweckessen zu Ehren des 25 jährigen

Jubiläums vom (Hofkapellmeister) Peter Lindpaintner, alle Herren und Damen der Gaukelbude, Vorsitzer Taubenheim, Gäste ich, (Maler) Stirnbrand, Millerche, Birch (Gatte der Pfeiffer). Heute Opersalat von L., mit vespertilianischem Kraut und genuesischem Kohl, hernach souper en famille d. h. en chapelle, wieder unter Taubenheims Vorsitze. (Hoffhauspieler) Maurer, dessen Jubiläum im nächsten Jahre ist, hat ein Gedicht gemacht. Das Haus „ranzt“ sich noch einige Male. Fedor hat in Berlin sehr gefallen, ist aber wieder da. Moritz ist Vater eines gesunden Mägdeleins geworden; die Mutter geht als jugendliche Liebhaberin nach Leipzig. — Millerche reißt noch immer ab; einstweilen hat er sich bei Prinzess Marie, Gräfin Verolbingen, Fräulein Stubenrauch einführen lassen und tanzt den Cancan auf den Carneval-Bällen der Haute Volaille. Zwercherche karikiert Dich sehr schön, wie Du eine junge Römerin becurst, natürlich in Uniform; ganz hinten scheint die Sonne auf die Peterskirche. — Geibel reißt in 8 Tagen nach Berlin, um Lied oder Küstner zu werden. — Prinz Hugo liegt noch immer krank in Dehringen. Katinka fand in Hamburg Engagement und wenig Beifall. — In der Literatur ist es sehr still geworden, seit Du fort bist. Guplow's Lustspiel „Bopf und Schwert“ zieht sehr, wird aber hier nicht gegeben, weil der König es nicht will. Laube's „Sternbeinheze“ (Bernsteinheze) fiel durch, wird hier aber dennoch gegeben, weil Moritz es will, weil sie Laube für ihn geschrieben hat, weil er die Sternbeinheze . . . Und so weiter! O Gott, Junge, es ist ein furchtbares Elend in all dem Schreiben und Treiben, Geschrieben- und Getrieben-Werden, Lesen und Lesen-Lassen. Wo Dich diese Zeilen auch finden, in Neapel oder in Rom, rutsche auf Deinen feisten Knien in die nächste Kirche und danke Gott brünstiglichst, daß er Dir einen so fürtrefflichen Magen und einen so bedeutenden Mangel-Ueberfluß an Hirn schenkte; das sind — trotz Castle, der noch immer hier umgeht, obendrein ohne Mantel (der seine wurde ihm auf dem Ball bei Verolbingens entfremdet) — die einzigen Organe des Glücks! — Leb' wohl und behalte lieb

Deinen treuen Freund Fr. Dingelstedt.“

Aus dem gemeinsamen fidelen Leben in Wien wurde nichts. Der Kronprinz wurde in Neapel krank und kehrte direct nach Stuttgart zurück. Franz Dingelstedt aber ging nach Wien und führte sein gutes Jennerl als geliebtes Weib nach Stuttgart heim. —

Im nächsten Herbst hatten die Stuttgarter wieder viel zu reden und zu jammern über einen toll-lustigen Wein-Herbst, den der Kronprinz Karl der Glockenbrüderschaft und anderen Freunden in Hackländers später so berühmtem Berggarten „Haidehaus“ gab, wobei es recht burschitos zuging. So sprang die ganze angeheiterte Gesellschaft, der Kronprinz — der nur noch in Recitativen sich vernehmen ließ — voran durch ein lobernes Freudenfeuer, während Schwärmer und Frösche unter dem Springenden losprasselten. Das Hoch auf den Protector wurde von einem Pistolenschuß in die riesige Ananas-

Bowle begleitet, daß diese in Scherben auseinanderflog, ihr köstliches Maß über die ganze Tafelrunde ausgießend. Dingelstedt stand im Garten in voller Länge und Schöne abconterfeit, als Cigarre sprühende Schwärmer im Munde — ein personificirter Niesen-Schwärmer! Nach Hause gieng über die schönen Weinberge mit flammenden Fackeln und jauchzenden Liedern in die schlummernde Stadt hinab, vor deren ersten Häusern die Fackeln unter dem Gefange des Litz'schen Bundesliedes: „Heil, unsrer Glocke heil!“ zusammengeworfen wurden.

* * *

In Dingelstedts „Schwabenstreichen“ darf auch das Kronprinzliche Liebhabertheater nicht fehlen, dessen Theaterdichter, Dramaturg, Regisseur und Hauptacteur der lange Franz war.

Der junge Kronprinz Karl schwärmte damals so leidenschaftlich für das Theater, daß ihm das Zuschauen und Zuhören im Hoftheater nicht mehr genügte. Er wollte selber die weltbedeutenden Bretter betreten, natürlich auf einem eigenen Liebhabertheater. Die königliche Erlaubniß dazu wußten Dingelstedt und Hackländer durch ihre freundlichen Beziehungen zu der schönen Bewohnerin des „Hauses der Medarstraße“ zu erzielen.

So wurde denn in einem Parterresaal des Residenzschlosses eine allerliebste Bühne aufgeschlagen, reich geschmückt und sogar mit einer eigenen Gasleitung versehen, deren noch das Hoftheater entbehrte. Der Portalvorhang kam aus Paris, die Maler Eberlin, Herdtle und Braakmann malten die reizendsten Decorationen, der königliche Theater-Maschinist sorgte für Donner, Regen, Hagel und einen effectvollen Sonnenauf- und Untergang, prachtvolle Costüme wurden angeschafft . . . und Franz Dingelstedt schrieb seine wunderfame Opern-Burleske mit Tanz in fünf Aufzügen: „Geuoveva“, zu der Kapellmeister Kühner die nicht weniger burleske Musik arrangirte, meistens ein Potpourri aus beliebten Opern. Acteurs, auch in den Frauenrollen, waren die Glockenbrüder, unter ihnen der Kronprinz und Dingelstedt. Irre ich nicht, so spielte der lange Franz den kleinen Schmerzreich, den Säugling der frommen Hirschkuh.

Mit Lust und Eifer ging's an die Proben, die stets mit einem flotten Souper schlossen. Endlich, Ende Februar 1845 konnte die erste Aufführung stattfinden — vor einem geladenen Publicum aus lauter Herren . . . Da diese Blätter aber auch für Damenaugen bestimmt sind, muß ich mich mit einem kurzen Auszuge aus dem geschriebenen Textbuche begnügen.

Das Original-Manuscript wird wohl in Dingelstedts literarischem Nachlasse ruhen — bleiben.

I. Act.

Erster Knapp: Höret mich an, o Knappenschaar
Höret mich an und folget!

- Kuappenchor: Wir folgen Siegfrieds Fahnen,
Ziehen den Halbmond entgegen,
Der fern dem Ost entstiegen!
Laßt schallen die Gesänge
Der froh bewegten Menge,
Und drei Mal tönt der frohe Ruf:
Siegfried dem Tapfern Heil!
Siegfried dem Tapfern Heil!
- Siegfried: So sing uns denn, mein liebes Weib,
Dies giebt uns etwas Zeitvertreib,
Gesungen höret sich Vieles an,
Was gesprochen Niemand verdauen kann.
- Genoveva: Und tief in dem Herzen
Die bittersten Schmerzen!
- Siegfried: Genoveva, das ist aus dem Nabuceo, schäme Dich, deutsches Weib,
aus einer italienischen Oper zu singen. Außerdem weiß ich jetzt
so viel wie gar nichts, mit Deinem:
Und tief in dem Herzen
Die bittersten Schmerzen.
- Genoveva: Und ob die Zunge auch sich mühe,
Das schwache Herze sagt es nicht,
Thränen bleichen meine Wangen,
Vor Wehmuth wanken meine Knie,
Mein hanges Herz im Tode bricht
Scheiden, Scheiden thut weh,
Ach ja, Scheiden thut weh!
Noch ein Mal einen letzten Tanz,
Dann scheide, Siegfried, scheide ganz.
- Siegfried: Meinetwegen Deinen Willen
Will ich, wo ich kann, erfüllen.
(Solta.)
- Kurt: Lebt wohl, ihr vollen Schüsseln, vollen Flaschen,
Aus euch wird Kurt hinfüro nimmer naschen.
Leb' Elisabeth wohl, Du altes theures Gut!
- Golo: Schweig Maulwurf, ich bin Golo der Granfame!
- Genoveva: Wohlan, ich schweige, weil ich muß,
Hier ist der Schlüssel und Ade!
Was nun geschehen soll, gescheh!
- Golo, Siegfried) Wie sich die Sache wende,
Elisabeth) Wir führen sie zu Ende!

II. Akt (im Kerker.)

- Genoveva: Ein Weib so elend, Publicum, als dieses?
Ihr könnt es ihm wahrhaftig nicht verargen,
Wenn es mit einer Arie sich tröstet:
- Chor: Zappelt wie ein Fisch im Rhein
Zu! ja! Fisch im Rhein!
Muß ein junger Golo sein!
- Genoveva: Ach! ach! ach! ach!
Wär ich so wie andre Frauen,

Würd' ich seinem Wort vertrauen,
 Doch ich fühl' ein heimlich Grauen,
 Nein! Nein! nein! nein!
 Das darf nicht sein!
 O hätt ich ihn, das Ungeheuer,
 Das meinem Herzen nicht so theuer,
 Ich kratzt ihm beide Augen aus,
 O Graus! o Graus!
 Ich bin ein Mädchen, hab' Erbarmen!
 O Elisabeth! Elisabeth bleibe hier.
 O Gott, mir scheint, er wird ein Recitativ singen.
 Mein letztes Stündlein hat geschlagen!

Golo: Also schreibt von Palästina,
 Ueber Triest ist der Brief gekommen
 Und kost' enormes Porto,
 Dein schwer beleidigter Herr Gemahl:
 Tödtete mein Weib!
 Mit Vergnügen! doch kein langes,
 Denn es ist schon spät, Gefanges.

Genoveva: Mein Golo, ich bin wieder gut.

Golo: Genoveva, so hast Du wahrhaftig verziehen,
 So laß ich Dich aus dem Kerker entfliehn.

Genoveva: Da sieht man, was Liebe doch thut!
 Dui di Dui di — (in infinitum)
 Und nun hinweg diese lästigen Ketten —

Golo: Sie fallen von eigener Hand!

Genoveva: O Freunde, mein theueres Leben zu retten,

Golo: Doch fliehe dies schreckliche Land!
 Pfui, Elisabeth, sei sie nicht so schmutzig,
 Sterbe sie für ihre Herrin, wie es in allen
 Guten Schauspielen Sitte ist.

Elisabeth: Mein junges Leben
 So hinzugeben,
 Ist das nicht traurig,
 Ist das nicht schaurig?

Golo: Ha, wie wird mir,

Genoveva: He wie wird ihr,

Heinz: Hi, wie wird Dir,

Golo: Ha, wie wird Euch,

Genoveva: Ha, wie wird ihnen.

Hans u. Heinz: Und nun laßt uns in die Wüste spazieren,
 Und da drinnen unser Glück probiren.
 Nur die Wüstenei
 Ist wahrhaftig frei.
 In der Wüste dort
 Lebt sich's herrlich fort.

III. Act.

In der Wüste treten auf: Elefant, Löwe, Bär, Affe.
Sturm. Sonnenaufgang.

Die Thiere sängen:

Seht, wie strahlet schön der Morgen
Hier in der Wüst' nach trüber Nacht,
Wir sitzen hier so schön geborgen,
Und unser Herz im Leibe lacht.
Wir wohnen hier in guter Ruh
Und sehn dem Spiel der Dinge zu.

(Tanz der Thiere.)

Was hat der Mensch, der stolze Herr der Erde,
Vor uns am Ende doch voraus,
Wir bilden eine frohe, freie Herde,
Gebunden nicht an Hof und Haus,
Wenn nur der Jägersmann nicht wär',
Wir scheeren uns den Teufel drum,
Wir führen ihn an der Nase herum.

(Estbeth tritt auf.)

Hier in unsrer Wüste
Kennt man die Rache nie
Und wen der Mensch verstoßen,
Der flieht zum lieben Vieh,
Dann wandelt er auf unsrer Spur
Vergnügt und froh in die Natur.

Einfielder (zu Estbeth): Ich siedle ein, da Du nun gekommen bist, so können wir ja zwei sieden, wenn Du willst.

Löwe: Ich muß sie einem Andern geben,
Wir blühet diese Rose nicht.

Genoveva: Auch ich entbehre lange schon des Trostes
männlichen Zuspruchs, ehrbedürftiger Herr.

Einfielder: Er soll Dir werden und in voller Maße,
Komm folge mir in meine Höhle dort.

Gieb mir die Hand mein Leben,
Komm in mein Loch mit mir,
Hier hilft kein Widerstreben,
Es liegt nicht weit von hier!

Genoveva: Ach nein, ich darf's nicht wagen,
Wie glüht mir das Gesicht,
Ich möchte ihn wohl fragen,
Ob er die Wahrheit spricht.

Einfielder: Drück' Dich, liebste Genoveva,
Naß — recht naß an mich,
Laß uns recht vertraulich kosen,
Niemand stört Dich.

Genoveva: Ach, bei Dir, mein lieber Vater,
Schwindet aller Schmerz,
Du miauest wie ein Kater
Liebe in mein Herz.

- Schmerzenreich: Alte Elisabeth, komm herüber,
 Komm, ich kisse Dich,
 Was ich noch nicht recht verstehe,
 Liebe, lehre mich.
- Elisabeth: Nun, so sei's in Gottes Namen,
 Mir vergeht der Schmerz,
 Und dem lieben kleinen Junker
 Deffnet sich mein Herz.
- Alle: So leben wir, so leben wir
 So leben wir alle Tage —
 Des Morgens früh bei Bier und Wein,
 Des Nachts beim { Männelein
 Weibelein
 Und so alle Tage fort
 Zur Ewigkeit hinein.

IV. Act.

- Curt: Daß mir Elisabeth treu geblieben,
 Dafür sing' ich ihr zum Lohne
 Auch ein Ständchen am Balkone.
 Schon zwanzig Monden blieb ich fort,
 Ich war im heil'gen Land,
 Doch bin ich meinem alten Lieben,
 Meiner Elisabeth treu geblieben,
 Und reiche ihr die Hand.
 Sie kommt noch nicht an's Fensterlein.
 O Gott, sie hat 'nen guten Schlaf,
 Dies muß der Schlaf der Unschuld sein,
 Ja, sie blieb treu und brav.
 O Elisabeth, Du mein alter Schatz,
 Hör' Deinen Curt doch kräh'n.
- Siegfried: Gesel, siehst Du denn nicht, daß ich einen Monolog hier halten
 muß? Geh ab, alter Narr! Ein Monolog ist ein Zwiegespräch,
 das nur Einer hält.
- Golo: Besser ein Hegelianer, als, als . . .
- Siegfried: Als was? rede aus.
- Golo: Nein, ich schweige.
- Siegfried: Rede!
- Golo: Nun denn, als — ein Hahnreiß!
- Siegfried: Ha! das fordert Blut!
 (Sehten, Golo fällt. Sein Leichenmarisch. Siegfried steht in die Wüste.)

V. Act.

- Genoveva: } Ça Ça, geschmauset,
 Einsiedler: } Laßt uns nicht rappellöpflich sein,
 Wer nicht mit hauset,
 Der bleib' daheim.
 Edite, bibite collegiales, post multa saecula pocula nulla.
 So lebt man heiter,
 So lang es flotter Bursche heißt,
 Bis daß man weiter
 Ad patres reißt.
 Edite, bibite.

(Siegfried tritt auf.)

Genoveva: Zum letzten Glase nun den letzten Rausch!
Tusch! Musik!

Es lebe mein Gemahl,
Ewig theuer mir,
Siegfried, der Pfalzgraf von Trier!

Siegfried: Halt ein! Halt ein! Halt ein!
Ich bin es ja, ich will es sein!

Genoveva: Ich bin es!

Siegfried: Du bist es!

Elisbeth: }
Schmerzensreich: } Er ist es!
Hirschkuh: }

Alle: Wir sind es!

Ihr seid es!

Sie sind es!

Genoveva: Laßt mich allein mit ihm nur einen Augenblick.
O süße Stunde, o ersehntes Glück!
So kehrest Du endlich mir zurück?

Siegfried: Genoveva, Du Geliebte,
Mein Herz nur lebt allein für Dich,
Du siehest meine Angst,
Gnade! Gnade für mich!
Hirschkuh, Knie nieder!
Mensch erhebe' Dich wieder!

(Wodentled von Rißst.)

Chor: Heil! unsrem Siegfried, Heil!
Heil! Genoveva, Heil!
Heil! Beiden Heil!
Frieden und Ruh und Glück
Nehret uns nun zurück,
Weiter ruft Jeder mit:
Heil! Beiden Heil!

Zum Schluß großes Ballet aller Menschen und Thiere.

Im nächsten Jahre, als schon die Kronprinzessin Olga, Kaiser Nicolaus' Tochter, in Stuttgart herrschte und den Wunsch äußerte, einer Vorstellung auf dem Liebhabertheater ihres Gemahls beizuwohnen — und da die arme Genoveva und ihr Riesensäugling Schmerzensreich mit seiner Hirschkuh-Amme durchaus nicht für solche Augen und Ohren präsentabel war: so mußte Hofpoet Dingelstedt flugs eine neue romantische Burleske mit Gesang und Tanz schreiben. Er dichtete: „Ritter Toggenburg“ — sehr frei nach Schiller, die Musik aus beliebten Opern wieder vom Kapellmeister Kühner arrangirt. Ritter Toggenburg hatte nicht nur ein zuschauendes Damenpublikum, sondern auch mitspielende Weiblichkeiten.

Als Ritter Toggenburg von der Geliebten einen sehr sichtbaren Riesenkorb erhalten hat — zieht er traurig als Kreuzfahrer in's gelobte Land, wo er die buntesten Abenteuer erlebt und die schönsten Decorationen und glänzend costümirte Töchter des Orients sieht. Aber er bleibt der Heimath und der Jugendgeliebten treu. Zum Lohn findet er bei seiner Heimkehr die Geliebte

nicht im Kloster — sondern in einem Töchterpensionat und belehrt von ihrer Sprödigkeit.

Für die zweite Aufführung, zu der sich König Wilhelm mit seinem Hofe angemeldet hatte, improvisirte Dingelstedt einen sehr lustigen Prolog, den er selber mit Meisterschaft sprach. — Auch in seinen Lustspielen und ernstern Stücken versuchten sich die jungen Dilettanten. Das glänzendste Talent war Baron Julius Hügel, der z. B. die Titelrolle von Galms „Camoens“ meisterlich spielte und einst mit Dingelstedt in einem Wohlthätigkeitsconcerte durch den großen Dialog zwischen Tasso und dem Herzog die Stuttgarter zu stürmischer Bewunderung hinriß.

Zu dem Einzuge des neuvermählten Kronprinzenpaares in Stuttgart hatte der junge Adel ein glänzendes Caroussel veranstaltet, Waffenspiele zwischen Kreuzrittern und Sarazenen darstellend, wozu Dingelstedt den Prolog gedichtet:

. . . „Dir entbietet, Fürst der Wüste, seinen Gruß der fremde Graf,
Der vom Württemberger Lande, der Dich oft im Kampfe traf,
Also lautet seine Botschaft: Ruhen laßt für kurze Zeit
Zwischen uns und unsern Mannen den entbrannten Glaubensstreit.
In mein Lager zog der Friede, zog die Freude gestern ein:
Holde Boten aus der Heimat kamen in geschmückten Reih'n,
Herrn und Frauen, mir zu künden, über meinem Hause fern
Sei verheißend aufgestiegen ein ersehnter Liebesstern.
Schließen dem auch wir misanthen kurzen Waffenstillstands Frist,
Eine Feier auszurüsten, wo Du mitgeladen bist.
Tritt mit Deines Stammes Besten ungeheut in unsre Mitte,
Zu Turnier und Ritterspielen ganz nach guter deutscher Sitte . . .“

Und jetzt, nach fünfunddreißig Jahren, meldete dieselbe Zeitung, die einen Bericht über die Stuttgarter Einzugsfestlichkeiten bei der Heimkehr des Königs Karl und der Königin Olga aus Cannes brachte, die Feier am Grabe Franz Dingelstedts in Wien! Ja, das Leben ist ein oft recht buntes Märchen mit einem melancholischen Schlusse.

Die Kronprinzessin Olga von Württemberg und Franz Dingelstedt haben sich eigentlich nie geliebt. Gegenseitig nicht! Die Kronprinzessin Olga sah in den lustigen Freunden des Kronprinzen lauter — Verführer ihres Vatters, als deren schlimmste Hackländer und Dingelstedt zu beseitigen seien. Hackländer erhielt am 14. Januar 1849 plötzlich als kronprinzlicher Secretär seinen Abschied in Ungnaden — wofür König Wilhelm, der mit seiner Schwiegertochter wenig sympathisirte, den kronprinzlichen Exsecretär später in Gnaden zum königlichen General-Bau- und Gartendirector ernannte. Den Hofrath Dingelstedt konnte die Kronprinzessin zu ihrem Kummer nicht verabschieden. Aber mit der lustigen Zeit war's auch für ihn in Stuttgart vorbei, wie mit der ganzen lustigen Glockenbrüderschaft. Die lag in den letzten Zügen und ist auch bald darauf traurig gestorben. So kam es, daß Dingelstedt sich mit seiner jungen Frau, dem „guten Jennerl“ aus Stuttgart fortsetzte.

Schon damals dachte er an Wien — vielleicht an das Hofoperntheater. Zu diesem Zweck hatte er im Spätherbst 1849 in Stuttgart Urlaub genommen und war als Correspondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung mit Frau Jenny nach der lustigen Kaiserstadt an der Donau gegangen, wo Frau Dingelstedt-Luger an der Oper noch viele einflußreiche Verbindungen hatte. Dem Burgtheatergewaltigen Laube nahm er sein Drama „Das Haus des Barneveldt“ mit, ohne besonderes Glück. — Von Wien aus schreibt er am 6. Januar 1850 an Freund Hackländer nach Stuttgart:

„Ich habe Deinen Brief vom 17. v. M. richtig erhalten, lieber Fritz, dagegen warte ich bis zur Stunde noch vergebens auf das darin angekündigte neue Werk von Dir. Da ich selbiges also nicht gelesen, konnte ich es um so unbesangener loben; was denn auch in einer am 30. December an Kolb (Augsburger Allgemeinen Zeitung) abgegangenen Wiener Correspondenz gewaltig geschehen. Zu einem Leitartikel über Deine gesammte Person und Erscheinung fehlten mir zur Zeit noch einige äußerliche Daten, weshalb ich ihn aufschieben mußte. Er kommt, sobald ich Dich wiedergesehen — ohne Correcturen Sr. Erlaucht des Grafen v. K. oder Sr. Excellenz des Barons zu P . . . Dein italienischer Feldzug gefällt hier sehr und ist in allen Händen und auf allen Lippen. Du hättest wohlgethan, persönlich Deine Erfolge hier einzustreichen; überall würdest Du die beste Aufnahme, vielleicht auch offene Wege für eine andere Zukunft, als die eines schwäbischen Hospensionärs gefunden haben. Gehe, sobald Du kannst, einmal hierher; es wird sich in jeder Hinsicht lohnen.

Einen Verleger für „Handel und Wandel“ zu finden, gelang mir bis jetzt noch nicht. Zwei Körbe hab' ich erhalten, wogegen Gerold nicht ganz abgeneigt, aber noch nicht fest entschlossen ist. Schreib mir umgehend einen ostensiblen Brief: Wie groß das Opus werden wird? Wie viel Honorar Du verlangst? u. s. w. Daneben thu mir den großen Gefallen, an rechter Stelle (Neckarstraße) Dich zu erkundigen:

1) Ob man allerhöchsten Orts es sehr ungnädig aufnehmen würde, wenn ich meinen Urlaub ad libitum ausdehnte? Ob man meiner wirklich bedarf? Ob und was für einen Eindruck meine bisherige Abwesenheit gemacht?

2) Ob ich um weiteren Urlaub pflichtschuldigst nachsuchen, oder denselben ohne Gefahr für mein Recht und meinen Ruf eigenmächtig nehmen soll?

3) Ob von meinen hiesigen Absichten und Plänen, die in ganz gedeihlicher Entwicklung begriffen sind, zum Abschlusse jedoch vor vier bis sechs Wochen nicht gelangen können, in Stuttgart etwas verlautet — und wie solches aufgenommen ist?

Bitte, lieber Fritz, erledige Dich mit gewohnter Geschicklichkeit dieses diplomatischen Auftrages, dessen an sich undankbare Erfüllung ich Dir gewiß hoch anrechnen und nach Kräften vergelten werde.

Uns, meiner Frau und mir, ergeht und gefällt es hier unendlich wohl.

Jenny wird in diesen Tagen für die verwundeten Krieger eine Benefice-Vorstellung, Oper oder Concert, geben und bei Hofe singen. Die Wiener sind von einer unbertwüßlichen Liebenswürdigkeit für sie, in zweiter Linie also auch für mich. Wäre die Sorge und Sehnsucht um die Kinder nicht, namentlich um den kleinen Willi, der schwer zu zahnen scheint, so fehlte uns hier zu vollstem Glücke und Genusse gar nichts.

Grüße die Medarstraße bis in's Unendliche; sieh zu, daß Du da für mich ein Bißchen Freiheit herausschlägst — das Einzige, was ich von Stuttgart begehre und als Poet wohl begehren darf.

Sage Hardegg, daß ich ihm nächsten schreiben werde, sobald ich eine sichere Gelegenheit für einen politischen Brief ausfindig mache.

Deinem Hause freundlichste Erinnerung von meinem Wanderzelt aus. Ich kann nicht frankiren, weil der Posthof zu weit von meiner Wohnung ist. Schreibe mir ebenso, aber bald, unter Adresse des Gasthofs zur Stadt Frankfurt. Von ganzem Herzen Dein allzeit getreuer Gebatter und Freund Franz Dingelstedt."

Es blieb aber zunächst noch bei den Wiener „Absichten und Plänen.“ Der Ruf an das Burgtheater sollte erst siebenzehn Jahre später folgen.

Mit welcher hellen Freude Franz Dingelstedt und seine Jenny im October 1850 den Brief Gustav Kolbs, des Hauptredacteurs der Augsb. Allgem. Ztg. begrüßten, der ihm die erste Aussicht auf die Münchener Hoftheater-Intendanz eröffnete, hat er selber in seinen „Münchener Bilderbogen“ erzählt. Und so gab er denn im Januar 1851 „den besten, bequemsten aller Herren, König Wilhelm von Württemberg“ für den „vielköpfigen Tyrannen, Publikum geheiß“ auf. König Wilhelm nahm dies Abschiedsgesuch sehr ungnädig auf und hat es seinem Ex-Bibliothekar auch nie ver-gessen. Als im Juli 1854 während der Münchener Industrie-Ausstellung der Königl. Bayerische Hoftheater-Intendant seine berühmten Gesamt-Gastspiele, die sich bald zu Musterdarstellungen entfalteten, auf die Bühne brachte und alle in München anwesenden fremden Fürsten das Theater besuchten — da blieb König Wilhelm allein demselben grollend fern, ja, er verweigerte seinem Hofschauspieler Karl Grunert — trotz der Ferien — die Mitwirkung.

Am 24. Januar 1851 gab die Glocke ihrem Glockenbruder Dingelstedt im Hotel Hermann zu Cannstatt ein vom Glockenzieher Grafen Wilhelm von Württemberg arrangirtes glänzendes Abschiedsdiner, dessen künstlerisches Menu von Anspielungen strotzte. Da gab es „Légumes glorieux“ — „Jambon à la gloire littéraire“ — „filets de Sol à la Medaille d'or“ — co-telettes de Mouton aux lauriers printaniers — lauriers aux Truffes — enveloppe dramatique à la Béchamelle de lauriers — Dinde farcée à la grande Médaille d'or au ruban — chlotte glacée aux lauriers incertains — dessert de lauriers confits à l'avenir . . . und dazu die lorberduftigen Abschiedstoaste, in deren schlagfertiger Erwiderung Dingelstedt ja ein unübertroffener Meister war.

Vier Tage darauf nahm der Münchener Hoftheater-Intendant von der lustigen Stuttgarter Zeit und seinen „Schwabenstreichen“ für immer Abschied, Frau Jenny und seine drei Schwabekinder noch bis Ostern in der Obhut seines „dicken Haus- und Herzensfreundes“ Hackländer zurücklassend, während er dessen erstes und sogleich Epoche machendes Lustspiel: „Der geheime Agent“ für die Münchener Bühne als Manuscript mitnahm.

Hierüber und über manches Andere schreibt er Ende April aus München an Hackländer:

„Tausend Dank, lieber Fritz, für Alles, was Du um mich gelitten und gethan hast. Ich werde es möglichst an Deinem armen Wurm von Geh. Agenten zu vergelten mich bemühen, welches auf Freitag den 9. Mai ange-
setzt ist. Ich hoffte Dich mit der Aufführung zu überraschen; nun ist mir Oldenburg doch zuvorgekommen. Möge Dir Adolf Stahr's Lob nicht so viel schaden, wie Deinem Collegen Griepentherl. Ich habe vier tüchtige Theaterproben ausgeschrieben und außerordentlicher Weise sogar zwei Leseproben abgehalten, am Text mir hier und da noch eine kleine Kürzung erlaubt, Deine zweite Ausgabe adoptirt, mein ohnehin freundlich für Dich gestimmtes Personal noch um eine Octave hinausgeschraubt und hoffe, Dir gute, vielleicht glänzende Nachricht geben zu können, da Du selbst leider Deinen Triumph nicht genießen willst. Mit Venedig „Liebesbrief“ bin ich gestern über Erwartung und Verdienst — glücklich gewesen. Das Stück hat Furor gemacht; die Gauler wurden drei Mal gerufen, thaten aber auch famos ihre Schuldigkeit. Beim „Agenten“, hoffe ich fest, wird's eben so gehen. Hier seine Besetzung: Herzog — Dahn, Herzogin — Dentler, Prinzessin — Hausmann, Oskar — Richter, Oberhofmeister — Lang, Georg — Christen, Minister — Jost, die Alle ausgezeichnet sein werden, das übrige Volk jedenfalls sehr genügend. Ich hätte Dir den Abend wohl gegönnt und mir — Dich, der ich nun einmal eine unüberwindliche Schwäche für Dich dicken Sünder habe und behalte. Solltest Du auch zur Aufführung nach Wien nicht gehen, so würd' ich Dir meinen Fluch (als portofreie R. Dienst-sache) schicken. Du hättest doch längst einmal Dich zeigen sollen, würdest beste Aufnahme gefunden haben und — meine Empfindung trägt mich nicht — einen Hasen, der Dir das schwäbische Häsele, vulgo Sumpf, bei weitem ersetzt.

Meine Frau, die sich ihrer Erlösung aus diesem Häsele mit mir kindisch freut, hat mir mündlich bestätigt, was sie schriftlich bereits gemeldet: wie gefällig und liebenswürdig Du und Deine Caroline ihrer in ihren Nöthen bis zur letzten Stunde Euch angenommen. Nimm dafür diesen herzlichsten Händedruck und theile ihn mit Deinem Weibe, welches Gott erhalte.

Dein rührendes Kisten-Verzeichniß habe ich mit Thränen beneßt. Die Sachen sind jetzt unterwegs — und unter Regen.

Geh nach London, wenn Du irgend kannst. Du könntest der Augsb. Zeit. Artikel schicken, welche durch ihren Stoff schon weltgeschichtliche Bedeutung

hätten, in der ganzen Welt Deinen Ruhm auf's Neue verbreiteten, sich gut zählen würden und später eine eigene kleine Flugschrift bildeten. (Reise in die Weltstadt, von F. W. Hackländer. Stuttgart, Adolfs Krabbe, 1852 2 fl. 36 Kr. Aufgeschmuckte beschnittene Exemplare werden nicht zurückgenommen.)

Grüße Frau und Kind von den Meinen, Gall, Cotta und Grunert herzlichst von mir und behalte lieb

Deinen Franz Dingelstedt.“

* * *

Dreißig volle Jahre liegen nun schon zwischen diesem Briefe, dem Ende der lustigen „Schwabenstreiche“ — und dem frischen Grabe bei Wien, wo ja auch schon Frau Jenny ihr letztes Ruheplätzchen gefunden hat. Und wie Viele von denen, die einst mit ihm jene lustigen „Schwabenstreiche“ lebten, sind dem langen, dem tollen Franz schon vorangegangen ins unbekannte dunkle Land, aus dem noch Niemand zurückgekehrt ist!

Graf Alexander von Württemberg, der edle ritterliche Freund und liebenswürdige Sänger der „Lieder des Sturms“ war der erste. Nach vielen Leiden und Täuschungen, nachdem sein Haus und sein Familienglück unrettbar zertrümmert, starb er, erst 43 Jahre alt, im Sommer 1844 im Wildbade. In seinen jungen Jahren hatte er hier im Bade einen theuren Familienring verloren und sogleich schwermüthig gesagt: den hat die Nixe des Duells genommen. Sie hat sich mir verlobt und läßt mich nun nicht mehr los und wird mich eines Tages nachholen!

Und wie prophetisch klang sein letztes Gedicht auf „Denau's einsamen Becher“:

Und schlägt die Zeit
Zur Ewigkeit,
Daß in ein Grab uns sinken!
Daß wir vereint,
Zugleich beweint
Dereinst als Schatten schweben . . .

„Zugleich beweint!“ Wenige Wochen, nachdem Graf Alexander in die Württembergische Fürstengruft unter der Stiftskirche hinabgesunken — sank sein brüderlicher Freund Denau in Stuttgart in ewige Geistesnacht — aus der ihn nur das Grab auf dem kleinen grünen Friedhofe zu Weidling bei Wien zu erretten vermochte.

Gustav Schwab ruht schon lange auf dem „alten“ Friedhofe zu Stuttgart — Justinus Kerner zu Weinsberg — Ludwig Uhland und Karl Mayer zu Tübingen . . . Mit ihnen ist die „Schwäbische Dichterschule“ gestorben.

Auf dem neuen Prag-Friedhofe bei Stuttgart schlummern nun auch schon seit einigen Jahren Eduard Mörike und Friedrich Wilhelm Hackländer, auf dem nahen Pf.-Kirchhofe zu Cannstatt Ferdinand Freiligrath.

Die ruhelose Emma v. Suckow-Miendorf fand im Frühjahr 1875 ihr einsames Grab an der Cestius-Pyramide zu Rom.

Graf Alfred Reipberg verunglückte auf der Jagd in Tirol und starb in Geistesnacht. „Schloß Schweigern“, dem wir Hackländer's anmuthiges, gleichnamiges Märchen verdanken, verwilderte mit seinen berühmten Gärten unter der Herrschaft des Curatels.

Prinz Jérôme Napoleon-Montfort, der Vetter des Kronprinzen Karl, der auch so oft lustig an jenen Stuttgarter „Schwabenstreichen“ Theil genommen, starb 1847 gleichfalls in unheilbarem Wahnsinn, erst 33 Jahre alt. Er hatte zu viel und zu flott gelebt.

Baron Hügel ist traurig erblindet.

„Das Haus in der Neckarstraße“ ist heute die Adjutantur des Königs Karl. Amalie von Stubenrauch ist vor wenigen Jahren in ihrer Villa zu Tegernsee gestorben: „nach vielen Leiden“. — Ihr früherer glühender Freund und späterer bitterster Feind, der geniale Hofschauspieler Moriz, starb nach noch viel größeren und längeren Leiden — gänzlich gelähmt und erblindet — längst eine Leiche, an der nur der Kopf noch lebte, zu Wien. — August Lewald, auch ein lustiges Mitglied jenes geistreichen Kreises der Neckarstraße, wurde in München auf seinem Sterbebette katholisch, um so seiner Jugend Schwabenstreiche abzubüßen.

Wir gedachten ein lustiges Stück Menschenleben zu schildern, und es endet als ein melancholischer Friedhof; mit lauter Gräbern und Kreuzen — wie jedes Lebensmärchen.

„Versunken im See! Ade! ade!“





Bilder aus Indien.

Von

Oberst H. v. Brandt.

— Berlin. —



Am 26. Juni 1757 ersocht Lord Clive an der Spitze von 3000 Mann, darunter das berühmte 39. Regiment mit dem stolzen Motto: „Primus in Indis“ den Sieg von Plasssey über den Nabob von Bengalen Surajah Dowlah und legte dadurch den Grundstein zur englischen Herrschaft in Indien.

An der Seite der Europäer kämpften ungefähr 1000 Mann eingeborener Truppen aus Bengalen und Madras.

Ihre tüchtigen Leistungen, ihre bedeutenden militärischen Eigenschaften wurden anerkannt und in richtiger Schätzung der Verhältnisse, daß Englands Kräfte an Menschen-Material niemals zur Vertheidigung Indiens ausreichen würden, vermehrten die Leiter der indischen Politik den Bestand der Sepoys.

Acht Jahre nach dem Siege von Plasssey waren aus dem einen Bataillon 19 zu tausend Mann geworden und so steigerte sich allmählig mit der Vergrößerung des Reiches die Zahl auf Hunderttausende mit einem angemessenen Theil eingeborener Kavallerie.

Erst hielt man die Sepoys in Reserve, allmählig aber vertraute man ihnen und sie verrichteten unter ihren Führern, meist Mohamedanern oder Indern von hoher Kaste so tapfere Thaten, daß die europäischen Geschichtsschreiber ihrer rühmend gedachten.

Ihre Treue, sprichwörtlich geworden, war der Schwertarm der englischen Stärke.

Hundert Jahre waren vergangen, da wurde der Jahrestag von Plasssey durch eine der erbittertsten und ausgedehntesten Empörungen, welche je ein Land haben erzittern lassen, auf das Blutigste entweiht. — Unparteiische,

gebiegene Forscher, welche mit den indischen Verhältnissen gründlich vertraut und mit dem reichsten Material versehen waren, haben sich die unendlichsie Mühe gegeben, an der Hand der Ereignisse die vorgegangenen Wandlungen der Sepoys zu erklären und gewissenhaft ihr Recht und englisches Unrecht gegen einander abzuwägen.

(Der Charakter, die Gemüthsart des Sepoy.)

„Die Wege eines Sepoys sind unberechenbar, wie die Wege eines Kindes. Es ist unmöglich die Grenzen seines Aergers festzustellen, oder genauer den Punkt zu bestimmen, wann sein gutes Temperament wirklich wieder zurückgekehrt ist. Unbeständig und wankelmüthig, spottet seine Führung jeder menschlichen Berechnung. Er ist durch und durch ein Paradox! Er besteht aus Unbeständigkeiten und Widersprüchen!“

„In seinem Charakter und sonstigen Eigenschaften sind die unvereinbarsten Eigenthümlichkeiten durcheinander gemischt. Einfach und hinterlistig, leichtgläubig, leicht durch Andere getäuscht und doch starr festhaltend an seinen anerzogenen Ueberzeugungen; jezt gelehrig wie ein Kind, dann wieder hart und unbeweglich im Eigenfinne des Mannes. Enthaltfam und doch sich selbst nachgebend, ruhig und ungestüm, sanft und doch grausam, in seinem täglichen Leben indolent bis zur Schlassheit und doch fähig, zu Handlungen der verzweifeltsten Energie erhoben zu werden. Manchmal lüftern, manchmal verbrießlich, ist er leicht begeistert und leicht niedergedrückt; meistentheils aber ist er heiter und wenn man plötzlich im Lager ihn traf, war es wahrscheinlicher, von ihm freundlich angegrinst zu werden, als einem Ausdruck mürrischer Unzufriedenheit auf seinem Gesichte zu begegnen.“

„Aber so leichtherzig im Allgemeinen sein Temperament auch war, brütete er doch zuweilen über ein eingebildetes Unrecht und wenn eine solche Ueberzeugung sich einmal in seiner Seele festgesetzt hatte, dann saß sie fest und wirkte mit der unwiderstehlichen Gewalt eines feinen unausrottbaren Giftes.“

„Und dieser Zug war, wie wir jezt die Sache beurtheilen, der gefährlichste seines Charakters, denn seine freundlicheren, ansprechenderen Eigenschaften lagen auf der Oberfläche und waren leicht gewürdigt, während die härteren abschreckenden Züge dunkel und verhüllt lagen und im gewöhnlichen Verkehr mit ihm nicht zu entdecken waren.“

Bis in's Unendliche ließen sich diese Schilderungen aus dem vorliegenden Material fortsetzen und man würde sie nicht erschöpfen, ebenso wenig, wie man irgendwie andere Volksstämme, mit völliger, nie irrender Treue würde schildern können. Das Herz, der Charakter des Menschen unter allen Himmelsstrichen, sie gleichen einem geschliffenen Steine; er funktelt verschieden, je nachdem er unter anderen Winkeln von der Sonne beschienen wird. —

Der Sepoy hatte durch ein Jahrhundert gute Dienste gethan, — welche nicht durch, allerdings verbrecherische Abweichungen von Treue und Disciplin

vergesen gemacht werden konnten, aber trotz dieser dankbaren Erinnerungen regte sich doch in Indien in vielen Kreisen ein Mißtrauen gegen die Sepoys.

Man glaubte nicht an ihre Liebe, aber an die Anhänglichkeit an ihren Sold, — ihr hervorragendstes Gefühl war die Treue zu ihrem Salz, zu der Hand, welche ihn sütterte.

„Weß' Brod ich esse, deß' Lied ich singe.“

Bei allen diesen Widersprüchen im Charakter des Sepoys wirkten nun auf ihn durch eine Reihe von Jahren eine Fülle der verschiedensten und gefährlichsten Einflüsse ein. Es wurden in England wie in Indien wohl seit den frühesten Perioden englischer Herrschaft die Gefahren gefühlt, welche die stete Vermehrung der eingeborenen Regimenter und die Ausdehnung des Reiches im Gefolge hatten, allein trotz scharfer Differenzen in militärischen, civilistischen, ostindischen und Regierungskreisen, in der Presse, war doch nach keiner Richtung hin die öffentliche Meinung stark genug, um an die Grundschäden der ganzen Organisation der ostindischen Gesellschaft die Hand zu legen. Obgleich der Eigenschaften-Katalog der Sepoys nicht dazu angethan war, dem objectiv und unparteiisch Urtheilenden ihre fast ausschließliche Verwendung zum militärischen äußern und inneren Schutz des Landes gefahrlos erscheinen zu lassen, war doch das Vertrauen auf dieselben im Allgemeinen kein schwankendes.

(Die Neigung zur Meuterei.)

Die Armeen der asiatischen Fürsten sind immer aufrührerisch gewesen; die Mahratten, die Sikhs, die Araber, die Boorkhas haben gegen ihre Fürsten rebellirt und die Regierungen oft über den Haufen geworfen; aber die von der ostindischen Compagnie geworbenen, von Engländern ausgebildeten, mit strenger Beobachtung ihrer religiösen Gewohnheiten, von Offizieren eigener Nationalität geführten Truppen scheinen nicht dies Mißtrauen eingefloßt zu haben, und doch hätten Erscheinungen aus frühester Zeit es wohl wachrufen können.

Erst sieben Jahre existirte die bengalische Armee, als, allerdings verursacht durch europäische Truppen der Compagnie, die erste Empörung ausbrach. Die Sepoys glaubten sich in ihrem Recht verletzt, was die englischen Geschichtschreiber als begründet anerkennen. Ein Compromiß wurde geschlossen, befriedigte nicht und die Empörung brach von Neuem aus.

Ein Kriegsgericht wurde niedergesetzt und 24 Sepoys wurden wegen Desertion und Meuterei verurtheilt, vor die Kanonen gebunden und zerrissen zu werden.

Die Truppen waren unter dem Befehl von Major Hector Muuro zur Parade aufgestellt, der Befehl zum Anbinden war gegeben, als vier stattliche Grenadiere vortraten und den Vortrang im Tode verlangten, da sie ihn immer im Leben gehabt.

Ihre Bitte wurde gewährt, — sie starben vom Pulver zerrissen.

Ein dumpfes Murren ertönte aus der Sepoys Reihen, welche an Zahl die weißen Truppen weit übertrafen. Ihre Offiziere, damals meist Muhamedaner oder Inder von hoher Kaste meldeten, daß ihre Untergebenen entschlossen wären, die fernere Execution nicht zu dulden. Major Hector Munro fühlte, daß das Schicksal der Armee von Bengalen auf dem Spiel stand. Sein Entschluß war schnell gefaßt und ausgeführt. Die weißen Truppen deckten die Flanken der Batterien, die Geschütze wurden mit Kartätschen geladen und den Sepoys das Commando zum Niederlegen der Waffen, zum Zurücktreten von denselben gegeben.

Nun gehorchten sie und die Execution wurde fortgesetzt — zwanzig Mann fanden in Chupra, vier in einer anderen Station, sechs in Bankpore ihren Tod vor den Kanonen. Die harte Lehre ging für's Erste den Sepoys nicht verloren; treulich standen sie zu Lord Clive, als im Jahre 1766 ein Aufstand der europäischen Officiere der Compagnie ausbrach. Die feste Haltung der Soubahdars (commandirende Offiziere der eingeborenen Truppen) setzte Lord Clive in den Stand, die schwierige Krisis zu überwinden und gab ihm die Ueberzeugung, daß er auch beim Ausbruch einer Meuterei weißer Truppen mit Hilfe seiner „Schwarzen“ (Blacks werden sie überall genannt) dieselbe niederwerfen würde. — Es war f. Z. der Gedanke der Schöpfer der eingeborenen Armee, daß sie, geführt von Offizieren aus höheren herrschenden Kasten, denen zu gehorchen die Masse des Volks gewöhnt war, ein brauchbares Werkzeug sein und bleiben würden.

Mit der Vergrößerung der englischen Macht in Indien, dem Hinströmen der Europäer in jene Länder, trat, wie Mr. Rane charakteristisch sagt, das Bestreben ein, den Eingeborenen aus dem Sattel zu heben und sich selbst hinzusetzen. Oto toi, quo je m'y mette, oder, wie der Naturforscher die Erscheinung nennt, der Kampf um's Dasein begann.

Die englischen Offiziere wurden vermehrt, die Vorrechte der eingeborenen schließlich auf fast Nichts beschränkt, ein Emporkommen aus der Masse beinahe unmöglich gemacht und damit verschwanden die hochtastigen Inder, die vornehmen Muhamedaner und andere stolze Abkömmlinge einheimischer Volksstämme, the gentry of the land, und aus den Reihen der eingeborenen Armee und suchten Dienste bei den Fürsten Indiens.

Die mehrfachen Umsformungen der militärischen Verhältnisse der ostindischen Compagnie gingen nicht ohne Reibungen und Aeußerungen scharfer Meinungsverschiedenheiten vor sich und wahrlich, die Dinge waren von jeher danach angethan, dieselben hervorzurufen. Der Bengal-Sepoy, stolz, aristokratisch, vielfach von hoher Kaste, war der beste Soldat von der Welt, wenn er in guter Stimmung war; aber er war nicht immer in derselben und dann eine Quelle von Sorgen für den Führer und bisweilen eine Gefahr für den Staat.

Der Sepoy aus den Präsidentschaften Madras und Bombay war fügsamer, gelehriger; die wenigen hochtastigen Mitglieder beugten ihren Stolz unter der Sitte des Landes.

Das Verschiedenste mußte verschmolzen werden. Es war ein schweres Werk diese erste große Umformung der Armee, aber die sorgfältigste Auswahl der commandirenden Offiziere, welche Land und Leute, Sprache und Gewohnheiten gründlich kannten, ließ es wenigstens für einige Jahrzehnte trotz aller Mißbräuche gelingen, weil es ein Princip wahrte, den engen Zusammenhang der englischen Offiziere mit dem eingeborenen Soldaten festzuhalten — ein Princip, — welches die Verfeinerungen späterer Civilisation bestimmt waren, schnell aufzulösen.

Das neue System hielt sich bis zum Ende des Jahrhunderts. Dann trat die Frage der Stellung der Offiziere der ostindischen Compagnie an den Vorstand derselben in unbequemer Weise heran. Die Officiere erfreuten sich mannigfacher Vortheile, aber sie hatten keinen Rang und wurden fortwährend durch königliche Offiziere übergangen.

Als Erstere nun auf gewissen Rechten bestanden, erfolgte 1796 eine neue Organisation, welche wiederum eine Anzahl englischer Gentlemen in die Armee brachte, aber die letzten Spuren von Würde und Autorität der eingeborenen Offiziere vernichtete und die Stimmung der Soldaten verbitterte.

Dazu kam, daß bei der verbesserten Pensionsgesetzgebung eine Menge alter Offiziere heimkehrten und bei der jetzt nach dem Dienstalter nicht mehr nach Wahl geregelten Beförderung Leute an's Commando kamen, welche in der Landessprache kein Glas Wasser fordern, den Unterschied zwischen Muhamedaner und Hindu nicht erklären konnten. Dieselben waren mit einer Verantwortlichkeit belastet, welche nur auf Männer von großer örtlicher Erfahrung, erprobtem guten Urtheil und Temperament hätte übertragen werden müssen.

Außere Umstände verhinderten jedoch, daß die Rückwirkung der genannten Uebelstände sich sofort sichtbar machte.

Die letzten Jahre des alten, die ersten des neuen Jahrhunderts brachten die Kriege im Mysore- und Mahratten-Gebiet und Kampf und Sieg unter Führern wie Harris, Lake, Wellesley ließen die Sepoys ihre halb begründeten, halb unbegründeten Klagen vergessen.

Mit dem Frieden aber, dem Einrücken aus dem Feldlager in die Cantonnements begann eine Periode des Fanatismus für militärische Verbesserungen. Exerciermeister und Regimentschneider machten den Leuten das Leben durch ihre Narrheiten um die Wette sauer. Neues stürmte von allen Seiten auf sie ein. Sie wurden nach neuer englischer Art exerciert, gekleidet, rasirt, frisirt, ihrer Kastenabzeichen, Aus schmückungen, Turbans beraubt, kurz in jeder Weise anglisirt.

Die Glaubens- und Sittenlehren des Christenthums weichen nicht mehr wie jene des Muhamedanismus von der Hindu-Religion ab, aber der indische Muhamedaner neigt zu einer socialen Vermischung mit den Eingeborenen, während dieselbe Seitens der Europäer mit den beiden andern Racen undenkbar ist. Die Sicherheit des englischen Besitzthums beruhte auf den Verschiedenheiten der beiden Hauptstämme. Traten Umstände ein, welche eine gesellige Fusion herbeiführten, so verminderte sich die Sicherheit.

(Meuterei von Bellore 1806.)

Im Frühjahr 1806 zeigten sich dem kundigen Auge Spuren von Unzufriedenheit. Muhamedaner und Indier waren gleichmäßig in vielen Interessen, Gewohnheiten und Sitten verlegt; sie hatten Zeit darüber zu brüten, zu sprechen und Pläne zur Befreiung zu schmieden, denn mit der heißeren Jahreszeit hatte der strenge und andauernde Dienst aufgehört und der englische Offizier litt unter der gewaltigen Hitze, welche seine Thätigkeit lähmte und somit die Contolle verminderte, weshalb denn auch die meisten Verschwörungen im Frühjahr auszubringen pflegten. Die Schwärzereien in den Bazars und Lagern wurden belebter, die wandernden Fakirs erfindungsreicher in ihren Erzählungen und Prophezeiungen; die Puppenspieler, Balladensänger wirkten verderblich auf die Phantasie der Leute ein, Schriften wurden verbreitet, Plakate angeschlagen — kurz durch alle größeren militärischen Stationen wehte der Geist der Unruhe und Unsicherheit. Die Klagen der Sepoys, zum Theil bereits angedeutet, waren mehrfach wohl begründet, viele aber auch auf Lügen basirt. Die Unzufriedenheit, die Spannung der Lage wurden nun von den Nachkommen Tippos-Saibs, der in Bellore lebenden Prinzen von Mysore benutzt, um die nie vergessenen Pläne, ihre frühere Stellung und Unabhängigkeit wieder zu gewinnen und sich an den Engländern zu rächen, aufzunehmen und durch die Sepoys in Wirksamkeit zu setzen.

Wie es vielfach in alter, neuer und neuester Geschichte zu lesen ist, daß der schwarzblickende Warner nicht gern gehört, ja sogar wenn die oberste Behörde anderer Ansicht ist, übelangesehen, bestraft, zurückgesetzt wird, so geschah es auch hier. Der Chef der Madras-Armee Sir John Craddock begab sich zwar nach Bellore, untersuchte, tadelte, bestrafte, — indem er zwei Leute auspeitschen ließ; aber das Uebel hatte sich reißend ausgebreitet, die ganze Garnison war angesteckt und verpestet und durch kleine Mittel nicht zu heilen.

Nichts Ernstes, Durchgreifendes geschah; die Ruhe, welche nach jenen schwächlichen Autoritäts-Außerungen in Bellore herrschte, — die Ruhe vor dem Sturm, — schläferte wieder völlig die Wachsamkeit der Engländer ein und ließ die Einwohner des fürstlichen Palastes ungestört ihren verderblichen Einfluß ausüben. Sie ängstigten die Sepoys, indem sie auf die zwangsweise Ueberführung der Bevölkerung zum Christenthum aus allerhand Anzeichen hinwiesen.

Am 10. Juli brach die Verschwörung los. Am Tage war eine Menge Leute zu Fuß, zu Pferde, aufgeregt, lärmend in's Fort eingezogen. Die ganze europäische Besatzung Bellores bestand aus vier Compagnien. Zwei Uhr nach Mitternacht wurde die Wache überfallen und getödtet, die Kranken im Hospital erschlagen; die Fürsten, die Leute des Palastes, das Volk fraternisirten mit den Sepoys und die tigergestreifte Standarte von Mysore wehte von den Binnen des Palastes.

Bierzehn Offiziere, 99 Unteroffiziere und Soldaten wurden getödtet,

eine Menge verwundet, die Frauen nach dem völligen Siege für ein schlimmeres Schicksal bewahrt. Doch die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Ein englischer Offizier, Major Cantz, dienstlich außerhalb des Forts beschäftigt, hörte das Schießen, den Tumult. Durch das Dimkel der Nacht eilte er nach Arcot, woselbst ein englisches Dragoner-Regiment unter Oberst Gillespie in Garnison lag.

Ihn wecken, melden, die Signale geben, satteln und mit der ersten fertigen Escadron ausrücken, war das Werk einer viertel Stunde. Die anderen Escadrons, die reitende Artillerie und die dort garnisontirende eingeborene Cavallerie folgten auf dem Fuße.

Oberst Gillespie fand die äußeren Thore offen, das letzte aber geschlossen und im Besitz der Meuterer. Er ließ sich an einem Tau den Wall hinauf ziehn, übernahm das Commando der lebend Gebliebenen; die herangekommenen Kanonen erschlossen die Thore und es begann ein Kampf der Vergeltung und Vernichtung, dem nur die Mitglieder der Mysore'schen Fürstenfamilie entgingen, welche vom Oberst Marriat, dem bei ihnen beglaubigten Agenten, in Schutz genommen wurden.

Die Regierung, durch die harte Lehre erschreckt, glaubte alle die vorerwähnten, verletzenden Bestimmungen über Kleidung zc. zurücknehmen zu müssen, aber unbestimmte Angst auf Seite der Sepoys — Argwohn auf der der Engländer ließen sich nicht mit einem Schläge vernichten, zumal auch in Hyderabad, Nundydroog, Pallamootah u. a. D. sich die Spuren der weit verzweigten Verschwörung zeigten und die ganze Haltung des Gouvernements nicht der Art war, Achtung und Furcht hervorzurufen. Die höheren Behörden in der Heimath hingegen verfahren mit Entschiedenheit und entfernten den Gouverneur von Madras, den commandirenden General und den General-Adjutanten ohne Weiteres vom Amt.

Mit dem alten Jahr starb allmählig die Meuterei aus, aber gleich nachher erhob sich ein bitterer, schädlicher Streit über die Ursachen derselben, in welchem die ganze Gehässigkeit, welche sich ja stets bei Parteikämpfen entwickelt, zu Tage trat.

Die politischen, die Civil-Beamten verachteten die Offiziere über ihre Ideen von Verschwörungs-Aufgehereien durch Agenten, Plakate, Schriften, Bazar-Geschwätz und behaupteten, daß in den Einführungen neuer Exercierart, Kleidung zc. der Grund zu der von den täglichen Erscheinungen indischen Lebens in Nichts abweichenden Aufregung zu suchen gewesen sei, daß unvorhergesehene Zufälle den Ausbruch der in der Geschichte als Massacre von Bellore bezeichneten Ereignisse herbeigeführt hätten. Andererseits versicherten mit gleicher Bestimmtheit die militärischen Autoritäten, daß die neuen Reglements zc. Nichts mit der Empörung zu thun gehabt hätten, daß dieselbe das Werk der Mysore-Prinzen gewesen wäre und daß die Nachsicht, Freigebigkeit, mit welcher die Regierung dieselben behandelt, das unheilvolle Ereigniß herbeigeführt.

Beide Parteien hatten Unrecht, Beide waren durch Rücksicht auf Standes-Urtheile und Vorurtheile verblendet. Die Wahrheit lag in der Mitte, wie es in solchen Fällen gewöhnlich der Fall zu sein pflegt.

Wäre der Boden nicht für die prinziplichen Intrigen gut vorbereitet gewesen, so hätte kein Ausbruch stattgefunden und die Beschwerden der Sepoys allein hätten dieselben nicht zur Meuterei verleitet.

Politische und militärische Umstände waren den Engländern zu gleicher Zeit ungünstig und hätten nicht mehrere auf einander folgende energische Unterdrückungen der Unruhen dieselben im Keime erstickt, so hätten sie leicht sich über die ganze Küsten-Armee ausdehnen können.

Eine dritte Partei in Indien legte Vieles den Missionären zur Last. Nun ist es zwar sicher, daß von den Unruhmütern die wunderbarsten Gerüchte im Lande verbreitet wurden, daß alles Salz aufgelauft und mit dem Blut von Schweinen und Rügen besprengt sei, daß überall christliche Kirchen auf Kosten der Steuerzahler an den meisten Orten gebaut würden. In Indien war es wie überall. „Je dümmer die Lüge, desto eifriger wurde sie verschlungen,“ aber Eins steht fest, daß Nichts zu jener Zeit eine Besorgniß hinsichtlich der Fortschritte des Christenthums bei den Indern zu erregen brauchte. Außerdem waren damals bei den wenig äußerlicher Zeichen des Christenthums der englischen Offiziere die Sepoys in Zweifel, ob ihre englischen Vorgesetzten überhaupt einen Glauben hätten oder nicht.

Die Leiter der ostindischen Compagnie in London und der Präsident des Control-Hofes äußerten sich bereits den 18. Mai 1807 dahin, daß die Verminderung der Treue der Armee und der Anhänglichkeit des Volkes darin zu suchen sei, daß eine neue Classe von Männern mit wenig Kenntniß von Indien, wenig Interesse für seine Bewohner, wenig Duldsamkeit für seine Vorurtheile, begonnen habe, die Hauptposten der dortigen Regierung und Armee zu monopolisiren, daß die Annexionen von Lord Wellesley die alten mohamedanischen Familien an den Bettelstab gebracht und den Glauben des ganzen Volkes an britische Mäßigung und Wahrhaftigkeit erschüttert hätte und daß die Tendenz des ganzen Systems sei, wucherndes englisches Wesen einzuführen und so die Kluft zwischen Herrschern und Beherrschten zu erweitern. Mag dieses Urtheil durch Parteiinteresse stark gefärbt erscheinen, so wird man ihm doch eine gewisse Berechtigung für viele nachstehend angedeuteten Beziehungen nicht abprechen können.

Die indische Streitmacht setzte sich aus englischen und eingeborenen Soldaten zusammen. Erstere bestanden zu jener Zeit aus dem Abschaum der Menschheit; so wie der Geworbene den Schilling genommen, schied er aus dem Familienkreise, dem bürgerlichen Leben aus; er war todt für die Welt und nur noch ein Theil des Regimentses, zu dem er gehörte. —

Der Eingeborene, wenn er sich zum Kriegsdienst verpflichtete, behielt dabei seine bürgerlichen Rechte, blieb im vollsten Familienverbande und oft waren in einem Haushalt der pensionirte Sepoy-Greis, der im activen Dienst thätige Mann und der nach dieser Ehre strebende Knabe vereint.

Es war ein ehrenvoller Dienst, von der Blüthe des Volks gesucht, und aus ihm entfernt zu werden, galt für schwere Strafe und harte Ungnade. Es war aber auch ein vortheilhafter Dienst, denn viele Vorrechte waren dem als Soldat dienenden Indier durch das Gesetz gewährleistet. Daß er durch Fremde von anderem Glauben und anderer Farbe commandirt wurde, kümmerte ihn nicht; er war an fremde Herrschaft gewöhnt und der Muhamedaner, sein Kampfgenosse trug die Wechselfälle des Lebens, sein Geschick mit Ergebenheit. Ueber den Racen-Unterschied hinweg half das Gefühl der Kameradschaft, denn trotz der Meuterei in der Küstenarmee war in der Periode von 1807—1809 dasselbe wieder in der Kräftigung begriffen. Offiziere und Sepoys standen in patriarchalischen Verhältnissen; Vater und Kinder nannten sie sich und so lebten sie zusammen. Das Regiment war bei dem spärlichen und langsamen Verkehr mit europäischer Cultur auf den Orient und orientalische Gewohnheiten angewiesen und diese wirkten wiederum auf einen engeren Anschluß der Offiziere und Soldaten untereinander hin. —

Dies Alles sollte im ersten Drittel des neuen Jahrhunderts ein Ende erreichen. Unwissenheit, Gedankenlosigkeit, falsche Berechnung veranlaßten die indische Regierung, die Vollmachten der Commandeure und Offiziere den Sepoys gegenüber wesentlich einzuschränken. Sonst entschieden Erstere über das Wohl ihrer Untergebenen, jetzt waren Beschlüsse der Centralstelle allein maßgebend.

Die Bitten, Beschwerden der Sepoy-Offiziere wurden abgewiesen, man zwang sie, in der bilderreichen Sprache des Orients ausgedrückt, „in der Gegenwart ihrer Leute Schmutz zu essen.“

Damit sank ihr Einfluß und mit der Macht zu helfen, die Lust dazu, die Freude daran.

Der vermehrte weil erleichterte Verkehr mit dem Vaterlande begann der Gesellschaft einen europäischen Anstrich zu geben; moderne literarische Werke, frisch in London erschienen, wurden sofort nach Indien geschickt; jedes Schiff brachte einen reichen Kranz blühender westlicher Schönheiten. Viele Offiziere hatten bis dahin in geschloßem aber geduldetem Concubinat mit den Töchtern des Landes gelebt, die Sprache des Landes und manche Interessen desselben verstehen gelernt. Das hörte auf. Die englische Frau verdrängte die eingeborene Maitresse; eine neue Sittenaufschauung brach sich Bahn und die Zenana (Frauengemach) wurde in den Bann gethan.

Die immer wachsende Ausdehnung des Reiches nahm eine große Anzahl Beamten in Anspruch; sie wurden vielfach aus dem Offiziersstande genommen. Alle strebten nach guten Posten, nach Mitteln und Wegen außerhalb der Armee vorwärts zu kommen. Der Bestand an Offizieren wurde reducirt und was blieb — ein Haufe ruhelofer, hoffender oder verzweifelter Menschen, die an ihrem Dienst keine Freude hatten. Und das sahen die Leute, daß das Herz ihrer Offiziere nicht mehr bei ihnen war. Die neue Reorganisation und Vermehrung der Armee vom Jahre 1824 bewirkte ferner eine Durcheinander-Werfen der Offiziere, welches sich als nicht heilsam erwies.

Alle die vorangeführten Gründe hatten einen verschlechternden Einfluß auf die Sepoy-Armee geübt und nur ein frischer, fröhlicher Krieg hätte helfen können; allein der Sepoy war, wenn er auch gern socht, in der Wahl seines Kriegsschauplatzes „lecker und launisch“. Ein Feldzug in Hindostan oder dem Deccan wäre ihm ganz recht gewesen, aber vor einem solchen in fremden Gegenden, jenseits des Meeres, hatte er eine heilige Scheu:

Der Krieg war da: „the Burmese war“ — aber er war in der Bengal-Armee nicht populär.

Der Sepoy in der Armee war nur verpflichtet in Ländern zu dienen, nach welchen er marschiren konnte — er hatte nur „zu Lande“ nicht „zu Wasser“ geschworen.

(Die Meuterei von Barrackpore 1824.)

Zur Einschiffung nach Rangoon waren in und um Barrackpore mehrere theils zur Reise über See verpflichtete, theils davon de jure befreite Regimenter zusammengezogen. Schlechte Nachrichten vom Kriegsschauplatz waren eingegangen, welche das Gerücht vergrößerte; andere unheilvolle Umstände traten hinzu — kurz, das 47. Regiment brach in offene Meuterei aus, vertweigerte die Einschiffung und blieb allen Einwirkungen seines Commandeurs Colonel Cartwright gegenüber widerspenstig.

Da traf von Calcutta der damalige General en chef Sir Edward Paget ein. Ein harter, strenger Soldat, ohne Kenntniß der Sepoy-Armee, voll bitterm Vorurtheils gegen sie, war er ganz der Mann dazu, mit eiserner Fers, ohne Rücksicht auf Ursache und Wirkung, eine Rebellion niederzutreten. Als das Regiment zur Parade aufmarschirt war, wurden einige Vermittlungsversuche gemacht, aber nicht angenommen, vielleicht nicht verstanden. Auf das Commando, die Waffen niederzulegen, erfolgte eine Weigerung — und darauf eröffneten die mit Kartättschen geladenen Geschütze das Feuer auf die Meuterer, welche in panischem Schreck die Flucht ergriffen, um verfolgt eingeholt, in's Gefängniß geworfen zu werden. Das Regiment wurde aus den Listen der Armee gestrichen und vielfache Bestrafungen wurden verhängt.

(1825—35.)

Durch Energie war zwar die Empörung im Keime erstickt, allein der Geist der Unzufriedenheit begann sich auszubreiten, und als nun gar, durch übermäßige Ausgaben gezwungen, eine finanzielle Einschränkung von oben her auferlegt wurde — sie läßt sich für deutsche Leser am Besten durch nicht fernere Gewährung der Feldzulage bezeichnen (Half Batta Ordre) — so wirkte dieser Beweis von Mißachtung der Rechte der Offiziere gradezu zerfetzend auf den Geist der Sepoys ein.

Als man zu jener Zeit die Prügelstrafe für die europäischen Regimenter beibehielt, für die Einheimischen aber aufhob, wurde dieser Act der Inhumanität nicht dankbar empfunden, sondern die Maßregel der Furcht zugeschrieben.

Der Sepoy liebte seine Herren nicht mehr, aber — seine Verachtung für sie hatte zugenommen.

Zehn Jahre später führte Lord Hardinge wieder ein, was Lord Bentinck abgeschafft hatte.

Die erwähnten Erscheinungen hatten übrigens doch in England soviel Aufmerksamkeit erregt, daß in einem Parlaments-Comité Capitän Macan 1832 aussagte, daß der Sepoy in allen Eigenschaften, welche den Soldaten brauchbar machen und zieren, sich unendlich verschlechtert hätte.

Zu allem Unglück kam nun noch der Afghaniische Krieg, welcher den Glauben an die Unbesiegbarkeit der Engländer vernichtete und den hundertjährigen Lorbeer von ihren Fahnen riß. Brahminen-Emissäre durchzogen das Land — Abgesandte der Regimenter trafen mit ihnen zusammen und vielleicht war der Ausbruch einer großen Meuterei schon damals näher als man glaubte.

Aber die Energie, der Takt, die Discretion von Männern wie Pollock, Henri Lawrence und Richmond Shakespear führten über die Schwierigkeiten fort und schließlich endete die Krisis mit Siegen überall und der Erwerbung neuer britischer Provinzen; freilich aber auch wuchsen neue Gefahren empor, denn der Sepoy, welcher geholt hatte, die Länder zu erobern, wünschte nicht, in ihnen zu garnisoniren; ein Verlangen, das durchaus gerechtfertigt war. Fern von der Heimath, wie in einem traurigen an der Grenze liegenden Kirchhof, weit außerhalb der Gebiete des Reiches, in welchem er zu dienen verpflichtet war, leben zu müssen, erschien ihm unmöglich. Ungerecht hielt er sich behandelt, wenn in der neuen Provinz, die er mit seinem Blut erworben, so wie dieselbe Eigenthum der Compagnie geworden war, der höhere Sold fortfiel; Tapferkeit erschien dadurch beinah als Verbrechen.

(1844.)

Meutereien einzelner Regimenter, des 49., 46., 4., 64., ließen nicht auf sich warten; durch Schwäche, Mißverständnisse aller Art nahmen einige dieser Ausbrüche einen sehr drohenden Charakter an.

Der wunderbare Wechsel in der Sinnesart des Sepoy, „die Unmöglichkeit, die Grenzen seines Aergers oder richtiger die erfolgte Wiederkehr seiner guten Laune zu bestimmen“ schlug diesmal zum Guten aus. Wie ernst aber die Sache war, bewies der Spruch des Kriegsgerichts, welcher den stark compromittirten Oberst Moseley, der bereits disciplinairisch vom Commando der Station und des Regiments entbunden war, cassirte, und daß von 39 Gefangenen sechs zum Tode, die Uebrigen zur Abbüßung verschiedener schwerer Strafen verurtheilt wurden.

(Meuterei des 6. Madras-Cavallerie-Regiments in Zubbulpore.)

Wald darauf brachen im 6. Madras-Cavallerie-Regiment ernste Unruhen aus. Die Mannschaften, meist aus Muhamedauern edler Abkunft

bestehend, waren bei ihren vielfachen Dislocirungen durch die Kosten, welche die strenge Abschließung der Frauen bei der Wahl ihrer Wohnung erforderte, in große Ausgaben gestürzt worden.

Als sie in Subbulpore ankamen und erfuhren, daß hier eine Goldverminderung ihnen bevorstände, äußerte sich die Unzufriedenheit in gewalthätigster Weise, wozu die große Unpopularität des Commandeurs auch noch Manches beitrug.

Das verständige Einschreiten der Officiere und des Brigadiers, das Eintreffen der guten Nachricht, daß höherer Sold für Subbulpore bewilligt sei, bewirkten jedoch, daß die Sache ohne Blutvergießen abließ. — Der Geist des Ungehorsams war aber auch in der Madras-Armee rege geworden und leider muß es zugestanden werden, daß die Maßregeln, welche die Compagnie ergriff, viel dazu beitrugen; ihn wach zu erhalten. —

Der Sepoy war geldliebend, hielt fest an der Beibehaltung des ihm gebührenden Soldes, aber die Habsucht war durch nicht unedle Motive hervorgerufen, sondern durch zärtliche Rücksichten auf die Interessen der Seinen und einen so starken Sinn für Familienehre, daß in Indien Armengesetze nutzlose Einrichtungen sind. Er glaubte durch Entziehung der genügenden Subsistenzmittel diese Familienehre bedroht und wand sich unter dem Gedanken. — Fern sei es, die Mittel, welche er dagegen ergriff, vertheidigen zu wollen — allein man muß sich stets erinnern, daß europäische Anschauungen Ablehnung gegen Autorität anders beurtheilen, wie dies im Orient geschieht, und daß, nach mohamedanischer Sitte, Rache eine Tugend ist. —

Die Behörden der verschiedenen Präsidentschaften befanden sich den unzufriedenen Regimentern gegenüber in einer schwierigen Lage. Das Natürlichste und Leichteste wäre gewesen, die Regimente aufzulösen — aber diese Strafe hätte in dem Falle Schuldige und Unschuldige zugleich getroffen, da nicht alle Truppen durchweg meuterisch gesinnt waren; das Land würde mit Werkzeugen neuer Umtwälzungen überschwemmt und dem nahe stehenden Feinde, der Sindh-Armee, brauchbares Material an Soldaten zugeführt worden sein.

So kamen mildere Mittel zur Anwendung und dadurch wurde ein großer Fehler begangen.

Hat ein Heer einmal einer Regierung die Höhe des Betrages seines Soldes dictirt, in Geldsachen gesiegt, so hat die controllirende Gewalt derselben ein Ende und aus den gehorchenden Soldaten werden Geseze gebende Prätorianer.

Lord Ellenborough, der damalige General-Gouverneur, hatte das volle Verständniß für die Schwierigkeit der Frage, und oft ist von ihm als Hauptgefahr für die Herrschaft Englands in Indien die allgemeine Empörung der Native Army bezeichnet und ein Krieg als bestes Mittel zur Zufriedenstellung derselben bezeichnet worden. Die späteren Ereignisse lehrten, daß auch dies Mittel nicht ohne Gefahr war.

Die Regierung hätte die ernste Lehre annehmen, den Sepoys klar und deutlich ihre Sold- und Zulage-Berechtigung auseinander setzen und nicht an die, für alle Armeen gefährliche Frage einer Soldherabsetzung rühren sollen.

Zum Glück für die Regierung Ostindiens dauerte der Friede nicht lange und ein Krieg, diesmal ein willkommener, führte die Sepoys gegen ihre alten Feinde, die Sikhs.

(Die Verschwörung von Patna 1845.)

Während der General-Gouverneur und der Höchstcommandirende an der Spitze der Armee an der Grenze waren und alle Welt die blutigen Kämpfe am Sutlej mit Spannung verfolgte, vollzog sich in den südlichen Provinzen ein Act, der als Vorspiel zu der, in wenigen Jahren ausbrechenden Erhebung betrachtet werden kann.

Am Weihnachtsabend empfing die Obrigkeit von Patna die Mittheilung eines organisirten Complots, um die Treue der Sepoys in den genannten Provinzen zu untergraben. Emissaire wanderten auf dem Lande, in den Cantonnements, in den Lagern hin und her und erfüllten die Herzen der leichtgläubigen Sepoys durch lügnerische Berichte mit Angst und Sorge. Prophezeiungen, daß die Engländer bald in die See würden getrieben werden, schwellten die Träume der Ehrgeizigen zu nahen Hoffnungen an.

Der Treue eines Zomindars — Mootee-Missur — seiner Kaste nach Brahmin, welcher, zum Beitritt zu der Verschwörung aufgefordert, dies seinem Commandeur Major Rowcroft entdeckte, bewahrte zu jener Zeit das Land vor einem großen Unglück; denn es ist wohl unzweifelhaft, daß die Sache im vollen Gange war, da bedeutende Geldbeiträge von indischer Seite gesichert waren. Und wenn Menschen sich von ihrem Gelde trennen, so meinen sie es sicherlich ernst. —

Die Untersuchung hatte keine großen Resultate. Major Rowcroft, von eruster Krankheit befallen, möglicher Weise durch Vergiftung herbeigeführt, mußte nach England heimkehren. Er schied von Mootee-Missur und noch einem anderen Getreuen unter der Zusicherung, nach seiner Rückkehr weitere Aufschlüsse über die Ausdehnung der Verschwörung zu erhalten; als er aber, wiederhergestellt, sich zum Dienst bei seinem Regiment zurückmeldete, waren die beiden treuen Männer todt.

Unter dem Ruhm der Siege von Lord Hardinge und Gough erstarb dann eine Weile jeder Gedanke an Aufruhr und Meuterei; der Stolz der Sepoys war befriedigt, ihr Beutel gefüllt — kurz, in Nord und Süd herrschte mehrere Jahre, auf der Oberfläche Ruhe, Sicherheit und mit ihnen Gedeihen des Landes.

(Meuterei in Kawal-Pindee und an anderen Orten 1849.)

Neue Ausbrüche von Unzufriedenheit, wiederum durch Geldfragen hervorgerufen, wurden durch Sir Colin Campbell und den damals Höchst-

commandirenden Sir Charles Napier in kluger und energischer Weise unterdrückt. Die Generale befauden sich in der Frage, was zu thun, mit Lord Dalhousie, dem General-Gouverneur, in voller Uebereinstimmung und dieser Umstand wirkte stets wohlthwendig auf die öffentlichen Angelegenheiten.

Die Proclamation, in welcher Sir Charles Napier den Sepoys die Umwandlung der Todesstrafe für die Häupter der Meuterei in Transportation für Lebenszeit ankündigt, ist ein Meisterstück militärischen Styls:

„In ewiger Verbannung werden sie ihre Verbrechen sühnen. Von ihrer Heimath, ihren Verwandten für immer getrennt, werden sie jenseits des Meeres ihr elendes Leben fristen. Die Strafe ist verändert — ich halte dies aber für keine Gnade. Sie werden lebende Beispiele des traurigen Schicksals bleiben, welches Verräther an ihrer Fahne erwartet.“

Trotz aller Energie und Strenge, mit welcher Sir Charles Napier verfuhr (das sechsundsechzigste Regiment wurde aus der Armeeliste gestrichen, aufgelöst), nahm er sich doch der Rechte der Sepoys, die er für begründet hielt und deren Verletzung er für „unpolitisch und ungerecht“ erachtete, mit Eifer an, und gewährte ihnen einen höheren Sold, als durch die letzten Bestimmungen der obersten Civilbehörde angewiesen war.

Als Lord Dalhousie, welcher zur See nach Calcutta zurückgekehrt war, hiervon Kenntniß erhielt, empfand er die Verletzung seiner Befugnisse auf's Tiefste, und es entspann sich ein Briefwechsel in sehr gereiztem Ton zwischen den beiden Charaktervollen energischen Männern, denen man nie ein längeres Zusammenwirken zugetraut hatte.

Während der Soldat behauptete, der Zustand sei gefahrdrohend gewesen und deshalb, nach bewiesener Energie, das Eingehen auf die Ansprüche der Sepoys geboten, bestritt der Staatsmann jede Gefahr. Letzterer siegte, denn das Gesetz war auf seiner Seite; Sir Charles Napier nahm seine Entlassung und sendete bald darauf sein, wohl schon lange vorbereitetes Buch über das „Indian Misgovernment“ in die Welt.

Schon oft, im Großen wie im Kleinen, waren derartige dienstliche Zwistigkeiten in Indien vorgekommen; ja man kann wohl mit einer gewissen Berechtigung sagen, daß nirgends, fast über Alles, sich entgegengesetzte Meinungen gegenüber standen; — aber die Differenzen spielten sich in den Büreaus, im Hause, im Herzen verborgen, ab und waren nie an die Öffentlichkeit getreten.

Nun trat ein solcher scharfer Conflict aus der Verborgenheit hervor — und vorbei war es in Indien mit dem Glauben an die Einigkeit der Engländer: „ein Kopf, ein Herz, ein Arm, ein Schwert“.

Die Sepoys zogen ihre Lehren hieraus und, da der von hervortragenden Staatsmännern Indiens gegebene Rath: „für die verschiedenen Provinzen, Verhältnisse und Rangstufen möglichst einfache Sold- und Zulage-Regulative zu schaffen“, nicht befolgt wurde, so blieben die Hauptgründe der Unzufriedenheit bestehen, wucherten in den Gemüthern fort; es reifte schließlich die böse Saat und brachte blutige Früchte.

Die nächsten Jahre verflossen ruhig und waren in mancher Art für Indien segensbringend unter Lord Dalhousies thätiger, energischer und despotischer Regierung. Jeder Handlung prägte er sein eigenes Gepräge auf; selten nur hörte man zu jener Zeit von dem „Government“ reden — nur von dem „individual man“ sprach man. Fest von der Treue der Sepoys überzeugt, verfolgte er seine Politik der Annexionen bisher mehr oder weniger unabhängiger Staaten und vergrößerte somit das englische Gebiet um Reiche von großer Ausdehnung.

Krieg wie Frieden hatten ihm reiche Früchte getragen: Segen und Gedeihen ruhten auf jeder seiner Unternehmungen; nach seiner Meinung war keine Wolke am Himmel Indiens! Zahlreiche begeisterte Nachseiferer setzten, von der Richtigkeit seines Princips der Anglicisirung Indiens durchdrungen, seine Arbeit in seinem Sinne fort; der Erfolg trug ihn zum Himmel empor — wenngleich körperliches Leid und achtjährige schwere Arbeit unter der Sonne Indiens ihn, kurz nach der Rückkehr in die Heimath, in die kühle Erde betteten.

Trotz alledem gab es in Indien sowohl, als in England, eine große Anzahl tüchtiger Männer, welche ihm bei aller Hochachtung seiner persönlichen und staatsmännischen Eigenschaften, die Eine völlig absprachen: „Den Geist des Landes und dessen Bewohner, die er zu beherrschen bestimmt war, je richtig erlannt zu haben.“ —

Als später die Empörung ausbrach, vermehrten sich die Sündenregister, welche ihm in's Grab nachgerufen wurden; noch heute findet man in den besten und neuesten Werken über Indien seinen Namen mit schweren Vorwürfen eng verbunden, hervorgerufen durch seine Maßnahmen, denen man den Ausbruch, oder wenigstens die Förderung der Meuterei zuschreibt.

(Gründe der Unzufriedenheit der Landbevölkerung.)

Obenan steht die Annexations-Theorie, welche, da sie oft mit finanziellen Interessen der Compagnie Hand in Hand ging, im Lande bei Fürsten, Landeigenthümern und auch bei dem Volke böses Blut machte; daher fand sie bei vielen bedeutenden englischen Staatsmännern Indiens heftigen Widerspruch.

Wie Lord Dalhousie mit gewaltiger Hand in das staatliche Leben Indiens eingriff, so that er ein Gleiches in Bezug auf gesetzliches wie auf Gewohnheitsrecht.

„Der Sohn,“ sagt der große Hindoo-Gesetzgeber, „befreit seinen Vater aus der Hölle, genannt Put.“

Nach indischen Begriffen giebt es verschiedene Arten von Söhnen und unter diesen ist der „durch Annahme an Kindes Statt, adoption, gewählte, sehr häufig. —

Vielweiberei und Zenana (Harem) sind in Indien, wie in der Türkei, keine Einrichtung, um den Fürsten eine lange gesicherte, directe Nachkommenschaft zu sichern. Bei ihnen sowohl als beim ganzen Volke war daher das

Recht der Adoption eine der theuersten Lehren des Hindooismus. Dadurch, daß Lord Dalhousie dieses Recht bei den Fürsten scharf begrenzte und einschränkte, dem Staat die letzte Entscheidung übertrug und bei ungenügender Formerfüllung das Recht des Heimfalls an den Staat (right of Lapse) setzte, und in vielen denkwürdigen Fällen mit großem Vortheil für die Compagnie durchführte, verlegte er ganz Indien auf's Schärfste und schuf der englischen Herrschaft viele, zum Theil mächtige, Feinde, unter denen Dandoo Punt, Rana Sahib, selbst in weiteren Kreisen in Deutschland früher viel genannt wurde. —

Eine große Anzahl anderer, den Adel, die Grundbesitzer und Landgemeinden schädigender Erlasse muß sich, des beschränkten Raumes und des geringeren Interesses wegen, der Mittheilung entziehen, wenngleich ihre Einwirkung auf das Land tief einschneidend und erbitternd war.

Nur ein Fall sei erwähnt:

Im Jahre 1852 war die sogenannte Inam-Commission eingesetzt und ihre Aufgabe war, die Besitztitel der verschiedenen Grundeigentümer zu prüfen. Sie bestand aus einer kleinen Anzahl englischer Offiziere, wie der englische Geschichtsschreiber selbst sagt: „nicht besonders in Rechtsprincipien erfahren und ganz ungeübt in der Führung juristischer Nachforschungen“. In den Jahren von 1852 bis 57 wurden von pp. 35000 vorgelegten Besitztiteln größerer und kleinerer Güter drei Fünftel confiscirt. —

Während so das Finanzdepartement in einer allgemeine Angst und Besorgniß erregenden Weise vorging, that auch die Justizbehörde das Ihrige im Kampfe gegen indische Sitte, Gewohnheit und Recht, indem sie englische Anschauungen dem Verfahren bei Käufen, Verkäufen, Pfändungen u. s. f. zu Grunde legte; dadurch entriß sie im Lauf jeden Jahres eine große Anzahl von Grundstücken und Besitzungen ihren langjährigen Herren und brachte sie in andere Hände. Alle die geschädigten und häufig in's tiefste Elend gestürzten Einwohner hatten kein Mittel, sich gegen dergleichen Gewaltthätigkeiten zu schützen. — Der Eintritt in Staats-Aemter irgend welcher Art war ihnen verschlossen — war es da zu verwundern, daß ihre Sympathien sich ihren alten Herren zuwendeten, welche zwar auch zugriffen und nahmen, wo es ihnen paßte, trotzdem aber Thür und Thor zu ehrenvollen, lohnenden Aemtern und Diensten öffneten. Die Engländer dagegen hatten für alle die Geschädigten keinen Raum — weder in der Nähe noch in der Ferne.

(Der Priester-Stand.)

Zu all den bisher aufgeführten zahlreichen Unzufriedenen gefellte sich noch der Gefährlichste und am meisten Bedrohte: der Brahmin. —

Niemals in der Welt, in allen Religionen, welche von der Wissenschaft erforscht und beleuchtet wurden, hat es ein so entsehrliches, auf Unwissenheit und Aberglauben begründetes System der Ueberwachung, Einmischung und Unterdrückung gegeben, als in Indien.

Nichts — im vollsten Sinne des Wortes, Nichts konnte geschehen, ohne daß der Brahmin seine Abgabe erhob; keine Maschine konnte aufgestellt, kein Geschäft unternommen, kein Feld abgeerntet werden — der Brahmin mußte es wissen, für Erfüllung der Ceremonien seine Bezahlung erhalten. So sammelte er Schätze, behielt Einfluß auf Menschen und Ereignisse und konnte seinen District auf das Genaueste.

Das Verbrennen der Wittve auf dem Holzstoß, der Mord der kleinen Kinder in der Zenana, das Töden der Kranken und Greise an den Ufern der Flüsse, das Abschachten der zum Opfer gemästeten Menschen, das heimtückische Erwürgen harmloser Reisenden, waren religiöse Einrichtungen, aus denen die Brahminen Vortheil und Macht ableiteten.

Das Gesetz hatte im Großen und Ganzen diese grausamen Gebräuche ausgerottet; dennoch blieb der Aberglaube im Herzen des Volkes ein mächtiger Fehel in der Hand der Brahminen.

Die beste Waffe der Civilisation, eine gute Erziehung, wirkte langsamer aber sicherer wie das Gesetz. Regierung und englische Bevölkerung gingen, aufgestachelt durch die Vorwürfe aus der Heimath, rastlos Hand in Hand vor. Während keiner früheren Verwaltung waren die den Vortheil der Brahminen fördernden Irrthümer schärfer angegriffen worden, als unter Lord Dalhousie.

Die Gründung von Schulen, Universitäten, das Eindringen der Erziehung in die Frauen-Gemächer, das Auftreten einer neuen Generation von Eingeborenen, welche, von englischen Lehrern gebildet, für die alten Gebräuche kein Verständniß, folglich für die Träger derselben weder Ehrfurcht noch Gehorsam mehr hatten — Alles setzte die Brahminen und die große, um das Banner des Hindoothum geschaarte, orthodoxe Partei in Schrecken, zumal die Wunderkräfte der Neuzeit: Dampf und Electricität, ihren Einfluß auf die Masse des Volkes geltend machten.

Die Maßregel: den nicht verbrannten Wittven, die zu lebenslänglicher Chelosität oft Keuschheit — verurtheilt waren, das Recht der Wiederverheirathung zu gewähren, erregte in den orthodoxen Kreisen einen Sturm der Entrüstung. — Die eingeborene Presse erging sich in den schärfsten Angriffen gegen die Regierung, sah hierin den Vorboten zur Aufhebung der Polygamie — aber Lord Dalhousie blieb fest und regelte die Angelegenheit in ihren Consequenzen: Erbberichtigung der in zweiter Ehe erzeugten Kinder — durch das Gesetz.

(Der Kastengeist in Indien.)

Der Einfluß aller bisher angeführten Umstände, besonders der sichtbare Vortheil, den Eisenbahnen und Telegraphenleitungen einem Leben gewährten, wäre vielleicht noch schneller und schärfer hervorgetreten, wenn nicht der Kastengeist hindernd eingewirkt — jene seit undenklichen Zeiten bestehende Einrichtung, welche fester als die abstracten Lehren des Hindooismus, bis in die niedrigsten Schichten der Bevölkerung seine zähen Wurzeln trieb. Die große

Einrichtung der Kasten war eine immer vorhandene Wirklichkeit; sie griff in die gewöhnlichsten Lebensverhältnisse ein; dem unbedeutendsten Verständniß war sie zugänglich. Jeder Mann, jede Frau, jedes Kind wußte, wie schrecklich es sein würde, aus der Gemeinschaft der Brüderschaft ausgestoßen, verabscheut von den Menschen, von Gott verflucht, ein abgezonderetes Leben dahinschleppen zu müssen.

Der Masse des Volkes die Furcht einzulösen, ihre Kasten seien von den hinterlistigen Angriffen der Engländer gefährdet — hierdurch eine allgemeine Erhebung der Inder und auch der durch andere Gründe in Unruhe versetzten Muhamedaner zu bewirken und schließlich die Fremden in die See zu jagen, das war das Sinnen und Trachten der Brahminen. — Scharfsinnig, hinterlistig, geduldig warteten sie ihrer Zeit, jede Maßregel, jeden Schritt der Engländer erspähend, ob er dem erstrebten Ziele näher führen könne. — Und sie hatten nicht lange zu harren, denn eine, an sich verständige, Verordnung in Betreff der Verbrecher in den Gefängnissen lieferte den willkommenen Vorwand, nicht allein die Masse des Volkes, nein, auch die höheren Klassen aufzuwiegeln.

Die alten toleranten Bestimmungen gestatteten jedem Gefangenen für sich zu kochen und zu essen, was jedoch viele Unzuträglichkeiten und Verstöße gegen die Gefängniß-Disziplin veranlaßte. Man theilte daher, nach ihren Kasten, die Inhaftirten in Abtheilungen, gab denselben einen Koch und regelte ihre Essensstunde. War nun dieser Koch einer niedrigeren Kaste angehörig, so verlor — nach indischen Begriffen — die ganze Abtheilung das Recht auf die höhere.

Die Brahminen, und mit ihnen nicht allein die Gefangenen, sondern auch die Einwohner der Städte, in welchen Gefängnisse waren, sahen in dieser, nach unserer Meinung so einfachen und verständigen, Bestimmung ein hinterlistiges Verfahren, um die Gefangenen ihrer Kaste zu berauben und dadurch dem Christenthum in die Arme zu treiben.

(1852.)

Die ernstesten Unruhen brachen an vielen Orten aus! Benares, die Hauptstätte, das Treibhaus des Hindooismus, wurde nur durch kluge Concessionen vor einem blutigen Ausbruch bewahrt. — Jedoch scheint die Berücksichtigung der indischen Anschauungen nicht lange angehalten zu haben, denn bereits 1855 brachen neue Unruhen in den Gefängnissen aus.

Die Hindoos und die Hindoo-Muhamedaner sind Nichts ohne ihren Lotah, ein metallenes Trinkgefäß, das sie ängstlich vor Entweihung hüten und hoch halten als theuerstes Besitztum. Der Mißbrauch, welcher mit diesem Gefäß getrieben werden konnte (Mr. Richardson, ein Magistratsbeamter, wurde in Alipore durch einen Schlag mit einer Lotah getödtet), veranlaßte die Behörde, diese gefährlichen Gefäße durch irdene zu ersetzen, was zu einer ersten Erhebung der Gefangenen Veranlassung gab. Der Magistrat meldete

dies Ereigniß in seinem Bericht als: „einen wüthenden und ganz unerwarteten Ausbruch von Seiten der Stadt- und Districts-Bevölkerung zu Gunsten und zu Unterstützung der Gefangenen“; sogar höhere, eingeborene Beamte der Compagnie betheiligten sich an demselben.

Aus dem Vorstehenden geht unwiderleglich hervor, wie viel Zündstoff allseitig angehäuft war, wie viel einflußreiche Personen, Hindoos und Muhamedaner, ungeduldig auf den Funken warteten, der ihn entzünden sollte.

Lord Dalhousie, der gewaltige Staatsmann, welcher Indien mit eiserner Hand beherrschte, es vergrößerte, seinen Namen durch Thaten und Schöpfungen aller Art mit Ruhm bekleidete — er schied von seinem zweiten Vaterlande, dem er „Frieden und Gedeihen“ gesichert glaubte, siechen Körpers nach achtjähriger Arbeit unter Indiens Sonne.

Lord Camming, sein Nachfolger, Sohn des berühmten Staatsmannes, sprach in seiner Abschiedsrede bei dem, ihm zu Ehren gegebenen Banquet in London Tavern mit prophetischem Geist die Worte:

„Wir müssen nicht vergessen, daß an dem Himmel Indiens, heiter wie er ist, sich eine kleine Wolke zeigen mag, zuerst nicht größer als eines Mannes Hand, die aber immer wachsend zuletzt sich entladet und uns mit Vernichtung droht. Was einst geschah, mag wieder geschehen.“





Die Berliner Musik-Saison.

Rückblicke

von

H. Ehrlich.

— Berlin. —

Quem virum — heroa lyra — — —
— — — sumis celebrare Clio?
Horaz.

Wen sollen wir zuerst besingen, wen zuletzt? Denn zu preisen sind sie ja Alle, Signora Albany, und (alphabetisch geordnet) Brahms, Bülow, Joachim, Kiel, St. Saëns, Strauß, Vierling, als Componisten und Dirigenten. Auch Virtuosen haben ein Anrecht auf die „Lyra“ des Kritikers; als da sind Grünfeld, der liebenswürdig seine Cellist, Kotel, der treffliche Musiker-Geiger, der mit seinen Kunstgenossen Moser, Exner und Dechert einen neuen und gleich bei der ersten Leistung mit wohlverdientem Beifalle aufgenommenen Quartettverein gestiftet hat; Reifsnauer, ein Schüler Liszt's, der in Rom auch den musikalischen Rath des deutschen Gesandten H. v. Reudell*) genossen und in einem Concerte allgemeine Anerkennung seiner ausgezeichneten, echt künstlerischen Leistungen in den verschiedenartigen Gebieten reproducirender Musik errungen hat; Herr Nummel, ein ungemein brillanter und vielseitiger Pianist, der, bisher in Amerika ansässig, sich in Berlin niedergelassen hat; Sauret, der geniale Geiger, Scharmenta, der höchst brillante Pianist u. u. fast ad infinitum.

Nachdem wir nun den Virtuosen die Rücksicht erwiesen, die uns der beschränkte Raum bei einem Rückblick auf vier musiksichere Monate gestattet, müssen wir zuerst die Pflicht der Galanterie gegen die Dame erfüllen, dann aber den Componisten und der merkwürdigen Erscheinung des Weinger Hofcapell-Intendanten Bülow einige eingehende Betrachtungen widmen. Signora Albany ist eine Gesangskünstlerin ersten Ranges, die sehr schöne Stimme mit bester Schule vereinigt. Ihr Vortrag entwickelt sich

*) Herr v. Reudell ist einer der ausgezeichnetsten, gründlichst gebildeten Dilettanten und Musikkennr.

besonders schön und wirksam in zarten lyrischen Partien, im Ausdruck zärtlicher inniger, nicht heftig leidenschaftlicher Empfindungen. Ihre bedeutendsten Erfolge errang sie als Margarethe und als — — Elsa in Lohengrin. Die Wiedergabe dieser letztgenannten Partie kann als eine merkwürdige bezeichnet werden: Signora Albany, die nie ein Wort deutsch gelernt oder gesprochen, die Rolle nur italienisch in London gegeben hat*), trat auf der Berliner Bühne als deutsche Elsa auf und setzte selbst strenge Richter in Verwunderung durch die immer deutliche Aussprache, durch ihr vortreffliches Spiel und durch den ausgezeichneten immer ganz angemessenen Vortrag. (Hat doch selbst Rich. Wagner, nachdem er sie in London gehört, ihr einige Complimente gesagt, in dem Tone, in welchem Muhamed seinen Getreuen seine Wanderung durch des Engel Gabriel Rockärmel verkündet haben mag.) Signora Albany hat beim Publicum die gerechte Anerkennung gefunden; als besonderem Schützlinge der Königin Victoria von England ward ihr auch am hiesigen Hofe die beste Ausnahme zu Theil, die sich in Einladungen und in der Ernennung zur Kammerfängerin manifestirte.

Und nun zu den Componisten! Friedrich Kiel ist mit einem neuen Requiem hervorgetreten, in As dur, in der mildesten Tonart. Daß er in der Kunst des sogenannten strengen Satzes unter allen lebenden Tondichtern obenan steht, daß er die sämtlichen denkbaren Formen des Contrapunkts mit großer Meisterschaft und ohne doctrinäre Schwerfälligkeit handhabt, kann Niemand bestreiten. Und daß er in diesem zweiten Requiem jene große Formkunst mit schöner Melodik vereinigt, wurde allgemein anerkannt. Es sind Gesänge darin, die dem Laien fast weltlich angenehm klingen, während sie zu gleicher Zeit dem Kenner die kunstreichste Verschlingung wahrhaft mathematischer Musikform-Zusammenstellungen offenbaren. Es schwebt über dem Ganzen ein Geist der Versöhnung, der wahren Frömmigkeit, die in der Musik-Composition nur durch Erzeugung einheitlich-ruhiger betrachtender Stimmung sich bewähren kann. Kiel ist ein echter Kirchencomponist — dabei aber versteht er weltliche Töne gar lieblich anzuschlagen, wie seine von Joachim gespielten und mit großem Beifall begrüßten Quartett-Walzer bewiesen haben. Daß seine Werke noch nicht die allgemeine verdiente Verbreitung gefunden haben, ist daraus zu erklären, daß er bescheiden zurückgezogen lebt und keine dominirende Persönlichkeit besitzt, welche eine Partei selbst bildet, oder um welche Anhänger sich schaaren, um eine Partei zu bilden, die unter einem Banner kämpft!

Eine solche Persönlichkeit, ein zum Herrschen geborner Künstler ist Johannes Brahms. Wo er sich zeigt, da wird er Mittelpunkt, auch ohne es zu wollen. Im Jahre 1853, als er, neunzehn Jahre alt, mit dem

*) Um auch dem „Biographischen“ gerecht zu werden: Signora A. ist in Am.rika in der Grafschaft Albany geboren, von französischen Eltern; ihr eigentlicher Familienname ist „La Zennesse“(!). Ausgebildet ward sie von Duprez in Paris und Lamperti in Mailand. Wer noch weitere Wunder hören will, wende sich an Impresario Ullmann, der den Stern entdeckt und astrologirt hat.

ungarischen Geiger Reményi in kleinen hannoverschen Städten musizirend, nach Göttingen kam, lernte er Joachim kennen und begeisterte, unterjochte ihn. Ein Jahr später wirkte er auf den edlen Schumann, daß dieser die seit zehn Jahren ruhende Feder des Kritikers wieder zur Hand nahm und jenen berühmten Artikel „Neue Bahnen“ schrieb, worin er den Jüngling als Nachfolger pries, der ihn überragen würde! Als Hanslick, der Gründer einer neuen Musik-Aesthetik, der entschiedenste Vertreter der Form, den ganz und gar romantischen Componisten und Menschen Brahms kennen lernte, da war er von ihm sozusagen bezaubert und sein feurigster Vorkämpfer. Und in neuester Zeit haben wir den noch merkwürdigeren Fall erlebt, daß Bülow, der Jahre lang öffentlich für die Bayreuther Kunst-Unternehmen concertirt hatte, nunmehr mit dem größten Enthusiasmus als Dirigent und als ausübender Künstler für Brahms in die Schranken tritt, und an ein und demselben Tage ein Morgenconcert mit ausschließlich Brahms'schen Claviercompositionen, ein Abendconcert der Meininger Hofcapelle mit Orchesterwerken desselben Tondichters, und am nächsten Abende wieder ein ähnliches veranstaltete. Kann es einen besseren Beweis geben von der Herrschnatur Brahms's?

Und wohlgemerkt! Er hat niemals mittelbar oder unmittelbar irgendwelche Mittel zur Hebung seines Ruhmes angewandt*), niemals die Hebel in Bewegung gesetzt, die der Meister in Bayreuth und seine Jünger so vortrefflich handzuhaben verstehen! Ja vielleicht — wir jagen vielleicht — wenn in Bayreuth nicht so viel geschimpft worden wäre, würde auf anderer Seite Lob und Preis für Brahms nicht so stark und so ganz unbedingt erschallt sein. Aber eben weil dieser nur durch sein künstlerisches Schaffen zu wirken sucht und jedes Nebenmittel verschmäht, halten viele edle Männer sich für verpflichtet, für ihn mit allen Kräften einzustehen und in ihm die echte Kunst zu preisen, die nur durch sich selbst zur Geltung gelangen will. Sein Name ist das Banner, um welches sich die Schumann'sche Schule schaart, unter welchem sie gegen die anderen Richtungen kämpft; er hat nicht Partei gemacht, die Partei hat nicht ihn gemacht, man könnte sagen, Alles hat sich quasi von selbst gemacht, als natürliche Folge der verschiedenen Ent- und Verwicklungen in den Musikzuständen.

Gehen wir nun von allgemeinen Betrachtungen zur Beurtheilung der Werke über, welche Bülow's Brahms's-Clavier-Morgen-Concert, und

*) Ein sehr unabhängiger Beurtheiler, aufrichtiger Verehrer Brahms's, seit dessen ersten Werken, aber Niemandes unbedingter Kösaunist, fand sich eines Tages wenig begeistert von einem neuen Quartette, und veröffentlichte seine Meinung. Brahms, der, wie es scheint, gerade von dieser Composition viel hält, sandte dem Beurtheiler die Partitur mit einem sehr freundlichen Schreiben, ohne die Kritik mit einer Silbe zu erwähnen. Der Beurtheiler hat seine Meinung über das Werk seither nicht geändert, eher gefestigt; aber des Verfahrens von Brahms gedenkt er gern und mit künstlerischer Hochachtung.

die beiden Abendconcerte mit der Capelle gebracht haben. Unter den zuerst angedeuteten stellen wir die beiden Balladen und die acht Clavierstücke den besten Schöpfungen des Componisten gleich. Von den größeren Compositionen ist vor Allem das neue Concert für Clavier mit Orchester zu nennen, das in Erfindung, Ausführung und Haltung als hochbedeutendes Werk zu bezeichnen ist. Allerdings, was man gewöhnlich als ein Clavierconcert betrachtet, darf man von diesem nicht erwarten; es ist mehr ein Concert für Orchester mit obligater Clavierbegleitung. Und als ein ganz ausgezeichnetes Orchester-Pianist hat sich Brahms, der sein Werk eigenhändig zu Gehör brachte, vollkommen bewährt. Technik und Rhythmus besitzt er in hohem Grade, sein Anschlag ist markig, sein Vortrag durch und durch Musik. Im Uebrigen behandelt er das Clavier als ein Instrument, dem hie und da besonders wichtige Tonreihen zugewiesen werden, wie ja auch der Clarinette oder dem Horn in der Symphonie. Neben diesem Concerte kamen als neu, d. h. hier noch nicht gehört, zur Vorführung die Variationen über ein Haydn'sches Thema und eine Serenade für kleines Orchester. Variationen im großen Rahmen sind so zu sagen eine Brahms'sche Hauptdomäne; auf diesem Gebiete herrscht er allein, unerschöpflich in neuen Formen und Klangwirkungen. Die „Serenade“ enthält einige reizende Nummern, besonders ein Andante, eine wahre Perle, deren Werth vom großen Publicum erst noch erkannt sein will. An bereits bekannten Werken führte Bülow die herrliche „Tragische“ und die „Akademische“ Ouvertüre vor, das erste Clavierconcert und endlich die erste (C-moll) Symphonie die bei ihrem Erscheinen so viel Hin- und Herreden erzeugt hat und die wir für die bedeutendste erste Symphonie halten, welche ein Componist noch geschrieben hat. Wer die erste Symphonie einiger bekannter Tondichter, wie Beethoven, Haydn, Mozart mit den späteren derselben vergleicht, wird uns verstehen, und wird auch verstehen, daß wir die Leute, welche diese Symphonie Brahms durchaus gleich als einen Schritt weiter über die anderen hinaus beurtheilt haben wollen, nicht verstehen. Wir müssen uns überhaupt versagen, über die hohe Bedeutung dieses genialen Componisten Ausführliches zu schreiben, weil seinem Wirken eine weit greifende und gründliche Studie für sich allein gewidmet werden muß; wir wollen hier nur andeuten, daß er nach unserer Ueberzeugung in der That „Neue Bahnen“ gebaut hat, aber mehr Zweigbahnen nach bisher wenig befahrenen, fast unbekanntem gar schönen Punkten (deutsches Requiem, Schicksalslied), als Hauptbahnen, die neue Kunstlande erschließen. Sei dem wie immer, freuen wir uns seiner, und preisen wir ihn als Einen, der zu den Besten gehört!

Wir müssen hier und bevor wir von St. Saëns und Bierling sprechen, nothwendigerweise vom Componisten Brahms zum Dirigenten der Meininger Hofcapelle abschweifen, weil ja seiner Anregung allein die Berliner Musikwelt die Hierherkunft Brahms und die Bekanntschaft mit den oben erwähnten neuen Werken verdankt. Die Leistungen der Meininger Hofcapelle unter, oder vielmehr durch Bülow's Leitung sind eine ganz merk-

würdige Erscheinung. Man wußte, daß in Meiningen das Drama besonders sorgfältig gepflegt wurde; als die Hoffchauspieler des Herzogs hier und anderswo Gefamtmgaßspiele veranstalteten, erzielten sie durch die Nuancirung mancher bisher vernachlässigter Einzelheiten und auch durch die höchst anerkanntenswerthe Einheitlichkeit im Zusammenwirken große Erfolge und riesen vielfältigsten Meinungsstreit hervor. Daß aber in dem kleinen Ländchen auch noch eine Capelle bestand, die gleiche Ziele wie das Schauspiel anstreben sollte, erfuhr man erst bei der überraschenden Nachricht von der Berufung Bülow's als „Intendanten“. Als nachher die Kunde verbreitet ward, diese Kapelle werde hieher kommen, und an drei aufeinander folgenden Abenden Beethoven-Concerte veranstalten, fragte man sich verwundert: welchen Zweck die Hieherkunft anstreben und erreichen könnte? Doch nach dem ersten Beethoven-Abende erkannte man, daß die sorgfältigste Ausführung aller Einzelheiten, durch welche sich das Meiningener Schauspiel ausgezeichnet hatte, auf die Capelle übergegangen war, daß in der Instrumentalmusik, wo Inhalt und Form unzertrennlich ineinander gehören, solche Nuancirung künstlerisch noch viel berechtigter ist, als im Drama, wo zuletzt die Aufmerksamkeit zu sehr auf Aeußerlichkeiten gelenkt wird; und man erkannte, daß unter Bülow's Tactir-Zauberstab Wirkungen zu Tage traten, die bisher nur von den genauen Kennern der Partituren vorgeahnt worden. Wir können hier nicht eine Nennung aller solcher Einzelwirkungen in den verschiedenen Symphonien bieten, weil das zu weit führte, wollen auch nicht die Frage erörtern, welche Grenze solchem Ausfeilen und Hervortretenlassen jedes einzelnen Nebengedankens zu setzen ist, damit nicht der Gesamteindruck geschwächt werde, weil dann die Vorfrage vom Ideellen und Formellen in der Musik sehr gründlich zu beleuchten wäre und unsere Raum-Grenze überschreiten würde. Wir wollen hier nur das Thatsächliche feststellen, daß die neun Concerte (drei Beethoven-, ein Mendelssohn-, zwei Brahms-Abende in der Singacademie, dann wieder drei Beethoven-Abende im großen Skating-Mint-Saale) immer ganz voll waren und den größten Beifall fanden; und da derartige Vorführungen doch nicht für eine unmusikalische oder nur der Mode nachgehende Zuhörerschaft berechnet sind, so muß der Beifall durch künstlerische Eindrücke hervorgerufen worden sein. Wir für unsern Theil sind selbst dort, wo wir nicht mit der Auffassung ganz einverstanden waren, immer auf das Stärkste angeregt worden, man hatte doch eine künstlerische Leistung vor sich. Und daß die große Leonoren-Duvertüre niemals schöner, ja vielleicht niemals so schön, so in allen kleinsten Theilen hell und durchsichtig wiedergegeben worden ist, können wir kühnlich behaupten! Auch war die gesammte Kritik, so verschieden auch die Meinungen über Einzelnes lauten mochten, in dem Punkte einig, daß die Leistungen der Capelle und die Leitung Bülow's eine hochinteressante künstlerische Erscheinung seien, und daß die Genauigkeit und Gründlichkeit des Studiums, die ganz ungemaine Sicherheit des Zusammenspiels und die feurige Wiedergabe manchen

größeren und reicher dotirten Capellen als sehr nachahmenswerthes Muster dienen konnten. Es darf leider nicht verschwiegen werden, daß unsere königliche Capelle bei aller Vortrefflichkeit der Künstler (die ja als künstlerische Persönlichkeiten über den Meinungen stehen) doch in den Symphonieconcerten nicht den Rang einnehmen, wie die Philharmoniker in Wien und die société du conservatoire in Paris. Unser Concert-Orchester-Wesen ist überhaupt für eine Reichshauptstadt recht kläglich bestellt. Die Concerte finden des Abends statt. Die königliche Capelle kann (abgesehen von den enormen Unkosten) nicht zur Mitwirkung herangezogen werden, denn sie ist in Opern beschäftigt. Das Hochschulen-Orchester ist vortrefflich, aber aus den Lehrern und Schülern der Anstalt gebildet. Die letzteren werden für jedes Concert sehr lange vorbereitet, müssen selbstverständlich so oft proben, als es der Leitung nothwendig erscheint, und sind (wie das auch nicht anders sein darf) nur für die Concerte des Instituts verwendbar. Das treffliche Bisse'sche Orchester ist an das „Concerthaus“-Local gebunden, der Dirigent ist verpflichtet, täglich für den billigen Eintrittspreis ein Concert mit gemischtem Programme zu bieten; eine Ausnahme dieser festgestellten Ordnung kann nur höchst selten vorkommen. Richard Wagner, Rubinstein und Saint Saëns ist der Saal und das Orchester von dem Eigenthümer und dem trefflichen Dirigenten zugestanden worden, sonst haben nur noch Wohlthätigkeits-Concerte sich dieses Vortheiles erfreut. So sind denn alle Concertgeber und Vereine an die sogenannte Berliner Symphonie-Capelle gewiesen. Diese, vor vielen Jahren von dem verstorbenen Diebig gegründet, hat sich zu ihrer Zeit große Verdienste um Verbreitung guter Musik erworben; sie gab für ungläublich billige Eintrittspreise Concerte in verschiedenen Localen und spielte (neben Walzer und Märschen) Symphonien und andere Werke der Classiker. Das System ihrer Gründung war ein für ihre Zeit ganz gutes: die festen Mitglieder waren meistens Subalternbeamte, welche die Musik als Nebeneinkommen betrachteten, und jüngere Mitglieder mit heranzogen und bezahlten, während sie selbst auf Theilung der Einnahmen spielten. Der Dirigent ward von der Capelle gewählt. Das war Alles recht schön und praktisch, als noch wenig Concerte stattfanden, und die großen Locale von sehr gutem Publicum besucht wurden. Nun aber denke man sich in der heutigen Zeit ein Orchester, dessen Mitglieder Vormittags im Bureau zu thun haben und daher nicht Probe halten können! Man denke sich die Stellung von Orchestermitgliedern, die Concerte geben und dann die Einnahme theilen, also nie wissen, was ihnen ihre Kunst bringt; das Verhältniß eines von der Capelle gewählten Dirigenten, der immer abgesetzt werden kann, wenn er sich das Mißvergnügen des Vorstandes (b. h. der ältern Mitglieder) zuzieht, wenn er viele Proben verlangt, oder eine Stelle zu oft wiederholen läßt. In den letzten zehn Jahren hat ein steter Dirigentenwechsel stattgefunden*), und die Capelle befindet sich heute

*) Professor Mannstedt, der jetzt als zweiter Hofcapellmeister nach Meiningen Berufene, gehörte zu den Erwählten und Abgesetzten; er genigte diesen Herren nicht!

Abagio die Hornisten ihr Solo nicht einsetzten, und der Dirigent diesen unglaublichen Fehler erst nach drei Tacten bemerkte! Nur wenn Dirigenten anderer Vereine, oder ein Componist den Tactstock führen, kann man mit dieser Capelle noch größere Werke aufführen, und sie hat in Bierlings „Marich“ und St. Saëns Concert Anerkennungswerthes geleistet.

Bierlings Werk ist sehr schwer genau zu bezeichnen, zu „rubriciren“; selbst der Componist giebt ihm keinen bestimmten Namen, nennt nur den Titel, den Dichter Fitger, und sagt dann „für Solo, Chor und Orchester componirt“ u. s. w. Es gehört eben zu der in neuester Zeit entstandenen Gattung des Concertdramas, oder des „politischen Oratoriums“, wie es der hochgeehrte Niehl nennt. Wir können uns für diese Mischung von Weltlichem und Geistlichem nicht recht erwärmen, selbst wenn sie so schöne Einzelheiten bietet, wie das Werk Bierlings, und wenn der Text ein so glücklich gewählter ist. Der dritte Gothenzug Marichs gen Rom, das Flehen der Christen zu Gott um Schutz, die Erstürmung der Stadt, der Eindruck des christlichen Gottesdienstes und des herrlichen Gebäudes auf den König, sein Entschluß zur Milde und Schonung, die Liebe einer hochgesinnten halb christlichen halb noch heidnischen Römerin zu dem Helden, seine Todesahnung, das Belage der Gothen, das Hosanna der Christen — Alles das bietet ja einem bedeutenden Componisten wie Bierling Anregungen genug, Treffliches, musikalisch Stimmungsreiches zu schaffen; daß aber hier in den hier kurz angeführten Hauptmomenten die meisten mehr rein dramatische, sagen wir sogar scenische d. h. sichtbare Bearbeitung verlangen, und nicht bloß die nur hörbare musikalische oratorische, bedarf wohl nicht einer besonderen weitläufigen Beweisführung von unserer Seite; jeder einigermaßen gebildete Leser mag selbst entscheiden. Bierling hat in diesem Werk Treffliches geschaffen. Manche Chöre sind ebenso großartig angelegt, als formell kunstvoll ausgeführt. Manche Gegensätze des wilden Gothenhums und der christlichen Ergebung und Erhebung sind sehr glücklich charakteristisch wiedergegeben. Die Arien sind dramatisch, um nicht zu sagen theatralisch componirt; aber bei dem Grundstoffe des Textes und bei dessen Haltung war eine andere musikalische Gestaltung gar nicht möglich. Wir wünschen aufrichtig, daß Bierling als nächstes größeres Werk eine Oper oder ein richtiges Oratorium auf rein religiösen Text schreibe; daß er die Fähigkeit für Beides besitzt, hat er in „Marich“ bewiesen.

Einen viel günstigeren Text für sein Chorwerk hat der französische Componist, Organist und Pianist Saint Saëns für das Chorwerk gewählt, das er in seinem Concerte mit dem Cäcilienvereine vorführte: Victor Hugos Ode La Lyre et la Harpe. Ein bombastisches rhetorisches Kunststückchen, s'il en fut jamais, aber doch geistreich gemacht und musikalisch verwertbar. Ein junger Dichter hört zwei Stimmen im Traume: Die Leier, welche ihn als Sohn Apollons begrüßt, und zum Anstreben des Lorbeers, zum Genusse, zur ambrosischen Gemeinschaft mit Venus,

Gros, Mars und tutti quanti auffordert, und die Sorge, welche ihn christlich ascetisch als des Elends Sohn (enfant de la misère) zur Gottesfurcht, zur Entfagung und zur keuschen Liebe ermahnt. Die einzelnen Strophen sind mit echt Victor Hugo'scher Kunst der Anthithese gebichtet und geben guten Grundstoff für verschiedenartigen musikalischen Stimmungs-Ausdruck. Nur die letzte Strophe versteigt sich in Höhen, auf welchen der gesunde Menschenverstand nicht mehr athmen kann, und zu welcher selbst ein fast undeutscher Verehrer der französischen Sprache wie der Verfasser dieses Berichtes sich nicht hinausphtasiren kann. Der Leser urtheile:

Epilogue.

Le poète écoutait encore à son aurore
Ces deux lointaines voix qui descendaient du ciel*)
Et plus tard il osa, parfois bien faible encore
Dire à l'écho du Pinde un hymne du Carmel.

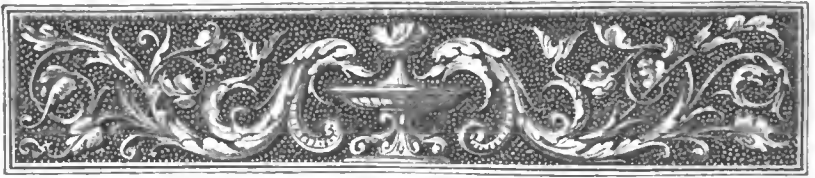
Um diesen letzten Vers könnte der selige Lohenstein den Victor Hugo beneiden.

Saint Saëns hat die Ode mit vielem Geist und großem Formgeschick behandelt. Sie und da meint man und mit Recht, Wagner'sche Anklänge zu vernehmen, manchmal läuft auch eine Trivialität unter; aber St. Saëns ist ein ungemein geistreicher und durchgebildeter Musikmann, der selbst Gewöhnliches in so feinen Wendungen vorbringt, daß es interessirt. Die Ode enthält einige sehr gelungene Nummern, und in zwei Chören erhebt sich der Componist zum echten schwinghaften Pathos. In einer Suite — er nennt es „Septuor“ — für Trompete, Clavier und Streichinstrumente zeigt er sich als der gewandteste Colorist, der selbst mit so heterogenen Tonsarben wie den von Trompete und Clavier angenehme Wirkungen zu erzeugen vermochte. Auch als Solist errang der treffliche Künstler sehr bedeutenden Erfolg. Er ist der denkbar technisch sicherste, brillanteste, musikgebildetste und die Empfindung am wenigsten anregende Pianist; er interessirt ohne je zu erwärmen; ein französischer Bülow; nur daß im Vortragen des letztern doch ein deutscher gemüthlicher Zug manchmal hervortritt, besonders wenn er sich einmal in einen Beethoven so recht vertieft. Es wäre hier eine ernsthafte Abhandlung über Vertiefung, Auffassung, Aufschwung, Gemüth, Empfindung u. s. w. ad infinitum zu schreiben, aber sie würde sehr lang werden und vielen Lesern nicht sehr unterhaltend erscheinen. So will ich denn in kurzer Fassung vom denkbar Amüsantesten und Lustigen sprechen: Von der neuesten Operette Strauß': „Der lustige Krieg“. Der geneigte Leser wird wohl nicht erwarten, daß ich ihm solch liebenswürdig lustiges Ding noch detaillire, „die flatternde Libelle“ zerlege, um Farben zu demonstrieren. Es möge ihm die Andeutung genügen, daß

*) Notabene singt die eine dieser vom Himmel kommenden Stimmen: „Venus embrasso Mars d'un sourire gracieux und später „Toi, fuis de belle en bello et change avec leurs charmes“. „Nie hört' ich ein frömmes Gebet“, sagt Goethe in den venetianischen Epigrammen.

der Text einem sehr amüsanten französischen nachgebildet ist und daß jedes dritte Musikstück ein Strauß'sches, sage ein Strauß'sches Walzermotiv bringt, daß das Walzerfinale des zweiten Actes, während wir das schreiben, ganz bestimmt anderthalb Welten (die ganze und die halbe) entzückt, und daß ein Quintett und ein Duett im ersten Acte selbst einen in Bezug auf komische Oper ultrareactionär Gesinnten, wie den Verfasser dieses Berichtes, durch die Feinheit der melodischen Erfindung und der Instrumentation sehr interessirt hat. Der Erfolg war ein glänzender, und noch immer auf gleicher Höhe sich erhaltender. Das beweiset die Theaterkasse, und die ist doch eigentlich für den Director die sicherste Kritik!





Geistige Aneignungen und Begegnungen.

Gelegentlich des Schauspiels „Ddette“ von Victorien Sardou.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Das sehr wirksame Schauspiel „Ddette“ von Victorien Sardou, das mit großem Erfolge nunmehr auch in Berlin am Residenztheater zur Aufführung gekommen ist, bietet die Gelegenheit, der so oft besprochenen Frage des geistigen Eigenthums, oder vielmehr den wirklichen oder vermeintlichen Angriffen auf dasselbe, wieder einmal näherzutreten. Auf die Feststellung des Begriffs vom geistigen Eigenthum und auf die Zweckmäßigkeit der Mittel zum Schutze desselben, welche die moderne Gesetzgebung dem Urheber gewährt hat, soll hier natürlich nicht eingegangen werden. Selbst die Fachgelehrten sind über diese heiklen Fragen noch längst nicht einig. Es kann sich für uns nicht um ein juristisches Plaidoyer, sondern nur um eine literarische Frage handeln, die also auch nicht von einem ordentlichen Richter nach bestimmten Gesetzesparagraphen, sondern vom gesammten gebildeten Publicum nach den zwar nirgends schriftlich niedergelegten, aber doch allgemein gültigen Anschauungen entschieden wird — nach Anschauungen, die dem Leser fast nie einen Zweifel darüber lassen, in jedem einzelnen Falle zu erklären: hier liegt eine berechnete Benutzung vor und hier ein Plagiat, das eines vornehmen Schriftstellers nicht würdig ist.

Gegen Victorien Sardou ist nun wieder einmal der Vorwurf erhoben worden, daß er für die neueste Arbeit, welche seinen Namen trägt, für „Ddette“, das geistige Eigenthum Anderer in unerlaubter Weise benützt, daß er nicht das Recht habe, „Ddette“ als eine Originaldichtung zu bezeichnen. Im Allgemeinen darf man nicht viel darauf geben, wenn gegen einen erfolgreichen Verfasser eine so schwere Anklage erhoben wird. In der ganzen Welt gibt es verkannte Schulmeister Bacherl, die sich einreden und Andern

einzureden suchen, daß sie zu dem Ruhm der von der Gunst des Publicums getragenen Dichter am meisten beigetragen haben. Bei einem jeden neuen Stücke von Sardou kehrt denn auch fast unausbleiblich dieselbe Beschuldigung wieder; ich glaube aber allerdings, daß sie nur selten mit mehr Berechtigung erhoben worden ist als diesmal.

Immer wenn es sich um Streitigkeiten zwischen Mein und Dein auf geistigem Gebiete handelt, verweist irgend ein Superkluger auf die genialen Aneignungen, die sich die größten Meister der Kunst, Shakespeare z. B. ungestraft haben erlauben dürfen. Darauf ist nur Eines zu antworten: wir leben nicht mehr zu Shakespeares und Molières Zeiten, und unsere Anschauungen über die Verwerthung fremder Gedanken, fremder Stoffe und fremder Erfindungen, sind ganz andere geworden. Man würde heut zu Tage allerdings nicht den mindesten Anstand nehmen, Shakespeare des Plagiats zu zeihen, wenn er unser Zeitgenosse wäre und in derselben zwanglosen Weise, wie er es gethan hat, das fremde geistige Eigenthum Mitlebender benutzt hätte.

Der Kritiker Malone, den Disraeli in seinem Buche über „literarische Merkwürdigkeiten“ citirt, hat nachgerechnet, daß von 6043 Shakespeareschen Versen 1771 wörtlich von früheren Dichtern entlehnt, 2373 nach früheren Versen umgebildet, und daß mithin nur 1899, also noch nicht einmal ein Drittel, von Shakespeare selbst gedichtet seien. Wir dürfen uns nur darüber freuen, daß zu Shakespeares Zeiten über Aneignung geistigen Eigenthums freiere und weitherzigere Auffassungen bestanden haben als in unsern Tagen; denn dadurch, daß ein Genie wie das Shakespeares die in mittelmäßigen Dichtungen zerstreut liegenden Schönheiten aufgelesen, gesammelt und unversehrt oder in glücklicher Umgestaltung in sein unsterbliches Werk herübergenommen, hat er diese vor dem grausamen Vooje der Vergessenheit bewahrt und ihnen ewiges Leben gegeben. Wollte aber einer unserer ersten lebenden Dichter nur zehn schöne Zeilen aus einem sonst mittelmäßigen Buche übernehmen, so würde unzweifelhaft die schwerste Anklage des geistigen Diebstahls gegen ihn erhoben werden. Selbst die nachsichtigsten ästhetischen Richter unserer Tage würden das Verfahren zum mindesten nicht richtig finden.

Derselbe Vorwurf würde auch den Andern, würde auch Goethe nicht erspart bleiben, wenn er in unseren Tagen etwa den „Clavigo“ auf die Bühne brächte, in dem er einige der besten und wirksamsten Scenen wörtlich aus den Memoiren von Beaumarchais übersetzt hat. Wir machen in dieser Beziehung jetzt eine sehr scharfe Unterscheidung zwischen dreierlei, erstens: der Anregung durch schon Vorhandenes, dessen selbständiger Verwerthung und künstlerischer Umformung, zweitens: der unwillkürlichen Reminiscenz, und drittens: der bewußten Abschreiberei. Das Erste ist berechtigt, das Zweite entschuldbar, das Dritte nach unseren heutigen Auffassungen unter allen Umständen strafbar.

In Betreff der selbständigen Verwerthung des schon Vorhandenen sind nach der Auffassung aller geschmackvollen und einsichtigen

Leute die Grenzen soweit wie nur irgend möglich zu ziehen. Die dramatischen Dichter aller Zeiten, vom Alterthum bis auf unsere Tage, haben sich für viele ihrer Schöpfungen durch ältere Dichtungen anregen lassen. Um nicht gar zu weit zurückzugreifen, braucht hier nur an Molière erinnert zu werden, der für die Handlung, die Hauptscenen und lange Dialogstellen seines „Don Juan“ die Dichtung des Tirso de Molina, für seinen „Amphitryon“ das Lustspiel des Plautus in ausgiebigster Weise benutzt hat, abgesehen von den zahlreichen Anleihen, die er für manchen seiner Schwänke bei den zeitgenössischen Italienern und Spaniern erhoben hat. Es wird Niemandem in den Sinn kommen, den großen Lustspieldichter deswegen des Plagiats zu zeihen, eben so wenig, wie es Jedem einfallen könnte, Goethe einen Vorwurf daraus zu machen, daß er für den „Faust“ das alte Puppenspiel weiblich verwerthet hat. Andererseits hat Molière wiederum an Goethe und Schiller manche Kleinigkeit abgetreten:

„Wie er räuspert und wie er spudt“

hat vor dem Ersten Jäger im „Wallenstein“ schon Armande in den „Femmes savantes“ gesagt:

„Et ce n'est point du tout la prendre pour modèle,
Ma soeur, que de tousser et de cracher comme elle.“

Die köstlichen Verse des Mephisto in der klassischen Walspurgnacht über das Weibervolk:

„Man weiß, das Volk taugt aus dem Grunde nichts;
Geschürzten Leibs, geschminkten Angesichts;
Nichts haben sie Gefundes zu erwiedern,
Wo man sie ansah, morsch in allen Gliedern.
Man weiß, man sieht's, man kann es greifen,
Und dennoch tanzt man, wenn die Luder pfeifen“ —

sind nichts Anderes als eine wundervolle Uebersetzung der Verse des über die Untreue der Agnes verzwweifelten Arnolph in der „Schule der Frauen“:

„Tout le monde connaît leur imperfection;
Ce n'est qu'extravagance et qu'indiscrétion;
Leur esprit est méchant, et leur âme fragile;
Il n'est rien de plus faible et de plus imbécile,
Rien de plus infidèle: et, malgré tout cela,
Dans le monde on fait tout pour ces animaux-là.“

Wenn wir uns unter den modernen Dichtern umsehen, die mit Geschick und gutem Geschmack andere Dichtungen, namentlich die der Franzosen, in erlaubter Weise benutzen, so haben wir nur die Berlegenheit der Auswahl. Fast alle Poffen ohne Ausnahme sind unmittelbar oder auf einem kleinen Umwege auf das Repertoire des Palais Royal-Theaters in Paris zurückzuführen. Und auch in den dramatischen Arbeiten, die höhere Ansprüche machen, findet man zahlreiche Einzelheiten, die von andern Lustspielen und Schauspielen entnommen sind. Hier nur einige wenige Beispiele, die mir gerade beim Schreiben einfallen.

Das Sujet des im Schauspielhause aufgeführten Schauspiels „Der Elephant“ von Gustav von Moser und G. zu Putlitz ist im Wesentlichen schon von Charles de Bernard in einem Roman unter dem Titel „Le Paravent“, und wenn man will, auch von Muffet in dem Lustspiel „Le chandelier“ behandelt. Die drastische Jagdgeschichte, welche den wirkfamen dritten Actschluß herbeiführt, ist aus einem anderen Roman von Charles de Bernard, „Gerkaut“ genommen. Das lustige Allarmblasen in dem erfolgreichen Lustspiel „Krieg im Frieden“ von Moser und Schönthan findet sich in einer ganz ähnlichen Situation in Hackländer's „Soldatenleben im Frieden“.

Die Handlung des wirkfamen Volksstückes „Mein Leopold“ von Adolf V'Arronge — ein zum Wohlstande gelangter Vater verzärtelt seinen Sohn, gibt ihm eine Erziehung, die im Widerspruch zu den bescheidenen Verhältnissen des Vaters steht, wird dafür mit schöner Undankbarkeit belohnt, zu Grunde gerichtet, und greift als alter Mann wieder zu der Arbeit, die ihm den verloren gegangenen Wohlstand einst gewährt hatte — diese Handlung zeigt in den eben skizzirten Zügen eine völlige Uebereinstimmung mit „Les Crochets du père Martin“ von Cormon und Granger (aufgeführt 1857 im Theater de la Gaîté zu Paris), ohne daß darum der Werth der V'Arronge'schen Originalarbeit im mindesten geschmälert würde. In der Handlung des „Doctor Klaus“, in dem Verhältnisse des leichtsinnigen Schwiegerjohnes zu dem Goldschmied Griesinger, kann ein scharfblickendes Auge wesentliche Aehnlichkeiten mit „Le gendre de Monsieur Poirier“ von Augier und Barrière erblicken. Noch stärker ist die Aehnlichkeit zwischen dem alles übelnehmenden, immer gereizten und immer gekränkten Kauzleirath im „Compagnon“ und dem köstlichen Fidor Girodot im „Testament des Onkels Girodot“ von Delot und Willetard, während dieses Stück selbst in der lustigen Exposition eine völlige Uebereinstimmung mit dem Anfange der „Flegeljahre“ von Jean Paul zeigt. Willetard, der als „Normalien“ auf der vornehmsten Hochschule gebildet ist, hat unsern deutschen Humoristen sicherlich gethan und dessen Erfindung mit großem Talent für das hübsche Lustspiel verwertbet.

In manchen dieser Fälle, die übrigens durchaus nicht als gravirende und die dichterische Selbständigkeit der Genannten beeinträchtigende angeführt werden sollen, bleibt es überdies noch fraglich, ob die Aneignung bewußt geschehen, oder ob sie eine unwillkürliche gewesen ist. Und hiermit berühren wir also die zweite Kategorie des Hinübergreifens der geistigen Arbeit in die schon geleistete: die unwillkürlichen Reminiscenzen.

Man liest und hört so viel, man glaubt, beinahe eben so viel vergessen zu haben, aber unbewußt ist das Eine oder Andere, eine Verwicklung, eine Situation, ein interessanter Zug, bisweilen nur eine sprachliche Wendung, ja ein einziges hübsches Wort doch hängen geblieben. Wir wissen nichts davon. Wenn wir nun aber schöpferisch arbeiten, schießt uns das im Gedächtniß hängen Gebliebene so zu sagen zu; wir vermeinen, es gehöre uns selbst, es komme von uns und aus uns heraus, und sind ganz erstaunt, wenn uns ein nüchternier

Kritiker später darauf aufmerksam macht, daß wir außer dem eigenen Capital auch eine Kleinigkeit verausgabt haben, die fremdes Gut ist, die wir entliehen und worüber wir den Schuldschein verloren hatten. Dieser Vergesslichkeit macht sich ein jeder viel lesende und viel schreibende Autor schuldig, wenn das überhaupt eine Schuld genannt werden kann und einer Entschuldigung bedarf.

Solche Reminiscenzen lassen sich ebenfalls an zahllosen Beispielen nachweisen. Es ist nicht anzunehmen, daß ein Dichter wie Corneille einen mäßigen Verfeschreiber wie Godeau einfach bestohlen habe, und doch sind die schönen Verse im „Polyeucte“ über das Glück:

„Et comme elle a l'éclat du verre
Elle en a la fragilité“

wörtlich übereinstimmend mit den Versen aus einer Ode an Richelieu, die fünfzehn Jahre vorher von Godeau gebichtet war. Als Corneille darüber interpellirt wurde, erklärte er, er habe keine Erinnerung daran, diese Verse überhaupt je in seinem Leben gehört zu haben, und er sei im besten Glauben gewesen, sie selbst gemacht zu haben. Daß erscheint auch durchaus glaubhaft. Wahrscheinlich hat Corneille trotzdem die Ode einmal gehört oder gelesen, das poetische Bild hat einen Eindruck auf ihn gemacht; er hatte die Ode und was damit zusammenhing, längst vergessen; zu gehöriger Zeit aber, als er selbst ein Bild über das Glück schaffen wollte, hat sich jener verwischte Eindruck wieder geschärft und den alten Ausdruck wiedergefunden.

Zu Racines „Phädra“ heißt es:

„Qu'un soin bien différent me trouble et me dévore“.

Zu dem Trauerspiel „Judith“ von Marie de Calagez, das siebzehn Jahre älter ist, steht der Vers:

„Qu'un soin bien différent l'agite et le dévore.“

Um noch einmal L'Arronge hier anzuführen: in einer Scene von „Mein Leopold“ treten dem alten Schuster Weigelt die Thränen der Rührung in die Augen. Er schämt sich dieser Regung und sagt, als ihn das Dienstmädchen fragt, weshalb er weine: „Es ist nichts; mir ist nur eine Fliege in die Augen geflogen.“

Ganz ebenso sagt in dem Augier'schen Lustspiel „Gabriele“ zu ihrem von der Rührung überwältigten Manne:

„Tu pleures“

und dieser antwortet:

„C'est que j'ai dans l'oeil un moucheron.“

Der brave Müpsel setzt in den „Wohlthätigen Frauen“ seine eheliche Gattin, die die Bornehme spielen will, in arge Verlegenheit, als er in Hemdsärmeln im Zimmer erscheint und sich darüber beklagt, daß ihm ein Knopf am Hemd fehle, gerade wie derselbe Julien in „Gabriele“ ausruft:

„Hors chez nous où voit-on

Chemise de mari n'avoir pas un bouton? . . .

Mon linge est dans l'état le plus piteux du monde.“

Aber mit diesen Ausführungen ist noch nicht gesagt, daß die Gleichartigkeiten in den späteren Stücken wirkliche Reminiscenzen aus früheren seien. Es muß für diese Uebereinstimmungen außer der erlaubten und bewußten Benutzung und außer der unwillkürlichen Reminiscenz vielmehr noch eine dritte Kategorie angenommen werden: die der zufälligen Begegnung der schaffenden Schriftsteller. Auch das ist ein langes, sehr lauges Capitel!

Die Goethe'schen Verse:

„So tauml' ich von Begierde zu Genuß
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde“

sind ganz übereinstimmend mit dem Gesange des Chors in „Tavare“ von Beaumarchais:

„En désirant je sens que je jouis,
En jouissant je sens que je désire.“

Die Verse stammen fast aus denselben Jahre, und es ist ganz unwahrscheinlich, daß der Eine von dem Vorhandensein der Dichtung des Andern eine Ahnung gehabt habe. Von den wunderbaren Begegnungen und Reminiscenzen, die in den Werken von Schiller und Goethe zu finden, soll hier nicht die Rede sein. Darüber ist schon mancherlei geschrieben worden. Zu Rudolf Gottschalls „Gedankenharmonie zwischen Schiller und Goethe“ sind eine ganze Reihe von überraschenden Fällen aufgeführt.

Felix Dahn führt ein schlagendes Beispiel für die völlige Uebereinstimmung selbstständiger dichterischer Schöpfungen an: In seiner Ballade „Gudrun“, 1857, heißt es:

„Ach Ortwein, mein Bruder, ach Herwig, theurer Mann,
Was rührt ihr nicht die Ruder, und legt die Waffen an?“

In „Gudruns Klage“ von Emanuel Geibel, 1856, heißt es:

„Ach Ortwin, traurer Bruder, ach Herwig, Buhle werth,
Was rauscht nicht euer Ruder, was klingt nicht euer Schwert?“

Auf dieses merkwürdige Zusammenklingen aufmerksam gemacht, erwiderte Dahn, daß er bereit sei, eidlich und gerichtlich seine Unternutznß des Geibel'schen Gedichts zur Zeit der Dichtung und Veröffentlichung des seinigen zu erhärten, Geibel selbst wisse übrigens um die Sache Bescheid.

Julius Wolff hat mir seiner Zeit mitgetheilt, daß die Verse, welche Dingelstedt mir auf seine Photographie geschrieben hatte:

„Er hat Zeitlebens Glück gehabt,
Doch glücklich ist er nie gewesen,“

ebenfalls fast wörtlich gleichlauteten mit Versen, die er später gedichtet als Dingelstedt, aber früher veröffentlicht hatte, als ich die Dingelstedt'schen Verse veröffentlicht habe. Julius Wolff konnte keine Kenntniß von den Dingelstedt'schen Versen besitzen.

Als ich mit Wilbrandt einst zusammentraf, machte ich ihn darauf aufmerksam, daß die anmuthige Heldin seines reizenden Lustspiels, „Die Maler“, Else, in ihren wesentlichen Charakterzügen eine sehr starke Verwandtschaft mit der „Philiberte“ von Emile Augier und mit der „vilaine“ von Scribe besitze. Else gebraucht sogar einige Wendungen zur Bezeichnung ihres Wesens,

die mit Philibertens Selbstcharakteristik beinahe wörtlich übereinstimmen. Wilbrandt erklärte mir, daß er von dem Vorhandensein weder des einen noch des andern Stückes vor meiner Mittheilung Kenntniß gehabt habe.

Noch an einem andern Falle konnten wir eine solche Uebereinstimmung zwischen Arbeiten von uns selbst constatiren.

Ich besuchte Wilbrandt in Leipzig, der damals gerade sein Schauspiel „Auf den Brettern“ zur Ausführung brachte. Ich hatte das Manuscript der drei ersten fertigen Acte von „Johannistrieb“ bei mir und ging nach Dessau, um dort den vierten Act zu schreiben. Um den guten Rath des Freundes zu hören, las ich ihm das bis auf den Schlußact vollendete Stück vor. Während des Vorlesens bemerkte ich, wie Wilbrandt immer ernster und nachdenklicher wurde. Ich glaubte, meine Arbeit mißfalle ihm, und war bei seiner Aufrichtigkeit auf ein ungünstiges Urtheil gefaßt. Ich irrte mich. Das Stück sagte ihm viel mehr zu, als ich gehofft hatte, und seine Nachdenklichkeit hatte eine andere Ursache. Er erzählte mir, daß sein vor einigen Monaten abgeschlossenes Schauspiel „Natalie“, das unmittelbar nach der Ausführung von „Auf den Brettern“ in Leipzig zur Darstellung kommen sollte, im Vorwurfe, in der Haupthandlung und sogar in der von mir beabsichtigten und ihm mündlich skizzirten Lösung mit „Johannistrieb“ fast identisch sei. Wir hatten bis dahin keiner von der Arbeit des Andern gewußt; und auch die Möglichkeit, daß unsre beiden Stücke vielleicht unbewußt auf eine gemeinsame Quelle zurückzuführen seien, war ausgeschlossen. Denn Wilbrandt war durch die Mittheilung einer wirklichen Begebenheit, ich aber zunächst durch das Chamisso'sche Gedicht angeregt worden. Im Wohlgeföhle unsrer beiderseitigen Unschuld nahmen wir die Sache so leicht, wie sie genommen werden mußte, und beschloßen, uns gegenseitig unsre Stücke zu widmen.

Das interessanteste Beispiel dieser Art hat die französische Literaturgeschichte der neueren Zeit aufzuweisen gehabt. Vor etwa dreißig Jahren erschienen fast gleichzeitig zwei Novellen, die eine, „Fa-dièse“ von Alphonse Karr, die andere, „L'héritage“ von Jules Sandeau. So verschieden diese Novellen an sich auch sind, in der Vorgeschichte, in der Exposition, stimmen sie völlig überein; und diese Uebereinstimmung ist um so erstaunlicher, als diese Vorgeschichte eine ziemlich knifflische und verwickelte ist. In beiden Erzählungen setzt ein reicher Sonderling, der einmal ein Lieb gehört hat, das ihm ungewöhnlich gefallen, und dessen Componisten er nicht entdecken kann, zum großen Verbrüß der berechtigten Erben den Componisten dieses Liebes zu seinem Universalerben ein. Aus dem freundschaftlichen Briefwechsel, der zwischen den beiden hochangesehenen französischen Schriftstellern über diese merkwürdige Angelegenheit geführt wurde, ging hervor, daß sie beide vollständig unabhängig von einander, jeder für sich, sich diese Geschichte erfonnen hatten, ohne sich bewußt zu sein, irgend eine Anregung von außen dazu empfangen zu haben. Lange Zeit hindurch bemühten sie sich selbst wie befreundete Kritiker, eine gemeinsame Quelle zu entdecken, vielleicht eine

Zeitungsnotiz oder dergleichen — es ist nicht möglich gewesen, einen gemeinsamen Berührungspunkt ausfindig zu machen.

Diese schwer erklärlichen Begegnungen bilden in der Frage, die wir behandeln, eine Gruppe für sich oder gehören vielmehr eigentlich gar nicht dazu. Wir wollen ja eben nur sprechen von den Aneignungen, den bewußten, die berechtigt sind, den unbewußten, die gar keiner Entschuldigung bedürfen, und kommen nun zu den nachweislich bewußten, bei denen die Frage, ob sie berechtigt sind oder nicht, nicht ohne weiteres entschieden werden kann. Zweifelhaft ist diese Frage also bei den Poffen und Schwänken, von denen ich schon vorhin sprach. Hier noch ein Beispiel: Man erinnert sich der lustigen Situation im „Weilchenfresser“ von Moser. Der Lieutenant hat der Dame seines Herzens ein Bouquet zugesteckt, das ihm ein anderer Courtmacher unbedachterweise anvertraut hatte. Auf den Zipfel des Bandes hat dieser eine unvorsichtige Liebeserklärung drucken lassen. Als der Lieutenant dies erfährt, ist er in großer Verlegenheit; denn er respectirt die Dame und will sie durch eine solche Kinderei nicht beleidigen. Er läßt sich also eine Scheere reichen und versucht nun, während er mit ihr eine interessante Unterhaltung anfängt, den Zipfel abzuschneiden. Nach allerlei komischen Zwischenfällen gelingt es ihm. Als ich über das Stück nach der ersten Aufführung berichtete, lobte ich diesen „köstlichen theatralischen Einfall“ mit den wärmsten Worten. Mein Erstaunen war nicht gering, als ich vor einiger Zeit die wunderbaren Poffen von Eugen Labiche wieder las und in „La Sensitive“ ganz dieselbe Situation wieder fand, — vielleicht noch komischer; denn hier wird ein Diener beauftragt, seinem Herrn eine Locke abzuschneiden. Er macht dieselben vergeblichen Versuche mit der Scheere, wie der „Weilchenfresser“, wird ertappt und bittet endlich in einer sentimentalen Anwandlung, sein Herr möge ihm doch eine Locke von seinem Haupte verehren. Die Situationskomik ist in beiden Stücken ganz dieselbe. Ueberhaupt hat Eugen Labiche unsere modernen Bühnenschriftsteller auf das Reichlichste versorgt, von Kalisch bis auf Eduard Jacobsohn hinab.

In der jüngsten Poffe des zulezt Genannten, „Der Mann im Monde“, ist eine der drolligsten Scenen des letzten Actes die, in welcher die Schwiegereltern, der brave Liebetreu und dessen Gattin, Marianne, ihre Tochter Marie an den Mann bringen wollen und vor diesem, dem präsumtiven Schwiegersohn, deren Nicht leuchten lassen. Die Scene fällt durch ihre gute und gesunde Komik eigentlich aus dem Rahmen der zwar sehr ergößlichen, aber stark unsinnigen Jacobsohn'schen Poffe; und ich hatte bei jener Scene gleich das Gefühl, daß hier etwas nicht mit rechten Dingen zugegangen sein müsse. Es heißt bei Jacobsohn:

Liebetreu.

Die Mädchen wurden stets wirtschaftlich erzogen. Das war schon so zur Zeit Alexanders des Großen. (Zu Marie.) Weißt Du vielleicht zufällig, in welchem Jahre Alexander der Große gestorben ist?

Marie.

Liebetreu.

Vor Christi Geburt! Und sie weiß sich heute noch darauf zu besinnen! — Unter Friedrich dem Großen kennt sie jeden Feldweibel!

Marianne.

Außerdem ist meine Tochter sehr musikalisch.

Liebetreu.

Sie spielt schon ganz theure Noten. Natürlich: entweder — oder! A propos Marie: Oder — wo entspringt doch gleich die Oder?

Spring (für sich).

Das ist ja eine vollständige Prüfung.

Marie.

In Mähren, auf dem Obergebirge.

Liebetreu.

Die Nebenflüsse der Oder und ihr Name? —

Marie.

Die Raßbach, der Bober, die Oppa, die Finna, die Hohenploth.

Liebetreu (umarmt seine Gattin).

Die Hohenploth! Ach Mutter! Wenn ich das Kind nicht hätte! . . .

In „La Station Chambraudet“, Posse in drei Acten von Eugen Labiche, aufgeführt zum erstenmal im Theater des Palais Royal am 7. März 1862, heißt es (Letrinquier ist der Vater, Tacarel der Bräutigam, Caroline die Tochter):

Letrinquier.

Une petite rivière en zig-zag . . . (Traçant avec son doigt.) comme ça . . . comme qui dirait d'Adige.

Tacarel (étonné).

L'Adige?

Letrinquier.

A propos Caroline!

Caroline.

Papa?

Letrinquier.

Où se jette l'Adige?

Mademoiselle Nina (bas).

Ne te trouble pas.

Caroline.

Dans l'Adriatique, papa.

Letrinquier.

Quelles sont les villes qu'elle arrose?

Tacarel (à part).

Ah ça! c'est un examen de bachelier!

Caroline (se levant et récitant comme une leçon).

Villes arrosées par l'Adige: Méran, Trente, Roveredo, Rivoli, Legnago, Rovigo . . .

Tous (l'interrompant avec une explosion d'admiration).

Ah! très-bien, très-bien; . . .

Letrinquier (se levant enthousiasmé).

Legnago, Rovigo! (Nina se lève et embrasse Caroline, Letrinquier l'embrasse aussi, puis elle va étourdiement vers Tacarel qui s'avance pour l'embrasser, mais Letrinquier la retient; elle retourne à sa place et s'assied. — A Tacarel.) N'est-ce pas qu'elle est étonnante?

Wenn wir den Franzosen manches nehmen, so thun sich auch die Franzosen unter Umständen keinen Zwang an, für ihren geistigen Bedarf Contrebande aus Deutschland einzuschmuggeln. Eines der lustigsten Beispiele dafür hat der großartige Alexander Dumas Vater gegeben, der in diesem Punkte überhaupt keine Vorurtheile kannte. In einem seiner Dramen, „Le Gentilhomme de la Montagne“, das mit großem Erfolg im Jahre 1860 in der Porte St. Martin aufgeführt wurde, kommt folgende Scene vor: Ein Edelmann, der mit den Gesezen in Conflict gerathen ist, bildet eine Räuberbande. Er wird mit den Seinigen umzingelt; der Acaide fordert die Räuber auf, ihren Hauptmann auszuliefern. Dies geschieht so — der Bequemlichkeit wegen will ich das Schiller'sche Original gleich danebenstellen:

Alexander Dumas. 1860.

Die Räuber liegen im Walde. Der Acaide tritt auf.

Don Fernando. Schweigt still! laßt den Herrn sprechen.

Acaide. Du bist von vierhundert Mann eingeschlossen.

Don Fernando. Hört ihr, Kameraden? mehr als acht auf einen Mann, und was schlägst Du uns vor?

Acaide. Ergiebst Du Dich auf der Stelle, flehst Du um Erbarmen beim König Don Carlos, wirst Du, anstatt gefoltert und lebendig verbrannt zu werden, wie Du es verdienst hättest, mit der Hinrichtung quitt sein.

Don Fernando. Don Carlos ist ein milder König und die Gerechtigkeit eine liebende Mutter.

Torribio. Hauptmann, ich habe Lust, dem Kerl die Gurgel zusammenzuschneiden, daß ihm die Zunge aus dem Maule und das Blut aus den Augen schießen soll.

Don Fernando. Er hat mein Wort! ich will ihm antworten. (Er zeigt dem Acaiden einen kleinen Schlüssel, den er an einer goldenen Kette um den Hals trägt. Dieser Schlüssel öffnet das Schloßgemach seiner Mutter. — [Eine sentimentale Tirade, Dumas' alleiniges Eigenthum]). Jetzt seid ihr mit mir fertig, spricht zu diesen Leuten.

Acaide. Gut, so hört denn, ihr. Ueberliefert mir jenen Menschen lebendig und ich verheiß' euch eure Gnade und dreißigtausend Kronen! Nun, nun? (allons voyons?) Bedenk das! Was antwortet ihr?? . . . nichts?

Friedrich Schiller. 1781.

Die Räuber liegen im Walde. Der Vater tritt auf.

Moor. Schweig, Kamerad! sagen Sie kurz, Herr Vater, was haben Sie hier zu thun?

Vater. Wo nur Dein Auge absehen kann, bist Du eingeschlossen von unsern Reitern.

Moor. Was läßt uns der hochwürdige Magistrat durch Dich kund machen?

Vater. Wirst Du jetzt gleich zu Kreuze kriechen und um Gnade und Schonung flehen, so wird Dir die Strenge selbst Erbarmen, die Gerechtigkeit eine liebende Mutter sein, sie drückt das Auge zu und läßt es — denk doch! — und läßt es bei dem Rade bewenden.

Schweizer. Hast Du's gehört, Hauptmann? Soll ich hingehen und diesen abgerichteten Schäferhunde die Gurgel zusammenschneiden, daß ihm der rothe Saft aus allen Schweißlöchern sprudelt?

Moor. Wag' es Keiner ihn anzurühren.

(Er zeigt dem Vater vier kostbare Ringe, die er vier hochgestellten Canaillen abgezogen hat.)

[Schiller ist weniger sentimental.]

Vater. Gut! mit Dir bin ich fertig. So hört denn, ihr. Werdet ihr gleich diesen verurtheilten Mißethäter lebendig überliefern, so soll euch die Strafe eurer Gräu'el erlassen sein und jedem unter euch soll der Weg zu einem Ehrename offen stehen. Nun, nun? wie schmeckt das, Eure Majestät? bindet ihn und seid frei!

Don Fernando. In der That, was bedeutet euer Stillschweigen? Habt ihr nicht gehört, oder nicht verstanden?

Alcade. Hier ist der Pardon unterschrieben!

Don Fernando. Seht doch! unterschrieben von des Königs eigener Hand! Noch keine Antwort? Fürchtet ihr, ich werde mich, wenn ihr mich ergreifen wollt, selbst erstechen und durch einen Selbstmord den Vertrag vernichten, der nur an dem Lebendigen haftet? Unnütze Furcht, meine Freunde! Schaut her, hier werf ich den Dolch weg und meine Pistolen und meinen Degen, jetzt bin ich so elend, daß ich selbst die Herrschaft über mein Leben verloren habe. Kameraden, wer ist der Erste, der seinen Hauptmann in der Noth verläßt?

Torribio. Und wenn wir nicht einzeln, sondern neunfach, nicht von vierhundert Mann, sondern von allen Teufeln der Hölle umzingelt wären, nicht ein einziger würde seinen Hauptmann verlassen.

Für derartige freie Bearbeitungen hat das siebente Gebot eine sehr bestimmte Vorschrift.

Mit diesen wenigen Beispielen aus dem unerschöpflichen Capitel der geistigen Aneignungen wollen wir hier schließen und uns nun dem speciellen Fall „Dette“ zuwenden.

Von Victorien Sardou ist es bekannt, daß er sich zu den meisten seiner dramatischen Arbeiten durch fremde Erfindungen und Berichte hat anregen lassen. Ein Thor, wer ihm daraus einen Vorwurf machen wollte, wenn es sich eben nur um eine Anregung handelt, wenn das Wesentliche der geistigen Arbeit aber sein eigenes Werk ist. Gleich sein erstes und erfolgreichstes Stück: „Les pattes des mouches“, hat seinen nachweisbaren Ursprung in einer Anekdote, die etwa ein Jahr vor der Abfassung des Stückes in einem höchst interessanten Aufsatz über eine der Geliebten Mirabeaus, Mademoiselle de Nehra, in der „Revue des deux Mondes“ gestanden hatte. Es wurde uns da die lustige Geschichte eines Liebesbriefes von zarter Hand (pattes de mouche) erzählt, den die Frau eines Verlegers an Mirabeau gerichtet hatte. Dieser Brief war auf dem Tisch liegen geblieben, als Mirabeau den Besuch des Verlegers empfing; und während der geschäftlichen Unterredung wanderte nun dieses gefährliche Schreiben beständig von der Hand des getäuschten Gatten in die des Galans und zurück, ohne daß die Betheiligten im Eifer des Gesprächs es merkten, wie sie mit dem Feuer

Moor. Hört ihr? was stuft ihr? was steht ihr verlegen da?

Pater. Hier ist der Generalpardon unterschrieben!

Moor. Seht doch! was könnt ihr mehr verlangen? unterschrieben mit eigener Hand! Was? Noch keine Antwort? Fürchtet ihr wohl, ich werde mich selbst erstechen und durch einen Selbstmord den Vertrag vernichten, der nur an dem Lebendigen haftet? Kinder, das ist eine unnütze Furcht! Hier werf ich meinen Dolch weg und dies Fläschchen Gift, jetzt bin ich so elend, daß ich auch die Herrschaft über mein Leben verloren habe. Kameraden, wer ist der Erste, der seinen Hauptmann in der Noth verläßt?

Koller. Und wenn die Hölle uns neunfach umzingelt! Wer kein Hund ist, rette den Hauptmann!

spielten. Man weiß, welches köstliche Lustspiel Sardou aus dieser hübschen Anekdote gemacht hat. Man weiß auch, welches ergreifende Drama unter derselben geschickten Hand aus der in „Jacques le fataliste“ erzählten und von Schiller übersetzten Geschichte: „Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache“, („aus einem Manuscripte des verstorbenen Diderot gezogen“) entstanden ist. Es ist „Fernande“. Ebenso sind bei vielen andern Sardou'schen Stücken, wie bei „Divorçons“ z. B. die Quellen, aus denen die ersten Anregungen geflossen sind, ohne Mühe nachzuweisen; aber bei allen diesen hat die eigene Phantasie des Dichters den spröden Stoff erst flüssig gemacht, hier ist eben nur die Anregung von Außen gekommen, die Arbeit selbst aus dem Innern des Dichters heraus.

Wiel bedenkllicher ist es schon um das Lustspiel „Nos Intimes“ bestellt, dessen vierter Act aus einem wenig oder gar nicht bekannten Stücke: „Le discours de rentrée“ einfach abgeschrieben ist.

Bei „Odette“ aber liegt der Fall noch anders, und wenn Mario Ucharb, der Verfasser der „Fiammina“, nunmehr gegen Victorien Sardou, den Verfasser der „Odette“, die Anklage erhebt, daß er, Ucharb, in seinem Rechte des geistigen Eigenthums von Sardou schwer gekränkt worden sei, so bleibt es freilich zweifelhaft, ob ein juristisches Collegium im Sinne des Klägers entscheiden wird; daß das Gutachten von schriftstellerischen Fachmännern indessen gegen Sardou ausfallen würde, erscheint uns unzweifelhaft.

Im März des Jahres 1857 wurde im Théâtre français ein Stück aufgeführt, „La Fiammina“ von Mario Ucharb, das ganz ungewöhnliches Aufsehen erregte. Das Schauspiel war an sich eine wohl gelungene und gute Arbeit, in den Hauptscenen rührend, ja ergreifend, und es wurde sehr gut gespielt. Man staunte allgemein über die merkwürdige Bühnentüchtigkeit und das technische Geschick dieses Erstlingswerkes, über die Knappheit in der Sprache und die leichte Führung der Scenen. Aber wenn der Verfasser auch als Dichter bisher noch nicht aufgetreten war, so war er darum doch in den Pariser Theaterkreisen keine unbekante Persönlichkeit. Man kannte ihn als den Gemahl einer der schönsten und beliebtesten Schauspielerinnen des Théâtre français, der jüngeren Madeleine Brohan, die zu jener Zeit ihre Verbindung mit der ersten französischen Bühne gelöst hatte und in Petersburg Vorstellungen gab. Sie hatte sich auch von ihrem Manne, der ein Börsenspeculant in kleinen Verhältnissen war, getrennt. Der Glanz ihrer Erfolge als begabte Künstlerin und schönes Weib hatte sie geblendet und die Huldigungen, die ihr in diesen beiden Eigenschaften dargebracht wurden, hatten sie verausacht. Mario Ucharb war darüber sehr unglücklich. Nun brachte der von seiner Gattin, der hochgefeierten Künstlerin, verlassene Dichter ein Schauspiel zur Aufführung, welches in seiner Handlung ein so starkes individuelles Gepräge trug, daß alle Welt darin gewissermaßen eine „autobiographische Indiscretion“ erblicken durfte. Und dieser Nebenumstand trug wesentlich dazu bei, den Erfolg zu erhöhen und den literarischen durch einen andern Erfolg zu verstärken, der mit der Literatur nichts gemein hat.

Seit langer Zeit ist das Stück vom Repertoire verschwunden. Das mag Sardou auf den Gedanken gebracht haben, daß nun die Zeit gekommen sei, den alten Stoff wieder aufzufrischen, und so ist „Odetta“ entstanden. Von einer zufälligen Begegnung zweier schaffenden Dichter, die für die Stoffe, die „in der Luft liegen“, gleichermaßen empfängliche Organe besitzen und sich derselben bemächtigen, ohne daß der eine von dem andern etwas wüßte, kann hier natürlich nicht die Rede sein. Denn das Stück von Ucharb ist ein Vierteljahrhundert älter als „Odetta“. Ebenso ist die Möglichkeit völlig ausgeschlossen, daß Sardou das Stück von Ucharb nicht gekannt habe. Wenn man nur ein Duzend der Ehebruchsdramen aufzählt, die für die dramatische Literatur des zweiten Kaiserreichs als typisch gelten können, so wird man die „Fiammina“, als der talentvollsten, wirksamsten und eigenthümlichsten eines, unbedingt mitnennen müssen. Die Gleichartigkeit der beiden Stücke, die in allen Hauptzügen nachzuweisen ist, läßt auch die Annahme unstatthaft erscheinen, daß Sardou unabsichtlich die Ucharb'sche Erfindung verwerthet habe in der selbsttrügerischen Voraussetzung, es sei seine eigene. Diese Gleichartigkeit sowohl wie auch besonders die Verschiedenheit der beiden Stücke untereinander läßt keinen Zweifel darüber, daß Sardou sich sehr bewußt des Ucharb'schen geistigen Besitzes bemächtigt, daß er Alles, was ihm davon geeignet erschienen ist, sich angeeignet, und diese etwas gar zu zwanglose Aneignung dadurch weniger auffällig zu machen gesucht hat, daß er von seinem Eigeneu manches hinzugethan und manches Andere von dem Ungeeigneten verändert hat.

Aber das, worauf es doch — ich will nicht sagen hauptsächlich, aber sicherlich nicht unwesentlich bei der geistigen Arbeit ankommt, hat in Sardou's Stück, „Odetta“, keinen Anspruch auf Originalität, und ein Dichter der eine so vornehme Stellung einnimmt und eine so berechtigte Bedeutung erlangt hat, wie Sardou, hätte sich diesen Vorwurf nicht machen lassen sollen. Der ganze Stoff, die Entwicklung, die Krisis, die Auflösung, die Hauptfiguren, die Hauptsituationen, ja sogar ganze Stellen im Dialoge sind in beiden Stücken nahezu identisch.

In kurzen Worten will ich die Handlung der beiden Stücke hier erzählen. „La Fiammina“, 1857: Der Maler Daniel Lambert wird von seinem Weibe verlassen, als das der Ehe entsprossene Kind, Henri, noch in der Wiege liegt. Daniel erzieht seinen Sohn mit mütterlicher Liebe. Er läßt ihn in dem Glauben, daß seine Mutter gestorben sei, und lehrt ihn das Andenken der Verstorbenen ehren. Der Sohn ist herangewachsen und steht im Begriff, sich mit einem jungen Mädchen zu vermählen. Da kommt eine berühmte italienische Sängerin, die sich die „Fiammina“ nennt, nach Paris. Sie lebt in einem beinahe ehelichen Verhältnisse mit einem vornehmen Engländer, dem Lord Dudley. Nachdem die Eltern der Braut Henri's erfahren, daß diese Unregelmäßigkeit in der Familie Lambert vorhanden ist, daß die Dame, welche die Schwiegermutter ihres Kindes werden soll, in einem Ver-

hältniſſe lebt, daß die bürgerliche Moral nicht anerkennt, werden diese sehr bedenklich gestimmt und wollen die zwischen ihrer Tochter und Henri Lambert geplante Verbindung lösen. Als nun die „Fiammina“ hört, daß sie daran schuld ist, wenn das Glück ihres Kindes vernichtet wird, beschließt sie, sich aus dem Wege zu räumen. Sie trennt sich von Lord Dudley, der sie aufrichtig geliebt und wie seine rechtmäßige Gattin respectirt hat, und zieht sich als büßende Magdalene in die Einsamkeit zurück.

Sardou hat in „Odette“, 1881, die Farben stärker aufgetragen. Der Graf von Clermont-Latour überrascht, als er unerwartet von der Reise heimkehrt, zu nächstlicher Stunde einen Liebhaber, der zu seiner Frau schleichen will. Er jagt die Ungetreue aus dem Hause. Die gerichtliche Trennung wird ausgesprochen, das Kind ihm zuerkannt. Der Vater erzieht seine Tochter in dem Glauben, daß ihre Mutter gestorben sei, und lehrt sie das Andenken der Verstorbenen in Ehren halten. Odette ist nicht wie Fiammina eine berühmte Künstlerin, sondern eine Abenteurerin geworden. Sie lebt nicht in einem Verhältniß, das die Welt wie das der Fiammina allenfalls ignoriren kann, sie wird von ihrem Geliebten nicht respectirt, sie ist von Hand zu Hand gegangen, tiefer und tiefer gesunken und endlich die Geliebte eines verkommenen Individuums geworden, eines falschen Spielers, der den vornehmen Namen der Gräfin als verlockende Etikette für seinen zweideutigen Salon, eine Spielhölle, verwerttet. Die Tochter, Berangère, ist inzwischen herangewachsen und steht im Begriff, sich mit einem jungen Manne, den sie herzlich liebt und von dem sie geliebt wird, zu vermählen. Die Mutter des Bräutigams aber macht, als sie von dem skandalösen Leben der Odette erfährt, ernsthafteste Schwierigkeiten, die nur durch Odette selbst beseitigt werden können. Nachdem Odette zunächst sich widerspenstig gezeigt, erwacht in ihr plötzlich die Mutterliebe. Sie überzeugt sich, daß sie allein dem Glück ihres Kindes im Wege stehe, und wie ihre Schuld eine größere gewesen ist, als die der Fiammina, so ist auch ihre Sühne eine vollständigere. Ihr genügt nicht mehr die Einsamkeit, und nur ihr Tod kann den Weg zwischen den beiden jungen Herzen freimachen. Sie nimmt sich das Leben.

Ich sagte eben, Stoff, Verwicklung, Krisis und Auflösung sind in beiden Dramen dieselben. Die schuldige Mutter verläßt den Gatten und das Kind in der Wiege. Das Kind wächst heran, es verliebt sich, steht im Begriff, sich zu vermählen, da greift die Schuld der Mutter in das Schicksal des unschuldigen Kindes verhängnißvoll ein. Die Mutter räumt sich aus dem Wege. Diese Bezeichnung des Motivs und der Fabel läßt sich genau so sowohl auf „Odette“ als auch auf die „Fiammina“ beziehen.

Ebenso springt die Aehnlichkeit zwischen den Hauptfiguren Jedermann in die Augen. Graf Clermont und Daniel Lambert sehen sich zum Verwechseln ähnlich; und wenn die Fiammina keine schöne Stimme gehabt hätte, wäre sie sehr wahrscheinlich eine Odette geworden. Sie sind desselben Geistes Kinder, nur haben sie sich durch die Verschiedenartigkeit ihrer äußeren Lebens-

schicksale verschiedenartig entwickelt. Henri und Berangère sind leibliche Geschwister, nur durch das Geschlecht von einander geschieden.

Auch die Hauptsituationen zeigen eine verhängnisvolle Ähnlichkeit miteinander. Der Nachweis würde hier allerdings mehr Raum erfordern als beansprucht werden darf, weil Sardou offenbar beflissen gewesen ist, diesem Vorwurf zu entgehen. Er hat also die von Ucharb gegebenen Verhältnisse in vielen Fällen gerade herumgedreht. Bei Sardou verkehrt Berangère mit Olette, ohne daß die Tochter weiß, daß sie zu ihrer Mutter spricht; bei Ucharb hingegen weiß Henri sehr wohl, daß die Fiammina seine Mutter ist, aber er läßt sie in dem Glauben, daß er nichts davon wisse. Das Wiedersehen der lange getrennt gewesenen Gatten ist bei Ucharb gesellschaftlich vornehm und kalt, bei Sardou sehr erregt, leidenschaftlich. Ucharb hat die erste Begegnung zwischen der Fiammina und ihrem Sohn schon in den zweiten Act gelegt, die Mutterliebe soltert sie bis zum Schluß und reißt ihren Entschluß, dem Glück ihres Kindes nicht mehr im Wege zu stehen, langsam aus. Sardou hat dagegen das Wiedersehen zwischen Mutter und Tochter mit weiser dramatischer Oekonomie bis auf den letzten Act hinausgespart. Olette empfindet für ihr Kind bis dahin wenig oder nichts, und in der einen Scene, die die Beiden miteinander haben, erwacht die Mutterliebe plötzlich und äußert sich nun auch jäh und gewaltfam durch den sofortigen Tod, den sich die schuldige Mutter gibt.

Aber so verschieden diese Scenen äußerlich auch sein mögen, es ist in denselben eine starke innere geistige Gemeinschaft, die man unwillkürlich herausfühlt. Es ist dasselbe Klima, dieselbe Temperatur! Als ich „Olette“ sah, hatte ich das bestimmte Gefühl, daß die Ähnlichkeit zwischen den beiden Stücken noch eine viel größere sei, als sie in Wahrheit nachweislich ist. Ich glaubte ganze Scenen der „Fiammina“ wiederzusehen und war erstaunt, als ich mich später durch die Vergleichung überzeugte, daß nur die Stimmung und Wirkung dieselbe, die Factoren dieser Wirkungen aber von Sardou vertauscht worden sind. Es ist vielleicht eine andere Tonart, eine andere Instrumentirung, aber der Rhythmus, die Motive, die Durcharbeitung haben eine erschreckende Ähnlichkeit miteinander; es ist etwas Anderes und doch ganz dasselbe. Und diese Gleichheit zeigt sich bis auf's Wort hinab. Hier einige Beispiele:

In Sardous „Olette“ sagt Berangère von ihrem Vater: „Als ich beim Tode meiner armen Mutter als kleines Kind in seinen Armen blieb, da sagte er sich: Ich muß ihm die Mutter so vollständig ersetzen, daß das Kind sie gar nicht vermisst. Er hat mich als Kind gepflegt, er hielt mich in seinen Armen, stülzte mir die Arzneien ein, wiegte mich in den Schlaf und heilte mich.“ — Die Scene schließt mit den Worten der Berangère zu ihrem Vater: „Ja, Mama!“

In der „Fiammina“ sagt Henri zu seinem Vater: „Wer hat mich gepflegt, als ich ein kleines Kind war, und mir die schönen laugen Geschichten

erzählt? — Du! Wer hat meine ersten Schritte geleitet? — Du! Wer hat an meiner Wiege gelächelt? Du, und immer Du! Hast Du mir die Mutter nicht vollständig ersetzt?“ — Und die Scene schließt mit den Worten des Sohnes zum Vater: „Komm, Mama, wir wollen frühstücken.“

In der Hauptscene des dritten Actes von „Odette“, Wiedersehen des Gatten mit der treulosen Frau, finden sich ebenfalls starke Uebereinstimmungen mit der entsprechenden Scene der „Fiammina“:

Bei Sardou sagt der Graf: „Ich hätte Sie tödten sollen,“ Odette: „Die Gattin vielleicht, aber nicht die Mutter.“

Bei Ucharb sagt die Fiammina: „Die Gattin kann Ihnen Ihre Strenge nicht vorwerfen, aber die Mutter.“

Bei Sardou sagt Odette: „In der ganzen Welt giebt es kein Sittengesetz, welches Sie ermächtigt, mir den Anblick meines Kindes zu verweigern. Ich reise, vorher aber will ich mein Kind sehen.“

Bei Ucharb sagt Fiammina: „Sie haben nicht das Recht, mich von meinem Sohn zu trennen. Ich will ihn sehen, ich will es.“

Bei Sardou sagt Odette: „Sie haben das Kind gelehrt, seine Mutter zu verachten und zu hassen.“ Der Graf: „Nein, es glaubt, daß Sie todt sind.“

Bei Ucharb. Die Fiammina: „Hat man es nicht gelehrt, mir zu fluchen?“ Daniel: „Nein, es glaubt, daß Sie todt sind.“

Bei Sardou. Der Graf: „Sie zwingen mich, Ihre Tochter zu sehen — es sei!“ Bei Ucharb. Daniel: „Sie wollen Ihren Sohn sehen — es sei, sehen Sie ihn!“ Und so weiter!

Es ist wohl überflüssig, diesen Citaten und Zusammenstellungen ein Wort hinzuzufügen. Verwunderlich erscheint es nur und unerklärlich bleibt es, wie Sardou, man möchte sagen: die Raibetät gehabt hat, ein so allgemein bekanntes Stück wie diese „Fiammina“ so zwanglos auszuschreiben, wie er es gethan. Wenn er sonst für seine Stücke dieses oder jenes an sich nimmt, so wählt er gewöhnlich das ihm geeignet Erscheinende doch nicht aus so augenfällig Daliegendem und Jedermann Bekanntem. Die Schatzgräber suchen sich für ihre geheimnißvolle Arbeit doch nicht gerade die helle Mittagssonne und den freien Marktplatz aus:

Wenn es in allen Gliedern zwackt,
Wenn es unheimlich wird am Plaz,
Nur gleich entschlossen, grabt und hadt,
Da liegt der Spielmann, liegt der Schatz.

Aber als praktischer Dichter wird sich Sardou gesagt haben, daß man das Eine thun kann und darum das Andere noch nicht zu lassen braucht. Er hat also nicht nur die bekannte „Fiammina“, sondern auch ein weniger bekanntes Drama, „Die Schuld rächt die Schuld“ des Italieners Paolo Giacometti, benutzt. Giacometti ist einer der fruchtbarsten Dichter Italiens; aber sein Ruhm hat die Grenzen seiner engeren Heimat nicht überschritten,

obgleich die berühmten italienischen Tragöden, Salvini, Rossi und die Ristori, in einigen seiner Stücke bei ihren Gastspielreisen in allen großen Städten der alten und neuen Welt aufgetreten sind. Von diesen Gastspielen her sind bekannt: „Elisabetta, Regina d'Inghilterra“, „Maria Antonietta“ und „La morte civile“. Es sind mit großem, mächtigem Effect ausgestattete Spectakelstücke, die nur durch das ausgezeichnete Spiel der italienischen Schauspieler auf unsern ersten Bühnen zeitweilig möglich geworden sind, unter gewöhnlichen Bedingungen aber unfarmherzig in die Biergärten der Vorstädte oder auf die Heuböden der herumziehenden Komödianten verwiesen werden mußten. Aber diese Stücke sind trotzdem durchaus nicht talentlos, und Sardou hat bewiesen, daß ein feiner und geschmackvoller Dichter wie er auch das unbehauene Rohmaterial Giacometti's mit Nutzen bearbeiten kann.

Die Handlung von „La colpa vendica la colpa“ bietet mit der von „Olette“ nur geringe und rein äußerliche Berührungspunkte; aber Sardou hat das Stück unbedingt gekannt und einiges, das ihm wohlgefallen, daraus entnommen.

Bei ihm erzählt Berangère vom Tode ihrer Mutter: „Es war bei einer Spazierfahrt auf dem Meere, sie war mit dem Schiffer allein im Boot, bog sich hinaus, um ihren Schleier zu haschen, und verschwand in den Wellen. Man fand sie nicht wieder. Auf meine Bitte hat Papa ihr ein Denkmal setzen lassen, am Ende des Parkes, dort wo die großen Platanen stehen. Es ist nur ein Erinnerungszeichen, aber ich habe an demselben so oft gebetet, daß ich mir einbilde, sie ruhe dort. Dorthin trage ich meine Blumen und Kränze.“

Ganz ähnlich erzählt uns Nelly in dem Giacometti'schen Drama: „Meine Mutter starb, als ich vier Jahre alt war. Sie fand ihr Grab in den Wellen. Mein armer Papa hat am Ufer des Flusses eine kleine Capelle errichten lassen. Da drinnen ist ein Grabmal, aber ihre Gebeine ruhen nicht dort. In jene kleine Kirche gehe ich immer zu beten, und dorthin trage ich meine Kränze von Rosen.“*)

Bei Sardou spielt die Tochter der Mutter, die sie nicht kennt, das Lieblingslied der Mutter vor, das der Vater sie gelehrt hat; bei Giacometti betet die Tochter der Mutter das Gebet vor, das der Vater sie gelehrt hat.

Bei Sardou sagt der Graf zu Olette: „Empfinde nur ein klein wenig von dem, was selbst ein mildes Thier für sein Junges empfindet.“ Ebenso sagt bei Giacometti der Gatte: „Vom wilden Thier, vom Tiger sollte das Weib lernen, daß man sein Junges liebt.“**)

*) „È morta quando avevo quattro anni, è morta anegata! . . . Il mio povero papà ha fatto innalzare una chiesettina sulla riva del fiume, e dentro vi è una tomba . . . Ma le ossa non vi sono . . . in quella chiesettina io vado sempre a pregare, o vi reco le mie coroncine di rose.“

„La colpa vendica la colpa.“ Dramma in cinque atti, di Paolo Giacometti. Milano. Fr. Sanvito 1865. pag. 56.

**) Ad amare la propria creatura.

Diese geringfügigen Aneignungen erwähne ich nur nebenher, und es wäre überaus thöricht, Sardou deswegen irgend einen ernsthaften Wortwurf zu machen. Aber der Fall Ucharb gegen Sardou scheint mir doch anders zu liegen, und ich finde allerdings, daß in diesem Falle Sardou von dem Molièreschen Sage, das Gute zu nehmen, wo man es findet, einen Gebrauch gemacht hat, der sich mit unsern heutigen Anschauungen von den Begriffen des literarischen Mein und Dein nicht mehr verträgt. Das verhindert indessen durchaus nicht, daß Odette ein in seiner Weise vorzügliches Stück ist, das den Zuschauer von der ersten bis zur letzten Scene unablässig fesselt und eine tiefe Wirkung ausübt. Die lustigsten Scenen des Stückes, die in dem zweifelhaften Salon in Nizza spielen, sind ausschließlich Sardous Eigenthum und tragen in jedem Worte das unverkennbare Gepräge ihres Urhebers; für die hochdramatischen Scenen hingegen darf nach meinem Dafürhalten Ucharb mit vollem Recht die geistige Vaterschaft beanspruchen, deren Feststellung durch das ungeschriebene Gesezbuch der Dichter nicht verboten ist.





Initiale aus „Stempe Völker“ von H. Oberländer.
Verlag von Julius Klinckhardt in Leipzig.

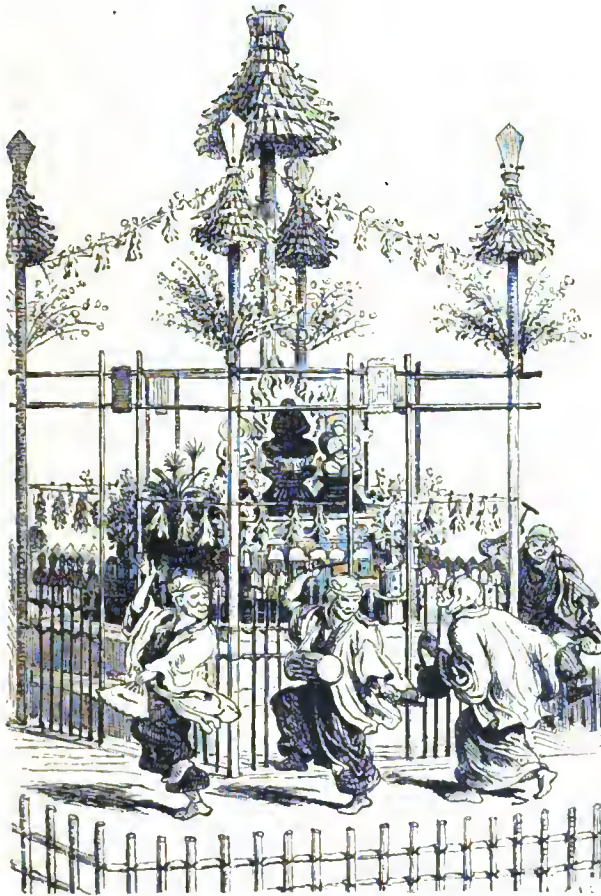
Illustrierte Bibliographie.

Im äußersten Westen Berlins befindet sich ein jämmerlich reizloser Platz, eines der traurigsten Schaustücke moderner Architektur, das man sich denken kann. Vier Reihen Häuser, eins so hoch wie das andre, so breit wie das andre, so kahl wie das andre. Nur eines auf einer Ecke macht einen schüchternen Versuch, sich durch einen aufgesetzten Pavillon Physiognomie zu geben — er aber mißlingt trostlos; denn man erkennt sofort, daß niemals Jemand in dem ungemüthlichen Vogelbauer sich den Sonnenstrahlen oder Windstößen, jedenfalls aber dem Hohne seiner Mitmenschen preis gegeben hat. Ein trauriges Stück Architektur! eine Wohnung muß auf das Haar der andern gleichen, und die einzige Abwechslung besteht darin, daß sich in den Kellergeschossen nur umschichtig eine Schenke befindet: jedes zweite nimmt immer eine Grüntramhandlung ein.

Natürlich vermeidet es jeder einigermaßen empfindliche Mensch sorgsam, quer über den Platz zu gehen; man hat das Gefühl, als ob die Umwohner fortwährend gelangweilt an den Fenstern säßen, ungeduldig wie H. Oberländers hungrige Löwenfamilie um zwölf. In der That sehen die Leute nirgends so viel zum Fenster hinans wie da, wo es durchaus nichts schönes zu sehen gibt — und in der Beziehung ist jener Platz unerreicht.

Nur zweimal in der Woche wird er lebendig, und die armen Löwen können sich dann satt sehen. Das ist an den Markttagen. Und dann haben sie wirklich einen Anblick, um den mancher Provinzler vielleicht Eintrittsgeld bezahlen würde. Dann gehen die Chinesen zu Markte. Würdevoll schreitet das Paar durch die Reihen, in ihren langen blauen Röcken, die kurze schwarze Jade darüber, auf dem Kopf das schwarze Barett, am Arme ganz gemeine Handkörbe und bei Regenwetter unter dem Dache des landskäufigen schwarzzwoilenen Schirms — civilisirte Chinesen, die schon den

Faltschirm der Heimath aufgegeben haben. Und den Marktgästen scheinen sie liebe alte Bekannte. Die Huden haben sich längst an den Gedanken gewöhnt, daß ein Hops nicht unbedingt gleich einer Klingelschnur behandelt werden muß; und die Marktweiber empfangen sie — wohl nicht ganz uncigenräßig — mit ihrem verlockendsten Lächeln und den einladendsten Anerbietungen.



Canzende Priester am Feste ihrer Schutzpatronin (Japan).
Aus „Fremde Völker“ von A. Oberländer. Leipzig, Jul. Klinkhardt.

Dicht bei jenem Markte, am andern Ufer des Canals, mitten eingebettet in die Bäume, die das träge Wasser so reizvoll einrahmen, liegt Villa von der Heydt, der Sitz der chinesischen Gesandtschaft, die Wohnung, um die mancher Berliner den Herrn Li Fong Bao beneidet. Sie sieht noch eben so europäisch aus, wie zu weiland des Ministers Zeiten, und wenn nicht gerade ein chinesisches Fest und die Drachensahne aufgehängt ist, würde der Fremde nicht vermuthen, was für seltene Gäste sie beherbergt.

Der Berliner hat sich an die Chinesen gewöhnt. Nicht einmal durch einen neugierigen Blick beschalligt wandeln sie durch die Straßen, oder fährt ihr Führer mit

seiner Frau im eleganten Wagen dahin. Er und die andern Spitzen der Gesandtschaft sind die regelmässigsten, frischesten und dauerhaftesten Gäste unserer Feste — allerdings wohl nur aus Witzbegier, die den Sohn des Gesandten nicht nur in die Hallen eines unserer Gymnasien, sondern auch auf das Asphalt des Stating-Rinks geführt hat.

Eine schroffe Wandelung in kurzer Frist! Man wird sich darüber so recht klar, wenn man das neue Prachtwerk **Fremde Völker** von Richard Oberländer in die Hand nimmt, das in Julius Klinckhardt's Verlag in Leipzig soeben zu erscheinen begonnen hat. Die ersten Lieferungen behandeln Japaner und Chinesen. Sind denn das wirklich noch fremde Völker? Die Japaner sind bei uns so gemein geworden wie die Udelcis, sie tragen das Jaquet und den niedrigen runden Hut und den Stock, und Niemand würde sie von dem antisemitischsten Germanen besserer Stände unterscheiden



Japanischer Wahrsager.

Aus „Fremde Völker“ von R. Oberländer, Leipzig, Jul. Klinckhardt.

können, wenn ihre Gesichtsfarbe nicht so unverlöschlich bronznen und ihr Benehmen nicht so gestittet wäre. Und über die Chinesen siehe oben! Die Völker rücken merkwürdig zusammen im neunzehnten Jahrhundert; und wenn Hagenbed noch einige Jahre fortfährt, Wilde in Europa herumzuführen, auf daß sie rauchen und Mark sprechen und schätzen lernen, wird der Begriff fremde Völker bald nur noch in Stallupönen und Umgegend geläufig bleiben.

Hier bewährt sich wieder einmal der alte Satz: man fängt erst an, sich für einen Gegenstand recht zu erwärmen, wenn man fürchten muß, ihn bald zu verlieren. Die Theilnahme an der Völkerkunde war nie so rege als jetzt. — Wenigstens ist es angenehm, sich die unbestreitbare Thatsache durch dieses menschliche Gefühl zu erklären, obgleich ja auch Anderes mitgewirkt haben mag. Die allgemeine Theilnahme des Publicums an der Wissenschaft in populärer Form, die große Objectivität der Anschauungsweise und vor Allem die Erleichterung, welche die Forschung selbst, Dank all' den Fortschritten der Neuzeit, nach jeder Richtung hin erfahren hat.

Für diese drei Dinge ist das Oberländer-Klinhardt'sche Werk ein sprechender Beweis. Wie wäre es noch vor fünfzig Jahren möglich gewesen, ein gebiegenes populär-wissenschaftliches Buch zu schreiben? Damals, wo den Gelehrten ihre Gelehrsamkeit schwer um die Beine klirrte, wie die Kugel, die dem Galeerenflaven angeschmiedet zu werden pflegte: ein Ding, das einen Menschen vollständig hindert zu gehen wie alle seine übrigen Mitmenschen! Wer schrieb damals für große Kreise? Doch wir wollen nicht allzu stolz sein. Denn noch heute glaubt gar mancher, daß ein Buch absolut neue Dinge bringen muß, und wenn er eine vielleicht winzige Entdeckung gemacht hat, dann schreibt er darüber ganz eben so in einer Handwerksprache, wie einstens die Alchymisten. Nur die Eingeweihten, die Mitforscher können und sollen



Japanesischer Fächeranz.

Aus „fremde Völker“ von R. Oberländer. Leipzig, Jul. Klinhardt.

ihn verstehen. Aber damals war es noch schlimmer. Dann freilich fanden sich auch Leute, die populär schrieben — aber sie verstanden nichts weiter, als die große Kunst, Ungewußtes auf das geduldige Papier und vor das geduldige Publikum zu bringen. Wer von Großvaters Zeiten her eine Bibliothek besitzt, der weiß davon schauernd zu erzählen. Man sollte sich das klar machen, wenn man heutzutage über Oberflächlichkeit bei Populärchriftstellern klagt. Sie kommt leider vor, aber sie ist immer besser als jene nackte Aufschneiderei. Und das vorliegende Werk ist ein ganz sprechendes Zeugniß der Wendung auf diesem Gebiete. Richard Oberländer hat sich Jahre und Jahre bei den Antipoden umtreiben lassen und hat bei einer ganzen Reihe jener fremden Völker selbst gehaust. Und über die, welche er nicht aus Anschauung kennen gelernt — wer könnte sie auch sämmtlich kennen lernen! — wird er sich wohl aus guten Büchern Aufklärung geholt haben. Es ist wenigstens zu hoffen und zu erwarten, denn die Quellen sind ja reichlich genug da.

Soll hier noch von Objectivität geredet werden? Weiter sind wir jedenfalls darin gekommen: wir suchen nicht mehr (wofern wir nicht gerade Engländer sind) in fremden

Gulten Beweife für die Wahrheit des Chriftenthums, wir fehen nicht mehr im Stachel-
fchwein und in der Klapperschlange raffelnde Beweife für die Güte und für den Zweck-



Chinesifcher Landmann.

Aus „Stremde Völkcr“ von H. Oberländer. Leipzig, Jul. Klinckschardt.

mäßigkeitsfium des Schöpfers, und wenn die Chinesen mit Stäbchen anftatt mit Gabeln
effen, fo betrachten wir das nicht mehr ausschließlich vom Standpunkte unferer über-

legenen Cultur. Wir bemühen uns wirklich ehrlich, die Dinge einfach zu sehen, wie sie sind, und erst später Betrachtungen darüber anzustellen; und es ist kein Zweifel, daß wir seitdem, wosfern nicht richtiger, so doch mehr sehen.

In Bezug auf die Erleichterung des Erlernens endlich sei hier nochmals auf den Eingang dieser Zeilen, auf die Chinesen und Hagenbeck u. s. w. verwiesen. Ferner sei auf die Verbesserung der Verkehrsmittel, den Aufschwung des Handels, die Ausdehnung des Schutzes, den Europäer auch im fremden Lande, auch in Abyssinien und Dahome seitens ihrer Regierungen genießen — ein Punkt, der sicherlich nicht am Wenigsten dazu beiträgt, das Reisen annehmlicher zu machen. Auch auf dieses Buch sei verwiesen als auf einen Beweis dafür, daß man durch alle diese Erleichterungen und durch die technischen Fortschritte ungeahntes gewonnen.

Was nun das Buch selbst anlangt, so ist ja Oberländers Sachkunde, die übrigens schon von früheren Schriften her geschätzt wird, schon erwähnt worden. In den wenigen Lieferungen, die bis jetzt vorliegen, und aus denen man sich vor der Hand allein eine Ansicht bilden kann, findet man sein günstiges Vorurtheil bestätigt. Und grade sie enthalten in den Schilderungen der Japaner und Chinesen Gegenstände, die man verhältnismäßig noch am Genauesten verfolgen kann. Später, wenn erst die andern, wilderen und ganz wilden Völkerschaften an die Reihe kommen, wird das für jeden andern als einen Fachgelehrten schon ziemlich schwierig sein. Das Programm ist übrigens vielversprechend genug: es nennt noch Mongolen, Nuba, Neger, Kaffern, Hottentotten, Papua, Malaien, Australier, Arktiker, Amerikaner, Dravide und Mittelländer. Von diesen theilweise aussterbenden Rassen ist also immer noch eine recht achtungswerthe Musterkarte übrig geblieben.

Oberländers Darstellung ist gefällig und anziehend. In leichter Form geht er von einem Gegenstande zum andern über, greift das Interessanteste heraus, ohne doch die Analogien unserer Culturformen, die grade zum Vergleichen reizen, liegen zu lassen. Und da der Stoff so außerordentlich viel bietet, und der Leser mehr als geneigt ist, theilnehmend entgegenzukommen, so wirkt Alles zusammen, um das Lesen behaglich zu machen.

Von den Illustrationen, die das Werk in einer Anzahl schmücken, die wir, verwöhnt wie wir glücklicher Weise sind, nicht einmal mehr überraschend finden, werden hier einige Proben gegeben. Diese Illustrationen entstammen französischen Ateliers. Sie machen durchgehends den Eindruck des Selbstgeschauten: meist mögen sie wohl nach Photographien gearbeitet sein. Allein obwohl die französischen Photographen mit Recht geschätzt sind wegen ihres Geschmacks im Auffassen des malerischen Moments und ihrer Geschicklichkeit im Arrangiren, so irrt man doch wohl nicht, wenn man annimmt, daß vielfach hier der wirkliche Künstler nachgeholfen hat. Jedenfalls machen die Aufnahmen von Figuren nicht den Eindruck des Todten, den man bei Blättern ähnlicher Art oft so ungern wahrnehmen muß. Und jedenfalls sind die Blätter sehr gut geschnitten: durchaus klar und getreu. Ein besonderes Wort verdient der deutsche Mitarbeiter an dem illustrativen Theil, Professor Ströhl in Wien. Er hat die Kopfsünde und Initialen (auch von diesen geben wir eine Probe) gezeichnet. Sie bringen sehr geschmackvoll eine ausdrucksvolle Charakteristik in das Ornament. Allerdings fällt dieses in Folge dessen, wie es überhaupt und besonders bei so kunstreichem Stoff nicht anders sein kann, ein wenig naturalistisch aus; aber dieser Naturalismus ist stets so gemäßiget, daß er nirgends auch einen strengen Geschmack verlekt und daran hindert, sich der reichen Erfindungsgabe, die hier waltet, zu freuen. Auch das Titelblatt rührt von Ströhl her. Hier hat er völlig frei und untadelhaft rein ein Ornament gefunden, welches alle Ansprüche befriedigt und nur wirkungsvolle Schönheit zeigt.

Hoffen wir, daß das Werk, das in Wahrheit erfreulich begonnen, zur Befriedigung aller Theile — und dazu gehört als Meistbetheiligter der Verleger — zu glücklichem Ende geführt wird!

Ed. Hildebrandts Aquarelle. Neue Folge, II. Serie. Berlin, M. Lubarsch u. Co.

Es sind wiederum fünf Blätter — aus dem Besitze verschiedener Kunstfreunde — die hier veröffentlicht werden. Sämmtlich stammen sie aus dem Jahre 1851. Der Laganer See, die Tiberbrücke in Rom, der Golf von Neapel, ein Nildorf und eine Beute der Umgebung Jerusalems — das sind die Gegenstände der Darstellung. Ueber die Art derselben braucht nichts gesagt zu werden: Hildebrandt hat eine so ungewöhnlich scharfe Künstlerphysiognomie, daß man ihrer nicht vergessen kann und sie wiedererkennt, wo man ihr begegnet. In der vorliegenden Sammlung finden sich keine jener Contraste, worin sich die unfehlbare Vielseitigkeit Hildebrandts zeigt. Wolle, aber gedämpfte Farben, großartig geschwungene Landschaftszüge: die beinahe absolute Schönheit liegt hier schon im Gegenstande, und man wird sich der Kunst in der Wiedergabe derselben erst voll bewußt, wenn man diese Darstellung des Ostgesehenen mit andern vergleicht. Ist man dahin gekommen, so ist es freilich, zu betrachten, wie Hildebrandt eigentlich seine Wirkungen erzielt, ein jedes Blatt bald näher vor das Auge zu halten, bald es ferner zu rücken, bis man den richtigen Abstand gefunden, und die so gewonnenen Eindrücke zu vergleichen. Man lernt so eigentlich erst die Sprache des Künstlers, — seine Ausdrucksmittel verstehen. — Der Aquarellfarbendruck R. Steinbocks ist ausgezeichnet — wie in den früheren Sammlungen. Glücklich, wer dergleichen besitzen kann! Das ganze Werk kostet ein kleines Vermögen; doch kann man wenigstens Lieblingsblätter auch einzeln erwerben.

Künstlerheim. Festgeschenk für Freunde der Kunst. Dritte Sammlung. München, Adolph Ackermann.

Das ist fürwahr keine prunkende Täuschung. Das ist eine wirkliche Festgabe für den Kunstfreund. Schon der erste Blick auf die Mappe, wo aus rothem Rahmen mit reicher Goldpressung zierlichster Renaissance eine Tuschzeichnung von Rudolf Seitz heraustritt — ein echter Rudolf Seitz: die Hoffnung, den reichbeladenen Nachen mit vollen Segeln in das morgenbeglänzte Meer hinaussteuernd, die stilvollste Nachbildung deutscher Spätrenaissance — schon dieser erste Anblick verspricht das Beste. Seitz ist nun einmal der ideale Titelblattzeichner. Und der Inhalt dieser Mappe ist dem entsprechend. Es sind keine großen Blender, die hier zusammengetragen sind; man findet unter den Blättern sogar alte Bekannte wieder. Aber jeder Einzelne ist eine höchst gebiegene, künstlerisch ausgeführte Studie. Die 25 Zeichnungen sind von 23 Malern beigezeichnet worden — unter denen, wie es ja nahe genug liegt, die Münchener die ansehnliche Hälfte bilden. Grünher hat zwei Blätter geliefert: wieder Variationen über den gemüthlichen Kleriker; der verstorbene Kurzbauer ebenfalls, zwei Illustrationen zu „Romeo und Julie auf dem Dorf“ von Gottfried Keller, Zeichnungen von hinreißender Stimmung und dem ächten Zauber des schicksalvoll Unheimlichen, der über jener Novelle liegt — wahre Muster der Illustration. Die Uebrigen sind Karge, R. Beischlag, Lossow, Bantier, F. A. Kaufbach (mit einer Illustration aus der Münchener Schützenzeitung), Vinea, Menzel (die schnupfenden Steinsefer), Piloty (Thusnelba aus dem Triumph des Germanicus), Zimmermann, Liezenmayer, Biglhein (ein reizendes Kinderportrait in Röthel), Kühn, Lenbach, Uhde, Fröschl, Lepsius, Harburger, Diez (wieder sehr flott, ein Raubritterbild), Weiser, Borkmann und Klumpp. Der reine Schiffskatalog moderner Künstler! Namen vom besten Klang und durchgehends sehr achtungswerthe Leistungen. Hauptsächlich findet das Künstlerheim immer mehr Anklang. Es scheint im Zuge der Zeit zu liegen, daß das Interesse für Handzeichnungen inmer weitere Kreise gewinnt. Die Fortschritte der modernen Technik kommen dafür sehr gelegen; sie gestatten die Wiedergabe des Originals in täuschender Treue — wovon die unveränderlichen Lichtdrucke von Kömmler und Jonas sprechende Beweise sind. Und jedenfalls ist diese erwachende Neigung für Handzeichnungen ein erfreuliches Zeichen. In ihnen spricht sich häufig das künstlerische am Frischesten aus

und dabei gewöhnen sie, indem sie mehr oder minder die künstlerische, Absicht nur andeuten, den Beschauer daran, das Wesentliche zu suchen.

Wir besitzen jetzt schon ziemlich viel Publicationen nach Handzeichnungen — einzelne, wie „Aus Sturm und Noth“, das die Prämie eines Familienblattes bildet, sind sogar in unerwartetem Maße populär geworden — aber wohl kaum ist eine so vollkommen schön, wie die Adernann'sche, sowohl den Beiträgen als der Treue der Ausföhrung und dem Reichthum der Ausstättung nach. Das Studium der Handzeichnung bildet vielleicht ein sehr nütliches Gegengewicht gegen die Wirkung des modernen Holzschmittes, der mit der glatten Feinheit seiner Ausföhrung gewiß manches Auge geradezu verwöhnt.

Wilhelm Arnold, deutsche Geschichte. 2. Bd. Auch unter dem Titel: Fränkische Zeit 1. Hälfte. 8. 329 S. Gotha 1881, F. N. Perthes. M. 7. —

Der erste Band des vorliegenden Werkes erschien vor drei Jahren unter dem Titel „Deutsche Urzeit“ und hat sich längst den Ruf als eine der ausgezeichnetsten Darstellungen der Geschichte unseres Volkes von der Zeit der vorgeschichtlichen Wanderungen bis zur Gründung der fränkischen Monarchie erworben. Absolute Beherrschung des großen Materials, die sich in der mit feinsüßlichem kritischem Geiste vorgenommenen Scheidung des Wesentlichen von dem Unwesentlichen bekundet; die umfassenden Kenntnisse des Verfassers auf Nebengebieten der gleichzeitigen Culturgeschichte, dann seine große Kunst in der schriftstellerischen Verwerthung des reichen Stoffes, in der Belebung desselben, kennzeichnen das Werk als eine in jeder Beziehung hervorragende Erscheinung, die eine erste Stellung in unserer modernen Geschichtsschreibung für sich in Anspruch nehmen darf. Alle dem ersten Bande eigenen Vorzüge finden sich auch in diesem zweiten, der die Geschichte des fränkischen Reichs bis zum Tode Karls des Großen (481—814) weiterführt. In vier Capiteln wird der Stoff behandelt: „Die Völkerverwanderung in Deutschland — Chlodwig und die Merovinger — Bonifacius und das Christenthum. — Das Reich Karls des Großen. Die große Gelehrsamkeit des Verfassers, welche diesmal einem noch weitreichigeren Material sich gegenüber befand, strahlt hier in womöglich noch hellerem Lichte und ebenso die Meisterschaft in der Darstellung, welche dem Stoffe alle Sprödigkeit genommen hat; der Leser wird niemals die Schwierigkeiten nachempfinden, welche hier zu überwinden waren: der Band liest sich „wie ein Roman“, um eine vollständige Beziehung zu gebrauchen und hier wieder einer der besten. In ihrer Vollenbung wird diese „Deutsche Geschichte“ einen stolzen Beitrag zu unserer Geschichtsliteratur bedeuten. Die Ausstattung ist eine dem Gegenstande würdige.

Friedrich Mistral, Mircea. Provenzalisches Gedicht in zwölf Gesängen. Preisgekrönt von der französischen Academie. Mit selbstbiographischer Vorrede des Verfassers, Einleitung, Anmerkungen zc. Uebersetzung in Versen von Frau B. M. Dorieux = Protbed. 8. LXXXIV u. 276 S. Heilbronn 1880, Gebrüder Henninger.

Mistral gilt als der eigentliche Wiederbeleber der provenzalischen Literatur, den provenzalischen Homer nannte ihn Lanartine. Sein Gedicht „Mircea“ — fügte er hinzu — ist er selbst, es ist sein Land, die äde, steinigte Provence, die gelbe Rhone, die blaue Duranee, es ist die niedrige, bald mit Steinen bedeckte, bald seichte Ebene, die kaum durch einige Zoll Lehmerde und einige bannartige Wasserpflanzen über die sieben sumpfigen Mündungen erhöht ist, durch welche die Schwester der Donau, die Rhone, trüb und schweigend dem Meere zuschlägelt, gleich einem großen Gewürm, dessen Schuppen sich beim Kriechen durch einen Sumpf mit Schlamme überzogen; es ist die Sonne von zinnernein Glanz, welche die Kräuter der Carnargue verkalft; es sind die großen Herden wilder Pferde und magerer Döfien, deren neugierige Köpfe über dem Schiffe des Stromes erscheinen, und deren Brüllen und brünstiges

Wiehern einzig die traurige Stille des Sommers unterbrechen. Das Gedicht ist der Ausfluß dieses Landes. Das bloß Ersonnene wird vom Künstler schlecht gemalt; nur was das Herz selbst einathmet, haucht es in schönem Gesange wieder. Die ganze Provence hat sich in der Seele ihres Dichters wiederge spiegelt: „Mireia“ ist die Verkörperung der Poesie der Natur und des Menschenherzens in diesem ganzen Theile der unteren Provence. Ein ländlicher Homer ist hier vorübergezogen; ein Land ist zum Buch geworden. — Die Kunst der Uebersetzerin hat es verstanden, dem Gedichte nichts von seinem Zauber abzustreifen; ihre Frische, ihr Duft, der eigenthümlich-Charakter, den ihr die Natur des Bodens, dem sie entsprossen, aufgeprägt hat, ist nicht verloren gegangen. Sei das originelle Werk einer bei uns kaum bekannten Literatur hiermit wärmstens empfohlen.

Franz Liszt, gesammelte Schriften. Herausgegeben von L. Ramann. 3. Band 2. Abtheilung. Auch unter dem Titel: Dramaturgische Blätter II. Abtheilung. Richard Wagner. 1. Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg. 2. Lohengrin. 3. Der fliegende Holländer. 4. Das Rheingold. Mit Notenbeispielen. In das Deutsche übertragen von L. Ramann. 8. VIII u. 258 S. Leipzig 1882, Breitkopf und Härtel. M. 6.—

Wie kein Zweiter hat Franz Liszt durch Wort, Schrift und That dazu beigetragen, den künstlerischen Arbeiten Richard Wagners zur Geltung zu verhelfen. Mit prophetischem Blick hat der geniale Liszt die Bedeutung Wagners für die Zukunft der Opernbühne, des Musikdramas erkannt, zu einer Zeit, wo die Anderen dazu den Kopf schüttelten oder sich negirend abwandten. Mit dem Feuergeiste, den wir an Liszt einfließend bewundern durften, mit dithyrambischem Schwunge verkündete er urbi et orbi den neuen Messias und sicherlich — Wagner hat es oft genug ausgesprochen, gegen seine sonstige Gewohnheit — hat die Propaganda seines Freundes das Meiste dazu beigetragen, „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ der Nation um viele Jahre früher nahe-zubringen, als es sonst der Fall gewesen wäre. Man wird diese glänzenden Aeußerungen Liszts nicht ohne Bewunderung und Rührung lesen können, so oft man sich auch von dem Ueberschwang der Empfindung und des Enthusiasmus eigenthümlich berührt finden mag. Diese rein künstlerische Uebersetzung, losgelöst von allem Eigeninteresse, die Huldigung für den Genius, von einem Anderen dargebracht in einer fast monumentalen Weise, gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen und wir werden uns ihrer von Neuem erfreuen bei der Durchlesung dieser geistreichen und von Begeisterung durchdrungenen Blätter. Die Uebersetzung ist, wenige Stellen abgerechnet, gelungen zu nennen. Die Ausstattung des Bandes ist im besten Sinne vornehm.

Athenais. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin von Ferdinand Gregorovius. Leipzig, F. W. Brockhaus.

Es ist nicht das erste Mal, daß das Aufgehen des Hellenismus im Christenthum zu schildern versucht worden ist. Besonders eine ganze Reihe von Romanen, die sich damit beschäftigen, sind wenigstens zeitweise populär geworden. Gregorovius hat hier ein Buch geschrieben, das auf den Reiz billiger Erfindung ganz verzichtet, und das dennoch geeignet ist, Jedermanns Theilnahme festzuhalten. Er giebt die interessanteste Schilderung jener höchst merkwürdigen Periode, wo die herrlichste Kultur, die die Welt je gesehen, an Altersschwäche absterbt. Man erhält ein völlig anschauliches Bild der Zustände in dem Griechenland des fünften Jahrhunderts, von dem wüsten Wortstreit der Christen ganz besonders. Den Mittelpunkt dieser historischen Studie bildet die athenische Rhetorentochter Athenais, die zum Christenthum übertritt, um dem Kaiser die Hand zu reichen. Ein Leben reich an schroffen Wechseln des Glücks. Man kommt dem Seelischen darin freilich nicht recht nahe: die Quellen, die für jene Periode zu benutzen, sind zu trostlos dürftig, und so muß man sich mit dem Erkennen des Zuständlichen begnügen. — Wenn übrigens soeben diese Schrift als eine historische

Studie bezeichnet wurde, so sei gleich hinzugefügt, daß das Buch darum nicht minder lesbar ist. Bei Gregorovius ist diese Bemerkung allerdings überflüssig; denn er hat schon genug gelehrte Werke geschrieben, die diesen seltenen Vorzug der Lesbarkeit besitzen. Dieses hier liest man mit Genuß, sobald man sich überzeugt hat, daß die zahlreichen Anmerkungen, worin man zuerst doch unwillkürlich nach Interessantem sucht, eigentlich nichts bieten als die Belegstellen.

Graf Alexis Tolstoj, Fürst Serebrány. Roman in zwei Bänden. Aus dem Russischen übersezt von Wilhelm Lange. Mit einer Einleitung von J. Hart. 8. XII und 560 S. Berlin 1882, A. B. Auersbach's Verlag.

Von den hervorragenden Vertretern der russischen Literatur sind außer den lyrisch-epischen Poeten, Puschkin und Lermontoff, eigentlich nur diejenigen Schriftsteller dem deutschen Publikum näher vertraut geworden, welche die socialen Zustände ihres Landes zum Vorwurf ihrer Romane gemacht haben, wie Gogol und Turgenjeff. Da aber die heutige Lage Rußlands nur aus seiner Geschichte heraus verständlich ist, so durfte es schon aus diesem Grunde, ganz abgesehen vom ästhetischen Gesichtspunkt, interessant sein, neben jenen Dichtern auch einen Autor kennen zu lernen, der mit Zug der russische Walter Scott genannt werden kann. Wir meinen den Grafen Alexis Tolstoj, dessen Hauptwerk, „Fürst Serebrány“, hier der Leserschaft übermittelt wird. Dasselbe giebt in wechselnden, lebendigen Scenen, die sich bald im Volke, bald im Lager, bald am Hofe abspielen, ein treues Bild jenes Rußlands, das eben beginnt, aus der Barbarei herauszutreten, ohne ihre Spuren verleugnen zu können, das gleichwohl in der bis zur Grausamkeit gesteigerten Energie seiner Herrscher und der Anhänglichkeit des Volkes an die Heimath die Bürgschaften einer gewaltigen Zukunft enthält. Die große Perspektive des Romans, die Kraft, mit welcher sämtliche Charaktere, vom Zaren Zwan und Serebrány's selbst bis zu den Räubern und bis zum Diener Serebrány's gezeichnet sind, sowie der kunstvolle Aufbau und die bis zuletzt spannende Lösung werden gewiß der Dichtung auch bei uns zahlreiche Freunde und jenen Ruf verschaffen, den sie in Rußland genießt. Die Uebersetzung ist sehr fließend und anscheinend getreu, die Einleitung eine sehr dankenswerthe Beigabe. Die Ausstattung der Bände ist geschmackvoll.

Edward Saubaber, Walthar von der Vogelweide. 8. VI u. 128 S. Laibach 1882, Kleinmayr und Damborg.

Vorliegende Arbeit bringt eine Auswahl aus den Liedern und Sprüchen Walthers von der Vogelweide und verflücht sie in ein Lebensbild des Dichters, indem sie zugleich einzelne Capitel mit Originaldichtungen beginnt oder endet, die als ein Ausfluß wärmster Begeisterung für den mittelalterlichen Lyriker entstanden sind und subjectiven Stimmungen, welche den Autor während der Arbeit besetzt haben, Ausdruck geben. Was das Leben Walthers betrifft, so hat der Verfasser die bedeutendsten Momente desselben als Grundlage für eine Reihe von Gemälden verwerthet, die in poetischer Weise ausgeschrieben nicht so wohl ihrer selbst willen, als vielmehr dazu da sind, um als erläuternder Text die eingestreuten Dichtungen gleichsam arabeskenartig zu umschlingen. Diese Art der Conception findet in dem Umstande, daß Walthers Leben erst aus seinen Dichtungen auf dem Wege hypothetischer Forschung erschlossen worden ist, ihre Rechtfertigung. Die eingestreuten Lieder und Sprüche Walthers sind in der Weise nachgedichtet worden, daß der Verfasser die in ihnen verkörperte Gedankenwelt in ein poetisches Kleid gebracht hat, welches heutiger Sprach- und Denkweise entspricht. Auf diesem Wege poetischer Uebertragung ist freilich, wie der Verfasser selbst bemerkt, manches Moderne in die alte Dichtung hineingebracht worden — aber die Originaldichtungen Walthers wort- und versgetreu zu übersetzen, ohne undeutsch zu werden, ist eine kaum jemals zu erfüllende Aufgabe. Sowohl in den Liedern wie in den Sprüchen sind sowohl als möglich die Anzahl der Verszeilen einer Strophe, als die Reimstellung beibehalten. Die originelle

Idee Samhabers ist mit großem Geschick und mit feiner poetischer Empfindung durchgeführt. Aus dem Buch weht uns wie ein frischer Hauch der Geist Walthers entgegen, in all seiner Liebenswürdigkeit und seinem liebe- und sehnsuchterfüllten Wesen. Man wird aus dem kleinen Buch Anregung und Genuß schöpfen.

Vorstadigeschichten von Heinrich Seidel. Berlin, Verlag von Fr. Luchhardt.

Wer den lebenswürdigen Dichter kennt, wird es ihm gewiß danken, daß er hier eine Sammlung seiner kleinen Skizzen veranstaltet hat. Es sind ganz einfache Geschichten, ohne Spannung, ohne Conflict, fast ohne Handlung — und doch üben sie einen eigenen Zauber. Die Natur desselben ist schwer in kurzen Worten zu analysiren, vielleicht liegt er in dem Gefühle begründet, daß das, was man da behaglich liest, auch wirklich mit Behagen geschrieben ist, daß nie der Zwang mahnend hinter dem Sessel des Dichters gestanden hat. Vielleicht liegt er auch gerade in der Anspruchslosigkeit, unter deren Hülle man doch so viel Kraft wahrnimmt. Genug, das Heft liest sich sehr angenehm. Schon deshalb, weil es nicht nur mit einer immer seltener werdenden Correctheit, sondern auch in durchgebildeten Stile geschrieben ist — eine Eigenthümlichkeit, die man auch nicht allzu häufig findet. Da ist jeder Gedanke, jedes Bild mit Liebe — und mit Talent durchgearbeitet, bis sie anschaulich wirken. Man lese nur die Beschreibung von dem Sommervergüßen eines Berliner bei großer Hitze: „Zwoeilen rettete ich mich des Abends in's Freie; und einmal sah ich das große Häuserwesen von Kreuzberge aus vor mir liegen, eingehüllt in einen graublauen Dunst, aus welchem nur die Thürme wie lustschnappend hervorsahen. Das Rollen und Rauschen der Großstadt, das zu mir durch die Nachmittagsstille herüberdrang, erschien mir wie das leise Brodeln und Schmoren eines Gerichts, das man in seinem eigenen Dunste gar werden läßt.“ Es ist eine ganz gewöhnliche Geschichte, woraus dieser Satz entnommen ist — muß man sie aber nicht wirklich mit Genuß lesen, wenn man dergleichen darin findet?

An die Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

- Boguslawski**, Dr. G. v., Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin. Bd. VII. Heft 8. 9. 10. Berlin, Dieterich Reimer.
- Collection** Spemann. Bd. 14, 15. Stuttgart, W. Spemann.
- Edler**, Carl Erdm., Notre Dame des Flots. Eine Glocknerfahrt. Wien 1882, Paul Faasy.
- Funk**, Val., Arbeiter - Katechismus. Giessen 1881. Emil Roth.
- Grassmann**, Robert, Das Pflanzenleben oder die Physiologie der Pflanzen. Stettin 1882, Rob. Grassmann.
- Humboldt**, W. v., Aesthetische Versuche über Goethes Herrmann und Dorothea. Vierte Auflage. Mit einem Vorwort von Hermann Hettner. Braunschweig 1882, Friedrich Vieweg & Sohn.
- Humboldt**, Mounatsschrift für die gesammten Naturwissenschaften. Herausg. von Dr. G. Krebs. Heft 1. Stuttgart, Ferd. Enke.
- Moltzen**, Aug., Das deutsche Haus. Berlin, 1882. Dietrich Reimer.
- Mhan-su-faer**, Die Nothwendigkeit einer kräftigeren Zusammenwirkung der Völker auf dem Gebiete der Kindererziehung speciell des Volksschulwesens. Köln, 1882. Ed. H. Mayer.
- Muyden**, Dr. G. van, Die Erfindungen der neuesten Zeit. Lief. 2-4. Leipzig, Otto Spamer.
- Morley**, H., Of English Litterature in the reign of Victoria. Leipzig, Tauchnitz. Tauchnitz Edition: Bd. 2000.
- Palme**, R., In Leid und Freud. Leipzig, Max Hesses Verlag.
- R. E.**, Ueber den letzten Grund der Dinge. Pilsneck 1882. C. Latendorf.
- Reissmann**, Aug., Handlexikon der Tonkunst. Lief. 16-20. Berlin, Rob. Oppenheim.
- Richard**, Oscar, Phäton. Drama in 4 Aufzügen. Hamburg 1882. H. Grüning.
- Rückert**, Friedrich, Gesammelte poetische Werke Lief. 9-13 Frankfurt a/M., J. D. Sanerlaenders Verlag.
- Saar**, Ferdinand von, Gedichte. Heidelberg, Georg Weiss.
- Sallinger**, Eugen, Allerlei Herzengeschichten. Frankfurt a/M., C. Koenitzer.
- Schrwald**, Dr. Fried., Deutsche Dichter und Denker Lief. 1. 2. Altenburg, Oscar Bonde.
- Schulenburg**, W. v., Wendisches Volksthum in Sage, Brauch und Sitte. Berlin 1882. Nicolaische Verlagsbuchhandlung.
- Verwundet und geheilt**. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen. Freiburg i. B., Fr. Wagner.
- Wessely**, J. F., Lose Blätter aus der Culturgeschichte. Berlin, Rich. Hanow.
- Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin**, Hergb. von Prof. Dr. W. Koner. Bd. XI. Heft 6. Berlin, Dietrich Reimer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Apollinaris

Natürlich

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.
APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.

AUSZÜGE AUS DEUTSCHEN EMPFEHLUNGEN.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum,
München.

*“Ein äusserst erquickendes und auch nützlichcs Getränke,
weßhalb ich es bestens empfehlen kann.”*

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin.

*“Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner
Kohlensäure zeichnen es vor den andren ähnlichen zum Versandt
kommenden Mineral-Wässern vorthcilhaft aus. 24. Dezember
1878.”*

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d.
Univ. Berlin.

*“Ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafel-
wasser, dessen chemischer Charakter es in hygiänischer und
diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter
Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar
1879.”*

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M.

*“Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes
als vorzüglich gut vertragenes Getränke, unvermischt oder auch
mit Milch, Fruchtsäften, Wein, &c. 4. März 1879.”*

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München.

*“Als erfrischendes Getränke rein oder mit Wein gemischt,
nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang
ein. 16. März 1879.”*

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg.

*“Eines der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, inson-
derheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth.
23. März 1879.”*

Sanitäts-Rath Dr. G. Thilenius, Soden a. Taunus.

*“Ein zum diätetischen Gebrauch ganz vorzügliches Wasser,
das sich vor andern durch seinen erfrischenden und belebenden
Einfluss auszeichnet. 5. April 1879.”*

KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptdir: Remagen a. Rhein.

Das Versand-Geschäft

VON

Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig

Hoflieferanten Sr. Maj.  des Königs von Sachsen

versendet nachstehende Waarengattungen direct nur an Consumenten, selbst vom kleinsten Quantum an in bester Qualität zu den billigsten Preisen nach allen Ländern Europas.

Es liegt im Interesse eines Jeden, welcher Bedarf in einem oder dem anderen angebotenen Artikel hat, sich den illustrirten Preis-Courant von dem Versand-Geschäft Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig, kommen zu lassen, welcher auf frankirtes Verlangen gratis und franco an Jedermann gesandt wird.



Specialitäten

des



Versand-Geschäfts MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig:

Mey's Stoffkragen, Manschetten und Vorhemdchen für Herren, Damen und Kinder. Stoffrüschen.

Büscheln in Battist, Tüll, Mull, Gaze etc. für Damen.

Schwarzseidene Cravatten für Herren und Knaben.

Weisse Battist- und Atlas-Cravatten für Herren.

Bunte Satin-Cravatten.

Schwarzseidene Blindeslipse.

Manschettenknöpfe mit Elndrehfuss und Feder. Kragen- und Vorhemdchenknöpfe.

Leinene Handtücher, leinene Wischtücher, Hausleinen und Prima gekürrt Creas-Leinen im Stück und per Meter.

Rein leinene Taschentücher für Damen, Herren und Kinder.

Leinene Oberhemden-Einsätze.

Herren- und Knaben-Oberhemden.

Nachthemden für Herren.

Frauenhemden.

Leinene Kragen und Manschetten für Damen, Herren und Kinder.

Shirtings, Chiffons und Hemdentuch.

Baumwollene Strumpfwaaeren für Frauen, Herren und Kinder.

Wollene Strumpfwaaeron, Gamaschen, Hoscn und Jacken.

Gesundheits-Jacken für Damen und Herren.

Parfüms, Toilette-Seifen, Pomaden, Haaroel und Zahnpasta.

Stearinkerzen.

Japanischer und Chinesischer Thee. Chocoladen; Mey's Cacao pulverisirt.

Kaffee-Ersatz.

Biscuits und Waffeln.

Cigarren.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei geliefert

und zwar innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.

Illustrirte Preis-Courante werden auf Verlangen gratis und franco versandt.

Das Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig garantirt und verschickt nur beste Waare zu den billigsten Preisen. Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Briefe, Anfragen und Aufträge sind zu richten an das Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig, Detailgeschäft, 9 Neumarkt LEIPZIG.

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online. See the back of the book for detailed information.

<Lin ^Närchen
von

Carmen SplK«/)

Mono: Es gibt zwei himmlische Mächte:
Gedülde und Arbeit.

Scherr.

>IH Leiden war ein schönes, schlankes Kind, mit schwarzen Haaren, die sein bleiches Gesicht umrahmten. Die feinen Lippen waren fast immer geschlossen, die schwarzen Augen so todestraurig, daß Niemand sie ansehen konnte, ohne zu weinen. Das arme Kind hatte keine Hcimath und wanderte ruhelos von Ort zu Ort. Bald kehrte es zu die Hütten der Armen ein, bald in die Paläste der Reichen. Es war so still und kummervoll, daß Alle es aufnahmen, aber sonderbar, wer es ansah, der wurde von einem furchtbaren Weh befallen. Der Eine verlor sein einziges Kind, der Andere seine Ehre, sein Hab und Gut, der Dritte wurde von seinen Feinden unschuldig verfolgt; wieder einem Andern mißbriethen alle seine Kinder, so daß er vor der Zeit ergraute. Oder es kam Unfrieden unter die Eheleute, oder Einer aus der Familie fiel auf das Krankenlager und stand in Jahren nicht wieder auf. Die Leute sahen sich erstaunt an, woher ihnen soviel Ungemach käme, und wußten nicht, daß sie dem stillen, blassen Leiden selbst die Thür geöffnet, es selbst an ihren Tisch gerufen hatten. Das arme Kind kehrte zuweilen desselben Weges zurück und erfuhr dann, welche schrecklichen Gaben es ausgestreut. Dann vermied es lange Zeit, die nämlichen Häuser zu besuchen. Doch hatte es einige Menschen lieb gewonnen und verging vor Sehnsucht nach ihnen, merkte auch nicht immer, daß es sie zu oft besuchte. Da kam dann Trübsal auf Trübsal über sie, bis das traurige Kind den Wanderstab ergriff und ihnen mit schwerem Herzen und überströmenden Augen Lebewohl sagte. Es ging so still des Weges, nicht hastig, nicht stürmisch, und doch ging es schneller als der Bergstrom, schneller als der Westwind, und kehrte bei allen, allen Menschen ein. Das Schrecklichste war, wenn es sich zu Kindern gesellte, und die

I. Maj. Königin Elisabeth von Rumänien.

armen Kinder wurden Waisen oder bekamen langwierige Krankheiten, so daß ihre schön«? Gesichtchen eben so bleich und zart wurden wie Leidens Antlitz, und ihre Augen so dunkel und traurig. Wenn Leiden das sah, dann weinte es bitterlich und blickte lange Zeit kein Kind mehr an, ja es drehte den Kopf weg, wo Kinder spielten.

Eines Tages lag es unter einem Apfelbaum und sah, wie die kleinen AepfelH^rachtUolle: rothx Packen hatten, daß man ganz fröhlich wurde, wenn man sie anschäutd. ' 'Ä 'lieber Apfelbaum," rief das Leiden, „schenke mir so sch^e: ?Ätze: ÄSi^/att, sähe mich viel lieber an!" „Nein," sprach der Apfelbaum, „hättest?ü'schöne rothe Backen, so würde man dich nicht mehr so mitleidig aufnehmen und beherbergen."

Traurig stand es auf und wanderte des Weges. Da kam es in einen Garten am Muß; in dem war ein solches Vogelsingcn, daß einem das Herz lachte. „O Ihr lieben, kleinen Vögel," rief das Leiden, „schenkt mir euren lieblichen Gesang, daß ich die Menschen erfreue!" „Nein, liebes Kind," zwitscherten die Vögel, «kämeest du nicht so leise und gingest so still, da würden die Menschen dich nicht so bald vergessen und merken, daß du das Leiden bist und Schmerzen bringst."

Und weiter wanderte das arme Leiden und kam in einen hohen Wald. Der duftete so lieblich, und es ging sich so weich auf dem dicken Moos unter den Bäumen. Hie und da stahlen sich die Sonnenstrahlen durch das flüsternde Laub und zitterten und tanzten auf dem Moos dahin und vergoldeten die welken Blätter. Es war eine Pracht. Leiden lehnte müde an einem Baum. „Hier darf ich einkehren und bringe keine Schmerzen, hier darf ich ausruhen, und Keiner sieht sich krank an mir." Da kam ein Sonnenstrahl durch das Laub geschlüpft, sah die wunderschönen, lichtlosen Augen, sprang hinein, erleuchtete sie hell und drang dem Leiden bis in's Herz. Und der ganze Wald sah das wunderbare Leuchten in dem zarten Mädchengesicht und rauschte auf vor Freude und Bewunderung. Das Leiden wußte aber nicht, daß es schöner geworden, sondern fühlte den Sonnenstrahl nur heiß und fröhlich in seinem Herzen zittern. „O lieber Wald," rief es laut, „schenke mir einen einzigen deiner tausend Sonnenstrahlen, ich wäre glücklich!" Da wurde es mit einem Mal todenstill im Wald, die Bäume sahen einander traurig an, der Sonnenstrahl entwich aus Leidens Augen, streifte eine schimmernde Eidechse und versteckte sich unter hohen Farrcnkräutern. „Du armes, armes Kind," sagte eine alte Eiche, „ein einziger Sonnenstrahl machte dich zu schön; die Menschen würden dich zu viel herbeirufen, und dann müßten sie Schmerzen ertragen weit über ihre Kräfte! Du mußt ohne Glanz und ohne Wärme bleiben!" Langsam siel eine heiße Thräne auf den Waldmeister zu Leidens Füßen; der schickte süßen Duft hinauf und flüsterte Dank für den Thau.

Weiter ging die ruhelose Maid und kam an einen großen, stillen See. Da rührte sich Nichts; nur der Abend schritt über das Wasser, er selbst im Schatten, aber um ihn hei zogen rosige Streifen durch, das Wasser, und hie und da fiel ein Stern hinein und schwamm unbeweglich auf der stillen Fläche. Leidm tauchte ihre zarte Hand in den See und legte sie au die Stirn. Ter Abend kam auch an ihr vorbei und flüsterte: „Gute Nacht! Schlaf traumlos! vergiß dein Weh!" Sie sah ihm lange nach und seufzte leise: „Einmal habe ich Ruhe gefunden im Wald; einmal ^mein Weh vergessen mit dem Sonnenstrahl im Herzen, das ist vorüber!" Im Traum verloren schaute das Kind in den See; aus dem wehte es kühl und in den Nebeln schwebten die Nixen darüber hin.

Da sah das Leiden ein röthliches Licht hineinfallen, grüßer, feuriger als die Sterne und fortglimmen durch die Nacht. Wie es seine Augen erhob, merte es, daß das Licht aus einem Hause am See fiel; das war dicht mit Epheu überwachsen, nur aus deni spitzbogigen Fenster, das offen stand, fiel der Lichtschein. Sonderbar, dachte das Leiden, hier bin ich noch nie eingekehrt, und doch wacht dort Jemand! Sie schlich zum Fenster; da saß eine wunderschöne Frau mit schneeweißen Haaren in einem langen, weichen Gewand, ein feines Tuch um den Kopf gelegt. Sie schrieb emsig in ein großes Vuch mit fester Hand, und fest und streng lag eine tiefe Furche zwischen den Brauen. Aber um die feinen Nasenflügel und Lippen lag es wie zarteste Weiblichkeit und edelste Herzensgüte. Das Leiden stand in Betrachtung verloren, da erhoben sich zwei wunderbare, graue Augen, sahen sie ruhig an, und eine tiefe klangreiche Stimme sagte: „Komme nur herein, Kind, ich habe schon lange auf dich gewartet!"

Erstaunt trat Leiden ein, das hatte sie noch nie gehört. Mit einem Mal umschlangen es weiche Arme, es ward auf den Schooß genommen und geküßt, und die wunderbare Frau sagte: „Liebes Leiden! Du mußt mich finden, ich durfte dich nicht suchen, denn ich komme niemals ungerufen. Ich bin die Mutter Geduld und sitze hier und horche und wache. Der See trägt mir die Stimme aller derer zu, die mich rufen. Oft bin ich auf deiner Spur gegangen, aber leider nicht immer." Die Falte in der Stirn wurde tiefer. Leiden barg seinen Kopf an der mütterlichen Brust. „O geh doch immer mit mir!" bat es leise. „Mein Kind, wenn du mich rufst, dann komme ich, und wenn du müde bist, kehre bei mir ein. Ich muß das Buch des Lebens schreiben, da habe ich viel zu thun!" Das arme, kleine Leiden blieb die ganze Nacht bei der Mutter Geduld, und Morgens wanderte es gestärkt hinaus. Da blühte und grünte die ganze Welt, es war Erntezeit. Leiden sah den Mohn und die Kornblumen an und dachte: „Ihr Armen! jetzt blüht ihr so lustig und glänzt in der Sonne, und heute werdet ihr doch abgeschnitten!" Da stand ein herrliches Mädchen allein im Feld und mähte so rasch wie drei Männer. „Guten Morgen, blasses Lieschen," rief sie schelmisch, „komm und hilf mir!" und damit sprang sie herzu, und ihre Zöpfe flogen, und die blauen Augen lachten wie der liebe Sonnenschein. „Wer bist du denn?" fragte sie erstaunt, als sie Leidens dunkle Augen sah. „Ich bin das Leiden und muß ewig wandern. Und wer bist Du?" „Ich bin die Arbeit, siehst du es denn nicht! Siehst du nicht, wie gesund ich bin, und was für starke Arme ich habe?" Und damit nahm sie das Leiden wie ein Kind auf die Arme und lief mit ihm über das ganze Feld und lachte und jodelte dazu. Ueber Leidens Gesicht war eine leichte Röthe geflogen, und es sagte lächelnd: „Geh' du mit mir! Ich darf niemals ruhen und bin doch oft fo müde." „Das geht nicht, Schwesterlich; denn ich muß schlafen, um bei Tage wieder frisch zu sein. Ich bin an allen Orten überall und nirgends, und muß lachen, und wenn ich immer deine Augen sehe, dann stirbt mir das Lachen da drinnen. Aber wenn du mich rufst, dann komm ich und bleibe zurück, wo Du scheidest, um die Gesichter wieder hell zu machen!"

Und weiter schritt das Leiden in den glitzernden Morgen hinein und durch die weite Welt. Geduld und Arbeit hielten aber Wort und wurden seine treuen Gefährten. Oft versammelten sie sich Abends im Hause am See und lasen im Buch des Lebens oder schrieben hinein.

Carmen ^ylva.

Ein Lebensbild der Dichterin

Mite tiremnitz.

— Vularest. —

sn einem der braun gebundenen albumartigen Bücher, in welche Carmen Sylva seit frühester Jugend wie in ein Tagebuch ihre Erlebnisse und Gedanken in Liedern niederlegt, mit der göttlichen ihn befreienden Gabe des Dichters, persönliches Leid wie persönliche Freude in das unpersönliche Gebiet der Kunst zu verpflanzen, steht aus dem Jahre 1878 ein Gedicht in Prosa: „Ein Leben." Es beginnt:

„Ich wollte die Wahrheit finden, da nahm mich das Leiden bei der Hand und sagte: komm' mit mir, ich will Dich zur Wahrheit führen, aber Du mußt Dich nicht fürchten auf dem Wege!" „Nein, ich fürchte mich vor Nichts, denn ich bin so stark, ich kann einen Berg forttragen!"

Charakteristischer könnte kein Wort für das innerste Wesen der Dichterin sein: „ich suche die Wahrheit und ich fürchte mich vor Nichts, denn ich fühle mich stark!"

Leiden sah sie aber mitleidig an und führte die Suchende zu den Künsten; und sie gab sich einer derselben hin und wollte Musikerin werden. Sie spielte und sang, bis ihre Hand lahm und ihre Kehle schwach wurde, aber ihrem eigenen Ideal genügte sie nicht und in kleinen, heimlichen Versen klagte sie, daß sie kein Künstler sei. Darauf führte das Leiden fic zur Wissenschaft, und sie lernte und leinte und suchte die Weisheit zu erringen, um die Wahrheit zu finden. Aber die Augen wurden ihr müde, und die eigenen Gedanken kamen so lebhaft und rege und ließen sich durch fremde nicht zurückdrängen! Drum nahm sie wieder den Stift und klagte in „kleinen heimlichen Versen," daß sie lein Gelehrter sei und aus der Weisheit die Wahrheit nicht ergründen könne. Doch das Leiden erschien von Neuem und zeigte ihr das Leben. Und sie sah ihre Lieben sterben, sah die maßlosen Ovalen des Seins und Vergehens, die rastlose Menschheit im Norden und Süden und sagte sich: „ich kann nicht leben, auch im Leben ist keine Wahrheit." Doch wieder ergriff sie den Stift, und er tröstete sie. Leiden führte sie weiter, führte sie in Liebe und Ehe, gab ihr die Arbeit durch einen großen Wirkungskreis und machte sie zur Mutter. In der Ueberfülle des Glücks nahm sie wieder den Stift und mit ihm suchte sie dasselbe festzubannen, zu verewigen, doch das unerbittliche Leiden kam, — und wieder war es der Stift, welcher die ihres einzigen Kindes beraubte Mutter tröstete, wenn er ihren Jammer in die wunderbar süßen Lieder formte.

„Immer schneller flog mein Stift, immer reicher strömten die Gedanken, immer weiter wurde das Feld meiner Arbeit; und ich schrieb und schrieb und wußte nicht, daß ich eine Kunst ausübte!"

So wurde Carmen Sylva Dichterin. Das Bewußtsein des Talents, das mit verborgenen Qualen und Zweifeln immer sucht, wo die Form dessen, was im Innem lebt, zu finden, das durch ewiges Zurückdrängen nur gestärkt und vermehrt wird, hatte sie stets verfolgt, und wie die Künste sich untereinander verwandt und wie sie, die Dichterin, das Verständniß Aller in sich trägt, hatte sie sich einer nach der anderen gewidmet, bis das Wort den Sieg davon trug, und Malerei wie Musik ihr nur ein Beiwerk im Dienste desselben wurden.

In vielen Familien, denen das Glück beschieden war, daß einer ihrer Sprossen die höchste Stufe menschlicher Vollkommenheit erreichen sollte, findet man schon in den vorhergehenden Generationen vereinzelt die

Talente, die dann vereinigt und potenziert das Sonnenkind besitzen wird, das selbst dem erlauchtesten Stamm einen Schmuck und eine Aureole verleiht, die ihm nichts anderes geben kann. Denn ewiger noch als Ruhm und Größe der Weltenherrschaft ist der Gedanke, und länger lebt die Bildung der Phantasie als die der Realität, denn unpersönlich tritt sie schon in's Leben.

Carmen Sylva gehört einer Familie an, die seit Generationen bedeutende Menschen hervorgebracht. Ihre Urgroßmutter, Fürstin Luise zu Wied, war Dichterin, unter den Geschwistern des Großvaters war der bekannte Reisende und Naturforscher Prinz Maximilian, außer ihm ein Maler und das „Großtöntchen“, eine der Kindererinnerungen Carmen Sylvas, schrieb Lieder und Gedichte. Daß drei Großonkel im Befreiungskriege für die deutsche Sache gefallen, war nicht ohne Bedeutung für die Geistesrichtung der Großnichte, die eine stolze Deutsche war, gemäß den Traditionen der Familie, die bekanntlich zur Napoleonischen Zeit dem Rheinbunde nicht beitrug und dem großen europäischen Helden zu trotzen wagte.

Ein jeder der Vorfahren scheint sein Bestes auf diese wunderbare Frau vererbt zu haben und mit stolzem Bewußtsein ihrer Ahnen trägt sie all die reichen Körper- und Geistes-Gaben.

Die große, schlanke Gestalt, der herrliche Bau der Glieder, die großen blauen Augen, mit einer ganzen Welt von Träumen in ihren klaren Tiefen, der feine Bogen der Augenbrauen, in denen immer ahnungsvoll die Schwermut!) lag, von der das wilde, lachende, himmelstürmende Kind aber noch nichts empfand, den klassischen Mund, mit der kurzen Oberlippe, der in den graziösesten Linien von der Natur schon zum Lächeln geformt ist und eine Perlenreihe von Zähnen, wie man sie nicht wieder so glänzend sehen kann, nie ganz zu verbergen im Stande ist, die fein geschnittene Nase und die Fülle welligen Haares, — das sind die Stempel ihrer hohen Herkunft, das allgemeine Erbtheil der Familie. „Daß ich so schöne Hände und Füße habe, habe ich nie beachtet, aber auch nie daran gezweifelt,“ sagte sie einmal mit der Naivetät, die einer Königin so doppelt schön steht, „sie kamen mir zu, als einem Sproß miserer Familie.“ Aber die Vorfahren, die in Krieg und Kampf gelebt, gaben ihr noch Anderes: den Muth, dem Kampf zu trotzen, gaben ihr die „Sturmnatur“, der Ahn, dessen Reisen ihn zum Naturforscher machten, und der Maler verliehen ihr, neben der enthusiastischen Freude an der Natur, die große Liebe zu deren Studium, und das Verständnis; für sie in allen ihren Erscheinungen. Naturgeschichte zieht sie der Geschichte erst recht jetzt vor, weil Letztere sie an die Politik erinnert. Mit welcher Hingebung zeichnete sie die Blätter und Keime, die Blüten und Bäume, wie weiß sie den Namen einer jeden Pflanze, kennt die Geschichte eines jeden Thieres. Richtig wiederzugeben, was sie gesehen, schien ihr so natürlich, daß sie es nie für ein Talent hielt. Sie hat spät und wenig Unterricht im Zeichnen gehabt, aber die Gabe des Portraitirens ist ihr angeboren, in einigen Strichen trifft sie die Ähnlichkeit, und kleine Kunstwerke sind die Aquarelle im Missalestyl, die unter ihrer Hand entstehen, mit der merkwürdigen Schnelligkeit, die Alles, was sie thut, selbst ihren königlichen Gang charakterisirt.

Wie im Märchen die Fem dem Dornröschen, so gaben im Schloß zu Neuwied die Ahnen dem „Waldröschen“, wie sie von ihren Jugendfreunden später genannt wurde, alle Gaben des Körpers, Herzens und Geistes, als sie um die Mittagsstunde, wo die großen Glocken läuteten, Freitag den 29. December 1843 geboren wurde. Auch die böse Fee hat an ihrer Wiege nicht gefehlt, sie konnte den Neugeborenen die guten Gaben nicht mehr nehmen, aber sie mischte in den klaren Quell ihres Lebens den Tropfen Bitterkeit, der einer so begnadeten Natur nicht fehlen durfte; denn sie war ausersehen, Alles durchzukosten, um Alles verstehen zu können. Oft später hat es die Mutter ihr wiederholt, daß der Klang der Glocken, unter den? sie geboren worden, durch ihr ganzes Leben getönt sei und ihr eine Weihe gegeben habe: symbolisch waren sie für das Kind, dessen tönende Sprache einst Viele erfreuen und trösten sollte.

Achtzehnjährig war erst die Mutter, aber das Herz und der Geist der seltsamen Frau waren der beglückenden Aufgabe gewachsen, zusammen mit dem Vater, dem Fürsten Herrmann zu Wied, einem Manne, dessen Bildung ebenso allseitig wie tief war, das kleine Wunderkind, das rüthig wie QueckAber, kräftig wie ein weiblicher Herkules, mit drei Jahren schon so entwickelt war, daß man es das Lesen lehrte, um es zu beschäftigen, richtig zn leiten. Den Winter brachte man im Schloß zu Neuwied zu, den Sommer in Monrepos, dem Jagdschloß oben im Wald. Darum sagt auch Carmen Sylva, der Wald und der Rhein seien ihre ersten und liebsten Freunde gewesen.

Die früheste Kindheit verlief sehr glücklich. Einfach, ernst und sehr streng wurde sie erzogen, die Eltern bewachten und leiteten selbst den Unterricht, der nnter Anderen auch Fräulein Lavater, einer Großnichte des bekannten Physiognomikers, welche schon die Mutter erzogen hatte, anvertraut war.

Viele der strengen Gewohnheiten ihrer Kindheit hat Carmen Sylva mit in ihr Königsschloß an der Donau genommen: die frühen Morgenstunden finden sie immer schon auf und immer bei der Arbeit. Im Winter zündet sie dann unhörbar, um den Gemahl nicht zu wecken, sich selbst ihre kleine Oellampe an, und die Königin, die am Abend vorher in strahlendem Schmuck und Glanz die Huldigungen eines Landes entgegen genommen, arbeitet und stndirt an ihrem geschnitzten Tischchen, bis die aufgehende Sonne ihre Residenz erweckt und die Pflichten des Lebens sie sich selbst entziehen. Unendlich wie die Schaffenskraft der Dichterin ist auch ihr Fleiß; die schlanken Finger bezaubern, was sie berühren, sei es die Feder, der Pinsel oder die Nadel — denn sogar mit ihr ist sie Künstlerin — nur den Tasten des Klaviers hat sie seit manchem Jahr ihrer Gesundheit wegen entsagen müssen, ohne daß darum die Musik aufgehört, ihre beschwichtigende Gewalt auf sie auszuüben. Wenn sie von Sorgen und Uebearbeitung ermattet ist, dann schnellen die weichen Klänge der Musik, die sie in ihrer Umgebung Pflegen läßt, sie bald zu ihrer ganzen Frische und Jugendkraft auf.

Carmen Sylva legt viel Werth auf die erste Erziehung, sie hält die Jugendgeschichte für das Wichtigste im Leben eines Menschen, und jedenfalls hat sie als kleines Kind schon die Elemente aller der Talente, aller der Eigenschaften, die sie zu dem machen, was sie ist, an den Tag gelegt. Ihr ging das Menschheitliche immer über Alles, ihr großes Herz, ihr klarer Verstand begriff keine Standesvorurtheile, und doch war sie eine geborene Herrscherin. Mit Besorgniß sahen oft die Eltern, wie die fremdeste Kinderschaar, ganz einerlei, ob aus vornehmen oder Dorfkindern zusammengesetzt, ihr in einigen Minuten willenlos gehorchte und sich von ihr zu den wildesten Spielen verwenden ließ. Ihr selbst, der kleinen Prinzessin, sträubte sich oft vor Aufregung bei den phantastischen Spielen, die sie erfunden, das Haar, das überhaupt nie zu bändigen war, von dem einige wilde Locken immer dem Zwang glatter Frisuren entrannen. Die schwerste Aufgabe war dem Kinde, still zu fitzen. In ihrem fünften Lebensjahre sollte sie mit ihrem Bruder, dem jetzigen Fürsten Wilhelm (geb. 1845) in Oel gemalt werden. Auf alle Weise versuchte man es, sie ruhig zu halten, mit Güte und mit Strenge. Endlich nahm sie sich selbst vor. sich nicht zu rühren, als sie aber fünf Minuten still gesessen, siel sie ohnmächtig vom Stuhl. Und dabei war das damalige Ideal des Keinen Fürstenkinds, Dorfschullehrer zu werden! In dieselbe Zeit, das fünfte Lebensjahr, fällt die erste Reise; in Heidelberg war sie einmal gewesen, und jetzt kam sie nach England auf die Insel Wight. Tie englische Sprache hatte sie zu gleicher Zeit wie die Muttersprache erlernt, sie hat sie immer wie diese beherrscht und auch in ihr gedichtet; auch das Französische bemeisterte sie früh vollkommen. Auch französisch hat sie gedacht, außer zahlreichen, sehr geistreichen Aphorismen schrieb sie später, als Fürstin, eine französische Komödie (Revcznânt« st Ksvsnus), die zur Aufführung für die Damen und Herren der Bukarester Gesellschaft bestimmt War. Hatte Carmen Sylva doch durch die alten Sprachen eine gute Grundlage für alle gelegt, die es ihr spielend leicht machte, das Idiom des Landes, dessen Königin sie ist, vollkommen zu beherrschen, ja, ihm in ihrem Munde eine ganz specielle Zierlichkeit zu geben, auf welche die Rumänen stolz sind. Die eigene Sprache erscheint ihnen doppelt schön im Munde ihrer Monarchin, die nicht nur wie eine Rumänin, sondern besser, weil höchst gewählt, rumänisch spricht.

Ter nächste Ortswechsel, den die fürstliche Familie, 1850, unternahm, hatte eine traurige Veranlassung. Sie ging nach Bonn, damit der kürzlich geborene, kleine Bruder der Dichterin stets unter Aufsicht des Arztes sei. der ihn in den ersten Lebensstunden vperirt hatte. In Bonn hat die kleine Prinzessin oft stundenlang auf dem Schooße des greisen Ernst Moritz Arndt gesessen und seinen begeisterten, patriotischen Reden, die in ihrer glühenden Kinderseele Wiederklang fanden, gelauscht. Der Dichter deutete ihr den eigenen Namen „Elisabeth“ auf eine sinnige Weise, die sie nie vergessen hat.

Damals stand sie in ihrem siebenten Jahre, doch begann schon der furchtbare Ernst des Lebens für sie, das Leid, welches Krankheit und Tod in dasselbe bringen sollten. Sie selbst war zwar stets gesund bis in ihr zwanzigstes Lebensjahr, sie war kräftig und abgehärtet; allem Wind und Wetter Trotz bietend, eilte sie oft, mit dem Sturm um die Wette, singend durch die Wälder. Aber die Mutter wurde lange Jahre auf ihr Lager gefesselt, schon vor der Geburt des Bruders, dessen Leben und Sterben der Jugendzeit der Dichterin den Stempel aufgedrückt hat. Viele, viele Jahre später, als sie selbst krank in ihrer östlichen Heimath lag, und als sie glaubte, die Zeit habe ihr die Kraft und Ruhe dazu gegeben, da hat sie für die Ihren das Leben dieses Bruders geschrieben, und ein ergreifenderes Buch giebt es nicht. Sie hat es unbewußt mit der ganzen Kunst der Schriftstellerin verfaßt, denn in ihr Herzblut hat sie die Feder getaucht, und wer es gelesen, der ist besser geworden!

Einen schöneren Einblick in den idealen Sinn der Familie, in den Geist der Liebe, der Frömmigkeit und Arbeit, die im Fürstenschloß zu Neuwied geherrscht, kann man nicht thun, und man versteht, woher Carmen Sylva dm großen, freien Blick, das offene Herz hat, das für die Leiden der Menschheit schlägt.

Von Geburt an dem Tode geweiht, mit einem organischen Leiden behaftet, lebte der Dichterin Bruder elf Jahre lang ein Leben, das hundertfachen! Tode glich, fein Körper litt, aber fein frühreifer Geist war eine Freude und ein Trost für die Seinen und hundertfach überwand er den Tod. Fast ein Jahr lang, unter den qualvollsten Schmerzen, niit dem Bewußtsein, daß er sterben sollte, — denn die Mutter hatte ihm das lange Ende zu erleichtern gedacht durch den Hinweis auf die Erlösung und die himmlische Seligkeit — suchte der Knabe immer nur zu verhüten, daß Andere unter seiner Krankheit litten, hielt er fest an den geistigen Genüssen und war er unausgesetzt bestrebt, an seiner Herzens- und Verstandesbildung zu arbeiten.

In diese elf Leidensjahre ihres Bruders, von denen einige ihm aber fast den Schein von Gefundheit brachten, fällt die ganze geistige Entwicklung der Dichterin.

Nach der Geburt des Bruders war die Mutter fünf Jahre lang trank, sie wurde in Paris, wohin die ganze Familie auf ein Jahr gegangen war, geheilt, und als sie Alle gemeinsam nach Neuwied zurückkehrten — auch Fürst Hermann, der in der Zwischenzeit in Amerika gereist war, — begann sich der Kreis von Künstlern und Gelehrten, welche bedeutende Fürsten immer um sich zu fammeln Pflegen, zu bilden. Auch die Kinder hatten Zutritt zu diesem Kreis. Der Dichterin Vater, der sich in Amerika auch mit Malerei beschäftigt, begann jetzt sein großes Wer!: „Das unbewußte Geistesleben und die göttliche Offenbarung,“ welches 1859 in zwei Bänden anonym bei BrockHaus erschien, später veröffentlichte er „Ein Ergebnis; aus der Kritik der Kant'schen Freiheitslehre“ und „Replik und Duplik aus dem alten Streite über die Willensfreiheit.“

Die Fürstin zu Wied dehnte ihren Wirkungskreis auch auf die körperlichen Leiden der ihre Besitzungen Bewohnenden aus; sie ging in die Hütten und Häuser und tröstete und heilte, denn sie hatte die Gabe, Andere so zu heilen, wie sie selbst curirt worden war. Aus Nah und Fern eilten Hilfsbedürftige herbei, und Manchen, der lahm zu ihr gebracht worden, konnte fie gehend heim senden. An der Seite der Mutter wurde Prinzessin Elisabeth mit dem Leben vertraut gemacht, sie hatte eine solche Freude am Geben, daß sie oft alle ihre Sachen fortschenkte. Sie erinnert sich, daß die Mutter ihr einmal ein großes Stück karrirten Wollstoffs beschreite; die Freude der Kleinen war groß: „Nun kann ich alle meine Kleider wegschenken!“ Die Mutter schlug ihr aber vor, lieber von dem Stoff zu verschenken, ohne jedoch zu verrathen, daß er ihr dazu gegeben worden war und nun wandelte sie wie die heilige Elisabeth vom Schloß hinab in die Hütten, um Gaben auszufeilen.

Auch mit der Landwirtschaft wurden die Kinder vertraut gemacht. Die Fürstin hatte eine Meierei einrichten lassen, auf welche sie dachte, daß ihr jüngstes Kind, falls es das Mannesalter erreichte, sich zurückziehen solle, hier

arbeiteten die Prinzen mit im Felde und auch Carmen Sylva hat Kartoffeln graben und Kühe melken gelernt, aber ihre feinen Finger haben leine Spur dieser Wissenschaft, auf die sie jedoch sehr stolz ist, bewahrt! —

Von Nein auf hatte die Dichterin ein besonderes Gedächtnis; für Verse; ein Gedicht von vier Strophen, das ihr der Vater einmal vorgelesen, konnte sie gleich auswendig hersagen. Im Schloß herrschte die schöne Sitte, daß alle drei Kinder, auch der kranke Prinz Otto, Sonntags nach dem Frühstück Gedichte ihrer eigenen Wahl, in welcher Sprache sie wollten, aufsagten. Der Ktanke hatte eine große Meisterschaft im Declamiren und eine wunderbare Modulation in der Stimme; die ältere Schwester wird ihm darin aber nicht nachgestanden haben, denn sie liest vollendet vor und übertrifft jeden professionellen Declamator. Mit neun Jahren recitirte Carmen Sylva schon den „Kampf mit dem Drachen!“ Französische Verse, mit Ausnahme von Bsraiigei und Moliere waren ihr „ein Gräuel“, Alexandriner hat sie nie auswendig lernen können, jedoch liebte sie die alten französischen Chroniken sehr. Neberhaupt hielt sie Verse für etwas fehl Weichliches, sie waren ihr meist zu matt und sentimental für ihre Sturmatur, die sich immer nach Kräftigem sehnte. Darum schämte sie sich ihrer eigenen „kleinen heimlichen Verse“, die damals meistens aus religiöser Anregung entstanden. Doch auch auf den sterbenden Bruder sind einige tief empfundene Lieder und auf den Wald, der einzigen Erholung nach den Qualen der Krankenstube des Kleinen, den Wald, den sie mit einem vielgeliebten Lehrer durchstreifte, bei dessen Gesprächen sie wahrhaft auflebte und das Elend daheim auf Augenblicke ver« gliß. Dieser Lehrer brachte ihr auch viel Schönes zum Lesen, u, A. Schcfers Laienbrevier. Doch las damals Carmen Sylva, die jetzt unglaublich viel und schnell liest (manchmal drei Bände an einem Tage) und die seltene Gabe hat, das Gelesene immer gegenwärtig zu haben, nicht sehr gern, nur Sprachen trieb sie mit Eifer, sie war eigentlich zu unruhig dazu und hatte den Kopf zu voll von eigenen Geschichten. Mit elf Jahren hatte sie zuerst schriftstellerische Versuche gemacht, mit vierzehn Jahren Dramen begonnen und ihr höchster Wunsch war, einen Roman zu schreiben. Nach dem zwanzigsten Lebensjahre fing sie zu wiederholten Malen Novellen an, ließ sie aber immer wieder liegen, indem sie sich sagte: Wenn ich die Welt kenne, nicht eher! „Ich bin ja nur eine Prinzessin!“ Märchen aber waren ihre größte Wonne und Fräulein Lavater, die in ihrem Leben Alles gelesen und behalten, mußte ihr Abende lang erzählen. Stets verkehrte Carmen Sylva lieber mit lebenden Menschen als mit tobtten Büchern. Sechzehn Jahre zählte sie, als sie folgendes Lied in ihr Tagebuch schrieb:

Das Echo.
<div><p>Ich rief in den Wald ein heiteres Wort, Gleich tönte c>3 zurück, Und immer noch hallt es fort und fort, Von Freude und uon Glück,</p></div>
<div><p>Ich sang in den Wald ein Lied so mild, Es kam mit süfzcm Klang, Und wirbelnd hat es die Lnft erfüllt, Noch zarter, als ich sang.</p></div>
<div><p>Ich schrie in den Wald den Schmerzcnsschrei, Co laut die Stimme war, Iind aus der Ferne tönten zwei, Erschreckten mich sogar.</p></div>
<div><p>Ich fang in den Wald mit traurigem Muth, Von Schmerz und verlorenem Glück, Das Echo, das hat aber auch nicht geruht Und gab mir's noch trüber zurück.</p></div>

Seit ihrem dreizehnten Jahre hatte sie keine Gouvernante mehr, sondern empfang ihren Unterricht nur von Lehrern oder vom Vater, der sich auf das Eingehendste mit ihr beschäftigte. Manchmal durfte sie auch mit ihm arbeiten, für ihn etwas abschreiben, und viele Stunden des Tages brachte sie in seinem Zimmer zu. In richtiger Erkenntnis) der glühenden Phantasie der Tochter suchten die Eltern in der Erziehung absichtlich dieselbe ohne jede Nahrung zu lassen, sie waren weise bedacht, dieselbe zu dämpfen, bezwingen ließ sie sich aber nicht. Noch heute erinnert sich Carmen Sylva der Geschichten, die sie sich bei Tag und Nacht ausdachte, und die an Schrecken und Grausigkeit Nichts zu wünschen übrig ließen. Mitten im angestrengtesten Lernen holte sie sich ihre eigenen Geschichten hervor, um an ihnen mit brennenden Wangen und kalten Händen weiter zu spinnen und sich die dramatischen Scenen immer wieder von Neuem auszumalen. Romane hatte sie bis zu ihrem neunzehnten Lebensjahre, wo ihr dann erlaubt wurde „Soll und Haben“ und „Jvanhoe“ Abends nach dem Thee vorzulesen, gar nicht kennen gelernt, jedoch war ihr „tds vide, viäs vorlä“ von Mrs. Wetherell in die Hände gefallen und unter ihrer Ovid-Übersetzung verbarg sie das Buch und las es immer und immer wieder mit verzehrendem Interesse. Damals ergötzte sie ihren Vater auch mit den Plänen, die sie hegte in Bezug auf ihre künftige Zimmereinrichtung. In möglichst dunklen Tönen sollte Alles gehalten sein, durch dicke Teppiche jeder Schall gedämpft und so viel Oelbilder an den Wänden, wie sie fassen könnnten. Sie ist ihrem damaligen Geschmack treu geblieben. Unter ihren vielen Bildern ist ein Ribera ihr besonderer Trost und ihre Freude — und sie hat außerdem verstanden, ihren Gemächern den Stempel ihrer eigenen Persönlichkeit aufzudrücken. Man glaubt im Zaubermärchen zu wandeln, wenn man ihre Wohnzimmer im Bukarest« Palais, mit der Fülle von tropischen Gewächsen, den Lauben und Nischen sieht, welche vom Geplätscher kleiner Springbrunnen, vom Singen und Zwitschern der Vögel belebt sind, und einer Fee gleich tritt sie Einem dort entgegen.

Der Musik, wie schon gesagt, war sie von allen Künsten am Meisten zugethan, und Singen, besonders Chorsingen, machte ihr große Freude. Sic war daher auch immer Vorsängerin bei allen ländlichen Festen und ihre Schwärmerei für Schulen hatte sie auch noch nach dem fünften Jahre beibehalten. Kurz vor ihrer Verheirathung ging sie sogar ernstlich niit dem Gedanken um, eine Schule zu gründen. Dabei war ihre Erfahrung über dieselben nur eine sehr drollige. Im zehnten Jahre hatte sie einmal eine unüberwindliche Lust verspürt, anstatt ihres Frühsftazierganges die Rodenbacher Dorfschule zu besuchen. Sie hatte, als ihre Mutter durch das Kinderzimmer ging, gefragt, ob sie einmal mit den Pächterlindern zur Schule dürfe? Da die Fürstin, welche die Frage überhört hatte, nichts darauf erwiderte, glaubte das Prinzßchen, ihre Bitte sei gewährt, stürmte auf den Pachthof, wo sie von Frau Schanz hörte, daß ihre Kleinen schon aufgebrochen, jagte diesen nun nach, erreichte sie auch und hatte das Glück, von dem höchst geschmeichelten Lehrer mit in die Singstunde aufgenommen zu werden. Sie sang nun aus voller Kehle mit und zwar so laut, daß eines der Pächtertinder, welches die Ansicht hegte, es schicke sich nicht für eine Prinzessin, mit den Dorftindern mitzusingen, ihr innier niit der Hand den Mund zuhielt. Aber schon ehe die Stunde beendet, kam einer der Jäger, welche ausgeschickt waren, um den verlorenen Wildfang, den man in den feinsten Forsten gesucht, in's Schloß zurückzuführen. So endete Carmen Sylvas einzige Schulstunde!

Mit sechzehn Jahren wurde Prinzessin Elisabeth confirmirt. Die Mutter selbst hatte sie zu der heiligen Handlung vorbereitet, hatte oft Nachts am Tchmerzcnslager des damals schon sehr leidenden, kleinen Sohnes die Aufsätze und Fragen geschrieben, welche die Tochter in der Früh ausarbeiten sollte, wie sie überhaupt immer, selbst wenn sie krank war, durch die offene Thür, den Beschäftigungen der Kinder folgte.

Kurz vor der Confirmation fand eine Operation des kleinen Bruders statt, in die er wie ein Held ging, von der er aber nur zu neuen Leiden genas. Auch Fürst Hermann begann um diese Zeit immer mehr an der Lungenkrankheit zu leiden, der er im Frühling 1864 zum Opfer fallen sollte. Es war ein trauriges Haus, trotz Fleiß und Gottesergebung, aus dem die liebevollen Eltern ihren ältesten Sohn entfernt hatten, um ihn in Basel erziehen zu lassen, so schwer ihnen und den Geschwistern, die in inniger Liebe aneinander hingen, die Trennung wurde. Auch Prinzeß Elisabeth wurde zur Zerstreuung auf einige Monate (Frühling 1861) nach Berlin an den preußischen Hof gesandt, wo sich die damalige Königin, jetzige Kaiserin Augusta mütterlich für sie interessirte. Dieselbe wohnte dein Unterricht, welche die Prinzessin zusammen mit ihrer jetzigen Schwägerin, der Gräfin Marie von Flandern, empfang, bei. Carmen Sylva entsinnt sich noch mit besonderer Freude der Stunden, die sie im Museum bei Professor Waagen hatte. Trotz der Freundlichkeit, mit der sie in Berlin empfangen worden war, sehnte sich die junge Prinzessin leidenschaftlich nach Hause, ihr Gedichtbuch ist voll von gereimten Klagen nach der Heimath, nach der geliebten Mutter Augen, dem stillen Krankenzimmer, dem Wald und dem Rhein. In Berlin sah sie ihren jetzigen Gemahl zum ersten Mal, als sie, mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit die Treppe im Schloß so schnell hinab gesprungen, daß sie auf den letzten Stufen ausglitt, stand Prinz Carl von Hohenzollern unten und hatte das Glück, sie aufrichten zu können.

Nach Monrepos zurückgekehrt, widmete die junge Prinzessin sich hauptsächlich der Pflege des Vaters, dem eine zunehmende Schwerhörigkeit sein Leiden noch verbitterte, während die Mutter Tag und Nacht um den kleinen, tapfern Sohn beschäftigt war. Schwer war die Zeit, aber jede Stunde ihr ein Gewinn für's Leben, und in heiliger Erinnerung trägt noch heute Carmen Sylva jeden Tag des Leidensjahres. Das feste Gottvertrauen trug sie, wie die Ihren, und dieser Welt Leiden schienen ihr gering gegen die Seligkeit des ewigen Lebens. Frisch pulsirte auch das geistige Leben weiter, wissenschaftliche Studien und Betrachtungen wurden fortgesetzt.

Im Februar 1862 wurde Prinz Otto von seinem Leiden erlöst, und das „Gott sei ewig Dank!“ in das feine unglückliche Mutter über der kleinen Leiche ausbrach, tönt auch aus den Liedern Carmen Sylvas und wiederholten in Nah und Fern Alle, die das seltene Kind gekannt und bewundert hatten. Die Familie ging, nachdem der Kleine oben in Monrepos unter den großen Linden, wie er selbst es gewünscht, beerdigt worden, nach Baden-Baden zu der befreundeten großherzoglichen Familie. Mit dem Tode war Carmen Sylva schon früh vertraut geworden, schon als zwölfjähriges Kind hatte sie mit der ganzen Familie vierundzwanzig Stunden am Sterbette der Großmutter, der Herzogin von Nassau, gekniet, aber erst am Todtcnbette des Bruders verlor der Tod jedes Schaurige für sie. Ein Jahr später traf sie ein nener Kummer, sie verlor ihr einzige Jugendfreundin, Marie von Bibra, an die so manches zarte Lied ihres Tagebuches gerichtet ist.

In demselben Frühling 1863 wohnte sie dem ersten Balle bei. Ihr Vater, der wohl wußte, daß er nicht mehr lange auf dieser Erde weilen sollte, hatte sein einzig Töchterlein einmal tanzen sehen wollen; seit Jahren hatte er die liebliche Mädchenknospe nur in schwarzem Kelch gesehen und ihm zu Liebe besuchte sie einen Ball am Hose zu Karlsruh. Sie sah bezaubernd aus in einer rosa mit Silber übersäeten Toilette, „ein Engel in Sternen“, sagte eine alte Dame ihrem Vater. Für sie selbst aber hatten Aeußerlichkeiten nie Bedeutung, selbst in ihren frühesten Mädchenjahren haben die kleinen Alltäglichkeiten keinen Werth für sie gehabt, ihre groß angelegte Natur sah stets über sie hinweg. Auch getanzt hat sie nie gern, sie störte selbst der Schein der Unselbstständigkeit, welchen der Tanz einer Frau verleiht, nur diejenigen körperlichen Bewegungen, zu denen man keiner Führung bedarf, waren ihr angenehm, Gehen, Reiten, später auch Schlittschuhlaufen.

Im Herbst 1863 trat Carmen Sylva zuerst auf längere Zeit in die große Welt ein, die dem Waldröschen bisher nur in ihren Träumereien erschienen: die Großfürstin Helene von Rußland nahm sie mir nach Ouchy, wo sie schöne Wochen verlebte. Tem Kreise, den die geistreiche Frau, wo sie auch immer war, um sich zu sammeln wußte, hat Carmen Sylva ihre große Welt- und Menschenkenntnis; zu verdauten. Eines lernte sie der Großfürstin unbewußt ab: die seltene Gabe, aus Jedem, wer es auch sei, bei in ihre Nähe kam, das Neste, was in ihm ist, herauszuziehen. Wohl nie standen einer Königin so alle Register der Seele zu Gebote, wie der Königin Elisabeth: sie weiß Jeden so zu empfangen, daß es ihm wohl wird, daß der Verlegenste seine Scheu vergißt. Vom Genfer See entführte die Großfürstin Helene den ihr anvertrauten Liebling über Wiesbaden, wo Carmen Sylva ihren Vater zum letzten Mal sah, nach Rußland. Kaum in Petersburg angelangt, erkrankte sie an einem schweren Typhus; als sie zum ersten Mal das Bett verließ, brachte man ihr die Nachricht vom Tode des heißgeliebten Vaters. Sein letzter Brief war an sie gerichtet gewesen und enthielt Antwort auf Fragen, die sie ihm in Vezug auf sein philosophisches Buch gestellt. Carmen Sylva hat ihre geistige Entwicklung zum großen Theil ihm zu verdanken, auch nachdem sie ihn verloren, war ne immer bestrebt, in seinem Sinne zu denken, und eignete sich unter anderen Eigenschaften des Verstorbenen diejenige an, nie über etwas abzuurtheilen, die Möglichkeit einer jeden Ansicht, ja einer jeden Erscheinungsform zuzugestehen. Und das ist eine große Eigenschaft und doppelt schwer ist sie zu erringen für Naturen, die, wie Carmen Sylvas, absolut sind!

In ihrem Buche steht aus Petersburg, vom 7. März 18L4, folgendes rührende Lied:

Sie haben ihn hinausgetragen
Ganz stille.
<div><p>Und es ist — ich will nicht klagen —</p></div>
<div><p>Nein Wille, Muß den» Alles, was auf Erden Ich habe, Vald hinausgetragen weiden Zu Grabe? Iind ich geh', wenn ich geblieben Alleine, Zu den Gräbern meiner Lieben Und weine. Tas Jahr vorher hatte sie schon prophetisch geschrieben:</p></div>

Tic Trauerweide.

Lieber, schlanker Baum der Thräneu,
Trauerweide, muht dich lehnen
Ueber manches stille Grab:
Neigst Dein zartes Laub herab,
Daß es zittre, das; es bebe
Und im Säuseln sanft umwebe,
Was man Vir zur Obhut gab.

A°id und Sud. XX, 5» . 2

Nachts, wenn alles Jrd'sche schweiget,
Nur der Mond wie träumend steigt
Aus den Wald mit stillem Gang
Scheint der Gräber Reih'n entlang,
Schickst Du Thronen auf die Erde,
Daß sie angefeuchtet werde,
Singst Du geisterhaften Sang.
Trauerweide, Baum der Schmerzen,
Baum der tiesbetäubten Herzen,
Du sollst mir der liebste sein,
Wenn mich Liebe läßt allein. —
Einst wenn ich Hab' ausgelitten,
Ausgerungen und gestritten
Wiegest Du zum Schlaf mich ein.

Sowie sie gesunder wurde, nahm sie die Musik, ihren Trost und ihre Hoffnung, wieder auf und empfing dort in Petersburg Unterricht von R«binstein und Frau Clara Schumann. Im Sommer erst reiste sie heim.

Seit dem Tode des Vaters lebte Carmen Sylva mit ihrer Mutter Sommer und Winter im Jagdschloß Monrepos, jedoch reiste sie in jedem Jahre einige Monate mit der Großfürstin Helene von Rußland. Einen Winter (66—67) brachte sie mit Verwandten, ihrer angegriffenen Gesundheit wegen, in Neapel zu, wo sie sehr zurückgezogen lebte und sich hauptsächlich mit Lectüre beschäftigte; Shakespeare, Dickens und Scott füllten den Winter aus. Dabei dichtete sie immer weiter, hin und wieder macht sich die unbezwingliche Jugendfrische in reizender neckischer Weise geltend, meistens sind es aber Lieder ernsten und religiösen Inhalts. Niemand erfuhr je von diesen Gedichten und niemals ging es der Dichterin durch den Sinn, ihre Lieder, wenn sie dieselben niedergeschrieben, zu corrigiren. Es wäre ihr wie eine Art Unehrllichkeit erschienen, und sie war viel zu bescheiden, um ihnen einen andern, als einen rein persönlichen Werth zu geben. Erst als sie zu übersetzen begann, wurde sie gewahr, daß man Poetik kennen müsse. Sie hatte eine souveräne Verachtung für die Form und wenn man ihr später, als sie anfing, ihre Gedichte vorzulesen, diese oder jene Rauheit im Vers vorwarf, citirte sie ähnlich lautende Volkslieder. Volkslieder waren ihr immer sehr lieb gewesen, und die sang sie auch den ganzen Tag, treppauf, treppab hüpfend, im Wald, den sie mit ihren großen Hunden durchstreifte, und bei der Arbeit. An der Seite der Großfürstin Helene lernte die Dichterin im Jahre 1867 den Pariser Kaiserhof und die Ausstellung kennen, während der Sommer 68 sie mit der Mutter in Schweden an dem nah verwandten dortigen Hofe sah. Mit der ihr eigenen Frische und Raschheit eignete sich Carmen Sylva auch die schwedische Sprache an, so daß sie die Frithjofssage im Original las. In jeder Weise glückliche Tage verbrachte sie dort im Norden,

Im Herbst des Jahres 1869 lernte sie den Fürsten Carol von Rumänien kennen, der nach dem Rhein gekommen war, um um sie zu werben, er kannte sie lange schon aus den Briefen seiner Schwester. Es wurde der Dichterin anfänglich schwer, ihre Freiheit aufzugeben, sie hatte nie Heirathen wollen. Als ihre Freunde, die mit richtiger Erkenntniß all ihrer großen Eigenschaften sie gern auf einem Thron sehen wollten, ihr lange vor ihrer Verlobung immer wieder davon sprachen, entgegnete sie: — sie selbst hat es vergessen, aber die Ihren entsinnen sich — »Ach, was, ein Thron der einzige, der mich anziehen könnte, wäre der Rumänische, denn dort gäbe es etwas für mich zu thun!"

Man braucht ihr Volk jetzt nur zu fragen, ob sie das, was sie nach Rumänien zog, auch ausgeführt hat, ob sie „etwas gethan."

Sticht nur die große rumänische Wohlthätigkeitsgesellschaft, SoÖiStö äs l isnisissn«?, verdankt ihr Bestehen der Königin, sie gründete einen deutschen Frauen-Verein, welcher zeitweise 3 bis 400 arme Frauen aller Nationen beschäftigt, auch eine Speise-Anstalt für dieselben, und wie diese aus eigenen Mitteln und aus eigenster Initiative die Loala, Wisadsta, voarn« (Königin Elisabeth Schule). In dieser werden Kindern aus dem Volke die alten, nationalen Arbeiten gelehrt, die sehr schönen, meist byzantinischen Muster gesammelt und benutzt, um die National-Costüme herzustellen. Der kunstsinnigen Fürstin mußte die Pflege des Bauern-Costüms, welches eine der wenigen Aeußerungen des dem Rumänen eingeborenen großen Geschmackssinnes, eine der wenigen rein erhaltenen Traditionen des Volkes ist, vor Allem am Herzen liegen. Sie hat diesen, Costüm auch einen Ehrenplatz in der Gesellschaft verschafft; ihre eigene, klassische Gestalt umschließt während ihres Sommeraufenthalts in Sinaia stets das farbenprächtige Gewand, mit den zierlichen Handstickereien an den verschiedenen Hüllen, aus denen es zusammengesetzt, und auch für den Hosstaat ist dasselbe Vorschrift geworden. Außerdem finden, ans Anregung der Königin, im Winter die Bälle zu wohlthätigen Zwecken im National-Kostüm statt.

Doch wir kehren zu der Prinzessin Braut zurück, deren erstes GedichtTagebuch mit einem Lied auf den Ring schließt, welchen ihr Verlobter ihr geschenkt hatte:

Der Opal.

Wie meines Liebsten Herz so rein,
So rein bist Du,

Ich drück' Dich fest an's Herze mein,

Boll Fried und Ruh'.

Ich halt' Dich still in meiner Hand,

Tu klarer Stein,

In Deine Tiefen unverwandt,

Schau ich hinein.

Dich Kalt' ich dreist in» Sonnenlicht,
Ob's Dich verzehrt?
Dein Farbenspiel erbleichet nicht:
Tu bist bewährt!

Das neue Buch, in welches der fürstliche Gemahl eine hochpoetische Widmung geschrieben, beginnt mit den innigen Worten ihres jungen Eheglücks, in dessen Heiligkeit kein fremdes Auge dringen darf. Und doch war das Leben damals nicht lauter Glück! Ein furchtbarer Umschwung war in die Gewohnheiten des Waldkinds gekommen; nur vier Wochen lang war sie Braut gewesen, und gleich nach der Hochzeit reiste sie in das neue Heimathland. Ernst und Arbeit herrschten auch in der Residenzschloß zu Bukarest, das waren alte Bekannte, aber sie trugen unbekannte Kleider, und allein — denn der hohe Gemahl war den ganzen Tag in Anspruch genommen — mußte sich die junge Fürstin in das neue Leben finden. Da mag sie manchmal bange hinausgeschaut haben auf die Häuser, die so nah bis an das Bukarester Palais gebaut sind, welches nur an der einen Seite einen kleinen Garten hat, und all das heitere Blinken der Sonne auf den weißen Zinndächern konnte ihr das Heimweh nicht nehmen.

Dachte sie an die Bäume von Monrepos, als sie im December 1869 eines der schönsten ihrer Lieder schrieb?

Doch nur wenige Seiten weiter finden wir:

Altes und neues Heim.

In Monrepos ist mcmch ein Grab,
Im Waldc und im Herzen,
So Viel, die ich geliebet hnb'
Und dann beweint mit Schmerzen.

In Monrepos, da Waid ich sein,
Ja sein mit Leib und Seele.
Gott hat's gewollt, er führt' ihn ein,
Das; er zur Frau mich wähle!

Dies Alles hat der stille Wald
So ernst mit angesehen,
Doch Eines, Eines, das hat alt',
Lieb Heim doch nicht gesehen:

In neuer Heimath tönte mir
Des Kindes Schrei zum Herzen,
Da war in Eins vereinigt schier
Glück, Freude, Lieb' und Schmerzen,

Im Blätterdach
Laubschwercr Gipfel,
Griingold'ncr Wipfel
Die Sonne lag.

Enteilt die Reine,
Die goldnc Last.

Doch wie er faszt
Und hält die Seine,

Sie athmet warm
Und legt sich schmeichelnd,
Mit Wonne streichelnd
In Baumes Arm.

Er stellt betrübt.
Wo bleibt der Schimmer,
Der Abends immer
Sein Haupt umgibt?

Sie war im September 1870 Mutter geworden. Und eine Natur von der Leidenschaft und der Innigkeit der Dichterin mußte all die wunderbaren Gefühle des Glücks und der Heiligkeit, die ein Kind erweckt und um sich verbreitet, mit ungeahnter Tiefe empfinden. Ihr Sein glaubte sie umgestaltet, anders sah die Welt aus, in welche die „Strahlengaugen“ ihres Kindes schauten, anders wehte der Wind, welcher die blonden, goldigen Locken der Kleinen fächelte, und farbiger prangte die Wiese im Blumenschmuck, welche die kleinen FüÙe ihres „Einzigcn“ küÙte. Und die Jahre kamen und die Jahre gingen traumhaft an ihr vorbei, — bis um die Osterzeit, am 9. April 1874 eine bleiche Frühlingssonne auf die Leiche ihres schönen Kindes fiel, und sie es in die kühle Erde auf dem Hügel hinter dem Park ihres Sommerschlusses Cotroceni betten mußte.

Ja, da war es wieder, das harte Leben, das sie von Jugend auf gekannt, das Leid, das sie vergessen in der Seligkeit des Mutterglücks, auch ihr einzig Kind hatte ein grausam Geschick von ihr gefordert. Aber sie beugte das Haupt, sie haderte nicht mit dem Schicksal, zu ernst waren die Lehren der Jugendzeit gewesen, und quillt auch manchmal, besonders in letzter Zeit, wenn sie vor dem Bau des großen Königsschlusses in Sinai« steht, ein bitterer Vers cius der Feder „wozu das große SchloÙ? wir sind nur Zwei.“ wenn sie auch in dem ihr versagten Kinde, dem sie den KuÙ des Genies auf die Stirn gedrückt hätte, um den Erben des jungen Königreichs trauert, — nie hat sie vergessen, Gott zu danken, daß sie einmal das hohe Glück besessen hat.

Ihres einzigen Kindes finnige Aussprüche brachte sie in herzerreißende kleine Lieder, viel später ihren eigenen Schmerz, und als die Jahre über das kleine Grab zogen, da wehte sie sich ganz dem, was ihr nie entrissen werden kann, der Dichtkunst.

Auf ihres Kindes Ausspruch, daß es die schönen Sonnenstrahlen küssen möchte:

Im

tfoncert.

Ich weinte doch nicht?

Ich weinte ja nicht!

Rein — es weinten die Töne, Nein — es sind nur gefallen

Ich weinte ja nicht!

Nein — der klingende Regen,

Er zog mir entgegen,
Er hat mich gekannt,
Er wähte den schönen,
Den weinenden Tönen
Mein Fühlen verwandt.

Die Auswahl ist schwer, weil die Fülle der Lieder, von denen immer eines tiefer empfunden und zarter als das andere ist und noch keines je veröffentlicht wurde, zu groß ist. Folgend nur noch ein herrliches Waldlied:

Du Waldgeruch, Du Waldgesang,
Du frischer Duft, Du reicher Klang,
Wie Hab' ich Dich so gern!
Wie lacht mein Aug', mein Herz Dir zu,
Wie bringest Freud' und Frieden Dil
Dem armen Erdcnstern!

Ich seh' Dich noch des Nachts, im Traum,
Du stolzer, edler Waldcsbaum,
Du rauschest ernst und lind,
Wie oft Hab' ich gcwuschet Dir,
Wenn Märchen Du erzähltest mir,
Dem wilden Waldcskind!

Du Wind, mein aller Sviclgefell!
Wir sangen um die Wette hell
Im grünen Gotteshaus —
Nun singst Du, alter Freund, allein,
Mir rostete die Stimme ein
Im hohlen Weitgedraus.

Du Wind! küÙ' mir die Blumen all'
lind grüÙe schön Frau Nachtigall,
Sic soll sich rüsten bald, —
Und streichle sanft den klare» Back,,
Nuf' überall das Echo wach —
Durchrauschc meinen Wald!

Im Jahre 1874 begann Carmen Shlva zuerst zu übersetzen. Sie übertrug die rumänischen Lieblingslieder ihres Kindes in's Deutsche, Verse, die V. Alessandri auf ihren Verlust gemacht, dann rumänische Volkslieder, die von Mutterschinerz und Mutterliebe handeln, und schließlich alle hervor

Es weinte das schöne,
Das klagende Lied;

Auf mich hin von allen
Den Thronen ein Paar,
Ich könnt' es nicht wehren
Und mußte sie ehren,
Die wandernde Schaar.

Es sang wie in Leiden,

In ewigem Scheiden
Das Leben entflieht.

ragenden Dichtungen der Rumänen. Mitgetheilt wurde von den eigenen Dichtungen auch jetzt nur im vertrautesten Kreise, von den Uebersetzungen erschienen die ersten unter dem Pseudonym E. Wedi in der „Gegenwart“ 1878, dann später im „Magazin für die Literatur des Auslands“. Eine Ballade: „Vertul cn da“ (Sehnsuchtszipfel) wurde bereits 1876 in Musik gesetzt und ist an verschiedenen Orten, zuerst auf dem National-Theater in Bukarest zur Aufführung gelangt.

Viele, viele ihrer albumartigen Bücher waren schon voll geschrieben, sie enthielten Gedichte, Märchen, Novellen, ein großer Roman war angefangen, ehe Carmen Sylva sich im Jahre 1880 entschloÙ, zwei Dichtungen, „Sappho“ und »Hammerstein- als Manuscript drucken zu lassen bei dem Verleger der Werke ihres Vaters, bei Brockhaus in Leipzig.

Sappho hat die Kritik, welche beide Dichtungen warm aufnahm, für eigenartiger erklärt. Sehr interessant für der Dichterin persönliches Leben ist im ersten Gesang der Dichtung, welche ein glänzendes ZeugniÙ sür die große Formengewandtheit Carmen Sylvas ablegt, der Kreis, welcher Sappho umgiebt. Die fürstliche Dichterin hat den jugendlichen Kreis im Auge ge« habt, den sie um sich sammelt, es sind lauter Porträts. Ihre Freude an allem werdenden hat sich auch darin bekundet, daß sie die Jugend zu sich zieht. Sie ist ihrer Umgebung, was die Großfürstin Helene ihr selbst war, ober in noch weit höherem Grade; sie läÙt die jungen Mädchen der rumänischen Gesellschaft, denen sie gestattet, sie zu umgeben, Theil nehmen an ihre» eigenen dichterischen Schöpfungen, an Musik und Kunstgenüssen. Denn das Leben Carmen Sylvas fließt scheinbar unbehelligt von der Politik dahin. Nicht, daß sie nicht ihres königlichen Gemahls einziger Vertrauter und Freund wäre, — daran wird Keiner zweifeln, der je einen Einblick in das ^ebcn des Königspaares gethan, — aber aus ihren Frauen-Gemächern ist die Politik verbannt, nie hat sie sich direct oder indirect in dieselbe gemischt, nie eine Meinung geäußert, ja nie versucht, sich eine zu bilden. Und das ist von unberechenbarem Werth in einem Lande, das von Parteikämpfen zerfleischt wird. Sie hat ihr eigenes Reich, das der Kunst und der Güte. Hatte doch schon der König ihr am Tage der Verlobung gesagt: „Du bekommst eine schöne Mission: Du sollst milde trösten, wenn ich zu hart war, und für Alle bitten dürfen!“

Was die Königin im Kriegsjahre 1877/78., theils persönlich, theils durch umsichtiges Anordnen und Wirken geleistet, bleibt unvergessen.

Ueberall, wo sich Verwundete befanden, war sie anzutreffen, jeder Zug, der solche vom Schlachtfelde brachte, wurde von ihr erwartet und sie selbst legte Hand an, um Erfrischungen zu reichen. Sie organisirte selbst mehrere CpitSler, wovon das eine ganz aus eigenen Mitteln, überall war sie thätig, sprach vielen Muth zu bei schweren Operationen, tröstete manchen Sterbenden und weinte mit den Hinterbliebenen. Der Volksmund legt ihr seitdem den Namen mnirm rZvitilc»-, Mutter der Verwundeten, bei, und noch kürzlich bei den Krömingsfeierlichkeiten konnte man diese Worte wiederholt als Transparent an den Häusern glänzen sehen. So hat sie sich als Königin selbst das schönste Denkmal errichtet, das Ausdruck fand in einer Statue, welche ihr von den Frauen aller Offiziere der Armee verehrt wurde und die sie selbst darstellt, einem verwundeten Soldaten eine Schale zum Trinken reichend.

In den letzten Jahren hat Carmen Sylva auch literarisch unglaublich viel geschaffen, ihre Produktionskraft nimmt von Jahr zu Jahr zu. Doch ist auch davon bisher, außer einigen Kriegsliedern, die in rumänischen Übersetzungen in's Volk drangen, wenig in die Oeffentlichkeit gelangt. Außer dem Bande „Rumänische Dichtungen“ (Leipzig, 1881, Verlag von W. Friedrich, der IX. Band der Dichtungen des Auslands), für welchen sie einen großen Theil des Inhalts sel Ko« übersetzte, schrieb sie im letzten Jahr einen Theil des Cyclus „Leidens Geschichten,“ die jetzt zum Druck vorbereitet werden, mehrere Librettos, die zur Composition abgegeben sind und vor Allem ein Meisterwerk, eine Art Hauschronik unter dem Titel „Meine Ruh,“ die bei Duncker in Berlin erscheinen soll und für jeden Monat des Jahres eine Ballade, für jeden Tag ein Gedicht, Sonnett oder Sinnspruch enthält und ein ziemlich umfassendes Werk bildet.

Carmen Sylva steht erst am Anfang ihrer Dichterlaufbahn, trotzdem sie schon so viel geleistet. Keiner darf wagen, die Zukunft vorauszusagen: Wer aber das Glück gehabt, die Dichterin zu kennen, wer in die Tiefen dieses reichen, frischen Geistes hat blicken dürfen, der weiß, daß ihr nichts versagt sein kann! Wie sie Alles in sich vereinigt, Schönheit und Hoheit des Weibes mit der Kraft und dem Muthc des Mannes und dem weichen, empfänglichen Herzen des Kindes, scheint sie auch berufen, allem Edlen und Hohen, was die Menschheit je bewegt, einen künstlerischen Ausdruck zu geben.

Die Erzählungen der Königin von Navarra.

von

Ferdinand Lotheisen.

— Wien. —

jnter dem Titel „Heptameron der Königin von Navarra“ ist uns ans der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts eine Sammlung von Novellen überliefert, welche sich in der Art der Boccaccio'schen Erzählungen l sehr frei ergehen, öfters heikle Vorfälle in unuerhüllter Sprache darstellen, ja offenbar mit Vergnügen bei der Erzählung schlüpfriger Geschichten verweilen. Die Verfasserin dieser Novellen war die Schwester des Königs Franz I. von Frankreich, Margarethe von Navarra. Ihr Name hat dadurch in nicht wenig Kreisen einen eigenthümlichen Klang erhalten. Man gedenkt der sittenlosen Zeit, welche die letzten Valois über Frankreich herausführten, hört von dem schamlosen Leben vieler vornehmer Tamen jenes Jahrhunderts, und glaubt nun nicht anders, als daß eine Frau, welche sich nicht entblödet habe, Geschichten von dem erwähnten Charakter zu schreiben, der schlimmsten Eine gewesen sei. Und doch braucht man nur die Geschichte zu befragen, um von dem Gcgentheil überzeugt zu sein. In Frankreich ist man schon längst von dem mißgünstigen Ilrtheile zurückgekommen. Auch soll der nachstehende Aufsatz kein Versuch eiuer jener „Rettungen“ sein, die neuerdings so beliebt sind. Eine solche wäre ganz unnöthig. Wir wollen nur einmal wieder die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf eine Prinzessin lenken, welche zu den hervorragendsten Frauen ihrer Zeit gehörte. Wenn wir uns klar machen, wieso eine nach unseren Begriffen unanständige Novellensammlung aus einem feingebildeten Kreis hervorgehen tonnte, wird sj^ch uns dabei vielleicht ein interessantes Bild des Lebens und der Denkweise der vornehmen Gesellschaft im 16. Jahrhundert ergeben. Gerade in neuester Zeit ist die Welt der Renaissance wieder besonders beliebt, nnd mit doppeltem Interesse wenden sich auch die literarischen Studien den Werken jener Epoche zu. Unter anderen hat ein genauer Kenner der Literatur und Geschichte des 16. Jahrhunderts, Fölix Frank, den Kreis von Dichtern und Schriftstellern, den Margarethe um sich sammelte, zum besonderen Gegenstand seiner Forschungen gemacht, neuerdings auch das „Heptameron“ veröfentlich und mit einer Reihe geistvoll combinirter Conjecturen und Erklärungen begleitet, die Niemand übersehen darf, der sich mit der Geschichte jener längst vergangenen glänzenden Zeit eingehend beschäftigen will.*)

I.

Das kleine Königreich Navarra erstreckte sich noch im Beginn des 16. Jahrhunderts über die beiden Abhänge des Pyrenäengebirges. Es umfaßte im Norden des mächtigen Höhenzuges die Grafschaft B6arn, während der weitaus größere Theil des Landes — die Provinz Biscaya und ein Theil von Guipuscoa, — schon zur iberischen Halbinsel gehörte. Im Ganzen arm und schwach bevölkert, mit verhältnismäßig rauhem Gebirgsklima schien das Königreich zu einer sehr bescheidenen Rolle in der Geschichte berufen. Doch die Bedeutung eines Staats richtet sich nicht iminer nach seiner Ausdehnung und politischen Macht. Es kam eine Zeit, in der das kleine Navarra von wesentlichen! Einfluß auf die Geschichte der mächtigen Nachbarreiche, besonders Frankreichs, wurde. Wer in Navarra herrschte, hatte die wichtigsten Pyrenäenpässe in seiner Hand, und bei der steigenden Rivalität Spaniens und Frankreichs mußte das Ländchen, das zwischen die beiden Großmächte eingekellt war, ein Spielball diplomatischer Künste und ein Gegenstand der Sorge werden, zugleich aber auch die Eroberungslust der Nachbarn erwecken. In dem wechselnden Getricb der Politik standen die Könige von Navarra häufig auf der Seite Frankreichs, vielleicht weil die Gefahr von Seiten der Spanier größer erschien. Diese Hinneigung Navarras zu dem nördlichen Reich trat noch entschiedener zu Tage, als die Königin Katharine im Jahr 1494 sich mit Jean d'Älbret vermählte, ihren Gatten also aus den Reihen des französischen Adels erkor. D'Älbret stand durch seine eignen Besitzungen in einem Vasallenverhdltniß zu dem König von Frankreich. Was man aber als einen Schutz mehr für Navarra ansah, beschleunigte dessen Untergang. Denn in Folge dieser Ehe besorgte das spanische Cabinet, die Franzosen könnten ihre Herrschaft bis über die Pyrenäen hinaus ausdehnen und selbst Madrid bedrohen. Es sah sich dadurch zu rücksichtslosem Vorgehen gedrängt, und wartete nur auf die Gelegenheit, sich Navarras durch einen Gewaltstreich zu bemächtigen. Dieselbe bot sich, als Ludwig XII. von Frankreich mit Papst Julius II. in Krieg gerieth und Jean d'Älbret von

*) I/llvptamcroii äs lä rvios Aargusrits g« ^»varrs. ^vs« uns iutroguctioo, uu ioäex et il«s votss Mi' Ivlix l'rimK, L vols. l'aris, Isiäore I>iseux, 1879.

Herr F. Frank, ^ ,eksk äs äivi8ion !> I» kn-teoturs ds lu Leios', hat schon eine Reihe vorlrcfslicher Ausgaben aus dem Tichterkreis des 1L. Jahrhunderts veröffentlicht und ist auch als lmischer Dichter mit Erfolg lmfncrctcii.

Navarra jenem als Bundesgenosse zur Seite trat. Der Papst sprach über beide Monarchen den Bann aus, worauf Ferdinand der Katholische sich für berechtigt erachtete, das Land des Gebannten zu annectiren. Sein Feldherr, der Herzog von Alba, rückte mit einem Heere in Navarra ein und fand kaum nenncnsrverthen Widerstand. Die Hauptstadt Pampeluna öffnete nach nur dreitägiger Belagerung ihre Thore, und bald war das ganze Land südlich der Pyrenäen im Besitz der Spanier (1512). Jean d'Albret wagte es nicht, um sein Reich zu kämpfen.

.Ton Juan,“ sagte die kühngefinnte Katharine zu ihrem Gatten, „wärt Ihr Kakharine und ich Ton Juan, wir hätten Navarra nie verloren.“

Seitdem blieb Navarra dauernd mit der spanischen Monarchie vereint, und Jean d'Albret sah sich auf die kleine Grafschaft BSarn sowie den leeren Titel eines „Königs von Navarra“ beschränkt. Jede wahre Unabhängigkeit war damit verloren. Wenn auch Ludwig XII. die volle Souverainität des Ändchens anerkannte, waren die Beherrscher desselben fortan doch von der "Wade der französischen Herrscher abhängig.

Tie Grafschaft B^arn, eine kleine Landschaft am Nordabhang der Pyrenäen, ungefähr sechzehn Mellen lang und zwölf Meilen breit, zählte im Anfang des 16. Jahrhunderts etwa 150,000 Einwohner. Sie wird von mehreren reihenden Flüssen durchströmt, von welchen wir hier den Gave BSarnais oder Gave de Pau hervorheben. Er kommt von dem Mont Perdu herab, hat einen berühmten Wasserfall von über vierhundert Meter Höhe, und strömt nicht weit ?5n der Rolandsbresche vorbei, einem engen Felsenthal, das der Sage nach Roland mit seinem guten Schwert geöffnet haben soll.

Es ist begreiflich, daß die Könige von Navarra den Verlust ihrer spanischen Lander nicht verschmerzen konnten. Die einzige Möglichkeit, Mieder in deren Besitz zu gelangen, lag jetzt in dem engsten Anschluß an Frankreich. Vielleicht konnte dieses einmal in einem glücklichen Friedensvertrag die Rückgabe Navarras durchsetzen. Versprochen wurde es den B/ornern mehr als einmal von den französischen Königen, aber ernstlich verfolgt wurde der Plan niemals. Jean d'Albrets Sohn, Heinrich II. von Navarra, stand in treuer Waffenbrüderschaft neben Franz I., zog mit ihm 1524 nach Italien, nahm Theil an der unglücklichen Schlacht bei Pavia, und wurde gleich dem König gefangen genommen. Glücklicher als dieser, der nach Madrid geschleppt und in harter langwieriger Gefangenschaft mürbc gemacht wurde, gelang es Heinrich, aus der Citadelle von Pavia, wo man ihn bis aus weiteren Befehl festhielt, zu entkommen. Er hätte seine Freiheit sicherlich mit einem feierlichen Verzicht auf Navarra erkaufen müssen, wenn ihn nicht die kühne Liebe einer Dame und die Treue zweier Diener gerettet hätten. Die Galanterie spielte in Heinrichs Leben kaum eine geringere Nolle, als in dem seines Enkelsohnes, Heinrich IV. von Frankreich. In der kurzen Zeit seines Aufenthalts in Italien hatte er einen LiebcSroman begonnen, und die T iine, deren Gunst er gewonnen, verschaffte sich durch Bestechung die Erlaub

niß, den Gefangenen zu besuchen. Es gelang ihr, ihm heimlich eine Strickleiter zuzustellen, mit deren Hilfe er entkam. Um die Entdeckung der Flucht so lang als möglich zu verhindern, legte sich ein Page des Fürsten in dessen Bett. Ein alter Diener ließ Niemanden zu ihm, da er krank sei. Als der Betrug endlich erkannt wurde, war Heinrich schon weit fort und auf dein Weg zur Grenze. Die treuen Diener aber, die sich der Rache der getäuschten Sieger ausgesetzt hatten, wurden auf Befehl des kaiserlichen Generals Lannoy ohne Strafe entlassen. Wenige Jahre später erhielt Heinrich d'Albret die Hand der verwitweten Margarethe von Valois, der Schwester des Königs Franz, und mit dieser Verbindung eröffnete sich für ihn und sein Geschlecht eine neue folgenreiche Epoche.

II.

Das Haus der Valois regierte über Frankreich seit dem Jahre 132S. Unter ihrer Herrschaft hatten die furchtbaren Kriege mit den Engländern das Land in Elend und Unglück gestürzt. Mit Karl VIII. Tod war der Hauptstamm 1498 erloschen, und die Krone an eine Seitenlinie, die Valois-Orl(>ans, übergegangen. Ein tüchtiges begabtes Geschlecht war damit auf den Thron gelangt. Der Vater des neuen Königs, Karl von OrlSans war in der Schlacht bei Azincourt schwer verwundet in die Hände der siegreichen Engländer gefallen und mußte fünfundzwanzig Jahre seines Lebens in der Gefangenschaft verbringen. Die Sehnsucht nach dem Vaterland machte ihn zum Dichter. In einem seiner schwermüthigen Lieder heißt es:

Ln reg.iräunt, vors Is pgvs 6s Brütnes,
In Mir m'üvint, †> Ouvis sur †» rvsr,
(Zu'il ms souvint gs †» äonso plaiskllLS
(>>ug ^s soulavs au ciit pnvs trouver.
Li eommsoc/kv ds coeur » »oupiror.

Bald gehörte Karl von Orlöans zu den berühmtesten Dichtern seiner Zeit, und als er endlich nach Frankreich zurückkehren durfte, vereinigte er in seinem Schloß zu Blois einen kleinen Freundeskreis um sich, der sich mit ihni an Kunst und Poesie erfreute. Er hatte den feinen Sinn von seiner Mutter, Balenline von Mailand, geerbt und verpflanzte ihn in seiner Familie weiter. Sein Sohn bestieg als Ludwig XII. den französischen Thron, und mit ihm begann die Renaissance ihre Herrschaft auch über Frankreich auszudehnen. Unter Ludwigs milder Regierung zeigten sich die ersten großen Regungen der kirchlichen Reform, die bald alle andern Fragen dominiren sollte. Ludwig starb den 1. Januar 1515, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen, und ihm folgte Franz I. Herzog von Angouldme, der Enkel Johanns von Angoulömc, der ein Bruder des liederrcichen Karl von Orleans gewesen war. Welch ein Geist in diesem Haus heimisch war, geht schon aus der Ueberlieferung hervor, nach der Johann von AngoMme seinen Sohn Karl in die öffentliche Schule schickte und selbst von Zeit zu Zeit kam, sich von den Fortschritten desselben zu überzeugen. In der Verlassenschaft dieses letzteren fand sich später eine für jene Zeit sehr reiche, sorgfältig erhaltene Büchersammlung mit Werken aus den verschiedensten Fächern. Das Verzeichniß derselben zählt theologische, historische und geographische Bücher auf, Dichtungen und Romane, selbst ein großes „Musikbuch- wird erwähnt. Eben dieser Graf Karl von Angoulcme verdeirathete sich 1488 mit der erst zwölfjährigen Louise von Savoyen, die ihm nach vierjähriger Ehe, am 11. April 1492, eine Tochter gebar, jene Margarethe, die uns hier besonders beschäftigen soll. Zwei Jahre später, den 12. September 1494, schenkte sie ihrem Gatten einen Sohn, Franz, der, wie bereits gesagt wurde, im Jahre 1515 den Thron von Frankreich bestieg.

Tie Geschichte des Königs Franz I. ist genugsam bekannt. Seine Unruhe, sein unzuverlässiges Wesen, sein egoistischer tyrannischer Charakter haben idm und seinem Land viel Unglück gebracht. Allein bei allen seinen Fehlern Katte er doch königlichen Sinn, und erwies sich, in seiner Jugend zumal, voll ritterlich romantischen Geistes. Mit einundzwanzig Jahren zur Macht berufen, empfänglich für alle Schönheiten der Kunst und Poesie, liebestrunken und galant, schuf er den französischen Hof zu einer Stätte glanzvoller Feste um. . und begünstigte die EntWickelung der feineren Geselligkeit, wie sie in Italien schon heimisch war. Bezeichnend für diese erste ritterliche Epoche in de? Königs Leben war die Zusammenkunft, die er im Juni 1520 mit dem nur wenige Jahre älteren Heinrich ^"III. von England hatte. Die beiden Monarchen kamen mit glänzenden Gefolge. Ein jeder suchte den andern durch Pracht und Reichthum zu überbieten. Nicht weit von Calais war der Ort des Rendezvous, wo in einem freundlichen Thalgrund eine ganze Stadt von gelten und Festbauten errichtet war. Es galt die Allianz der beiden Könige besiegeln, die letzten politischen Anstände zu beseitigen. Turniere und Nitterspicle folgten auf einander, während welcher die französischen und englischen Minister über die Bedingungen gegenseitiger Hilfe verhandelten. »eine Seite vermochte sich eines gewissen Mißtrauens zu erwehren, und ängstlich bewachte man sogar die getrennt von einander errichteten Lager, um einem möglicherwise geplanten Handstreich gegen die Person des Fürsten vorzuzukommen. Als aber die Verhandlungen stockten, that König Franz einen kühnen Schritt. In einfachem Gewand und ohne seinen Leuten zuvor Mittheilung von seinem Vorhaben zu machen, ritt er eines Morgens nach dem englischen Lager hinüber. Bald stieß er auf einen Trupp von zweihundert Bogenschützen, welche die Wache bezogen hatten. „Ich habe Euch überrascht, Ihr seid meine Gefangenen!" rief er ihnen lachend zu, „führt mich zum ^Snig!" Heinrich schlief noch, aber König Franz ließ sich nicht abhalten und drang bis an dessen Lager vor. Solch ein Beweis des rückhaltlosen Vertrauens rührte Heinrich und führte schnell zu einem herzlichen Einverständnis!, das freilich nicht lange währte.

Feineren und edleren Geistes als Franz, war dessen Schwester Margarethe von Angoulcme. oder wie sie auch heißt, Margarethe von Valois, unstreitig eine der interessantesten und gewinnendsten Erscheinungen aus der Zeit der französischen Renaissance, die schönste Blüthe des Hauses der Valois.

Margarethe hatte eine sehr sorgfältige Erziehung erhalten. Louise von Savoyen, ihre Mutter, wird in der Geschichte großer Fehler beschuldigt, aber an ihrer geistigen Bedeutung und ihrer Bildung kann man nicht zweifeln. So sorgte sie auch für ihre Tochter, für welche sie die besten Lehrer berief. Margarethe verstand nicht allein Italienisch, vielleicht auch Spanisch, sondern hatte noch außerdem Griechisch und Lateinisch studirt. Spater, als sie sich mit religiösen Fragen emsig befaßte, und in der Bibel selbst Belehrung suchte, scheute sie sogar vor der hebräischen Sprache nicht zurück, und suchte sie unter der Anleitung des gelehrten Paul Paradis zu erlernen. Wie sie Homer und Sophokles in der Ursprache las, waren ihr auch die literarischen Erscheinungen ihrer eigenen Zeit bekannt. Daneben beschäftigte sie sich angelegentlich mit theologischen und philosophischen Studien. Sie stand mit einer Reihe von Gelehrten in Briefwechsel und correspondirte besonders eifrig mit jenen, welche der Reformation günstig waren. Sie ist nicht zur protestantischen Kirche übergetreten, denn die Verhältnisse, unter welchen sie lebte, machten ihr einen solchen Schritt unmöglich, so lang ihr Bruder, König Franz, nicht für die Reform gewonnen war. Dies aber versuchte sie vergebens. Sie täuschte sich, wenn sie Franz für fähig hielt, große und ernste Ideen consequent zu verfolgen. Ihr Einfluß auf ihn war allerdings bedeutend, und sie hing an ihm mit schwärmerischer Verehrung. Allein so viel vermochte sie nicht, daß er sich erstlich um die kirchlichen Streitigkeiten bekümmert hätte. Was lag ihm an dem Gezänk der Pfaffen! Denn für mehr erachtete er die Bewegung nicht, die doch Frankreich bald ebenso sehr erschüttern sollte, als sie bereits Deutschland revolutionirte. Margarethe stand in Beziehungen zu Erasmus von Rotterdam und zu Mclanchthon, und war in eifrigem Gedankenaustausch mit dem Bischof von Meaux, Guillaume Bri>? onnet, der die Führer der Neformpartei, Lefcbvre d'Étaples, Fcirel, Calvin und andere bei sich vereinigte nnd ihnen, so lang es ihm möglich war, sicheres Asyl gewährte. Nnter dem Einfluß dieses Mannes gerieth die Prinzessin in Gefahr, in mystische Schwärmerei und unklare, verschwommene Rhetorik zu verfallen. Bric/onnet war kein Mann von hervorragender geistiger Bedeutung; er gefiel sich oft in schwülstigen, unklaren Erklärungen und salbungsvollem aber nichtssagendem Wortschwall. Wir besitzen noch die Briefe, welche Margarethe mit dem Bischof wechselte, „Ihr habt mich gebeten," schrieb sie ihm im Januar 1523, „mich an Euch zu wenden, wenn ich eine Stelle der heiligen Schrift nicht verstünde, und ich habe es auch unbedachtsamer Weise versprochen. Nun aber müßt Ihr mich entschuldigen. Wie kann der Blinde über die Farben urtheilen? Ich gestehe, daß das kleinste Bibelwort mir zu hoch, und das klarste zu dunkel ist. Wie kann ich nach gutem Fleisch und nach Sauce verlangen, wenn ich gar keinen Geschmack habe? Euch aber, die Ihr den Geschmack der kräftigen Speisen kennt, bitte ich offen und ohne Rückhalt, Ihr möchtet mir

die Absälle von denen, die Euch der Geber aller Gabe gegeben hat, übersenden, auf daß Eure alte Mutter, die noch in ihrer ersten alten Haut steckt" (Margarethe bezeichnete sich selbst mit diesem Ausdruck) „durch das süße und entzückende Wort des Lebens ihre alte Haut erneuern und wieder so glatt, rund und weiß werde, daß sie Ihm angehören könne, der allein von Nöthen ist."

Das ist eine kleine Probe des frommen Jargons, in dem sich damals nicht wenige gefielen. Zum Glück fand Margarethe in dieser geschmacklosen Theologie nicht ihr Genüge. Ihr Geist verlangte andere frischere Nahrung, und ihre gewandte elastische Natur, ihr kräftiger Sinn überwandten auch diesen gefährlichen Einfluß.

Siebzehn Jahre alt war sie mit einem Prinzen aus königlichem Geblüt, dem Herzog Karl von Alenyon, vermählt worden. König Franz überließ ihr im Jahre 1518 noch das Herzogthum Berry, dessen Einkünfte ihr als Apanage dienen sollten. Die Ehe blieb kinderlos. Der Herzog war schwächlich von Körper, geistig unbedeutend und ohne politischen Einfluß. In den ersten Jahren wohnte Margarethe meistens zu Alenyon, ihren Studien gewidmet. Später kam sie häufig an den Hof, und benützte ihre Stellung, um die oft bedrohte Freiheit des Gedankens so viel als möglich zu beschützen.

Sie trat entschieden auf die Seite der Aufklärung und kämpfte in ihrer Weise gegen deren Feinde, die clericale Orthodoxie, die gleich unduldsame Pedanterie und den Aberglauben. An der Spitze der Gegner jedweder Reform stand die Sorbonne, die mächtig genug war, ihre Widersacher durch eine Anklage auf Ketzerei in den Kerker und selbst auf den Scheiterhaufen zu bringen. Margarethe fand somit vielfach Veranlassung einzugreifen und ihre Hand schützend über ihre Freunde auszustrecken. ES gelang ihr, der Sorbonne manches Opfer zu entreißen, das dieselbe schon sicher zu halten glaubte. Darüber erhoben die Zeloten oft heftiges Geschrei, aber noch war das Wort der Herzogin von Gewicht bei dem König, und dieser bewilligte ihr nicht selten Gewährung, wenn sie ihn um Gnade und Freiheit für einen ihrer Schützlinge, einen Vertreter des freieren Gedankens, bat. Auf ihre Fürsprache öffnete sich z. B. das Gefängnis; für Lesebvre d'Étaples, der schon von der Sorbonne verurtheilt worden war, weil er den Satz aufgestellt hatte, die biblischen Erzählungen von Magdalena paßten nicht auf eine Person, sondern müßten aus drei verschiedene Fraueu bezogen werden. Ebenso rettete Margarethe den Freund des Erasmus, Antonie Papillon, und den gelehrten geisteskihnen Louis de Beraum, der die Schriften Luthers übersetzte und verbreitete. Noch hatten sich freilich die Verhältnisse nicht so drohend gestaltet, daß man am Frieden verzweifeln mußte; noch schlug der Religionshaß nicht in schreckenden Flammen empor.

Ter König hatte damals andere Sorgen. Sein Ehrgeiz zeigte ihm in seinen Träumen das Bild einer Weltmonarchie, an deren Spitze er stehen könne. Eine Zeitlang schmeichelte er sich mit der Hoffnung, die deutsche Kaiserkrone auf sein Haupt zu setzen, und als er sich in dieser Erwartung getauscht sah, wandte er seine Aufmerksamkeit um so mehr den italienischen Verwicklungen zu. Die apenninische Halbinsel sollte zum wenigsten ihm gehören. Aber auch hier, wie in Deutschland und überall trat ihm die schmächtige Gestalt Carl V. hemmend entgegen, und so entspann sich zwischen diesen beiden Männern ein erbittertes Duell, das in fünf großen Kriegen unsägliches Elend über Europa brachte.

Wenn König Franz nicht im Felde lag, beschäftigten ihn vorzugsweise Festlichkeiten und Liebeshändel. Für die Kunst verwandte er große Summen. Architekten, Maler und Bildhauer waren unausgesetzt für ihn theitig und auch die Dichter wußte er zu schätzen. Unter andern stand auch Clement Marot, der heitere Poet, in seinem persönlichen Dienst. Die romantischen Heldengedichte, die damals so beliebt waren, hatten ein ganz eigentliches Ideal von einem wahren Ritter ausgebildet. Franz glaubte dasselbe alles Ernstes durch sein Leben zu verwirklichen, und in diesem Sinne feierte ihn auch Marot, als er ihm seine Gedichte widmete nnd ihm sagte:

La sa MmvLLo un pi'inos äs vulsui',
l'our evitor onoui ziloo 6s inalksur,
I^s nubls öb† 6s8 uimes äoit Lom>irsuilrs
Lt 1s liesa ti'äill clo» smourstss »pprouä'rs,
Livis twp »im«' vsuvi'lcmo ökülour.

Lrmss Is fönt Kurcli, preux et vuimiuour,
^rnour» inissi fout d'uu privvo Is «osur
I'lus lidoral c^uo no tut ^.loxurxli'e,
La s» zsaaosss.

Marot stand ungefähr im zwanzigsten Jahr, als ihn der König seiner Schwester als Diener, d. i. als Secretär, zuschickte. Gleichzeitig erhielt Marot eine Stelle im militärischen Gefolge des Herzogs von Alem/on, Um sich bei seiner Herrin würdig einzuführen, begrüßte er sie mit einem Gedicht (lüpourvu » mackaro.« Iä ckuokssss ll^Vlon^on"), in welchem er sie um Nachsicht bat:

„8i ^ai eupris, on u>» simple isuaeLLe.
Do vous eoiw, o trös-K>uts l'iinoesse,

von« »upplis ^uo äouooar liumaiae
Älo paräoulls?.^

In seinem Gedicht erzählt er dann ausführlich und der Weise seiner Zeit entsprechend in allegorischen Sccnen, daß Mercur ihm geboten habe, vor die Herzogin hinzutreten. Er läßt dann das Gespräch folgen, das er mit der Hoffnung und mit der Furcht gehabt, und das ihn ermuthigt habe, dem Gebot Mercur's zu gehorchen. Am Schluß unterbreitet er darum der hohen Frau die Bitte, sie möge ihn als einen ihrer geringsten Diener aufnehmrn, nicht seiner Talente wegen, sondern aus Rücksicht für den König, ihren Bruder, der ihn gesendet habe.

Margarethe hieß den Dichter freundlich willkommen, ließ ihn mit fünf undncunzig Livres jährlicher Besoldung in die Liste ihrer Beamten eintragen' und zog ihn bald in den engeren geselligen Kreis, den sie um sich gebildet hatte. Es war ein lebendiger, heiterer und anregender Verkehr, in den Marot nun trat. Seine Gedichte legen dafür ein beredtes Zeugniß ab. Der Name der Herzogin kehrt häufig in ihnen wieder, und wie Margarethe von allen Tichtern der Zeit gefeiert wurde, so galten ihr auch einige der gefälligsten Poesien Marot's. Gleich den andern besang er ihre Schönheit, die übrigens nicht gar groß gewesen zu sein scheint, wenn man nach dem Bild urtheilen darf, das sich in der Versailler Galerie befindet. Dasselbe zeigt sie allerdings in höherem Alter, aber es beweist doch, daß sie, gleich ihrem Bruder Franz, die große Nase hatte, welche für die Valois

charakteristisch war. Wenn sich die Dichter, die sie trotzdem besangen, auch darauf berufen konnten, daß „Franä ne? ns ssSte pss deau visage“, so dürfen wir doch vielleicht annehmen, daß die übliche Höflichkeit und der Respect vor der königlichen Prinzessin den Blick der Poeten schärfte und sie mehr Schönheit sehen ließen, als gewöhnliche Menschen entdecken konnten.

Aber die zeitgenössischen Dichter besangen nicht allein Margarethens Schönheit, sie priesen auch ihre Liebenswürdigkeit, Feinheit und Anmuth, und zwar in Worten, die in sich selbst die Garantie der Wahrheit tragen. Es konnte keine leere Redensart sein, wenn Marot ihre offene, gewinnende Weise der Unterhaltung, den Wohl laut ihrer Stimme rühmte, ihr

— — rooä risrlor, saus tsrä, s»n8 artilles, 8i bsnu, si don <ius huj «sut äus l'oiiroit, >lä äs «sr>t »QS Kksr 110 L'su pourroit; oder wem er ihren Geist pries:

l'Il vif ssprit, uo 8»voir ln'ötoviis,
Lt psr sus tout uns jM«s tsnt bouu«
8<zit !l ss tsiro ou soit so 6evi8»ut. ^

So spricht keine einfache Schmeichelei, und alle andern Ueberlieferungen bestätigen zudem gerade dieses Lob Marots. Es scheint, daß Margarethe jeden, der ihr nahte, durch ihr liebenswürdiges Wesen und die Kunst ihrer Unterhaltung zu bezaubern wußte. Bedürfte es noch eines weiteren Beweises, so konnte man ihn in den geistvollen Gesprächen finden, mit welchen sie die einzelnen Erzählungen ihres Heptamerons verknüpfte, und auf die wir später zurückkommen werden. Auch ihr Erzählertalent hat Marot gebührend hervorgehoben. In seinen Epigrammen heißt es (Nr. 83. „v« 1a Rsvus cl« Navaii-s.“):

Lotrs sutr«8 ä«n8 äs gru«o8 immortslss
Äls I>»ms ö«rit 8i Käut «t äouveiiislt.
Hu« m'stovus eu vovant okosss teils«
(^u'oo u'en rs?oit plus ä'ebdisssmsot,
?ni8 izruuiä l'ov purlsr 8i 8»Zemollt,
l?t izus^s vsis Sä plnms tiÄVäillsr,
Je tourus liriäs, st in'«bällls «ommsnt
On sst 8i 8ot äs s'en öuiervsilisr.
««d und Llid. XX, ss. 3

Marot scheint Zeit seines Lebens kein guter Rechner gewesen zu sein und daher fortwährend in Schulden gesteckt zu haben. Sein Gehalt war freilich nicht so bemessen, daß er ihm große Ausgaben gestattet hätte. Die Gunst seines Monarchen und der Herzogin mußte ihm deshalb öfters aus der Roth helfen.

Die letztere hatte ihm ein paar freundliche Verse als Antwort auf ein Gedicht geschickt, und Marot erzählt ihr darauf wieder (Epigramm 89), wie er seinen Gläubigern, die sonst nicht viel auf Poesie hielten, dadurch imponirt habe, daß er ihnen das Gedicht seiner Gönnerin zeigte:

„8irs MoKsl, sire öonäventurs,

so sur <lu Roi s pour raoi kalt es äivt!"

Als die Wucherer erkannt hätten, in welcher Gnade Marot stehe, wären sie gar demüthig geworden, hätten ihn den gnädigen Herrn genannt, und das Gedicht der Herzogin habe darum Goldeswerth für ihn.

O«r Promis oot, nou ssulsinsiit il'attoärs,
Aäis ä'sn prötsr (Ki äs mmoksnä) sooor,
Lt z si promis (!oi äs Olsiiwot) ä'eo prsvSrs,

Man hat früher von einem Liebesverhältnis; zwischen Margarethe und Marot gesprochen, und alle möglichen Gedichte, in welchen der Letztere von seiner Liebe spricht, als an Margarethe gerichtet erklärt. Allerdings finden sich bei ihm mehrere poetische Stücke, die der Prinzessin gelten und offen von des Dichters Bewunderung und seinen Gefühlen reden. Wer aber die Sitte der Zeit kennt, weiß, daß solche Verse durchaus keinen Schluß auf eine ernstere Empfindung erlauben. Es gab keinen französischen Poeten jener Zeit, der nicht Margarethen in seinen Gedichten angebetet hätte, und diese selbst, die sich gem mit poetischen Arbeiten abgab, antwortete häufig mit scherzhaftem Wort auf solche, von der Mode in Aufnahme gebrachten Liebesbetheuerungen von Dichtern, die sich für sterbend erklärten, auch wenn sie gesund und wohlgemuth einhergingen. Das alles galt einfach als ein Spiel, eine Art Wettkampf des Scharfsinns, wie man ja auch heute noch gern in fröhlicher Gesellschaft galante Verse zum Besten giebt, die nicht weiter ernst genommen werden.

III.

In den steigenden Sorgen über die Verwicklungen im Innern kamen bald ernste Bedenken über des Königs äußere Politik. Frankreich ging großen Gefahren entgegen, und während der religiöse Hader die Bürger mehr und mehr in zwei einander feindliche Lager trieb, bedrohte der Krieg mit Carl V. den Bestand der Monarchie selbst. Das Jahr 1524 wurde ganz besonders folgenschwer für Frankreich wie für Margarethe persönlich. Franz I. zog damals wiederum nach Italien, um die Spanier und Kaiserlichen daraus zu vertreiben. Heinrich von Navarra und der Herzog von Alenyon hatten sich dem Heer angeschlossen, und in der Entscheidungsschlacht bei Pavia war dem Letzteren der Oberbefehl über die Reserve anvertraut. Die Schlacht endete bekanntlich für die Franzosen mit einer furchtbaren Niederlage, und man beschuldigte Alen^on, den Verlust des Treffens durch seine Unentschlossenheit herbeigeführt zu haben. Als die französische Schlachtreihe in's Wanken gerieth und sich zur Flucht wendete, habe der Herzog, sagt man, ebenfalls nur an schleunige Rettung gedacht, statt mit seinem Corps muthig in die Schlacht einzugreifen. Hätte er auch den Feinden den Sieg vielleicht nicht mehr entreißen können, so hätte er doch den Rückzug gedeckt und die Armee vor völliger Vernichtung gerettet. Es heißt weiter, daß der Herzog in Lyon, bis wohin er flüchtete, von seiner Gemahlin und deren Mutter mit den heftigsten Vorwürfen empfangen worden, darüber in eine hitzige Krankheit verfallen und nach wenig Tagen gestorben sei. In Frankreich sucht man immer nach einem Zündcnbock. dem man die Schuld an einem großen Unglück aufbürdet, um die Gesammtheit freisprechen zu können. Wie weit der Vorwurf gegründet ist. den man Alen^on machte, ist schwer zu erforschen; geschichtlich ist nur, daß er sich aus der Schlacht rettete, und kurze Zeit darauf zu Lyon in den Armen seiner Frau gestorben ist.

Tie Wendung des Schicksals war jäh. Während Frankreich gedemüthigt war und sein König in der Gefangenschaft schinachtete, eröffnete sich für Margarethe ein Feld größerer Thätigkeit als zuvor. Ihre Mutter Louise von Savoyen war zur Regentin in Abwesenheit des Königs ernannt, aber Margarethe stand ihr zur Seite und ihr Rath galt viel. Die nächste Sorge der beiden Frauen galt dem Gefangenen, von dem bald schlimme Nachrichten einliefen. Der Mangel an Bewegung und freier Luft schwächten seinen Körper. Franz verfiel in Schwermuth und man fürchtete für sein Leben. Darum schien es vor allem nothwendig, ihn sobald als möglich zu befreien, und einen Friedensschluß, sei es auch durch große Opfer, zu erkaufen. Die Verhandlungen zu beschleunigen und ihrem Bruder Trost zu bringen, entschloß sich Margarethe selbst zur Reise nach Madrid. Sie wußte, daß sie sich damit bitteren Begegnissen aussetzte, allein in ihrer Opferfreudigkeit für den Bruder scheute sie nichts. „Wenn ich Euch in etwas dienen kann, wird mir nichts zu viel sein.“ schrieb sie ihm. „Alles wird mir als Ruhe, Ehre, Trost erscheinen.“ Ein mystisch frommes Vertrauen in den glücklichen Erfolg ihrer Reise erfüllte sie. Von Seiten der französischen Regierung wurde Kaiser Karl V. um einen Geleitsbrief ersucht für Jemand, der den kranken König besuchen wolle. Der Name war nicht genannt, aber Karl kannte ihn wohl. Nur ungern gab er die gewünschte Ermächtigung für die Zeit von sechs Monaten. Tarauf hin brach die Herzogin von mehreren Herren und Tamcn begleitet nach Spanien auf. Ende August schiffte sie sich zu Aigues Wortes ein und bevor der September zu Ende ging, fand sie sich an ihres Bruders Seite. Wie sie denselben zu erheitern, ihm Muth einzuflößen wußte und ihm dadurch die Gesundheit zurückgab, ist bekannt. Aber sie kam ja auch als Unterhändlerin, und dieser Theil ihrer Aufgabe war besonders schwierig. Die Mühe, die sie sich gab, den Kaiser und die spanischen Staatsmänner zu milderen Bedingungen zu bewegen, war außerordentlich. Von Madrid reiste sie nach Toledo, wo sie Karl sprach, eines Tags auch in die Sitzung des Staatsrats eingeladen wurde, dort die heftigsten Reden hinnehmen mußte, aber mit Würde antwortete und, wie es heißt, auch mit großer Beredtsamkeit die Sache Frankreichs verfocht. Von Toledo eilte sie nach Alcala und Guadalaxara, um Freunde zu werben. Man gab ihr mit spanischer Höflichkeit viel schöne Worte, aber auch nichts weiter. „Jeder betheuert mir seine Freundschaft für den König, aber ich merke wenig davon,“ schrieb sie im October aus Toledo an den Marschall von Montmorency, der beim König weilte. Die spanische Politik zielte offenbar darauf ab, die Verhandlungen in die Länge zu ziehen, bis die Frist des Geleitsbriefs für Margarethe abgelaufen wäre. In dieser BedrUngniß entschloß sich Franz zu einem schweren Opfer. Er unterzeichnete insgeheim eine Urkunde, in welcher er der Krone entsagte. Damit verloren die Spanier ihre Beute, denn Frankreich hatte wieder seinen König, auch wenn Franz von Angoulöme des Kaisers Gefangner blieb. Mit dieser Urkunde verließ Margarethe Madrid, um in langsamen Tagereisen nach Frankreich zurückzukehren. Aber kurz nach ihrer Abreise wußte Kaiser Karl bereits von dem Geheimniß, und Margarethe erhielt unterwegs von befreundeter Seite den Wink, ihre Reise zu beschleunigen, da die Zeit des freien Geleits zu Ende ging, und sie möglicherweise nach Ablauf derselben angehalten würde. Auf diese Warnung hin bot die Herzogin ihre ganze Kraft auf, ritt in einem Tag eine Strecke, zu der sie in gewöhnlichen Zeiten vier Tage verwendet hätte, und erreichte die französische Grenze glücklich einige Stunden bevor ihr Schutzbrief seinen Werth verlor.

Trotzdem Franz die Entsagunsurkunde unterzeichnet hatte, zögerte man doch in Frankreich, dieselbe zu publiciren. Man hoffte immer noch auf eine Verständigung mit Spanien, und wirklich bequeme sich Franz kurz darauf, alle Forderungen des unerbittlichen Gegners zuzugestehen, um nur seine Freiheit wieder zu erlangen. Er beschwor feierlich den Frieden, obgleich er entschlossen war, ihn nicht zu halten. Er glaubte sein Gewissen dadurch beruhigen zu können, daß er in Gegenwart seiner Getreuen gegen den Eid als einen erzwungenen protestirte, bevor er ihn ablegte. Solche Falschheit findet sich in dem Leben des Königs öfters, und kennzeichnet überhaupt die Staatsmänner jener Zeit. Am 26. März 1S26 hielt Franz seinen feierlichen Einzug in Paris. Einige Monate später verheirathete er seine Schwester mit Heinrich von Navarra (24. Januar 1527). Man hatte an eine stolzere Verbindung für sie gedacht, eine Ehe mit dem König von England geplant. Aber Franz verfügte anders. Es heißt, der Bund der Herzogin mit Heinrich von Navarra sei eine Neigungsheirath gewesen, besonders von ihrer Seite. Doch muß man eher glauben, daß Franz seine Schwester, die ihm kurz zuvor soviel Beweise ihrer Anhänglichkeit gegeben hatte, einfach seinen politischen Rücksichten opferte. Er sicherte sich durch diese Ehe nicht allein seine Herrschaft in BSarn, sondern gewann die Möglichkeit, im gegebenen Fall auch Ansprüche auf das spanische Navarra zu erheben. Jedenfalls paßte das Paar nicht recht zusammen. Margarethe zahlte bereits 35 Jahre und Heinrich von Navarra war erst 24 Jahre alt. Der AltersUnterschied war doch gar zu groß. Heinrich führte ein leichtes lockeres Leben, und seine Frau hatte öfters Nachsicht mit ihm zu üben. In späteren Zeiten soll sie sogar Mißhandlungen von seiner Seite ausgesetzt gewesen sein. Doch bleibe dies dahin gestellt. Das neu vermählte Paar residirte zunächst am französischen Hof und Margarathe war als Königin von Navarra nicht weniger einflußreich als sie es gewesen war, so lange sie nur die Herzogskrone trug, lieber große Mittel hatten freilich weder sie noch ihr Gemahl zu verfügen. Margarethe bezog als königliche Prinzessin von Frankreich eine Apanage von 25000 Livres, hatte auch noch einigen persönlichen Besitz; Heinrich von Navarra erhielt von seinem Lande BSarn gerade soviel, als ihn die Verwaltung desselben kostete, und nur manchmal bewilligten ihm die Stände eine kleine Summe als freiwillige Beisteuer. Heinrich hatte aber außer seinem souverainen Reich noch eine Reihe von Gütern in Frankreich, zumal in der Gascogne, in der Grafschaft Foiz u. s. w. Diese brachten ihm jährlich etwa 30000 Livres ein, und mit ihnen mußte er haushalten, bis ihm sein Schwager 1542 die Statthalterschaft der Guyenne anvertraute, mit welchem Amt ein Gehalt von 10000 Livres verbunden war. Das königliche Paar verfügte also im Ganzen über eine Summe von etwa 50,000 Livres jährlich, was auch in jenen Zeiten für einen König — selbst einen Zaunkönig wie Heinrich d'Albret — nicht viel war. Diese bescheidene Stellung wurde durch den Einfluß gehoben, den Margarethe auf ihren Bruder ausübte. Leider nahm derselbe von Jahr zu Jahr ab. Seit seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft war König Franz in vieler Hinsicht anders als zuvor; er wurde schwerfällig und sein Egoismus trat immer greller zu Tage. Er gerieth mehr und mehr in die Gewalt herrschsüchtiger Favoritinnen und in dem gleichen Maße sank seine Rücksicht auf Margarethe. Von ihrem Bruder hintangesetzt, zog sie sich mit ihrem Gemahl öfter und zu immer längerem Aufenthalt nach BSarn zurück, um dessen Aufblühen sie sich große Verdienste erwarb. Sie berief Colonisten, tüchtige Ackerbauer, aus ihrem Herzogthum Berry, um den Landbau zu heben; sie baute Armenhäuser und Hospitäler, und verwandte den größten Theil ihrer Einkünfte zur Unterstützung der Armen und zur Linderung des Elends, wie dies ihre Ausgabenbücher, die man wieder aufgefunden hat, beweisen. In Pau ließ sie das Schloß ausbauen und die prächtigen Gärten herstellen, die ein Stolz der Stadt sind. Schon 1531 hatte sie ein poetisches Werk veröffentlicht Älroir ü« l'äro.s pvc'lisi'esss", dessen Charakter schon durch den Titel deutlich wird. Sie verfaßte auch Mysterien- und Possenspiele, zur Erbauung und Erheiterung ihres Freundeskreises. In einem der Stücke brachte sie sich selbst einmal auf die Bühne. Ihre Macht mußte indessen sehr gesunken sein, sonst hätte man wohl nicht gewagt, ihren ‚Mroir' als ketzerisch der Sorbonne zu denunciren. Nur mit Mühe konnte das Buch vor einer Verurtheilung gerettet werden. Schon erlaubten sich die hitzigsten Gegner, öffentlich wider sie aufzutreten. Ein fanatischer Mönch verlangte eines Tags in seiner Predigt, man solle die Königin in einen Sack stecken und in die Seine werfen. In einer Posse, die von den Professoren und Schülern einer Pariser Schule zur Aufführung gebracht wurde, stellte man die Königin von Navarra als höllische Furie dar. König Franz verhängte die schärfsten Strafen über die frechen Hetzer, aber Margarethe erbat von ihm Nachsicht für dieselben. So bewies sie wahrhafte Toleranz und freien Sinn, und wir verstehen, warum Rabelais nach ihrem Tode ihr noch einen Theil seines „l'anwFrnLI" widmete. Sie gehörte zu jener Elite von Geistern, für welche die Phantasie des großen Humoristen in der „Abtei Thslöme" ein ideales Asyl schuf. Aber nur in der Dichtung fand sich eine solche Heimath für die Freunde der Wahrheit und des Friedens.

In der rauhen Wirklichkeit gestalteten sich die Verhältnisse trüber und trüber. Ter König stellte sich immer feindlicher gegen jeden reformatorischen Gedanken und ließ zu, daß die Anhänger desselben unbarmherzig verfolgt wurden. Auch Margarethens Freunde waren nun gefährdet und mancher von ihnen büßte seine Meinungen mit dem Tod. Sie selbst tonnte kaum mehr für sie eintreten. Der Connetable, Anne de Montmurency, der lange Zeit das besondere Vertrauen des Königs besaß, bezeichnete eines Tags in einer Unterredung mit Franz die Königin geradezu als die Quelle aller Ketzerei, die man gewaltsam verstopfen müsse. Nun war Louis de Berquin nicht mehr länger vor dem Haß der Sorbonne zu retten und mußte den qualvollen Feuertod sterben. Nun wurde Maltre Michel, ein Geistlicher im Dienst Margarethens, zu Vourges hingerichtet, und der Dichter Des Pöriers, einer der Vertrauten Margarethens, tödtete sich im Gefängniß, um einem ähnlichen Loos zu entgehen. Clement Marot rettete sich nur durch schleunige Flucht nach Italien. Von Ferrara aus wandte er sich an den König, der ihm einst so gnädig gewesen war, und erinnerte ihn an das Sprichwort „8oisiu?« u'a IiüMLUx qns l'iFnoiAut", — ein Sah, der für die Gesellschaft von Pau charakteristisch ist. Der König gestattete ihm die Rückkehr, aber kurze Zeit darauf mußte der Dichter seinem Lande auf's neue und diesmal für immer den Rücken kehren.

Bereits kündigten sich die kommenden Religionskriege mit ihren Schrecken an. Etienne Tolet, der berühmte Gelehrte und Buchdrucker, wurde 1546 wegen Gottlosigkeit in Paris verbrannt, und in demselben Jahr fanden in Meaux und anderen Städten förmliche Massenhinrichtungen von Ketzern statt. Ter religiöse Kampf beschäftigte alle ernsteren Geister und auch die Königin Margarethe versenkte sich gern in die Betrachtung der großen kirchlichen und theologischen Streitfragen; je trüber es um sie her wurde, desto mehr zog sie sich auf sich selbst zurück, und überließ sich andächtiger frommer Stimmung. Sie war katholisch geblieben, aber mit ihren Sympathien stand sie auf der Seite der Protestanten.

() i><lt <ls 8klut, V<<-it6,

heißt es in einem ihrer Gedichte und in einem andern fleht sie zu Gott um Kraft für seine getreuen Bekenner.

Iu vsux ^ue ton üvsogilg
Loit prüoke p»r Iss tisQ8
Ln odütssn, bourgsäs st vills,
Laus Hv.s t on so o«ls rieos!
Oonvg äouo a tss servsuts

Oosur fsrms st fort,
Lt yuo äsinour tous ksr^-ents

^imsnt!» iriort*).

Da sie ihre Ansichten nicht verheimlichte, steigerte sich der Haß gegen sie in solchem Grad, daß man Mordanschläge gegen sie befürchtete. Sie wurde eines Tages von unbekannter Seite gewarnt, sich gegen Vergiftung zu schützen. Es erging daher der Befehl, keinen Fremden in die Küche des Schlosses treten zu lassen, und eine Zeit lang vermied Margarethe sogar die Kirche, da man glaubte, daß auch im Weihrauch giftige Dünste verbreitet werden könnten.

Tic Gegensätze wurden immer schärfer. Margarethe duldete selbst die kühnsten Freidenker in ihrer Gesellschaft. Sie strebte nach Wahrheit, und obwohl sie selbst frommen Sinnes war, erschrak sie vor keiner noch so kühnen Behauptung.

Aber nicht allein in ihrem Gewissen, auch in ihrer Liebe wurde sie bedroht. Sie hatte eine einzige Tochter, Jeanne, (geb. 1528), denn ein Knabe, der zwei Jahre später geboren war, hatte nur wenige Monate gelebt. Jeanne war also Erbprinzessin und es konnte einst politisch wichtig werden, wem sie ihre Hand reichte. König Franz kannte den Wunsch seiner Schwester, in den Besitz von Navarra zu gelangen, und fürchtete, daß sie eine Verbindung der jungen Prinzessin mit Philipp von Spanien, dem Sohn Karl V. . plane. Gewaltthätig und rücksichtslos wie er war, bemächtigte er sich darum seiner Nichte und ließ sie, von ihren Eltern getrennt, im Lüstern Schloß Plesis-les-Tours, wo einst Ludwig XI. gehaust hatte, erziehen. Kaum dreizehn Jahre alt, wurde sie an den Herzog Wilhelm von Cleve verbeirothet, obwohl Margarethe sowohl wie ihr Gemahl und Jeanne selbst dagegen protestirten. Nach einigen Jahren, als die Politik wechselte, und Cleve in den deutschen Händeln keine so wichtige Rolle mehr spielte, wurde die Ehe vom Papste als niemals wirklich vollzogen, für ungiltig erklärt. Tcmn gab, nach dem Tode Franz I. der junge König Heinrich II. die Hand der Erbprinzessin an den Prinzen Anton von Bourbon. und auch diese Verbindung geschah gegen den Willen der Eltern. Die Bourbonen waren eine Seitenlinie der Balois, allein damals konnte Niemand ahnen, daß die letzteren

so bald aussterben würden. Daß Jeannes Sohn, dessen Geburt Margarethe übrigens nicht mehr erlebte, dereinst Frankreichs König werden sollte, war unmöglich vorauszusehen.

Die letzte Lebenszeit der Königin war von Krankheit gequält, von Kummer und Sorgen aller Art verdüstert. Sie starb bald nach dem Tode Franz I., der sie tief erschütterte, im Alter von 57 Jahren auf ihrem Schloß Odos in der Landschaft Bigorre.

In einem ihrer letzten Gedichte sprach sie sich mit großer Bitterkeit aus. Sie sah die Zukunft voll düsterer Drohungen und Hoffnung auf den Fortschritt der Menschheit erschien ihr trügerisch. In solcher Stimmung schrieb sie:

I^ss! t»nt mällisursuss 8u!s,
Hiis nwii inalksur dirs ns puls,
Linon qu'il est sims sspersoes.

IV.

Die Erzählungen, welche Margarethe von Navarra in ihren Mußestunden schrieb, bilden jedenfalls ihr bekanntestes Werk, und sie sind es, die uns auch jetzt beschäftigen sollen.

In der Einleitung zu ihrem Heptameron erzählt sie, daß König Franz, der Dauphin, die Dauphine und Madame Margarethe eines Tags den Plan gefaßt hätten, eine Sammlung von Novellen in der Art des Boccaccio zu schreiben, daß aber die großen politischen Ereignisse, das Bündniß zwischen Frankreich und England und die Niederkunft der Dauphine die Ausführung dieser Idee verhindert hätten. Der Dauphin, von dem hier die Rede ist, kann nicht der älteste früh gestorbene Sohn des Königs gewesen sein, sondern Heinrich, der zweite Sohn, der sich im Jahre 1533 mit Katharina von Medici vermahlte. Katharina war die erste Prinzessin, welche seit langer Zeit wieder als Dauphine in der französischen Königsfamilie lebte. Ihre Ehe war lange kinderlos, so daß man schon an Ncpudiation dachte und erst im Jahre 1544 kam sie mit einem Sohn nieder. Das Bündniß, das König Franz mit Heinrich VIII. geschlossen hatte, blieb von 1543—46 in Kraft, und wir haben somit einen festen Anhaltspunkt unr die Zeit zu bestimmen, in welcher Margarethe die Einleitung zu ihrem Heptameron schrieb. Sie fällt in die Zeit nach 1544 und vor den Tod des Königs Franz 1547, der noch als lebend erwähnt wird. Indessen mag Margarethe schon lange an ihren Novellen gesammelt haben. Sie schrieb sie in ihren Mußestunden, auf der Reise in ihrer Sänfte, wann es gerade ihre Stimmung erlaubte. Wie Boccaccios Decamerone sollte auch ihre Sammlung die Zeit von zehn Tagen umfassen, und jeder Tag zehn Novellen bringen. Doch konnte sie ihr Werk nicht vollenden. Sie hatte erst 72 Erzählungen geschrieben, als sie dahingerafft wurde. Schon daraus erklärt es sich, warum dieselben nicht zu ihren Lebzeiten, wie so viele andere ihrer Dichtungen, gedruckt worden sind. Vielleicht hatte sie ihre Arbeit auch gar nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt. sondern bei derselben nur an die Unterhaltung in ihrem intimen Freundeskreis gedacht. Jedenfalls liefen sie bald in mehrfachen Handschriften um, und im Jahre 1558 erschien auch eine Ausgabe im Druck. Dieselbe war betitelt .Miztoieez clez »uians toi-tuu,^ und war ohne den Namen der Verfasserin von Pierre Boaistuu herausgegeben. Diese erste Ausgabe ist unvollständig; der Herausgeber sagt selbst, er habe den Original-Text gekürzt, verändert, vieles zugefügt und anders weggelassen, („rrouciu^, cliiMFö, irmov<>, asoutö «t LUMrimö!") Vor allem hatte er die Stellen ausgemerzt, die ihm durch die Kühnheit der Gedanken gefährlich erschienen, so besonders böse Ausfälle gegen die Geistlichkeit, oder Sätze, die als reformfreundlich gelten konnten. Da er auch die Ordnung der Novellen nicht einhielt, und den interessantesten Theil des Werks, die zwischen die Novellen eingeschobenen Gespräche der Gesellschaft ausschied, so erregte diese Publikation den Unwillen der Tochter Margarethens, der Königin Ieaimc von Navarra, und eine neue gewissenhaftere und genauere Ausgabe wurde auf ihren Wunsch ein Jahr darauf, 1559, von Claude Gruget besorgt. Gruget gab der Sammlung zuerst den Namen „Mopwinei-on" der ihr auch geblieben ist. Auch diesmal kam das Manuscript nicht unverändert zum Abdruck. Gruget ließ einige Erzählungen, die ihm zu bedenklich erschienen, aus und ersetzte sie durch andere. Er änderte mehrere Namen, corrigirte auch die Sprache und den Stil, um den Anforderungen seiner Zeit zu genügen. Denn in so raschem Fluß war damals die französische Sprache, daß selbst wenige Jahre, ein halbes Menschenalter, bedeutende Veränderungen in ihr herbeiführten.

Die modernen Ausgaben haben natürlich die Manuscripte des Heptameron, die sich auf der Pariser Nationalbibliothet befinden, zur Grundlage genommen. Für den Eifer, mit dem man sich seit einiger Zeit in Frankreich dem Studium der vorclassischen nationalen Literatur zuwendet, ist es bezeichnend, daß seit etwa fünfundzwanzig Jahren allein fünf verschiedene, philologisch behandelte zum Theil kostbar ausgestattete Ausgaben des Heptameron erschienen sind. Das Jahr 1880 allein hat die Veröffentlichung von zweien gesehen*).

Gleich die Einleitung zu den Novellen giebt ein anziehendes Gesellschaftsbild. „Am 1. September befanden sich in dem Pyrenäenbad Cauterets mehrere Gäste aus Frankreich, Spanien und andern Ländern, die einen um Wasser zu trinken, die andern um zu baden, oder sich im Moorschlamm zu stärken. Denn das Vad besitzt eine solche Heilkraft, daß Leute, die schon von den Aerzten aufgegeben sind, ihre Gesundheit hier wieder finden". So beginnt Margarethe ihre Erzählung. Als sich die Gäste nach dreiwöchentlicher Kur zur Heimreise rüsteten, brachen furchtbare Regen aus, die den Badeort überschwemmten. Man tonnte nicht bleiben, obwohl auch die Reise wenig Annehmlichkeiten versprach. Die spanischen Gäste suchten ihren Weg über das Gebirg zurück. Allein die Reisenden aus Frankreich, die ihr Weg zunächst nach TarbeZ führte, fanden sich durch die zu reißenden Flüssen angeschwollenen Gebirgsbäche gehemmt. Der Gaue, der drei Wochen zuvor keine zwei Fuß tief gewesen war, brauste jetzt mit furchtbarer Wuth dahin. Alle Brücken waren zertrümmert, und mehrere Leute, die sich in das Wasser wagten, ertranken elend. Es blieb den Meisten nichts anders übrig, als zurückzukehren, ebenfalls das Gebirg zu übersteigen und durch die Landschaft Roussillon nach Narbonne, oder von Barcelona zu Schiff nach Marseille zu fahren.

*) Es sind dies die schon erwähnte von F. Fianl besorgte Ausgabe, und ferner eine Prachtausgabe m 4 Vnndc», herausgegeben von Le Roux und Montaignlon. Das Werk bringt die Frcudenberg'jchen Kupferstiche aus der im Jahr 1780 zu Bern erschienenen großen Ausgabe.

Eine verwitwete Dame aber, Madame Oisile, fürchtete eine so beschwerliche und weite Reise und suchte nach der Prämonstratenser-Abtei Notre Dame de Serrance zu gelangen. Serrance, oder richtiger Sarrances, liegt in Vearn und war das Ziel vieler Wallfahrten. „Nicht daß Oisile so avergläubig gewesen, zu denken, die heilige Jungfrau steige von der Rechten ihres Sohnes herab, um hier auf dieser armen Erde zu wohnen; sie wünschte nur einmal den Ort zu sehen, von dem sie schon so viel hatte reden hören." Dort hoffte sie auch Unterstützung zu finden, um ihre Reife bequem fortsetzen zu können. Diese Erwartung erfüllte sich freilich nicht, überall hatte man mit großen Gefahren zu kämpfen. Sie verlor einen Theil ihrer Dienstleute und gelangte nur mit großer Mühe bis zur Abtei, wo sie sich genöthigt sah, bis auf Weiteres zu verweilen.

Während Madame Oisile sich nach Serrance flüchtete, verfolgte eine andere Reisegesellschaft einen Weg, der nicht mindere Schrecken bot. Zwei Ehepaare, Hircan mit seiner Frau Parlamente, und ein anderer Edelmann mit seiner Gattin Longarine reisten zusammen. Zwei Herren, Dagoucin und Saffredent, hatten sich denselben angeschlossen, da sie den beiden Damen in ehrfurchtsvoller Liebe huldigten.

Eines Nachts wurden die beiden letzteren durch Lärmen und Geschrei aus dem Schlaf geweckt und erkannten, daß ihre Freunde im Nebenhaus von Räubern bedrängt wurden. Schnell entschlossen eilten sie zu Hilfe und vertrieben die Strolche. Leider war der eine Edelmann, Longarinens Gatte, tödtlich verwundet und starb wenige Minuten nachher. Nach diesem traurigen Ereigniß setzten die Uebrigen die Reise fort, und ritten den ganzen Tag, bis sie zur Abtei Saint-Savin*) kamen, wo sie freundliche Aufnahme fanden. Bereits hatten zwei andere reisende Damen, Nomerfide und Ennasuite, hier Zuflucht gefunden, nachdem sie fast die Beute eines Bären geworden waren. Die Reisenden kannten sich und ihre Freude über diese Begegnung war groß. Andern Tags wuchs die Zahl der Gäste wiederum, da sich ein Edelmann, Namens

Geburon, bis in die Kirche der Abtei flüchtete. Er war in seinem Bett von zwei Mördern überfallen worden und hatte sich nur mit Mühe gerettet. In Saint-Savin hörte man indessen bald, daß Madame Oisile nach Serrance gekommen sei und dort einen Bekannten, Simontaut, getroffen habe.

Tie Gesellschaft beschloß daher, ebenfalls dorthin zu reisen. Der Abt rüstete sie nach bestem Vermögen aus, gab ihnen Pferde, Diener, Mäntel, Lebensmittel mit und so erreichten sie ihr Ziel, wenn auch mit vieler Mühe. Ter Abt von Serrance war freilich ein böser Herr, wagte aber die Gäste nicht abzuweisen, da sie mit der Böarner Fürstenfamilie sehr befreundet waren.

So findet sich in Serrance eine ganze Gesellschaft guter Bekannter zusammen, und da die Wasser immer noch sehr hoch, die Brücken aber alle zerstört sind, müssen sich die Reisenden bequemen, einige Tage zu bleiben. Sie beschließen, über den Gave auf eigne Kosten eine Brücke bauen zu lassen, und die Vollendung derselben abzuwarten. So sind sie auf zehn bis zwölf Tage in der Abtei zurückgehalten, und der schlimmste Gast, die Langeweile, meldet sich bei ihnen. Sie zu verscheuchen, räth Oisile, in der heiligen Schrift zu lesen, denn die Beschäftigung mit religiösen Dingen hebe den Menschen über jede Bedrängniß hinaus. Hircan aber protestirt lebhaft gegen diese Art der Unterhaltung; so mürbe seien sie noch nicht, und weltliche Zerstreuung ihnen nöthig. Parlamente schlägt darum vor, die Gesellschaft solle sich durch Erzählungen die Zeit vertreiben. Auf einer schönen Wiese am Ufer des Gave, wo dicht belaubte Bäume kühlen Schatten spenden, könnten sie sich in den Nachmittagsstunden versammeln. Wenn jedes eine Geschichte erzähle, die es selbst erlebt oder als wahr von glaubwürdigen Leuten vernommen habe, so seien die hundert Novellen zu einem neuen französischen Decamerone in zehn Tagen vereinigt. Freudig rufen alle diesem Vorschlag Beifall zu, und des andern Tags beginnen sie die Ausführung ihres Plans. Die edle Gesellschaft läßt sich auf dem weichen schwellenden Gras nieder, und lauscht den Erzählungen, die nun der Reihe nach vorgetragen werden. Mit heiterer Ironie berichtet Margarethe, daß auch die Mönche des Klosters sich am zweiten Tag herbeischlichen, und in ihrem Versteck mit großem Vergnügen dm ergötzlichen Geschichten lauschten, obwohl ihre Collegen darin oft in üblem Licht erschienen.

Tie Frage liegt nun nahe, wer die Personen sein mögen, welche die Königin unter den falschen Namen eingeführt, und deren jedem sie einen besonderen Charakter verliehen hat? Darüber bestand von jeher kein Zweifel, daß wir den wirklichen Freundeskreis Margaretheus vor uns sehen, der mit Kunst und wahrheitsgemäß geschildert ist. Mögen die Einzelnen auch nie so zusammengesesefcn haben, die Erzählerin konnte sie doch in ihrem Bild vereinigen. Gewiß flüsterte man sich in der ersten Zeit die Namen derselben zu, sowie man auch die Helden der mitgetheilten Geschichten zum großen Theil zu nennen wußte. Allein da diese Kenntniß Sache weniger Eingeweihten war, die ihr Geheimnis? gut bewahrten, so verlor sich allmällig die Tradition und um die Personen des Heptamerons heute von ihrer Maske zu befreien und sie kennen zu lernen, bedarf es besonderer Combinationen und Forschungen. Einen wahrhaft großen Scharfsinn, genaue Kenntniß der Personen jener Zeit, sowie eine erstaunliche Sicherheit des Blicks hat bei der Lösung dieser Aufgabe der neueste Herausgeber der Novellen, Fölix Frank, erwiesen. Seine Ausführungen sind zum Theil so unumstößlich, daß sie nicht mehr bezweifelt werden können; für andere Hypothesen hat er wenigstens so geistvolle Wahrscheinlichkeitsgründe vorgebracht, daß wir uns gern ihm anschließen. Die Schilderung der Gesellschaft im Heptameron wird dadurch mit einemmal zu einem lebendigen Bild aus längstvergangenen Tagen, und die Farben desselben glänzen in

neuem kräftigen Licht.

Madame Oifile war schon frühe erkannt worden. Der Name ist ein Anagramm von „Loyse“, wie man den Namen früher schrieb. Oisile ist also die Mutter Margarethens, und erscheint in der Schilderung der Tochter, die sie doch kennen mußte, als eine eifrige Leserin der Bibel, bereit, jeden Augenblick eine Moralpredigt zu halten. Oisile zeigt damit offenbar Hinneigung zu den Reformideen, und F. Frank glaubt auch, daß sie in diesem Punkt mit Margarethen völlig übereingestimmt und gleich ihr daran gearbeitet habe, Franz I. für die Reformation zu gewinnen. Louise von Savoyen starb allerdings schon 1531, aber Margarethe konnte sie deshalb doch in den Kreis der Gesellschaft mit aufnehmen, die sie in Cauterets zusammenführte, zumal sie keine Jahreszahl angiebt. Frank weist ferner nach, daß von den 7 Erzählungen, die Oisile vorbringt, fünf auf wahren Begebenheiten beruhen, die in die Zeit von 1490—1531 fallen, und daß sie in Angoulsme, Amboise und Perigord spielen, wo Louise einen großen Theil ihres Lebens verbrachte. Deutlicher verräth sie sich bei Gelegenheit der 13. Novelle, in der Parlamente von einer frommen Dame erzählt, welche „zum Haus der Regentin, der Mutter des Königs Franz“ gehörte. Als Parlamente geendet, ruft Oisile: „Ich ahne wohl, wer das ist, darum bitte ich sie nicht zu verdammen, ohne sie gehört zu haben.“

Unschwer erkennt man auch die Königin von Navarra selbst in der Person der verständigen und feingesinnten „Parlamente“ — die so schön zu reden versteht. In der Einleitung heißt es von ihr, daß „sie niemals müßig noch melancholisch“ sei. Sie ist heiter und lacht gern, wie sie ja auch zuerst die Idee hat zu erzählen, aber sie verabscheut jede Rohheit, selbst im Ausdruck. Ueber den Begriff dessen, was als unanständige Rede zu gelten habe, war freilich das 16. Jahrhundert etwas andrer Meinung als die heutige Zeit. Aber Parlamente ist in ihren Ausdrücken zurückhaltender als die andern Damen, und sie vertritt die ideale Richtung, in der Liebe wie in der Freundschaft. „Ich denke,“ sagt Dagoucin, „daß Parlamente am besten weih, was vollkommene Freundschaft ist.“ Mehr als einmal wird betont, wie sie in treuer Liebe an ihrem Gemahl hängt, der ein gewissenloser Ehemann ist, und da sie einmal selbst von ihrer Liebe zu demselben spricht, wird sie von Dame Ennasuite unterbrochen, die in gereiztem Tone bemerkt, sie halte sich wohl für besser als jede andre Frau. Parlamente vermeidet den Streit und bricht lieber die Unterhaltung ab. So scheint sie immer versöhnlich und gewinnend, und von allen Personen des Kreises, der sich auf der schattigen Wiese am Gaoe zusammenfindet, ist sie unstreitig die sympathischste.

Parlamentes Mann wird als „Hircan“ eingeführt. Die früheren Ausleger dachten bei ihm an den Herzog von Alenyon. Felix Frank hat nachgewiesen, daß unter Hircan nur Heinrich d'Albret verstanden, werden kann, zumal der Name wiederum nur ein Anagramm ist (Hanric mit der französischen Aussprache für Henricus.) Hircan ist vielleicht der derbste unter den Herren, was ziemlich viel sagen will. Er ist ein Mann, dem nichts heilig ist, der an Frauenehre und Frauenwürde nicht glaubt. Freilich beklagt er sich einmal, er stehe in schlimmerem Ruf als er es verdiene (Epilog zur 6. Novelle), allein die Theorien, die er vorbringt, und die Erzählungen, die er zum Besten giebt. lassen in ihm einen rücksichtslosen genußsüchtigen Mann erkennen, der in seiner Stellung Niemand zu scheuen braucht.

Wie Parlamente und Hircan, haben auch die andern Personen des Kreises eine ausgeprägte Physiognomie und jede bietet ein fem ausgeführtes Porträt. So ist Simontaut ein Mann der brüskn derben Rede, der keinen Sinn für die idealen Güter des Lebens besitzt. Er wirbt in seiner Weise um Parlamentes Neigung, und kann ihr in heftiger, ja grober Weise antworten, wenn sie ihn abweist. Simontauts Frau, Ennasuite, tritt am wenigsten hervor. Mit um so größerer Vorliebe ist ein andres Paar, Saffredent und Nomerfide, geschildert. Ter erstere hat zwar schon einige weiße Haare auf dem Kopf, aber ist noch jung genug, um das Leben zu genießen. Heiter, selbst ironisch, ist er nicht unbelescn, wie sich das von einem Freund der Königin von Navarra eigentlich von selbst versteht. Er citirt Jean de Meung, den Dichter des „Roman 6e la rose“ und weiß die Chansons, die zu seiner Zeit umliefen, bei Gelegenheit passend vorzubringen. Nomerfide, seine Frau, ist die heiterste und ausgelassenste der Damen. Sie erscheint in ihren manchmal sehr freien Aeüßerungen wie ein neckischer Kobold, ein kleiner Strudelkopf, der den anwesenden Herren, zumal Hircan, gern etwas heiß macht und sich trefflich auf das Wortgefecht versteht. „Ich gebe der Jüngsten das Wort,“ sagt Parlamente. „Ich sage nicht — der närrischsten,“ setzt sie hinzu, und wir sehen ein feines Lächeln ihre Lippen umspielen. Neben ihr erscheint Dame Longarine, die durch den Ueberfall der Räuber kürzlich Witwe geworden ist, als vorsichtig, klug, offen und streng rechtlichen Sinns. Nach der 24. Novelle wird sie aufgefordert, zu erzählen. „Longarine wird uns eine Geschichte erzählen, die nicht traurig ist. und weder Männer noch Frauen verschont,“ sagt Dagoucin, und sie freut sich darüber, daß man ihre Aufrichtigkeit schätzt. Von den beiden Herren, Geburon und Dagoucin, ist der erstere schon bei Jahren. Er ist im Harnisch ergraut, und erzählt gern von der Zeit, da er jung war, so daß Nomerfide seiner spottet und daran erinnert, daß die alten Leute immer in ihrer Jugend viel klüger gewesen sein wollen, als die neue Generation, die sie neben sich aufwachsen sehen. Dagoucin endlich ist in dem Kreis der Herren eine ganz besondere Erscheinung. Jung und unverheirathet, trägt er in seinem Herzen eine stille Liebe zu Parlamente. Sein Gemüth ist edel und rein. Ihm genügt das Bewußtsein seiner Liebe, und nur ein Wort darüber zu reden, würde ihm wie eine Entweihung erscheinen. In dem Kreis der Lebemänner, deren Sinn nur auf Vergnügen und Genuß gerichtet ist, vertritt er das Ideal. Er ist eine jener höher angelegten Naturen, die das Niedrige und Gemeine von sich fernhalten, und darum in einer wilden fittenlosen Zeit durch ihre Opposition leicht in's Extrem getrieben werden, so daß sie dem Sinnenleben jede Berechtigung absprechen.

Die Erklärung der letztgenannten Personen war bisher sehr ungewiß, da jeder Commentotor seiner Phantasie dabei freien Lauf ließ. Erst F, Frank hat durch sein systematisches Vorgehen definitive Resultate gewonnen, wie wir schon oben gesagt haben.

Nach ihm ist in Simontaut und Ennosuüe der Vater des bekannten Geschichtsschreibers BrantSme, Francis de Bourdcille und seine Frau Anne de Vivonne zu erkennen. Saffredent zeigt die Züge des dem Haus d'Albret treu ergebenden Jean de Montprvzat, dessen Frau aus dem Haus Fimarcon, (oder Fiedmarcon, im Anagramm Noniarcfide) stammte. Longarine ist fast mit ihrem wirklichen Namen eingeführt. Madame de Longrai aus der Familie der La Fayctte, deren Gatte bei Pavia gefallen war, stand in besonders engen Beziehungen zu Margarethe. In Geburon erkennt Frank den Seigneur de Burye, der später protestantischer Ideen beschuldigt wurde (Anagramm Jebur oder Gebur), und in Dagoucin einen Geistlichen aus dem Kreis des reformfreundlichen Clerus, Nicolas Tangu, der Abt von Juilly war, später Bischof von Seez, dann von Mende wurde und als Kanzler dem Königspaar von Navarra nahe stand. Als Freund des Bischofs Bri'zonnet und in Jdcengemeinschaft mit Margarethe, war er bei dieser besonders angesehen, und das Charakter« bild, das sie von Dagoucin entwirft, entspricht ganz der hohen Meinung, die sie von Dangu hatte. An ihn wandte sich eines Tags auch Clöment Marot, ols er wieder einmal in Geldnoth war, und sang:

I/srgsvt p»r terms rseueilli

?su äs nroKt souvont nmöris:

I'ar <juoi, Uonssigiwur 60 Zuill;-,

Hui 8sve2 Is vsiit qui ms mens,

I'lkiso vous us prsnäi's lä psius

I)s äiviscr si psn 6o bis»,

Oär m» boits n'ost pus sr ploins

Hus vinci csots krimos n'^ eotrevt biso.

Wir wollen hoffen, daß „Dagoucin“ nicht so ideal gesinnt war, dem leichtsinnigen Dichter die irdischen fünfhundert Franken zu versagen.

V.

Das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander bildet den Inhalt der meisten novellistischen Arbeiten alter und neuer Zeit. Je nach der größeren oder geringeren Feinheit der Epoche, in der sie entstehen, je nach dem Charakter des Volks, dem sie angehören, sind diese Erzählungen bald derb realistischer Natur, bald betonen sie niehr die idealere Seite des Liebesbundes zwischen Mann und Frau.

Tie Erzählungen der Königin von Navarra gehören zu der Gattung der kleinen Geschichten, die im Mittelalter überaus beliebt waren. Abwechselnd heiter und rührend, manchmal auch tragisch, doch zumeist von jenem Schalksgcist erfüllt, der das Vorrecht hat, über alles ungestraft zu lachen, mußten diese Geschichten unfern Altvordern doppelt behagen. Sie waren unterhaltend und spannend, ergötzten den naiv derben Sinn der Zuhörer, indem sie oft in plumper Weise, aber doch nicht eigentlich cynisch gemein, von Abenteuern berichteten, die sich alle um die eine Frage drehen, wie die Galanterie siegt und der Genuß — um so begehrtcr, je strenger er verwehrt ist — trotz aller Hindernisse ermöglicht wird. Die Mehrzahl dieser Geschichten aus den früheren Jahrhunderten sind heute als schlüpfrig verdammt, und beleidigen zart besaitete Gemüithcr. Daß die Zurückhaltung, die sich die Gesellschaft unserer Zeit auferlegt, einen Fortschritt in sich birgt und feineren Geschmack beweist, ist wohl nicht zu bezweifeln. Nur darf man nicht pharisäisch auf die Vergangenheit herabblicken, denn so groß als manche vielleicht glauben, ist der Unterschied zwischen den Anstandsbegriffen vergangener Jahrhunderte und der heutigen Zeit doch nicht.

Immerhin fällt es uns auf, daß eine Dame, die in dem Ruf feinstcr Bildung und edelsten Sinnes stand, solche Erzählungen schreiben konnte, wie sie das Heptameron in großer Zahl aufweist. Nicht allein, daß diese in einer Gesellschaft von Herren und Damen vorgetragen werden und der Ausdruck oft ganz unvrhüllt auftritt, es werden auch die Vorfälle und Verhältnisse, wie die Novellen sie schildern, nachher noch sehr ernsthaft und unbefangen besprochen. Wird die Rede gar zu derb, so erröthet wohl eine oder die andere Dame und weiß der Unterhaltung eine Wendung zu geben, die ihr besser gefällt. Doch ist sie nie sicher, ob sie nicht im nächsten Augenblick wieder ähnliches zu hören bekommt. Eine Aeüßerung über die Zulcissigkeit grober Ausdrücke findet sich in dem Epilog zur 52. Novelle. Dieselbe erzählt, wie ein Betrüger von einem andern übervorthcilt wurde, indem er sich als einen kleinen Zuckerhut etwas aufhängen ließ, was doch ganz anderer Natur war. Allein wie dasselbe beschreiben, da man im neunzehnten Jahrhundert die freie Sprache der Königin von Navarra nicht gestatten will? Der zweite Betrüger hatte nämlich auf der Landstraße das gefunden, was man in manchen Gegenden — einen Nachtwächter nennt. Diesen, der festgefroren war, schlug er in ein Papier und verkaufte ihm dem Andem als Zucker, wodurch derselbe in allerlei besondere Unannehmlichkeiten gerieth.

In dem Epilog zu dieser duftigen Geschichte kennzeichnet Margarethe ihren Standpunkt betreffs der gar zu naturalistischen Ausdrücke und wir theilen die Stelle darum nachstehend mit.

„Meine Erzählung ist allerdings nicht sehr sauber,“ sagte Simontaut zum Schluß seines Vortrags, doch habt Ihr mir gestattet, die Wahrheit zu sagen, und das habe ich gethan, um zu zeigen, daß sich Jedermann freut, wenn ein Betrüger betrogen wird.“

„Man sagt wohl,“ bemerkte Hircan, „daß Worte niemals übel riechen; die Leute aber, für die jene Worte bestimmt waren, kamen nicht so leichten Kaufs davon.“

„Es ist wahr,“ sagte darauf Oisile, „solche Worte riechen nicht. Aber es giebt andere, unanständige, die sehr üblen Geruch haben, und das Gefühl viel mehr beleidigen, als der vermeintliche Zuckerhut dem Körper lästig werden konnte.“

„Ich bitte Euch,“ sagte Hircan, „sagt mir solche Worte, die so schmutzig sind, daß sie dem Gefühl und dem Sinn einer Frau wehe thun.“

„Das wäre nicht übel,“ entgegnete Oisile, „daß ich ausspräche, was ich keiner Frau zu sagen rathe.“

„Nun verstehe ich,“ sagte Saffredant, „was das für Worte sind, deren sich die Fronen nicht bedienen, wenn sie für anständig gelten wollen. Ich frage aber alle Damen, die hier sind, warum sie bei solchen Ausdrücken, die sie nicht gebrauchen wollen, so gern lachen, wenn man sie in ihrer Gegenwart anwendet?“

Da sprach Parlamente: „, Wir lachen nicht, weil wir diese schönen Worte hören. Aber jeder Mensch wird zum Lachen gereizt, wenn er einen andern straucheln sieht, oder wenn Jemand ein Wort unabsichtlich gebraucht, wie das oft vorkommt. Selbst die Klügsten und Beredtesten versprechen sich und setzen ein Wort für ein andres. Wenn Ihr Männer aber unter Euch absichtlich häßlich redet, wie Euer böser Sinn Euch treibt, dann kenne ich keine anständige Frau, die das nicht verabscheut, die es nicht nur nicht hören will, sondern auch die Gesellschaft solcher Leute flieht.“

„Aber es ist doch wahr,“ sagte Gcburon, „ich habe viel Frauen gesehen, die das Kreuz schlugen, wenn sie solche Worte hörten, und dann darauf bestanden, daß man sie wiederholte.“

„Und wie oft,“ fügte Simontaut hinzu, „haben sie ihre Maske vorgenommen, um lachen zu können, nachdem sie sich sehr erzürnt gestellt haben?“

„Das ist auch wahrlich besser,“ sagte Parlamente, „als solche Ausdrücke offen zu billigen.“

„Lobt Ihr denn, sagte Dagoucin, „die Heuchelei der Damen gleich ihrer Tugend?“

„Die Tugend ist gewiß vorzuziehen,“ meinte Longarine, „aber wo sie fehlt, muß die Heuchelei helfen, so wie wir hohe Absätze tragen, wenn wir klein sind.“

Man sieht, auch zu jener Zeit schon gab es Proteste gegen unanständige Sprache, gab man sich den Anschein unschuldiger Verschämtheit, ohne doch im Grund des Herzens über Erzählungen von mehr als freier Haltung zu zürnen. So ist es ja auch heute noch oft genug. Bringt man nun noch in Anschlag, daß der Ton der Gesellschaft vor dreihundertundfünfzig Jahren ganz anders war. daß die Sprache der gebildetsten Kreise sich keine Zurückhaltung auferlegte, so wird man nicht mehr erstaunen, daß Königin Margarethe in ihren Erzählungen auch dem alten „gallischen“ Spaß Raum gegeben hat. Mit welcher Derbheit stattete Luther oft feine Kernsprüche aus, und daß damals selbst Geistliche auf der Kanzel manchmal ihren Predigten einen obscönen Nebensinn gaben, ist zur Genüge bekannt. Die ältere Zeit nahm an solchen Widersprüchen, die uns empören, keinen Anstoß. So weisen noch heute die großartigen Gotteshäuser, welche das Mittelalter errichtete, Fratzen und Carricaturen inmitten der Fülle schönster Ornamente auf. Den Nordländer befremdet ohnehin gar manche Redewendung der südlichen Stämme, welche mit der ihnen eigenen Lebhaftigkeit natürliche Verhältnisse und Vorgänge einfach bei ihrem Namen nennen. Noch zur Zeit Ludwigs XIV., also über hundertunddreißig Jahre später, las man sich Lafontaines „Oont«»“ in den feinen Kreisen vor, und Frau von S^vigno, der niemals böse Nachrede etwas anhaben konnte, schrieb sogar ihrer Tochter über diese raffinirt schlüpfrigen Gedichte. „Auf die Gefahr hin Dich zu erzürneil, schicke ich Dir die beiden Bücher von La Fontaine,“ schrieb sie am 13. März 1671. Frau von Grignan gehörte also zu jenen Damen, von welchen das oben erwähnte Gespräch des Heptameron redet. Sie schrieb ihrer Mutter voll Entrüstung zurück. Diese antwortete ihr darauf (6. Mai 1671): „Verwirf La Fontaines Bücher nicht gar so sehr. Es finden sich entzückende Fabeln und reizende Erzählungen d,rin,“ und unter den letzter«! empfahl sie einige, die wirklich stark gepfeffert find.

Auch Margarethens Erzählungen sind oft geradeaus und sprechen unverhüllt. Aber sie bezwecken nicht, durch lascive Schilderungen zu reizen, wie dies andere, z. B. gerade Lafontaines Geschichten beabsichtigen, von den neusten moralischen Romanen Zolas und seiner Jünger ganz zu schweigen.

Das Mittelalter hatte ein besonderes Gefallen an der kurzen scharf pointirten Erzählung, und auch die Zusammenfassng derselben zu einem größeren Ganzen war beliebt. Vielfach finden wir die Fiction einer Gesellschaft, die sich auf solche Weise unterhält. So ließ Chaucer seine Geschichten von Wallfahrern erzählen, Boccaccio die seinigen in einem Kreis jugendlich« Florentiner Herren und Damen vortragen, und so sind auch Ludwig XI. „Muvelleg nouveaux" zusammengestellt. Von diesen Werken war besonders Boccaccios Tecamerone in Frankreich beliebt. Margarethe bestätigt das in dem Prolog zu ihrer Sammlung ausdrücklich: „Ich glaube, daß unter Euch Niemand ist, der die hundert Novellen des Boccaccio nicht gelesen hätte." Margarethe hatte sogar selbst einem königlichen Beamten, dem Kriegskammerrath („ti-S^rier äs 1>z5rsorilimur« clss Aueri-«»), Antoine Le Macon den Auftrag gegeben, das Decamerone in's Französische zu übersetzen, und diese Arbeit erschien zu Paris im Jahre 1545, kurz vor der Redaction des Prologs. Daß selbst der tönig und der Dauphin mit seiner Gemahlin zu einer ähnlichen Sammlung ihre

Nsrd und Siid. XX, 5«. 4

Mithilfe versprochen hatten, haben wir schon gesagt. Alle diese Erzählungen sind wie ein Nachklang der alten Liebeshöfe und ihrer Verhandlungen. Nur hat sich die Manier, mit der man die Fragen aus dem Reich der Liebe und Galanterie behandelt, dem Charakter der Zeit entsprechend geändert, sie ist skeptisch und frivol geworden. In mehreren wesentlichen Punkten aber unterscheiden sich die Novellen der Königin von Navarra von ihren Vorbildern. Boccaccio nahm in seine Sammlungen alle Geschichten auf, die ihm unterhaltend zu sein schienen und seinem Zweck entsprachen. Er hat eine Reihe alter Anekdoten neu aufgeputzt. Ein Grund ältere Geschichten nicht aufzunehmen, nur weil sie irgendwo schon einmal erzählt waren, lag bei ihm nicht vor. Margarethe aber stellte sich die Aufgabe, nur wirkliche Vorfälle und historische Begebenheiten zu schildern. Ihre Vertrauten mußten ihr dabei helfen und aus ihren Erinnerungen mittheilen, was sie wußten. Das klingt noch an mancher Stelle durch. So sagt Longcirine am Schluß der 25. Novelle, in der sie von einem Prinzen und seiner Schwester zu erzählen hatte, daß sie auf Wunsch eben dieser letzteren ihre Geschichte niedergeschrieben hätte. „In einer Hinsicht sollten die Novellen sich von jenen des Boccaccio unterscheiden," heißt es im Prolog zum Heptameron, „es sollte keine geschrieben werden, die nicht eine wahre Geschichte enthielt." Dieser geschichtliche Charakter wird öfters betont. Parlamente sagt z. B., bevor sie die 21. Erzählung zum Besten giebt, daß alles darin wahr sei und sie nur die Namen ändere. Tos? diese Bedingung in fast allen Novellen des Heptameron eingehalten wurde, ist nachweisbar. Gleich die erste behandelt eine tragische Begebenheit, welche die Stadt Alen^on in Aufregung versetzte. Sie erzählt, wie ein Procurator auf Anstiften seiner Frau einen Meuchelmord beging, nach England floh und voin König begnadigt wurde, später aber wegen weiterer Verbrechen doch auf die Galeeren kam. Nun findet sich im Nationalarchiv noch der königliche Begucidigungsact, dessen Angaben die Darstellung der Novelle bekräftigen. In einer andern Erzählung wird von der frechen That eines vornehmen Mannes berichtet, der eine Prinzessin von Flandern mit ihrem Bruder zur Jagd auf sein Schloß einlud, und die Prinzessin bei Nacht in ihrem Zimmer überfiel, von derselben aber siegreich abgewiesen wurde. (Novelle 4.) Man weiß heute, daß Margarethe damit ein Abenteuer schildert, in dem sie selbst die Hauptrolle spielte und daß der Attentäter der Admiral Bonnivet war. In der letzten (72.) Novelle führt sie sich selbst mit Namen auf: sie rettet dort eine arme verzweifelte Nonne. So läßt sich noch bei sehr vielen der geschichtliche Hintergrund nachweisen, und wenn die Novellen dadurch für die Zeitgenossen einen Reiz mehr hatten, weil sie in ihnen nebenbei noch gleichschr ein Räthsel zu lösen fanden und sich an der Schilderung der ihnen bekannten Personen erfreuen konnten, so gewinnen sie auch für uns an Interesse, denn nun sind diese Novellen nicht mehr einfache Anekdoten, wie sie jedes Jahrhundert deni folgenden überliefert, sondern sie gestalten sich zu kleinen Culturbildern, in welchen das echte unverfälschte Leben des 16. Jahrhunderts zn finden ist.

Wie Boccaccio seine Novellen nach einem gewissen System geordnet hat, indem ei an dem einen Tage Liebesgeschichten mit tragischem Ausgang, am folgenden Geschichten mit erfreulichem Ende erzählen läßt, so hat auch Margarethe jedem Tag seine besondere Aufgabe gestellt. Doch ist dieselbe immer so gefaßt, daß sich ihr jede Geschichte mit wenig Mühe anpassen läßt. So sollen am ersten Tage Beispiele beigebracht werden, durch welche die Bosheit der Frauen gegen die Männer, und die der Männer gegen die Frauen bewiesen wird. Am dritten, vierten und fünften Tage sollen Novellen erzählt werden, welche hauptsächlich das Lob der Frauen verlanden, nebenher auch etwas von der Klugheit der Männer reden und gleichzeitig die Niedertracht und Schlechtigkeit der Mönche illustriren. So wird das Thema jedes Tages bestimmt, aber man sieht, wie weit die Freiheit dabei gehen konnte. Ten Reiz der Unterhaltung zu erhöhen, wird aber an jedem einzelnen Tage Sorge getragen, eine Art contradictorischer Debatte einzuführen. Hat z. B. eine der Damen in ihrer Geschichte den Charakter der Männer in bösein Licht erscheinen lassen, so erhält gewiß nach ihr einer der Herren das Wort, um seinerseits zu beweisen, daß die Frauen den Männern noch übler mitspielen können, — und das Resultat ist eine Sammlung von Novellen oft derbster Art.

Gewiß, das Heptameron der Königin von Navarra ist nichts weniger als eine nnschnldige Kinderlectüre. Das sechzehnte Jahrhundert hatte, wie schon hervorgehoben wurde, in Betreff des wohlanständigen und freien Worts andere Ansichten als die heutige Zeit. Denn nicht was erzählt wird, sondern wie es erzählt wird, bezeichnet den Unterschied der beiden Epochen. An und für sich ist das sechzehnte Jahrhundert vielleicht die interessanteste Zeit der modernen Geschichte. Voll Glanz und Leben, dem Mittelalter noch nahe stehend und doch schon von der Ahnung der neuen Zeit erfüllt, strebsam, forschend, unruhig, hat es eine große Reihe anziehender Menschen aufzuweisen, fest geprägte Charaktere, die dcntlich hervortreten, sei es im Guten oder im Vöscn. Die Menschen jenes Jahrhunderts widmeten sich mit Begeisterung dem Cultus der Wissenschaft, schufen eine neue Philosophie, erneuerten den Bau der Kirche. Mit großer Geistsklarheit und skeptischem Sinn verbanden sie nicht selten eine mystische Schwärmerei, die aus tief religiösem Bedürfnis hervorging. Aber diese einander so entgegengesetzten Stimmungen durften ihnen die Lust am Leben, am Sinnengenuß nicht rauben. Sie freuten sich der Schönheit, des Lichtes und Glanzes u.nd ein Tropfen toller Rabelais'scher Laune erhöhte noch den Lebensmuth.

Dieser Charakter offenbart sich auch im Heptameron Margarethens. Zeigen die Novellen selbst übermüthigen Geist und schlüpfrige Laune, so enthüllt sich in den Unterhaltungen, welche sich jedesmal an die Erzählungen knüpfen, eine ernstere Richtung, und für jeden Leser, der nicht einfach auf frivole Lecture ausgeht, sind gerade diese Gespräche der wichtigste und interessanteste Theil des Buches. Freilich macht es sich oft komisch, wenn sich an eine sehr derbe ungenirte Geschichte eine ernsthafte Unterhaltung knüpft, und gar eine fromme Morallehre aus dem Gehörten gezogen wird. Doch diese Novellen dienen auch nicht selten als Maske. Sie sollen den kühnen Geist, der sich in den Unterhaltungen ausspricht, etwas verdecken, sollen die Aufmerksamkeit der Gegner von dem Kern des Buches ablenken. Wer möchte auch in einer Sammlung von mehr oder weniger lasciven Novellen nach ketzerischen Lehren suchen? Und doch liegen sie offen da, doch schwingt sich Margarethe darin zu energischer Opposition gegen die ihr widerstrebende Partei des Fanatismus und der Unduldsamkeit auf. Sie erhebt energischen Protest gegen die privilegirte Unwissenheit, wie sie ihr in den Kapuzinermönchen und ähnlichen geistlichen Orden verkörpert erscheint, und die Unterhaltungen, welche die Novellen wie in einem Rahmen umfassen, lassen uns die Lebensanschauungen des Kreises, der sich um die Königin schloß, deutlich erkennen.

Nie Besprechungen über das Wesen der Liebe und den Einfluß derselben auf die Menschen nehmen natürlich einen Hauptplatz in den Gesprächen ein. Man behandelte derlei Fragen in früherer Zeit mit besonderer Vorliebe und baute ein ganzes System von Lebensweisheit darauf. Im Epilog zur 35. Novelle bemerkt Oisile, daß die Liebe zu einem edlen und gottsfürchtigen Mann nicht zu verachten sei, da sie einer Frau größere Kraft verleihe. Parlamente bestätigt allerdings diese Ansicht, denn keine Frau sei so leicht zu bethören, wie die, die nie wirtlich geliebt habe. Aber sie warnt gleichzeitig vor platonischer Freundschaft, vor der „ammir 8^>iriwslltu-', und rath jeder Frau, sich mit der Liebe ihres Gatten zu begnügen. „ES giebt viel Männer, die im Ruf der Ehrenhaftigkeit stehen," sagt sie, „und doch glaube ich, giebt es wenige, die sich den Damen gegenüber immer ehrenhaft benehmen, und deren Ehre und Gewissen achten."

Bei solchen Gesprächen kommt man leicht auch auf die „Serviturs" der Tamen zu reden, jene Ccwaliere, die sich offen um die Gunst einer Frau bewerben, die ihr mit jeglichem Dienst behilflich sind, und diese Ritterpflicht auch mit Zustimmung oder wenigstens stillschweigender Billigung des Gemahls der Dame ausüben. Das Verhältnis: soll zunächst ein platonisches sein, und ein freundlicher Blick der Geliebten muß dem Liebenden als ein genügender Lohn erscheinen. Eine Auseinandersetzung, eine Erklärung der Gefühle darf sogar nach der idealen Anschauung gar nicht stattfinden, wie wir gleich sehen werden. In diesem Sinn ist Dagoucin der Serviteur Parlamentes und Saffredent derjenige Longarines, obwohl des ersteren Frau Nomerside an der Gesellschaft Theil nimmt. Saffredent gehört auch keineswegs zu den refignirten Naturen, und eine platonische Anbetung aus der Ferne behagt ihm nicht. Er benützt die erste beste Gelegenheit, seinen Standpunkt klar zu machen, und im Epilog zur zehnten Novelle setzt er mit verführerischen Worten auseinander, daß der Liebende für seine Mühen, Schmerzen und Seufzer auch den begründeten Anspruch habe, von der Geliebten in ehrbarer Weise belohnt zu werden. Longarine antwortet ihm darauf, daß er die Ehre falsch auffasse. „Wenn mich auch die ganze Welt für eine anständige Frau

erachtete, und ich wüßte das Gegentheil davon, so würde das Lob meine Beschämung und Verwirrung nur erhöhen."

Die Herren sind, mit Ausnahme Dagoucins, wie wir schon gesehen haben, nicht so scrupulvs. Im Ganzen haben sie eine sehr geringe Meinung von der Tugend der Frauen. Am ersten Tag erzählt Dagoucin die Geschichte eines Liebenden, der sich verschmäht glaubte und dem seine Liebe den Tod brachte. Die Damen haben am Schluß der Erzählung Thränen in den Augen, allein Hircan ruft aus:

„Das war bei Gott der größte Narr, von dem ich noch gehört habe! Ist es verständig von uns, wenn wir wegen der Frauen sterben, die doch nnr für uns geschaffen sind, und wenn wir Scheu tragen von ihnen das zu verlangen, was sie nach Gottes Willen uns geben sollen?" Natürlich stimmt Taffredent seinem Freunde bei, und geht noch weiter. Er behauptete, die Frauen seien wie die Festungen, die mit der Zeit einer richtig und kräftig geführten Belagerung nicht widerstehen könnten. Diese frivolen Worte werden den beiden Herren mit gebührendem Ernst von Parlamente verwiesen. „Ihr müßt Euch an armselige Frauen gewendet haben, daß Ihr zu solchen Ansichten gekommen seid," sagt sie. Saffredent rechtfertigt sich mit dem leichtfertigen Vers eines alten Weibes aus dem „Romsn Se I» ros?":

X«N8 80MW08 Kits, l>S!iNX lils, 8!M8 ilolltsS,

loutss pour ton«, st ton8 ponr toutss.

Ter einzige Dagoucin stimmt mit seinen Freunden nicht überein. Er vertritt die ideale Richtung, und findet sich darin mit Parlamente zusammen. „Meiner Meinung nach kann kein Mensch vollkommene Liebe zu Gott in seinem Busen hegen, wenn er nicht auch einem Menschen hienieden vollkommene Liebe geschenkt hat," und Dagoucin entwickelt eine ganze Theorie über die Natur der vollkommenen idealen Liebe (1. Tag, 8 Erzählung, Epilog.):

„Da der Mensch nicht weiß, wo er die zu ihm passende Hälfte finden kann, muß er dem Gebot seines Herzens folgen, aber unter keiner Bedingung in seinem Fühlen und Wollen wechseln. Wenn die Geliebte Euch ganz ähnlich wäre und immer denselben Willen hätte, wie Ihr, so liebet Ihr Euch selbst und nicht sie." — „Wenn die Liebe auf die Schönheit, Huld und Gunst einer Dame sich gründet, und man dabei auf Genuß, Ehre und Gewinn abzielt, so kann sie nicht dauern. Wenn jene Güter schwinden, verfliegt auch diese. Das aber ist meine feste Ueberzeugung, daß der Liebende, der kein andres Ziel und keinen andern Wunsch hat, als wahrhaft zu lieben, eher sterben als die Liebe aus seinem Herzen reißen wird."

„Ihr seid wohl nie verliebt gewesen?" fragte Simontaut spöttisch. .Wenn Ihr wie die andern das Feuer der Leidenschaft gespürt hättet, Ihr würdet uns nicht mit dem Staat Platos kommen. So etwas schreibt man, aber ausführen läßt es sich nicht."

„Wohl habe ich geliebt," entgegnet ihm Dagoucin, „ich liebe noch, und meine Liebe wird nur mit meinem Leben schwinden. Doch zeige ich sie nicht, aus Furcht, der Vollkommenheit meiner Liebe zu schaden. Jene, deren Freundschiift ich wünschen musl, darf davon nicht hören. Ja, ich wage nicht einmal, solche Gedanken auszudenken, weil meine Augen sie vielleicht verrathen. Aber je heimlicher und verborgener ich meine Liebe halte, um so höher wächst die Freude in mir, da ich von der Vollkommenheit meiner Liebe überzeugt bin."

Parlamente, die seine Traume erräth, unterbricht die Unterredung, um zu verhüten, daß sich Dagoucin doch vielleicht durch ein Wort verrathe. „Vorsicht, Dagoucin!" sagt sie zu ihm. „Ich habe Männer gesehen, die lieber sterben als reden wollten." — „Gewiß waren diese sehr glücklich," entgegnet Dagoucin, und auf den spöttischen Einwurf Saffredents, daß er noch Niemanden vor Liebe habe sterben sehen, und auch er selbst nie in diese Gefahr gekommen sei, schließt Dagoucin das Gespräch mit einem mitleidigen Wort: „Saffredent! Leute Eurer Gesinnung sterben nie aus."

Dagoucin vertritt bereits die schwärmerische romantisch strenge Liebe, welche im 17. Jahrhundert in der Literatur eine so große Rolle spielte, das Ideal der ritterlichen vornehmen Gesellschaft bildete, die Schäferromane, Schauspiele und Gedichte erfüllte und ihnen das charakteristische Gepräge gab. Margarethe, die sich vor den Maitressen Franz I. hatte zurückziehen müssen, und ihres Gemahls Leichtsinns dulden mußte, suchte in der Betonung des selbstlosen, opferfreudigen Gefühls eine moralische Genugthuung für sich.

Doch die Anschauungen über die beste Art zu lieben sind nicht die einzigen Themata der Unterhaltung im Kreise Margarethens. Ihr Haß gegen das Mönchthum tritt ganz unverhüllt zu Tage. Wenn eine Geschichte besonders lasciv ist, ist gewiß ein Kapuziner der Held derselben. Und dieser Widerwille, der sich oft genug äußert, erstreckt sich auch weiter. Parlamente erhebt sich ebenso gegen die Testamente, in welchen zu Gunsten der Kirche verfügt wird. Sie billigt, daß ein Sterbender den Armen schenke, was ihm wirtlich gehöre und worüber er verfügen dürfe. Aber sie sollten nicht mit dem Gut Anderer Almosen spenden. Die größten Wucherer, die sich hunderttausend Tucaten zusammengestohlen hätten, wollten schließlich zehntausend Goldstücke opfern und kostbare Ellpellen bauen, um Gott zu versöhnen, gleich als ob dieser nicht rechnen könnte. Oisile stimmt dieser Ansicht bei und spricht sich noch offener aus, Gott verlange ein reumüthiges und zerknirschtes Herz, bevor er die Sünden vergebe. Nicht die Werte, sondern der Glaube erwerbe das Himmelreich. (Epilog zur 55. Novelle.)

Der protestantische Gedanke, Luthers Lehre, die der ganzen Reformation zu Grunde lag, tritt hier kühn und unverhüllt hervor. Aber es ist doch eigenthümlich, daß die Schwester des Königs von Frankreich, sie selbst eine Königin, ihre religiösen Ansichten in einer Sammlung ausgelassener Novellen verbergen mußte. Da Margarethe die letzten und entschiedensten Worte in Dame Oisiles Mund legte, darf man schließen, daß auch Louise von Savoyen der Reformation mehr zugethan war als man gewöhnlich annimmt.

Ist man aber einmal auf die ketzerischen Aeußerungen Margarethens aufmerksam geworden, so findet man sie an vielen Orten, wenn auch nicht so offen ausgedrückt, wie in der eben angeführten Stelle. Die 56. Novelle erzählt z. B. von einem falschen Wunder, das der Dummheit eines Weibes seine Entstehung verdankte, und die 72. Novelle schildert die Lüsternheit eines Mönchs, der, um eine Nonne zu verführen, derselben auseinandersetzt, das; „eine verborgene Sünde vor Gott nicht gezählt wird, und keine Sünde ist, wenn sie keinen öffentlichen Scandal hervorruft." Die geistliche Heuchelei wird hier so scharf gegeißelt, wie später von Mathurin R^gnier, der in seiner Satirc „Macette" eine Kupplerin sagen läßt:

„Verborgne Sünde ist schon halb vergeben!“ lind was sagt Molares Tartusse anders, wenn er Elmire zu überreden sucht: „Was nicht bekannt wird, nenn' ich kein Vergchn, Denn Anstoß gibt nur, was die Welt erfährt, Wer im Verborgnen sündigt, sündigt nicht.“

Wir haben im Borstehenden das Heptameron der Königin von Navarra und die interessante Figur der Erzählerin selbst aufmerksam studirt, und so bleiben uns nur noch einige Bemerkungen über den Stil des Buches hinzuzufügen.

Das sechzehnte Jahrhundert sah eine rapide Entwicklung der französischen Sprache, die aus dem Weg zur klassischen Ausbildung war, aber noch nicht zu einer für lange Zeit definitiven Form gelangen konnte. Die literarischen Werke, welche damals entstanden, haben für uns daher immer etwas JugendlichUnfertiges. Ihre Sprache erscheint uns noch manchmal unbiegsam und zäh, und auch die Gedanken leiden Noth unter dem widerspenstigen Organ, das sie ausdrücken soll. Dafür haben diese älteren literarischen Denkmale oft eine so gewinnende Naivetät und Einfachheit in ihrer Darstellung, daß wir ihre soustigm Mängel gern übersehen. Gerade in ihrem noch etwas ungelenten Auftreten überraschen sie durch den Geist und den Witz, den sie entfalten. Margarethe sagt selbst in dem Prolog, daß sie absichtlich keine Gelehrten herangezogen habe, denn diese würden mit ihrer schwülstigen Rhetorik die einfachen Geschichten verdorben haben. Tie kleine Bemerkung wirft ein Helles Licht auf die Richtung ihres literarischen Geschmacks, die sie übrigens schon früher durch ihre Vorliebe für Dichter wie Des P>riers und Marot knndgab,

Tie Einfachheit ihres Stils hob auch Grugct in seiner Widmung an die Königin Jeanne hervor. Von den drei Stilgattungen, welche Cicero anführe, habe sie den einfachen Stil gewählt, der unter den Lateinern besonders dem Tercnz zu eigen gewesen sei. So leicht dieser Stil auch scheine, so schwer sei er in Wirklichkeit zu erlangen. Grugcts Lob ist vollkommen begründet, und um die Schönheit und leichte Einfachheit der Sprache in dem Heptameron zu würdigen, muß man sie mit der Sprache anderer Prosawerke aus derselben Zeit vergleichen. Bei alldem ist Margarethens Stil nicht kunstlos. Ja sie hat in ihrem Buch einzelne landschaftliche Schilderungen, kleine Genrebilder oder dramatisch bewegte Stellen, die auch heute noch stylistisch vortrefflich erscheinen. Tie Gespräche ober, die sie ihrem Freundeskreis in den Mund legt, erheben sich nicht selten zu lebendiger Kraft, und vrrathen scharfen Verstand gepaart mit wahrhaft freisinnigem Geist.

Golgatha.

Novelle
von

Bernhard Wagener.

— Kiel. —
I.

Donnerstuhl, dcn 3, Juni 18 ..

Mein Freund!

eute denke ich Dir anders zu scheinen, als an jenem Tage, da wir uns zum letzten Male die Hände drückten. Aber wir sind Beide noch jung und die Gewohnheit, Verhältnisse, Menschen, Umgebung I leichten Herzens zu wechseln, wie den Rock, soll uns das Leben erst bringen. — Nicht, daß ich mich nach solcher Gewöhnung sehnte, aber Leute, die klüger und reifer sind, als ich, sagen doch, daß diese Erfahrungen Keinem erspart werden. Fügen wir uns, wie ich mich dies erste Mal gefügt habe; wünschen wir uns für jedes künftige Mal denselben glücklichen und Glück verheißenden Erfolg, den ich dies Mal gehabt!

Ich sehe Dich lächeln! Du hättest nicht geglaubt, daß der Pessimist von neulich, der sich mit Widerstreben durch Deine Freundesenergie in Bewegung setzen ließ, schon den Wandel zum offenbaren Sanguiniker vollendet hätte. Du hast schon recht und doch ich nicht minder; Du, mit der erwägenden Weisheit des um fünf Monate reiferen Mannesalters und ich mit dem greifbaren Erfolge, in dem ich lebe. Genug der Betrachtungen! Es verlangt Dich zu hören, wie es mir ergangen ist!

Nun, mein Freund, zunächst das Bekenntniß, daß damals, bevor wir scheiden sollten, alle Mittel Deiner — ich nenne sie schonend „eindringlichen“ Bercdtsamkeit nicht vermocht hatten, meine Bedenken zu beseitigen; es war eine leichtere Aufgabe, meinen Widerstand zu entwaffnen, als mich innerlich zu überzeugen. Du hast gut reden, dachte ich bei mir, Du, der im eingewöhnten Leben zurückbleibt, der aus der Ferne ruhigen Herzens zusehen kann, wie sein Experiment ausschlägt! So egoistisch wird man, wenn das Trägheitsmoment im Menschen durch fremde Gewalt gestört wird! Jetzt habe ich nur aus vollem Herzen zu danken und in dem Gefühle der Sicherheit, das über mich gekommen ist, bedarf es keiner Erklärung mehr, um mir die Selbstlosigkeit Deiner Bemühungen um mich klar zu machen. Du wußtest, was mir noth that, und ich hatte davon nichts als unklare Empfindung.

Heute kann ich über mein himmelstürmendes Jugendunternehmen den Kopf schütteln, wie über die Thorheit eines Dritten. Die Bürgschaft dafür, daß wir im Leben oben schwimmen werden, liegt im Können, nicht im Wissen; und dieser Idealist von noch nicht dreißig Jahren, der im Schulstaub und im Qualm der Studentenkneipe groß geworden, in dem das Jahr eines frischen, fröhlichen Krieges nur den Enthusiasmus genährt hatte, ohne ihn um Lebenserfahrungen sonderlich zu bereichern, er wagt es, ohne das Bewußtsein von der Größe seiner That, sich als Privatdocent zu habitüiren! Heute, da ich mit Gleichmuts) mich selbst belächle, heute habe ich auch die Zeit der Enttäuschungen hinter mir, die Zeit, da ich fühlen lernte, daß der Gelehrtenkreis die Jugend nicht neben, nur unter sich leidet, die Zeit des ungeduldigen und doch so vergeblichen Wartens auf Schüler, die Zeit, in der ich Tag und Nacht über einen Lehrplan grübelte, der niemals zur That werden sollte; die Zeit der immer spärlicheren Groschen, des Vergrollens und des körperlichen Hinsiechens! Hätte ich Dich nicht gehabt, mein Freund! Anfangs sträubte sich Alles in mir gegen diesen Tausch, dessen Nothwendigkcit mir doch von Tag zu Tag klarer wurde, aber der Dünkel, glaube ich, ist das Erste, was sich bei einem jungen Gelehrten einstellt. Vom Docenten an einer Hochschule (daß die Schüler gefehlt hatten, verschwieg ich mir weislich!) zum kleinen Hauslehrer hinunter; von einer Schaar begeisterter Jünglinge, die doch kommen konnten, begierig, an den Brüsten der Weisheit zu saugen, hinab zu einem ungezogenen Rangen; von der Höhe einer ernsten Wissenschaft zur Fibelweisheit! Schließlich wurde Alles Dein Werk und daran, daß diese wenigen Tage des neuen Lebens mich schon ganz gewonnen haben, magst Du sehen, wie sich die That selbst belohnt.

Zufrieden zu sein, wäre schon ein Erfolg, der Arbeit Werth, aber ich bin mehr, ich bin glücklich! Und nun endlich sollst Du hören, was mich so glücklich gemacht hat.

Die Reise hierher war nicht dazu angcthan, meine verzagte Stimmung aufzurichten, denn, offen gestanden, der Muth blieb meine schwächste Seite bei diesem Unternehmen. Aus unserem sonnigen Süden, von den buchengekrönten Bergen durch ein Land, in dem es anscheinend Nichts als unendliche Roggenbreiten gibt, hierher in den vom Frühling nur zaghaft berührten Norden, an einen Strand, über den der Seewind rau und noch immer schneidend fährt, den finsterer Föhrnwald säumt, endlich in einen schmucklosen Landsitz in mitten sandiger Felder: Tarin lag Nichts, was ermuthigen konnte.

Aber vom ersten Worte des Willkommens nb wurde meine Stimmung eine andere und die kurze Reihe von Togen, die ich hier verlebte, hat mir auch den letzten Zweifel darüber benommen, daß ich unter warmherzigen, guten Menschen lebe.

Der Graf ist eine prächtige Manneserscheinung, Einer von der Art, die für Frauen unwiderstehlich ist; groß, breitschultrig, ein wenig hager und deshalb von lebhafter Gesticulation; ein sengendes, dunkles Auge, ein wohlklingendes Organ und die Gabe, gut zu reden; das Alles vereint sich mit den weltmännischen Formen, die selbst einen gesellschaftlich so ungelungenen Burschen, wie Dein armer Freund ist, über jede Verlegenheit hinwegführen; offen, herzlich, ohne vertraulich zu sein, ein Mann, neben dem ich in der ersten Viertelstunde zu einem mir sonst schwerer zugänglichen Selbstbewußtsein kam, ohne daß meine Wertschätzung für Jenen sich verringert hätte.

Du wirst, denke ich, im Laufe der Zeit so viel von ihm zu hören bekommen, um Dir diese flüchtige Skizze selbst zu vervollständigen. Was die Gräfin betrifft, so mochte ich, je mehr ich den Charakter der Dame kennen und schätzen lerne, um so lebhafter beklagen, daß zwischen den beiden Gatten ein gewisses Mißverständnis; besteht. Zunächst insofern, als sie beinahe gleichaltrig sein werden und mir den alten Erfahrungssatz bestätigen, daß allzu jung gefreit den Keim zur Reue in sich birgt. Es kommt hinzu, daß die Dame von zartester Gesundheit ist, die es ihr nicht gestattete, den Winter in unserem rauhen Klima zuzubringen. Dn weißt, daß die ganze Familie in Italien war, als ich meine Beziehungen schriftlich anknüpfte. Das eheliche Verhältnis; hat bei alledem den äußeren Schein vollkommenen Glückes; der Graf nmgiebt seine Frau mit einer zärtlichen Sorgfalt, die nicht ermüdet, aber — nur das berührt mich unharmonisch! — von ihr mehr passiv, mit einem stereotypen Zug des Leidens entgegenkommen wird. Sehr erklärlich, wirst Du sagen, und ich muß Dir das Zugeständnis; machen, daß ich mich in diese sensible Art, körperliche Leiden zu ertragen, nicht hinein zu denken vermag; aber jedenfalls ein wenig undankbar, zumal, wenn man sieht, wie diese kleine, schwächliche und in ihrem Thun gegen alle natürliche Veranlagung ein wenig schleppende, fast möchte ich sagen träge Frau neben ihrem Gatten unvortheilhaft erscheint. Sobald sie in Bewegung ist, empfinde ich selbst Etwas wie Schmerz; man sieht eine Anstrengung, eine Ueberwindung, die im eigenen Innern diese Reaction wachruft. Aber solche Aeüßerlichkeiten. zu deren Erwähnung mich wohl nur die Neuheit der Beobachtung veranlaßt hat, werden mehr als pamlyisirt durch einen sanften, überaus milden Charakter; nicht eine Spur von so berechtigtem Stolze vermag ich in der Dame zu finden und ihr Verkehr mit dem Dienstpersonal ist von einer Rücksicht erfüllt, daß ich glauben möchte, selbst der Zorn könnte dieser ursprünglich wohl sanguinisch angelegten Natnr keine heftigere Regung entlocken.

Um die Behaglichkeit meiner Lage zu erhöhen, habe ich mit vortreffl ichen, gut erzogenen Schülern zu thun, zwei Knaben und zwei Mädchen im Alter von sechs bis zehn Jahren, ehrliche Kinder mit ritterlichen Regungen, die sich an mich schneller angeschlossen haben, als an die Gouvernante. Damit Tu mit meiner täglichen Umgebung völlig vertraut wirst, habe ich über diese Dame nur noch zu bemerken, daß sie jung ist, aber finster und schweigsam. Wenn ich in den Tagen meines Hierseins überhaupt schon hundert Worte mit ihr gewechselt habe, so weiß ich davon kein einziges mehr. Hübsch ist sie schon gar nicht, denn mit diesem stereotypen Gefühlsausdrucke, der kein Lächeln zu kennen scheint, kann man gar nicht hübsch sein!

Eine schöne briefliche Leistung für den Anfang, wirst Du mir hoffentlich zugestehen. Aber Deine berechtigten Erwartungen wünschte ich zu sättigen und wenn es mit mir so weiter geht, körperlich meine ich wie geistig, so wirst Tu Wunderdinge erleben. Laß Dir zum Schlüsse noch sagen, daß ich sie schon gesehen habe, diese Gegenstände meiner sehnsüchtigen Träume, diese verlorenen, waldgckrönten Hügel, die sich aus Kiefern und Wachholder-Dickicht erheben, die Kornbreiten mit ihren sanftgeschwungenen Rücken unterbrechen, jene röthselhaften Grabstätten des Nordens, welche von einem Leben vor Jahrtausenden Zeugniß geben. Wenn ich wieder schreibe, mein Freund, weiß ich hoffentlich mehr davon und dann wirst Du von meinem äußerlichen Leben gerade so wenig zu hören bekommen, wie viel von meinem inneren Thun. Wenn Du kannst, vergilt meine Schreibseligkcit nnd bleibe, was Du alle Zeit warst

Deinem aufrichtigen Freunde

Ernst.

II,

Dm 1«. Juni 18 ..

Tu hast schon recht; für das Sein des Menschen giebt es keine zwingendere Nothwendigkeit, als die Möglichkeit der Mittheilung; je einsamer im Leben, desto gewaltiger der Drang, desto ursprünglicher der Gewinn. Menschen, die im Gewühle des Tages, in großen Kreisen ihr Leben absinnen, kommen nicht zum Bewußtsein dieses Bedürfnisses; dazu gehören ein Paar Einsame, wie wir, die Niemanden sonst haben, als einander; weltverlassene Waisen, Bücherwürmer, stumme Arbeiter; in solchen reagirt die innere Natur wie zählender Most; ich glaube, sie gingen am Sichselbstverjchließen zu Grnde! Wir wollen also nicht gegenseitig abrechnen, Freund, sonbcm uns anthun, was wir Liebes können; Dusollst an der Länge meiner Briefe — das Einzige, wofür ich einstehen» kann! — Dich gerade so sättigen dürfen, wie mich auf Deine künftigen dürstet . . .

Also zunächst die topographische Skizze, die Du verlangst. Donnerstuhl ist ein wunderliches, stillloses Conglomerat von Backsteinen, an dem sich ohne Zweifel viele Generationen der gräflichen Familie im Schaffen, Umbauen, Erweitern, Schmücken und Zerstören versucht haben. Viele Köche verdarben auch hier den Brei und es ist ein weitläufiges, verworrenes Haus daraus geworden, von dem man besser kein Aufhebens macht. Innerlich ist es wohnlich, abgesehen von den unheimlichen Ecken, in die ich am liebsten nicht sehe, und reich eingerichtet; die Donnerstuhls können es sich leisten. Von der Lage ist auch nicht viel zu reden: mit dem Rücken lehnt es an einen recht gut gehaltenen Part, der sich in meilenweiter Föhrncnforst fortsetzt; von vorn übersieht man das kortragende, stäche Land bis zu einem blauen Strich cnn Horizont, der wieder Wald bedeutet. Darin ist wenig Wechsel, aber der Reiz dieser Gegend scheint überhaupt im Eintönigen zu liegen. Durch den Wald führt gegen Norden eine Fahrstraße, die in der Entfernung einer halben Stunde an der Düne endet. Wieder ein Anblick von absoluter Eintönigkeit. Das Meer, das sich von hier aus nach allen Seiten in das Unendliche dehnt, kaum daß einmal ein Fischerkahn das Bild belebt. Wald, Feld und Meer; wohin man sieht, stets der Eindruck des Endlosen, und, über Allein jener Friede, der nur im kleinen Räume gestört wirb, ohne das Gesamtbild in seiner trägen Monotonie zu ändern. Allerdings, das Meer kann, wenn es will, durch diese zum Traumen verleitende Wechsellosigkeit einen Strich machen, und mit der Neugierde Eines, der aus dem Binnenlande kommt, habe ich eine starke Sehnsucht nach dem Anblick von Wellen, Wogen, wenn es sein kann, und nach dem Brausen des Sturmes. Sobald es einmal losgeht, werde ich mir selbst in der Nacht die Gelegenheit nicht entgehen lassen, das Gruseln zu erlernen, aber wie mir alle Welt sagt, ist die Aussicht vor dem Herbst verschwindend gering. Der erste Anblick des friedlichen Meeres ist immer eine halbe Enttäuschung; man hat es sich nicht denken können, daß diese Unendlichkeit in der Ruhe spiegelt, wie der Ententeich eines Torfes, daß man eine Stunde lang am Strande stehen kann, die Fußspitzen im Wasser, ohne die Ferse zu benetzen. Aber dann, wenn man nicht mehr mit den Augen der Phantasie schaut, weitet sich das Herz doch an dem Schrankenlosen; diese Stille, dieser großartige Natnrfrieden auf Meer und Land kann seine tiefe Wirkung auf Gemüth und Körper nicht verfehlen.

Ich glaube, daß diese Umgebung zur Winterszeit sehr melancholisch stimmen muß, aber mir lacht jetzt das Glück, den Frühling zum zweiten Male zu genießen; fast um vier Wochen später, als in unserem sonnigen Süden, aber nicht minder willkommen, weil er hier ein gewohnheitsmäßig nachhinkender Gast ist. Mit Italiens Himmel ist der unsere freilich nicht zu vergleichen, wie meine Hausgenossen sagen, und doch sieht man ihnen die Freude an, wieder zu Hause zu sein. Glückliche Menschen, welche nicht die Noth an die Scholle fesselt, denen der Wechsel erst den Reiz der Heimath recht zuni Bewußtsein bringt!

Von dem Grafen kann ich sagen, daß er diesen Genuß mit wirklichem, sichtbarem Behagen auskostet. Er ist an sich wohl schon eine Natur, die dem Leben überall die beste Seite abgewinnt, aber es freut mich, dies auch in der häuslichen Beschränkung an ihm zu beobachten. Es hat sich ja auch hier schon eine Geselligkeit gebildet; Besuche sind gemacht und empfangen; ein Paar umwohnende Adelsfamilien gehören in diesen Kreis, von dem ich nicht weih, ob zufällige Umstände oder Absicht die bürgerliche» Elemente fernhalten; Stolz auf die Vorzüge der Geburt habe ich im Schlosse bisher nicht gespürt. Aber die Pflichten gegen diese Nachbarschaft werden nicht häufig geübt und ich finde nicht, daß man sie besonders hochschätzte; die Dame des Hauses schon gar nicht, aber auch nicht der Graf, dessen Neigungen sich an anderen Beschäftigungen bethätigeu. Mit einer schönen Begeisterung stürzt er sich nämlich in die wirthschaftlichen Sorgen, reitet seine Felder ab, in» spicirt die Stalle, conferirt mit allerlei Personen, die sicher bürgerlich und nicht immer von zweifelloser Reinlichkeit sind: kurz, er findet volle Befriedigung darin, ein Landedelmann zu sein, der sein Gut tüchtig bewirtschaftet.

Tu wirst mir darin Recht geben, mein Freund, daß der bürgerliche Hochmuts) nirgends stärker ist. freilich auch nirgends latenter, als in den Menschen, die etwas Ordentliches gelernt haben und Nichts besitzen, wie wir es sind; und dennoch ist dieser Hochmuth im Grunde genommen Nichts als erbärmlicher Neid auf Vorrechte, die nur durch Geburt und ohne persönliches Verdienst erworben werden. Ich kann mich selbst von solchen Regungen nicht freisprechen und nicht zum Wenigsten trug dies Bewußtsein dazu bei, mich zögern zu machen, als es sich darum handelte, in einem gräflichen Hause eine — offen gesprochen doch immer dienende Stelle anzunehmen. Aber wenige Wochen haben hingereicht, mich zu belehren; der Graf hat mir schon jetzt den Beweis geliefert, daß es Edelleute giebt, die es zu sein verdienen, weil sie die Pflichten des Adels erfüllen und dabei die volle Berechtigung unseres Standes würdigen und anerkennen. Du wirst ihn ja kennen leinen, wenn nicht persönlich, dann wenigstens aus meinen künftigen Briefen. Um eine Stufenleiter zu finden, wie die Menschen hier mein Interesse wach rufen, so denke ich dereinst, wenn ich scheide — es hat vorläufig noch Zeit damit! — die meisten und angenehmsten Erinnerungen von dem Grafen mitzunehmen, eis: dann von der Gräfin und zu allerletzt — es ist ein großer Raum dazwischen! — von Fräulein Gabriele, der Gouvernante. Von meinen Schülern ganz abgesehen, versteht sich. Was die letzterwähnte junge Dame betrifft, so denke ich, ist sie für alle künftigen Briefe abgethan, wenn ich Dir am Schlüsse dieses sage, daß sie mir noch Nichts anderes gezeigt hat als am ersten Tage meines Hierseins, nämlich ein finsternes, verschlossenes Gesicht, das vom Lächeln leine Ahnung hat, keinen Menschen ansieht, nicht einmal verräth, daß Dinge, die gesprochen werden, zum Bewußtsein der nicht beneidenswerthen Besitzerin gelangen. Ich habe es längst aufgegeben, mit der Dame ein freundschaftliches Verhältnis; anzuknüpfen, wie es das enge Zusammenleben und die Ähnlichkeit unserer äußeren Lage von selbst ergeben müßten, und obgleich sie meinetwegen unbesorgt sein kann, meidet sie mich noch obenein wie einen Gegenstand, der fremd und störend in ihr Leben eingetreten ist. Aber bei Tische drängt sich mir die Wahrnehmung auf, daß ihr Verhalten dcnı gräflichen Paare gegenwärtigt gleiches ist. Sic giebt nicht mehr in die Unterhaltung hinein, als ihr abgenöthigt wird; wenn nicht die Wißbegierde der Kinder sie in Anspruch nähme, ich glaube, wir hörten überhaupt kein Wort von ihr. Ich kann es der Gräfin nicht verargen, wenn ihr, der feinfühligen und hochgebildeten Dame, eine solche Natur nicht sehr sympathisch ist; sie läßt das mit einer gewissen Nuance ihres Benehmens gegen die junge Dame ein wenig merken, wenn auch vielleicht unabsichtlich; in ihrer Stimme fehlt, wenn sie zu der Gouvernante spricht, jener Klang von herzlichem Wohlwollen, der so angenehm berührt, es fehlt auch in ihrem Gesichte der lächelnde Zug, den sie sich oft in Schmerzen abzuringen scheint. Ich kann der Gräfin daraus keinen Vorwurf machen, bewundere aber doppelt den Grafen, der mit seinem Benehmen gegen Fräulein Gabriele ersehen zu wollen scheint, was seine Gattin versäumt. Nicht etwa durch Freundlichkeit, sondern er verfügt zu diesem Zweck über eine Art ritterlicher Zartheit, die überall sonst ihre Wirkung nicht verfehlen würde.

Tamit hast Du des Längeren von den Menschen gehört, die meinen täglichen Umgang bilden, und, wie mir jetzt erst klar wird, nicht zum wenigsten von Derjenigen, mit der ich eigentlich keinen Umgang Pflege. Ein nächstes Mal von anderen Dingen; hoffentlich habe ich bis dahin Etwas erlebt, was in mein langweiliges Geschreibsel willkommene Abwechselung brächte!

III.

2«! 21. Juni 18 ..

Als ich in meinem letzten Briefe die Sehnsucht nach Erlebnissen verrieth, dachte ich nicht entfernt an das, was kommen sollte; daß das Neue von einer Seite an mich herantreten würde, von der ich es am wenigsten erwartete, hat mich wieder um eine Lebenserfahrung reicher gemacht: nicht für Sein zu halten, was Schein ist, und sich nicht eher zum Glauben zu kennen, che nicht die sichere Erkenntnis; gekommen ist. Wir beide, denen jede theologische Anlage abgeht, tonnen ja solche intime Bekenntnisse wechseln! Aber ich bereute es nicht, jenen Brief geschrieben zu haben, auch dann nicht, wenn Tu mit diesem zu Ende sein wirst. Die Befriedigung, sich auf Irrwegen zur Wahrheit durchzuarbeiten, ist größer als der mühelose Genuß, nicht geirrt zu haben.

Zur Sache denn! Ich erzählte Dir schon, mit welchem Entzücken ich mich dem Anblicke der kleinen Vergkuppen hingegeben hatte, unter denen ich mit gutem Grunde Hünengräber vercmthen durfte. Die Möglichkeit solchen von Angesicht zu Angesicht noch unbekanntem Wundern zu begegnen, half Dir unbewußt, mich zu dem ganzen Reiseabenteuer zu überreden und die Gewißheit, in mitten dieser Mthscl zu leben, versüßte mich mit der vollbrachten That schneller, als meine sonstige Lage. Wenn Du Dir von dem Grafen eine zutreffende Vorstellung machen konntest, wirst Du begreifen, daß meine ersten, schüchternen Andeutungen auf fruchtbares Land bei ihm fielen. Er hatte von diesen Dingen reden gehört; man vermuthete, daß hie und da im Lande ein solcher Hügel in der That ein Hünengrab sei, überzeugt habe sich noch Niemand davon. Ich erhielt ohne Zaudern jede beliebige Vollmacht, mich Leute zum Graben, wenn sie entbehrlich waren, nur die Saat mußte geschont werden. Ich sollte von meinen Erfolgen berichten; er verstände zwar Nichts von der ganzen Sache, aber es interessire ihn, weil es seinen Grund und Boden angeinge. Als ich obenein noch die nicht erbetene Zusage bekam, als mein Eigcnthum betrachten zu dürfen, was ich fände, ging ich auf mein Zimmer, rieb mir eine Viertelstunde lang die Hände und lächelte unaufhörlich vor mich hin. Ein wenig albern, wirst Du sagen, aber, da ein Geizhals seine Freude am heimlichen Gelde ohne Zweifel ebenso ausdrückt, so verfügte ich bei der frappanten Aehnlichkeit meiner Lage mit einem solchen über keine andere Methode. Darüber ließ ich acht Tage verfließen und dachte natürlich nicht daran, graben zu lassen. Natürlich, sage ich, weil es meiner Naiur entspricht. Als ich ein Kind war, in einem Alter, in dem man noch nicht der Sprache mächtig ist, soll ich gerade so gewesen sein. Wenn meine Mutter mir eine Leckerei gab, war mir der bloße Anblick der vollste Genuß; ich ließ die Augen sich sättigen, ich betastete die Gabe mit den Händen, zaghaft, in glücklichster Erregung; ich legte es wieder vor mich und meine Freude machte sich in stürmischen Bewegungen, in Lauten kund. Erst wenn diese Empfindung gründlich durchgekostet war, kam allmählich das Verlangen, auch mit den anderen Sinnen zu genießen, aber dieser letzte Act war nicht viel mehr, als ein mechanischer Vorgang, das bischeu Geist in mir war schon wieder bei anderen Dingen. So war ich als Kind, sagten meine Eltern, und so bin ich heute noch. Die Gewißheit genießen zu können, ist mir köstlicher, als die That, ein Beweis dafür, wie das Ideale mich beherrscht und das Reale erst sehr viel später zu seinem Rechte kommt. Leider, füge ich hinzu!

Als unumschränkter Besitzer aller Hünengräber auf Donnerstuhlschem Territorium Hobe ich indessen nicht nur Platonisch geschwärmt, sondern die Zeit auch benutzt. Alles, was ich in der Hast an Literatur über diesen Gegenstand aufreiben konnte, zu studiren; diesmal nicht mehr so objectiv, wie daheim, sondern mit einem Auge aus dem Fenster, wo drüben inmitten der Roggenfelder ein kleines Gehölz eine Bergkuppe umgiebt. Am neunten Tage fühlte ich mich endlich gesattelt genug, um an das erste Unternehmens dieser Art zu gehen, und als ich an diesem Tage keine Arbeiter bekommen konnte, verfiel ich in ernsthafte Verstimmung. Ob es anderen Leuten ebenso ergeht, weiß ich nicht, aber in mir sind Verlangen und Entschluß zwei verschiedene Tinge. Das erstere tritt plötzlich und ganz souverain ans, aber es braucht nicht gestillt zu werden, bevor nicht mit viel größerem Zeitaufwand? der Entschluß in mir gereift ist. Mit eineni unbefriedigten Verlangen ist mir nur unbehaglich zu Muthe, weil ich Etwas in mir werden fühle, aber wenn der Entschluß auf das erste Hindernis; stößt, fühle ich lebhaften Schmerz.

Ich hatte eine schlaflose Nacht zu überwinden und am nächsten Tage einige Stunden der pflichtmäßigen Arbeit, ehe ich meine Schatzgräber« beginnen konnte. Erst in der frühen Nachmittagsstunde machte ich mich mir

zwei Arbeitern auf den Weg; eine für meine Ungeduld weite Strecke durch die Kornfelder, dann betrat ich den geheiligten Boden. Es war ein KiefernWäldchen von nicht mehr als hundert Schritten im Durchmesser, am Rande von Gebüsch gesäumt. In der Mitte erhebt sich eine grasüberwucherte Hügelgruppe, drei Kippen, die mittlere die höchste; nur kleines Gesträuch wächst darauf, kein Baum. Ich hatte meine Leute schon unterwegs mit der nöthigen Instruction versehen und dafür ein kaum verhehltes Lächeln gecrntet; die beiden Wackeren waren mit ihrer Meinung über das dumme Zeug ohne Zweifel schon fertig. Dann ging es an die Arbeit und Du kannst Dir denken, daß Keiner den Spaten eifriger rührte, als ich.

Da ich die Absicht habe, Dir für heute von einem kleinen Erlebnisse zu erzählen, das zu der Grabstätte nur in zufälliger Beziehung steht, so begnüge ich mich zu sagen, daß wir den Hügel zunächst von oben angingen, und als wir nach Verlauf einer Stunde einige Fuß Erdreich überwund«! hatten und auf die erwartete Steinanhäufung trafen, zu einem seitlichen Stolieu unsere Zuflucht nahmen. Die Details dieser fieberhaft anregenden Beschäftigung übergehe ich hier, weil ich selbstverständlich eine Arbeit darüber schreiben werde. Stelle Dir also vor, daß wir uns halb in dm Berg hineingewühlt hatten, jeden Augenblick gewärtig, auch hier auf den Steinkranz zu stoßen, und daß ich mich in einer Pause, die mir die angestrenzte Tätigkeit aufnöthigte, zweck- und ahnungslos umschaute. Dabei fiel mein Blick auf eine Art Nascnbank, nicht zwanzig Schritt von mir, und darauf saß die Gouvernante, ein Buch in der Hand, aber die Augen, wie man sich denken kann, auf uns geheimnißvolle Schahgräber gerichtet. Ich war ein wenig überrascht, aber da die junge Dame keine Meine verzog, ärgerte ich mich wieder, und überlegte einen Augenblick, ob ich sie nicht ganz ignoriren sollte. Der bessere Mensch in mir siegte jedoch, ich stellte den Spaten bei Seite und ging mit meinem lustigsten Gesichte zu dem Mädchen. Und nun entwickelte sich zum ersten Male zwischen uns eine Art von Unterhaltung, die ich Dir möglichst gedächtnißtreu wiedergebe, weil sie einigermäßen interessant ist. Mit der mir eigenen Bescheidenheit bemühe ich mich, meine geistreichen Redewendungen nach Möglichkeit abzuschwächen.

„Sie wundem sich ohne Zweifel über unsere sonderbare Thätigkeit?“ fragte ich. „Ich begreife sie wirklich nicht!“ sagte sie, und da man selten den Vorzug hat, so viele zusammenhängende Worte von ihr zu hören, so kam nur der Gedanke, daß die Neugierde eine Evastochter geschäplich machte, und ich nahm danach meine Position! Ich nickte also mit überlegener Würde und sagte: „Wenn Sie die Bedeutung dieses Hügels nicht kennen, muß Ihnen unsere Arbeit allerdings ein Räthsel sein. Wir sind im Begriff ein Grab aufzudecken.“ Ich hatte Etwas wie einen leisen Schreck bei ihr vorausgesetzt, aber ich irrte mich vollständig. „Ein Grab?“ fragte sie so einfach, als ob es sich um die gleichgiltigsten Tinge handelt. „Ein Hünengrab!“ belehrte ich sie. „Eine Grabstätte, die seit einer ungemessenen Zahl von Jahrhunderten unberührt liegt, eine Ueberlieferung vorhistorischer Zeiten!“ Ich war schon wieder auf falschem Wege, wie mir gleich klar wurde. Denn anstatt über meine andeutungsweise Gelehrsamkeit zu erstaunen, nickte sie kurz mit dem Kopfe und sagte einfach: „Ich weiß!“ Ich machte also mit vieler Natürlichkeit den Ueberraschten, brachte ein paar Redensarten hervor darüber, daß ich bei einer Dame solche Kenntnisse nicht vermuthet hätte, und als auch das keinen Eindruck auf sie machte, lud ich sie endlich ein, sich das Ding näher anzusehen. Das that sie denn auch mit derselben Ruhe im Gesicht und in der Bewegung, die sie für gewöhnlich so unausstehlich macht, und trat an unsere Höhle heran, wo die beiden Arbeiter seit wenigen Minuten auf den Steinkranz gestoßen waren, dessen einzelne Steine sie hinter sich warfen. „In welcher Tiefe ist die Grabkammer zu erwarten?“ fragte sie mich, worauf ich ihr mit einiger Breite auseinandersetzte, daß man aus verschiedenen Gründen das nicht genau vorher wissen könnte. Nun sahen wir eine Weile den Arbeitern zu, welche noch immer beschäftigt waren, die Steine zn beseitigen, dann kletterte ich auf die Höhe, um zu sehen, wie weit unsere beiden Abgrabungen von einander entfernt seien, und als ich wieder herunterkam, hielt das Mädchen einen Gegenstand in Händen, den sie mir mit den Worten gab: „Das habe ich zwischen den Steinen gefunden.“ Du magst Dir meine Ueberraschnng vorstellen, als ich einen schweren, metallenen Körper in der Hand hielt: und wie ich die Erde abstreifte, hellen Goldglanz hervorkommen sah; in einer halben Minute hatte ich eine Spange in Lcierform herausgewischt, ein ausgezeichnetes Stück alter Goldschmiedekunst, mit prachtvollen Laubornamenten. Ich glaube, daß mir vor Aufregung die Kniee zitterten. „An dieser Stelle?“ fragte ich, worauf sie sich bückte und einen der zurückgelegten Steine aufhob, an dem noch deutlich die Stelle sichtbar war, wo der Fund mit Erde daran gekittet gewesen und vermuthlich durch die Erschütterung abgelöst war. „Sie ahnen nicht, Fräulein, welchen köstlichen Fund Sic gemacht haben!“ mußte sich bei mir endlich die Empfindung Luft machen und nun schwatzte ich eine Weile allerlei unklares Zeug über Spangen, Musler und Bronze, untermischt mit verschiedenen kühnen Hypothesen, die ich in der Geschwindigkeit ausbrütete, bis ich endlich, von einer unglaublichen Anwandlung von Edelmuth befallen, ihr diesen Erstlingsfndd zum Geschenke anbot. Aber das war mein größter Mißgriff bei diesem ganzen Abenteuer; zum ersten Male sah ich eine wirkliche leidenschaftliche Empfindung aus ihr hervorbrechen; ein zorniger Strahl ihrer Augen traf mich und dann sagte sie mit einem unsäglichem Ausdruck von Verachtung: „Gold! Was soll mir Gold! Ich brauche keine Schätze!“

Ich nenne das kurz angebunden, aber in der Freude darüber, daß mein unvorsichtiges Anerbieten so nachdrücklich zurückgewiesen wurde, daß ich es anstandshalber nicht zu wiederholen brauchte, schwebte mir ein frivoler Scherz über die Zweideutigkeit des Wortes „Schütze“ auf der Zunge, den ich glück

Rord und Tud. XX, 5». b

licherweise noch verschluckte. „Aber ein solcher Schatz, Fräulein, dessen Werth nicht im Golde liegt! Ein Stück, von unermeßlichem Alter, ein Wort, das das Grab nach tausendjährigem Schweigen an uns richtet!“ sagte ich mit sanftem Vorwurf. „Kann das ein Schatz sein, was die Gräber zu uns sprechen?“ fuhr sie zornig auf. „Haben Sie niemals davon gehört, daß Gräber auch fluchen können? Die Lust an solchen Schätzen kann Einem das Leben verleiden!“ Soweit war die Erregung unwillkürlich; nun sah ich, wie sie sich zwang, ruhig zu werden und dann setzte sie mit verhaltener Stimme hinzu: „Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrem Funde und weiteren guten Erfolg!“ Damit ging sie, aber vorher, mein Freund, hatte sie mich mit einem Lächeln angesehen, das erste, das mir beschieden war, mit einem sanften, klagenden Lächeln, unter dem die Züge ihres Gesichtes sich zu einem wohlthuend weichen Ausdrucke glätteten, zu dem ihre Augen groß, dunkel, ich möchte fast sagen in Thränen glänzend strahlten, ein Lächeln, das in mir die überraschende Empfindung wachrief, daß dies Mädchen ein inneres Leid unter der Maske finsterner Verschlossenheit verbarg.

Siehst Du, mein Freund, ich bin bekanntlich keine Größe im Punkte der Liebe; ich bin ein Wenig spröde oder auch kalt und vor dem Verdachte, mich in die erste beste Gouvernante zu verlieben, wird mich hoffentlich mein Renommie bewahren. Ich denke nicht an solche Kinderthorheiten; aber mit vollster Unbefangenheit muß ich bekennen, daß ich das Mädchen mit diesem Lächeln des niedergekämpften Jammers schön fand und daß mich eine Regung tiefsten Mitleids beschlich. Ich bin ihr nun nicht etwa nachgelaufen, wie sich das für einen „Don Juan um jeden Preis“ passen würde, sondern ich steckte meine Goldspange eiligst in die Tasche und fiel wie ein Geizhals über die Steine her.

Zwei Dinge hoffe ich am Schlüsse dieser etwas verlängerten Epistel glücklich erreicht zu haben. Erstens brennst Du natürlich auf das Schlßresultat meiner Schatzgräber«! und in diesem Zustande beabsichtige ich Dich zu lassen, bis Dir ein sorgfältiges Manuscript über meine wissenschaftliche That weitschweifige Belehrungen giebt. Und zweitens bist Du auf das Mädchen mit dem vereinzelt Lächeln neugierig geworden und, offen gestanden, ich auch ein Wenig. Ich habe zwar trotz des Mitgeföhls, dessen ich fähig bin, eine instinctivc Abneigung gegen Alles, was Kummer heißt, offenbar aus demselben Grunde, aus dem man Sonnenglanz lieber sieht, als bewölkten Himmel; aber unser Zusammenleben im so engem Kreise erfüllt mich mit der Besorgniß, daß ich das Geheimniß dieses steinernen Gesichtes, das so herzbewegend lächeln kann, eines Tages erfahren werde. Nur in dem Bewußtsein, daß jener verborgene Kummer keine Beziehung zu mir hat und haben wird, kann ich mich leichter mit einer Aussicht abfinden, die zu verstärken ich durchaus nicht gewillt bin.

IV.

dm 28. Juni 13 ..

Fast gereut es mich, meinen letzten Brief geschrieben zu haben, und dann sage ich mir wieder, daß man sich als Freund dem Freunde geben muß, wie man ist: menschlich, also irrend! Damals war nur eine Empfindung stark in mir: die Freude über meine Entdeckungen in dem Hünengrab«; dagegen blieb alles Uebrige im Schatten, und das Mitgeföh mit einem unglücklichen Weibe wird in dem frivolen Tone meines Briefes wohl untergegangen sein. Heute ist das anders, und daran kannst Du erkennen, daß Dein Freund ein Mensch ist, der sich wieder ans den rechten Weg findet.

Von besonderen Erlebnissen weiß ich nicht zu berichten, aber urtheile selbst, ob das, was ich zu erzählen habe, nicht Schritte der Entwicklung sind. In einem Punkte hatte ich mich geirrt, als ich nämlich glaubte, daß das planmäßige Aufwühlen eines Hünengrabes eine Leistung sei, die man ohne Beschwerde zum zweiten Frühstück zu sich nimmt. Ich bin auch heute noch bei dem ersten Hügel und zwar mit Eifer und täglicher Arbeit. Wir haben natürlich die Grabkammer längst erreicht, einen Steinsarg aufgedeckt, darin die Knochenreste zweier menschlicher Körper und an sonstigen Funden eine überraschend reiche Menge, was mich vorläufig darüber belehrt, daß man mit achttägigem Buchstudium keiner Wissenschaft auf den Grund kommt. Seit Tagen schon beschäftigt mich die Aufgabe, auch den letzten Stein der Hügelanhäufung über dem Sarge umzuwenden, und auch diese Arbeit hat sich reichlich gelohnt. Ob ich mit diesem ersten Unternehmen einen besonders glücklichen Griff gethan habe oder ob alle die Gräber, welche meiner noch warten, ebenso glänzende Ausbeute versprechen: jedenfalls bin ich auf der Höhe des Interesses und kann meine pflichtmäßigen Tagesarbeiten noch immer nicht ohne das Gefühl verrichten, daß die Zeit bester anzuwenden wäre.

Es ist merkwürdig, daß diese einsamen Forschungen — ich brauche keine Hilfe mehr, da die schwerste Arbeit mit dem Grabscheit gethan ist! — mich in nähere Beziehungen zu Fräulein Gabriele bringen sollen. Daß es nur ein Spiel des Zufalls ist, lehrt der Augenschein; ich habe mich an diesen Grabhügel zuerst gemacht, weil er der nächste zum Schlosse ist, von meinem Fenster aus deutlich sichtbar; und die junge Dame hat ohne Zweifel schon seit langem die Gewohnheit, an derselben Stelle eine einsame Nachmittags-, stunde zu verbringen. Ter Park hinter dem Schlosse wäre wohl bequemer, aber hier tummeln sich die Kinder und mit dem Maßstäbe meines eigenen Bedürfnisses kann ich es ermesnen, wie gewaltig der Drang nach Augenblicken des Alleinseins werden muß. Das kleine Gehölz, welches den Grabhügel umgiebt, der einzige schattige Fleck inmitten weiter Kornbreiten, hat seinen lauschigen Reiz; Gebüsch ringsum hindert den Einblick und eine Rasenbank darin, über die sich gleichfalls Buschwerk wölbt, könnte auch mich anziehen. Erst später, als ich wahrnahm, daß der Besuch dieses Platzes zu den Liedlingsgewohnheiten der schweigsamen Dame gehört, ist in mir das Schuld

Bewußtsein gedämmert, daß ich ein rücksichtsloser Eindringling in dies Hciligthum geworden bin; mehr als das: ein Entweiher, denn, seit in dem Hügel tiefe Kliifte gähnen, darinnen die beraubte Grabhülle zweier Tobten, deren Gebeine selbst meine Habgier reizten, seitdem die Steine in Haufen wüst umherliegen, müßte, schien es mir, der Platz seinen Zauber eingebüßt haben. Und doch sitzt das Mädchen hier jeden Nachmittag; sie schaut mit finster zusammengezogenen Brauen meinem Zerstörungswerke zu, aber vertreiben läßt sie sich nicht. Tu kannst Dir vorstellen, daß sich im Laufe einer Woche gewisse Beziehungen zwischen uns gebildet haben, die vom Vertrautsein, auch nur vom harmlosen Verkehr himmelweit entfernt sind; aber sie sind immerhin von solcher Art, daß ich bekennen muß, dies seltsame Mädchen ist als beachtenswerther Factor in mein Leben eingetreten, sie gehört schon zu den wenigen Menschen, die mich in diesem einsamen Erdenwinkel beschäftigten. Eins merke ich sehr bald, daß die Dame nämlich mehr zu sprechen im Stande ist, als die drei Worte, die man im Schlosse von ihr zu hören bekommt. Sie nimmt am Fortschreiten meiner Arbeit nur oberflächlichen Antheil, aber ein Gespräch kommt jedes Mal in Gang, wenn wir uns dort draußen treffen; es ist mir sogar schon begegnet, daß ich die Zeit mit ihr verplaudert habe. Glaube nicht, mein Freund, daß dies Verhältniß irgend etwas mit dem Heizen zu thuu hat; ich betrachte das Mädchen als eine interessante Studie, und da sie offenbar traurige Erfahrungen hinter sich hat, so kommt eine Regung der Theilnahme hinzu, wie ich sie vielleicht jedem anderen Mädchen, deni das Unglück beschieden wäre, Gouvernante zu sein, gleichfalls widmen würde. Sonst sind unsere Beziehungen die nüchternsten, die man sich denken kann. Wir reden von wissenschaftlichen Dingen, und ich bewundere oft, wie vortrefflich sie in allerlei Disciplinen Bescheid weiß, von denen mir unter der philologischen Hochfluth nur noch Bruchstücke übrig gelieben sind. Wenn es besonders lebhaft zwischen uns zugeht, lassen wir uns wohl gelegentlich auf philosophische Speculationen ein, aber wenn ich schon auf das Peinlichste dabei den Punkt vermeide, der zwischen Leuten verschiedenen Geschlechts nicht mehr mit Unbefangenheit behandelt werden kann, so scheint dies Gebiet der speculativen Well — und Menschenbetrachtung für die Dame gar auf Schritt und Tritt mit Fußangeln besäet zu sein. Sie ist bei solchen Gelegenheiten finsterner als sonst und eine Pessimistin vom reinsten Wasser, unduldsam, von einer unweiblichen Entschiedenheit, die verletzen müßte, wenn ich nicht das Gefühl hätte, daß sie ihre letzten und besten Gründe für sich behält. Anfangs kam mein bischen Eitelkeit dabei stark in das Gedränge, da ich mir sagte, daß man doch nicht fünf Semester in Philosophie gemacht hat, um vor den unbeweisbaren Behauptungen eines Mädchens die Segel zu streichen; aber nach und nach wurde ich im Gefühl meiner theoretischen Überlegenheit nachsichtiger und mache ihr jetzt gern das Zugeständniß, daß sie in ihrem praktischen Fall Recht haben mag. Ich gehe übrigens solchen Gesprächen am liebsten aus dem Wege, denn dabei ist auf ein Lächeln von ihr nicht mehr zu rechnen.

Wenn ich nicht irre, ließ ich mich in einem früheren Briefe zu der Uebereilung hinreißen, zu sagen, daß sie häßlich sei. Ich muß mich corrigiren. Sie ist mittelgroß, alle Linien in Harmonie und wenn ich nicht irre auf dem Ucbergange zu einer maßvollen Fülle begriffen. Halb Mädchen, halb Weib, man konnte in Zweifel fein. Und an dem Kopfe ist eigentlich nichts häßlich, als der todte, abwesende Ausdruck; seit ich den Vorzug genieße, in dies Gesicht das Leben zurückkehren zu sehen, finden ich es sehr anziehend. Boher nun dieser Wechsel der Meinung, ist schwer zu sagen; das ganze Ensemble der Züge war von jeher harmonisch, ein Kenner auf diesem Felde würde es vielleicht hübsch oder gar schön nennen. Aber das ist eine passive Eigenschaft; anziehend, also handelnd und eine Reaction erweckend, fand ich in dem Gesichte erst sehr viel später die Augen, große, tief dunkle, feucht glänzende Augen, die sie leider so selten aufzuschlagen Pfllegt, daß Wochen darüber vergangen sind, ehe ich mir über die Wirkung derselben klar wurde. Tiefe Augen legen von einem innerlichen Leben mehr als beredtes Zeugniß ab; dahinter steckt Verstand, Energie und vermutlich auch Gefühl, obgleich daS Mädchen davon so wenig wie möglich merken läßt.

Es giebt verschiedene Wege, am Menschen Interesse zu gewinnen. Der Eine schleicht sich allmählich in das Herz ein, oft wider Willen, oft unmerklich, und wenn man vor der vollendeten Thatsache steht, findet man, daß es die sanften, leidenschaftslosen Gemüthsseiten find, die uns gefesselt haben. Bei dem Anderen geht Alles in Sprünge; manchmal packt der erste Anblick, ein andres Mal gehören Ereignisse dazu, selbst wenn sie auch nur zufällig von außen herantreten. Ich glaube, der erste Weg ist der bessere, weil er Tauer verspricht, und das Gefallen auf einen Ruck trägt häufig den Keim der Enttäuschung in sich. Ich stelle diese Betrachtung hier an, weil sie auf mein Verhältniß; zu Gabrielen paßt; ein großes Stück der Arbeit, sie in den Vordergrund meiner Interessen treten zu lassen, hat unser langsames Kennenlernen erhan; ein anderes Stück ist wohl durch zufällige Dinge gefördert worden. Mit diesen letzteren meine ich das Verhalten des gräflichen Paares gegen das Mädchen, das mir Anfangs so unverfänglich wie möglich schien und nun, da ich bei näherer Bekantschaft ein wenig sorgfältiger beobachtet habe, zu denken giebt.

Ich schrieb Dir schon, was für eine milde, gütige Dame die Gräfin ist, aber ich wußte damals noch nicht, daß sie diese Eigenschaften gegen die Gouvernante um ein merkliches Maß modificirt, und zwar niit unverkennbarer Absicht selbst im plötzlichen Wechsel. Als ich meine Wahrnehmungen zum ersten Male machte, suchte ich nach Bestätigung; man kann sich bei einer kränklichen Frau in kleinen Aeüßerlichkeiten täuschen, sagte ich mir; beobachten wir, mit welchen Blicken die Gräfin auf die Erzieherin ihrer Kinder sieht. Und da traf ich auf Etwas, das mir ein Räthsel war und noch ist. Diese beiden Menschen sehen sich überhaupt nicht in das Auge; es scheint eine stillschweigende Uebcreinkunft zwischen ihnen, daß sie nur abgewandten oder gesenkten Angesichts mit einander reden wollen. Von Gabrielen darf das kaum Wunder nehmen, denn es giebt nicht viele Menschen, die mit mir den Vorzug theilen, ihr in die Augen sehen zu dürfen, aber die Gräfin mit ihrem ehrlichen, liebenswürdigen Gesichte handelt hierin offenbar mit Bewußtsein. Und noch mehr des Röhthselhaften: die Augen der Frau suchen das Mädchen, wenn es unbeobachtet geschehen kann, und alsdann liegt in ihnen ein Ausdruck, der mir unheimlich ist; soll ich ihn fragend, argwöhnisch, gar feindlich nennen? Zwischen diesen beiden Menschen giebt es Etwas, was ich nicht kenne, dessen sie sich aber Beide bewußt sind; ich meine, daß es keine unabänderliche That ist, denn eine solche würde sie längst auch räumlich geschieden haben, sondern vielleicht ein Argwohn, ein Verdacht, aus dem man noch nicht die letzten Folgerungen zieht. Wenn ich einen solchen heimlichen Blick der Gräfin erhasche, beschleicht mich das Gefühl, daß der latente Conflict eines Tages zum Ausbruche kommen konnte; ob es dann ein reinigendes Gewitter sein wird, ob ein Zusammenhang besteht zwischen diesem persönlichen Verhältnisse Beider und der unnatürlich verschlossenen

und verdüsterten Stimmung des Mädchens, ob vielleicht gar ein Unglück, eine Katastrophe, ein unversöhntes Scheiden die Folge sein wird: diese Gedanken beschäftigen mich oftmals und mit innerlicher Theilnehmung meiner selbst, denn gern würde ich Gabrielen aus meinem Lebenskreise nicht mehr verlieren. , Du siehst, mein Freund, daß auch die kleine Gemeinschaft, in welche ich unter dem Eindrücke des harmonischen Friedens trat, Abgründe birgt, von denen ich nur wünschen möchte, daß das Verderben nicht darin lauert. Jetzt, da ich im Begriff bin, meinen schon allzulangen Brief zu schließen, kommt mir erst der tröstliche Gedanke, daß ich bei diesen kleinen Wahrnehmungen vielleicht zu schwarz sehe und mich hineingeträumt habe in ein künstliches Interesse für ein Mädchen, das in Wahrheit doch weit von dem Ideale entfernt ist, mit dem meine Phantasie sich sonst zu beschäftigen pflegte. Ein nächstes Mal, mein einziger Freund, wirst Du mich wieder kühl bis an's Herz hinan finden!

V.

Donnerstuh, dm 7. Juli 18 . , Ob Tu mir den Vorwurf schon gemacht hast, daß sich in meinen weitschweifigen Briefen nicht der Raum findet, meiner Zöglinge zu erwähnen, weiß ich nicht; mir ist es Entschuldigung genug, so vieles andere auf der Seele zu haben, was zur Mittheilung drängt; Angesichts einer letzten Briefseite ist mir noch jedesmal die Empfindung gekommen, daß ich nicht ausgedret habe, daß ich Vieles für eine nächste Gelegenheit versparen mußte, was alsdann wieder vor dem Neuen zurückwich. Aber heute spielen die Kinder eine Rolle in dem kleinen Ereignisse, das kaum eines ist und mich doch sv seltsam bewegt hat. Mir scheint, als ob im Frieden der Natur und im engen, immer gleichen Umgangskreise die Seele des Menschen in sich zusammenkriccht, schreckhaft wird, wie ein verzärteltes Kind; erst im großen Treiben der Welt härtet sich auch dieser Theil unseres Daseins, im guten und schlechten Sinne, zum Wohl und zum Wehe, je nachdem die Erfahrung herantritt. Ich habe, seit ich auf Donnerstuh lebe, sicherlich eine solche innerliche Rückbildung erfahren, denn mich ergreifen minutiöse Vorgänge, die ich vordem, wenn ich sie überhaupt beachtete, im Treiben des Tages schnell wieder vergaß, hier habe ich ja Zeit, sie in mir zu verarbeiten , es ist nicht leicht, hier gestört zu werden.

Die Geschichte ist so harmlos wie möglich; aber wenn Du am Schlüsse bist, bitte ich Dich, diese kühle Einleitung noch einmal zu lesen, nur, um Dir das Zugeständnis; abzuringen, daß ich in der Selbstbezwingung da, wo es eigentlich an Stunn mahnt, auf dem Wege des Fortschritts bin.

Wir hatten, um zur Sache zu kommen, gestern einen für diese Jahreszeit seltenen Tag: Westwind mit Regen, schließlich Sturm, Die mütterliche Fürsorge der Gräfin duldet nicht, daß die Kinder bei solchem Wetter das Haus verlassen, sie hatte anch gestern beim Frühstück die Mahnung nicht versäumt. Die Kinder sind musterhaft erzogen, folgsam und offen; ich habe niemals den Versuch einer Lüge, nie Ungehorsam wahrgenommen. Man speist im Schlosse, wenn nicht größere Gesellschaft ist, um zwei Uhr; der Glockenschlag einer alterthümlichen Gehäuseuhr, die auf dem unteren Corridor steht und sich überall hörbar macht, erinnert Jeden an eine Prüfung der Toilette und fünf Minuten später tritt man in den kleinen Speisesaal; die Gräsin läßt niemals auf sich warten, dieser Thcil unseres täglichen Lebens spielt sich wie ein gut gehendes Uhrwerk ab. Die Anordnung der Plätze ist gerade so stereotyp, wie die Zahl der Stühle; die Gräsin nimmt die Mitte der langen Tischseite, zu ihrer Rechten sitzt der Graf, zur Linken der älteste Sohn; gegenüber die ältere Tochter in der Mitte, die Gouvernante links, ich rechts von ihr; an den schmalen Seiten die beiden anderen Kinder, mir zunächst das Mädchen, gegenüber der Knabe. So war die Reihenfolge auch gestern, aber was beim Eintritt der Gräfin einen Augenblick nicht bemerkt war, verrieth der leer bleibende Stuhl: das jüngere der Mädchen fehlte.

„Wo ist Gertrud?“ fragte die Gräsin, und da diese Frage an die jüngere Tochter gerichtet war, so senkte die Gouvernante die Augen, die sie einen Moment erhoben hotte, und schwieg. „Sie ist nur einen Augenblick in das Schlafzimmer gegangen, Mama!“ versicherte das Mädchen. Es verging eine Minute, während welcher die Suppe erschien und dann öffnete sich die Thür, um die athemlose Gertrud einzulassen. Das Unglück wollte, daß die Gräfin, sonst ein argloses Gemüth, diesmal Verdacht zu haben schien und daß ihr erster Blick diesen Argwohn bestätigte, denn die Schuhe des jungen Mädchens trugen die Spuren von feuchtem Sande an sich. „Du bist im Garten gewesen?“ fragte die Gräsin streng, wie ich sie noch nie gesehen habe, und dabei flog eine Röthe über ihr Gesicht, die innere Erregung verrieth. Das Kind senkte mit verlegenem Lächeln den Kopf und sagte entschuldigend: „Nur auf einen kleinen Augenblick, Mama!“ Für einen aufmerksamen Zuschauer bei dieser Scene, wie ich es war, konnte es nicht zweifelhaft fein, daß zwischen den beiden Mädchen eine Verabredung wegen der Ausrede getroffen war und daß nur das Ehrgefühl, vielleicht auch die Wahrnehmung, daß sie rettungslos ertappt sei, Geitrud verhinderte zu lügen. „Ich bin erstaunt, Marie!“ sagte darauf die Gräfin zu dem älteren Mädchen, das mit tiefem Erröthen den Kopf gesenkt hatte, und dann fuhr sie mit einem unheimlich kalten Blick auf die Gouvernante fort: „Ich hoffte auf bessere Früchte Ihrer Erziehung, Fräulein! Ueber alle Wissenschaft geht mir Wahrheit, Wahrheit in Lehre und Beispiel!“ Sie sagte das in einem Tone, den ich nicht zu definiren vermag, aber er mußte tiefer verwunden, als eine offenbare Schmähung. Fräulein Gabriele ist schon für gewöhnlich von jener durchsichtigen Blässe, welcher das Colorit des Blutes zu fehlen fcheint, aber bei diesen Worten sah ich sie jäh erbleichen, bis zu der fahlen Farbe einer getünchten Wand und dann sah ich — Mthsel über Räthsel! — daß sie, ohne den Kopf zu erheben, ich möchte fast sagen, ohne die Augen aufzuschlagen, einen kurzen, blitzschnellen Blick nach der Stelle hinüberwarf, wo der Graf faß, einen Blick, der ohne Zweifel die Folge einer unwillkürlichen, ebenso bald wieder bereuten Regung, der nichts weniger als hilfesuschend war, denn die stumme Bitte liegt nur im offenen Auge. Ich mußte gleichfalls zu dem Grafen hinüberschauen, und mein Erstaunen über diese unerwartete Scene wuchs, als ich ihn mit gesenktem Kopfe sitzen und verlegen mit dem Löffel spielen sah; er that, als sei Alles spurlos an ihm vorübergegangen, und doch war es nur zu deutlich, daß er unter der peinlichen Nachwirkung litt. Warum, fragte ich mich mit Befremden, fand dieser weltgewandte Mann nicht ein Wort freundlicher Vermittlung, wo gegen eine Unschuldige eine so unverhüllte Beschuldigung erhoben wurde? Was war es ferner, was die Gräfin zu dem Angriff reizte, während die Schuld auf einer ganz anderen Seite war, was ließ die Erzieherin wie eine ertappte Sünderin schweigen, was endlich bedeutete dieser heimliche Blick zu ihm, der jede Rolle stumm von sich ablehnte? obgleich ich mich zwang, wie ein Unbetheiligter weiter zu essen, überkam mich doch eine Empfindung, die man mit dem Bilde bezeichnet, man fühle sich auf einem Vulcan; vielleicht nicht ganz so schlimm, aber es war doch zum ersten Male ein unheimliches Gefühl, das mich in diesem sonst so harmonischen Kreise beschlich. Das Diner verlief schweigsamer, als gewöhnlich; die Knaben erwarben sich zwar das Verdienst, das Eis einigermaßen durch ihre Gesprächigkeit zu brechen, aber zu der maßvollen Heiterkeit von sonst wollte es nicht kommen; wir gingen schließlich auseinander, wie ich glaube Jeder mit dein Bewußtsein einer ungelösten Dissonanz.

Du bist vielleicht der Meinung, daß die ganze Geschichte nicht der Erwähnung werth ist und daß ich sie zu einem Ereignisse aufbauschte, weil sich in mir ein Interesse für Gabrielen angefundun hat, eine Art von collegialischem Interesse wegen der Aehnlichkeit unserer Lage, Aber ich kann Dir mit zwei Gegengründen dienen. Zunächst ist dies der erste derartige Fall, den ich in

meiner doch schon sechswöchentlichen Anwesenheit beobachte, und soweit ich die Beteiligten kennen gelernt, hätte ich ein solches Vorkommnis; für unmöglich gehalten; es harmonirt nicht mit dem Charakter der Gräfin, es durfte die Gouvernante nicht treffen, die besonderes Talent zu erziehen hat, und aus dem Grafen wurde ich schon gar nicht klug. Sodann aber ist mein Abenteuer hiermit keineswegs zu Ende, wie Du hören wirst.

Wir gingen also auseinander, ein Jedes an seine Beschäftigung. Wie ich bereits andeutete, war es bis zu Mittag ein windiger Regentag, und als Nachmittags der Himmel sich aufklärte, wurde aus dem Winde Etwas, was ich mir als Sturm vorstelle. Bei uns daheim würde man es ohne Weiteres Sturm nennen, aber hier in der Nähe des Meeres soll man in diesem Punkte vorsichtiger handeln, um mit der Scala nicht zu früh zu Ende zu kommen. Als ich den Unterricht geschlossen hatte und meine Schüler bei der Lectüre einer abenteuerreichen Indimergeschichte gut aufgehoben wußre, schien mir der Augenblick gekommen, mich danach umzuseheu, welche Wirkung der Wind auf das Meer äußerte. Furchtsam bin ich nicht, aber im Aufruhr der Natur beschleicht mich doch ein Gefühl des Grausens, dem ich mich mit einem gewissen schauernden Behagen hingebe. Es führt eine Straße durch den Forst zum Meere, wenig mehr als eine halbe Stunde weit. In der Waldung bekam ich einen Vorgesmack dessen, was mich am Strande erwartete; das Geheul des Windes vermischte sich mit dem eintönigen Rauschen der Bäume, es herrschte ein Getöse um mich, so daß ich mehr als einmal einen lauten Ruf that, um mich zu überzeugen, daß ich dem Unwetter gegenüber nicht ganz ohnmächtig war. Und nun, je näher ich dem Wasser kam, desto vielstimmiger wurde das Concert; ich hörte die Wellen von ferne und die Stimmen wurden nit jedem Schritte, den ich zurücklegte, lauter, unterscheidbarer. Das Summen ihrer eintönigen Melodie wuchs allmählich zum Rauschen an, dann wurde es ein Brausen; dann hörte ich das klingende Klatschen, mit dem die bewegten Massen auf den Strand fielen, und lange ehe ich sah, malte ich mir die gurgelnden Wirbel, das Heranstürmen der Wasserberge, das Zerstieben in Zchaum aus. Als ich endlich auf die Höhe der Uferdüne trat, hing mein Blick an dem Schauspiele vor mir, das mich zuletzt wie mechanisch angezogen hatte. In der Ferne verschwamm das Meer mit dem Himmel zum gleichförmig grauen Chaos; das bewegungslos schien, nur daß weiße Flecken auftauchten und verschwanden. Näher gegen mich kam Wechsel hinein, es schien Nichts anderes als das Spiel kleiner Wellen, in denen aber das Blinken des Lichtes fehlte; und obgleich das Auge nicht im Stande war, solche Wellen in der Ferne zu erfassen, sah ich doch das Drängen userwärts und der Blick folgte mechanisch dieser Bewegung. Es schien keine willenlose Masse vor mir, sondern eine Unendlichkeit von Erscheinungen, die wie von einem gemeinsamen Willen gelenkt gegen mich drangen, deren Kraft schwoll, bis zu einem Paroxysmus des Wahnsinnes, bis zum jähen Erlöschen. Es ist eine einfache Täuschung, ober sie bezwingt jedes Besscrwissen; die Wellen wachsen für unser Auge wirklich dem Ufer zu; was draußen in der Ferne ein spielendes Gewimmel scheint, reckt sich allmählich hervor, höher und höher hinauf, man fühlt die Kraft in diesen anrollenden Columnen sich steigern, man sieht einen Culminationspunkt, in dem die ungeheure Masse ihr eigenes Gewicht nicht niehr tragen, zu können scheint, sich mit Gebrüll überschlägt, von oben nach unten kreist Schllumwirbel bildet und gestorben zurückfluthet. Aber ehe Du den Gedanken ausgedacht, ist schon die nächste Wogenreihe da, das Schauspiel wiederholt sich und zum Bewußtsein kommt Dir während des Anschauens nicht der einzelne Vorgang, sondern nur die ewige, stürmende Wiederholung.

Ich habe lange vor dieser Scene gestanden, bis ich bei der Erinnerung an einen Ruhesitz, der von der Gutsherrschaft hier errichtet ist, mich abwandte, um in Behaglichkeit weiter zu genießen. Aber im Nu war Alles um mich her vergessen, denn auf der Bank, die sich gegen ein Ufergebüsch lehrend den freien Blick über das Meer gewährt, faß eine Gestalt, ein weibliches Wesen in dunkler Umhüllung, den Kopf in die Hände niedergesunken, weltvergessen, wie schlafend. Der erste Blick sagte mir, daß es die Gouvernante sei, und mein anredendes Wort machte sie mit einem Rufe des Schreckens auffahren. Ich schaute in ein entsetztes, thränenüberströmtes Gesicht; die Züge glätteten sich bei meinem Anblicke, aber die Thränen blieben zurück. Sie sank mit einem Seufzer der Erleichterung wieder auf ihren Sitz und ich beeilte mich, neben ihr Platz zu nehmen und meinen sanftesten Trost hervorzufuchen. Die Scene, welche nun folgte, hat sich tren in mein Gedächtniß eingegraben, und doch vermag ich sie nur unvollkommen zu schildern; welche Worte wir sprachen, ist vergessen, aber ich denke mit Bewegung an das, was mir an der Seite der Unglücklichen durch die Seele ging. Es war nicht leicht, den Sturm in dem Mädchen zu besänftigen; erst loderte in ihr der Zorn darüber auf, von einem Fremden überrascht zu sein und einen Zaghaften hätten ihre Worte vertreiben können; aber als dann ein neuer Thränenstrom folgte, und ich sehen mußte, wie der Körper dieses erbarmenswerthen Weibes unter der gewaltsamen Empfindung erbebt, erst da durfte ich auf eine Reaction rechnen, die mit der Erschöpfung kam. Ich habe lange zu ihr gesprochen, bis sie zum ersten Male den Blick nach mir erhob und ein mattes Lächeln über ihr Gesicht lief und dann sagte mir das erste, sanfte Wort, daß ich von Dingen geredet hatte, die ich nicht kannte. Erst da wurde mir bewußt, wohin mich eine überwältigende Regung des Mitleids gerissen hatte: zu trösten, obgleich ich nicht einmal den Grund des Kammers „kaunte. Ich hätte es mir selbst sagen müssen: ein Wort ungerechten Tadels konnte den starken Charakter des Mädchens nicht in diesen Abgrund von Jammer stürzen, nicht in den Sturm hinaustrciben an das empörte Meer, wo durch ihre Seele vielleicht die entsetzliche Frage gegangen war, ob das Wogengebraus für ein gemartertes Herz nicht eine sanfte Ruhestätte sein würde. Ich wußte nichts von der Qual dieses Weibes nnd doch sank mir der Muth nicht, mit allen Trostesworten, welche aufrichtige Theilnnhme zu spenden weiß, auf sie einzureden. Allmäh

lich fand auch sie eine Erwiderung und als ich nun sah, daß von dem, was ick sprach, mehr als der bloße Schall zu ihr drang, hielt ich sie am aufgefangenen Gedanken fest und sah den Sieg vor mir. Einen traurigen, nch, so hoffnungslosen Sieg! Wie sorgsam lauschte ich auf jedes ihrer Worte und wie vergeblich! Ich erfuhr nichts von der Ursache ihrer Schmerzen, nur, daß sie vorhanden war, lehrte mich die Wirklichkeit. Und endlich errang ich den Erfolg, die Schatten von der Seele des Mädchens zu scheuchen, nicht mit Dem, was ich sprach, sondern mit meiner warmen, unwiderstehlichen Empfindung. Wir schloffen unfern Frieden fast mit vertauschten Rollen: sie mit einem Lächeln, und ich Thrcinen im Auge, und hier zwang mich zum ersten Male in meinem Leben das überquellende Gefühl, eine kleine Hand, welche die meinige drückte, zu küssen. Aber, mein Freund, obgleich ich weiß, daß Dir bei dieser Erzählung kein Lächeln des Spottes und kein frivoler Gedanke kommen wird: ich will es zum Ueberfluß doch feierlich betheuern, daß dieser Kuß so keusch war, als gälte er einem Marmorbild; Trauer und Kümmeruß sind in mir die wirksamsten Palladien gegen andere Regungen. In unserem Händedruck lag ein stummes Bündniß; wir werden einander künftig gute Kameraden sein und wo wir nicht mit tragen können, wenigstens zu trösten suchen.

Es kommen bei solchen Zwiesgesprächen Augenblicke, iu denen man sich Nichts mehr zu sagen weiß und von der erquickenden Nachwirkung des Erlebten zehrt; auch wir traten endlich an den Rand der Düne, um unsere Gedanken in das Wogengebrause zu versenken; ich zog ihren Arm in den meinigen und hielt die zuckende Hand fest, bis sie nicht mehr sich entziehen wollte, dann standen wir lange Minuten bewegungslos und schweigend.

Ich sah zuerst, daß die Wellen bis zur untergehenden Sonne aufleckten und wie die Schatten der Wolken dichter wurden. Da machten wir uns von dem Anblicke los, der Jedem nur der Vorwand, still für sich fühlen zu dürfen, gewesen war und wanderten durch den rauschenden Wald heim, Arm in Arm, wie gute Kameraden. Ich hatte es am leichtesten, mich wiederzu' finden und ich leistete unterwegs Großes im leichten Geplauder, zu dem auch sie ab und zu eine freundliche Erwiderung gab. Es lag ein weicher Ausdruck auf dem Gesichte des Mädchens, wie ich ihn niemals vorher darin gefunden; ich sah es jedem Zuge an, daß die sanfte Hand des Trostes über ihren Kummer gefahren war, freilich, ohne ihn ganz zu bannen; aber ihre Augen fanden ein theilnehmendes Lächeln und eine Wärme des Blickes, die mich mit freudiger Genugthuung über mein Werk erfüllte. Als wir aus dem Walde traten und das Schloß vor uns liegen sahen, stand der Graf in der Thür, uns zugewendet. Einen Augenblick zögerte er bei unserem Anblick, dann verschwand er im Hause, aber er hatte noch gesehen, wie Gabriele mit einer plötzlichen Bewegung ihren Arm aus dem meinigen zog und einen Schritt von meiner Seite wich. Es wurde kein Wort mehr zwischen uns gewechselt; ich konnte mir denken, was sie bei diesem Ueberraschtwerden gefühlt hatte, und dennoch fand ich kein Wort der Entschuldigung, vielmehr überkam mich eine Regung wie selbstbewußter Trotz. Erst im Hause trennten wir uns und diesmal, unbelauscht, wieder mit einem Händedrucke und mit einem verheißenden Lächeln.

Verzeihe, mein Freund, wenn ich es nicht vermag, unter der frischen Erinnerung an diese Augenblicke gesteigerter Empfindung Gleichgiltiges hinzuzufügen; ich fühle wieder das harmonische Nachklingen in mir, wie gestern, und solche Töne wollen ungestört verhallen. Leb' wohl!

VI.

Donnersluhl dm 11. Juli 13 .. Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben! Eine triviale Weisheit und vielleicht sehr nützlich, wenn man sie immer vor Augen hat, aber zur Verschönerung des Lebens trägt sie nicht sonderlich bei. Es liegt jederzeit eine dunkle Zukunft vor uns und die Sorge um diesen immer wieder in die Ferne weisenden Abend würde allen Lebensgenuß verbittern. Oarps üiem! Eine bessere Lehre, welche darum den Leichtsinn noch nicht groß zu ziehen braucht!

Ich komme zu diesen Betrachtungen, weil ich meiner ersten Briefe von hier gedenke, in denen ich das Behagen am neuen Leben offenherzig bekannte, ohne Kümmeruß um den Abend. Das ist inzwischen anders geworden und einem Gefühle, das sich schon seit Langem allmählich in mein Dasein eingeschlichen hat, muß ich endlich einmal Ausdruck geben. Es war doch wohl ein Unternehmen, das den Keim des Bedauerns von vornherein in sich trug hierher zu gehen, meine ich. Nicht, daß sich der Stolz in mir bei irgend einer Gelegenheit empören mußte: ich hätte mit solchen Regungen zu rechnen gewußt, zumal mein eigener Wille die Lage verschuldet hat. Aber die Zeit, Freund, die nutzlos vergeudete Zeit! Der Maßstab dafür, der Wcrthmesser für ein verlorenes Jahr, kommt erst mit der praktischen Anschauung vom Leben; mir hat er sich aufgedrängt, seit

ich gefunden, daß unser enges Leben, in dem selbst der spärliche Wechsel bald zur eintönigen Gewohnheit wird, beinahe stagnirt; man darf sich auf Donnerstuhl, wenigstens was das unbewußte Dasein betrifft, wie im Venusberg fühlen. Allmählich ist in mir etwas wie Angst darüber großgeworden, daß ich die Welt vergessen und von ihr vergessen werden könnte. Mit diesen, erwachenden Bewußtsein hat mich der sorglose Glaube verlassen, noch jung zn sein und es treibt mich gewaltsam hinweg, wie die Furcht vor dem Alter! Einmal habe ich eine Existenz, wenigstens den Anfang dazu, hinter mich geworfen und nun, da es heißt, verlorene Zeit einzubringen und ein neues Dasein zu beginnen, liege ich wie ein Träumer in der weltverlorenen Waldeinsamkeit und vergesse die Zeit!

Es überrascht Dich, solche Reflexionen, die mit meinen bisherigen Briefen nicht recht zusammenstimmen wollen, von mir zu hören! Aber jedes Samenkorn will zum Keimen Zeit haben und endlich gehört noch ein warmer Regen da zu, um es an das Sonnenlicht zu locken. In mir keimt es schon eine Weile, wenn auch in kaum bewußter Verborgenheit und an Stelle des Regens ist es ein verletzendes Wort gewesen, das zum Entschlüsse gedrängt hat.

Ich erzählte Dir neulich von dem Erlebnis am Seestrande und wie ich mit Gabrielen Arm in Arm nach dem Schlosse zurückgekehrt bin, auch davon, meine ich, daß uns der Graf kommen sah. Wir fanden uns erst am nächsten Mittage zur Speisestunde zusammen, wieder dieselben Menschen in der nämlichen Gruppierung, die ich Dir andeutete, jedoch dem äußeren Scheine nach in gelassenerer Stimmung, als am Tage zuvor. Während des Essens brachte die Gräfin das Gespräch auf ihr Kammermädchen, das ihr heute Morgen das Geständniß abgelegt, daß sie den Gärtner Heirathen wollte; es fehlte nur die Zustimmung des Grafen. Aber dieser sonst so weltgewandte Mann beging wiederum wie am Tage zuvor Etwas, was mir zu seinem Charakter nicht zu stimmen scheint; anstatt diese Einwilligung gleichmüthig zu geben, sah ich ihn finster die Stirn falten und er antwortete mit einem Blicke, der von Gabrielen zu mir herüberglitt: „Ich mag diese Liebeleien nicht! Ich dulde sie nicht im Hause!“

Ich war wirklich betroffen von dem feindseligen Ausdrucke seiner Augen, und im nächsten Momente sagte ich mir, daß es eine Warnung sei, an Gabriele und mich gerichtet. Die Gräfin drückte ihre Verwunderung über diesen unvermutheten Widerstand aus und der Graf gab mit einem finsternen „Meinetwegen!“ gleich darauf seine Zustimmung; der Wechsel der Meinung war so unvermittelt, daß es mir klar wurde, die Gelegenheit, an uns eine Warnung zu richten, sei blindlings vom Zaune gebrochen. Daß sich das Mannesbewußtsein in mir lebhaft empörte, obgleich ich mich hütete, ein Interesse zu verrathen, kannst Du Dir denken; es gehörte auch nur eine Viertelstunde der Ueberlegung nach dem Diner dazu, um in mir den Entschluß zu fördern, mich nach einer selbstständigeren und dauernden Lebensstellung umzusehen. Solche rücksichtslose Behandlung ist zu wenig nach meinem Geschmacke, um sie ungesühnt zu dulden; ich werde nach einer Stelle suchen, an der ich, wenn nicht unabhängiger, so doch der Willkür eines Einzelnen weniger preisgegeben mein Brot finden kann. Befürchte nicht, Freund, daß ich wieder in den Fehler der Eitelkeit verfallen und mich an einer Universität habilitiren werde; ich habe viel nüchterner denken gelernt, und eine auskömmliche Schulstelle würde mir vollauf genügen. Woher mir der Sinn für das Praktische so schnell gekommen ist, nimmt mich eigentlich selbst Wunder; in unserer Einsamkeit liegt die Ursache nicht und Erfahrungen auf diesem Gebiete habe ich außer der einen, die mich hierher verschlug, auch nicht gemacht, vielleicht, daß der nüchterne Verstand sich von selbst einzustellen beginnt!

Mir würde das Scheiden leichter werden, wenn ich wüßte, daß auch Gabriele künftig vor solchen unliebsamen Dingen geschützt wäre, und da ich leider durch die Erfahrung belehrt worden bin, daß unter aller Harmlosigkeit dieser Menschen räthselhafte, beinahe unheimliche Gewalten lauern, denen sie Vor Allen ausgesetzt ist, so könnte mich nur Eins beruhigen: sie schiede mit mir!

Ich beklage es, daß es mir nicht gelingt, auf den Grund dieser Seele zu sehen. Als ich gestern mein Bedenken wegen ihres Bleibens ausdrückte, war es mir nicht möglich ihr ein Wort zu entlocken, das mir Licht über die Ursache aller sonderbaren Vorgänge der letzten Wochen gegeben hätte! nur als ich ihr rieth, das Haus zu verlassen, richtete sie die großen, unergründlichen Augen auf mich und fragte mit einer Stimme, der ich persönliches Interesse anmerkte: „Wollen Sie denn gehen?“ Nun, ich mußte ja Farbe bekennen, was ich unbesorgt kann, denn sie hat sich bisher als treuer und verschwiegener Bundesgenosse bewiesen; aber da antwortete sie mit einem Vibriren der Stimme, das mich wieder tief in die Räthsel dieses Schlosses stürzte: „Ich habe schon oft daran gedacht!“ Weiter nichts; sie ließ mich einfach mit dieser halben Antwort stehen, nicht klüger als zuvor; ich durfte nicht einmal merken, ob meine unerwartete Mittheilung Eindruck auf sie gemacht habe, und soweit ich auch von wärmeren Herzensregungen für sie entfernt bin, so machte doch die Eigenliebe in mir dem Mädchen den Vorwurf, daß sie die Nachricht, daß ich scheiden wollte, weniger kühl hätte aufnehmen können.

Es ist sonderbar, oder besser, es ist vollkommen erklärlich, daß ein solches Wesen, außer der Gräfin das einzige weibliche nieincs täglichen Verkehrskrcises, sich unwiderstehlich in das Interesse einschleicht, um so energischer vielleicht, als ich ihr bezeugen muß, daß sie mit Absicht Nichts dazu beigetragen hat. unbeabsichtigt freilich Alles durch die Eigenart ihres Wesens. Ich liebe im Allgemeinen heitere Gesichter und was wie Kummer, Unglück, auch nur wie Mißstimmung aussieht, berührt mich unsympathisch, weil es die Antheilnahme rücksichtslos herausfordert, auch wenn die Stimmung nicht damit harmonirt. Ein kummervolles Gesicht verbannt aus jedem Kreise das Lachen, aber Niemand nimmt Anstoß daran, einen heiteren Kreis durch den Ernst zu stören; als ob die Fröhlichkeit nur geduldet und der Ernst das einzig Berechtigte auf der Welt wäre! Aber diese philosophische Anschauung hat mich bei Gabrielen im Stiche gelassen; ihre klagenden Augen, noch mehr das sanfte Lächeln der Wehmuth haben mich ganz gewonnen und statt der unsympathischen Empfindung von sonst möchte ich manchmal mit ihr traurig sein, wenn ich nur wüßte, worüber, habe ich ein herzliches Verlangen, zu trösten und die Worte finden sich auch zu der Empfindung, obgleich mir vor Allem das Wissen fehlt. Ich hätte nicht geglaubt, daß es zwischen Mann und Weib diese innerliche Beziehung geben kann, die so weit von der Liebe entfernt ist und doch in dem Verlangen gipfelt, ein volles, ganzes Vertrauen zu genießen. Ich habe auch nicht gewußt, daß man ein schönes Weib anschauen kann, wie ein Marmorbild, ohne sinnliche Regung; selbst ihr zitternder Arm in dem meinigen ruft nur den Wunsch bei mir wach, ihr ein theilnehmender, aufrichtiger Freund zu sein; wenn ich sie küssen dürfte, würde es ein Kuß sein, wie wir Beide, mein Freund, ihn zum Abschiede tauschten: das Siegel selbstloser Freundschaft! Aber meine Beziehungen zu den, Mädchen sind weit davon entfernt; wir drücken uns die Hände, wie gute Kameraden und das volle Zutrauen, daß ich ihr schenke, vergilt sie mit Nichts als mit einem glänzenden Blick, wenn es hoch kommt, mit einem Lächeln, das mir wehe thut.

Tu wirst Dich mit Recht darüber beklagen, daß meine Mittheilungen über die Ausgrabungen recht spärlich geworden sind; ich glaube beinahe, ich bin Dir in den letzten Wochen jede Nachricht schuldig geblieben. Nun, meine Thätigkeit hat darum nicht geruht und der Erfolg ist über jede Erwartung hinaus glänzend gewesen; nur weil ich Dich mit einer tüchtigen Arbeit darüber zu überraschen hoffe, verschweige ich die Einzelheiten. Ich habe im Ganzen vier Hügel aufgedigelt, von denen der eine eine vollständige Täuschung war. Leider werden die Entfernungen vom Schlosse größer und, was ich meinen Bekenntnissen von vorhin noch hinzufügen muß, Gabriele nimmt daran keinen anderen Antheil, als den der Neugierde auf die Resultate. Der Platz an dem ersten Grabe, von dem ich Dir Weitläufiges erzählt habe und das der Schauplatz unserer näheren Bekanntschaft geworden ist, scheint für sie eine ausschließliche Anziehungskraft zu besitzen; hier kann man sie Nachmittags oft finden, allein mit einem Buche; mich bei meinen entfernteren Arbeiten zu besuchen, hat es sie noch nicht getrieben und trotz aller Sehnsucht, öfter, als es die Gelegenheit sonst gestattet, mit ihr eine Stunde zu verplaudern, habe ich es nicht gewagt, sie dazu aufzufordern. Daran ist der Graf mit seiner Unbesonnenheit Schuld; ich muß fürchten, das Mädchen ähnlichen Reden auszusetzen und ihr den letzten Rest von Unbefangenheit, mit dem sie unter uns lebt, zu rauben. Denn, ob ich mit allzu argwöhnischem Auge sehe, oder ob es wirklich so ist: wir sind, scheint es mir, überhaupt nicht mehr allein; wir werden von einem Verdachte überwacht, der oft genug verkörpert zwischen uns tritt. Ein lächerlicher Verdacht bei der Verstandeskühle, mit der ich des Mädchens gedenke, wirst Du sagen, aber immerhin eine Wahrnehmung, die mir wenigstens den Gleichmut!) raubt.

Genug von diesen kleinen Dingen, die Dir so fern liegen und für mich nur Bedeutung gewonnen haben, weil ich nichts Anderes erlebe; genug auch mit diesem Briefe, der gleich meinen früheren kein Ende zu nehmen droht!

VN.

Donnerstuhl, den 24. Juli 13.. Daß wir ewig Kinder bleiben müssen! Jahre hindurch, auch im schaffenden Denken, spielen wir mit der Weisheit, als ob es werthloser Tand wäre und wenn wir Ehrfurcht vor ihr empfinden, ist es anezogen, gelernter Kram. Bis die Wahrheit eines Tages verkörpert in unser Leben tritt: Da steht sie riefengroß, ein Fremdes, das wir so gut zu kennen meinten! Erkenne Dich selbst! Ein Spielzeug der altklugen Jugend, bis sie sehen lernt, dann aber ein Wort, dessen Tiefe sich nur messen kann mit der Unergründlichkeit der Aufgabe, die es stellt!

Ja wohl, mein Freund, ich muß anfangen, mich selbst zu erkennen! Wie kann man offenen Auges im Lichte wandeln und es leugnen? Was der Freund mit nachsichtigem Lächeln in meinen eigenen Briefen klar liegen sieht, was nein Denken schon so vollkommen beherrscht, daß kein Anderes mehr Platz daneben findet, das konnte ich nicht sehen? Ob die Liebe immer sc> ihren heimlichen Einzug hält, wie ein Unwillkommenes unter allerlei Vorwänden, Mitleid, Freundschaft, Theilnahme? Wenn ich bisher davon träumte, daß auch ich eines Tages von diesem Glücke aus dem Vollen tosten würde, dachte ich mir sein Kommen anders, etwa wie ein großes Schicksal jäh, überwältigend in unser Leben eintritt, und nun muß mir der Freund erft zeigen, was schon vor Wochen als Samenkorn in meine Seele fiel und unmerklich eine Pflanze geworden, die zur Vlüthe drängt. Thörichtes Menschenkind, das mit altkluger Weisheit an sich selbst herumklügelt und doch wie ein Blinder von ewiger Nacht umgeben ist!

Ja wohl, Freund, ich bekenne ehrlich, wo kein Bekennen mehr nützt; wenn das Liebe ist, was in mir jeden Gedanken zu dein seltsamen Mädchen zieht, dann liebe ich Gabrielen! Freilich nicht mit der freudigen Glücksfülle Eines, der das stumme Geständnis! der Neigung schon von entgegenschwellenden Lippen geküßt hat, sondern in zagenden Kämpfen gegen mich selbst, gegen den Bann, der mich gefangen hält, gegen die Willkür der Phantasie, die allem Zwange zum Trotz immer zu ihr zurückkehrt, selbst gegen den Willen und die nüchterne Ueberlegung! Denn was Dir Weisem wie ein Schauspiel scheint, das Du aus der Höhe in allen seinen Phasen übersiehst, dem Du selbst mit kaltblütiger Berechnung des Kommenden folgst, das ist mir wie ein kreisender, athembenehmender Wirbelsturm. Ich fühle mich als willenlosen Spielball eines Schicksals, und ich weiß nicht, ob ich ihm danken soll, daß es mir wenigstens karge Augenblicke des wägenden Bewußtseins gönnt. Denn in der Nüchternheit des Nachdenkens sehe ich nur Zerrbilder dessen, was die Phantasie sich zusammen träumt, und ich ertappe mich auf hausbackenen Trivialitäten, die mich anekeln tonnten, wenn die Gedanken schnell wieder zu dem Gegenstande meiner Träume zurückkehren.

Ich bin Hauslehrer, Freund; das will sagen, ein Mensch, der fremder Leute Brot ißt und durch klingende Münze nicht mehr beschwert wird, als allenfalls hinreicht, einige unabweisbare Bedürfnisse und vielleicht die eine oder andere wohlfeile Liebhaberei zu befriedigen; im Uebrigen ein Dienender, ein Mann, der vom eisten Kammerdiener des Hauses über die Achsel angesehen wird, und es als eine wichtige Aufgabe betrachtet, mit den Hausmädchen auf angenehmem Fuße zu leben, wenn er in den vier Pfählen, die er auf Widerruf die seinigen nennt, noch ein menschenwürdiges Dasein führen will. Einer vom dienenden Personal, das ist mir schon lange klar geworden; nur weil er im menschlichen Wissen vielleicht gescheidter ist, als die Herrschaft, vergißt man sich ihm gegenüber nicht so leicht! Außerdem genösse ich den Vorzug, erst nach sechswöchentlicher Kündigung mein Brot zu verlieren, wenn nicht alle Weisheit der Welt durch die kleinsten Dinge im Leben vernichtet würde. Du wirst davon hören, Freund, daß ich schon wieder mitten im Wandel bin; kaum eingewöhnt in Verhältnisse, die mir zu behagen begannen, stehe ich heute von Neuem am Anfange eines anderen Lebens. Ich sehe Deine altkluge Ueberlegenheit mißbilligend den Kopf schütteln, aber, Du ehrlicher Mentor Eines, der selbst den Mentor spielt — diesmal sind es keine Gelüste des unruhigen Blutes in mir, sondern die Ereignisse, welche treiben.

Mein Freund! Ich habe niemals sehnsüchtiger nach dem Blicke Deines guten Auges gedarbt, wie in diesen Stunden stürmischer Währung! Selbst der tiefe Frieden der Natur ringsum vermag den Aufruhr in mir nicht zu bannen, und wenn Dir mein Brief geschrieben scheint, wie er es wirklich ist, unter unaufhörlichem Wechsel der Empfindung, im Schwanken zwischen Hoff« nung und Furcht, bald im Glückstraume künftiger Dinge, bald im Zweifel daran, daß ich dies Mädchenherz wirklich mein nennen darf, dann übe Nach« ficht mit der Schwäche Deines Freundes!

Ich sitze in der lauen Sommernacht am offnen Fenster meines Stübchens; der Schein der Lampe streitet sich mit der Lichtfülle, welche der Vollmond über Alles ausgießt, über die grünen Saatfelder, die mit dem Himmel in der Ferne verschwimmen, und über die schwärzlichen Massen der eingestreuten Gehölze. Und dazu geigen die Zirpen ihr tausendstimmiges Concert und vom Gartentciche her klingt der Ruf der Frösche, das ist Alles, was die Natur an Geräuschen hineinmischt. Der Mensch rastet; es ist späte Nacht, über dem Hause liegt die Stille des Grabes. Es ist trügerischer Schein; denn wie in mir die Empfindung nicht zur Ruhe kommen will, so birgt dies Dach noch ein theures Herz, das in dieser Macht gegen die Zuverficht des Glückes kämpft und hoffentlich die finsternen Nächte, welche so oft ihre Schatten darüber werfen, für immer bannen wird, und noch Einer athmet unter uns, den das Gewissen nicht darf ruhen lassen!

Und nun endlich, mein Freund, zu dem, was sich ereignet hat! Dieser Zag mit seinem unendlichen Sonnenglanze, den nicht ein Wölkchen trübte, mit der bleischwer lastenden Sommerwärme, nicht von dem leisesten Windhauche gekühlt, ist uns Allen wie ein Traum vergangen, von dem man ermattet erwacht; erst mit dem Sinken der Sonne schüttelt der Geist das träge Brüten und bei den abendlichen Schatten fangen die Baumkronen an zu rascheln: es zieht wie Erlösung von der See kühl und erfrischend heran. Die Abendtafel wurde aus den erhitzten Zimmern in den Park verlegt, da, wo eine offene Halle gegen Regen Schutz bietet, aber dem Hauche des Windes kein Hinderniß entgegensetzt, und hier bildeten wir auf Stunden eine fröhliche Gesellschaft, in die heute kein Mißton hineinklang. Als der Nachthau auf den Halmen perlte, trat man zögernd den Rückweg nach dem Schlosse an; der Graf führte die Gräfin und Gabriele übernahm die Sorge um die Kinder; ich selbst im Bewußtsein meiner Freiheit wollte diesen Genuß an der auf

Rori und Süd. XX, ö». 6

athmenden Natur bis auf die Neige kosten'und streckte mich in das Gras, uni noch eine Stunde unter den rauschenden Baumwipfeln zu verträumen.

Für Menschen, deren Phantasie gern im Märchenhaften umherschweift, giebt es keinen fruchtbareren Tummelplatz der Gedanken als inmitten eines Waldgrundes, wenn das Dunkel der Nacht vom Mondlichte in die Schatten zurückgedrängt wird. Hier sieht das empfängliche Auge tausendfaches, geheimnißvolles Leben; es liegt ein unbegreifliches Mthsel darin, wie das langsam wandernde Licht und der lautlos gleitende Schatten den Wald mit Gespenstern bevölkert, welche trotz der Starrheit aller Formen ein rastloses Wesen treiben. Und wenn dazu der Wind in den Laubtronen flüstert und das niederfluthende Licht zum silbernen Flimmern bricht, sieht auch ein blödes Auge die Elfentänze, mit denen die abergläubische Vergangenheit den Wald zur Nachtzeit anfüllte, das gnomenhafte Treiben der Schatten. Obgleich ich niemals ein Träumer war, habe ich an dieseni Abende doch das anheimelnde Grausen aus dem Vollen genossen; ich bin ja schon lange ein Anderer geworden, der vom nüchternen Denken oft genug hinüberschweift in das Gebiet der Traume. Was mir in dieser Stunde vor dem inneren Blick vorübergegangen ist, davon bewahrt die Erinnerung Nichts, aber mit einem Herzen, voll von dem Gedanken an die fesselnde Mädchengestalt Gabrielen's, ging ich durch das Lichterspiel der Waldwege zum Hause zurück.

Aus der weiten Halle des untern Stockwerkes hatte ich eine gewundene Treppe hinaufzusteigen. Das zweite Geschoß füllen zur Hälfte Gesellschaftsräume, die gewöhnlich geschlossen sind, zur anderen Hälfte die Schlafzimmer der Familie. Darüber erst liegt mein kleines Heini, in den einen Giebel hineingcrückt, am Ende eines langen Corridors, dessen anderes Ende Gabriele bewohnt. Ich war noch immer im halbawachen Traum, als ich die Treppe hinaufstieg. Unten wird das Geräusch der Tritte durch einen Teppich gedämpft, der bis zum eisten Stockwerke hinaufreicht, von da an hallen die weiten Räume unheimlich wider und weil das Mondlicht mich hier sein gespensterhaftes Spiel trieb, so versuchte ich unter der Nachwirkung meiner Waldgesichte, an den Spukgeistern heimlich vurüberzuschleichen. So erreichte ich den oberen Flur, da schlugen Laute an niein

Ohr, Stimmen, gedämpft, aber mit leidenschaftlichem Ausdrucke. Ich hatte drei Schritte zurückzulegen, um den Blick auf den Flur zu gewinnen, aber ich zögerte; mir war, als ob ich wirklich in das Reich der Geister blicken folte. „Ich rufe!“ sagte eine Stimme, und das rief mich in die Wirklichkeit zurück. Ich machte ein Paar ungestüme Schritte und mein Blick fiel in die Tiefe des Ganges. Durch ein Flurfenster goß der Mond sein grelles Licht auf zwei ringende Gestalten; ein Mann hielt ein Weib in den Armen. „Dn sollst mein sein! Niemand hat ein Recht ans Dich!“ keuchte er. Mir brauste es bei dem Klange dieser Stimme vor den Ohren, ich hörte Nichts mehr, aber ich stand plötzlich bei der Gruppe, ich hob schon den Arm, als sich die Umschlingung löste. Der Graf! Gabriele! Beide starteten mich wie ein Gespenst an, das Mädchen lehnte lthellos gegen das Mauerwerk. „Ah, der Herr Hauslehrer!“ sagte der Graf und ein Blick voll unbeschreiblicher Wildheit traf mich, ich sehe die unheimlichen Augen noch in dem Mondlichte funkeln. „Das ist Etwas anderes!“ sehte er hinzu, und dann ging er wortlos den Flur entlang und sein Schritt verhalte auf der Treppe.

Jäher ist in mir niemals die Stimmung gewechselt, als in diesen Augenblicken. Den träumerischen, sanften Empfindungen aus der Mondnacht her folgte beim Erkennen dieser beiden Menschen ein Gefühl wildester Wuth; ich hätte mich auf den Elenden stürzen und ihn toben können! Aber dann fiel mein Blick auf das um den Athem ringende Mädchen und alles Denken schmolz wieder zu einem Meere von Zärtlichkeit dahin. Wie eine Erleuchtung kam es über mich, daß ich Gabrielen liebte und, getrieben von einer Regung, welche den Willen allmächtig bezwang, legte ich meinen Arm um sie und zog die Widerstrebende an mich. Aber, da fühlte ich Wohl, ihr Sträuben hatte Nichts gemein mit dem Kampfe um jeden Preis von vorhin, es war Nichts anderes, als das heiligste Gut des Weibes, die Scham. Was ich nun zu ihr gesprochen habe, mein Freund? Ich glaube, in diesem Taumel der Gefühle findet der Mund Worte, die kaum zum klaren Bewußtsein des Sprechenden kommen; erwogen ist Nichts von Allem, was man thut, man fühlt sich von einer höheren Macht regiert, welche keine Ueberlegung neben sich duldet. Ich habe zu ihr geflüstert, ich glaube, Alles, was in meinen» Herzen mir selbst unbewußt solange schlummerte; ich fühlte den Körper des Mädchens zusammenschauern, wie im Fieber, aber niemals im Leben war ich so unbarmherzig, so erbarmungslos mit der widerstrebenden Schwäche, wie diesmal. Und obgleich nicht ein Wort der Erwidern von ihren Lippen kam, zog die Gewißheit bei mir ein, daß ich wieder geliebt werde, ob es mir aus dem belebenden Körper zuströmte, ob ein Druck der Hand, von dem ich Nichts mehr weiß, es mir sagte: ich habe, als mir vor überströmender Empfindung die Worte versagten, mit dem Gefühle eines Siegers die vom Mondlichte bestrahlte Stirn geküßt, und nun erst sah ich, daß ein krampfhaftes Schluchzen den Leib des Mädchens erschütterte und wie die Thränen unaufhaltsam über ihre Wangen strömten. Aber als die Scheu vor diesem Schmerze meinen Arm löste, fand Gabriele die Kraft, nm sich meinen Händen zu entziehen. „Auf morgen, mein Freund!“ hauchte sie mir mit einem glänzenden Aufblicke zu, dann war sie hinter der nächsten Thür verschwunden, ehe ich wußte, ob ich diesen Augenblick höchsten Glückes sollte entfliehen lassen.

Er war entflohen! Ich stand wie angewurzelt an der Stelle, ich wußte nicht, wie mir war. Lag eine Verheißung in ihren Worten des Abschieds? Mußte, wenn sie mich liebte, die fessellose Empfindung meiner nicht auch in ihr die letzten Bande lösen? War es nicht eine jener Minuten, in denen auch das zaghafteste Mädchenherz nicht mehr zur Flucht mahnt, in der man ohne Widerstand die Lippen findet? Mein Freund, ich habe von der Liebe des Weibes keine Theorie und noch weniger Erfahrung! ich verstand nichts zu deuten und blieb zurück in ein Meer von Zweifeln gestürzt, bis mir der letzte Rest von Muth verschwunden war und ich davon schlich mit der Scham eines Verschmähten.

Als ich mein Zimmer erreichte, hob der Kampf in mir von Neuem an; eigentlich hatte er keinen Augenblick geruht. Aber der Entschluß, mit männlichem Stolze um Ruhe zu ringen, brachte mich endlich soweit, daß ich den Glauben wieder fand, geliebt zu sein. Dann erst setzte ich mich in den Schein des Mondes und begann diesen Brief zu schreiben, den manche Pause träumerischen Sinnens unterbrochen hat und den zu enden eben der erste Schrei eines Hahnes mahnt.

Eins habe ich mir niit diesem Briefe errungen: das klare Bewußtsein, gegen das geliebte Mädchen eine Pflicht auf mich genommen zu haben, an die ich meine letzte Kraft setzen will. Auf morgen! sage auch ich! Eine Entscheidung soll mir der neue Tag nicht mehr bringen! ich werde festhalten, was so unlösbar zu meinem Leben gehört und ich werde ein schonungsloser Rächer der Schuld sein; ober die That dieses Tages soll Binden und Lösen sein!

VIII.

Donnerstuhl, den 25. Juli 13 . .

Binden und Lösen wollte ich, wo Niemand, als der Allmächtige die Fäden unseres Daseins regiert! Und als ich im vermessenen Stolze diese Worte schrieb, reckte sich keine mahnende Hand vor mir auf, der Frieden jener Sommernacht sagte mir nicht mit einem schauernden Windhauche, daß die That des Lüsens schon geschehen war.

Ich will Dir vom heutigm Tage wie von einem Märchen erzählen, das aus der Jugend noch herüberklingt, ohne Schmerz, fast ohne Empfindung; trauern kann ich erst in Deinen Freundesarmen und der Zorn und alle Unbändigkeit meiner Natur ist dahin; an dem Traum der Vergangenheit kann ich jetzt schon rühren, wie an dem Leide eines Fremden.

Als ich am Morgen erwachte, bedurfte ich keiner Erinnerung; dieselben Bilder des Traumes, die den kurzen Schlummer gefüllt, schwebten auch im Wachen vor meiner Seele, nur die Bangigkeit überkam mich, daß dieser Tag mehr als eine Entscheidung bringen sollte. Einen Augenblick überlegte ich, ob der Brief, der für Dich bestimmt vor mir lag, nicht besser ungeschrieben wäre, bis ich Dir von einem fertigen Glücke reden konnte, aber die abergläubische Hoffnung, daß das Glück sich zwingen lasse, wenn ich dem Freunde die letzte Freudenbotschaft schuldig geworden, überredete mich, ihn wegzugeben. Ich sah vom Fenster aus den Boten durch die Felder wandern, aber meine Gedanken weilten nicht lange bei dem Bilde, in welche Stimmungen Dich meine Botschaft versetzen würde; ich fühlte mich auf der geneigten Bahn einer Handlung, die Nichts aufzuhalten vermag und der Drang, am Ende zu sein, hielt mich gefangen. Ich sollte erfahren, daß Gottes Hand vor aller unserer Klugheit das Verhängniß lenkte!

Nach der Ordnung dieses Hauses nimmt die Gräsin am allgemeinen Frühstückstische nicht Theil; man hat sich an den Glauben gewöhnt, daß ihr Gesundheitszustand eine längere Morgenruhe nothwendig macht. Auch der Graf ist ein unregelmäßiger Gast, aber ihn halten meistens die Geschäfte des großen Gutes fern, namentlich, wenn er in der Frühe zu den Vorwerken und Meiereien hinausgeritten ist. Ich betrat das Zimmer in begreiflicher Spannung, aber mit dem Muth des guten Gewissens; ich hätte am liebsten die Gelegenheit zu einer entschiedenen Auseinandersetzung augenblicklich ergriffen. Aber der Graf war fortgeritten, meldete der Diener. Dafür wartete die junge Welt sehnsüchtig auf den Beginn der Mahlzeit und obgleich Gabriele noch nicht anwesend war, setzten wir uns zu Tische; es wird ihr wie mir gegangen fein, dachte ich; erst mit dem heranbrechenden Morgen wird der Schlaf ihre lieben Augen geschlossen haben. Das Frühstück verlief ohne daß sie kam. Die Kinder waren in der Laune dieses glücklichen Alters, ich stumm, ernst, verschlossen; das Herz bebte mir, wenn ich einen Augenblick an das Glück dieses Tages glaubte.

Nach dem Frühstück mußten die Unterrichtsstunden beginnen. Der Tiener fragte mich, ob er nach der Gouvernante schicken sollte und die Entscheidung wurde mir nach kurzer Ueberlegung nicht schwer. Ich hätte am liebsten nicht ihren Schlaf gestört, aber ich fürchtete doch, daß diese Pflichtversäumniß, die letzte, welche dies Haus sehen durfte, die Gräfin in Zorn versetzen und damit eine jener Scenen heraufbeschwören könnte, welche dem geliebten Mädchen Schmerz verursachten. Ich nickte also eine stumme Bejahung. Ohne eine Ahnung des Kommenden schickte ich mich an, mit meinen Zöglingen das Lehrzimmer aufzusuchen, als das Hausmädchen schon zurückkam. Die Dirne machte ein erstauntes Gesicht und brachte verworrenen Bescheid, aus dem ich mir mühsam die Thatsachen zusammensuchen mußte. Gabriele war nicht mehr in ihrem Zimmer, das Mädchen hatte ein unberührtes Bett und die Thür unverschlossen gefunden. Mich überrieselte ein eisiges Gefühl; sie ist entflohen, war der Gedanke, der plötzlich vor mir stand. Aber der Bericht des Mädchens war noch nicht zu Ende! auf dem Tische im Zimmer des Fräuleins habe das gelegen, schloß sie, und meine Hand griff zögernd nach einem Briefe, der mir schwer wie ein finsternes Verhängnis vorkam. Die Buchstaben auf dem Umschlage tanzten eine Weile vor meinen Augen, bis ich die Aufschrift zu entziffern vermochte. Der Brief war an mich gerichtet. Ich sagte irgend etwas, was die Knaben als eine Mahnung zurückzubleiben ansehen mochten und stürzte die Treppe hinauf nach meinem Zimmer, dessen Thür ich hinter mir verschloß. Ich wollte allein mit meinem Unglücke sein. Da saß ich, die Augen starr auf das verschlossene Geheimnis; gerichtet und obgleich jede Fiber in mir gespannt war, zu erfahren, was diese Hülle barg, wagten die Finger nur zaghaft daran zu rühren. Wenn es dennoch kein Abschied sür immer war? schlich sich die Hoffnung leise wieder an mein Herz. Wenn die Scene der verflrossenen Nacht ihr den Aufenthalt unker diesem Dache so unerträglich gemacht hätte, daß sie die Sonne des Glückes, das uns Beide erwartete, an einer anderen Stelle wollte aufgehen sehen? Wie schnell wird das Unglaublichste dem thörichten Herzen zum Evangelium! Der Muth wuchs wieder riesengroß empor, ich fand jetzt so viel Besinnung, um die verhängnißvolle Botschaft zu lesen. Ich kannte die zierliche kleine Handschrift, an der jeder Buchstabe ein vollkommenes Gebilde ist, schon lange; ich hatte mir oftmals gesagt, daß sich in diesen sorgsamem Zeichen der Charakter des Mädchens deutlicher offenbarte, als in den verschlossenen Zügen ihres Gesichtes. Und nun, Freund, war Nichts mehr zn zaudern; niit den Zeilen dieses Briefes, den ich Dir anvertraue, bis Du dies Vermächtniß wieder in meine Hände legen kannst, sah ich ein finsternes Verhängnis; vor mir sich abrollen, das erste, große Leid meines Lebens! Wenn mich Bücherweisheit nicht gelehrt hätte, daß der Leib des Menschen vom gütigen Gott so geschaffen ist, daß er auch die größten Schmerzen der Seele überdauert, würde ich glauben, daß ich mit diesem Schicksale alle Hoffnung meines Lebens auf Glück zu Grabe tragen soll! Lies den Brief, bevor ich in meiner Erzählung fortfahre!

„Mein Freund! Diese Zeilen bringen nicht die Erfüllung Ihrer Wünsche, aber sie werden Ihnen sagen, daß ich unter tausend Schmerzen um Erkenntniß gerungen habe, bevor ich zu schreiben begann. Ich habe Sie auf den nächsten Tag vertröstet und wenn ich Ihnen auch nichts von Dem zu erfüllen vermag, was Sie als thörichte Hoffnung in sich nährten, soll Ihnen doch Eins so werden, wie man es vor seinem Gotte bekennt: Die Wahrheit! Ich werde Ihrem Blicke nicht mehr begegnen, und die Worte der Liebe, die Sie kaum vor Stunden zu mir flüsterten, waren der letzte Klang Ihrer Stimme! Wenn ich Ihnen nun in der Einsamkeit dieser Nacht das Bekenntnis; ablege, daß auch ich Sie liebe, so habe ich nicht vor Gott zu erröthen, der die Herzen lenkt und meine Schuld nicht so schwer gefunden hat, um nicht einmal noch die Sonne des Glückes in mir aufgehen zu lassen. Aber eine Hoffnung, mein ^Freund, soll dies Bekenntniß nicht wieder erwecken; Sie werden sehen, wenn Sie diesen Brief gelesen haben, daß der blinde Gott Sie einen Irrweg geführt hat, an dessen Ende Gram und unerfüllte Wünsche Ihrer warten, wo ein thörichter Traum Ihnen Freudiges verhieß. Wenn ich Sie nicht mit der Dankbarkeit des ärmsten Herzens liebte, gäbe es für diesen Schmerz vielleicht eine andere Lösung, aber so, wie Sie mir erschienen sind, gehörte ein Scheiden für ewig dazu, um Ihnen das Anrecht auf irdisches Glück nicht ganz zu rauben.

Sie werden mich nicht wiedersehen, mein Freund, nnd wenn Sie erst wissen, welcher schwarze Schatten in all der Zeit, in der Sie mich liebgewannen, auf meiner Seele lag, werden Sic selbst sagen, daß es so am besten ist!

Ich kam vor zwei Jahren in das gräfliche Haus. Ich bin eine Waise, das Kind vermögensloser Eltern; ich habe soviel gelernt, um meinen Weg allein durch das Leben zu gehen, und es war gut so, denn die Einsamkeit ist nur in stetiger Arbeit zu ertragen. unter einen: Zwange, den uns die Noth auferlegt. Zu Anfang, mein Freund, drückte mich das Bewußtsein nieder, das Brot einer Dienenden zu essen, aber die Gewohnheit stumpfte gegen solche Empfindungen ab und der Ton, der in diesem Hause herrschte, half über Alles Schwere hinweg. Es war so wohlthuend, mit gütigen Menschen zusammen zu leben, die für ihren Willen eine selbst meine Empfindlichkeit versöhnende Form fanden. Und dann, mein Freund, trat Etwas neues an mich heran. Ich war jung und das Herz des Weibes rastet von dem Augenblicke an nicht mehr, wo es sich seines selbständigen Daseins bewußt wird. Die Liebe der Menschen kannte ich bis dahin nur aus der Lehre und dem Beispiele Anderer; in den Erziehungs-Instituten darf das Herz keine Rolle spielen und Niemand denkt daran, daß ein Naturgesetz in keine künstliche Schranken zu bannen ist und nur um so gewaltiger sein Recht fordert, sobald der Zwang aufhört. Hier im gräflichen Hause gab es nicht mehr als einen Mann, der die Phantasie eines so unerfahrenen Mädchens beschäftigen konnte und je liebesärmer mein Leben bis dahin gewesen, um so lebhafter trieben die Gedanken ihr Spiel mit seinem Bilde. Ich bekenne das Ihnen, mein Freund, weil ich wahr sein will; damals blieb diese Empfindung tief in mir verschlossen und wenn der Ausdruck der Augen vielleicht ahnen ließ, womit sich mein Inneres beschäftigte, fo war es unbewußter Verrath. Das Schicksal ließ nicht auf sich warten. Ich war an Erfahrung noch ein Kind, dem alle Noth und alle bitteren Selbstbetrachtungen den heiteren Lebens' muth nicht verkümmert hatten; ich konnte noch lachen und Sie wissen, mein Freund, daß das Lachen jedes Menschengesicht verschönt. Und dann war ich außer der Gräfin das einzige weibliche Wesen im Schlosse, das in näherer Beziehung zu der Familie stand! es war so natürlich, daß ich dem Grafen gefiel und das Herz des Weibes besitzt den Instinct, eine aufkeimende Neigung zu errathen, die dem Manne selbst noch nicht klar bewußt geworden ist.

Der Tag der Erfüllung kam endlich; ein zufälliges Ereignis; gab die Gelegenheit, daß er mir von seinem Herzen sprechen durfte und da war ich das schwache Weib, dem seine Worte wie Musik klangen und das den Schrei des armen, einsamen Herzens nach Liebe nicht zu ersticke» vermochte. Auch Sie, mein Freund, sind Keiner von denen, die das Leben allzusanft gebettet hat, auch Sie haben vielleicht schon Stunden erlebt, in denen man sich mit wildem Trotz gegen den Zwang der gesellschaftlichen Grenzen auflehnt und mit Behagen ein Gesetz unter die Füße tritt, das darum doch nicht aus der Welt verschwindet. Was zwischen dem Grafen und mir seitdem sich ereignet hat, sind in meinem unauslöschlichen Gedächtnisse die Fußspuren des Schicksals; bald spielte der Zufall seine verhängnißvolle Rolle, allzu oft nur der bereite Wille; und da kein Freund damals an meiner Seite stand, dessen mahnendes Wort die auflodernde Flamme vielleicht noch unterdrückt hätte, so wurde ich im sinnlosen Taumel das, als was Sie mich kennen gelernt und doch nicht erkannt haben: ein gefallenes Weib!

Das haben Sie nicht geahnt, mein Freund, wie hätten Sic Ihr Herz an eine Unreine verschenken können! Und in dieser Stunde der offensten Wahrheit soll Sie auch nicht der Wahn täuschen dürfen, daß nur die Schwachheit eines Augenblicks über mein Schicksal entschieden Hütte. Der Rausch, den ich für Glück hielt, hat Monate hindurch gedauert; ich habe mich mit Trotz gegen jede Anwandlung der Neue gewehrt und ich blieb lange Siegerin in diesem doch so hoffnungslosen Kampfe; die Mahnungen des GeWissens, daß ich das Recht einer Anderen stahl, daß ich ein Glück untergrub, welches für alle irdische Ewigkeit geschworen war, das das göttliche Sittengeseh verhöhnte; das Alles wagte sich kaum an mich heran; ich war zum eisten Male seit ich ein Weib geworden, glücklich und in diesem Bewußtsein achtete ich der inneren Stimmen nicht, die so schüchtern zu mahnen begannen.

Und dennoch war vom ersten Augenblicke der Thal an mein Schicksal entschieden, denn so schlecht bin ich nicht, daß nicht eines Tages Recht und Pflicht in mir wieder zur Geltung kommen sollten. Mit der ersten Stunde der Ernüchterung war die Selbstanklage da, um nicht mehr zu weichen. Ich gehöre nicht zu den glücklichen Naturen, die sich von der Gegenwart allein nähren und für die Zukunft eben so wenig Sorge, wie um das Vergangene Reue fühlen; mich hat das Leben zum Nachdenken erzogen und wenn ich Einkehr in mich halte, wird das Gewissen ein strenger Nichter, der es nicht duldet, daß sich die Zukunft hinter rosigen Schleiern verbirgt. Ich habe gelernt, für all mein Thun felbst einzustehen und damit bindet man die unerbittliche Pflicht auf sich, aus jeder That auch die letzten Folgerungen an das Licht zu ziehen. Als diesmal eine Stunde des Sichselbstwiederfindens kam, sah ich, was ich war und was mir die Zukunft noch sein tonnte, und damit legten sich auf mein thürrichtes Glück die Schatten. Er war vorüber, der Rausch! Mit dem kurzen Traume eines Herzens, das sich zur Blindheit gezwungen, hatte ich ein verlorenes Leben erkauf! Von da ab war es finster in mir und als Sie eines Tages in niein Dasein als ein Fremder traten, der achtlos an mir vorüberging, glaubte ich Sie zu hassen, weil Sie ein Mensch mehr waren, dem ich mit einer großen Lüge gegenüberstand.

Wie oft hat mich zu jener Zeit das Verlangen gepackt, dies Haus auf Nimmerwiedersehen zu verlassen, aber der Muth, mit dem ich früher aus der Schulstube den ersten Schritt in ein unbekanntes Leben hinein gethan, war von mir gewichen; die Schuld, meinte ich, war mir wie ein Brandmal auf die Stirne gedrückt und um die Welt nicht auf jedem Schritte belügen zu müssen, verkroch sich das Verlangen wieder scheu. Es war feige von

mir, denn ewig konnte das Dasein nicht dauern und ewig bleibt ein Geheimnis; nicht verborgen, von dem schon in den Ecken geflüstert wird. Der Verdacht haftete an mir, darüber ließ das Benehmen der Gräfin vor Allem keinen Zweifel und ich war ungeschickt genug im Heucheln, um Nichts mehr daran zu bessern. Aber ich blieb dennoch, weil passives Beharren meiner Mutlosigkeit am leichtesten siel, obgleich ich Alles haßte, was das Auge auf mich richtete.

Sie sind an meinem Himmel allmählich aufgegangen, wie einer jener

Sterne, die, aus weiten Fernen kommend, aus dem Dunkel des Weltenraumes langsam hervortauchen. Erst waren Sie mein Feind, wie mir Alles Feind war, und dann dachte ich wenigstens fremd neben Ihnen meinen einsamen Weg zu gehen. Aber das Schicksal legte zwischen uns die kleinen, nichtigen Ereignisse, mit denen sich das Interesse am Menschen unmerklich in das Herz stiehlt und eines Tages wurde es mir klar, daß Sie in meinem Leben schon einen Platz einnahmen. Aller Groll gegen diesen fremden Eindringling konnte die Phantasie nicht mehr bannen; die Gedanken kehrten zu Ihnen zurück; keine Sehnsucht, keine zärtliche Empfindung, mein Freund; das glaubte ich für immer in mir begraben; aber doch ein Haften der Erinnerung an Ihnen, das mir schon wie empfindlicher Zwang vorkam. Wissen Sie noch von jenem Tage, an dem Sie mich draußen am Meeresufer überraschten? Der Kampf, der damals in mir tobte und den Ihr Erscheinen bis zur Verzweiflung neu anfachte, wird Ihnen nun verständlich geworden sein; als er vorüber war, blieben die guten Geister Sieger. Es überkam mich die neue Täuschung, daß es zwischen Mann und Weib überhaupt Freundschaft geben kann; vielleicht erlagen Sie an jenem Tage demselben Wahn, denn der Schritt, der vom Mitleide mit einem unglücklichen Weibe unbemerkt zur Liebe hinüberführt, war Ihnen noch nicht bewußt geworden. Es war ein neues Glücksgefühl, das mich erfüllte; ich hatte einen Freund gefunden, dem ich im stummen Herzen tausend ernsthafte Gelübde that; ich wußte noch immer nicht, daß Wünsche und Hoffnungen im Menschen nimmer rasten!

Was soll ich Ihnen weiter sagen! Als ich zu ahnen anfang, was kommen würde, habe ich mich mit dem Muthe der Verzweiflung gegen mich selbst gewehrt; alle Schmerzen, die das Bewußtsein der Schuld in mir wachgerufen, haben sich zu einer unaufhörlichen Marter verwoben und niemals ist schwerer gebüßt worden, als in meinem gequälten Herzen! Was half mir die Reue, wo an der That Nichts zu ändern war; ich habe zwar niemals mehr gewagt, auf das Glück der Zukunft für mich zu hoffen, aber geschaut habe ich es wie das Paradies, an dessen Schwelle der Engel mit dem Flammenschwerte den Eintritt wehrt. Diesen Schmerz, ausgestoßen zu sein von einem Glücke, das man mit Händen greifen kann, und durch eigene Schuld, er ist Ihnen erspart geblieben, mein Freund!

Und nun, wo ich Ihnen Nichts mehr zu bekennen habe, lassen Sie mich Abschied nehmen. Ich habe mich manches Mal gefragt, ob man sich mit seiner Schande in einen verborgenen Erdenwinkel verkriechen kann und vielleicht wäre mir, so lange ich Sie nicht kannte, eines Tages der Muth dazu gekommen. Aber in dieses Grab die verlangende Sehnsucht nach Ihnen mitzunehmen, das Bewußtsein, daß es nur eines Schreies des gemarterten Herzens bedürfe, um ein erlogenes Glück zu kosten: diese Qual geht über meine Kraft! Es wäre nicht nöthig gewesen, daß das Schicksal mir die Größe meiner Schuld im Spiegel dessen zeigte, was Sie mir boten, ich trug ohnehin schwer genug; aber die Schwäche des Weibes läßt mich fürchten, daß es einen noch unerreichten Gipfel meines Elends geben könnte, wenn ich es mit Ihnen theilen müßte. Darum, mein Freund, die ganze Wahrheit und dann scheiden!

Ich lasse auf dieser Welt Nichts zurück, als verbitterte Empfindung; Ihr Bild und die Erinnerung daran, daß Sie einer Unglücklichen ein redliches, zärtliches Herz geboten haben, nehme ich in meine letzte Stunde mit. Vielleicht bin ich damit glücklicher als Sie. Gott wird Ihnen ein Leben voller Glück und Freuden schenken, sobald Sie vergessen gelernt haben; ich habe mit aller Inbrunst meiner Seele darum gebetet, aber immer doch ein Leben, das so voller Dunkel ist wie alle irdische Zukunft; ich, mein Freund, nehme einen köstlichen Traum mit hinüber, der meinen letzten Augenblick in lauter Licht tauchen wird! Ich liebe Sie, Ernst, Sie werden mein letzter Gedanke sein!

Gabriele."

Das war ihr Abschiedsbrief! Ich weiß nicht, ob es Dir beim Lesen desselben eben so ergangen ist wie mir. Ich habe mit einer Ahnung, die von Zeile zu Zeile wuchs, den Faden dieser Bekenntnisse verfolgt und die Gewißheit, was kommen werde, lebte schon lange in mir, bevor ich am Ende war; der Tod hat mich kalt angeweht, ehe dieses schaurige Gefühl des Herzens seine entsetzliche Bestätigung fand.

Aber ich hatte keine Zeit, mich meinen Empfindungen hinzugeben; sie zu finden, das war mein einziger Gedanke und in diesem Drange stürmte ich die Treppen hinunter. Alles im Hause war in Bewegung; die Nachricht, daß die Erzieherin mit Hinterlassung eines Briefes an mich verschwunden sei, hatte die Menschen mit der Ahnung eines Unglückes erfüllt und man suchte nach der Gewißheit. Haus und Park boten keine Spur, in jedem Augenblicke kamen Leute zurück, welche mit demselben Erfolge die Umgebung, die Felder, die Gehölze abgesucht hatten. Die Gräfin hatte die Kinder zu sich genommen und war unsichtbar, der Graf noch nicht zurückgekehrt. Wir standen in einer rathlosen Gruppe in der Flurhalle des Erdgeschosses, als mir der Gedanke an das Meer durch das Gehirn schoß. Die Thür öffnete sich wieder und ein Holzfäller trat herein, der erste Mensch, der uns auf eine Fährte brachte. Im Morgengrauen war ihm auf dem Wege, der vom Schlosse an die Küste führt, eine weibliche Gestalt erschienen, er hatte es für einen Geistersput gehalten, denn unter den Bewohnern dieser Gegend giebt es allerlei gespensterhafte Tradition. „Vorwärts Leute! nach dem Meere!" sagte ich, da stand der Graf in der Thür. Der Ausdruck seines Gesichtes war fürchterlich; unter dem wirren Haare glühten die Augen wie im Feuer des Wahnsinns; von der Stirn troff der Schweiß nieder; regungslos stand er, aber wie ein Pfeil auf gespannten Bogen, jeden Augenblick im Begriff, sich auf Etwas zu stürzen. Er lauschte mit verhaltenem Athem; er hatte ohne Zweifel nur unbestimmte Kunde erhalten und suchte aus dem Gewirr von Stimmen nach einer Gewißheit. „Kommen Sie, Herr Graf, wir werden Ihr Opfer jetzt finden!" sagte ich mit einem unbeschreiblichen Gefühle von Haß, aber wie ein Keulenschlag traf es mich, als er mir die Worte entgegen schleuderte: „Mein Opfer? Wissen Sie denn, daß es nicht das Ihrige ist?" Und nun wandte er sich ab und stürmte mit der Gruppe von Männern hinaus, ich mechanisch wie im Traume hinterher. Er hatte Recht; die Unglückliche war mein Opfer! Nichts von den vergangenen Dingen hatte sie in den Tod getrieben, nur vor meiner Liebe, vor der eigenen zu mir, war sie entflohen! Ich war ganz von Sinnen; ich, ein Mörder! Das Blut brauste mir in den Ohren und in den Schläfen pochte es wie mit Hämmern; ich dachte Nichts mehr, im Gehirn kreisten unbestimmte Gedanken, ich vermochte keinen festzuhalten. Als mir der Athem verging, kam ich zur Besinnung. Ich war in Schweiß gebadet, die Füße zitterten unter mir, ich fand mich auf dem Wege zum Meere, mitten in der Waldung. Ich war wie ein Wahnsinniger Allen vorausgeeilt, aus der Ferne hinter mir näherten sich die Uebrigen. Mit dem Reste von Willenskraft, dessen ich noch fähig war, setzte ich meinen Weg langsam, Schritt vor Schritt fort; ich bezwang das glühende Verlangen zu eilen und damit glückte es mir, auch die Gedanken zu bezwingen. Es war doch wohl ein Trugschluß gewesen, mich Schuldlosen zum Mörder derjenigen zu machen, die ich mit dem letzten Hauche meines Lebens zum Dasein zurückgerufen hätte; nicht um meinethwillen war sie gestorben, die Erinnerung an eine Vergangenheit, die angesichts 'meiner Liebe, schwärzer als jemals vor ihre Seele trat, hatte sie in den Tod getrieben. Er war dennoch der Mörder, aber er wäre es vielleicht geworden, wenn mich das Schicksal nicht zwischen diese Beiden gestellt hätte. Ich athmete ans, als mich der Druck jenes entsetzlichen Bewußtseins verließ, aber es wollte mir nicht mehr gelingen, an den Grafen mit der Erbitterung des Hasses zu denken. Auch er hatte den Glanz des Glückes in ihr Herz getragen, vor dieser Gewißheit mußte jede Rücksicht der Moral weichen; es war ein anderes Geschenk, als ich es zu bieten gedachte, aber es war doch stürmisches Glück gewesen, während meine Gabe sie zum Scheiden für ewig bestimmte. Wessen Schuld war die größere? Gilt vor der Stimme des Herzens überhaupt das geschriebene Gesetz?

Da lag das Meer vor mir, spiegelnd im Glanze der Frühsonne; drüben am Horizonte brüteten verschwommene Gewitterwolken; kein Windhauch, keine Bewegung in der trägen Masse, kein Laut in der Natur, kein Wort zwischen den Menschen. Wir traten an den Strand und man mußte die Augen beschatten, um auf der widerstrahlenden Fläche nach einem Gegenstände zu forschen. Der Graf war der erste, der die Hand auf das Wasser hinansreckte. „Dort!" sagte er. Ein schwarzer Körper unterbrach an einer fernen Stelle den Glanz, mehr ein Punkt, der im Glitzern kam und verschwand. »Ein Boot, des Kiel oben schwimmt!" sagte einer von den Männern. Jetzt sahen wir es Alle; nach dieser Deutung fand Jeder, daß ein umgekehrtes Boot dort auf dem Wasser trieb.

Mit der Gewißheit war auch die Energie des Grafen wieder da. Es liegen ein paar Dörfer am Strande, aufwärts und abwärts je eine Meile entfernt. Die Hälfte der Leute wurde nach Stein, die andere Hälfte nach Batikow beordert; sie sollten Fischerboote und Gercith nehmen und nach der Leiche suchen. Die Menschen verließen sich, wir Beide standen allein am Strande. „Kommen Sie!" sagte der Graf zu mir, „wir haben Zeit uns auseinanderzusetzen!"

Ich habe Dir von einer Bank gesprochen, die hier draußen Angesichts des Meeres steht; jetzt wissen wir Beide, daß dieser Ruheplatz der Beginn all meines Jammers ist. Wir setzten uns; wir hatten es Beide nöthig; vielleicht daß die stählerne Natur des Grafen noch nicht am Ende ihrer Kraft war; ich wenigstens war es. Wir saßen stumm; unsere Blicke hingen an dem schwarzen Punkte draußen auf dem Gewässer; er erschien schwarzer als zuvor, weil das heraufwachsende Gewölk in der Ferne den Glanz vom Wasser scheuchte. Erst nach einer langen Weile begann der Graf zu mir zu sprechen.

„Verzeihen Sie mir, was ich vorhin sagte!" waren seine ersten Worte, die wie wehmüthige Trauer klangen. Ich habe auch verloren, schon früher als Sie! Mich hat der Schmerz schon vorher verbittert, im ersten Ausbruch konnte ich nur ungerecht sein! Sie hassen mich! Sie thun recht daran! Ich habe Ihr Glück zerstört, bevor Sie selbst davon wußten! Und ich sollte Sie hassen, denn ich mußte es müßig mit ansehen; wie Sie mir das Herz des Mädchens stahlen! Lassen Sie uns nicht abrechnen nach dieser Lösung; wir sind Beide arm geworden!"

Er schwieg und mir erstickte die Stimme unter dem Andrängen der widerstreitendsten Gefühle. Du kennst mich, mein Freund; der Haß ist ein ungewohnter Gast in meinem Herzen und wo er sich in den Kampf mit leichteren Regungen einläßt, muß er unterliegen. Er war auch heute nur auf Augenblicke in mir aufgelohnt, der Schmerz um das verlorene Glück machte ihr den Platz streitig, und nun saß ein Mann neben mir, der um dieselbe Tobte klagte! Ich konnte schon nicht mehr hassen; es drang mir heiß in die Augen.

Wir saßen wieder Minuten lang, während nicht ein Blatt in den Baumwipfeln sich regte; auf dem Wasser spielte das Sonnenlicht mit den heranschleichenden Wolkenschatten; ein Seufzer klang aus der Ferne Her, der wieder erstarb, ehe man wußte, woher er kam.

„Sie denken, daß mir das Schicksal mein Glück schon vorher gegeben hat!" begann der Graf wieder, aber diesmal im Tone grollender Leidenschaft. „Ich war für dies Leben abgefunden, glauben Sie, ich habe Weib und Kinder! Verstehen Sie sich auf das Menschenherz? Wissen Sie, wie ein heißes Blut pocht? Sie haben Recht, wenn Sie auf das bürgerliche Gesetzbuch klopfen; da steht's in deutlichen Paragraphen!"

Und dennoch! Das göttliche Gesetz, das unsere Herzen lenkt, ist stärker als alle Menschensatzung, stärker, als der Wille! Sie werden mich nicht verstehen, Sie, ein Mann, der menschliches Recht und die von der kleinen Vernunft ausgeklügelte Wahrheit lehren will; was wissen Sie von der Macht des Herzens! Bei ollem Schuldbewußtsein fühle ich, daß ich in meinem Rechte war; die höhere Gewalt ist verantwortlich für jede That unserer Leidenschaften; wir sind nichts mehr als ohnmächtige Gefäße!"

Mit einem tiefen Seufzer schloß der Graf diese Worte, die von dem schweren Kampfe des Schuldbewußtseins mit der Redlichkeit seines Charakters Zeugniß gaben. Dann ließ er den Blick wieder auf das Meer hinausschweifen, wie Beide gleichzeitig, und wir sahen, daß das Unwetter mit Windeseile heraufzog. Die Sonne war verschwunden, über den Himmel flog geballtes Gewölk, das sich von einer schwärzlichblauen Wolkenmauer losriß: das Meer lag dunkelgrau vor uns; eine weißliche Kräuselung in der Ferne verrieth, daß der Wind sein Werk begann. Aus der Höhe der Luft klang es, wie die Stimmen der Vögel, die im Herbst südwärts ziehen, in grellen, verworrenen Lauten; das Laub der Bäume am Ufer raschelte leise; mit den Strandkieseln murmelten die Wellen.

„Kommen Sie!" sagte der Graf. „Wir haben hier Nichts mehr zu erwarten!"

„Und die Leute?" fragte ich.

„Können bei dem heraufziehenden Wetter nichts thun. Kein Boot geht jetzt in See, wenn es zurückkehren will. Vielleicht nehmen ihnen die Wellen ihre Arbeit ab!"

Ich begriff, daß uns Nichts übrig blieb, als den Rückweg anzutreten. Wir gingen schweigend durch die Waldung; in den Wipfeln ächzte der Wind und auf der Landstraße wirbelte er Staubwolken vor uns her. Wir erreichten das Schloß nicht mehr, ohne von der ersten Fluth der Wolken überschüttet zu werden; Blitz und Donner gingen über unsere Häupter hin. In der Halle des Hauses machten wir athenilos Halt. Zum ersten Male konnte mir der Graf starr in die Augen sehen. „Wenn wir uns nicht wiedersehen sollten," sagte er mit vibrierender Stimme. „so verzeihen Sie einem Unglücklichen, der an seinem Loose schwerer zu tragen hat, als Sie!" Damit ging er von mir.

Wir werden uns nicht wiedersehen! Mit dem Morgengrauen, das dieser Nacht folgt, gehe ich davon. Zunächst in einen stillen Erdenwinkel, wo ich mit meinem Schmerze allein bin. Wenn die Zeit ihr Werk der Heilung vollbracht hat, wie die Weisheit der Menschen verspricht, kehre ich zu Dir, mein Freund, zurück. Du wirst mir helfen, wieder auf das Leben hoffen zu lernen!

Mittelalterliche Baukunst in Italien.

von

Hans Semper.
— Innsbruck. —

s ist eine unlängbare und vielversprechende Thatsache, daß das baugeschichtliche Interesse, besonders der ausübenden Architekten, heutzutage vorherrschend den Schöpfungen des Alterthums und der ^ Renaissance zugewendet ist, indem die Anschauung immer allgemeiner zur Geltung gelangt, daß die Formensprache und die Stilgesche der Architektur dieser Epochen die unseren modernen Bedürfnissen und Gcistesrichtungen angemessenste EntWickelung, Umgestaltung und Anpassung zulassen. Gleichwohl finden auch heute noch die mittelalterlichen Baustile nicht blos im Publicum und bei der Gelchrtcnwelt ihre Liebhaber, sondern anch unter den ausübenden Architekten hervorragende Vertreter, da insbesondere bei den kirchlichen Bauten eine Anlehnung an classische Formen in gewissen Fällen dem Ausdruck der religiösen Stimmung und Zweckmäßigkeit größere Schwierigkeiten zu bereiten scheint, als eine Anlehnung an mittelalterliche Baustile, welche ihre Ausbildung hauptsächlich im Dienste der christlichen Kirche erlangten, in ihrem Entstehen daher recht eigentlich vom religiösen Ausdruck bestimmt und durchdrungen worden sind.

Aber selbst der Forscher und Architekt, welcher die Anwendung mittelalterlicher Baustile bei modernen Bauten irgend welcher Art nicht billigt, wird doch, wofern ihn nicht Parteigeist blendet oder mechanische Routine abstumpft, weder den großartigen Schöpfungen mittelalterlicher Frömmigkeit und Bürgerkraft seine Bewunderung versagen, noch auch das Studium jener Stile als überflüssig betrachten, welche immerhin die Brücke zwischen Antike und Renaissance nicht blos historisch, sondern in mancher Hinsicht auch sachlich bilden, und deren Kenntnis; in vielen Punkten das volle Verständnis: der classischen Baustile alter und neuer Zeit erst ermöglicht.

Dieser innige Zusammenhang der mittelalterlichen Architektur mit der antiken einerseits, derjenigen der Renaissance andererseits tritt besonders deutlich in Italien hervor, der Heimath der Renaissance, die auch dort nicht hatte entstehen können, wenn nicht eben die antike Tradition, wie der Same zu neuer Blüthe sich durch die ganze mittelalterliche Kunst hindurch bald offener, bald versteckter, unsterblich fortgefristet hätte.

Die Betrachtung der mittelalterlichen Kunst Italiens bietet daher ein erhöhtes praktisches Interesse für das Verständniß der Renaissance, insofern sie weder ihr noch der Antike so schroff gegenüber steht als z, B. die nordische Gothik; aber auch bezüglich des monumentalen Werthes sowie des geschichtlichen Interesses an und für sich verdienen die mittelalterlichen Bauten Italiens zum mindesten eine gleiche Aufmerksamkeit wie die nordischen Bauten der nämlichen Epoche: So manches daher auch schon über italienische Architektur des Mittelalters geschrieben sein mag, so finden neue Forschungen über einzelne Monumente oder ganze Schulen, oder auch über die der Bauthätigkeit zu Grunde liegenden social-politischen und culturgeschichtlichen Factoren, insbesondere wenn sie in geistreicher und anregender Form vorgetragen werden, gewiß noch immer nicht nur die pflichtmäßige Berücksichtigung der Gelehrten, sondern auch das Interesse des künstlerischen und größeren Publicum?. Wenn wir nun in Folgendem auf zwei Werke, eines Italieners und eines Amerikaners*), aufmerksam machen wollen, die beide ihren Stoff aus dem Gebiet der mittelalterlichen Architektur Italiens schöpften, so fühlen wir uns hiezu eben sowohl durch das Vorhandensein jener Vorzüge der Neuheit — wenn auch nicht in allen Punkten, so doch in einigen — wie insbesondere durch die lebhafte und anregende Tarstellung in beiden Werken veranlaßt und berechtigt. Dieselben haben im Stoff wie in der Anordnung eine äußere Aehnlichkeit mit einander, unterscheiden sich jedoch durchaus durch die verschiedenen Standpunkte der Verfasser. Jedes der beiden Werke bildet eine Sammlung einzelner Abhandlungen über verschiedene Gegenstände, einige der letzteren sind beiden gemein. Beide Autoren schicken eine längere Einleitung voraus, worin sie ihren Standpunkt bezeichnen, sowie die geeignete Stimmung des Lesers für die Aufnahme der dargebrachten Gaben zu erwecken suchen. Während jedoch Boito sich schon in der Einleitung als der unruhig die Vergangenheit nach einer Richtschnur in der Zerfahrenheit der modernen Architektur Italiens befragende Künstler verräth, so offenbart sich uns Charles Eliot sofort als der behaglich erzählende, kunstvoll den Stoff der Vergangenheit ordnende

Culturhistoriker. der vor Allem darauf ausgeht, ein lebensfrisches und erhebendes Bild der großen, idealen Züge derselben auszumalen.

So geistreich und pikant Boitos einleitende Ausführungen aber auch sind, so sind sie doch nicht immer überzeugend, oder auch nur objectiv richtig. Zunächst legt er dem constructiven Element in der Architektur, dem von ihm sogenannten Organismus, zu viel Bedeutung bei, weshalb natürlich die Renaissance bei ihm zu kurz kommt, zumal da er die akademischen Ausläufer derselben als deren allgemeine und ursprüngliche Norm annimmt. „Damals schienen die Kirchen, die Paläste, die Theater, Häuser, kurz alle Gebäude eigens construiert zu sein, um mächtige Säulen, Giebel, Nischen, die Gesimse des Pantheon und der heidnischen Tempel daran anzubringen. Die Eonstruction, die innere Eintheilung wurden unmittelbar von der Decoration abgeleitet; der Organismus wurde der niedrige Slave des Symbolismus.“ Dem entsprechend empfiehlt er denn auch den romanischen Stil als Anknüpfungspunkt für einen zu schaffenden, neuitalienischen Baustil, da sich in diesem „der Schmuck am meisten mit der Oekonomie vereinige,“ „jeder Theil des Organismus sich nach Außen hin aussprechen könne“. Wenn er aber, um seinen Wunsch nach einem nationalitalicnischen modernen Stil zu begründen, sagt, „eine jede Nation suche wieder einen ihr eigenen Stil, so kehren die Deutschen heutzutage zu ihrem Spitzbogenstil zurück“ ?c., so widerspricht letztere Behauptung doch geradezu schnurstracks den Thatsachen.

Bei der Besprechung der einzelnen Aufsätze werden nun zunächst die» jenigen zusammenzuhalten sein, welche von beiden Autoren den nämlichen Gegenständen gewidmet sind, die sich demnach möglicherweise gegenseitig zur Ergänzung und Berichtigung dienen, sowie sich auch dadurch die Gesichtspunkte der beiden Verfasser am deutlichsten kennzeichnen. —

Der Tom in Florenz, wiewohl keineswegs weder in allen Theilen noch im Ganzen ein durchaus harmonisches Bauwerk, ist dennoch als eine der großartigsten und zugleich, in jeder Beziehung, historisch bedeutsamsten Schöpfungen des italienischen Volksgestes, Kunstsinnes und Genies anzusehen. Nicht blos giebt er uns in den mannigfaltigen architektonischen Formen und im plastischen Schmuck seiner Innen- und Außenseiten ein anschauliches Bild des allmählichen Neberganges toscanischer Gothik in die Renaissance, die hier in der That ihre ersten Schritte machte, sondern seine gewaltige Kuppel bleibt für alle Zeiten eine der imponirendsten Constructionen dieser Art und beschäftigt unfern Geist als das erste und wahrhaftige Vorbild der herrlichen Peterskuppel in Rom. Zudem giebt das Studium der Bnugschichte dieses Domes ein anschauliches und erfreuliches Bild von dem monumentalen Streben und edlen Bürgersinn der Florentiner des 14ten und 15ten Jahrhunderts. Endlich hielt er auch dadurch schon, daß ihm bis auf den heutigen Tag der Fa^adenschmuck fehlte (der, nebenbei bemerkt, demnächst vollendet ist), die Aufmerksamkeit des großen Publicums sowie das Nachdenken und die schaffende Phantasie der Architekten seit seinem Entstehen ohne Unterbrechung rege. Beide Autoren behandeln nun, ein jeder nach seiner Weise, die Baugeschichte des Domes und sind gewiß, damit ein allgemeineres Interesse zu erregen. Allerdings giebt uns Camillo Boito mit seinem Aufsatz nur die fast unveränderte Wiederauflage eines Artikels, den er bereits im Jahre 1865 in der Xa^iono von Florenz und im Hiornlo doli' IiifC:ssnom nre^itetto eck «Fronomo zu Mailand, sowie ein Jahr später als selbständige Brochüre publicirte, unter dem Titel: ^rnnW^o IÄsnti, ricsrolis LtoriÄw »ul viiama äi?iren2S äal 1294 al 1367.

Wenn nun dieser Aufsatz bei seinem ersten Erscheinen das Verdienst hatte, falsche Traditionen über den Dombau zu erschüttern und auf das Tomarchiv als Quelle der Aufklärung über dieses damals noch sehr dunkle Cipitel der florentinischen Kunstgeschichte hinzuweisen, so ist andererseits an dem neuen Abdruck dieser Abhandlung scharf zu tadeln, daß die in dem Zeitraum zwischen 1865 bis auf heute auf Grundlage von Archivforschungen erlangten weiteren Resultate darin gänzlich unberücksichtigt geblieben sind.

Es ist allerdings unbegreiflich, wie noch bis vor Kurzem die Schriftsteller, welche die Vaugeschichte des Florentiner Domes behandelten oder berührten, sich mit den verworrenen, lückenhaften und unwahren Berichten eines Vasllii und seiner Nachbeter begnügen konnten, obgleich die Reichhaltigkeit des wohlgeordneten Domarchivs bekannt sein mußte, und einzelne Schriftsteller in der Thal auch einzelne, aus dem Zusammenhang gerissene Documenta desselben schon in früheren Jahrhunderten publicirten. Ja, ein Gelehrter des vorigen Jahrhunderts, Carlo Strozzi, nahm sich sogar schon die Mühe, einen vollständigen Auszug der Documente des Domarchivs vom 14. bis M 16. Jahrhundert zu machen, ohne daß doch durch Publication dieses Auszuges, der sich jetzt im Centralstnatsarchiv befindet, der Forschung ein Nutzen erwachsen wäre. Auch der Eanonicus Morcni benutzte das Archiv, um einzelne Aufschlüsse über Brunellesco zu bringen. Ebenso forderten Numohr und Gaye durch die Veröffentlichung einzelner, aberissener Tucumente die Kenntnis; der Geschichte des Dombaus nur wenig. Erst der ehemalige Archivar des Domarchivs, Eesare Guafti, begann mit methodischer Genauigkeit und Vollständigkeit die Documente des Domarchivs zu copiren, wovon er aber leider nur den Theil, der sich auf den Kuppelbau bezieht, m Jahre 185? publicirte. Auch er schreckte wohl vor dem Umfang des MW Materials zurück. — Auch scheinen alle diese Gelehrten von einer gewissen Furcht beherrscht gewesen zu sein, die Jahrhunderte alten Illusionen über Arnolfos Bauthätigkeit am Dom zu zerstören.

Arnolfo und Brunellesco, das waren die beiden glänzenden Namen, die durch die Tradition geheiligt und mit dem Dombau unauflöslich verflochten woren, und denen zu Liebe man fast grundsätzlich jenen Zeitraum geradezu ignorirte, da sie nicht wohl am Dombau betheiligt sein konnten, also von M0 bis etwa 1420.

Dem verdienten Archivar Eesare Guasti verdankte jedoch Boito die Mit

Nüid und Lud. XX, 58.?

theilung einiger der wichtigsten Documente aus diesem noch dunklen Zeiträume, welche letzterer in geschickter Weise zu verwenden und zu combiniren wußte, um daraus in der That höchst interessante Aufschlüsse über diesen vernachlässigten Theil der florentinischen Monumentenkunde zu gewinnen. Hierbei unterstützte ihn wesentlich sein künstlerischer Feinblick, der ihn auch manche Thatsachen ahnen ließ, die sich durch weitere Forschungen bestätigten. Allerdings ließ er sich durch seine künstlerische Intuition auch zu manchen Fehlschlüssen und Voreingenommenheiten verleiten, insbesondere that er seinem Günstling Francesco Talenti zu Liebe den Thatsachen hie und da Gewalt an.

Wie schon erwähnt, sind nach dem Erscheinen dieses Aufsatzes im Jahre 1865 noch mehrere Arbeiten veröffentlicht worden, welche auf Grundlage der Urkunden des Domarchivs die Kenntniß der Baugeschichte des Domes noch weiter vervollständigt haben.

Schreiber dieser Zeilm gab in seinen „Vorläufern Donatellos“ (Leipzig. Seemann 1870) außer dem urkundlichen Material über die plastische Ausschmückung des Domes im 14. Jahrhundert auch Regesten der Baugeschichte auf Grundlage der Originalurkunden und des Auszuges Strozzi heraus, welche Boitos Angaben wesentlich ergänzten. — Ferner publicirte Berichterstatter im Jahre 1872 (im März- und Aprilheft des XVII. Jahrganges der Mittheilungen der k. k. Centralcommission für Erhaltung der Baudenkmale zc.) einen Aufsatz über die „farbigen Glasscheiben am Florentiner Dom“, mit dem vollständigen Apparat der darauf bezüglichen Documente des Domarchivs, welche ihm ermöglichten, verschiedene bisher unbekannte Glasmaler, darunter auch einen Deutschen, die im 14. Jahrhundert in Florenz gewirkt hatten, der Vergessenheit zu entreißen, sowie auch den traditionellen Jrnthum zu beseitigen, als stammten jene Glasscheiben hauptsächlich von ?iMoss«o <li Ooionico da (Zumbasso her, während doch das letzte Document des Domarchivs, das seiner erwähnt, ihn als noch in Lübeck wohnend bezeichnet. —

Ein Jahr nach dem Erscheinen der erstgenannten dieser beiden Abhandlungen veröffentlichte auch Herr Cavalucci, Akademiedirector in Florenz, eine Reihe von Artikeln in der Xa?1on<z über die Geschichte des Dombaus, denen er den Auszug Strozzi, sowie einzelne Angaben älterer Localschriftsteller zu Grunde legte.

Endlich gab Berichterstatter in seinem Werke: Donatello, seine Schule und seine Zeit (Band IX. der Quellenschriften für Kunstgeschichte, Wien Braumüller 1875) auch noch den vollständigen Apparat von Urkunden heraus, der sich auf Donatellos und seiner Zeitgenossen bildhauerische Thätigkeit am Dom bezieht, ebenso wie er in dieser Schrift auf Grundlage der vorgenannten Forschungen eine übersichtliche Baugeschichte des Domes bis vor dem Auftreten Brunellcsos giebt. (S. 44 f.)

Hauptsächlich auf Cavalucci, Guasti, sowie des Schreibenden Forschungen gestützt, giebt endlich auch Charles Eliot-Norton in seinem Aufsatz: „?1«rsn«s <nd 8w Zlaria «5tke I^ovsr“ in anregender und fließender Darstellung, die uns zugleich ein lebhaftes Culturbild vom damaligen Florenz vor Augen führt, die Baugeschichte des Domes.

Wenn nun nach allem dem Anton Springer in einer Besprechung der Schrift Boitos (12. Heft des Jahrganges 1880. Lützows Zeitschrift für bildende Kunst) sich äußert: „Die beiden letzten Aufsätze Boitos, welche vom Florentiner Dom und der Marcuskirche in Venedig handeln, werden nicht verfehlen, auch in weiteren Kreisen Aufmerksamkeit zu erregen, da sie den hergebrachten, scheinbar felsenfest begründeten Anschauungen in grausamer Weise zu Leibe gehen,“ so ist dies in Bezug auf ersteren Aufsatz ebensowenig zutreffend, wie daß „in Boitos Buch die Acten (über den Dombau) gesammelt und spruchreif vorliegen,“ sowie „daß der Dom als eine Schöpfung des bisher fast ganz unbekannten Francesco Talenti sich herausstelle.“

Diese zuversichtlichen Behauptungen Springers hätten vielleicht »im« 1865, als Boito wirklich das Verdienst hatte, auf das zuverlässige Material der Domurkunden gegenüber Jahrhunderte alten Fabeln hinzuweisen, eine gewisse Berechtigung gehabt, obschon auch schon damals Boitos Mittheilungen zu fragmentarisch erscheinen mußten, um als eine spruchreife Sammlung von Acten gelten zu können, und wiewohl Boitos Schlüsse auch schon damals kaum in allen Punkten vor der Kritik hatten bestehen können. Heute aber beweisen diese verspäteten Lobpreisungen Springers nur seine Unkenntniß der einschlägigen Literatur, die er auch selbst halb und halb eingesteht, was ihn aber nicht hindert, jenes apodiktische Nrtheil zu fällen.

Die Unrichtigkeit desselben wird deutlich erhellen, wenn wir den Gang des Dombaus selbst an der Hand von Boitos Ergebnissen einerseits und den Resultaten der neueren Forschungen andererseits in Kürze verfolgen. Eines der Hauptverdienste von Boito war die Feststellung der Thatsache, daß der gegenwärtige Tom nicht der Bau des Arnolfo sei, mit dem er blos in der Breite des Langhauses, nicht aber in der Länge desselben, noch auch in den Maßen des Kuppeloktogons und der umliegenden Capellenkränze übereinstimme. Die Grundlage zu dieser Entdeckung gab ihm ein Document des Domarchivs vom 19. Juni 1357, in welchem die Maße der alten Kirche angegeben sind, und zugleich die Absicht ausgesprochen ist, eine neue Kirche nach anderen Maßen zu erbauen, für deren Berechnung ebenfalls einige Angaben der genannten Urkunde eine Handhabe bieten.

Als Maß der alten Kirche sind hier angegeben:

Länge der Kirche: 164 wsc. Ellen

Breite des Langhauses: 66 1/4«

Durchmesser des Kuppeloktogons 62 tosc. Ellen*)

Aus einer Abbildung des Domes, wie ihn Arnolfo entworfen, auf einem Frescobild in der Lüappella cicc-Blü ZpaFiuali in 8. Ääia Xovolla geht nun feiner hervor, daß Arnolfo 4 Travsen für das Langhaus angenommen hatte, woraus sich nach Voitos Berechnung auf Grund der obenangefühlten Maße eine Pfeilerdistlnz von bloß 2 4 Ellen in die Länge, bei 34 Ellen in die Breite für die arnolfische Anlage ergibt.

Der neue Bau sollte dagegen nach der oben angeführten Urkunde Pfeileiabstände von 34 Ellen in die Länge und 33¹/₂ Ellen in die Breite, aber nur 3 Travüen erhalten. —

Man hatte also 1357 offenbar die Absicht, die Länge des arnolfischen Langhauses ebensowohl wie dessen Breite beizubehalten (wahrscheinlich um seinen Plan der Kuppeltreuzuug und der Eapellenkränze nicht ändern zu müssen), jedoch die Anzahl der Travsen um eine zu vermindern, dadurch daß man sie quadratisch gestaltete, während sie nach Arnolfo oblong, 34 Ellen breit und 24 Ellen lang, sein sollten.

Wenn Boito das Verdienst hat, die erwähnte Urkunde von 1357 zuerst bekannt gemacht und verwcrthet zu haben, so blieb ihm dagegen eine Urkunde vom 29. Mai 1355 unbekannt: (siehe meine Schrift die Vorläufer Donatello's S. 41 und 44, sowie Cavalucci, Naxiono vom 11. März 1871), nach welcher schon damals Francesco Talenti beauftragt ward, eine Zeichnung oder ein Holzmodell herzustellen, um zu zeigen, wie die Capellen der Tribüne und deren Fenster zu corrigiren seien. Im Juni desselben Jahres wurden seine Zeichnung und sein Modell geprüft, im August angenommen. Gleichzeitig wurden Verathungen über die Pfeiler gepflogen. Durch diese Urkunden wird eine Angabe des Vasari bestätigt, welche lautet, daß Arnolfo bereits die drei Haupttribünen eingewölbt hatte, welche unter der Kuppel sind; denn wenn von den Tribünencapellen im Jahre 1355 noch nichts vorhanden gewesen wäre, hätte doch Francesco Talenti dieselben und besonders deren Fenster nicht corrigiren können. Boito bestreitet aber die Richtigkeit von Vasari's Angabe, weil er eben jene Urkunde von 1355 nicht kennt. Ein anderes, Boito gleichfalls unbekanntes Document vom 3. August 1357 (siehe meine genannte Schrift. S. 44), wonach der Bogen und die Mauer darüber neben dem Hochaltar gegen die Sacristei hin niedergerissen werden soll, bestätigt gleichfalls Vasari's Angabe.

*) Die Licht-: Maszc der jetzt bestehenden Kirche sind:

Länge: 25¹/₂ tosc. Ellen.

Breite des Langhauses: 27¹/₂ Durchmesser des Oktogons: 73 - Man ersieht hieraus, das; in der Breite des Langhauses keine wesentliche Aenderung eingetreten ist, daß die ganze Kirche jedoch nm c. 33 Ellen länger als nach Arnolfo's Plan ist, und auch in ihrer Kreuzung sich erweitert hat. Die tosc. Elle beträgt nicht ganz 56 (1¹/₂).

Wenn aber aus jenen Urkunden des Jahres 1355 hervorgeht, daß Francesco Talenti es in der That war, dem die Coricctur des arnolfischen Kuppelotogons und Capellentranzes übertragen wurde, so sehen wir dagegen nicht ein, wie aus der Bemerkung: „?rlm«?8W talenti <7l>^omaL8ti n lue lletto cli oantont« al »o^i-acloctn con8iFlüo," welche sich in der von Boito benutzten Urkunde vom 19. Juni 1357 findet, dieser den Schluß ziehen konnte, daß Francesco Talenti mich den Plan des umzuändernden Langhauses, von dem in dieser Urkunde die Rede ist, entworfen habe, da es vielmehr in dieser letzteren heißt, daß verschiedene Meister, worunter auch Orcagna, über den Plan einig seien, und daß Francesco Talenti, der Obeibaumeister, denselben gebilligt habe.

Um die Resultate unserer bisherigen Untersuchung zusammenzufassen, so hatte man am 19. Juni 1357 offenbar noch die Absicht, den Plan Arnolfo's in seinen Gesamtdimensionen beizubehalten und auch die von ihm zurückgelassenen Baureste möglichst zu benutzen und nur zu corrigiren. Eine Hlluptcoriectur sollte, außer in den Chorpharten, auch im Langhaus, mit Beibehaltung von dessen ursprünglicher Länge, durch Ersetzung der früheren vier durch bloß drei Travüen stattfinden.

Am 3. Juli 1357 erhob nun Benci di Cione in einer Vesammlung der Operai gewichtige Einwürfe gegen den Beschluß vom 19. Juni 1357 in Betreff der Fundamentirung und der Errichtung der neuen Pfeiler und erhielt von der Dombauhütte den Auftrag, seine Bedenken in einem schriftlichen Memorandum darzulegen. Wenn nun Boito, der diese Urkunde kennt, glaubt, Benci di Ciones Einwürfe seien vielleicht nur in unwesentlichen Theilen berücksichtigt, in der Hauptsache aber zurückgewiesen worden, so läßt er sich zu dieser Annahme einmal durch seine Vorliebe für Francesco Talenti, dem er den Ruhm des vermeintlich von ihm entworfenen neuen Langhauses nicht schmälern möchte, sodann aber auch durch die Untennuß anderer Urkunden veileiten, welche trefflich geeignet sind, jene vereinzelte Notiz vom 3. Juli 1357 näher zu beleuchten. Als unmittelbare Folge der Einwürfe des Benci di Cione sehen wir nämlich am 19. Juli 1357 den Beschluß fassen (S. 48 meiner Schrift), wonach die Fundamente der Pfeiler nicht, wie am 19. Juni beschlossen war, bloß sieben, sondern elf bis zwölf Ellen tief gelegt werden sollen, eine Thtsache, die Boito gänzlich unbekannt geblieben ist. Warum verlangte aber Benci di Cione eine Vertiefung der Pfeilerfundamente um fast das Doppelte? — Für die neuen großen Traveen, welche beschlossen waren, hielt er offenbar die Höhe der alten Pfeiler, welche wahrscheinlich anfänglich beibehalten werden sollte, zu gering; er verlangte höhere und wohl auch stärkere Pfeiler, weshalb auch tiefere Fundamente gelegt werden mußten. — Gleichzeitig nüt dem Beschluß, die Fundamente der Pfeiler zu vertiefen, werden daher, auch neue Pfeilermodelle in Auftrag gegeben. Unter drei Modellen des Andrea Lrcagna des Giovanni di Lapo Ghini und des Francesco Talenti wird am 3. August 1357 schließlich das des Letzteren zur Ausführung bestimmt.

Benci di Cione scheint sich aber auch, im Wesentlichen zwar mit den Längen- und Breiten-Matzen der neuen Travüen, jedoch nicht mit der Dreizahl derselben befreundet zu haben. Als nothwendige Consequenz der vergrößerten TravSen ergab sich ihm nicht bloß eine Erhöhung der Pfeiler, sondern auch, in Folge dieser, wiederum eine Verlängerung des Langhauses, durch Zufügung einer vierten TravSe. — Der Beschluß einer vierten TravSe mußte endlich eine weitere, tiefer greifende Consequenz mit sich führen, nämlich das Aufgeben der arnolfischen Kreuzung mit ihren Kranzcapellen, eine Hincmsschiebung dieser Partien nach Osten.

Benci di Cione und nicht Francesco Talenti! muß also als der Urheber des Projectes betrachtet werden, welches wirklich zur Ausführung gelangte, und durch welches das Langschiff zwar in der von Arnolfo projectirten Breite beibehalten, jedoch um eine ganze TravSe von den am 19. Juni 1357 beschlossenen Dimensionen verlängert und dementsprechend auch erhöht wurde, in Folge dessen dann auch Arnolfo's Plan für die Kreuzung und den Capellenkranz zwar in der Form im Allgemeinen befolgt, jedoch erweitert und weiter östlich verlegt wurde. In der That werden auch bereits am 7. December 1357 der Wandpfeiler bei dem zweiten Südportal, am 30. Januar 1358 der siebente Wandpfeiler der Wendeltreppe (links vom Kuppeloktagon) in einer Tiefe von mehr als elf Ellen fundamntirt, womit thatsächlich das Project der drei TravSen verlassen und die noch gegenwärtige Gestalt des Langhauses gegründet erscheint.

Was die Seitenmauern des Langhauses betrifft, so wurden, wie auch Boito erwähnt, die ans Arnolfo's Zeit an der Nord- und Südseite der Fayadenwand erhaltenen Theile zwar benutzt, jedoch verstärkt und erhöht; auch ihre Außendecoraion, welche von Giotto ausgeführt worden war, wurde aus Pietät oder Sparsamkeit zwar beibehalten. doch mußte an den Theilen der Seitenmauern, welche theils früher noch nicht dcorirt, oder aber in Folge der Verlängerung des Langhauses erst ganz neu erbaut worden waren, den neuen größeren TravSen entsprechend, ein anderes System sowohl der Vertheilung der Fenster und Strebepfeiler, als der Incrustation befolgt werden, als an den älteren Theilen der Außendecoraion. — An Letzteren mußten die Fenster, da sie nicht mehr den TravSen im Innern entsprachen, sondern paarweise für je eine der älteren, kürzeren TravSen bestimmt gewesen, geblendet werden.

An den neuen Theilen der Außendecoration wurden laut Beschluß vom 12. December 1358, den inneren Pfeilern entsprechend, starke Strebepfeiler errichtet, und zwischen je zwei der letzteren nur ein großes Fenster, nach der Zeichnung des Francesco Talenti!, geöffnet. — Diese Notiz ist Boito wieder entgangen, obgleich sie ein Verdienst seines Günstlings meldet. (Siehe S. 42 meiner Schrift und Cavalucci, Nr. 193 der Näxlous.)

In Bezug auf die obere Wand des Mittelschiffes sind wichtige Einzelheiten zu registriren, welche Boito sämmtlich unbekannt geblieben sind. — Nach einem Beschluß vom 4. October 1364 wurde ein Pröjc^ Her, Meister Andrea iürcagna, Piero del Migliore, Francesco Salvetti und Giovanni. Gheraidini angenommen, wonach in der oberen Wand des' Mittelfch.ftcs Ä^.'dsinste'r statt der anfänglich beabsichtigten Langfenster geöffnet werden, und die Gewölbbesiße unter der Galerie, welche die ganze Kirche innen (wie außen) umläuft, ansetzen sollten, während anfangs beabsichtigt war, sie über dem Gesims ansetzen zu lassen, welches über der Galerie hinlief. (Cavalucci, Nr. 66 der Aaxione.) Francesco Talenti erhielt nach einem Beschluß vom Jahre 1366 als einzige Beschäftigung die Ausführung der Galerie, nachdem er am 20. Tecembr 1364 wegen Nachlässigkeit seiner Stelle als Obeibaumeister enthoben »norden war.

Wenn Boito gegen die Ansicht kämpft, als stammte der im 16. Jahrhundert zerstörte Theil des alten Fa^adenschmuckes von Giotto, so kann man hiergegen sagen, was Springer bei einem anderen Anlaß äußert, er kämpfe „gegen einen Feind, den wir nicht sehen, nicht kennen". Denn es geht gleichfalls aus den Urkunden hervor, daß jener alte Fayadentheil im Jahre 1357 entworfen und bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts ausgeführt wurde. Vei dieser Gelegenheit wurde die Fa^adcnwand auch von einem alten, backsteinernen Glockenthurm gesäubert, der vorn seitlich an die Fa^ade angebaut mar, offenbar von Arnolfo. — Im Gegensatz zu diesem alten backsteinernen Glockenthurm wurde denn auch der Thurm, den Giotto 1334 zu bauen begann, „il nuovo c-amMliic di mai-mo" genannt.*)

Auch in Bezug auf den Bau des neuen Thurmes läßt sich Boito von Voreingenommenheit für Francesco Talenti leiten. Giottos Plan ist offenbar wesentlich beibehalten worden, urkundlich führten aber Taddeo Gaddi (der berufenste Nachfolger Giottos) und Neil di Fioravante den Bau weiter, wobei sie eine viereckige statt der ursprünglich geplanten runden Treppe bullten. Francesco Talenti führte nur zeitweilig die Aufsicht, in den Jahren, wo er Oberbauleiter des Domes war. — Erst 1387 wurde der Thurm bedeckt, (Siehe meine citirte Schrift S. 39.)

Völlig unbegreiflich ist uns aber, wie Boito dem Francesco Talenti auch den Ruhm zuschreiben möchte, das Kuppeloktagon und den Capellentranz entworfen zu haben, da ihm selbst wenigstens ein Theil jener Documente bekannt war, welche eine solche Möglichkeit unbedingt ausschließen. Allerdings kann er nicht leugnen, daß der Plan und das Modell einer Gruppe von Meistern und Malern (Neri di Fioravante, Benci di Cione, Francesco Salvetti, Taddeo Gaddi, Andrea di Bonajuto, Niccolü di Tommaso und Neri di Mone) nach langen Debatten schließlich zur Ausführung bestimmt

*) Auch ^der alte war (ursprünglich gewiß bestimmt, mit Marmor intrustirt zu werden, weil er aber Rohbau geblieben, während man in der Inkrustation des neuen Thurmes im Jahre 1357 jedenfalls schon weit fortgeschritten war, so konnte dieser >m Gegensatz zum alten der marmorne Thurm genannt werden.

würdig Mein.'sp'chHAe^ennoch dem Francesco Talenti! den Ruhm zuschreiben, daß.e.r j>ie.Jd.een Hazu /ingegeben habe.

S<s^:B^äuptun^stützt er nicht etwa auf die (ihm unbekante) Tharsache, daß Francesco Talenti im Jahre 1355 ein Modell zur Correctur des Arnolfischen Planes des Kuppeloktogons und des Capellenkranzes herstellte (welches jedoch mit der Verlängerung der Kirche hinfällig wurde), sondern vielmehr auf seine falsche Annahme, als sei die Erweiterung der TravSen, die im Jahr 1357 beschlossen wurde, eine Idee Francesco Talenti's gewesen, welcher sie vielmehr, dem Document zufolge, als Oberbauleiter nur billigte, während die Urheber des Projectes außerdem noch genannt werden.

Wir erwählten aber oben schon, daß die in Folge des Memorandums des Benci di Cione beschlossene Vermehrung der neuen TravSen auf vier statt drei, die Rückverlegung der Kreuzung und der Capellenkränze zur nothwendigen Folge hatte. In der That wurde im Jahre 1366 zu derselben Zeit, als der vierte Pfeiler errichtet werden sollte, eine Concurrenz für die Ausarbeitung eines neuen Projectes für das Kuppeloktagon und die Capellenkränze ausgeschrieben, an welcher sich Francesco Talenti und Giovanni di Lapo Ghini gemeinsam mit einem Modelle, ferner Talenti's Sohn mit einem zweiten, Giovanni di Lapo Ghini mit einem dritten allein, und die obengenannten acht Baumeister und Maler mit einem vierten betheiligten. Nach endlosen Debatten und Kritiken wurde endlich das der Letzteren vorgezogen. Offenbar war unter diesen Benci di Cione der Tonangeber, der sich auch an den bezüglichlichen Debatten lebhaft bctheiligte. Francesco Talenti räumte selbst ein, daß das der Meister und Maler (des Benci di Cione) das beste Project sei. — Nachdem dasselbe am 25. October des Jahres 1366 durch eine große Versammlung von Bürgern und Künstlern zur Ausführung bestimmt worden war, wurde am 18. November beschlossen, daß alle anderen Modelle zerstört und das erwählte streng befolgt würde. Am 8. December 1368 wurde überdies festgesetzt, daß ein Jeder, der in die Dombauhütte aufgenommen wurde, den Schwur zu leisten hatte, die Kirche streng nach dem genannten Modell bauen zu lassen. (S. 43 meiner Schrift, N. 99 Ra?ions 1871.)

Boito's Annahme, Francesco Talenti, der zur Zeit dieser Beschlüsse in Ungnade gefallen gewesen sei, wegen einiger Risse, die in den neuerbauten Hauptgewölben entstanden seien, habe sich an dieser Concurrenz nicht betheiligen dürfen, ist, wie wir aus dem Vorhergehenden sehen, gänzlich aus der Luft gegriffen, da er nicht nur an der Concurrenz theilnahm, sondern sogar während derselben mit Giovanni di Lapo Ghini zusammen wieder Oberbauleiter war.

Indem nun seinem Project das des Benci di Cione und seiner College« vorgezogen wurde, und er selbst diesem letzteren den Vorzug vor dem eigenen gab, heißt es doch wahrlich den Thatsachen Gewalt anthun, wenn man ihm gleichwohl das geistige Verdienst des angenommenen Projectes zuschreiben will.

Daß jede Partei ihre eigene Ideen hatte und lebhaft vertrat, geht schon aus den einzelnen Episoden dieses Wettkampfes hervor. Am 24 Juli 1366 war bereits beschlossen worden, das Modell des Francesco Talenti und Giovanni die Lapo Ghini auszuführen, weil es dem Bau die meiste Störte verspreche, während das des Benci di Cione und Genossen Gefahr drohe. Dieses Urtheil wird am 31. Juli wiederholt. Benci aber wandte ein, sein und seiner Genossen Modell sei nicht genau nach den Zeichnungen ausgeführt worden. Vor einer neuen Versammlung am 9. August führt er die Verthcidigung weiter und überzeugt erstere, daß sein Project vollkommen genügende Stärke verspreche. Nachdem nun noch ein genaueres Modell von seinem und seiner Genossen Project gemauert worden war. gefiel es allgemein am Besten, so daß selbst die Oberbauleiter Francesco Talenti und Giovanni di Lapo Ghini, die sich ebenfalls an der Concurrenz betheilig't hatten, ihm ihre Zustimmung gaben.

Wir glauben hiermit genügend nachgewiesen zu haben, daß Boito, so verdienstlich und belehrend fein Aufsatz bei feinem ersten Erscheinen im Jahre 1865 auch war, mit dieser neuen, fast unveränderten Auflage desselben uns nicht nur nichts Neues mehr, fondern sogar weit weniger geboten habe, als seither durch Quellenforschungen über diesen Gegenstand bereits bekannt geworden ist.

Insbesondere aber muß auch seine, den Urkunden widersprechende Verherrlichung Francesco Talenti angefochten werden, da der Ruhm, den er diesem zuschreibt, in weit höhcrem Grade dem Benci di Cione zukommt, so weit überhaupt der Florentiner Dom, bei dessen Bau über jeden einzelnen Theil von Fall zu Fall wiederholte und eingehende Berathungen und Beschlüsse von großen Versammlungen gehalten und gefaßt wurden, als das Werk eines Einzelnen betrachtet werden kann.

Die Grundidee einer Vergrößerung des Doms zu feiner gegenwärtigen Gestalt gehört aber offenbar dem Benci di Cione Dami von Como.

Charles Eliot-Norton, der uns zunächst ein lebendiges und wohl durchgeführtes Bild der politischen und socialen Zustände von Florenz nnd dessen Wohlstand es zu Anfang des 14ten Jahrhunderts giebt, zeigt in der Schilderung der Baugeschichte selbst eine Kenntniß der neueren Literatur hierüber, die wir bei Boito vermissen. Allerdings läßt auch er sich durch Letzteren, sowie durch Cavalucci, der hierin Boito blindlings folgte, dazu bestimmen, Francesco Talenti «ls den muthmaßlichen Erfinder des neuen, vergrößerten Domes anzusehen, obwohl, wie wir nachwiesen, die Documente diese Annahme so wenig unterstützen.

, Charles Eliot giebt eine gute Charakteristik des Uebergangsstiles, welchen die Erweiterer des Domes in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, im Unterschied zu dem älteren toscanisch-gothischen Stil eines Arnolfo und Giotto, anwendeten,

»Auch die Formen des neuen Baues waren größentheils durch jenen Theil des alten Baues aus Giottos Zeit, der stehen geblieben war, sowie durch den ersten Entwurf Arnolfos beeinflusst. Sie waren im toscanischgothischen Stil gehalten, aber der Geist, der die Kunst Arnolfos und Giottos und ihre unmittelbare Nachfolger belebt hatte, war im Abnehmen begriffen, indem der Geschmack der Zeit einen allmählichen Wechsel erfuhr, der sich in einer noch unausgesprochenen, kaum beginnenden Neigung einer Rückkehr zu classischer Formgebung und Construction äußerte." — Diesen Uebergangsstil findet der Verfasser auch in den plastischen Decorationen des Domes wieder, sich dabei auf meine Schrift über Donatello stützend.

Im Anschluß an die Baugeschichte des 14. Jahrhunderts giebt Charles Eliot sodann eine sorgfältige Schilderung des dramatischen Verlaufes des Kuppelbaues, für welche natürlich auch er, wie Cavalucci und Berichterstatter (in seiner mit R. Dohme gemeinsam verfaßten Monographie über Brunellesco) die treffliche Urkundensammlung des Cesare Guasti: „l^a oupola cti Kts Asria, clsl ?ioro" zu Grunde legt.

Möchten auch die Urkunden des 14. Jahrhunderts über den Dombau in derselben erschöpfenden Weise ini Originaltext publicirt werden, so würden alle Dunkelheiten und Streitfragen auf einmal behoben sein!

Wenn wir entschieden in Abrede stellen müßten, daß der Aufsatz Boitos über den Donibau von Florenz in Bezug auf Neuheit und Vollständigkeit der Thatsachen sowie Richtigkeit der Schlüsse die Lobsprüche Springers verdiene, so bringt dagegen sein Aufsatz: I risknrrl <li 8.)l,ire« in der That höchst interessante und unanfechtbare Aufschlüsse über die Baugeschichte jenes Kleinods venetianischer Architektur, die bis dahin, wenigstens in Deutschland, nicht zur allgemeinen Kcnntniß gelangt waren. Allerdings stützt sich Boito, wie er selbst angiebt, seinerseits wiederum auf die Beobachtungen der Architekten, die im letzten Decennium mit der Restauration von S. Marco betraut waren, sowie auf eine Schrift des verstorbenen Marchese Pietro Selvatico zur Feier der Hochzeit Valmarana-Cittadella, worin dieser die Ergebnisse jener Beobachtungen zum ersten Mal zusammenstellte und veröffentlichte.

Zunächst ergab sich aus den Untersuchungen des Ingenieurs Saccardo, daß die Kirche S. Marco nicht, wie allgemein angenommen ward, nachlässig auf bloßen Schilfgeflechten im Schlamm fundamentirt sei, sondern daß auf einem dichten Rost von Ulmenpfählen, der im Thonboden steht, eine doppellagige Verschwellung ausliegt, welche einen fünfstufigen Quaderunterbau von grauem Stein, sogenannter pistin äi trägt. Ein weiteres Ergebniß jener

Untersuchungen ist, daß die Kirche nicht gleich Anfangs in ihrer gegenwärtigen Gestalt erbaut wurde, sondern in ihrer ursprünglichen Anlage eine dreischiffige Basilica bildete.

Diese Entdeckung stimmt vollkommen überein mit den Nachrichten, welche uns über die Baugeschichte von S. Marco erhalten sind. Die alte Anlage stammt theilweise vielleicht noch aus der Zeit der ersten Erbauung der Kirche im Jahre 829 durch den Dogen Giustinio.no Partecipazio und seinen Bruder und Nachfolger Giovanni, unzweifelhaft aber hauptsächlich aus der Zeit, da der Doge Pietro Orseolo die, während eines Aufstandes des Volkes gegen seinen Vorgänger Pietro Candiano, im Jahre 976 verbrannte Kirche wieder herstellte (reoresvit). Denn daß ein Unterschied zwischen der ältesten Anlage vom 9. Jahrhundert und dem Wiederaufbau im 10. Jahrhundert bestehen mußte, deutet auch der gut unterrichtete Francesco Sansovino in seiner Veneria ciescritm (Vsnsxia appress^ ^»o«pc> Lansovino 1581) an, welcher in Bezug auf den Bau des Partecipazio sagt: „tu Ooininoiät« in torm» äi «xpellii," während er von Pietro Orseolo hervorhebt: „ritsos la «niss, piü ms?niö(A et «mpis, «K« non ers prim»,^.

Eine neue Umgestaltung und Erweiterung der Basilica (wonach, mit Beibehaltung eines Theiles der alten Mauern an der Ost- und Westseite, nach dem Süden und Norden hin ein Ouerarm an dieselbe gefügt wurde, während der westliche Theil des Langhauses auf seinen drei Seiten mit einer Vorhalle mit Kuppeln umgeben wurde, ebenso wie auch die nun ein griechisches Kreuz bildende Kirche mit fünf Kuppeln überwölbt wurde) stammt offenbar aus der Regierungszeit der Dogen Domenico Contarini (1042 bis 1071) wie theils aus der Chronik des Andrea Dandolo, sowie aus einem Edict desselben vom 7. Juni 1353 hervorgeht, wo es heißt: „(Znain, Dominions Lonwi-su« postes in torins <zua nun« oernitur i«8tauinvit," theils aus einer Inschrift in der Vorhalle der Kirche:

„^un« inillono tMSliOw Kis^us triFSQO

O« super uniiioim« tuit jaOt«, primo." Tomenico Contarini hatte nach Francesco Sansovino die Kirche aus Ziegeln erbaut; erst der Doge Selvo, der im Jahre 1071 auf Domenico Contarini folgte, begann sie mit seltnen Marmorplatten zu incrustiren und ließ von Athen und verschiedenen Inseln Griechenlands und der Morea viele Säulen kommen, und begann die Kuppeln (il su« ciel«) mit Mosaik zu bekleiden. Der Doge Ordelafo Faliero ließ sie sodann am 8. October 1085 einweihen.

Unter der prachtvollen Marinorincrustation der Kreuzarme hat man nun, wie uns Boito mittheilt, in der That die ursprüngliche Gliederung des Backsteinbaues aus der Zeit des Domenico Contarini (nicht auch Selvo, wie Boito sagt) entdeckt: „majestätisch, einfach, ganz aus Ziegeln, mit ungeheuren Arcaden, die nur durch glatte Ziegelbänder, mäßig große Doppelarkaden, kleine hie und da verstreute Nundfenster ohne Maßwerk, endlich durch jene Bogenfriëße auf schlanken Säulchen und Consolen verziert sind, welche den festländischen Stil des 11. Jahrhunderts charakterisiren." (Boito S. 310 und 312. 313; Fig. 31 und 32.)

Charles Eliot-Norton, der gleichfalls einen Abschnitt seines Werkes der Marcnskirche widmet, ist nach dem Vorausgegangenen also noch im Irrthum, wenn er S. 57 meint, die ursprüngliche Anlage der Kirche sei die eines griechischen Kreuzes gewesen, während blos die Hallen ein späterer Anbau aus dem 12. Jahrhundert seien. Dagegen ist wichtig, was Norton hervorhebt, daß Jahrhunderte hindurch noch weiter an der musivischen und plastischen Ausschmückung von S. Marco gearbeitet wurde.

Anfang des 13. Jahrhunderts, nach der Einnahme Constantinopels im vierten Kreuzzug durch Enrico Dandolo, wurden die berühmten Bronzeperde, welche jetzt die Fayade von S. Marco schmücken, durch den venetianischen Statthalter von Constantinopel, Mariano Zeno, „sammt verschiedenen Tafeln von Porphyr, Serpentin und reichen Marmorarten" nach Venedig geschickt, wo sie anfangs im Arsenal aufgestellt wurden und mehrmals Gefahr liefen, eingeschmolzen zu werden, bis man ihren Werth erkannte und sie an ihrem jetzigen Standpunkt aufstellte. Ursprünglich schmückten sie den Triumphbogen, den Kaiser Nero zur Feier eines Sieges über die Parther errichtete, und gehörten dort zu einer Quadriga. Constantin hatte sie später nach Byzanz gebracht und auf dem Hippodrom aufgestellt.

Bis in's 14. 15. ja 16. Jahrhundert war man stets darauf bedacht, S. Marcos plastischen wie musivischen Schmuck zu vermehren, so daß sich nicht nur gothische Formen, sondern selbst die Erzeugnisse der verschiedenen Epochen der Früh- und Hochrenaissance dort noch ansetzten. Und dennoch übt S. Marco von Innen und von Außen nicht blos eine harmonische, künstlerische, sondern eine unvergeßlich schöne Gesamtwirkung aus, die besonders durch die märchenhafte Farbenpracht bewirkt wird, welche die heterogensten Formen einheitlich zusammenschmilzt.

Wenn in letzter Zeit die Restaurationen, welche an S. Marco vorgenommen wurden, hauptsächlich gerade aus der nicht unbegründeten Furcht, jener Farbenzauber möchte dabei verloren gehen, vielfach, insbesondere von ausländischen Kunstfreunden, und so auch von Charles Eliot, herb getadelt wurden, und andererseits Boito dieselben vom technischen Gesichtspunkt aus als unabweisbar hinstellt, so wollen wir hier auf dieses heikle Thema nicht weiter eingehen, und uns nur freuen, daß man wenigstens mit der Fa^ade, deren Erneuerung gleichbedeutend mit ihren: Ruin wäre, konservativer vorzugehen beabsichtigt, als dies mit der südlichen und schon früher mit der nördlichen Seite der Kirche geschehen ist.

Es bleibt uns noch übrig, die Aufsätze der beiden Autoren zu besprechen, in denen sie sich nicht im Stoffe einander begegnen.

Durch und durch gediegen in Form wie Inhalt ist Boitos Abhandlung über die kleine Kirche S. Abbondio in Como. Zunächst tritt er der bei Localschriftstellern verbreiteten und auch von Hope getheilten Ansicht, daß die gegenwärtig bestehende Kirche noch aus dem 5. Jahrhundert stamme, aus stilistischen Gründen entgegen, weist vielmehr urkundlich deren Bau im 11. Jahrhundert nach. Zugleich aber weist er darauf hin, daß in der That an derselben Stelle schon im 5. Jahrhundert eine Kirche erbaut wurde, deren Ueberreste der Canoniker Don Serafino unter dem Niveau der gegenwärtigen Kirche entdeckt hat. Dieser Geistliche fand, bei Gelegenheit einer Restauration, die musivischen Fußböden, die Thürschwellen, die Mauerreste der alten Kirche mit Bruchstücken von Malereien, ebenso wie Inschriften, welche das Alter dieser Anlage bezeugen. Diese ältere Kirche hatte die Längenaxe mit der späteren gemein, war aber blos einschiffig, statt dreischiffig, hatte weit vortretende Querschiffarme und weite Seitenräume zu beiden Seiten des Langhauses.

Ein anderer Aussatz des Verfassers, in welchem er gleichfalls gegen eine unkritische und phantastische Zurückdatirung einer Reihe von Bauten des XII. Jahrhunderts auftritt, bietet uns freilich nichts Neues, indem wohl Niemand mehr heutzutage Gravinus Ansicht theilt, daß die normannischen Bauten Siciliens, wie die Dome von Cefalü, Monreal?, die Capelle Palatina in Palermo :c., in das 6. Jahrhundert zu verlegen seien.

Von großeni Interesse ist wieder der letzte Aufsatz Boitos, den wir zu erwähnen haben, über die Cosmaten. Obschon dieser Aufsatz schon 1867 erschienen ist, so haben ihn doch die Verfasser der „Geschichte der italienischen Malerei" in ihrem Abschnitt über die Cosmaten im ersten Band der 1869 erschienenen deutschen Uebertragung weder citirt noch sich zu Nutze gemacht. — Ueberhcmpt wird dieser Gegenstand von Crowe und Cavalcaselle sehr mangelhaft behandelt. In der deutschen Ausgabe ihres Werkes kommen mehrmals, im Widerspruch zu den angeführten Dokumenten, Namensverwechslungen vor. (S. 84 Zeile 5: Laurentius statt Cosmas; ebenda Zeile 3 von unten wieder: Lorenzo statt Cosma; S. 88 Zeile 1 wird Johannes „wahrscheinlich Sohn des Jcicopo" genannt, während er den Tocumenten znfolge Sohn des Cosma war.)

Ein offener Irrthum der beiden Autoren ist ferner ihre Annahme eines einzigen Jacob.

Sowohl die Taten, wie die Namcn weisen vielmehr durchaus darauf hin, daß zwei Jacobe aus dieser Familie als Künstler hervorgetreten seien.

Das älteste Werk eines Jacobus dieser Familie ist der Architrav der Thüre von S. Saba zu Rom mit der Jahreszahl 1205; das letzte Auftreten eines Künstlers Jacobus aus dieser Familie fällt in s Jahr 1293, in welchem Jahre ein „,aeodc, 61 Oosina Romano" am Dom von Orvicto als Maurermeister thätig ist. — Wäre es ein und derselbe Jacobus, gewesen der in diesem langen Zeitraum wirkte, so würde er mindestens ein Alter von 110 bis 120 Jahren erreicht haben.

Doch geht aus den Inschriften der Cosmatenwerke auch hervor, daß der ältere Jacob ein Sohn des Lorenzo war, während der jüngere Sohn des Cosma war. So heißt es im Klosterhof von S. Scolastica in Subiaco: „,Oosinas et tilii l^n<z>8 et ^seodns alter ronisni oives" etc., ferner in der Nryptc des Domes von Anagni: „>läFi»ter O«smas c-ivis Ronumus eum Müs suis l^uoa et .sacobo Koe opus tsoit". —

Auch jenes »Itm- weist darauf hin, daß hier von einem zweiten Jacob dieser Familie die Rede ist.

Wenn nun andererseits auf mehreren Inschriften (Porticus v. Civit» Castellana, Villa Mattei zu Rom :c) ein jacopo ourn M« <?«sraa vorkommt, so kann kein Zweifel mehr darüber obwalten, daß es zwei Jacobe in dieser Familie gab, deren älterer (Sohn des Lorenzo und Vater des Cosma) Großvater des jüngeren (Sohn des Cosma) war.

Crowe und Cavalcaselle scheinen ferner fälschlicherweife Cosmas auch als Familienname schlechtweg betrachtet zu haben, obschon er dies erst im Gebrauch der Kunstschriftsteller geworden ist. Seite 88 heißt es bei obigen Autoren: „Johannes Cosmas . . . wahrscheinlich Sohn des Jacobo" — während Johannes vielmehr eben ein dritter Sohn des Cosmas war, wic aus mehreren Inschriften hervorgeht, die sie selbst zum Theil anführen.

Was schließlich Adeodatus betrifft, so nennen Crowe und Cavalcaselle ihn S. 91 Anm. 19 einen „vermeintlichen Nachkommen der Cosmatenfamilie" und fügen hinzu: „Für seinen Zusammenhang mit der Cosmatenfamilie haben wir keinen Beleg". — Boito führt aber eine Reihe von Inschriften an, aus denen erstens die Autorschaft des Adeodat für verschiedene Werke im Cosmatenstyl hervorgeht, während Crowe und Cavalcaselle dieselbe überhaupt in Zweifel setzen, aus denen aber ferner noch erhellt, daß auch er zur Familie gehört und zwar gleichfalls ein Sohn des Cosma war.

Crescimbeni hat auf dem Pavimcnt der Kirche S. Jacobo alla Lungarci zu Rom, als dasselbe noch bestand, die Inschrift copirt:

Dooctstus filius Oosm.iti «t Zaoobus tomrunt Iioo opus.

Im Klosterhof von S. Giov. in Lat, befindet sich noch ein Giebel des Altarciboriums der Familie Colonna, welches in der alten Basilica gestanden hatte, nnt der Inschrift:

tooit Doodat li«« op.

Das Alteaciborium in S. Maria in Cosmedien trägt gleichfalls an der unteren Seite des Giebels die Inschrift:

Osoäat ins Leo.

In der Capelle der Familie Capitucchi befand sich früher ein viereckiger Reliquienschrein mit der Inschrift:

Lo« opus tecit ZlaFiswr Ocmlatus. Auch seine Thätigkeit und Zusammengehörigkeit mit der Familie der Cosmaten ist also sicher beglaubigt.

Nach dem Vorausgeschickten müssen wir also Boito vollkommen beistimmen, wenn er folgendermaßen den Stammbaum der Cosmaten darstellt:

Lorenzo
!

Cosma (1210, 1224. 1231, 1235, 1277,)

!>>> .

Lucn. Jacopo. Adcodato. Giovanni.

(1231. 1235) (1231. 1235, 1293) (1294) 1296. 1303j

Andererseits begreifen wir die Confusion nicht, in welche Crowe und Cavalcaselle bei der Schilderung dieser Künftlerfamilie, mit Nichtbeachtung des deutlichsten Wortlautes der Inschriften, verfallen sind.

Nach dieser genealogischen Darlegung geht Boito auf eine Charakteristik des Stiles dieser Schule über und unterscheidet drei Epochen desselben. Die erste, vertreten durch den ältesten der uns bekannten Künstler dieser Familie, Lorenz« und seinen Sohn Jacopo, hielt sich im Allgemeinen, wenigstens in der Architektur, noch an den, vom Berfafszer sogenannten lombardischen, d. h. romanischen Stil, allerdings mit classicistischer Verfeinerung, so besonders an den Fa?aden des Domes von Civit«, Castellcma, sowie der Kirche S. Maria in Fallen. Tie gleichzeitigen Altarciborien, Chorschranken, kurz mehr decorativen Arbeiten, die, ohne mit Künstler-Namen bezeichnet zu sein, dennoch den Cosmatenstil zeigen, sind jedoch schon mehr in dem rein-römisch-altchristlichen Stil gehalten, der in der zweiten durch Jacopo in seinen späteren Berken, sowie durch seinen Sohn Cosma und theilweise seinen ältesten Enkel Luca vertretenen Epoche herrschend wird. Die dritteEpoche endlich, in der durch Arnolso, Giovanni Pisani und andre toscanische Meister gothische Elemente auch auf die römische Cosmatenschule übertragen werden, findet ihre Vertreter in den Söhnen Cosmas, also Luca, Jacopo den: jüngeren, Giovanni und Adeodato. Freilich wäre es am Platze gewesen, da Boito auch vom Stil der römischen Cosmaten und nicht bloß von der Familie zu sprechen unternahm, wenn er in seine Abhandlung auch G. B. Rosis Resultate (in Lullerina <li arc-Ii«oIoffiä «-iätiana, 1875, S. 110 f. f., angezeigt im Band XII der Zeitschrift für bildende Kunst S. 337) aufgenommen hätte, wonach auch andere römische Bildhauerfamilien im nämlichen Stile arbeiteten, siehe auch Band XIX der genannten Zeitschrift S. 31 eine Notiz von W. Lübke.)

Zum Schluß haben wir noch eines Aufsatzes von Charles Eliot Erwähnung zu thun, der mit besonderer Wärme geschrieben ist und uns ein anschauliches und lebendiges Bild von dem hochherzigen Sinn und Streben der Städte des Mittelalters während ihrer höchsten Blüthzeit giebt. Denn ein ähnlicher idealer Aufschwung, wie er in Siena im 13. Jahrhundert zu Tage trat, muß ollen jenen Städten einmal, wenn auch nur für kurze Dauer beschieden gewesen sein, deren mittelalterliche Dome und Stadthäuser noch heute majestätisch emporragen, oft im beschämenden Gegensatz zur gegenwärtigen Verödung und Verarmung. Mr. Eliot knüpft auch in diesem Aufsatz die kulturhistorische Schilderung des Bürgerthums von Siena mit seinen Gesetzen und Einrichtungen, seinen Parteiungen, seinem großartigen Bausinn, seinem Patriotismus und seiner Frömmigkeit, an die Baugeschichte der Kathedrale, in der damals in der That alle edleren Gefühle der Bürger ihren Anhalt und Sammelpunkt zu finden pflegten.

Der Aufschwung Sienos begann gegen Ende des 12. Jahrhunderts, lim Belagerungen besser aushalten zu können, gruben die Bürger nach Brunnen innerhalb der Stadt, 1193 bauten sie die malerischen Arcaden der ?«nto Lraucki. Ein Jahr später wurde auch der muschelförmig Hauptplatz angelegt, der fortan so häufig der Schauplatz von bürgerlichen Festen und Kämpfen war. —

Vor allem aber machte sich das Bedürfniß nach einem stattlichen Dom geltend. „Seine Pracht sollte nicht nur ein Beweis von Frömmigkeit der Bürger, sondern ein Zeichen ihrer Kraft und des Ueberflusses ihrer Einkünfte sein. Er sollte ebenso sehr ein Gegenstand des Neides für die Umgebung, als der Freude für die Bürger sein.“

„Die“ glänzende Kathedrale von Pisa in der Nähe war ein Sporn für den Stolz und die Eitelkeit der Senesen.“ „Es war mehr ein bürgerliches als ein kirchliches Unternehmen.“ Für die Richtigkeit letzteren Satzes führt der Autor als schlagenden Beweis den Umstand an, daß an der Spitze der um 1260 ausgearbeiteten Statuten von Siena eine Reihe von Paragraphen steht, welche die Regelung und Förderung des Dombaus bezwecken. —

An der Stelle, wo der Dom errichtet wurde, einem dominirenden Punkt der hügeligen Stadt, soll im Alterthum ein Minervatempel, hernach eine kleine der Maria geweihte Kirche gestanden haben. Schon im 12. Jahrhundert scheint man den Dombau in's Auge gefaßt und begonnen zu haben, der Thurm soll 1146 gegründet worden sein. Doch von den sichtbaren Theilen des Domes kann keiner vor dem 13. Jahrhundert erbaut worden sein, in der That setzt Malavolti, der Historiker von Siena, den Beginn des Baues der neuen Kirche in das Jahr 1245. Doch schritt er langsam im Laufe eines Jahrhunderts vor, „mit zahlreichen Variationen im Plan, indem die successivn Architekten nur auf eine allgemeine Harmonie der Wirkung bedacht waren, und auf die genaue Gleichheit der Theile oder eine ängstliche Regelmäßigkeit der Ausführung wenig Rückficht nahmen“. — Verfasser schildert uns hierauf die Maßnahmen der Regierung, um die nöthigen Mittel zum Bau aufzutreiben, sowie die Opferwilligkeit des Volkes. Einen wichtigen Beitrag bildeten die Wachskerzen von allen Calibern, welche von den einzelnen Bürgern, von Corporationen, sowie unterworfenen Städten und Landbaronen ein oder mehrmal des Jahres, besonders am 15. August, dem Tag der Himmelfahrt Marias, welcher die Kirche geweiht war, dieser letzteren gespendet, und die dann zum großen Theil wieder in baare Münze verwandelt wurden. Im Jahre 1260 werden bereits vom Baumeister Fca Melaus die Gewölbe construiert. Dasselbe Jahr führte aber auch ein Ereignis; herbei, welches die Kraft der Stadt auf die schwerste Probe stellte, die sie jedoch glänzend bestand, so daß von da an ihr größter Aufschwung seinen Anfang nahm.

In wirklich spannender Weise schildert uns der Verfasser die Vorbereitungen, den Ausgang und die Folgen der Schlacht von Moutaverti, in welcher durch die ghibcllinisch gesinnten Senesen, verstärkt durch die flüchtigen Ghibellinen von Florenz unter der Führung von Farinata degli Uberti und die deutschen Hülfsstruppen des Königs Manfred, die Guclfen von Florenz und ihre Bundesgenossen eine blutige Niederlage erlitten. Barfuß ziehen die Bürger vor der Schlacht mit ihrem eigens ernannten Bürgermeister Buonagnida an der Spitze in langer Proccssion nach dem Dom, um dort den Schutz und die Hülfe der Maria anzuflehen. Ter Bischof lüßte und fegnete die Schlüssel der Stadt. Er war also vor Allem Patriot, trotzdem die Feinde der Stadt Verbündete des Papstes waren. — In der Nacht vor dem Kampfe verhüllte ein weißer Nebel das Lager der Ghibellinen, so daß das Voll sagte, „es schien, als wäre es der Mantel unserer Mutter, der Jungfrau Maria, welche das Volk von Siena bewacht und vertheidigt.“ — Sollte in dieser senesischen Madonna nicht eine Rcmiscenz der aegisschützelnden, ftädteschützenden Minerva sich erhalten haben, deren Tempel einst an derselben Stelle gestanden, wo sich später der der H. Maria mit dem Schuhmantel geweihte Tom erhob? Tic erbeuteten Fahnen vom Kriegswagen der Guelfen wurden im Tome an zwei Pfeilern aufgestellt, an denen sich noch heute die mächtigen Fahnenstangen erheben. „Tic Episode der Schlacht von Montaperti beginnt und endet im Tom.“

Im Jahre 1262 scheint der Dom in seiner alteren Gestalt vollendet gewesen zu sein, mau ist mit dem Tachdecken beschäftigt und zwei Jahre später ist die unregelmäßige Kuppel vollendet. Die Fahnde und der verlängerte Chor gehören einer späteren Vauperiode an. Bald darauf in den Jahren 1266—68 wurde denn auch die Kanzel des Niccolo Pisano, sein schönstes Werl, an dem ihm sein Sohn Giovanni und seine Schüler Arnolfo und Lllpo behülstlich waren, ausgeführt. Erst im Jahre 1280 machte man sich an die Ausschmückung der Fayade, die bis dahin in bloßem Rohbau ausgeführt war. „Tas Princip der gothischen Bauart, daß jeder Theil, selbst wenn er auf den ersten Blick als bloßes Ornament erscheinen sollte, constructive Bedeutung hatte, wurde niemals von italienischen Architekten angenommen.“ Ter Umstand, daß man Giovanni Pisano mit dem Entwurf der Fa^ade betraute, beweist doch wohl, daß er durch jene Kanzel auch sich einen Namen gemacht hatte, daß also sein Antheil daran größer war, als Mr. Eliot einräumen möchte. Nach unserer Ansicht sind die allegorischen Figuren der christlichen Tugenden am Fuß der Kanzel entschieden sein Werk. Ter Bau der Fayade dauerte von 1284—1290. Im Anfang des 14. Jahrhunderts wurde fodann der Hauptaltar mit dem berühmten Gemälde des Tuccio di Boninsegna, des Gründers der senesischen Malerschule, geschmückt, der sich „durch dramatische Kraft der Composition und Einfachheit und Wahrheit im Ausdruck der einzelnen Figuren“ ausgezeichnet, mid „jene Freude an frischem und glänzendem Colorit, an der Ausarbeitung ornamentaler Details hat, welche nachher charakteristisch für die senesische Schule blieb.“ 1308 erhielt Tuccio den Auftrag, 1310 wurde das Gemälde in feierlicher Procession in die Mrche getragen, wo es bis 1506 den Ehrenplatz am Hochaltar einnahm, worauf es durch ein Vroncetabernakel des Vecchietta ersetzt wurde, Nülb und Md. XX, 28. 8

während die Theile desselben an den Wänden der Kirche und Sacrislei zerstreut wurden.

Hinter dem Dom lag bedeutend tiefer eine kleine Kirche, welche bis dahin als Vaptisterium gedient hatte. Um 1315 beschloß man, ein neues Vaptisterium mit einer eigenen Fayade an diese Stelle zu bauen und den Chor des Domes zu verlangen: und über das Vaptisterium zu führen. Nach lebhaften Widersprüchen und Discussionen kam dieses Project um 1333 dennoch zur Ausführung, wenn auch die Chorseite des Tomes nicht fertig incrustirt ward.

In den Jahren zwischen 1320 bis 1340 erreichte der Wohlstand und die Macht Sienas die höchste Vlüthe. Man wünschte deshalb, als der alte Dom kaum fertig war, einen neuen prächtigeren zu bauen. Doch wurde diese verwegene Idee wenigstens dahin gemäßigt, daß der alte Dom als Quer schiff eines neu zu bauenden Langhauses von kolossalen Dimensionen beibehalten wurde.

In der Thal begann am Anfang des Jahres 1339 der mit dieser Aufgabe betraute Architekt Lando di Pietro, den man eigens von Neapel nach seiner Vaterstadt zurückberufen hatte, den Neubau mit aller Energie. Durch eine Epidemie, die im folgenden Jahre Siena heimsuchte und auch den Oberbaumeister hinraffte, stockte der Bau einige Zeit, wurde aber um 1343 von Neuem mit großem Eifer weitergeführt. Die Riesenmauern des neuen Domes wuchsen aus dem Boden empor. Da trat im Jahre 1348 auch in Siena jene fürchterliche Pestilenz auf, welche damals ganz Europa verwüstete, und wüthete dermaßen unter den Bürgern, daß seither die Stadt sich nie wieder erholte, noch ihren früheren Wohlstand und Glanz erreichte. So verlor man denn auch nachher die Lust und den Muth, den während dieser Heimsuchung natürlich wieder in's Stocken gerathenen Riesenbau weiter zu führen, zumal sich in den schon errichteten Pfeilern und Gewölben bedenkliche Nisse und Weichungen zeigten, so daß der von Florenz im Jahre 1356 berufene Experte Benci di Cione (ein neuer Beweis für seinen Ruhm als Architekt und Constructeur, welcher seiner hervorragenden Bethheiligung am Florentiner Dombau völlig entspricht*) nichts Besseres zu rathen wußte, als dieselben wieder abzutragen. Man that es und ließ nur die nobeln Massen der Außenmauern des neuen Domes als ergreifendes Grabmonument von Sienas einstiger Größe stehen . . . „Wäre Siena nicht niedergeschmettert worden und hätte es den Muth bewahrt, die neue Kathedrale zu vollenden, wie sie begonnen war, sie würde der bedeutendste Bau seiner Art in Italien geworden sein, und eine der stolzesten Kathedralen Europas. Die vorhandenen Theile derselben zeigen die Gothil mit dem italienischen Geist in bewunderungswürdiger Harmonie verschmolzen, ohne daß die erstere ihre Kraft, noch letzterer seine Grazie verliert ...“

*) Benci di Cione wai auch nach Orcognas Tod zusammen mit Simone dem Sohn des Francesco Talent! im Jahre 137L Obermeister der Loggia dei Signori in Florenz. Ihnen folgten noch Iacopo di Paolo und Lorenzo di Filippo in diesem Amt, Venci di Lionc wird seitdem nicht mehr erwähnt.

Wir begreifen es, daß der Verfasser, der mit warmer Theilnahme uns ein so anziehendes und mannigfaltiges Bild des mittelalterlichen Lebens einer italienischen Stadtrepublik, wie es im Bau der Kathedrale seinen höchsten idealen Ausdruck fand, schilderte, die künstlerische Harmonie seines Gemäldes nicht stören wollte, dadurch daß er etwa mit führermäßiger Vollständigkeit uns auch noch die späteren, an und für sich gewiß glänzenden Zuthaten und Ausschmückungen des Domes, wie die reichen Renaissancesculpturen, die Biblioteca Piccolomini ?c., beschrieben hätte, welche eben die Aeußerungen und Producte ganz anderer Zeiten und Anschauungen sind, und daher die wahrhaft musikalische Wirkung seiner Darstellung mit einem fremdartigen Motiv, also mit einem Mißklang statt einem Accorde beschlossen hätten.

Am Gestade der See.

von

Emil iüttershaus.

— Barmen. —
I.

von einer Stadt, versunken einst im Meer,
Erzählen uns so viel die alten Sagen.
Man sah Paläste, prangend, hoch und hehr,
Ivo jetzt die salz'gen Finthen Wellen schlagen.

Die Nachtigall, sie sang mit süßem Schall

Im Lorbeerbaum; es tönten lust'ge Reigen.

Ich Hab' geseh'n sie, die Paläste all',

Die leuchtend auf bis zu den wölken steigen I

Ich Hab' geträumt bei jenem Lorbeerbaum;
Ich Hab' gelauscht der Nachtigallen Singen! —
Das war im hellen, schönen Iugendtraum,
Als ungebrochen noch der Seele Schwingen.

Als noch kein Ziel zu fern, kein Glück zu groß,
Das nicht erreichbar schien dem stolzen Knaben I —
G Stadt der Träume, in dem tiefen Schooß
Der wilden Jeitenwellen längst begraben!

Noch einmal lebst du auf in meinem Sinn
, Und der Lrinn'ring Engel freundlich grüßen.

Da ich dich grüß', crhab'ne Königin,
B Meer, und sinnend sitz' zu deinen Füßen.

(!) Meer, im Spiegel trägst den Himmel dn
Und edle perlen unter deinen Wellen.
B, gieb den Frieden, gib den Traum der Ruh'
Dem müd'geword'nen, wandernden Gesellen!

Der Bettler bin ich, der am Schloßportal

Sich niedersetzt nach ruhelosem Schweifen!

Er Kört herüberklingen aus dem Saal

Der kzörner Schmetterern und den Alang der pfeifen.

Cr dürft' einmal — doch ist's schon lange Herl —
In jenem Saal als flinker Tänzer schweben;
Er hat gehofft, doch hat der Zeiten Meer
Ihm statt der perlen nur den Schaum gegeben I

Auch das ist Segen! An der Küste liegt
Ein matter Träumer, lauscht dem wogenschalle —
Und, wenn des Schaumes letzte Spur verfliegt,
Blitzt doch vielleicht am Ufer die Eoralle! —

II.

Aus dem Wellenbad entstieg»,
Gleichst du, Weib, der schönsten Fee!
Deine seidnen kockcn fliegen
Dicht um deines Nackens Schnee.

Als du tauchtest in die wogen.
Rauschend dich die Fluth umfing,
weiß ich wol, warum geflogen
Ueber dir ein Schmetterling!

Schmeichelnd drängt's ihn zu umkosen
Blumen, wie er nie geseh'n,
Jene lichten Frühlingsrosen,
Die auf deinen Wangen steh'n.

Oder drängt's ihn Gluth zu trinken,
Weib, aus deines Auges Stern? —
Mußt er in der See versinken,
kieselig starb er gern!

Seh' ich wandeln dich am Meere,
Kommt mir in die Brust ein Traum
von den Zeiten, wo ölythere
Einst entstieg dem Wogenschaum,

Seh' ich dich von Glanz umflossen,
Zuckt ein weh mir durch die Brust,
Käß du, Schönheit, schaumentsvtoffen
Und wie Schaum vergehen muß!

III.

Murmeln dumpf die wellenftimmen, wenn man ruht am sand'gen Strand, pflegt die Seele gern zu schwimmen In der Traume schimmernd Land.

Flimmernd aus dem blauen Aether
Fließt der Sonnenschein auf's Meer. —
Träumend, fünfzig Jahre später,
Seh' ich alles rings umher.

Eine Greisin geht am Stocke,
Zitternd trägt die Hand das Rohr.
Einer weißen kocke Flocke
Drängt am Häubchen sich hervor.

Fröstelnd vor dem Hauch der winde
Zieht sie um den Hals ein Tuch,
Doch ein Falter lenkt geschwinde
Meerwärts seiner Schwingen Flug.

Und es tönt zum Spiel der Saiten

Durch die Bogenfenster sacht

Ein Gesang ans alten Seiten

von der Schönheit Schmuck und Pracht

Seh' ich dich von Glanz umflossen, Zuckt ein Weh' mir durch die Brust, Daß du, Schönheit, schanmentsprossen Und wie Schaum vergehen mußtl —

IV.

Es war nach schwülem Sommertag
Und ob dem Meer war's dunkel,
Da sprang empor mit einem Schlag'
Ein keuchten, ein Gefunkel.

wohin ich trat, in Sand und Kies
Die Funken blitzend sprangen;
Ls wanden durch den Muschelgries
Sich mächt'ge Feuerschlangen.

Bald schienen sie sich scheu zu flieh'n,
Bald schossen sie zusammen.
Ich sah des Ufers Fels umziehn
Ein Diadem von Flammen.

In tiefer Nacht hielt ich die wacht
Nah' bei der Vrandung Rochen,
Da hat zu mir um Mitternacht
Des Meeres Mund gesprochen:

„Nerstchst du, was im wellenlaut
Ich rausche, sag' und singe?
Ich bin die ew'ge Gottesbraut,
Die Mutter aller Dinge!

Der Gottheit Kuß ist Sonnenglith,

Der Sturm der Gottheit Hadern.

Ich gieße das lebend'ge Vlut

Der Erde in die Adern!

Es pulst im Vuell, es stießt im Strom,
Es quillt aus tausend Thoren.
Der Tropfen aus dem wölkendem,
Er ist aus mir geboren!

Mein leben strömt durch deines hin
In deines Herzschlags Veben. —
Es ist der Tod, wo ich nicht bin,
Und, wo ich bin, ist leben!

Mein Sonnengott, wie hat er fest
Mich heut' an's Nerz gezogen —
Und funkeln läßt und glänzen läßt
Das noch im Traum die wogen!

Noch stammt von Küssen wonncheiß
Die Gluth auf meinem Munde!"
So sprach des Meeres lippe leis
Zu mir in nächt'ger Stunde.

So klang's durch Dünengras und Ried
Im fühlen Hauch, im feuchten —
Und in der Seele ward ein lied
Meerwort und Meeresleuchten. —

Ein neues Drama von Heinrich Kruse").

von

Paul Lindau.

— Verlin. —

einrich Kiuse ist eine eigenthümliche Erscheinung in unserer modernen Literatur. Als er sein erstes Trauerspiel, „Die Gräfin“, veröffentlichte, hatte er die Fünfziger bereits überschritten und stand > in dem Alter, in dem unsere größten deutschen Dramatiker: Lessing, Schiller und Kleist mit ihrem Dichten und Sein schon abgeschlossen hatten. Viele Leute glaubten damals und sprachen es auch öffentlich aus, daß auf dieses erste Drama Kruses kaum jemals ein zweites folgen würde. Nicht, daß man sich zu der Ansicht bekannt hätte, die dichterische Kraft Kruses sei mit diesem verspäteten Erstling erschöpft; aber man wußte, daß Kruse seit einem Vierteljahrhundert an der Spitze der „Kölnischen Zeitung“ seine geistige Thätigkeit auf einem Gebiete zu üben hatte, das der dramatischen Dichtung eher feindlich gegenübersteht, als ihr fördernd ist. Man hatte es zwar begreiflich gefunden, daß ein Mann von so unzweifelhafter und starker Begabung in den Mußbestunden, die er sich nach der abspannenden und aufregenden Thätigkeit für den Tag gönnen durfte, seine Kräfte an der Hebung von Erfreulicherem und Dauern dem zu erfrischen und zu befestigen getrachtet hatte; man war geneigt gewesen, „Die Gräfin“ gewissermaßen als eine Compensatio!!, die der zu unfreiwilliger Thatlosigkeit verurtheilte Dichter von dem überbeschäftigten Nedacteur zu beanspruchen hatte, als ein Sühne

geld, das der Zeitungsschreiber dem Poeten zu zahlen hatte, zu betrachten; aber man würde sich auch nicht darüber verwundert haben, wenn Kruse mit diesem Werke die Schuld seiner einen Seele an die andere für getilgt angesehen hätte. Man konnte es ja nicht übersehen, daß Kruse kein Jüngling mehr war, und wußte, daß die friedliche Muse sich nicht leicht dem Manne zugesellt, für den an jedem jungen Morgen der Weckruf zum Kampfe der Parteien ertönt.

Diese Vorhersagungen haben sich in keiner Weise bestätigt. Kruse hat durch die That bewiesen, daß „die Gräsin“ etwas anderes gewesen ist als ein außergewöhnlicher dichterischer Ausflug aus der Redactionsstube; sie ist der erste glückliche Schritt auf der neuen Laufbahn gewesen, auf der der gereiste Publicist und jugendliche Dichter seitdem beharrlich und unermüdet fortgeschritten ist. Seit der „Gräsin“ hat Kruse uns fast in jedem Jahre ein neues Stück gebracht, und er, der zuletzt angefangen, hat an Fülle und Frische der dichterischen Leistung die meisten der mitlebenden Dramatiker, die, als er den ersten Schritt that, ihrem Ziele schon nahe gerückt waren, noch eingeholt und zum Theil sogar überholt. Jetzt zieht Kruse schon mit schwerem Gepäck in s Feld. Seit der „Gräfin“ hat er geschrieben: „Wullenwever (1870), »König Erich“ (1871), „Moritz von Sachsen“ (1872), „Brutus“ (1874), „Marino Faliero“ (1876), „Das Mädchen von Byzanz“ (1877), „Rosamundc“ (1878), „Der Verbannte“ (1879), „Raven Barankow“ (1880), endlich „Witzlav von Rügen“ (1881).

Jedes dieser Werke hat bei der gesammten Kritik eine über das Maß der gewöhnlichen Anerkennung weit hinausgehende warme Würdigung gefunden, und bei jedem dieser Werke ist fast von einem jeden der Kritiker, die es besprochen haben, darauf hingewiesen worden, daß die deutschen Thenterdirectoren einem so entschiedenen Talente wie Kruse gegenüber viel mehr hätten thun können als thatsächlich geschehen ist. Denn verhältnißmäßig sind nur wenige dieser Stücke überhaupt zur Aufführung gekommen, diese haben sich aber im Großen auch aus der Bühne bewährt. Sie haben als geistvolle Dichtungen mit markiger Charakteristik und kräftigem Dialoge das gebildete Publikum gefesselt und in ihrer Weise Erfolge gehabt. Diese Weise ist allerdings eine andere, und muß eine andere sein, als die der sogenannten Zugstücke. Jeder einsichtige Theaterdirector

muß sich indessen selbst sagen, daß bei dem heutigen Geschmack des Publicums, bei seiner unleugbaren Vorliebe für harmlose Belustigung, für übermüthigen Scherz oder für nervenangreifende Familientragik das Trauerspiel im großen Stile in Bezug auf die Kasse nicht verglichen werden kann mit dem modernen Schauspiel, Lustspiel, Schwank. Wenn es nun auch eine Thorheit ist, vom Theaterdirector zu verlangen, daß er die Geldfrage, die über das Wohl und Wehe seines Instituts entscheidet, als etwas Nebensächliches betrachtet, so ist es doch keine Thorheit, den Anspruch zu erheben, daß diese Frage namentlich bei solchen Theatern, welche durch besondere Vergünstigungen einer höheren Aufgabe sich zuwenden dürfen, nicht als die allein entscheidende aufgefaßt wird. Die großen Hoftheater, die Stadttheater ersten Ranges, die sich wenigstens ab und zu den Luxus gönnen dürfen, ein gutes Trauerspiel auch unter der Voraussicht eines mäßigeren finanziellen Erträgnisses zur Aufführung zu bringen, — und für die es etwas mehr sein sollte als Luxus, nämlich die Erfüllung einer Pflicht gegen die Dichter — sie hätten aus der reichen dramatischen Production Heinrich Kruses unzweifelhaft eine größere Auswahl treffen können, als sie bis jetzt getroffen haben. Trotz der ungewöhnlichen literarischen Erfolge und trotz der guten Bühnenerfolge aber verhalten sich die meisten Theater einer jeden neuen Dichtung Kruses gegenüber spröde, und das Schicksal Heinrich Kruses ist also dem der „beliebten Bühnenschriftsteller“ gerade entgegengesetzt: seine Stücke werden gelobt und wenig aufgeführt, während sich um die Stücke der Andern die Directoren reißen, das Publicum in hellen Haufen zu den Vorstellungen läuft, und die Kritik sie schonungslos verurtheilt.

Der Bühnendichter, dem es fast an jedem Antriebe von der Bühne her gebricht, der durch Aufführungen seiner Werke so gut wie gar nicht ermuthigt wird, läuft leicht Gefahr, zum großen Trosse der „Verkannten“ zu stoßen, in dem neben den wenigen Berufenen so viele Unberufene sich tummeln. Es ist natürlich, daß sich seines Gemüths eine gewisse Bitterkeit bemächtigt, wenn er sieht, wie das, was er schafft, niemals unter den natürlichen und richtigen Bedingungen in's Leben tritt. Denn ein „Buchdrama“ ist ja nichts anderes als ein Drama, das seinen Beruf verfehlt hat, — ein stummes Wort. Es ist ganz natürlich, daß die Thatkraft des Dramatikers, dessen Werke jahrelang unausgeführt bleiben, erlahmt.

Aber nichts von diesen natürlichen Folgen einer unfreundlichen Behandlung ist bei Kruse wahrzunehmen. Er ist nicht erbittert, nicht ermattet; und unbekümmert um das Schicksal des früheren Stückes geht er an ein neues mit derselben Freudigkeit des Schaffens und mit derselben heiteren Frische.

Noch in einer andern Beziehung ist Kruse eine Merkwürdigkeit: in Beziehung auf die Sprache. Es ist eine sehr bekannte Thatsache, daß die Zeitung den Stil des Schriftstellers nicht fördert. Wenn irgendwo mildernde Umstände zu Gunsten eines nachlässigen, fehlerhaften, unklaren Ausdrucks geltend gemacht werden dürfen, so ist es allerdings zu Gunsten der Zeitungsschreiberei. Bei der gebotenen fliegenden Hast hat der Journalist oft nicht die Zeit, um den scharfen und guten Ausdruck für den Begriff zu fertigen, und er nimmt dann als Nothbehelf wohl das schon Fertige, wenn es nur ungefähr paßt. Er hat die für alle Fälle feststehenden Wendungen in großer Anzahl zur Verfügung, — eine ganze Sammlung von allgemein angenommenen Redensarten besonderer Art, die man als Zeitungstrivialitäten bezeichnen könnte. Da läßt man denn oft fünf gerade sein, und wenn das Wort den Begriff nicht ganz deckt, so schadet es auch nichts, wenn nur ungefähr gesagt wird, was man eigentlich hat sagen wollen. Denn das knappe am Begriff straff ansitzende Gewand verlangt Zeit und Mühe. Da muß anprobt und so lange gebessert werden, bis es eben ganz fest sitzt. Dazu ist keine Zeit, und wenn der Begriff nur überhaupt ungefähr bekleidet ist, so muß das schon genügen, ob das Gewand auch Falten schlägt, bauscht und schlottert. Auf diese Weise verliert der Journalist sehr häufig die Eigenart des Ausdrucks. Er hat nicht mehr den eigenen Stil, den Buffon als charakteristisch für den Menschen selbst bezeichnet; er hat den allgemeinen Zeitungsstil. Er ernährt das Publicum nicht mit der eigens bereiteten Geistesspeise, er füttert es mit dem allgemeinen Brei, den viele Köche zusammengemührt und nach dem Sprüchwort verdorben haben. Da dieser Brei Allen zu Gute kommen und Allen munden soll, so muß ihm jedes besondere Gewürz, jeder eigene Geschmack fehlen. Es ist jene „Bappe“ ohne Pfeffer und Salz, mit der Siegfried kein Schwert backen konnte. Man darf sich also nicht darüber verwundern, wenn das Scharfkantige abgestumpft und abgegriffen, das Frischfarbige verwaschen wird. Kruse hat jedoch unter diesen natürlichen Uebelständen in keiner Weise zu leiden gehabt. Sein Stil hat die volle Frische, hat seine eigene Art, seinen eigenen Klang sich bewahrt. Sein neuestes Stück „Witzlav von Rügen“, das mir die Veranlassung geboten hat, mich mit dem Dichter wieder eingehender zu beschäftigen, bezeugt dies auf's Neue.

Ter Kampf des letzten Fürsten von Rügen und Pommern gegen die Städte, insbesondere gegen Stralsund und der Sieg der Stadt, das ist der historische Stoff, den Kruse dichterisch bearbeitet hat. Kruse weicht in einem wesentlichen Punkte von der dramatischen Ueberlieferung ab, indem er den besiegten Helden, dessen Herrlichkeit in Staub zerfällt, am Leben, dessen Gegner ober, der die siegreiche Sache führt, untergehen läßt. Die Vereinigung der besiegten Sache mit dem Untergange des Helden ist aber mehr als eine Ueberlieferung, es ist eine Regel; und diese hat sich nicht zufällig herausgebildet. Es verwirrt das Gefühl einigermåßen, wenn das veranschaulichende Bild der Bühne in der Gestalt des Helden etwas anderes zeigt als das Geschick der Sache. Ich glaube, Witzlav von Rügen würde größer und tragischer gewirkt haben, wenn er im Drama seine eigene Schuld und die Schuld seiner Väter, die an den Kindern heimgesucht wird, mit seinem Leben abgetragen hätte. Ter Tepossedirte, der die Folgen seiner Niederlage auf sich nimmt und ohne Protest als Gleicher unter Gleichen sein Leben fortführt inmitten derer, über die er bisher als Herrscher geboten hatte, scheint mir der tragischen Größe zu ermangeln. Er verliert nicht nur seine weltliche Herrschaft als Fürst von Rügen, er verliert auch die geistige als Held der dramatischen Handlung; und in die erste Stelle, von welcher ihn der Dichter entfernt hat, rückt der älteste Bürgermeister von Stralsund, Arnold Brandenburg, der siegt und stirbt. Meines Erachtens hätte das Drama auch diesen Namen als Titel führen müssen.

Gleich im ersten Auftritt führt uns Kruse mitten in die Handlung hinein, Fürst Witzlav, der Minnesänger, ist ein Nomantiker auf dem Thron, jähzornig, unbedacht wie ein Kind, zerstreut, unbeugsam zu ungehöriger Zeit und nachgiebig am falschen Fleck, dabei arglos, weich und gütig.

„Wie man jeden Tprung und jeden Rist

Erkennt in einem klaren Stücke Bernstein,

So kenn' ich Witzlau, ihn und feine Fehler!

Doch böse Tücke fand ich nie in ihm.“ So schildert ihn der Kanzler, der seinen Herrn genau kennt. Dieser schlechte Regent und gute Musikant ist wegen einer Geringfügigkeit, der Anlegung einer Fähre, die die Stralfunder als einen Eingriff in ihre Vorrechte betrachten, mit der Stadt in ein Zerwürfnis; gerathen. Stralsund entsendet feinen ältesten Burgemeister, Arnold Brandenburg und den jungen Rathsherrn und Ritter Bertram Wulflamm zu dem Fürsten, um den gekränkten Rechten der Stadt wieder volle Geltung zu beschaffen. Witzlav weist die Beschwerdeführer zunächst schroff zurück; plötzlich aber schlägt er einen andern Ton an und zeigt sich nachgiebig, denn er hat die Kunde erlangt, daß die Flotte der Dänen, mit welcher er sich verbündet hat, um die übermüthige Stadt zu züchtigen, unterwegs ist und schon am andern Morgen vor Stralsund erscheinen wird. Als Brandenburg und Bertram, die sich durch heimliche Flucht der Einladung des Fürsten entzogen haben, in die Stadt zurückkehren, herrscht dort schon die größte Verwirrung. Die Sturmglocken sind geläutet. Ter Thürmer hat in der Ferne die sich blähenden Segel der Dänen erblickt. Unter Brandenburgs unerschrockener und umsichtiger Leitung rüstet sich die Stadt zur Gegenwehr. Auf Fifcherböten ziehen die muthigen Stralfunder dem Feinde entgegen, sie bemächtigen sich des Königsschiffes und schlagen den starten Feind zurück.

Witzlav läßt sich durch diese Niederlage nicht schrecken. Mit den andern Fürsten, die ebenfalls in harter Fehde mit den großen Städten leben, verbündet er sich und rückt mit großer Macht auf's Neue gegen die Stadt vor. Auch dieser Angriff wird von den Stralfundern blutig zurückgewiesen. Die siegreiche Stadt geht nun aus der Verteidigung zum Angriff über und entsendet ihre Leute gegen den Rugard, das Stammschloß des Fürsten, und da der vflichtgetreue Kanzler das Schloß nicht übergeben will, läßt sie es einäschern. Der Kanzler, der wackre Platen, und der Prinz Iaromir, Witzlavs Sohn, kommen um's Leben. Auch der ehrwürdige Vurgemeister Brandenburg, der die Stadt zweimal, zum Siege geführt und das Wert seines Lebens vollbracht hat, stirbt. Witzlav kommt mit den Scinigen waffenlos in die Stadt, um seinen Sohn in der Fürstengruft beizufetzen und dann als Bürger mit den Mitbürgern zu leben:

„Ich bin ja ohne Obdach wie ein aller

Seeadler, welchem sie den Horst zerstört!

Und schonungslos erschlugen sie sein Junges.

Er flieget ohne Ruhe hin und her

Und wiegt sich zweifelnd über Land und Meer:

Wo soll er künftig wohnen? Tcht, so bin ich!

Hier ruhen alle meine Lieben. Lastt mich

Ausleben hier des Lebens kurzen Nest.“

Das zerschlagene Scepter legt der Fürst gelassen aus der Hand und greift zum Trost in seinen schweren Stunden zu der Harfe.

„Und mit den» letzten Ton der Harfe sind
Verklungen und verrauscht die Fürsten Rügens“.

In diese einfache Handlung ist eine liebliche Liebesgeschichte eingeflochten: der Bund zwischen dem tapfern jugendlichen Ritter Veitram und der züchtigen Tochter des Burgemeisters Brandenburg, Anna. Diese schlichte Herzengeschichte ist frei von allen anfiengenden oder pikanten Zwischenfällen. Nie Beiden sind schon enig, ehe der Vorhang aufgeht, und wenn da auch die Zustimmung des Vaters noch aussteht, so läßt sich doch beim ersten Gespräch erkennen, daß dieser keine Schwierigkeiten machen wird. Sie erfolgt in der That bald und in der natürlichsten Weise. Je weniger verwickelt diese Liebesgeschichte ist, desto anmuthiger und lieblicher ist sie; freundlich und echt menschlich. Schon in seinen früheren Dramen hat Kruse bekundet, wie er den schalkhaften frischen Ton der jungen Liebespaare meisterlich zu treffen weiß. Auch diesmal sind die Zwiegespräche zwischen Anna und Bertram von einschmeichelndem Reize.

Die Charakterisirung Wihlavs, dieses schwankenden, zerfahrenen Mannes, ist mit großer Kunst und großer Kraft durchgeführt. Aber noch schärfer tritt die Charakteristik hervor in dem einheitlichen klaren Brandenburg. Dieser Brandenburg ist eine kräftige und durchaus sympathische Erscheinung; selbst das, was ihm als Fehler angerechnet wird, ist nur dazu angethan, unsre menschliche Theilnahme an ihm zu steigern. Und was sind das für Fehler? — Ter vorsichtigere und viel unbedeutendere zweite Burgemeister Oseborn sagt mit Recht zu ihm:

„Ihr geht zu sehr nach Eurem eignen Kopf.
Ihr meint es gut, doch achtet nicht die Formen,
Ihr thut das Rechte, doch Ihr thut's nicht recht.“

Und wie dieser Mann gelebt, so stirbt er, großartig, ergreifend und schlicht:

„Er schied als Vater mahnend von den Kindern.
Es weinten alte Leute, die der Thränen
Seit fünfzig Jahren sich bereits entwöhnt.
Jetzt zeigt es sich; wer hcitt' es sonst gedacht,
Taft so viel Lieb' er hält', der barsche Alte?
Wie ein Prophet verlies! er diese Erde,
Ter seinen Mantel noch hcrunterwirft,
Um Geist und Kraft uns zu rhöhn“.

Neber die theatralische Wirkung eines Dramas läßt sich bekanntlich nach der Lectüre fast nie urtheilen. Die Schlachten bilden hier den Mittelpunkt: die Seeschlacht gegen die Dänen, die Vertheidigung gegen die Fürsten und endlich der Ansturm der Stralsunder gegen Rugard. Die eisten beiden spielen sich hinter der Scene ab; wir erhalten von den Vorgängen nur den Bericht durch die Augenzeugen. Ob diese Wiederholung auf der Bühne mißlich wirkt, das wäre eben durch die Erfahrung festzustellen. Ter Sturm auf den Nugard, den wir auf der Bühne sehen, wird, wenn nicht alles täuscht, sicherlich auch von großer theatralischer Wirkung sein.

Das ganze Stück ist sehr knapp geschrieben. Ich wüßte keine zwanzig Verse zu bezeichnen, die gestrichen werden müßten. Ich glaube auch, daß das Stück in seiner ichtigen Form bis auf wenige Veränderungen ganz bühnengerecht ist. Nur eine wesentliche Veränderung würde ich für Wünschenswert!) halten, nämlich die, daß wir den Tod des Kanzlers und des Prinzen, die wir aus einem jener Berichte erfahren, welche in der Theatersprache die „Berichte des schwedischen Hauptmanns“ genannt werden, auf der Bühne selbst zu sehen bekämen.

Als eine der hervorstechenden Eigentümlichkeiten Kruses bezeichnete ich vorhin schon die gesunde und kräftige Sprache. Kruse schreckt auch vor sehr gewagten Derbheiten im Ausdruck nicht zurück. Als Bertram von Brandenburg eine Reihe von Grobheiten einstecken muß, sagt der junge Ritter: Es sammelt sich bei mir, so wie sich die Maulschellen sammeln bei dem Schneiderburschen:“

Von dem Kanzler sagt einer der Junker:

„Ihm steht der Hofdicnst wie der Sau das Halsband;“ Und als einer der Stralsunder Bürger einen Dänen packt und dieser laut aufwimmert, schmolzt er:

„Kann ich dafür, das; er statt Nippen Mus

Im Leibe hat? Er ist wie dünnes Glas.

Man faßt ihn kaum an, so zerbricht der Schafstopf,"

Auch das Dialektische benutzt Kruse ohne Bedeuten:

„Ich sorg und schmorgc nicht, und Hause lustig/'

philosophirt der feiste Krassow; und der alte Knecht fagt von einem Pferd:

„Noch seht Euch uor, Herr, störrig ist der Nacker,
Und manchmal ganz balsteurig, Herr!"

Die Kruse'schen Bilder sind immer knapp, nngesucht und voltsthümlich. Als der Kanzler meldet, daß der alte weise Brandenburg und der jugendliche Bertram den Fürsten zu sprechen begehren, bezeichnet er die Beiden so: „Sic stehen wie Rath und That zusammen." Den Stralsunder, der dein Kampf auf der See zuschaut und dabei allerhand Bewegungen macht, fragt der Nottmeister, was er da anfangt? und dieser antwortet:

„Ich helfe nach!
Ter Kegelschieber schlenkert mit dem Vein
Und hilft der Kugel in der Ferne nach,
Co hclf ich unser» Fischern ans der Ferne,
Nie Dänen über Bord zu schmeißen."

Nach der Niederlage will keiner von dem Gefolge des Fürsten freudig gegen Stralsund vorgegangen sein; da sagt der dicke Krassow:

„Zu argem Kind will Niemand Vater sein!
Verbrannten Vrci schob Keiner an das Feuer!"

Fürst Vitzlaw, der den Uebermuth der Städter doch brechen will, ruft aus:

„Der Bube soll nicht mehr den König stechen!" In dem Liebesgespräch zwischen Anna und Bertram sagt der jnnge Ritter, der Burgemeister sei gar barsch und unfreundlich. Anna entgegnet, der Vater sei nicht so unempfindlich, wie der Burgemeister scheinen möchte;

„Er blüht auch manchmal ans,"
Darauf erwidert Bertram:

„Ja, ja, so wie
Tic Aloe, die tausend Stacheln hat,
Iind alle hundert Jahre einmal blicht!"

Tie Kruse'sche Dichtung steht hinter den früheren in keiner Weise zurück und steht in mancher Beziehung höher als jene; nnd da es zweifelhaft ist, ob die Bühne diesem neuesten Werke gegenüber ihrer Pflicht eingedenk sein wird, so ist die literarische Kritik um so mehr dazu veranlaßt, dem Kruse'schen Werke gegenüber ihre Schuldigkeit zu thun. Zu seinem Rechte kann einem Drama eine Besprechung freilich eben so wenig ver helfen, wie die Lectüre:

„Denn das Wort bcm'i'ht
Sich nur umsonst, Gestalten schöpsrisch anzubaun."

Illustrierte Bibliographie,

UMzlas bei F. Bruckmann in München erscheinende Prachtwerk Die Hohen^fl.V^j zollern und das deutsche Vaterland schließt zu W^lmcäneii ',w^ii>'.i Band ab. Es führt die Erzählung bis zum Tode des großen Königs. Der Schluß, der die Geschichte der neuesten Zeit behandeln soll, steht im kommenden Jahre zu erwarten.

Wir haben diesem schönen Werke bereits zu Anfang seines Erscheinens einen längeren Aufsatz gewidmet, worin wir dasselbe zu charakterisiren versuchten. Damals konnte man nur nach den Probheften ein vorläufiges Urtheil äußern? heute, wo ein Hauptabschnitt vollendet ist, kann man wohl schon einen ziemlich vollkommenen Ueberblick über dasselbe gewinnen. Man macht dabei die gcnughucnde Wahrnehmung, daß das Werk seinen vielversprechenden Anfängen getreu geblieben ist. Für Manchen mögen diese jüngeren Partien sogar gewonnen haben. Das liegt am Stoff, der nicht mehr so dürftig fließt, wie bei der Geschichte der ersten Burggrafen und Kurfürsten, sondern sich immer weiter ausbuchtet und die reizvollsten Einzelheiten dahcr trägt.

Allerdings —: sehr in die Einzelheiten hinein kann die Darstellung der zusammenarbeitenden Verfasser, Graf Stillfricd und Bernhard Kugler, sich nicht vertiefen. TaS Werk hat einen sehr gemessenen Umfang, der durch Hineinpressen von Details nicht geweitet werden darf: und außerdem liegt es schon in veräußeren Natur dieses Buches das sich so monnmental präscntirt, daß der Text gleichfalls in einem getragenen Stile gehalten sein muß und durch Anckdötchen nicht entstellt werden darf.

Indrß man mag noch so sehr die Anekdote lieben und in ihr die eigentliche Beleuchtung der großen geschichtlichen Züge sehen — wenn die Darstellung sonst nur gut ist, so kann man schon die Anekdote missen. Und die Verfasser besitzen gerade das, was jenen Reiz am besten ersetzt: freien Blick und wannes Gefühl. Ihr Vortrag holpert nicht über dürre Taten und Zahlen, sondern folgt immer nnr der gebahnten Hauptstraße der Geschichte, und sie wissen das Große und Erhebende unserer Geschichte würdig hervorzuheben nnd auszudrücken.

Tic Geschichte der vier Fürsten, vom Großen Kurfürsten bis auf den großen König, ist die merkwürdigste Reihenfolge der einander unähnlichsten und dabei doch tüchtigsten Herrscherphysiognomicn, die man sich denken kann. Es ist ganz erstaunlich, daß eine einzige Familie so ununterbrochen von Generation zn Gmcration das Ausgezeichnetste hervorbringen konnte. Denn wie dein Großen Kurfürsten und Friedrich II. längst das allgemeine Urtheil den ersten Platz unter ihren Zeitgenossen zugewiesen, so ist man auch in den letzten Jahrzehnten dein ersten Hohenzollernkönige und seinem strengen Sohne allmählich immer gerechter geworden. Besonders dieser hat ja geradezu begeisterte Verehrer gefunden. Nachdem man früher nnr aus den hysterischen Klagen WilhclmincnS

und aus dem törichtcn Geschw«» schlechtunterrichteter Memoicensch «iber, die ia m,m« nur die Schale der Dinge sahen, sich ein Urtheil gebildet, hat man allmählich

denn doch noch einiges geleistet und einige Eigenschaften besessen, die ihn über ^>lle seine glänzenden, hohlen Zeitgenossen hinaus hoben, Mnn hat ihn gar den Schöpfer unserer Weltstellung genannt. Das ist vielleicht Uebcrticbung; aber sicher ist, das! man unbefangener urtheilt, und das, gerade unsere Zeit, die ja auch jede Sentimentalität aus ihrem hastenden Leben hinausdrängt, für einen Mann jenes Schlages Liebe und Verständnis! in besonderem Maße mitbringen muh.

Feldmcinchüll Kciih bei Hochlich, Von Llniphaijcn, München, Fr, Nrmilmann.

Seltsam zu sehen, 'wie sein Geist in unserer Monarchie noch fortlebt. Nicht nur in der stramm soldatischen Zucht und in der Sparsamkeit, sondern auch in der Nüchternheit, die seit ihm im Staatswesen wie im Leben des Einzelnen herrscht. Die Neigung für leeren Schimmer hat er gründlich in Preußen nbgeiödtet', und wenn unter späteren Regierungen bisweilen die alte Lust, deren Typus Fricdiichl. gewesen, wieder durchschlug, so waren die Lustigen sich doch halb und halb bewußt, etwas Unrechtes zu thun. Erst in der ganz modernen Zeit, bei steigendem Reichthum und gebietender Stellung nach außen hin, beginnt der Preuße wieder, auf schönes Behagen Wrth zu legen. Doch im Staate selbst verspürt mnn bisher noch wenig von dieser Regung. In seinem Hause sitzen die Künste noch immer am Bcdiententisch, wohin sie einst Friedrich Wilhelm mit bezeichnender Ztockbewegung gewiesen.

Auch den großen Friedrich sehen wir doch heute mit wesentlich helleren Augen

an. Aus diesem lebenswürdigsten aller Prinzen, wie ihn Voltaire ohne Schmeichelei

nennen durfte, hatte die Zeit^und trübes Leben eine große, gebietende, aber persönlich

wenig anziehende Gestalt geschaffen. Da waiAlles stahlhart und kantig geworden. Kein Wunder, wenn die Zeitgenossen seiner zweiten Regicrungs» Periode — und diese waren doch jedenfalls schieblustigcr und fertiger als die der ersten — in ihrer Be» wunderung für ihn immer eine Mischung von Abneigung em» pfänden. Gerade Bedeutenden unter ihnen, Leffing z. N., ist es so ergangen. Für so ein Leben, das ganz von menschlichenNüchfichten und Wünschen abgetrennt, nur der Pflicht gewidmet ist, hat stets erst eine spätere Generation Verstand,ist, die das Schicksal als Ganzes sieht nnd Härten nicht mehr empfindet.

Wie furchtbar tragisch dieses Fürstenleben bei all' seinem Ruhmesglanz und seinen freudigen Erfolgen eigentlich gewesen, das ist erst sehr viel später der Nach» weit bewußt geworden, sich fern hielt, wie er

Nie Mitwelt sah nur, wie der König seine Gemahlin von Freund um Freund von seinem Hofe scheuchte, aber sie hatte keine Empfindung von der kalten Einsamkeit, worin der harte Mann allmählich gerathen war. Liest man die Berichte über feine letzten Jahre, über die ärmlichen Gesellen, die 'an der Tafel fasten, wo einst Voltaire und d'Argenö und d'Alembcrt gesessen, liest man von dem einsamen Tode des Königs im Arm eines Bedienten, so fühlt man tiefes Mitleid. Wie viel muste in der Seele des Königs allmählich absterben! — Sicht man da«, betrachtet man die Selbstzucht und Entsagung dieses Lebens, und bedenkt man, das;

im menschlichen Dasein überhaupt nicht alle Rechnung glatt und gerecht ausgeht, so wird einem die Härte, welche die Zeitgenossen schmerzlich suhlten, verständlich.

Es ist ja schon bezeichnend, das; erst unsere Zeit eigentlich den malerischen Typus des FrirdrichSporträts gefunden hat. Sicht man gleichzeitige Bilder, so erstaunt man, wie widerspruchsvoll unter einander und wie wenig unserem Typus entsprechend alle seine Bildnisse sind. Es ist freilich wahr, das; keiner der eigentlichen großen Portrntisten seiner Zeit ihn dargestellt hat. Aber selbst auf Ehodowicckys Stacken ist das Gesicht flach und geistlos; und wenn man auch ungefähr die markirtn, ticfgcgrabnen Züge erkennt, so vermißt man doch doS helle Licht, das uns immer daran? anleuchtet. Auf allen jenen Porträts steht Friedrich müde aus. — Wie bat Menzel seinen Typus, der der herrschende geblieben ist, gefunden? Iind ist dieser TyvuS überhaupt der wahre? Hat Friedrich wirklich so ausgesehen? Eine Frage, die wir für alle Zeilen zu den unlösbaren legen müssen. Aber — ob ähnlich oder nicht

— jedenfalls ist dieser Typus ein ganz herrlicher und entspricht der landläufigen Vorstellung auf das Vollkommenste. Denn heute darf ihn Niemand mehr anders darstellen. Dast er aber so rasch liberal! siegreichen Eingang gefunden bis in die tiefsten Volksschichten hinunter, deren wortloses Gefühl in solchen Beziehungen häusig das untrüglichste ist, dost beweist, dasz Menzel wirklich mit genialem Blick zu der mangelhaften Uebcrlieferung die Ergänzung gefunden hat, welche des Königs geistiges Bild in Wahrheit anschaulich macht.

Menzels FricdrichSbilder sind ein Besitz sür alle Zeiten

— und alle Künstler,

hie gleiche Vorwürfe darstellen wollen, werden sich dem Menzelschen Zuge anpassen müssen. Wenigstens so weit es sich um Illustrationen handelt, wird man immer nur fragen, wie weit der Nachfolger dem Meister nahe gekommen ist. — Wir legen aus den schönen Illustrationen des Hohenzollernwerkes einige Proben vor, die Beiträge zur Beurtheilung dieser Frage bieten mögen. Allerdings mich auch hier wieder auf die Formatbeschrmnkung hingewiesen werden: einige wunderschöne Bilder, die andernfalls „Nord und Süd" sicherlich nicht hätten entgehen dürfen, wurden durch ihre Greste bei der Wahl ausgeschlossen. Dazu gehören vor Allem auch die schneidigen Neiterbilder Eamphausens, der sich i'cben Menzel in der FriedrichSgefchichte eine beschränkte, aber völlig eigene Specialität herausgebildet hat, aus deren Boden ihn schwerlich ein Anderer übertrifft. Alle diese Bilder: Ziethen aus dem Busche, Scydilitz, Friedrichs Revue «. sind Groß und Klein mindestens uon des Kunsthändlers Schaufenster her gar wohl bekannt! aber sie gehören ebenso gut wie Menzels Kompositionen in jedes Wert dieser Art nothwendig hinein: classisch, typisch, werden sie nicht übertroffen werden. Wir geben hier ein kleineres seiner Bilder, den brauen Kcith an der Spitze der Preußen an dem unglücklichen Morgen von Hochkirch.

Die übrigen Proben sind gleichfalls Weile uon geschätzter Hand, Ilberhaupt ist sich die Ausstattung in allen Stücken uon Anfang an gleich geblieben. Höchst selten, daß man einmal ein mindcrwerthiges Blatt findet!

häufig aber trifft man dafür Eompositioncn allererste« Ranges. Auch einige sehr interessante Beilagen haben die letzten Hefte gebracht. Zunächst, neben einer genealogischen Tafel uon der ältesten Zeit bis auf Friedrich, eine Uebersicht sämmtlicher erhaltener Darstellungen des Hohenzollernwappcns, die dem Heraldik» wie dem Historiker gewiß gleichermaßen erwünscht bleibt. Außerdem aber zwei Autogramme von Schriftstücken allerhöchster Bedeutung. Das eine ist ein Brief des großen Kurfürsten, mit ersten», hastigem, kurzem Berichte über den Sieg bei Fehrbellin, Preußens erste große Schlacht — das andere der denkwürdige Bericht an Podcwils über den Einbruch über die schlsische Grenze, 1740. In phantastisch ungleichen Schriftziigen und in ganz phantastischer Orthographie, eines der charakteristischste» Schriftstücke für den jungen König, die man nur finden kann. Jene sonnige Zeit war nur zu bald vorbei und „mon euer koäß^ilz^ sollte ganz andere, ernsthaftere Arbeit zu thun bekommen.

Das Lebe» LessiUüs von Heinrich Düntzer (Leipzig, Ed, Wartigs Verlag) legt man mit einem ganz eigenthümlichen Gefühle der Genugthuung aus der Hand. Da ist doch einmal eine Biographie des herrlichen Bibliothekars, die nicht direct oder indirect aus dem Da»zel«Gnhrauer abgeschrieben ist. Es ist immer schon eine Freude, ein wirklich selbständig geschriebenes Buch zu lesen! wenn es sich aber um diesen Gegenstand handelt, so ist die Freude doppelt. Es ist noch so sehr viel für Lcssings Biographie zu thun! Der Hanzel-Gnhiauer ist ja ein ganz vortreffliches Werk, und in der neuen Bearbeitung des vorigen Jahres entspricht er alle» Anforderungen, die man auf Grund der letzten Forschungen daran stellen darf. Aber es ist doch weit entfernt, ein recht eigentliches Lebensbild zu bieten, das Jedermann erbauen kann. Nicht allein, daß es dafür zu schwer ist. Es ist auch zu einseitig. Es giebt freilich sämmtliche Daten und Ehllrlltcrzüge vollständig! aber dieselben finden sich zerstreut in Inngathmigen Eapitln, voll Analysen uon Lessings Schriften und Betrachtungen über ihr Verhältnis; zur Literatur. Nur in den Schlußcapitln findet sich ein Versuch, ein wirkliches Menschenbild Lessings zu zeichnen. Und selbst dieser ist schüchtern, ungeschickt, wie halb verschämt darüber, daß der Verfasser hier nicht streng wissenschaftliche Arbeit thut, bewußt, daß hier eigentlich der nachfühlende Poet die Feder nehmen müßte. Davor hat sich der würdige Herr nun freilich sorgsam gehütet! er hat sich darauf beschränkt, mit seiner classischen Sorgfalt sämmtliche Notizen zusammenzutragen, übersichtlich zu ordnen und möglichst ^trocken ^abzudrucken — es dem Leser überlassend, wie weit ihn seine Phantasie in dieses Labyrinth hineinleitct.

Merkwürdig ist es freilich, wie rund sich trotzdem aus diesen Eapitln die Gestalt Lessings heraushebt. Es ist eben doch eine gar zu mächtige Persönlichkeit, als daß sie sich ganz unterdrücken ließe. Aus den spärlichen Notizen über seine Ehe, über sein Familienleben mit den Stiefkindern und über sein schwcrs Ende, fühlt man sich ganz ursprünglich menschlich angeweht,

Düntzer, wie gesagt, ist nicht die Wege der Gottlosen und leichtfertigen Arbeiter gewandelt, hat nicht jene paar Notizen in ein paar dünne Phrasen neu eingekleidet und die schweren Betrachtungen seiner Vorgänger durch reichlichen Wasserzusah für Jedermann zuträglich gemacht. Sein Lessing ist in ganz eigenen Zügen gezeichnet. Wohlgemerkt! das ist auch noch nicht die ideale Biographie, die dem Menschen ebenso gerecht wird wie dem Schriftsteller und jenen — worauf es doch, wenn man die Biographie als Kunstwerk betrachtet, allein ankommt — anziehend und verständlich macht, diesen nur als einen Theil, gewissermaßen als eine Erscheinungsform darstellt. Dürher ist eben auch lein Poet. Aber er ist ein tüchtiger und uor Allem ei» ehrlicher Arbeiter. Und so ist sein Buch, das das schriftycllrische Willen Lessings ziemlich bei Seite schiebt und den eigentlichen Lebensgang in das beste Licht stellt, eine hochehrfrculiche und nützliche Leistung. Es wird auch lein Volksbuch werden — dazu ist es wieder auf seinem Standpunkte zu einseitig — aber es wird unentbehrlich sein in der Hand jedes Gebildeten, der Anspruch darauf macht, Lrssing zu «erstehen und zu kennen. einer Welt, welch« du Heros entwachse» war. Und trohdcni noch ein stilles Lächeln — als ob die Güte dieses Heizens unucrsieglich gewesen wäre.

Heinrich Düntzer

Es ist vielleicht gar nicht übermäßig viel uon selbständiger Forschung darin, die zu völlig neue« Ergebnissen führt. Nagegen findet man Alles, was über Lessings Leben irgendwie bekannt geworden ist, auf das Vollständigste beieinander. In erster Linie sind die Briefsammlungen, die in den letzten Jahrzehnten durch zahlreiche Veröffentlichungen ja reichlichsten Zuwachs gewonnen haben, »uf das Gewissenhafteste aufgeschürft worden. Alle die kleinen Züge, die sie bieten, längst im Einzelnen bekannt, tragen vereinigt unbeschreiblich viel dazu bei, das Porträt Lessings zu verfeinern und zu verdeutlichen.

Man findet hier in Wirklichkeit Alles, was nur überliefert ist: bis auf die Nummern der Häuser, worin Lcssing einmal gewohnt hat. Was aber dem Buche einen ganz besonderen Nciz und Wrth giebt (und worin es seinen beiden Vorgängern, den im gleichen Verlage erschienenen Biographien Goethes und Schillers uon demselben Verfasser gleich), das sind die reichen Beigaben uon Porträts, Facsimiles und ähnlichen Dingen. Es ist ein ganz merkwürdiges Gefühl", wenn man in dem Buche

blättert — ungefähr dem sseich, das man empfindet, wenn man in die Wohnräume einer alten Familie tritt. Die Einrichtung ist vielleicht dürftig und altmodisch, geradezu unschön: aber an jedem Stücke haftet ein Nndcnlen, und Uon allen Wänden schauen verbrannte, alte Schildercien herab. Frauen mit glitzernd spitzen Schultern und Männer mit gedunsenen Gesichtern in den Trachten verschollener Zeiten — geziert und von Stümperhand gemalt — und doch schaut man mit einer Art Ehrfurcht auf diese Nester einer Vergangenheit, die in gewissem Sinne fortlebt in den Herzen der Nachkommen.

Lelsing 1758, Von Tischbein. An« „Lcising's Leben" von H. Dunhei. Leipzig, (ib. Waitigs Verlag.

Grade so ist es mit diesem Buche. Fast alle diese Porträts sind äußerst unvollkommen, aber sie tragen so vertraute Namen, daß man sie mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit betrachtet. Die Porträts des 18. Jahrhunderts machen überhaupt einen ganz merk» würdigen Eindruck. Im Allgemeinen stehen sie weit unter dem Mittelmaß uon Aehnlichkeit und Ausdruck, das wir zu verlangen gewohnt sind. Es finden sich freilich Porträtifcln, die wie Mengs und Grass den Vergleich mit den größten Meistern der Gegenwart nicht zu scheuen brauchen, «nd welche außerdem beispiellos fleißig geschaffen haben. Aber i'cben ihren Werken ift eine solche Unzahl anderer erhalten, die auf unser Auge eine ganz unglanbliche Wirkung machen! In Glcims berühmter Freundes

gallcrie z. B. befinden sich Sudeleien, von dcien Kläglichkeit man sich absolut leine Vorstellung machen kann.

In Diüntzers Buche nun finden sich an vierzig solcher Porträts: einige ausgezeichnet, die Mehrzahl schlecht. Aber man betrachtet sie alle mit einer gleichmäßigen Mischung von Pietät und Neugierde — als die wrthuoilstc und belehrendste Zugabe, die man solchem Welle nur wünschen möchte. Selbstverständlich, das; die Bilder Lcssings und seiner Familie überwiegen. Von dem leichtfüßigen Vruder Karl findet man sogar ein sehr schönes. Und von Gotthold Ephraim wenigstens alle die, welche Hauptthpen vertreten und Anspruch darauf machen dürfen, für eigentliche, nach dem Leben geschaffene Originale zu gelten. Da ist zunächst das Kinderbild: Bruder Theophilus mit dem obligaten Lämmchen, Gotthold aber im Etaatsleidc zwischen Nücherhaufen. „Bücher! Bücher!" hatte der Sechsjährige gerufen, als man ihm eine Rose oder einen Vogel aufdringen wollte; und der Ausruf, den noch manches Kind, welches sich später zu einem

unwissenden Narren entwickelt, gethan haben mag, ist bei ihm bedeutungsvoll bestätigt worden. Gab es doch eine Zeit, wo er meinte, schon zu viel gelesen zu haben. Dann lommt das herrliche Portrait von Tischbein, das unsere Natio

nalglilllcric besitzt, und welches wir gleichfalls zu reproducircn in der Lage sind. Zeit: ungefähr die Epoche der „Briefe, die neueste Littcratur betreffend". Das Geficht ernst, und doch voll von Lebenskraft und strotzender Schaffensfreude — ein Bild, das unwillkürlich an das schöne Jugcndportrnits Goethes erinnert. Nur daß dieses hier ursprünglicher, echter wirkt, ganz nach ungebrochener Frische aussieht. Auch Maij« Bild, das des Goethemalers, findet sich hier. Die Perle der Gleimschen Sammlng. Ein nüchterner beinahe flulisirter Kopf, steif und ernsthaft — schwerlich sehr ähnlich und überaus unschön, Zeit: Breslauer Aufenthalt. Ferner das berühmte Vild von Graff, das man immer für das ähnlichste erklärt, und zwar nach dem besten, nach der Natur gemalten Ezcemplare. Den fertigen Mann darstellend — fest nach allen Seiten hin. Und den Beschluß macht die Todtenmnsle, die hier zum Abdruck gelangt, und die bisher wohl nicht sehr bekannt geworden war. Schmerzlich müde Züge, auf denen die ganze Tragödie dieses rastlosen Lebens steht, das nimmer, seitdem es in jungen Jahren aus der ebenen Bahn geworfen, zur Ruhe kam — bis zu diesem letzten Moment. Man glaubt in ihnen das furchtbare Familienleid zu lefcn, die Jahre der Vereinsamung in Wolfenbüttel, wohin kaum ein Freundeswort gelangte, der Anfeindung und Quälerei von Seiten

Ner Düntzer ist wirtlich ein sehr gutes, ein vortreffliches Buch, das man nicht

genug empfehlen kann Aber wann lommt endlich der Biograph, der über Lessing,

das reinste Menschenbild des achtzehnte!! Jahrhunderts neben dem großen König, das letzte, abschließende, erlösende Wort spricht? —et.

Die deutsche Verlagsanstalt (vormals E. Hallberger) in Stuttgart giebt eine reizende Sammlung von Zeichnungen Giacomellis heraus, der wir eine Probe entnehme!.,. Hie Idylle «Us der Voizelwelt enthält achtzehn Vollbilder von Giacomelli, Randzeichnungen von David Franz und Gedichte von Julius Sturm. Ein wunderhübsches Aestgeschen! Der französische ^Künstler, der ein international« Liebling geworden ist, hat hier die Lcbensgeschichte ein« Spatzenfamilie entworfen, so fein beobachtet und sinnig gefühlt, wie es außer unserem Fcodor Flinzcr kein Zweit« mehr kann. Jede dieser Zeichnungen ist ein kleines Meisterwerk an Naturwahrheit und Stimmung. Nie Randzeichnungen schließen sich dem würdig an; sie verwerthen das naturalistische Ornament ganz vortreislich. lieber die Gedichte braucht wohl nichts gesagt zu werden: für sie bürgt der Name des Verfassers. — Aber eine besondere Erwähnung verdienen die Holzschnitte, sowohl die der Giacomellischen Blätter, die französischen Ursprungs scheinen, wie die der Ornamente, die von A. Eloß herrühren. Teutschland und Frankreich nehmen einander nichts in diesem Wettstreit. Jene Schnitte n»ie diese sind gleich vorzüglich und verdienen den Platz neben dem besten, was der moderne Holzschnitt hervorgebracht hat. In der That eine Festgabe! auch durch die reiche Ausstattung dazu besonders empfohlen: schweres Papier, schöner Druck und reichgepreßter Einband. —et.

Vud>U»ig ilaiftmr, Novellen aus alter Zeit. (Schneekind. — Der geraubte Spielrcmnm. — Hcinrike. — Unehrlische Leute. —) 8. VI. und 432 S. Vrclin. 1882, W. Hertz. .«.«.—

Ten Lesern von „Nord und Süd" ist Ludwig Laistmr in bester Erinnerung. Nie eine der in diesem Bande enthaltenen Novellen „Ncr geraubte Spielmcmn" ist zueist in unserer Monatsschrift erschienen und hat durch die Feinheit ihrer psychologische» Entwicklung, durch ihr warmes Naturgefühl und die Kunst des Vortrages sich lebtmfteste Theilnahme gewonnen. Diese Sympathien weiden auch den übrigen drei Novellen nicht fehlen, sämmtlich feincmpfundcnc Dichtungen, von starkem, kulturhistorischem Reiz, der in einem trefflichen Colorit seinen ersten Ausdruck findet. Es sind die Arbeiten eines echten Dichters, denen wir uns hier gegenüber befinden. Für eine gelegentliche Breite in der Behandlung der Stoffe werden wir durch die Fülle der dnbei zu Tage tretenden Einzelschönhciten reichlich entschädigt.

Heinrich TÜUtzcr, Goethes Wahrheit und Dichtung erläutert. Zwei Thcile in einem Bande. 8. VIII, 157 und 322 S. Leipzig, 1881, E. Wart ig. «> 3. —

Mit den vorliegenden Hefte» über Dichtung und Wahrheit, oder wie der Dicht« später die vi« Theile „aus seinem Leben" wieder genannt wissen wollte „Wahrheit und Dichtung" schließt Düntz« die vor siebenundzwanzig Jahren begonnenen Erläuterungen zu Goethes Werten. Er hat Recht, wenn er behauptet, daß trotz aller persönlichen und sachlichen Gegner seine in mehrfachen starte» Auflagen verbreiteten Hefte zu dem lebendigeren Verständnisse von Goethes Hauptdichtungen wesentlich beigetragen. Die Erläuterungen fetzen die äußere Kenntniß der Werte voraus, in deren inneres Leben sie einführen sollen; die Einzelertlärung ist bestimmt, die wiederholte Lesung zu begleiten: nur so ist es möglich, daß das Ganze, Ms in den einzelnten Ausdruck durchsichtig in reiner Klarheit vor die Seele des Lesers tritt. Ein wirtliches Verständnis; liegt nur auf diesem Wege. „Dichtung und Wahrheit" gehört zu den am oberflächlichsten gelesenen Werken. Meist sucht man darin nur stoffliche Unterhaltung und leichte Befriedigung einer Neugierde, die des Dichters Erzählung zur Beschuldigung gegen ihn selbst ausbeuten möchte, wobei man kaum an einzelnen Prachtzierden der Darstellung Herzensfreude findet. Und doch ist das Werk eines der wundervollsten Bücher unserer Literatur, ja der Weltliteratur. Nur das, es nicht rasch durchlaufen und gierig verschlungen sein Willi als eine tief durchdachte, rein gefühlte Darstellung will es mit voller Seele aufgefaßt sein. Dazu aber bedarf es einer genau auf alles eingehenden Betrachtung, die den Fortschritten der Entwicklung sorgsam nachgeht. Und dafür hat uns Dünher in dem vorliegenden Buche ein ganz ausgezeichnetes Hilfsmittel geboten, das jeder Goethefrund nur aus vollem Herzen willkommen heißen darf, mag er sich auch sonst mit der einen oder anderen Subtilität oder manchen Aurußrungen des heißvornigen Goethe-Philologenthums nicht ganz einverstanden lllllärn.

Bugime Pcschier, Johann Ludwig Runeberg, ein schwedisch-finnischer Dichter. Gc

denkblatt zur Verbindung des badischrn und schwedischen Fürstenhauses. 8. 125 2.

Stuttgart, 1881, Mehl er.

Es ist eine dantenswerthe Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt, die berühmten

skandinavischen Dichter uns näher zu bringen: man nennt ihn zwar oft, aber nur

wenige wissen von dem Sänger der „Nadeschda" mehr, als daß er eben ezistirt. Und

doch ist es ein Dichter der Menschheit und verdient, wie Tcgner, auch bei uns gekanni

und geschäht zu werden. „Er ist Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem

Bein, er hat so manchem, was unser ist, des Gesanges verklärendes und befreiendes

Leben geschenkt. Er ist ein aus finnische»» Erz gegossenes Bild auf einem Sockel von

schwedischem Granit." So sprach ein anderer schwedischer Dichter, als es sich um

die Beantwortung der Frage handelte, ob Runcberg Schwede oder Finnländer fei.

Wir aber gewinnen aus Pcschiers Buch die Ueberzeugung, daß es sich hier um einen

«userwnhlten Dichter handelt, der auch bei uns Heimathsrechte verdient.

Charles TicktNS, Fünf Weihnachtsgeschichten. (Der Weihnachtsabend. — Das Heimchen auf dem Herde. — Der Kampf des Lebens, — Der Verwünschte. — Die Sylvester-Glocken.) 8. U21 E. Leipzig, 1882. I. I. Weber. Geb. .«. 5. — Es ist unbestritten ein Fortschritt zum Besseren, das, die Freude an guter Bücher ausstlltung, gegenüber den seit Jahren bedenklich grnssirenden billigen Massenausgabrn, mehr und mehr in den Kreisen zum Durchbruch gelangt, die ihren literarischen Bedarf nicht bloß heißhungrig verschlingen, sondern auch mit Vergnügen genießen wollen. Es ist daher nur mit Gcnugthuung 'zu begrüßen, wenn die bewährte Verlagsfirma es unternommen hat, Dickens unvergängliche Weihnchtsgeschichten, in stattlichem Gewände den zahllosen Freunden der Muse des großen Humoristen und zu billigem Preise zu bieten. Die Ausstattung des Bandes ist musterhaft.

Johannes Va»M«arten, der Orient. Ein Spaziergang durch die mohamcdanische und die indische Welt. Ethnographische Eharakter-Vilder, Eitten-Scenen, Jagdsport. Nach den neuesten und besten Quellen bearbeitet. 8. VIII und 352 Seiten. Stuttgart, 1881. Ricgr. ^4.80.

Der durch seine ethnographischen Arbeiten über Frankreich bekannte Verfasser hat in dem vorliegenden Werke für Gebildete, die weder Zeit noch Lust haben, umfangreiche Reisewerke zu lesen, eine Auswahl des Interessantesten und Besten vereinigt, was die ethnographische Literatur über die socialen und sittlichen Zustände der Mohammedaner und namentlich der Hindu darbietet. Ebenso rücksichtslos, unparteiisch und objectiv, wie der Verfasser die Franzosen ^geschildert hat, läßt er die Welt des Halb» mondes und des Vrcihmanenthums vorzugsweise von Augenzeugen darstellen, welchen ein längerer Aufenthalt und die Kenntniß der Volkssprachen manche Seiten des Volkslebens aufschlösse», die man selbst in streng wissenschaftlichen Veiten vergebens suchen würde. So entstand eine ganze Reih« oft sehr merkwürdiger Sittenbilder in Originalbearbeitungen ausländischer Quellen, die an fesselndem Interesse reich sind und selbst als Ergänzung wissenschaftlicher Werte vielfache Belehrung gewähren dürften: man vergleiche z. B. einmal unter den „Indischen Vildcrn" das Stück: „Die Kaste der ?rohmanen von Fr, Müller" und „Tos Vrahmanenthum in seinen! Verfalle nach Noussclet und Andern." Publicisten finden hier eine Fülle fertigen Stoffes; Leser, dir neben der Belehrung auch Unterhaltung suchen, weiden sich nicht wenig an den muhammedanischen und indischen Sittenbildern und Volksscenen, sowie an den Tiger- und Elephantenjagden ergötzen, welche den^Echluß des Wertes bilden.

Georg V«gl. Tic Wiederbelebung des classischen Alterlhums oder das erste Jahrlmndrct des Humanismus. In zwei Bänden 8. 2. umgearbeitete Auflage. 2. Band, VI und 548 S. Verlin 1881, G. Reimer. ^ 8. —

Gelegentlich des Erscheinens des ersten Bandes uon dieser zweiten gänzlich umgearbeitete Auflage des ausgezeichneten Wertes haben wir ausführlicher auf die Vedcutung der Arbeit hingewiesen. Sie bildet in ihrer jetzigen Gestalt eine Zierde neuer geschichtlicher Literatur und gehört mit Vurclhardts „Eultur der Renaissance in Italien" zu den wichtigsten Erscheinungen über die behandelte Epoche. Mit dem Buche .Vurclhardts, von dem sich das vorliegende wesentlich, besonders in seinen Zielen unterscheidet, hat es auch den Vorzug einer im hohen Grade lesbaren Tarstellung gemein. Tiefer zweite Vand behandelt den Humanismus an der päpstlichen Curie, das Zeitalter Nicolaus V., die hellenistischen Studien, die Propaganda des Humanismus jenseits der Alpen und schließlich im siebenten Vuche die Tendenzen und Leistungen des Humanismus.

Vlockhülls ß«N»crs»tionH-Lezilon, ein in seiner Art elastisches Neil, erscheint gigenwärtig in neuer vollständig umgearbeiteter Auflage, in der dreizehnten. 3ie>'c Umarbeitung des berühmten Werkes, das allen seiner deutschen Nachfolger zum Vorbild gedient hat, bedeutet ein Ereignis! auf dem Gebiete. Es sei daher hier zu»erdeist der Natur der vorgenommenen Veränderungen gedacht. An Stelle der früher dem Lexikon briggedencn Karten und Vilbel, welche von den Subscribenten gekauft und nicht gekauft werden konnten, ist jetzt die mit dem Werte im organischen Zusammenhange stehende Illustration durch Abbildungen und Karten getreten. Jedes Heft enthält zahlreiche derartige Vrignben in Holzschnitt, Lithographie und Farbendruck, künstlerisch ausgeführt und derart anschaulich dargestellt, das, sie zu wirklichen Erlänerutügen der Artikel werdlr. Vierhundert Tafeln und zahlreiche dem Teile eingefügte Holzschnitte sollen den künstlerischen Theil des großen Werkes bilden, der in seiner jetzigen Malt seinen bisherigen Umfang um wohl den dritten Theil überschreitet. Es wird jetzt nicht weniger als neunhundertscchszig Druckbogen umfassen: der Druck ist etwas compresier als bisher und die Zeilen sind nicht mehr durchlaufend, fondern zweispaltig. Aber die Deutlichkeit und Lesbarkeit haben durchdiese typographischen Veränderungen keinerlei Einbuße erlitten. In ,der Vermehrung der Artikel ging die Verlagsbuchhandlung von der Absicht aus, durch Auskunftscrtheilung über jede Frage des Wissens nnd des Lebens dem höchsten und letzten Ziele immer näher zu kommen, welches die lexikalische Literatur sich stellen kann. Die Artikel selbst bedürfen keines weiter« Lobes, sie sind alcichmäßig ausgezeichnet bei aller Knappheit durch Gründlichkeit, wie durch ihre klare, durchsichtige Form; die biographischen und historischen sind oft wahre Mnsterstücke, die Quellennachweise oft uon nicht zu unterschätzendem Wrthe, ein tüchtiger, freiheitlich gesinnter Geist weht uns ans dem Vuche entgegen. „der Geist des alten Brockhaus", wie ein Kritiker des Lexikons ihn nennt. „Den hohe» Ruhm der Diderot'schen Lncyclopädic", so fährt er fort, „hat das Vrockhau'ssche Lexikon nie erstrebt. Dadurch aber, das, es viel kleiner und bescheidener begann, hatte es sich im voraus die Möglich

lcit gewahrt, zu wachsen, sich stetig zu erneuern und zu verjüngen. Die weltbewegende „Lno^oloperlis" mit ihren 28 Bänden ist sozusagen in ihrer eigenen Fülle erstickt, und in Privat-Bibliothcken sind die gewaltigen Folianten kaum noch zu finden, während das „Conversations-Lezikon" seinen Laus um Alles, was dem Menschen nützlich und wissenswrth erscheint, heute zum dreizehnten Male beginnt und auf dieser neuen Rundreise abermals in die Hände d,s Gelehrten und des Künstlers, des Kaufmannes und des Handwerkers, des Wissenden und des Unwissenden, selbstverständlich auch, wie es von Haus ans seine Absicht gewesen, zwischen die Finger des deutscheil Frauenzimmers gerathcn wird. Hin und wieder wird es auch der Oberflächlichkeit und falschen Bildung Vorschub leisten und dadurch der Meinung Goethes gerecht werden, der da behauptet, geschelte Leute seien immer das beste Converfations-Lexikon. Das hinderte den Dichter nicht, das Buch in seiner nächsten Nähe, auf seinem Arbeitstische zu haben, und Eckermann erzählt uns, wie ihm einmal die Frage kam, ob Byron noch sbei Schillers Leben etwas publicirt habe, und er die Antwort slugs im ConversationsLexicon suchte. In solchen Fällen, wo es gilt, über ein historisches Datum, ein biographisches Detail augenblickliche Auskunft zu erlangen, ist und bleibt das Buch ein unschätzbarer Behelf. Es müsse eine Haus- und Handbibel der Familie werden, schrieb einmal der alte Brockhans, und ein deutscher Pastor, ein schwacher Abklatsch der Pariser Jesuiten, entsetzte sich nicht wenig darüber^ daß ein Buchhändler sich erdreistete, ein Conversations-Lczikon mit so heiligem Namen zu benennen. Bibel oder nicht, so viel steht fest: das Werk, das einst, von Allen aufgegeben, in einer Leipziger Dachkammer verkümmerte und dort von dem Amsterdamer Buchhändler an s Licht gezogen wurde, ist heut dem gebildeten Menschen ein unentbehrlicher Beistand in mancherlei Wissensnvth geworden, ein Buch der rechten Antwort auf alle erdenkliche Neugier, ein n othwendiges Buch, sagen wir noch mehr: das nothwendige Buch,

Handlexikon der Tonkunst. Herausgegeben von Aug. Rcißmann. Berlin, Robert Oppenheim. Von dem vortrefflichen großen Lczilon, das Rcißmann im Verein mit den besten Musikschriftstcllern herausgegeben, erscheint hier eine kleine Ausgabe, die den ganzen ungeheuren Stoff auf möglichst kleinen Umfang zusammendrängt. Er füllt immer noch einen sehr ansehnlichen Band; ist dafür aber auch wirklich sehr vollständig. Man wird kaum etwas Ermähnensmrthes darin vermissen. Schließlich ist das ja auch bei einem Auszüge dieser Art nur natürlich. —ck.

Leid und Lied. Von Fr. Rückert. Frankfurt a. M., I. D. Sauerländer.1881.

Diese nachgelassenen Gedichte des Thüringer Sangescmcisters erscheinen in neuer Ausgabe. Es ist bekannt, daß der Schmerz über Familicnunglück in ihnen Ausdruck gefunden hat. Der Dichter hatte sie nicht in die Welt hincmgsbcn mögen, wie um sein Weh nicht der Menge preiszugeben. Nachdem wir sie kennen, wissen wir, daß sie mit das schönste und ursprünglichste sind, was er geschaffen. Das mächtige Gefühl, das sie eingegeben, wirkt mit ungeminderter Frische weiter. —ck.

Kinderlieder und Reime. Mit Zeichnungen von Paul Mohn. Bielliebchen

von Marie Olfers. Berlin, Georg Stille. 1882. Wie im vorigen Jahre das liebenswürdige Abc Mcurchcims und Trojans, so bringt der Verlag in dicsem zwei hübsche Kinderbücher. Das eine ist eine Sammlung voll«thümlicher Lieder und Sprüche, die Mohn ganz ausgezeichnet illustriert hat. Seine Eigenart, die stark nn diejenige des unvergeßlichen Ludwig Richter erinnert, befähigt ihn ganz besonders zur Lösung einer solchen Aufgabe. Die Zeichnungen sind in Chromolithographie wiedergegeben, und zwar in ganz vorzüglicher Weise. — Vielliebchen ist eine kleine, märchenartige Erzählung in Versen. Die Dichterin hat ihr Werkchen selbst illustriert und verräth dabei sehr viel Talent. Eine flotte, leichte Aus

führung, der es auf die Details nicht sehr ankommt, und die gefällt, obgleich man ihr die Dilettantenhand anmerkt. Charakteristisch ist noch eine kleine, unmerkliche Neigung zu der Manier Kate Grecnawnhs, die, an sich recht hübsch, doch unsere eigene Production unliebsam zu überwuchern droht. Glücklicherweise bis jetzt nur in den luxuriösen Kinderbüchern, Aber was haben diese — di« Frage gilt nicht für das Olfersche Vielliebchen — mit der englischen Weise zu thun. Manier mus, wenigstens immer originell sein. Manier ist sehr leicht nachzuahmen, aber nie so, das; sie gefiel'. —ck.

Nie Perlen. Ein Märchen von Aug. von Hevden. Vrclin, G. («rote 18»1, Ein Buch, das die seltene Eigenthümlichkeit besitzt, in allen — aber auch in allen seinen Theilen von demselben Verfasser zu stammen. Text und Illustrationen nicht allein — auch der Einband ist uon Hcliden entworfen. Nie Perlen ist ein Märchen au? einer Sammlung, die der Verfasser früher einmal herausgegeben hatte: eine Bergwerks geschichte mit Gnomen und Drachen und entführten Prinzessinnen und dem ganzen Apparat. Hübsch erfunden und sehr hübsch erzählt. Was die Erfindung anlangt, so hat man bei dem Werke eines Malers stets den Verdacht, das, sie sich zuerst in Bildern festgesetzt und dann um diese herum knistallisirt habe. Und das mag wohl auch hier das Richtige fein: wenigstens machen diese den ursprünglichen Eindruck. Cic sind stilvoll und einfach, trotz aller Phantastik durchaus nicht auf den Effect gearbeitet, wirken aber dennoch überaus anmuthend. Keefrberg in Leipzig hat sie geschnitten und einmal wieder Vorzügliches geleistet. Die Ausstattung ist reich, der Einband — wie gesagt, ein Entwurf Heydens — originell und gefällig. —ck.

Tos llunftnewerbcmuseum zu Verlin. Festschrift zur Eröffnung des

Museumsgebäudes.

T«S Paulus-Viuscum zu Worms. Von Friedrich Schneider. Mainz Verlag von I. Diemer. Zwei Festschriften, die sich durch reiche Ausstattung auszeichnen. Die erste, die über Entstehung und Organisation des Gewerbmuseums Aufschluß giebt, ist sehr vornehm mit Radirungen illustriert. Besonders einige Blätter von Klinger: Scene, aus einen« Nctsaalc und Gruppe von Zuschauern im Vestibül sind mit überraschender Sicherheit des Blickes und jener technischen Fertigkeit ausgeführt, die Klinger zu einem unserer besten MaKiradircr macht. — Die zweite Festschrift ist so olterthümlich ausgestattet, daß sie beinahe wie echt aussieht. Wir sind fest überzeugt, das, die Tvpn dazu eigens geschnitten und das Papier eigens bereitet ist. Jedenfalls ist diese Nachahmung sehr schön und wirkt, so vollkommen consequent durchgeführt, höchst wohlthurd. Sie erzählt die Geschichte und den Bau der Pauluskirche, eines überaus merkwürdigen Baudenkmales, ausführlich und mit vielen erläuternden Beilagen. Besonders fchön sind die Leisten, Initialen u. dergl. Nenn sie neu sind, so stellen sie dem Stilgefühl und der Frifche ihres Verfertigers ein sehr hohes Zeugnis, aus. —ck.

Tchillcr und Goethe im Urtheile ihrer Ieitnenoffen. Gesammelt und herausgegeben von Julius W. Braun. Erste Abtheilung: Schiller. 2 Bde. Leipzig, Verlag Uon Bernhard Schlicke (Balthasar Elischa) 1,?82. Ein seltsames Unternehmen, alle Zcitungskritien, Berichte und Notizen über die beiden Geistscheroen und deren Werke zu sammeln. Selbst wenn man eine bestimmte Zeitgrcnzc festsetzt, scheint die Aufgabe unüberwindlich. Und welche Mühe, um nachzuweisen, daß die Menschen auch damals Narren, die Mehrzahl der Kritiker nnch damals schwach gewesen, und das, jene Zeit ebenso wenig ihren großen Männern gerecht geworden ist, wie eine andere: brauchte das erst nachgewiesen zu werden, noch dazu mit so vieler Mühe? Aber vielleicht heißt das, dem Herausgeber einen falschen Gesichtspunkt unterschieben. — Jedenfalls, da die Mühe einmal aufgewendet ist, kann man nickt

umhin, anzuerkennen, dag das Resultat mindestens interessant ist. Schon allein als ein Beitrag zur Geschichte menschlicher Thorheit. Oder als ein Beweis, das, jene Zeit fast keine Spur von Verständnis für ihre Dichter hatte. Wie selten, das; man in diesen Bänden einmal auf ein Wort trifft, das man verständig findet. Unwillkürlich wird man sich der Vergänglichkeit jedes Urthcils bewußt und beginnt, an allen bekannten Größen unserer Zeit zu zweifeln und in dem Verzeichnis; mißkannter Größen nach der zu suchen, die nun doch siir unsere Zeit der Ausdruck, wie Goethe und Schiller für jene fein möchte. Eine unbehagliche Stimmung! — Das vom Laicnstandvunkt. Dem Literarhistoriker braucht nicht erst erwähnt zu werden, das; die Sammlung eine Quelle der Belehrung, eine wahre Fundgrube wichtiger Bemerkungen ist. Schade, daß das Buch so schwer zu gebrauchen! Es hat freilich ein ziemlich ausführliches Inhaltsverzeichnis, aber nach guter deutscher Sitte fehlt es vollständig an einem Index, während ein solcher, fleißig und vcrstLndnißvoll gearbeitet, dasselbe erst wirklich nutzbar gemacht haben würde. —ck.

Redigirt unier verantmorlllichkeit des Herausgebers, viuck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau. Unberechtigter Nachdruck aus den, Inhalt dieser Zeiischrift unlersagt. Uebersedungsnchl oarberiallen.

Rudolph Lindau in Berlin.

Im park von villers. Novelle

Gotthold Krehenberg in Iserlohn.

Die neue Erziehung 200

Adolf Friedrich Graf von Schack in München.

Dichtungen. I. Btmar 23^

II. Achilles 2Z7

Arnold Ivellmer in Blankenburg a. H.

Franz Dingelstedt's „Schwabenstreiche" 2H6

Paul Lindau in Berlin.

Die Fron Burgemeisterin. Roman von <S. Lbers 236

Bibliographie 265

Hierzu ein Porträt von Adolf Friedrich Graf von Schack, Radirmig von Iv. Krauskopf in Münchens

Im stark voll villers.

VO!I

Rudolph Lindau.

— Verlin. —

Der Morgen dämmerte herauf: ein rauher Wintermorgen im nördlichen Frankreich. Mattes, gelblich graues Licht lagerte sich träge und unerquicklich über die weite, übe Landschaft. — Aus dem Thale crscholl Hahnengelräh — Hundegebell; und von der anderen Seite des Hügels Peitschenknallen. Ein großer Schwärm Krähen flog schreiend auf und stieg wie ein zerfetztes, vom Winde gehobenes schwarzes Laken langsam in die Höhe. — Dann zerstob er. Die dunkeln Vögel zogen in kleinen Gruppen und zu Paaren nach verschiedenen Richtungen davon: einige schnell und bestimmt, wie Krähen, welche sich vorher Wohl überlegt, was sie zu thun haben, und ganz genau wissen, wohin sie stiegen wollen; andere langsamer, unsicher in ihren Bewegungen, Kreise und Bogen beschreibend und augenscheinlich das nächste Ziel ihres Fluges erst noch erspähend. Unter diesen letzteren erhob sich eine höher als die andern, wandte den Kopf nach Osten, dann nach Westen und schoß plötzlich wie ein Pfeil auf einen Punkt im Norden zu. Dort ließ sie sich, dicht an der Mauer eines großen Partes, cmf dem Aste einer mächtigen Eiche nieder, so daß sie von ihrer erhabenen Stellung aus in den schneegefüllten Graben am Fuße der Mauer und auf die weiße Landstraße dahinter blicken konnte. Die Krähe schien sich aber vorläufig nicht darum bekümmern zu wollen, was unmittelbar zu ihren Füßen zu sehen sein mochte. Sie versicherte sich zunächst, daß in ihrer Umgebung alles geheuer sei. Im Park regte sich kein lebendes Wesen. Das Schloß, mit Schnee bedeckt, von verschneiten Wegen umgeben, Fenster und Thüren fest verschlossen, schien wie ausgestorben. Nachdem die Krähe von dieser beruhigenden Lage der Dinge Kenntniß genommen, hüpfte sie keck auf die äußerste Spitze des Astes, senkte den Kopf, den sie dabei gleichzeitig etwas auf die Seite legte, — was ihr einen sinnenden Ausdruck verlieh, — und blickte unverwandt nach unten. Sie verharrte in dieser Stellung geraume Zeit, wie in tiefen Betrachtungen versunken, bis heiseres Gekrächze sich vernehmen ließ, und eine zweite Krähe erschien, die, als folgte sie einem Wink ihrer Schwester, dicht neben derselben Platz nahm und dann ebenso aufmerksam wie diese in den Graben hinabschaute. Zuweilen hoben die beiden Vögel die Köpfe und wechselten verständnißvolle Blicke; aber immer nur auf eine kurze Secunde, um sodann ihre ganze Aufmerksamkeit wieder auf einen geheimnißvollen Gegenstand zu ihren Füßen zu heften.

Peitschenknallen. — Die Krähen warfen einen schnellen Blick nach rechts und versenkten sich wieder in ihre Betrachtung.

Ein schwerer Postwagen, von vier dampfenden Gäulen gezogen, bewegte sich langsam auf der steilen Straße vorwärts. Der Postillon, eine kurze, glimmende Pfeife im Munde, war vom Bock gestiegen und ging neben dein Wagen einher, sein Gespann durch Rufen und Peitschenknallen zur Arbeit anhaltend.

„He, Brauner, Courage! Bald find wir oben."

Der Braune, das große schwere Handpferd, nickte bedächtig mit dem Kopfe und legte sich tapfer ins Geschirr. Gleich darauf hob er die Nase höher als beim schweren Ziehen feine Art und sog in kurzen, harten Zügen die scharfe Luft ein; seine Augen flogen unruhig vorwärts, und er wieherte leise.

„He, Brauner! Was soll das? Vorwärts!"

Diesmal nickte der Braune nicht, sondern behielt den Kopf hoch; aber er zog mit aller Kraft, und der Wagen näherte sich nun schnell dem Gipfel des Hügels.

Im sogenannten Cabriolet des Postwagens, unmittelbar hinter dem leeren Sitz des Kutschers, bewegte sich jetzt etwas: eine Gestalt in einen großen Schafspelz gehüllt. Der hohe Kragen wurde zurückgeschlagen, und ein rundes, rothes Geficht, das des Conducteurs, kam zum Vorschein.

„He, Joseph!" rief es vom Cabriolet.

„Was giebt's, Herr Lamy?"

„Der Spitz winselt und zerrt und will hinunter. Hier, nehmen Sie ihn mir ab!"

Der Postillon hielt die Hände in die Höhe, um einen wohlgepflegten kleinen Hund, den Herr Lamy ihm entgegenhielt, aufzufangen. Aber das Thier, das sich sonst gern vom Postillon streicheln ließ, glitt diesem durch die Hände und sprang bellend davon.

„Er hat zwei Stunden auf meinem Schooß gelegen, ohne sich zu rühren," sagte Herr Lamy, „er will sich die Beine vertreten."

Ter Postillon hielt es für überflüssig, etwas auf diese Bemerkung zu erwidern, und setzte seinen Weg fort.

„He, Brauner! Vorwärts!" — und ein Peitschenhieb.

Zwei Krähen flogen schreiend auf.

„Joseph!"

„Herr Lamy?"

„Was hat denn der Spitz?"

Ter Hund stand einige zwanzig Schritt vor dem Postwagen, unter einer Eiche, von der soeben zwei Krähen aufgefliegen waren, und bellte — aber nicht in seiner üblichen kläffenden, zornigen Art, sondern ängstlich, unruhig; auch hielt er, der sonst auf alles Lebende unerschrocken losging, die Vorderbeine vorgestemmt und weit ausgespreizt, als fürchte er, sich dem zu nahen, was er erblickte.

„Halloh! Ta liegt Einer im Schnee!"

Herr Lamy, der, um besser zu sehen, aufgestanden war und sich aus dem Cabriolet gebeugt hatte, war im Nu seines schweren Pelzes ledig und sprang gewandt und leichten Fußes auf die Landstraße. Er war ein alter Conducteur, immer auf dem Hui vivs und schnell entschlossen, wie es seines Gleichen ziemt.

Joseph schwang die Peitsche; das schwere Gespann setzte sich in Trab, und der Postillon lief daneben her; aber nur wenige Schritt. Tann wurden die Zügel straff angezogen und der Wagen machte Halt.

„He, Brauner, he! Ruhig!"

Ter Braune zitterte und wieherte ängstlich, und die drei andern Pferde blickten wie er scheu nach der Stelle, vor welcher der Hund stand. Sobald dieser seinen Herrn neben sich sah, sprang er in den Graben und fing an, mit seinen kleinen Pfoten den Schnee fortzutratzen, der sich an einzelnen Stellen fingerdick über einen schwarzen, unbeweglichen, großen Körper gelagert hatte. — Herr Lamy war ebenfalls bereits im Graben und strich mit der stachen Hand den Schnee von einem weißen, stillen, kalten Gesicht, und dann von der Brust und den Armen eines Todten. Dabei faßten seine Hände eine geröthete, eisige Masse: Schnee mit Blut getränkt.

„Ein Mord!" sagte Herr Lamy ruhig.

„Herr des Himmels! Herr Gaston!" rief der Postillon.

„Gaston?"

„Unser junger Herr, Gaston Riancourt! Ach, Tu gütiger Gott! Ermordet, erschossen! Sehen Sie, Herr Lamy: hier grade in die linke Brust ist die Ladung hineingegangen! In's Herz haben sie ihn getroffen!"

Herr Lamy hatte einige Secunden nachgedacht. Er war ein alter Soldat, hatte die Kriege in Afrika und in der Krim mit durchgemacht, wußte genau, wie Leichen aussehen, und hegte nicht den geringsten Zweifel darüber, daß lein Lebensfunken mehr in dem Körper vor ihm sei.

„Wir wollen der Gensdarmerie die Arbeit nicht erschweren," sagte er. „Wir lassen die Leiche am Platze, wo wir sie gefunden haben. Den Hemmschuh herunter! — Hier Spitz! — Nun schnell vorwärts, Joseph!"

Er schwang sich auf seinen Sitz, der Postillon auf den Bock; die Peitsche knallte; und die Pferde, als wüßten sie, daß es sich um etwas Außerordentliches handelte, setzten sich auf dem steilen Wege, der nach dem Flecken führte, in Galopp; und vorwärts ging es in gefährlichem Lauf.

„Die Bremse, Herr Lamy, die Bremse! Ich kann die Thiere nicht halten!"

„Schon gut. Ich gebe Acht!«

Die Räder knarrten und ächzten; die Bremse wurde fester angezogen.

„Halt, hier!" rief Lamy.

Hemmschuh und Bremse thaten gute Dienste. Der Wagen wurde an der Eingangsthür des Parkes zum Stehen gebracht. Lamy war im Nu auf der Landstraße und lief nach dem Portal; er zog eine Glocke, die voll und laut ertönte; aber im Schloß rührte sich nichts. Lamy zog die Glocke von Neuem und noch heftiger.

„Nun, sie haben einen gesunden Schlaf da drinnen," sagte er mürrisch. „Ich habe nicht Zeit sie aufzuwecken. Vorwärts, Joseph!"

Er saß bereits wieder auf seinem Platz neben dem kleinen Hunde, der ihm leise winselnd die Hände leckte. Der Postwagen wurde in Bewegung geseht, rollte schnell den Hügel hinunter und hielt nach wenigen Minuten vor dem „Goldenen Löwen“, dem Gasthof und der Posthalterei des kleinen Flecken Villers.

Unmittelbar nachdem Herr Lamy davongeeilt war, öffnete sich im ersten Stock des Schlosses ein Fenster, aus dem ein weißes Frauengesicht hinaus schaute. Es erblickte noch den Postwagen, sah ihm einige Secunden nach und zog sich dann, wie fröstelnd leise zusammenschauernd, schnell und geräuschlos zurück. Bald darauf öffneten sich andere Fenster im Schloß, nnd Männerstimmen wurden laut; endlich wurde auch die Hausthür aufgerissen, und ein junger, hochaufgeschossener Mann, in kurzem Jagdpelz, eine Pelzkappe auf den wilden blonden Haaren, eilte dem Portal zu, an dem lurz vorher die Glocke gezogen worden war. — Die Diligence war verschwunden. Der junge Mann sah sich rechts und links um und lief dann in kurzem Trab, mit seinen dicksohligen Jagdstiefeln lustig aufschlagend, nach dem Schloß zurück.

II. Ter alte Graf Villers, der Großgrundbesitzer des Bezirks von VillerZ, hatte vor einigen Monaten das Ehrenamt eines Maire seiner Gemeinde niedergelegt, weil er es nicht mit seinem Gewissen vereinigen konnte, wie er sagte, den Maire zu spielen und die Arbeit, welche jene Stellung nach sich zog, seinem Stellvertreter zu überlassen. Der Graf brachte nämlich einen Theil des Jahres auf Gütern zu, die in Südfrankreich gelegen und durch Hcirath an ihn gekommen waren, und verlebte außerdem „die Saison“, von Februar bis Niai, in Paris, theils seiner Tochter Isolde zu Liebe, die neunzehn Jahre alt war, und der er den Genuß ihrer Schönheit und Jugend nicht verkümmern wollte, theils aber auch sich selbst zu Gefallen, da er in seinem Pariser Klub mit Jugendgenossen zusammentraf, die er während seines Aufenthaltes auf dem Lande nicht zu sehen bekam, und an denen sein nltes Herz noch immer fest und freundschaftlich hing. Seine beiden Söhne, Alfred und Rene, mit denen er übrigens in bestem Einvernehmen lebte, konnten seine Entschließungen im Allgemeinen nur wenig beeinflussen, da sie von der Unabhängigkeit, der sie sich Dank einem großen, von der Mutter ererbten Vermögen erfreuten, den umfassendsten Gebrauch machten.

Ter älteste Sohn, der achtundzwanzigjährige Alfred de Villers, trennte sich nur selten von seinem Vater, Er war ein leidenschaftlicher Jäger, den städtischen Vergnügungen abhold und schien sich nur auf dem Lande wohl zu fühlen, in Gesellschaft bäurischer Freunde, mit denen er jagte und trank, und an der Spitze einer kleinen Armee von besoldeten Jägern, Hütern und Treibern, die er niit Härte führte, und die in steter Furcht vor seinen Zornausbrüchen lebten. — Im Monat März oder April erschien Alfred gewöhnlich aus vier oder sechs Wochen in Paris und wohnte dann bei seinem Vater; aber er hielt sich vom Gesellschaftsleben fern. Des Morgens konnte man den kleinen, hagern, schwarzen Mann im Bois de Boulogne erblicken, wo er seine Jagdperde ritt, welche die Bewunderung aller Kenner erregten; aber in großen Gesellschaften sah man ihn nie; und wenn er in dem vornehmen Klub erschien, dem er aus Standerücksichten beigetreten war, so geschah dies nur, um sich an den Spieltisch zu setzen und dort einige Stunden zu verbringen. Er war ein unliebenswürdiger Spieler; man vermied ihn; aber man wagte nicht, ihn zu isoliren. Er war nicht der ungefährliche „Ehrenmann“, den man, wenn er stört, mehr oder weniger rücksichtsvoll bei Seite schiebt; er war der mittelalterliche „Mann von Ehre“, von dem man jede beliebige schlechte Meinung hegen mochte, aber dem man nicht, ohne sich großer Gefahr auszusetzen, irgend etwas Unverbindliches nachsagen durfte. Die Meinung Anderer über ihn kümmerte Alfred de Villers wenig; aber jede auf ihn bezügliche Aeüßerung überwachte er niit argwöhnischer Sorge. Zwei Duelle, von denen eines, mit einem vorlauten Journalisten, tödtlichen Ausgang gehabt hatte, genügten, uni ihm im Klub den Grad von Achtung zu verschaffen, der auf Furcht beruht, und über den hinaus der Vicomte de Villers nichts beanspruchte. An der Freundschaft und den Sympathien seiner Klubgenossen, von denen er, der kleine, schwächtige Mann, die Größten und Stärksten müde reiten und gehen und unter den Tisch trinken konnte — daran war ihm wenig gelegen; aber er wollte, daß ihm Respect gezollt werde; und diesen wußte er sich zu verschaffen. Auch zu Hause trat er gebieterisch auf, und seine Geschwister halten nicht selten unter seiner Tyrannei und Heftigkeit zu leiden. — Isolde ertiAg dies ohne Widerspruch. Sie war ein blasses, stilles Kind mit der zierlichen Gestalt ihrer verstorbenen Mutter; auch hatte sie deren schwarzes, üppiges Haar. Aber die großen, dunkeln Augen Jsoldens, die furchtsam und traurig blickten, — solche Augen hatte man auch zu Lebzeiten der Gräfin in Villers nicht gekannt, und Isolde mußte sie wohl von einem entfernten Vorfahren, vielleicht von einem liebsckranken Minnesänger geerbt haben.

Ren« war aller Welt Liebling, und verdiente es zu sein; nur mit Alfred konnte auch er sich nicht gut vertragen. Er war vierundzwanzig Jahre alt, blond, von weißer Hautfarbe, groß, mit den klaren gutmüthigen blauen Augen und dem freundlichen Mund seines Vaters: ein richtiger Normanne, in dem kein Tropfen südlichen Blutes zu rollen schien. Nenü hatte in Paris studirt, wie junge, reiche Franzosen zu studircn pflegen, d. h. er hatte die vorschriftsmäßige Anzahl von Collegien belegt, war nur selten in den Hörsälen erschienen und hatte sich einige Monate vor dem Examen den Händen eines erfahrenen Repetenten anvertraut, so daß es ihm, nach einem ersten Mißerfolg, beim zweiten Versuch geglückt war, seine Prüfung in mittelmäßiger Weise zu bestehen. Damit meinte er, allen Anforderungen, die von seiner Familie und der Gesellschaft vernünftigerweise an ihn gestellt werden konnten, vollständig genügt zu haben und in Besitze des unbestreitbaren Rechtes zu sein, sein schönes junges Leben in vollen Zügen zu genießen. Er hatte sich in Paris eine kleine Wohnung gemiethet, die der beste Pariser Tapezier ihm geschmackvoll und bequem eingerichtet hatte, und in der sich junge Leute aus der vornehmen Welt und junge Dame», die dort nicht einmal laut genannt werden durften, häufig zu lauter, lustiger Geselligkeit versammelten.

Unter Renös regelmäßigen Gästen befand sich auch Gaston de Riancourt, der Sohn eines reichen Gutsnachbarn des Grafen Villers, ein junger Mann von Ren5s Alter, Lcbensansichten und Gewohnheiten und mit diesem seit seiner frühesten Jugend befreundet.

Den Herbst und auch den ersten Theil des Winters pflegte NenS auf dem Lande, bei seinem Vater zu verbringen: einmal, weil er an der Jagd und dem Leben im Freien Vergnügen fand, sodann aber und sogar hauptsächlich, weil er mit zärtlicher Liebe an seinem Vater und seiner Schwester .hing und trotz der Langenweile, die sich seiner nicht selten auf dem Lande bemächtigte, das Bedürfniß empfand, einige Monate im Jahre ganz und gar mit seinen Verwandten zu leben.

Im Villersschen Hause befand sich noch eine junge Dame, die zwar keine Anverwandte des Grafen war, aber von den meisten Leuten, die im Schloß verkehrten, wie zur Familie gehörig betrachtet und behandelt wurde. Dies war Fräulein Ellen Hudson. — Die alten Diener des Hauses nannten sie Miß Hudson, denn sie war vor zehn Jahren als junge englische „Miß" in das Villerssche Haus eingetreten, mit der Aufgabe, die kleine Isolde zur perfecten Engländerin auszubilden. Niemand hatte Miß Hudsons Befähigung, diese Aufgabe zu löse», in Zweifel gezogen. Da sie Hudson hieß, einen milchweißen Teint, Sommersprossen, hellblondes Haar, gute Zähne, schmale Hüften und große Fiüße hatte, vornehm und gelangweilt aussah, sich mit großer Einfachheit kleidete, ihr Haar glatt scheitelte und am Hinterkopf in einem bescheidenen „antiken" Knoten zusammenband, mit niedergeschlagenen Augen einherging, wenig sprach und mehr kaltes Wasser zu ihrer Toilette verbrauchte als ein halbes Dutzend französischer Gouvernanten zusammengenommen, so war sie für jeden einsichtsvollen Franzosen der vollendete Typus der „Miß", und englisch sprechen mußte ihr ebenso natürlich sein, wie dem Vogel das Singen. — Erstaunlich war es, wie gut Miß Hudson französisch sprach: das reinste correcteste Französisch der geborenen Pariserin. Später stellte sich heraus, daß ihr die englische Sprache weit weniger geläufig war, ja, daß sie diese nur unvollkommen radebrechen konnte; aber als man dies erkannte, hatte sie bereits festen Fuß im Villersschen Hause gefaßt.

Ellens Vater war ein Vollblut-Engländer gewesen: er war jedoch vor der Geburt seiner Tochter gestorben, und diese von ihrer Mutter, einer Französin, erzogen worden. Als Ellen ihr fünfzehntes Jahr erreicht, hatte sie sich mit frühreifem Verstände klar gemacht, daß ihr Capital auf den allgemein geschätzten irdischen Gütern — Schönheit und Geld — klein sei, und daß es sich deshalb für sie anempfehlen dürfte, irgend eine Specialität auszubenten. Sie hatte zu erkennen geglaubt, daß es für sie Vortheilhaft sein würde, ihre englische Abkunft zu verwethen, und deshalb die „Miß" in ihren äußeren Eigenthümlichkeiten gründlich studirt. Gelegentlich dieser Cpecialstudien hatte sie auch etwas von der englischen Sprache erlernt, genug, um den Vicsr ok ^VaKeiöliü mit Hülfe eines Wörterbuches beinah zu Verslehen und um sich in der gewöhnlichen Umgangssprache nicht schon beim ersten Worte zu compromittiren. Dies hatte ihr genügt, um sich nach einer paffenden Stellung als englische Gouvernante umzusehen. Sie war damals neunzehn Jahre alt; sie hatte in dem Hause ihrer Mutter — die, wie sie jetzt erkannte, vielleicht nicht einmal das Recht hatte, sich Wittve und Hudson zu nennen — mehr von dein wirklichen Leben kennen gelernt, als junge Mädchen davon zu erfahren Pflegen; und sie sagte sich, daß es doch mit eigenthümlichen Dingen zugehen müsse, wenn sie nicht mindestens ebenso gut im Stande sein sollte, bei einem französischen Kinde die Stelle einer „rieOt governess" auszufüllen, wie eine beliebige, von dem wilden und perfiden Albion herübergeschneite Engländerin. Ein erster Versuch war nicht geglückt. Dies hatte sie jedoch nicht entnntihgt; sie war nur vorsichtiger geworden; und als die Frage an sie herangetreten war, ob sie als englische Gouvernante in das Villerssche Haus ziehen wollte, hatte sie erst zugesagt, nachdem sie in Erfahrung gebracht, daß der Graf Wittwcr sei, den größten Theil des Jahres auf dem Lande verleve, wenig oder gar nicht mit Fremden verkehre und namentlich mit keiner englischen Familie in Verbindung stehe. Unter diesen Verhältnissen war es Miß Hudson nicht schwer geworden, sich in kurzer Zeit Von der bescheidenen Stellung einer „Governeß" der kleinen Isolde zu der des leitenden Geistes des ganzen Hausstandes aufzuschwingen. Der Graf war ihr ohne Argwohn entgegengekommen. Er war ein Edelmann vom alten Schlage, dessen eingewurzelter aber keineswegs bösarziger Hochmuth sich durch Leutseligkeit gegen alle ihm Untergebene äußerte. — Der Gedanke, daß ein unbedeutendes, bürgerliches Mädchen, in dem er im Grunde seines Herzens nur eine Bedienstete höherer Klasse erblickte, die Absicht hegen könne, ihn zu captiviren, war ihm nie gekommen. Er hatte in Miß Hudsons liebenswürdigen Aufmerksamkeiten für ihn nichts anderes gesehen, als ein pflichtschuldiges Bestreben ihrerseits, sich ihrem Brothern angenehm zu machen. Diese Aufmerksamkeiten hatten im Laufe der Jahre nicht nachgelassen, jedoch, bald nachdem Alfred in den Besitz seines mütterlichen Ertheils getreten war, einen kälteren, formelleren Charakter angenommen. Der Graf hatte das nicht einmal bemerkt. Er verfuhr allen Denjenigen gegenüber, die in seinen Diensten standen, nach dem Princip: „ich gebe, um zu empfangen". Er zahlte Lohn, um bedient zu werden, und vergrößerte den Lohn, wenn er gut bedient wurde. Miß Hudson machte sich in seinem Hause sehr nützlich. Er erkannte dies bereitwillig an, indem er ihr Gehalt alljährlich erhöhte; aber auf diese Weise fühlte er sich auch vollständig quitt mit Miß Hudson und nahm jede Aufmerksamkeit, die sie ihm erwies, als selbstverständlich entgegen.

Das Leben im Villersschen Hause hatte sich unter der Leitung, die dem „Fräulein" nach und nach vollständig zugefallen war, zu einem streng geregelten und ruhigen gestaltet und war ein vornehmes geblieben.

Das Schloß Villers war von der Revolution wenigstens theilweise verschont geblieben und von dem Vater des jetzt lebenden Grafen, wenn auch nicht in alter Pracht, so doch in großem Styl wieder hergestellt worden. Man hätte in dem weitläufigen Gebäude viele Gäste beherbergen tonnen. Da diese aber niemals erschienen, so hatten sich die Insassen, ein jeder nach seinem Geschmack, einrichten können. — Zur ebenen Erde befanden sich die Empfangsräumlichkeiten, der Familiensalon, der Eßsaal, das Billardzimmer und, dicht an der Eingangsthur, ein kleiner Raum, in dem die von der Jagd Heimkehrenden ihre Gewehre und Jagdtaschen aufzuhängen pflegten. Neben diesem Zimmer war ein anderes kleines Gemach, in dem Guerre, der Jäger des Grafen und älteste Diener des Haufes mit seinem Lieblingshunde schlief. — Die andern Diener waren sämmtlich in einem Seitenflügel des Schlosses untergebracht, zu dem man durch einen besonderen Eingang gelangte. — In den oberen Räumlichkeiten des Schlosses ließen sie sich nach zehn Uhr Morgens, d. h. nachdem die Schlafzimmer in Ordnung gebracht worden waren, überhaupt nur bei besonderen Veranlassungen blicken. Miß Hudson hatte dies gewünscht, um, wie sie sagte, die zahlreiche Dienerschaft besser beaufsichtigen zu können. Alfred hatte wesentlich dazu beigetragen, daß diesem Wunsche Folge geleistet werde, indem er jeden Unbefugten, den er nach der Frühstücksstunde in den oberen Stockwerken antraf, anherrschte und ausforschte, als habe er ihn in Verdacht, eine unredliche Handlung begangen zu haben. — Die Bibliothek war im ersten Stock. Dort wohnten auch der Gras, Fräulein Isolde und Miß Hudson. Die beiden Söhne hatten ihre Zimmer in der zweiten Etage, weit von einander entfernt, so daß ein Jeder in seiner Wohnung thun und treiben konnte, was er wollte, ohne von dem Bruder behelligt zu werden oder diesen zu stören. — Man gelangte vom Erdgeschoß in die obern Stockwerke mittels drei verschiedener Treppen, von denen aber nur diejenige, die mit dem Haupteingang direct in Verbindung ftand, benutzt wurde. Eine der Seitentreppen, die unmittelbar neben Alfreds Wohnung mündete, war sogar stets verschlossen. Es störte den Vicomte, aus der Treppe auf- und ablaufen zu hören. Er selbst benutzte immer nur die Haupttreppe; die Anderen konnten es auch thun; übrigens hatte außer ihm und seinem Diener Niemand etwas in dem von ihm bewohnten Theile des Schlosses zu suchen.

Der alte Graf verbrachte einen großen Theil des Tages im Freien. Er verkehrte viel mit seinen Gutsverwnltern und interessirte sich als Sachverständiger für die Ausbeutung seiner umfangreichen Besitzungen. Alfred jagte oder lebte zurückgezogen auf seinem Zimmer, wo er sich Einsamkeit geschafft, da er seinen Geschwistern, ja sogar seinem Vater deutlich zu verstehen gegeben hatte, es sei ihm angenehm, dort nicht gestört zu werden. Was er eigentlich trieb, wenn er allein war, das wußte man nicht — aber man kümmerte sich auch nicht darum. Er las wohl Romane — oder er schlief? Gründe genug für den alten Grafen, um ihn unbehelligt zu lassen, Isolde mar viel mit ihrem Vater zusammen; auch wurde sie, wenngleich man ihre Erziehung als vollendet betrachtete, noch immer von Miß Hudson in ihrer Lectüre geleitet und zu kleinen weiblichen Handarbeiten angehalten. Man sah sie von früh bis spät: im Hause, im Garten, im Park lesend, stückend, träumend — aber man hörte sie kaum. — Renö war immer nur ein vorübergehender Gast in Villers. Während seiner Anwesenheit war das stille Haus wie umgewandelt. Er kehrte selten von einem Jagdausfluge zurück, ohne einen Freund mitzubringen, der dann zu Tisch und häufig auch über Nacht in Villers bleiben mußte; im Billardzimmer, das sonst verödet war, wurde gespielt; der alte Graf unterhielt sich mit den Gästen seines Sohnes, Isolde sogar wurde gesprächig und Renö selbst lachte, sang und genirte sich nicht einmal zu pfeifen, zum großen Aergerniß Alfreds, dem es nicht gefiel, „daß man das Schloß in eine Schenke verwandelte". Aber in dieser Beziehung verstand der alte Graf keinen Spaß, denn als Alfred eines Tages eine unliebsame Bemerkung über Ren6s lautes Wesen gemacht, hatte er heftig erwidert, es gefalle ihm, daß RenC; sich seines Lebens freue, und wer an seiner Heiterkeit Anstoß nehme, der müsse ihm, in Villers wenigstens, aus den, Wege gehen.

Am Vorabend des Tages, an dem Herr Lamy die Leiche des jungen Riancourt in der Nähe des Parkes von Villers entdeckt hatte, ging es im Schlosse sehr ruhig zu. Renö war auffallend nachdenklich. Er berührte die Speisen kaum, die ihm vorgesetzt wurden, und verhielt sich so still, daß Isolde ihn fragte, ob ihm etwas fehle.

„Ich habe Kopfschmerzen," antwortete er.

„Das gestrige Mahl im ‚Goldenen Löwen' ist wohl daran Schuld?" fragte der Graf lächelnd. „Mag sein, Vater!"

Nach dem Essen machte Rem" die üblichen drei Partien Billard mit dem Grafen; aber er spielte schlecht und unaufmerksam, und nachdem die Partie beendet war, setzte er sich auf einen Sessel vor dem Kamine, stützte den Kopf in die Hand und versank in tiefes Nachdenken. — Alfred hatte sich, bald nachdem man von Tisch aufgestanden war, auf sein Zimmer zurückgezogen. Miß Hudson machte sich wohl in der Wirtschaft zu schaffen; sie hatte den Salon ebenfalls verlassen. Isolde häkelte; der Graf las die „Union", seine regelmäßige Abendlectüre.

Kurz vor elf Uhr, als der Graf sich anschickte das Zeichen zum Aufbruch der kleinen Gesellschaft zu geben, trat Guccre, der Jäger, in das Zimmer. Er blieb stumm an der Thür stehen, bis Rens sich ihm näherte.

Nach einer kurzen, mit flüsternder Stimme geführten Unterhaltung mit Gnerre wandte Renö sich an seinen Vater und sagte diesem, er wolle auf den Anstand gehen; Gnerre habe Züge von Eilten und Gänsen beobachtet und vermuthc, man werde am „Großen Teich" gute Jagd machen können.

„Zieh Dich nur warm an; es ist bitter kalt," sagte der Graf.

Renü verschwand und erschien nach einigen Minuten wieder in vollein Jagdcostüm. Er trug hohe Wasserstiefel und einen kurzen, bis an den Hals zugeknöpften Jagdpelz, aus dem sein hübsches, frisches Gesicht mit dem gewöhnlichen heiteren Ausdruck hervorblickte.

„Die freie Luft wird mir die Kopfschmerzen vertreiben," sagte er. „Gute Nacht. Vater! Gute Nacht, Isolde!"

Er umarmte Beide und entfenite sich mit Guerre. Miß Hudson schloß die Hausthür hinter ihnen ab, nachdem Guerre auf ihre Anfrage versichert hatte, er habe den Doppelschlüssel dazu nicht vergessen. — Dann zogen sich der Graf, Isolde und Miß Hudson in ihre Zimmer zurück. Als der Graf Miß Hudson gute Nacht sagen wollte und sie dabei anblickte, bemerkte er teilnehmend:

«Fehlt Ihnen etwas? Sie sehen angegriffen aus.»

Miß Hudson drückte fröstelnd die Ellenbogen an die Seiten und antwortete, sie müsse sich wohl erkältet haben; aber das würde schnell vorübergehen. Trotz ihres Unwohlseins begleitete sie jedoch Isolden auf deren Zimmer und verließ sie erst, nachdem Isolde sich halb entkleidet und versichert hatte, sie werde sofort zu Bett gehen.

„Lesen Sie nicht wieder im Bett,“ empfahl Miß Hudson. „Man erkältet sich dabei leicht.“

„Ich bin müde und werde sofort einschlafen. — Gute Nacht, Miß!“

„Löschen Sie das Licht aus.“

„Ja wohl, ja wohl! Gute Nacht!“

Als Miß Hudson gegangen war, faltete Isolde die Finger zusammen, rieb langsam die kleinen, kalten Handflächen gegeneinander und sagte im Tone tiefer Entmuthigung: „Eine schreckliche Person!“ Aber sie that, was sie versprochen und löschte das Licht aus, nachdem sie sich in's Bett gelegt hatte. Gleich darauf war kein Licht und kein Lebenszeichen mehr im Schloß zu erblicken. Das große Gebäude lag still und todt da, wie in der dunkeln eisigen Nacht begraben.

Aus der Ferne ertönten in langen Zwischenräumen Flintenschüsse, und dann, nach langer Pause, krachte ein einzelner Schuß ... in der Nähe des Schlosses.

Ter Graf erwachte davon und murmelte im Halbschlaf „Rens!“ — Tie Hunde im Zwinger heulten wüthend, — wurden aber bald darauf wieder still.

III.

Herr Toucet, der neu ernannte Maire von Villers, empfand im vollsten Maße die Verantwortlichkeit seiner Stellung und war durchdrungen von dem Gefühl der Würde, welche ihm dieselbe verlieh. Jahrelang hatte er darnach gestrebt, an die Spitze seiner Gemeinde gestellt zu werden; seit sechs Wochen hatte er dos Ziel seines Ehrgeizes erreicht; es blieb ihm nun eigentlich nichts mehr zu wünschen und zu hoffen übrig als das „rothe Bündchen“ der Ehrenlegion. Aber das mußte noch verdient werden; einstweilen war Herr Toucet bereit, seiner Würde als Maire jedes Opfer zu bringen, das dieselbe erheischen mochte. Er zögerte deshalb auch nicht einen Augenblick, aus dem warmen Bett zu springen, um sich in fieberhafter Hast anzukleiden, als er vom Hausflur her laute Stimmen und die Worte vernommen hatte: „Ich muß den Herrn Maire sofort sprechen; es ist ein Unglück pasfirt.“

„Eine Secunde, meine Herren!“ rief Herr Toucet durch die halbgeöffnete Thür seines Schlafzimmers.

Er warf sich die nothwendigsten Kleidungsstücke über und trat sodann Herrn Lamy entgegen, der inzwischen von der Magd, welche ihn persönlich kannte, in Herrn Doucets kleines Empfangszimmer geführt worden war. Ter Conducteur begann zu sprechen, sobald er Herrn Toucet erblickte.

„Serviteur. Herr Maire! — Es thut mir leid, so früh zu stören. — Joseph Berger, der Postillon aus Riancourt, und ich haben vor zehn Minuten einen Leichnam, allem Anschein nach einen Ermordeten, gefunden. Er liegt im Graben, auf der Höhe, an der Villersschen Parkmauer. Berger hat die Leiche erkannt als die des Herrn Gaston von Nicmcourt, des Sohnes seines Gutsherrn.“

„In derThat?“ erwiderte Herr Doucet kühl und abwesend. Er war in der größten Aufregung; er wußte weder was er thun noch was er sagen sollte. Vor ollen Dingen — das wurde ihm zuerst klar — handelte es sich darum, keine der gesetzlich vorgeschriebenen Formen zu verletzen und die Mairewürde unversehrt zu wahren. „Ich werde sofort meine Schärpe anlegen,“ sagte er.

„Die Schärpe thut's nicht, Herr Moire,“ antwortete der ungeschliffene Conducteur verdrießlich; „requiriren Sie nur zunächst die Gensdormerie, damit sofort an Ort und Stelle ein Protokoll aufgenommen werden kann.“

„Natürlich muß sofort ein Protokoll aufgenommen werden“ — dies leuchtete Herrn Doucet ein. Protokolle aufzunehmen, gehörte wesentlich zu den Bernfspflichten eines Maire. — „Vor uns, dem Endesunterzeichneten, Jacques Isidore Pierre Doucet, Moire der Gemeinde von Villers. Bezirk Villers, Departement Pas de Calais, erschienen . . .“ Die schöne Phrase, die bald auf gestempeltem Papier stehen würde, rollte durch seinen bewegten Geist, und ein Ausdruck milder Hoheit lagerte sich über seine gelbe, kahle Stirn; aber laut setzte er nur hinzu: „Ich werde die Gendarmerie sofort requiriren lassen . . . Ich werde mir die Schärpe umthun . . . Einen Augenblick, Herr Lamy.“

„Sie finden mich im „Goldenen Löwen“, sagte der ungeduldige Conducteur.

„Der Postillon Joseph Berger aus Riancourt darf sich unter keiner Bedingung entfernen . . . Sie stehen mir dafür, Herr Lamy!“

„Joseph denkt gar nicht daran sich zu entfernen. Er hat die Diligence heute Nachmittag um vier Uhr nach Riancourt zurückzuführen und bis dahin bleibt er bei seinen Pferden.“

Herr Lamy entfernte sich. — Daß man den jungen Herrn von Riancourt ermordet hatte, war zweifelsohne sehr beklagenswert!), aber der verantwortliche Conducteur der Diligence „La Ballette-Villers“ hatte persönliche Pflichten zu erfüllen, die ihm wichtiger waren als alle Riancourt» der Erde. Er eilte nach der Posthalterei, diese Pflichten zu erfüllen. Nach wenigen Minuten jedoch mußte er seine Beschäftigung unterbrechen, denn vor ihm erschien Herr Doucet mit seiner Schärpe, gefolgt von seinem Stellvertreter und dem Wachtmeister der Gensdormerie, um ihn, Herrn Lamy, Conducteur der Diligence „La Vollette-Villers“, sowie auch den diesem persönlich bekannten Postillon Joseph Berger aus Riancourt „im Namen des Gesetzes“ aufzufordern, den Moire von Villers nach der Stelle zu führen, wo sie den Leichnam „eines muthmaßlich Ermordeten, angeblich des Herrn Gaston von Riancourt. von Schloß Riancourt, bei Riancourt, Departement Pas de Calais gefunden zu hoben ausgesagt hatten.“

Der Substitut des Maire, Herr Duchesne, der sein Ehrenamt seit zwanzig Jahren bekleidete, und dem sein hoher Vorgesetzter nicht grade unbedingtes Vertrauen einflößte, stellte ehrerbietigst anHeim, sofort au die PolizeiPräfectur in Paris zu telegraphiren, um dort von dem tragischen Vorfall Kenntniß zu geben.

„Nachher, mein lieber Herr Duchesne,“ bemerkte der Maire mit großer Milde und Würde; „das Wichtigste ist doch wohl, nach meiner unmaßgeblichen Meinung, das Ooipn« <lslioti in Augenschein zu nehmen, die anwesenden Herren Lamy und Berger protokollarisch zu vernehmen und auf diese Weise den Thatbestand gesetzlich festzustellen.“

„Selbstverständlich, Herr Maire; aber es dürfte doch vielleicht angerathen erscheinen, dem Mörder ...“

„Wir wissen noch nicht, ob es sich um einen Mord, Selbstmord oder Unfall handelt,“ unterbrach Herr Doucet.

Herr Duchesne verstummte, aber Herrn Doucet war nicht ganz behaglich zu Muth: möglicherweise konnte ihm der alte Substitut einen guten Rath gegeben haben. Er hatte eine langjährige Erfahrung hinter sich, Erfahrung, von der sogar das Genie nicht verschmähen darf, etwas zu lernen.

»Sie meinten?“ fragte Herr Doucet, sich an den Substitut wendend.

„ . . . daß der Mörder,“ erwiderte der eingeschüchterte Herr Duchesne, „angenommen, daß es sich um ein Verbrechen handeln sollte, möglicherweise einen Vorsprung vor der Polizei gewinnen könnte, während Sie den Thatbestand des Verbrechens gesetzlich feststellen.“

„Ganz meine Meinung, Herr Duchesne! — Ich ersuche Sie demnach und Lvtorissre Sie hiermit, in meinem Namen an die Polizei-Präfectur in Paris zu telegraphiren und derselben von dem Vorfall, mit allem Vorbehalt, den Vorsicht in solchen Fällen gebeut, Kenntniß zu geben. — Sie werden, nachdem dies geschehen ist, die Güte haben, mir zu folgen. Ich erwarte Sie an dem Orte ... wo wir nun den Thatbestand gesetzlich feststellen wollen . . . Meine Herren ...“

Er schritt schnellen, doch gemessenen Schrittes voran, vom Wachtmeister, Eonducteur und Postillon gefolgt.

Als Herr Duchesne eine viertel Stunde nach seinem Vorgesetzten auf dem Platze anlangte, wo der Leichnam gefunden worden war, hatte der Herr Maire bereits so viel „festgestellt“, daß ihm der Kopf schwirrte. Er hatte davon vorläufig nur kurze Bleistift-Notizen genommen, selbstverständlich unter dem Vorbehalt, das Protokoll, von deni voraussichtlich alle Zeitungen sprechen würden, ans der Mairie auszufertigen.

Ter Sachverhalt, wie er sich aus Herrn Toucets gewissenhaften Ermittlungen ergeben hatte, war folgender:

Ter Tod Riancourts mußte ein plötzlicher gewesen sein, denn der Körper schien sich ans der Stelle, wo er — das Gesicht nach oben, die Füße gegen die Mauer — gefallen war, nicht mehr bewegt zu haben. Spuren eines Kampfes konnten nirgends entdeckt werde»; dagegen waren zahlreiche Anzeichen vorhanden, daß Riancourt den Schuß, der ihn sterbend in den Graben zurückgeworfen, erhalten hatte, als er gerade im Begriff stand die Mauer zu erklimmen. — Mittels logischer Aneinanderreihung der Thatsacheil gelangte somit Herr Doucet selbstgefällig zu der Schlußfolgerung, daß der tödtliche Schuß auf Riancourt vom Park von Villers aus gefeuert worden sei. Der Herr Maire constatirte ferner, daß der Getödetetc den Jagdanzug getragen habe, in dem er Tags zuvor im „Goldenen Löwen“ gesehen worden war, unbewaffnet gewesen sei — was den Gedanken an einen Selbstmord ausschloß — und auch nicht als das Opfer eines Raubanfalles bezeichnet werden könne, da man verschiedene Werthgegenstände, unter andern eine Börse mit ungefähr zwei hundert Franken in baarem Gelde, bei ihm vorgefunden habe.

Welch „großartiges“ Protokoll war da aufzusetzen! — Vorläufig handelte es sich jedoch darum, die Leiche nach dem Dorfe zu schaffen und im Park von Villers nach der Fährte des Mörders zu suchen. — Alles dies fand Herr Doucet in der Tiefe seines Geistes, ohne daß der Substitut oder der Wachtmeister ihm auch nur den leisesten Wink gegeben hätten. Er fühlte sich als ein Genie! Lange Jahre hatte er im Verborgenen vegetirt. Jetzt mußte sein Name nn die Oeffentlichkeit kommen . . . Napoleon liebte es, sich mit tüchtigen Leuten aus allen Schichten der Bevölkerung zu umgeben. Wer weiß ob . .

Herr Doucet war genöthigt, seine schönen Träumereien zu unterbrechen, um sich wieder ganz der traurigen Wirklichkeit zu widmen. — Der Postillon, kein Genie, aber ein praktischer Mann, der vorausgesehen hatte, daß er, wie dies sein Loos auf Erden war, etwa vorkommende Handarbeit eigen« händig zu verrichten haben würde, hatte aus dem „Goldenen Löwen“ einen kleinen Handwagen mitgebracht, auf den nun die steifgcfrone Leiche von ihm, von dem Wachtmeister und dem Conducteur, drei starken Männern, behutsam niedergelegt wurde. Der Gensdarm deckte seinen großen Mantel über den Tobten; Berger spannte sich vor den Wagen, und so ging es langsamen Schrittes wieder dem Flecken zu.

Es hatte einige Zeit den Anschein gehabt, als wolle der trübe Himmel sich onklären; aber jetzt verdüsterte er sich wieder. Der Schnee fiel in dichten Massen, und ein heftiger Wind jagte den dahin schreitenden Männern die eisigen Flocken in's Gesicht. — Herr Doucet fühlte, daß er der Gefahr ausgesetzt war, sich einen Schnupfen zu holen; — aber heute galt es, auf dem Posten zu bleiben, ja, wenn es fein mußte, auf dem Posten zu sterben. Er entsandte Herrn Duchcsne, von Herrn Lamy und dem Postillon begleitet, nach Villers, nm dort die Leiche im „Goldenen Löwen“, in einem Zimmer, das Riancourt bei Lebzeiten bewohnt hatte, niederzulegen; er selbst schickte sich an, in Gesellschaft des Wachtmeisters, den Grafen Villers aufzusuchen, diesen von dem in seinem Park verübten Mord zu unterrichten und ihn „im Namen des Gesetzes“ aufzufordern, bei den Nachforschungen nach den Spuren des Missethätcrs hilfreiche Hand zu leisten.

Vor dem Schloß waren zwei Knechte damit beschäftigt, den Schnee fortzufegen und die Wege zur Haupteingangsthür davon frei zu machen Ter Wachtmeister sah ihnen zu, während Herr Doucet in das Schloß getreten war, um sich beim Grafen anmelden zu lassen.

„Ta macht Ihr recht unnütze Arbeit,“ sagte er. „In einer halben Stunde wird Alles wieder zugeschneit sein.“

„Ganz richtig,“ erwiderte mürrisch einer der Knechte; „aber die Herrschaft bekommt keine kalten Füße wenn Unsereins knietief im Schnee steht.“

Ter Wachtmeister, ein konservativer Mann, hatte keine Lust, etwas Unfreundliches über die grafliche Familie zu hören. Er spürte plötzlich, daß er ohne Mantel sei, und trat in das Schloß. Guerre, ein langjähriger Freund, konnte ihm sicherlich etwas Warmendes zu trinken geben.

Ter alte Jäger saß in seinem Zimmer und war damit beschäftigt, seine Morgensuppe zu essen. Er nöthigte den Wachtmeister, Platz zu nehmen, bot ihm ein Glas Wein an und wollte gerade über Wild- und Waldfrevel zu sprechen anfangen, das gewöhnliche und unerschöpfliche Thema seiner Unterhaltungen mit dem Gcnsdarmcn, als dieser, der bis dahin geschwiegen hotte, um Guerre in seiner gastfreundlichen Fürsorge für ihn nicht zu stören, den alten Mann sprachlos vor Schreck machte, indem er ihm in kurzen Worten die Ermordung des jungen Niancournt erzählte. Als Guerre endlich wieder Worte finden konnte nnd den klaren Bericht des Gcnsdarmen ganz verstanden hatte, auch den Umstand, daß der Schuß auf Niancourt von dem Villersschen Parke aus gefeuert worden sei, blickte er nachdenklich in das Kaminfeuer, und sagte mit der Bedächtigkeit, die alten Bauern eigen ist:

„Ta könnte mein junger Herr also doch Recht gehabt haben.“

„Hm?“ machte der aufmerksame Gensdarne.

„Wir waren heute Nacht auf dem Anstand, am „Großen Teich“, erklärte Guerre. „Als wir den Rückweg angetreten hatten, und uns ungefähr halbwegs zwischen dem Teich und dem Schlosse befanden, sagte Herr Renü auf einmal: „Wilddiebe“ und zeigte mit dem Finger gerade vor sich hin. Zu sehen war nichts, aber er meinte, er habe einen Schuß gehört. Wir verhielten uns etliche Minuten ruhig; — es ließ sich jedoch nichts mehr hören. Der Wind kam vom Teiche her, und es wehte scharf. Juno hob die Nase, als sie sah, daß wir auf etwas warteten; aber sie konnte bei der conträren Luft vom Schlosse her keine Witterung bekommen. Als wir bald darauf in den Park traten, schien mir die Hündin unruhig zu werden; ich hieß sie jedoch hinter mich gehen, denn ich konnte mir nicht denken, daß Wilddiebe sich bis in den Park gewagt haben sollten. Ich ging darauf direct in meine Stube. Der junge Herr jedoch wollte eine letzte Runde machen, und ich hörte ihn noch einmal feuern, als ich schon im Bett lag.“

„Was war die Uhr, als Herr NcnS den Schuß hörte?“

„Es schlug gerade ein Uhr, als ich in das Haus trat. Man braucht eine kleine Stunde vom Teich bis zum Schlosse. Es wird also ungefähr halb ein Uhr gewesen sein, . . oder etwas früher.“

Rord und Sild. XX, SS. 11

In diesem Augenblicke hörten die Beiden den alten Grafen die Treppe heruntereilen und in den Salon treten, in dem Herr Doucet auf ihn wartete.

„Da werden Sie zu Protokoll vernommen werden, — Sie und Herr Renö.“

Guerre zuckte gleichgültig die Achseln.

„Wäre nicht das erstemal,“ sagte er philosophisch; „wird wohl auch nicht das letztem«! sein; auch wohl nicht das letztem«!, daß aus einem Protokoll nichts herauskommt. Die Kerle sind so schlau wie sie frech sind.“

„Hm?“ fragte der lakonische Wachtmeister wieder,

„Die Wilddiebe.“

„So meinen Sie, daß ein Wilddieb Herrn von Riancourt erschossen habe?“

„Wer sonst? Im ganzen Bezirk gibt es keinen Menschen, der den Muth hätte, einen andern um's Leben zu bringen — es sei denn ein Wilddieb. Ein Wilddieb aber ist jeder Schlechtigkeit fähig. Wer hat des Nachts etwas im Park zu suchen, es sei denn einer von diesen Strolchen? Ein gewöhnlicher Dieb würde sich Herrn Riancourts Uhr und Börse mitgenommen haben. Es kann, wie gesagt, nur ein Wilddieb gewesen sein!“

Im Flur wurde eine Thür geöffnet.

„Herr Doucet scheint nach mir zu verlangen,“ sagte der Wachtmeister. Darauf drückte er dem alten Jäger kameradschaftlich die Hand und entfernte sich.

Guerre blieb noch eine Weile in Hinbrüten versunken sitzen. Er hatte Gaffon de Riancourt seit dessen Geburt gekannt. Der wilde Bursche war immer einer seiner besonderen Lieblinge gewesen. Seine Fehler: daß er das Geld zum Fenster hinauswarf, trank und spielte und den Frauen nachlief — waren in Guerrcs Augen verzeihliche Vergehen. Er war ein guter Jäger gewesen, ein muthiges Herz, ein tollkühner Reiter, freigebig, immer das Portemonnaie und die Cigarrentasche offen in der Hand, freundlich mit den armen Leuten — und RenSs bester Freund! Der alte Guerre seufzte tief. Dann stand er auf, um sich im Jagdzimmer zu thun zu machen. Die Gewehre, die er und sein junger Herr in der vergangenen Nacht benutzt hatten, waren im Schneeestöber naß geworden und sollten gründlich geputzt werden.

Guerre trat vor das Gcwehrrick, um die Flinten, die dort mit denen des Grafen und des Herrn Alfred aufgestellt waren, herunterzuziehen. Sein erfahrener Blick entdeckte eine kleine Unregelmäßigkeit: das eine Gewehr war verkehrt aufgestellt, mit den Hähnen nach dem Zimmer anstatt nach der Wand.

Aber was bedeutete das?

Der alte Mann taumelte zurück, als habe er einen Schlag vor den Kopf bekommen, und sein braunes Gesicht wurde erdfahl. Er sah sich scheu um und schlich auf den Fußspitzen an die Thür, die er vorsichtig von innen verriegelte. Darauf nahm er das verkehrt aufgestellte Gewehr, einen Lefauchaux, behende vom Rick und entlud es. Der rechte Lauf war abgefeuert, die leere Hülfe steckte noch im Rohr; die zweite Patrone war unversehrt. Er ließ diese in seine Tasche gleiten und warf die lose Hülse in das Feuer, das im Kamin brannte. Darauf schloß er das Gewehr und stellte es behutsam, als wäre es von Glas, auf seinen Platz im Rick, riegelte die Thür wieder auf, wobei er bemüht war, jedes Geräusch zu vermeiden, taumelte in fein Zimmer zurück und, einer Ohnmacht nahe, sank er auf sein Bett. Er blieb einige Minuten liegen, vollständig verwint. Als er wieder zu sich gekommen war, nahm er zunächst einen tiefen Schluck aus seiner Branntweinflasche und steckte sich mechanisch die kurze Thonpfcife an. Darauf sagte er mit halblauter Stimme zu sich selbst: „Ruhig, Guerre, ruhig!“ und setzte sich nieder, um nachzudenken.

Er hatte am vorhergehenden Abend und zwar ehe er mit RenS ausgegangen war, die Waffeakammer in Ordnung gebracht. Er that dies seit vierzig Jahren regelmäßig, ehe er zu Bett ging. Er verrichtete es mechanisch; gemisse kleine Nebenunstände, deren er sich erinnerte, ließen keinen Zweifel bei ihm darüber, daß er es auch am vorigen Abend nicht unterlassen hatte. — Daß er eine Flinte verkehrt hinstellen sollte, war undenkbar. Die Gewehre legten sich ihm gewissermaßen von selbst in die Hand, wie sie liegen mußten, um richtig aufgestellt zu werden. Und dann hatte seit vierzig Jahren niemals ein geladenes Gewehr in dem Rick gestanden. Der verstorbene Graf, Renös Großvater, hatte den Befehl gegeben, jedes Gewehr müsse entladen oder wenigstens ohne Zündhütchen sein, bevor ein Jäger es in das Schloß bringen dürfe. Der jetzt lebende Graf hatte diese Vorschrift streng aufrecht erhalten. Es war einmal vor alten Zeiten im Schloß ein Unglück mit einem geladenen Gewehr passirt, — daher jene Regel. Renö und Alfred wußten gar nicht anders, als daß man niemals ein geladenes Gewehr ins Wohnhaus bringen dürfe. — Und da hatte ein Lefauchaux gestanden, geladen, in dem einen Lauf eine abgeschossene, in dem andern eine volle Patrone! Niemand von draußen konnte gestern Abend, nachdem Guerre sich mit Renü entfernt hatte, noch in dos Schloß gekommen sein, — auch kein Tiener. Also jemand von der Herrschaft war zwischen elf und ein Uhr Nachts im Jagdzimmer gewesen, hatte ein Gewehr genommen und geladen, einen Schuß gefeuert, in der Ueberstürzung vergessen, das zweite Rohr zu entladen, und die Flinte verkehrt, möglicherweise, weil es im Zimmer dunkel gewesen war, sodann wieder auf ihren Platz gestellt.

Guerre zog die Patrone aus der Tasche und prüfte sie aufmerksam. Er zweifelte nicht einen Augenblick, wen er anklagen sollte. — Alfred war der Einzige im Schlosse, ja, der Einzige im ganzen Bezirk, der mit englischen Patronen schoß. — I'onäon Lästig!,t" stand auf der Patrone. —

Renü und der Graf schossen mit gewöhnlichen Lefauchaux-Patroncn, die sie aus Paris kommen ließen; in einem kleinen Kasten im Jagdzimmer lagen

Hunderte von diesen — aber nicht eine Eley-Patrone. Alfred, der geizig war und Niemand traute, nahm seine Patronentasche stets mit auf sein Zimmer. Auch gestern war sie nicht in der Gewehr­kammer gewesen; Guerre hätte sie beim Aufräumen finden müssen; — auch jetzt war sie nicht da.

Der alte Jäger sträubte sich noch, aus all diesen Vordersätzen den einzig logischen Schluß zu ziehen; aber die Wahrheit drängte sich seinem Bewußtsein auf: der leibhaftige Sohn seines alten Grafen, RenSs und Jsoldens Bruder hatte einen Mord begangen!

IV.

Die Nachforschungen im Park von Villers waren erfolglos geblieben. Der Schnee hatte dieselben in der That sehr erschwert. Er log fußhoch außerhalb der Wege und war gerade während der letzten Stunden noch in großen Massen gefallen. Es ließ sich deshalb auch leicht erklären, daß verdächtige Fußspuren nicht zu entdecken waren. — Nachdem Herr Doucct dies und vieles Nebensächliche auf das genaueste festgestellt hatte, zog er sich nach Villers zurück, wohin ihn nun wieder seine Pflichten riefen. Der alte Dorfphysicus konnte nicht für einen hochgelehrten Mann gelten; er war jedoch zweifelsohne im Stande, einige wissenschaftliche Auskunft über die Natur der Verletzungen zu geben, die Riancourts Tod herbeigeführt hatten. Jedenfalls nutzte er zur Begutachtung herbeigezogen und sodann „zu Protokoll vernommen werden". Herr Doucet war fest entschlossen, in dieser Beziehung niemand, den er unter irgend einem Vorwande behelligen konnte, ungeschoren zu lassen.

Im Flecken herrschte große Aufregung. Der junge Riaucourt war dort eine bekannte und beliebte Persönlichkeit gewesen. Jedermann sprach von seinem Tode; aber Niemand konnte eine entfernte Vcrmuthung über die Person des Mörders anstellen- Herr Doucet durchschritt die belebte Hauptstraße, den Mund gespitzt, die Stirn in Falten gelegt, finstern Blickes, der«nehmbar schnaufend. Der wußte vieles, aber er sagte nichts. Und wer hätte es gewagt, eine Frage an ihn zn richten! — Die Neugier der Leute war jedoch nicht unthätig und auch nicht ganz erfolglos geblieben. Durch den Gastwirth und Kellner vom „Goldnen Löwen" und durch Eugen Duchesne, des ehrsam­n Substituten leichtsinnigen Sohn, den besten Schützen im Bezirk und häufigen Begleiter der jungen Villers nnd Riancourt, hatte man in Erfahrung gebracht, daß Gafton am letzten Freitag Morgen in Villers angekommen sei und sein gewöhnliches Zimmer im „Goldnen Löwen" bezogen hatte. Er würde ein gerngesehener Gast im Schlosse gewesen sein; aber der junge Niancour­t gab immer möglichst wenig von seiner Unabhängigkeit auf, und es paßte ihm wahrscheinlich besser, im Gasthof zu leben, wo er das große Wort führte, als im Schlosse, wo die guten Leute nach Tisch ihre ehrsame Partie Billard oder Trictrac machten und um elf Uhr spießbürgerlich zu Bett gingen. — Im vergangenen Jahre noch hatte Gaston häusig auf dem Schlosse gewohnt, wo er stets wie zur Familie gehörig empfangen wurde. Ob irgend etwas vorgefallen war, um ihm den Aufenthalt dort zu verleiden, wußte man nicht. Sein Verhältniß zu NenS hatte jedenfalls nicht gelitten. Mit Alfred war er niemals vertraut gewesen und seit Monaten nur noch zusammengekommen, wenn er, um nicht absonderlich zu erscheinen, aber doch in möglichst langen Zwischenräumen, des Grafen oder Renös freundliche Einladungen zum Essen in Villers angenommen hatte. Er hatte nm letzten Sonntage noch im Schlosse gegessen; am Montage einigen Jagdfr­cundcn, darunter selbstverständlich Ren6 und Eugen Duchesne, ein Tiner im „Goldnen Löwen" gegeben; Dienstag Mittag war er zu Fuß, ohne Gewehr, aufgebrochen, angeblich, um sich vom Schnee die Kopfschmerzen fortwascheu zu lasten, die dem Montagsmahle gefolgt waren. Bei seiner Rückkehr hatte ihm der Kellner Briefe und Zeitungen überreicht, die während seiner Abwesenheit für ihn angekommen waren. Er hatte sich gleich darauf in sein Zimmer begeben; und der Kellner, der ihm wenige Minuten später gefolgt war, um sich seine Befehle für das Essen zu erbitten, hatte ihn schreibend gefunden, eine Beschäftigung, der sich der junge Riancourt nur in seltenen Fallen hinzugeben pflegte. — Man konnte Gastons Spuren noch weiter verfolgen: er war nach dem Essen in das Cafü gegangen und hatte dort bis elf Uhr Billard gespielt, dann sich entfernt, selbstverständlich, wie man angenommen, um nach Hause zu gehen. Aber er war im „Goldnen Löwen" nicht wieder gesehen worden. Der Kellner hatte bis zwölf, der Portier bis ein Uhr auf ihn gewartet. Herr von Riancour­t führte nicht gerade einen regelmäßigen Lebenswandel; feine Abwesenheit hatte keine Besorgniß eingeflößt.

Mit dem Drei-Uhr-Zuge von Paris langten in Villers zwei dort unbekannt­e Reisende an, die aber so unscheinbare Leute waren, daß Niemand auf sie achtete. Sie trennten sich, ohne ein Wort mit einander gewechselt zu haben, an der Eisenbahnstation und begaben sich schnurstracks, als habe die Villerssche Topographie kein Geheimniß für sie, der Eine, ein schwächiger, blasser, kleiner Mann, zu Herrn Doucet, dem er sich als „Brazon, Chef der Sicherheits-Polizei," vorstellte, — der Andere, ein untersetzter, vierschrotiger Bursche mit breitem, glattrasirtem, nichtssagendem Gesicht in den „Goldenen Löwen", roo er sich ein Zimmer anweisen ließ und ein einfaches Mahl bestellte, das er, ohne auf seine Umgebung zu achten und ohne von dieser bemerkt zu werden, im allgemeinen Gastzimmer einnahm. Man hielt ihn dort für einen Viehhändler. Nach dem Essen begab er sich in das Cafö des Ortes, wo er sich die übliche „Bayonne" — eine billige Cigarre geben ließ und sich in die Lectüre der halb zerrissenen und mit Kaffee befleckten letzten Nummer des z^lurre gu äs Oslivs" vertiefte. Tann ging der unthätige Mann nach dem „Goldenen Löwen" zurück und patronillirtc mit einer kurzen Pfeife im Munde und mit der rechten Hand seinen linken Arm am Knöchel festhaltend, als wolle er sich selbst Handschellen anlegen, vor dem Gasthofe auf und ab, bis nach kurzer Frist im ersten Stock ein Fenster geöffnet und gleich wieder geschlossen wurde. Der Spaziergänger trat darauf in das Gasthaus, nahm den Schlüssel zu seiner Stube, die ebenfalls im ersten Stock gelegen war, begab sich jedoch nicht in sein Zimmer, sondern trat, ohne anzuklopfen, in ein anderes Gemach, dessen Thür ein wenig geöffnet war, und aus dem ein schwacher Lichtschimmer auf den verödeten Corridor drang. Er schloß die Thür behutsam hinter sich, dann nahm er respectvoll seine Kopfbedeckung ab und näherte sich Herrn Brazon, um diesem einen kurzen Bericht zu er» statten. Herr Brazon hörte zu, ohne mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit zu bekunden, und sagte nur, als der Andere schwieg:

„Sie meinen also, daß es kein Einheimischer sei?"

„Die Honoratioren und die jungen Leute des Ortes sind einstimmig dieser Ansicht. Sie nehmen als selbstverständlich an, daß es ein Fremder gethan habe,"

Herr Brazon antwortete darauf nicht, sondern gab Herrn Vial eine Reihe von Bestellungen. Er sprach, ohne sich zu wiederholen, wie Jemand, der sicher ist, beim ersten Wort verstanden zu werden.

„Expcdiren Sie diese Depesche, vi-. Remy wird morgen früh um neun Uhr ankommen; holen Sie ihn an der Eisenbahn ab. — Gehen Sie znm Mairc und bitten Sie ihn, mit dem Substituten sogleich hierher zu kommen: wir wollen das Jnventarium aufnehmen. Erkundigen Sie sich nach dein Dienstpersonal im Schloß . . . und warten Sie dann in Ihrem Zimmer ..."

„Nummer 17, dritte Thür links . .

.. . . bis ich rufe. Sollte es etwas zu thun geben, so melden Sie sich bei Ihrer Rückkehr."

Herr Vial entfernte sich, wie er gekommen war. Eine Viertel­stunde später, stand er in der großen Küche des Gasthofes am Kamin und trocknete sich dort die nassen Stiesel. — Die alte Köchin, von der er sich höflich die Erlaubnis? erbeten hatte, sich wärmen zu dürfen, war aus Cacti — er zufälligerweise auch, — Wie man sich doch in der Welt antrifft! Die Landsleute hatten sich mancherlei zu erzählen. Herr Vial war seit fünfzehn Jahren nicht nach Hause gekommen und erfuhr durch die Köchin von vielen Geburten, Hochzeiten und Todesfällen in seiner Heimath, von denen er bis dahin keine Ahnung gehabt hatte. Auch vom Tode des Herr» von Riancourt, der vorgestern noch ein Diner, „fünfzehn Franken das Couvert," im „Goldenen Löwen", gegeben hatte, wurde gesprochen; ferner vom Schloß Villers und den Leuten, die dort beschäftigt wurden. Susanne, die Köchin im „Goldenen Löwen" kannte das Alles ganz genau. Sic hatte nur selten das Glück, Zuhörer wie Herrn Vial zu finden, und ihre Zunge ging eine halbe Stunde lang wie ein Mühlrad, — Darauf hatte Herr Vial noch eine längere Unterredung nit dem Stallknecht — die Villersschen Pferde, namentlich die des Herrn Alfred waren berühmt, — wechselte einige Worte nit dem Portier nnd erfuhr vom Kellner, der ihm ein Glas Grogk auf sein Zimmer gebracht hatte, daß sich das alte Sprüchwort: „Wie der Herr, so der Knechl," auch im Villersschen Hause bestätige, denn zwischen dem mürrischen Kammerdiener des Herrn Alfred und Jean, dem Diener des Herrn Ncnö, sei ein Unterschied wie zwischen gutem und schlechtem Wetter.

Als Herr Vial allein war, trank er den heißen Grogk mit einem Zuge aus, legte sich auf das Sopha nieder und schlief sofort ein, obgleich es kaum acht Uhr sein mochte.

Unterdessen hatten sich die Herren Doucet und Duchesne, vom Schreiber der Mairie begleitet, bei Herrn Brazon eingefunden, und die Vier waren ohne Verzug in das Zimmer gegangen, das der junge Riancourt zuletzt bewohnt hatte. Tic Leiche war in ein anderes Gemach gebracht worden und ruhte dort auf einem schnell hergerichteten Paradc­bett, neben dem zwei fromme Schwestern knieten und Todtengebete hersagten,

Herr Brazon klingelte und ließ mehrere Lichter bringen. Darauf bat er Herrn Doucet, die Hinterlassenschaft genau zu inventarisircn, ihm jedoch Briefe und Schriftstücke, die etwa vorgefunden würden, zur Kenntnißnahme vorzulegen. Er selbst setzte sich an einen kleinen Secretair, auf dem Schreibmaterialien standen, und verschiedene lose Briefe und Rechnungen zerstreut umherlagen. Vorher hatte er einen Blick auf die Kleidungsstücke und Gegenstände geworfen, die der Ermordete zuletzt getragen hatte. Diese Effecten waren aus einem runden Tisch in der Mitte deZ Zimmers sorgfältig zusammengelegt: ein vollständiger Anzug, blutbefleckte Wäsche, ein Portemonnaie, ein Taschenmesser, eine Cigarrentasche, ein Schlüsselbund und ein einzelner Schlüssel, von größeren Dimensionen und gröberer Arbeit als die am Schlüsselbund.

Herr Brazon prüfte zunächst die Papiere, die auf dem Tisch lagen. Tann versuchte er die Schublade des Secretairs zu öffnen. Dieselbe war verschlossen. Er stand auf und nahm die Schlüssel, die er ans dem runden Tisch bemerkt hatte. Der einzelne Schlüssel, den er zuerst in'» Schloß steckte, paßte zu demselben. — In der Schublade lag nichts als eine elegante englische Briefmappe; mich diese war verschlossen,' aber Herr Brazon fand ohne Mühe den kleinen, fein gearbeiteten Brahm­aschlnssel, der sie ihm öffnete. Ein Wust von Priesen und Papieren quoll ihm entgegen. — Zuerst fiel Herrn Brazon ein angefangener Brief in die Augen. Derselbe war von Ninncourts Hand und lautete:

„Freitag Abend.

„Deine Eifersucht ist so unbegründet, daß die Befürchtung in mir aufsteigt, Tu seist nicht aufrichtig, Tu beabsichtigest nur, mich von Dir fort zu treiben. Das könntest Du auf ehrliche Weise leichter erreichen: Du hättest mir nur zu sagen: ‚Gch!' und ich würde verschwinden ..."

Unmittelbar über diesem Fragment befand sich ein Brief an Riancourt, augenscheinlich der letzte, den dieser in die Mappe gelegt hatte. — Nachdem Herr Brazon von dem Inhalt desselben aufmerksam Kenntnis; genommen hatte, blickte er cinige Secunden lang nachdenklich vor sich hin. Tann zog er eine Briefftasche aus seinem Nock und entnahm derselben ein gedrucktes und bereits unterschriebenes Formular, das er in klarer, deutlicher Schrift sorgfältig ausfüllte. Als er damit fertig war, stand er auf und verließ das Zimmer, fo geräuschlos, daß die Herren Dvucet, Duchesne und der Schreiber sein Gehen kaum bemerkten. Nach wenigen Minuten kehrte er zurück, um die unterbrochene Untersuchung der Riancourtschen Briefschaften fortzusetzen.

„Herr Duchesne," sagte er nach einer kleinen Weile, ohne von den Papieren aufzusehen, die er fortfuhr, systematisch zu ordnen, „hat Ihr Herr Sohn Ihnen zufälligerweise von dem Festmahl erzählt, das Riancourt seinen Freunden vorgestern Abend gegeben hat?"

„Mein Sohn hütet sich, von solchen Sachen mit mir zu sprechen; er verheimlicht sie mir soviel wie möglich."

„Ihr Sohn hat Herrn von Riancourt zuletzt gesehen: Dienstag Abend, als er das Cafö verließ?"

„Ganz richtig."

„Es wäre interessant," fuhr Herr Brazon fort, „zu erfahren, wie Herr Riancour­t sich an jenem Abend beim Fortgehen benommen hat. Vielleicht kann Ihr Sohn uns eine Andeutung geben, was Riancourt um Mittemacht noch im Villersschen Parke zu suchen hatte. Jedenfalls möchte ich seine Ansicht darüber hören. — Wollen Sie ihn ersuchen, sich auf einige Minuten zu mir zu bemühen!"

Herr Duchesne entfernte sich seufzend, um seinen Eugen zum Hern? Jnspector zu citiren. Er fand ihn im Caf^, tiefbetrübt, Absinth trinkend und Billard spielend. Auf dem Wege vom CafS zum „Goldenen Löwen" sagte Dnchesne seinem Sohn:

„Das kommt von dem Leben, welches Du führst. Nun bist Du in einen Mord verwickelt . . . Gott weiß, wie das alles enden soll! Du machst mir und Deiner armen Mutter schweren Kummer!"

Eugen antwortete nicht. Er fand es sehr ungerecht, daß man ihm Moralpredigten hielt in dem Augenblick, wo er den Tod seines Freundes zu beklagen hatte und des Trostes bedürftig war. Es schmeichelte ihm übrigens, berufen zu sein, einem Manne wie dem Chef der Sicherheitspolizei Auskunft zu geben.

Wie das Protokoll Herrn Doucet bewegte, so tauchte vor Eugens Geist plötzlich das Bild einer „großartigen Sitzung" im Justizpalast in Paris auf: die Tribünen waren gefüllt mit den schönsten Frauen und den berühmtesten Männern der Hauptstadt; die Geschworenen sahen ernst und gewichtig aus, wie es Männern geziemt, ans deren Verbi­t die Nation lauscht; der Prä»sident des Gerichtshofes hatte seine feierlichste Miene angenommen; die Richter und Advocaten bemühten sich, theilnahmlos dreinzuschauen, aber es gelang ihnen nur halb. Auf der Anklagebank saß — irgend Jemand — das war übrigens auch gleichgültig. Auf einem eichenen Tisch lagen die blutbefleckten Kleidungsstücke Niancourts, ein Plan des Villersschen Parkes mit genauer Verzeichnung der Stelle, wo der Leichnam gefunden worden war, — ein Gewehr oder ein Revolver, vielleicht auch ein großes Messer oder — noch besser — ein Dolch, — und auf der Zeugenbank, Aller Augen, besonders die der schönen Frauen auf sich lenkend, wuchte jetzt der interessante Kopf des Hauptzeugen, des Herrn Eugen Duch­csne auf. — Wie heißen Sie? — Eugen Duchesne. — Wie alt find Sie? — Dreiundzwanzig Jahre. — Welcher Religion? — Katholisch. — Sie sind mit dem Angeklagten nicht verwandt noch standen Sie in seinen Diensten? — Nein. — Sie schwören die Wahrheit zu sagen, die ganze Wahrheit, nichts als die Wahrheit! Heben Sie drei Finger der rechten Hand in die Höhe. Sie müssen den Handschuh ausziehen. — Ich schwöre es . . . Dies alles mit vernehmbarer klarer Stimme. — Und nun berichten Sie den Herrn Geschworenen . . .

„Nimm Dich in Acht," unterbrach Herr Duchesne senior die Traumflucht des ehrgeizigen Eugcu, „dem Herrn Jnspector etwas zu sagen, was Du später nicht mit gutem Gewissen beschwören könntest. Mit der Polizei ist nicht zn scherzen. — Daß ich meinen einzigen Sohn in einen Mord verwickelt sehen muß!"

„Tu kannst ganz ruhig sein, Vater, ich weiß schon, was ich zu thun habe."

„Das weißt Du nicht; du bist ein leichtsinniger, nngcrathener Sohn. Ich bin immer zu gut mit Dir gewesen . . . Nun gib mir die Hand, Eugen; ich verzeihe Dir; wir wollen uns heute nicht zanken."

Die Beiden traten in das Zimmer, in dem Herr Brazon auf sie wartete. Der Mnirc und fein Gehülfe hatten inzwischen die Jnventarisirung vollendet, und Herr Doucet wartete ungeduldig darauf, vom Herrn Jnspector

entlassen zu werden; denn das geliebte Protokoll harrte noch der Vollendung. Tie Erlaubniß zu gehen, wurde ihm auch gleich darauf ertheilt. Er entlernte sich schnell, von seinem Stellvertreter und dem Schreiber gefolgt, und ließ den Chef der Sicherheitspolizei mit Herrn Eugen Duchesne allein. Jener hatte dem Neuangekommenen schnell gemustert, mit einem eigenthümlichen Blick: seitwärts und von unten, und sagte nun in gemüthlichem Tone,

„Erzählen Sie mir doch, werthcr Herr, ob Sie an Herrn von Riancourt gestern Abend irgend etwas bemerkt haben, was Ihnen als außergewöhnlich ausgefallen wäre.“

Nein, Eugen hatte gar nichts bemerkt. Gaston — Duchcsne jnnioi bediente sich des Vornamens, — war ja doch der Verstorbene sein intimster Freund gewesen — Gaston also hatte zwei Schoppen Bier getrunken, oder vielleicht drei . . .

„Das macht nichts zur Sache.“

Gaston hatte also zwei oder drei Schoppen Bier getrunken, drei Partien Billard mit Eugen gespielt, und sich dann entfernt, angeblich, nm nach Hause zu gehen.

„Hm! . . . Zeigte er irgend welche Ungeduld? Sah er nicht vielleicht häusig nach der Uhr?“

«Ja, jetzt fällt mir ein: das that er. Es war elf Uhr, als wir die letzte Partie ansingen. Er spielte nicht gut; ich gab ihm zehn Point auf hundert vor — da sagte er: ‚Bis halb zwölf muß die Partie zu Ende sein, sonst gebe ich sie auf. Ich bin noch müde von gestern,‘ — Aber ich hatte noch vor halb zwölf gewonnen. Darauf ging er fort.“

„Müde von gestern . . . sagte er Ihnen? Was war denn am Montag Abend vorgefallen?“

„Oh, nichts Besonderes, Herr Inspektor. Gaston hatte ein Diner gegeben, bei dem etwas stark getrunken worden war.“

„Wieviel Personen?“

„Sechs.“

„Dcimgesellschaft?“

„Ach nein, Herr Inspektor; das dürften wir im „Goldenen Löwen“ nicht wagen. Dazu ist Villers ein zu kleines Nest.“ „Wer waren die Gäste?“

„Zwei Pariser Herren, die zur Jagd hierhergekommen waren, Bekannte Gastons: Mclfvrt und d’Alisiöres; serner Jacques Jouanneau, der Sohn des Friedensrichters von Riancourt, Renü de Villers und meine Wenigkeit.“

„Es ging wohl hoch her?“

„Tarauf können Sie schwören, Herr Inspektor! Wir haben zu sechs über zwei Dutzend Flaschen geleert. — Ja, so war Gaston!“

„War Herr von Riancourt präoccupirt? Trank er vielleicht, um sich zu betäuben?“

„Kein Gedanke! Er war sccleiwernügt und bewahrte seine gute Laune bis zum Schluß ...“

Eugen machte plötzlich ein verdutztes Gesicht. Herr Brazon ließ ihm nicht Zeit, sich zn besinnen.

„Die Sache ist ohne besonder« Werth,“ sagte dieser; „aber Sie scheinen mir ein verständiger junger Mann, reif über Ihre Jahre, und können sich denken, daß mich in diesem Augenblick alles intressirt, was geeignet ist, irgend welches Licht auf Herrn de Rianconrts Charaktereigenthmlichkeiten zuwerfen.“

Engen sah das vollkommen ein; er nickte verständnißvoll mit dem Kopf.

„Unter’ uns gesagt, Herr Jnspcctvr — es sollte nicht weiter gehen, und wir hatten uns eigentlich Schweigen versprochen; — aber Sie haben ganz Recht, es handelt sich nicht nm einen Vertrauensbruch oder alberne Klatscherei, sondern nm eine Auskunft, die Ihnen den Schlüssel zu Gastons Charakter geben soll — unter uns gesagt also, Gaston hatte beim Dessert einen Streit mit NenS, der einen Augenblick ernste Verhältnisse anzunehmen drohte.“

„Weibergeschichten natürlich: eine Maitresse von Riancourt, die mit dem jungen Villers gclicbäiigclt hatte, oder ningckehrt!“ —

„Nein, Herr Jnspccior. Der Name einer nchtungswerthen jungen Dame war ausgesprochen worden; deshalb eben hatten wir uns vorgenommen, von der Sache kein unnützes Gerede zu machen. Ich weiß in der That nicht, ob ich Ihnen sagen darf ...“

„Junger Mann, Sic dürfen mir alles sagen. — Diese Brust“ — er klopfte sich treuherzig auf seine schmale Brust — „ist ein Grab, in dem ganz andere Geheimnisse verborgen liegen, als Sie mir anvertrauen könnten. Es handelt sich darum, Ihrem armen Freunde möglicherweise noch einen Dienst zu erweisen. Sprechen Sie ohne jeden Rückhalt.“

Eugen sprach ohne jeden Rückhalt. Er erzählte, daß Gaston in stark „angeheitertem“ Zustande die Gesundheit verschiedener Damen aus der Pariser Gesellschaft — nicht gerade aus der sogenannten guten Gesellschaft — ausgebracht und unmittelbar darauf verlangt habe, man solle nun die „Perle ihres Geschlechts“, nämlich Fräulein Isolde von Villers leben lassen. Melfort und d’Alisi^res haben begeistert eingestimmt, aber Renö habe geäußert, er verbitte sich, daß der Name seiner Schwester in Gesellschaft von Riancourts Pariser Freundinnen genannt, werde.

„Renö wurde gleich sehr heftig. Er verlangte, daß Gaston sich auf der Stelle entschuldigen solle — er war eben auch in einem aufgeregten Zustande. — Gaston, durch den peremptorischen Ton gereizt, entgegnete, es falle ihm gar nicht ein, sich zu entschuldigen; er habe nichts gesagt, was einer Entschuldigung bedürfe. — Ehe wir es nns versahen, standen sich die Beiden, die noch vor fünf Minuten die besten Freunde gewesen waren, wüthend gegenüber, und es fielen von beiden Seiten Worte, die besser ungesagt geblieben wären. Jouannean nnd ich drängten uns zwischen die Streitenden . . . und dann ...“

„Nun?“

„Tann nahm Ncn5 seinen Hut und lief fort,“

„Das ist alles?“

Tie Antwort kam zögernd, in ganz verändertem Ton:

„Ja . . . Herr Jnspector.“

„Besinnen Sie sich, Herr Duchesne.“

Eugen sah den Chef der Sicherheitspolizei flehend an.

„Herr Inspektor,“ sagte er, „Sie wissen ja alles . . . aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort: Sie irren sich, Sic kennen Ren6 nicht wie ich ihn ... es ist unmöglich. .“

„Ich verlange kein Ehrenwort von Ihnen,“ antw^rteK’ Herr Brazon, ebenfalls in verändertem Ton, nämlich kalt und bestimmt. „Ich frage Sie jetzt, kraft der Autorität, die das Gesetz mir gibt: was hat Herr de Villers gesagt? Ihr Leugnen kann ihm nichts nützen, würde für Sie aber gefährlich sein, würde Sie zum Mitschuldigen stempeln. Sprechen Sie!“

Eugen sah im Geiste die Concirgerie, Sainte P^lagic, Mazas und andere Staatsgefängnisse. Er war Zeuge. Er mußte die Wahrheit sagen, die ganze Wahrheit! Also Renö, sein bester Freund, würde auf der Anklagebank sitzen! Es war schrecklich! Herr Duchesne dachte jetzt nicht mehr an die Augen der schönen Pariserinnen, die auf ihn ruhen würden; aber er mußte ja die ganze Wahrheit sagen.

„Nun?“ fragte Herr Brazon, die Stirn runzelnd.

„Herr Inspector ...“

„Sie werden mir auf der Stelle wiederholen, welche Worte zwischen den Streitenden gefallen sind oder. . . Kennen Sie dies?“ Er hielt dem Zitternden ein Formular entgegen mit der Unterschrift des Polizeipräsidenten und dein Stempel der Polizcipräsidentur — „Ein Verhaftsbefehl, dm ich nur auszufüllen habe, um Sie zu meinem Gefangenen zu machen.“

Herr Eugen Duchcsne war kein Held! Herr Brazon hatte dies erkannt

und wußte, daß er bei ihm durch Einschüchterung alles erfahren werde, was

»er erfahren wollte. — Herr Eugen Duchesne Junior seufzte, rieb sich die

blasse Stirn, netzte mit der Zunge die trockenen Lippen und sprach wie ein

stenographischer Bericht:

„Zuerst vernahm ich Ncnö, in Antwort auf etwas, was Gaston gesagt, ich aber überhört hatte; — ‚Ich bcdaure/ — sagte er, ‚daß Dir je die Ehre erwiesen worden ist, im Schlosse meines Vaters aufgenommen zu werden; aber diese Ehre wird Dir nicht noch einmal widerfahren. Ich verbiete Dir hiermit, das Schloß Villers zu betreten/

„Darauf Riancourt: ‚Als ob Du der Herr wärst; als ob ich Deiner Erlaubniß dazu bedürfte! Dir zum Trotz, nicht zu meinem Vergnügen, aber gerade Dir zum Trotz füllst Tu mich in Villers sehen, che Du drei Tage älter bist!“ — Herr Inspector, sie waren Beide berauscht, bitte, vergessen Sie das nicht.“

„Was antwortete der junge Villers darauf?“

„Er sagte: ‚Siehst Du, wenn Du es wagen solltest, nachdem Du meine Schwester beleidigt, und ehe Tu nur daftzr Satisfaction gegeben hast, ihr vor die Augen zu treten, auf mein Ehrenwort, wie einen tollen Hund würde ich Dich niederschließen.‘ — Ja, das sagte er. . . was wahr ist, ist wahr ... Ja, Herr Inspector, das sagte er!“

„Und da» waren seine letzten Worte?“

„Ja. Herr Inspector.“

„Sie verheimlichen mir nichts?“

„Auf mein Ehrenwort, Herr Infpectur ...“

„Sehr wohl, ich glaube Ihucu, Herr Tucheöne. Sie können jetzt gehen.“

Ter Ehcf der Sicherheitspolizei erhob sich und öffnete Herrn Duchesne ‚funioi- Höftich die Thür. — Dieser wollte noch einmal sprechen. Er fühlte das Bedürfnis), festzustellen, daß er Ren« unmöglich geschadet haben könne, da er ja nur erzählt habe, was vier Zeugen außer ihm zu erklären im Stande wären; — aber Herr Eugen bedurfte Herrn Brazon gegenüber leine Ehrenrettung. Tiefer unterbrach den jungen Mann ans der Provinz, indem er ihm einfach „gute Nacht“ wünschte nnd ihm die Thür vor der Nase zumachte. V.

Der alte Graf Villers war durch die Ermordung Gastous tief erschüttert worden. Er hatte den jungen Menschen fast wie einen Sohn geliebt, und dessen unzeitiger, grausamer Tod nagte ihm am Herzen. Er ging während des ganzen Tages, ohne einen Bissen genießen zu wollen, wie betäubt im Schloß und im Park einher: ein Bild des Jammers für alle, die ihn sahen.

Isolde hatte die Tranerbotschaft durch ihre Kammerzofe vernommen. Diese hatte sich nicht nehmen lassen wollen, „ihrem Fräulein‘ die furchtbare Kunde zu bringen, und war aus der Küche zu ihr hinaufgeflogen, um ihr athemlos zu erzählen, was dort soeben bekannt geworden war.

„Gnädiges Fräulein ... ach, erschrecken Sie sich nicht ... es ist furchtbar! . . .“

Isolde, die sich halb in die Höhe gerichtet hatte, sah sie bleich, halbgeöffneten Mundes an.

„Herr Gaston, der am Sonntag noch bei uns aß . . .“

Isolde stieß einen leisen Seufzer, ein schwaches Aechzen aus.

„Er ist todt . . . ermordet . . . von Wilddieben erschossen!“

Isoldens Augen, die übernatürlich weit geöffnet waren, schlossen sich langsam. Das bleiche Antlitz wurde noch bleicher, ganz weiß, und sie sank bewußtlos auf die Kissen zurück. — Sie hatte ihr Zimmer seitdem nicht verlassen; aber außer Miß Hudson schien dies Niemand bemerkt zu haben. Jedermann hatte eben an jenem Tage genug mit sich selbst zu thun. Miß Hudson, ihrer Pflichten eingedenk, hatte Isolde einige Erfrischungen auf ihr Zimmer gesandt und sich gegen elf Uhr persönlich nach dem Befinden ihres Zöglings erkundigt; aber sie war nicht vorgelassen worden. Die Kammerzofe, die sich an jenem Tage als eine sehr wichtige Person fühlte, war ihr an der Thür entgegengetreten und hatte in leisen, jedoch ganz bestimmtem Tone gesagt, es sei der ausdrückliche Befehl des gnädigen Fräuleins, sie wolle Niemand empfangen; sie scheine jetzt zu ruhen und befinde sich, den Umständen angemessen, wohl. — Miß Hudson hatte sich mit dieser Erklärung begnügt. Sie und Alfred waren die Einzigen im Hanse, die den Kopf nicht verloren hatten. — Alfred, mit der Flinte über dem Nacken und von seinem Hühnerhund begleitet, hatte sich nach der Stelle begeben, wo das Verbrechen verübt worden war. Er war dort nachsinnend, alles um sich her aufmerksam beobachtend, längere Zeit stehen geblieben.

„Such Cäsar!“

Der Hund schnüffelte unruhig mit der feinen Nase im Schnee und markirte nach längerem Suchen eine Stelle am Stamm einer alten Eiche, zehn Schritt von der Mauer, da, wo Riancourt tödtlich getroffen in den Graben gestürzt war. — Seit diesen Augenblicke wurde Alfreds Benehmen absonderlich. Er stellte sich an den Stamm der Eiche, legte sein Gewehr an und zielte durch die Zweige eines tief herabhängenden Astes des nächsten

Baumes, als wolle er Jemand von der Mauer herunterschließen. Er blieb mehrere Secunden in dieser Stellung; denn, im Schnee zu seinen Füßen spähend, schritt er langsam der Mauer zu. Auf dem kurzen Wege raffte er einige Stückchen trocknen Reises auf, die im Schnee lagen. Das eine, das frisch abgebrochen war, prüfte er aufmerksam und steckte es in seine Jagdtasche. Darauf sah er in die Höhe, als suche er etwas in den Zweigen, die sich über ihm ausbreiteten. Er schien es gefunden zu haben, denn er nickte mit dem Kopfe und vollendete die wenigen Schritte bis zur Mauer, ohne sich weiter aufzuhalten. — Es fiel ihm auf, daß gerade an der Stelle der Mauer, wo er stand, die rothen Backsteine, die das Baumaterial bildeten, und die sonst überall glatt waren, eigenthümliche Spuren trugen, die dem genauen Beobachter nicht entgehen konnten. Es war augenscheinlich, daß ein Mensch — und zwar zu wiederholten Malen — die Mauer dort überstiegen hatte. Man erkannte deutlich die Stellen, wo seine Füße beim Heruntergleiten oder beim Emporklimmen geruht hatten.

Alfred lehnte sein Gewehr an einen Baum, stieg behende auf die Mauer, blieb einen Augenblick rittlings darauf sitzen und ließ sich dann in den Graben hinab, an dem Platze landend, wo Gaston gefallen war. Sein Körper hatte im Hcruntergleiten eine Rinne in dem Schnee gebildet, der die Mauer dünn bedeckte. Er wischte mit der flachen Hand darüber, so daß auch dort die rothen Backsteine zum Vorschein kamen, und erblickte dieselben Marken und Spuren, die er auf der entgegengesetzten Seite bemerkt hatte. — „Das wäre also ganz klar,“ murmelte er vor sich hin. — Er kletterte in den Park zurück, schulterte sein Gewehr, rief wiederum: „Such Cäsar!“ und ging, als er sah, daß der Hund nichts mehr finden konnte, nach dem Schlosse zurück. Auf der Treppe im Hause begegnete er Miß Hudson. Im Vorübergehen, ohne sie anzublicken, ohne sie aufzuhalten, sagte er zwei Worte: „Um fünf!“ Dann begab er sich auf sein Zimmer und wurde bis zur Mittagszeit nicht wieder fichtbar.

RenS erschien an jenem verhUngnißvollen Tage betäubt wie sein Vater und irrte wie dieser ziellos im Park und im Schloß umher. Gegen Mittag stieg er in's Dorf hinab und suchte Eugen Duchesne auf, um sich von diesem berichten zu lassen, was man in Villers von Gastons Tode erzählte, und ob dort schon irgendwelcher Verdacht hinsichtlich des Mörders geäußert würde. — Eugen, der noch nicht ahnte, welche klägliche Rolle er wenige Stunden später vor Herrn Vrazon spielen sollte, war wohlunterrichtet, wortreich und stimmungsvoll. Er wußte nichts Bestimmtes. Sein Geschwätz widerte RcnS an, der ihn bald verließ, um in dem öden Park seinem Schmerz und seiner Unruhe ungestört nachhängen zu können.

Miß Hudson machte sich in gewöhnlicher Weise im Hanse zu schaffen. Gegen fünf Uhr verschwand sie aus den unteren Räumen, und bald darauf trat sie leise aus ihrer Thür und huschte die verlassene Treppe hinauf, die nach Alfreds Zimmer führte. Die Treppcnthür oben wurde geräuschlos geöffnet, und Alfred, der dort auf sie gewartet hatte, trat schnell mit ihr in sein Zimmer. — Nichts regte sich in dem verödeten Theile des Schlusses. — Tie Thür von Alfreds Zimmer wurde von innen verschlossen.

Miß Hudson war in den Räumen, in denen sie sich jetzt befand, vollkommen zu Hause. Sie ließ sich ohne weiteres auf einen Sessel nieder und begann mit einer Feuerzange das brennende Holz im Komin zurechtzulegen. — Alfred beobachtete sie einige Sekunden, ohne ein Wort zu sagen; dann setzte er sich auf die Lehne des Sessels, in dem sie Platz genommen hatte, und, seinen Arm mit nachlässiger Familiarität auf ihre Schulter legend, sagte er in gleichgültigem Tone:

„Ich habe einige Entdeckungen gemacht.“

„Welcher Art?“

„Gaston ist heute Nacht auf einem Wege gefallen, den er schon oftmals gegangen war; und der Schuß, der ihn getödet hat, ist in der That aus dem Park gefeuert worden.“

„Was führt Dich zu diesen Vermuthungen?“

„Was ich Dir sage, ist Gewißheit.“

Er erzählte darauf das Ergebniß seiner Nachforschungen im Park.

Sie lächelte und sagte:

„An Dir ist ein Chef der Sicherheitspolizei verdorben. Schade, daß Tu bestimmt bist. Graf Villers zu werden, sonst könntest Du als berühmter Mann sterben.“

Ein alberner Ausdruck von Befriedigung lagerte sich über sein Gesicht, und er antwortete:

„Nun ja, auf den Kopf gefallen sind wir gerade nicht.“

Sie schloß die Augen und zog die Brauen in die Höhe, wie eine Person, deren Geduld auf eine harte Probe gestellt wird; aber sie wußte sehr wohl, indem sie dies that, daß er, hinter ihr sitzend, ihr Gesicht nicht sehen konnte.

„Und zu welcher Schlußfolgerung bist Du gelangt?“ fragte sie.

Ja, liebes Kind, da willst Tu heut' zu viel von mir wissen; aber ich denke, daß ich Dir in wenigen Tagen Bescheid geben werde. — Ich muß mir die Sache überlegen und meine Nachforschungen fortsetzen. Zunächst frage ich mich: wen konnte Gaston hier heimlich besuchen? — Hast Du eine Ahnung?“

Miß Hudson schwieg.

„Nun?“

Keine Antwort.

„Sprich! Hast Du eine Ahnung?“ „Nein, ich weiß nichts . . . frage mich nicht.“ „Was willst Du sagen? — Mach' mich nicht ungeduldig!“ „Ich bitte Dich noch einmal, mir zu erlassen, Dir eine peinliche Mitchcilung zu machen.“

Er stand auf, stellte sich vor sie hin und sah sie aufmerksam nn. Dann sagte er boshaft:

„Deine Insinuationen sind mir natürlich verständlich; aber ich begreife nicht, in welcher Absicht Du sie äüßerst. Es ist übrigens recht hübsch, ein junges Mädchen bei ihrem Bruder zu verdächtigen ... Du enthüllst mir da eine neue Seite Deines vielseitigen Charakters.“

„Tu hast Recht, mich zu verhöhnen,“ antwortete sie erbittert. „Die Ergebenheit, mit der ich seit Jahren jede Schmach über mich ergehen lasse, gestattet Dir, mir Alles zu bieten.“

Sie stand auf und blickte ihn fest an.

„Ich wollte nicht sprechen ! . . weshalb zwangst Du mich dazu? — Sollte ich lügen? Sollte ich Dir verhehlen, was für Niemand als für Dich, Deinen blinden Vater nnd Deinen albernen Bruder ein Geheimniß ist, und worüber in jeder Kaffeegesellschaft der Umgegend gezischelt wird? Jetzt frage ich Dich: wen konnte Herr von Riancourt um Mitternacht hier aufsuchen? — Die Dienstmädchen und Kammerzofen? — Das glaubst Du selbst nicht ... Du hast die Wahl zwischen Deiner Schwester und Deiner Frau. Wähle! — Und nun laß mich gehen. Du hast mich für heute genug gequält.“

Sie eilte der Thür zu, die sie schnell öffnete, und glitt hinaus.

Alfred trat an das Fenster und drückte die Stim gegen die kalten Scheiben. Er befand sich in höchst unbehaglicher Stimmung. Das passirte ihm häusig. Er pflegte in solchen Fällen ein Heilmittel anzuwenden, das sich schon oft als probat erwiesen hatte und das er auch jetzt versuchte. Er öffnete einen Wandschrank, nahm eine Flasche Connac heraus, füllte ein großes Weinglas bis zum Rande und leerte es mit einem Zuge.

„So!“ sagte er, „zur Beruhigung der Nerven!“ — Darauf streckte er sich auf ein Sopha hin und schlief ein. — Er wurde erst nach einer Stunde durch das Läuten der großen Glocke geweckt, die allen Schloßbewohnern anzeigte, daß der Graf sich pünktlich in fünf Minuten zu Tisch setzen werde. Alfred reckte sich, machte in Eile etwas Toilette und begab sich in den Speisesaal, wo er seinen Vater, Rcnö und Miß Hudson bereits versammelt fand, — Isolde war ans ihrem Zimmer geblieben.

Nach dem Mahle, dem Alfred allein Gerechtigkeit widerfahren ließ, begab sich die kleine Gesellschaft in den Salon. Gleich darauf wurde geklingelt, und wenige Minuten später trat Guerre in das Gemach und sagte leise und augenscheinlich in großer Aufregung:

„Herr Graf . . . bitte . . . Jemand wünscht Sie zu sprechen.“

„Wer? ... laß ihn eintreten.“

„Ein fremder Herr ... ich kenne ihn nicht. Er wünscht den Herrn Grafen allein zu spreche» — in einer wichtigen Angelegenheit.“

„Miß Hudson, Alfred und RenS erhoben sich, um den Salon zu verlassen; aber der alte Graf sagte zu Guerre:

„Führe den Herrn in's Billardzimmer.“

Gleichzeitig stand er auf, um sich in das anstoßende Gemach zu begeben. — Auf dem Flur hörte man schwere Tritte und bann, daß die Thür des Billardzimmers geöffnet und wieder geschlossen wurde. — Es wurde ganz still. Die Unterhaltung im Salon war verstummt; die nebenan wurde mit gedämpfter Stimme geführt. — Nach wenigen Minuten trat der Graf wieder in den Salon, mit entstelltem Gesichte: todtenblaß, dicke Schweißtropfen auf der Stirn.

„Rene, mein Sohn,“ sagte er mit heiserer Stimme, „man verlangt nach Dir.“

Ren,! erhob sich. Als er an seinem Vater vorübergehen wollte, siel ihm dieser um den Hals und brach in herzzzerreißendes Schluchzen aus.

»Es ist unmöglich! . . . nicht wahr, es ist unmöglich!“ rief er.

Alfred war bestürzt aufgestanden. Miß Hudson blieb wie versteinert sitzen. Rens hatte seine Fassung bewahrt. Er machte sich aus der Umarmung seines Vaters frei und öffnete das Villardzimmer, in dem er zwei Personen, den Wachtmeister der Gensdarmerie von Villers und einen Fremden, Herrn Vial, erblickte. Dieser trat auf Rens zu und sagte halblaut:

„Herr von Villers, ich habe einen Verhaftsbefchl gegen Sie. Ich muß Sic bitten, mir zu folgen.“

„Einen Verhaftsbefehl gegen mich?“ fragte Rens langsam, jedes Wort betonend; „und weshalb soll ich verhaftet werden?“

„Ein schwerer Verdacht ruht auf Ihnen.“

„Welcher Verdacht?“

„Herrn von Riancourt um's Leben gebracht zu haben.“

„Ich folge Ihnen,“ sagte Rens ruhig; und sich an den Grafen wendend, fuhr er fort: „Mache Dir meinerwegen keine Sorgen, lieber Vater. Es waltet hier ein Mißverständniß ob, das sich bald aufklären wird.“

Er sprach so gefaßt, so herzlich, baß jede Spur von Mißtrauen sofort wieder aus des Grafen Brust entwich.

„Ich glaube Dir, mein Sohn,“ sagte er unter Thränen. „Gebe Gott, daß das Mißverständniß bald aufgeklärt werde.“

Herr Vial gestattete bereitwillig, daß Rens sich auf sein Zimmer begab, um dort einige Effecten in einen Koffer zu packen, den er mit sich zu nehmen wünschte. Aber Rens war bereits Gefangener, und Herr Vial sowohl wie der Wachtmeister wichen nicht mehr von seiner Seite.

„Nehmen Sie nur das Notwendigste für die Fahrt nach Paris und für die Nacht,“ empfahl Herr Vial, „Sie können sich nachkommen lassen, was Sie wünschen, und können überhaupt für Geld in Paris alles haben, was Sie brauchen.“

Rens wollte dem peinlichen Auftritt im Schluß möglichst schnell ein Ende machen. Er warf nur wenige Sachen in einen leichten Handkoffer, dessen sich Herr Vial bemächtigte, und stieg sodann, von diesem und dem

Nord und Tlld. XX, 53. 12

Wachtmeister begleitet, die Treppe wieder hinab. Der Graf und Alfred standen im Hausflur, Beide vollständig verwirrt. Renü umarmte sie und sagte seinem Vater noch einige Worte des Trostes. In der Hausthür wartete

Guerre und reichte seinem jungen Herrn die Hand zum Abschied.

„Auf baldiges Wiedersehen, Herr Rens!"

„Jawohl, mein alter Guerre, auf baldiges Wiedersehen!"

Im Schloßhof lungerten dunkle Gestalten: die Diener des Hauses, die in scheuer Entfernung, in stummem Erstaunen und Schrecken Zeugen von Ren6s Verhaftung waren. — Vor dem Parkportal stand ein verschlossener Wagen. Herr Vial öffnete den Kutschenschlag und die Drei: der Gefangene und seine beiden Wächter, nahmen in dem Wagen Platz.

„Nach der Eisenbahn!" rief Herr Vial, „wir müssen in zehn Minuten dort sein; der Zug nach Paris geht um neun Uhr."

VI.

Renö hatte sich eingebildet, daß ein einziges Verhör genügen werde, um seine Schuldlosigkeit an den Tag zu bringen. Dies war ein Jrrthum gewesen. Er sah nun, daß er sich nicht etwa gegen böswillige oder leichtfertige Verdächtigungen zu vertheidigen hatte; nein, der Zufall hatte Umstände zusammengeschmiedet, die so erschwerend auf ihm lasteten, daß sie in den Augen eines jeden Unparteiischen seine Verhaftung rechtfertigten.

Da war zunächst sein Streit mit Riancourt am Vorabend des Verbrechens. Melford und d'Alisisres hatten den, Untersuchungsrichter bestätigt, was Eugen Duchesne dem Chef der Sicherheitspolizei in dieser Beziehung anvertraut hatte. Sie hatten hinzugefügt, daß sie der Ansicht gewesen feien, Villers und Riancourt würden sich am nächsten Tage schießen. Sie wiesen den Gedanken, daß Ren« ein gemeiner Verbrecher sein könne, mit Entrüstung zurück. Das mochte vor den Geschwornen, von einem geschickten Vertheidiger ausgebeutet werden, änderte aber nichts an dem Thatbestand, mit dem allein der Untersuchungsrichter sich zu beschäftigen hatte. — Dann kam ein Brief, den Ren« Dienstag früh, am Tage des Verbrechens an Riancourt geschrieben, den Herr Brazon unter den Papieren des Ermordeten aufgefunden und der diesen veranlaßt hatte, die sofortige Festnahme Ren6s anzuordnen. Das Schriftstück lautete:

„Es find gestern Worte zwischen uns gewechselt worden, die ein Duell unvermeidlich machen. Auch bin ich durch eine Aeüßerung, die ich im Zorn gemacht, aber durch einen Schwur bekräftigt habe, gezwungen, heute »och darauf zu bestehen, daß Du Villers nicht eher wieder betrittst, als bis Du mir die Satisfaction gegeben hast, die ich von Dir verlange. Ich habe mein Wort verpfändet, selbst Deines Lebens nicht zu schonen, falls Du meinem Verbote zuwiderhandeln solltest: und ich beschwöre Dich deshalb, bei unsrer alten Freundschaft, Deiner Drohung, mir zum Trotze, vielleicht heute noch nach Villers zu kommen, nicht Folge zu geben, — Ich zeige Dir an, daß ich O'Tord ersucht habe, meine Interessen in dieser bcklagenswerthen Angelegenheit wahrzunehmen und bitte Dich, Deine Zeugen, sobald Du dieselben mit den nöthigen Instructionen versehen hast, mit ihm in Verbindung zu setzen. O'Tard ist von dem ganzen Sachverhalt und von meinen Absichten in Kenntniß gesetzt und wird mir nach Villers telegraphiren, sobald eine Vereinbarung mit Deinen Secundanten herbeigeführt worden ist."

Ricmcourts Antwort auf diesen Brief, sowie das Schreiben Ren«s an seinen Freund, den Baron O'Tord, waren im Besitz des Untersuchungsrichters. Es erhellte daraus, daß Riancourt ebenso fest entschlossen war wie Ren«, die Angelegenheit sofort zum Austrag zu bringen und zwar durch ein Duell, das vor Ende der Woche stattfinden sollte. Ricmcourts Brief an Ren« war übrigens in demselben herzlichen Ton verfaßt, in dem dieser ihm geschrieben hatte. Er schloß mit den Worten:

„Zum Glück habe ich nicht auch einen Schwur darauf abgelegt, Dir zu trotzen. Ich kann deshalb ein in der Aufregung angestoßenes Wort zurücknehmen, ohne befürchten zu müssen, daß mir dies als eine Schwäche gedeutet werde. Ich verspreche Dir also gern, mich in Billers nicht vor Dir blicken zu lassen, bis Tu mich selbst einladen wirst, Euch dort zu besuchen."

Sehr schwer gegen Ren« fielen die Aussagen des alten Guerre in's Gewicht. Tie Zuverlässigkeit dieses Zeugen flöbte dem Richter keineswegs unbedingtes Vertrauen ein. Erkundigungen, die man über ihn eingezogen hatte, bezeichneten ihn als einen Menschen, der keine andere Religion zu haben scheine als seine Liebe zur Villersschen Familie, namentlich aber und in erster Linie zu Ren«. — Sein Benehmen bei dem Verhör war ein eigenthümliches gewesen. Er hatte mit solcher Heftigkeit gesprochen, daß der Richter genöthigt gewesen war, ihn zur Ordnung zu rfen. Unter Flüchen und Schwüren hatte er erklärt, die Anklage gegen seinen jungen Herrn sei vermaledeite Bosheit und Unwahrheit, und er könne dies beweisen und werde es beweisen; als man ihn aber aufgefordert hatte, das zu thnn, war er kleinlaut geworden und hatte nichts zu sagen gewußt, als daß Ren« zur Zeit des Mordes mit ihm am „Großen Teich" auf dem Anstand gewesen sei. Tics Alibi fand wenig Glauben, noch weniger der Flintenschuß, den Ren« auf dem Wege vom „Großen Teich" zum Schlöffe gehört haben wollte. Man nahm von Guerre an, daß er bereit sei, seine Seele zu verschworen, wenn er damit seinem jungen Herrn das Leben retten könne; nnd seine heftigen Bethcuerungen verfehlten auf die Ueberzeugung der Richter irgend welchen, für Ren« günstigen Eindruck zu machen. Dagegen kam die Untersuchung widerholentlich auf den Schuß zurück, den Ren« nach den Mittheilnngen Guerres an den Wachtmeister noch abgefeuert hatte, als jener bereits im Bette lag. — Worauf hatte Ren« gefeuert? — Ja, das wußte Guerre nicht; aber er schwor bei allen Heiligen, daß sein schändlich verlenmdeter junger Herr unschuldig sei wie ein neugeborenes Kind, und daß er, Guerre, dessen Unschuld nn's Licht ziehen werde, und sollte es sein Leben kosten.

Ren5 selbst, als man ihn fragte, worauf er zuletzt noch im Park geschossen habe, antwortete nicht sogleich; dann sagte er schnell: „Jetzt besinne ich mich . . . auf eine Eule." „Wo ist sie?" „Ich habe sie verfehlt."

„Ein so guter Schütze wie Sie? — das ist schade!"

Der Arzt, den Herr Brazon nach Villers gerufen, und der den Leichnam Riancourts untersucht hatte, stellte fest, daß der Ermordete von einer vollen Ladung Schrot, wie von einer Kugel, ohne daß die Körner sich zerstreut hatten, gerade in's Herz getroffen worden war. Sachverständige hatten daraus den zweifellosen Schluß gezogen, daß der Mörder sich in geringer Entfernung von dem Ermordeten befunden haben mußte. Von einem sogenannten Jagdunlück könnte deshalb wohl auch nicht die Rede sein. Das Schrot gehörte zu der Sorte, die im Handel unter der Bezeichnung „Nr. 6" verkauft wird. Mit Patronen Nr. 6 war auch Ren« am Dienstag Abend auf die Jagd gezogen. Guerre hatte dies auf eine bezügliche Anfrage arglos ausgesagt.

Rens, wenn er während der langen Nacht in seiner einsamen Zelle in Mazas über seine Lage nachdachte, fühlte sich tief entmthigt und niedergeschlagen. Er hatte immer ein grades offenes Leben geführt; niemals hatte Jemand an seinem Worte gezweifelt; aber wenn er jetzt vor dem Untersuchungsrichter erschien, so sah ihn dieser mit einem Blick an, der sagen zu wollen schien: „Die Wahrheit! Die Wahrheit! Keine Lüge! Keine Ausflüchte!" Es war hart, all' die unverdiente Schmach erdulden zu müssen, die auf ihn herabgewälzt wurde.- — Die Idee, daß ein Justizmord an ihm verübt, daß er trotz seiner Unschuld für schuldig befunden werden könnte, beunruhigte ihn, raubte ihm die Unbefangenheit, mit der er im ersten Verhör dem Untersuchungsrichter entgegengetreten war. Damals hatte er noch angenommen, es genüge, unschuldig zu sein, um ihn vor jeder Verfolgung und Verdächtigung zu schützen; jetzt erkannte er, daß er seine Unschuld beweisen müsse und zerbrach sich den Kopf darüber, wie er dies anfangen solle.

Er verbrachte seine Zeit grübelnd und finstern Gedanken nachhängend, die auch sein Rechtsanwalt nicht zu zerstreuen vermochte. — Selbst dieser schien seinen Worten nicht unbedingt Glauben zu schenken, seine Unschuld nicht als über jeden Zweifel erhaben zu betrachten, fondern vielmehr auf Kunstgriffe zu sinnen, um die Geschworenen glauben zu machen, sein Client sei unschuldig. Ob er dies in der That war oder nicht, darauf schien der Vertheidiger verhältnißmäßig geringen Werth zu legen.

„Also, auch wenn ich freigesprochen werde," sagte ihm RenS, „wird es immer noch Leute geben, welche glauben können, daß ich einen Mord begangen habe?"

„Was macht das aus, wenn Sie selbst sich unschuldig wissen, und der Gerichtshof Sie freigesprochen hat? Es wäre schlimm um die Ehre eines Jeden von uns bestellt, wenn diese von der Meinung Anderer abhinge. So lange sich eine schlechte Meinung über nns nicht äußert oder nicht äußern darf, ohne gesetzlich strafbar zu werden, hat sie keinen Werth."

„Aber gibt es denn gar kein Mittel, mich vollständig wieder zu rehabilitiren?"

„Jawohl, ein sehr einfaches, mein werther Herr."

„Welches?"

„Es handelt sich nur darum, den Mörder zu finden. Sobald ein Anderer als Sie der Tödtung Riancourts für schuldig erkannt worden ist, wird es Niemand mehr einfallen, Sie auch nur in Gedanken zu verdächtigen."

„Es soll das Werk meines Lebens werden, den Mörder aufzufinden," sagte Ren«.

VII.

Man hatte Ren« erlaubt, mit seinein Vater zu correspondiren. Die Briefe wurden von dem Untersuchungsrichter gelesen, aber da sie nichts Verdächtiges enthielten, unbeanstandet weiter befördert. — Es kam nicht selten vor, daß ein Angeklagter oder daß Freunde eines Angeschuldigten durch unvorsichtige Bemerkungen in ihren Briefen der Anklage neues Material zuführten. — Tie Correspondenz zwischen Ren« und seinem Vater wurde deshalb sogar nach Möglichkeit erleichtert. — Der Gefangene hatte seinem Vater geschrieben, es solle das Werk seines Lebens werden, sich zu rehabilitiren, und dies könne er nur, wenn er Riancourts Mörder auffinde. Der alte Graf wollte, wenn es sein mußte, den Rest seines eigenen Lebens daransetzen, damit sein geliebter.Sohn die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, löse. Auch sein Trachten und Sinnen ging nunmehr dahin, denjenigen zu finden, dessen Schuld so schwer auf Ren« lastete.

Ter Graf hatte sich unmittelbar nach der Verhaftung seines Sohnes noch Paris begeben. Er beabsichtigte nun, nach Villers zurückzukehren, um an Ort und Stelle Nachforschungen nach Gastons Mörder anzustellen. Vorher begab er sich jedoch geraden Wegs zum Polizeivräfecten, bei dem sein Name und seine gesellschaftliche Stellung ihm ohne Weiteres Zutritt verschafften, und bat diesen, ihm behülflich zu sein, den wahren Verbrecher aufzufinden.

Der Pröfect antwortete höflich, die besten Kräfte der Polizei seien dazu ausgebaut und würden unermüdlich thatig bleiben, bis die Angelegenheit aufgeklärt sei. Als der Graf die Absicht zu erkennen gab, sich in dem vorliegenden Falle zum Gehülfen der Polizei zu machen und dazu die Unterstüztung des Präfecten erbat, versprach ihm dieser willig, einen tüchtigen Menschen zu seiner Verfügung zu stellen. — Der tiefe, mit Würde getragene Schmerz des Vaters hatte dem Präfecten aufrichtige Sympathie eingeflößt, und es gewährte ihm Befriedigung, sie dem Unglücklichen bezeugen zu können. Er ließ den Chef der Sicherheitspolizei in sein Cabinet bescheiden und ersuchte ihn, einen zuverlässigen und gewandten Mann mit dem Grafen Villers in Verbindung zu setzen. Einige Stunden später erschien Herr Mal in der Villersschen Wohnung und hatte dort eine kurze Unterredung, in der vereinbart wurde, daß er in den Dienst des Grafen treten und diesen in der Eigenschaft eines neugeworbenen Kammerdieners nach Villers begleiten solle. Im Laufe der Unterhaltung hatte Herr Vial genaue Kenntniß der Verhältnisse im Schloß Villers an den Tag gelegt.

„Woher wissen Sie das alles?" fragte der Graf.

„Ich war es, der Ihren Sohn verhaftete," antwortete Vial.

„Richtig!" sagte der Graf. „Sie kamen mir in der That nicht ganz fremd vor . . . aber ich hätte Sie doch nicht wiedererkannt."

„Ich habe ein Gesicht, das man nicht leicht behält," antwortete Vial gleichgültig, „auch trug ich damals keinen Backenbart."

Herrn Brazons Empfohlener war ein systematischer Mann, der in allem, was er that, nach bestimmten Principien zu Werke ging. — Der Morder Riancourts wohnte aller Wahrscheinlichkeit nach innerhalb des von den Villersschen Parkmauern eingeschlossenen Raumes. — Herr Vial, sobald er sich in Villers niedergelassen hatte, abstrahirte in seinem Geiste vorläufig vollständig davon, daß bereits Jemand — Ren« — gefunden sei, auf dem der Verdacht ruhte, den Mord begangen zu haben. Er verfuhr, als ob Ren« gar nicht existirt hätte, und begann den Verbrecher unter den zeitweiligen Bewohnern des Schlosses zu suchen. Seinem Verdachte war Niemand heilig, nnd ein Jeder, ob zur Herrschaft oder zur Dienerschaft gehörig, mußte vor demselben Revue passiren.

Nachdem Herr Vial achtundvierzig Stunden in Villers zugebracht hatte, wußte er, daß die verlassene Treppe, die nach Alfreds Zimmer führte, von Miß Hudson benutzt werde. Er schloß sofort auf ein Verhiiltniß zwischen Alfred und der jungen Dame; aber diese Entdeckung ließ ihn kalt. Sie hatte mit dem Ziele, das er verfolgte, wahrscheinlich nichts zu thun. Er hatte oftmals ähnliche Verhältnisse entdeckt, und sich dann — zu Anfang seiner Carriere wenigstens — immer darüber gewundert, daß das, was ihm gewissermaßen in die Augen sprang, von Andern nicht gesehn wurde. Mit der Zeit hatte sich bei Herrn Vial eine gründliche Menschenverachtung herausgebildet, und jetzt erblickte er in der ungeheuren Mehrzahl seiner Nächsten nur noch Dummköpfe oder Verbrecher . . . und die Verbrecher waren gleichzeitig häufig die Allereinfältigsten.

Eines Morgens, wenige Tage nach seiner Ankunft in Villers, trat Herr Vial in das Zimmer des Grafen, um diesen zn ersuchen, ihm auf einige Stunden das ganze Schloß zu überlassen.^

„Es wäre gut," sagte er, „wenn Sie mit Ihren Kindern, Fränlein Hudson und dem Jäger heute Nachmittag einen kleinen Ausflug vornehmen, wollten,"

„Weshalb?" fragte der Graf.

„Ich möchte mich einmal in den Zimmern der Herrschaften umsehen."

Der Giaf glaubte zubersichtlich an Renös Unschuld, aber ebenso fest war er von der Schuldlosigkeit der andern Bewohner des Schlosses überzeugt

„Aber Herr Vial," sagte er, nicht etwa erzürnt, sondern den systematischen Argwohn des professionellen Diebesfängers gewissermaßen verspottend, „Sie glauben doch nicht etwa, daß vielleicht meine Tochter oder ich selbst den Mord begangen habe?"

„Ich glaube gar nichts, Herr Graf; aber ich habe gewisse Principien und muß danach handeln können, wenn ich mich nützlich machen soll.“

„Darf ich fragen, von welchen Principien Sie im vorliegenden Falle sprechen?“

„Wenn man etwas verloren hat und will es wiederfinden, so darf man sich nicht die Mühe verdrießen lassen, es überall zu suchen. Ich habe einmal ein Geldstück, das ich fallen ließ, in meiner Westentasche wiedergefunden, nachdem ich das ganze Haus danach umgekehrt hatte.“

Der Graf wollte es mit Herrn Vial nicht verderben, der ihm als eines der brauchbarsten Mitglieder der geheimen Polizei vorgestellt worden war. Er traf deshalb, unter dem Vorwande, sich zerstreuen zu wollen, mit den Seinigen die Verabredung, gleich nach dem Frühstück nach einein benachbarten kleinen Gute zu fahren, das zu Villers gehörte. Er forderte Miß Hudson auf, sich der Gesellschaft anzuschließen.

„Schließe das Haus zu,“ sagte er zu Guerre, als dieser sich anschickte, neben dem Kutscher Platz zu nehmen.

Guerre that wie ihm geheißten. Er war nicht ganz sicher, ob er nicht den neuen Kammerdiener einschlösse — aber das war dessen Sache. Es war nicht Brauch in Villeis, das Haus offen zu lassen, wenn die Herrschaft und Guerre sich entfernten. Niemand hatte dann dort etwas zu suchen- und wer darin war, mochte darin bleiben, bis man ihm die Freiheit wiedergab.

Herr Vial hatte gebeten, der Graf möge ihm drei Stunden Zeit geben. Als er den Wagen fortrollen hörte, fah er nach der Uhr und machte sich ohne Zeitverlust an die Arbeit. — Er hatte gesagt, es sei sein Princip überall zu suchen, wenn er etwas Verlorenes wiederfinden wollte, und er verfuhr mit großer Gewissenhaftigkeit nach diesem Grundsatz. Er begann mit dem zweiten Stockwerk. Nenös Zimmer durfte er füglich ganz unberücksichtigt lassen, denn dort hatte die Polizei bereits ihre neugierige Nase in jeden Winkel gesteckt, und dem Untersuchungsrichter in Paris alles überwiesen, was für den Proceß von Interesse sein zu können schien. Auch in Alfreds Zimmer war nichts Verdächtiges zu entdecken. Es war die Wohnung eines Jägers, der es sich nach des Tages Mühen gern bequem macht. Die Wände warenmit werthvollen Waffen und mitlagd- und Rennbilden, bedeckt; die Sophas und Sessel, die am Fenster und vor dem Kamin standen, kamen aus einer guten Werkstatt und wurden augenscheinlich viel benutzt. Herr Vial erprobte dies, indem er, um sich die Füße zu wärmen, auf dem Sopha vor dem Kamin Platz nahm. Herr Vial fand gewöhnlich zu Allem Zeit. Während er sich ausruhte, fuhr er mit der rechten Hand mechanisch in den engen Raum, der sich bei Polstermöbeln zwischen Lehne und Sitz befindet. Es glitt dort manches hinunter, was von den Dienern beim Aufräumen übersehen wurde. Herr Vial stach sich in den Finger und zog eine Haarnadel heraus, die er lächelnd betrachtete. — Weshalb fanden Diener nicht so etwas, gerade so gut wie er? — Dummköpfe! — Ein verschlossener Secretär reizte einen Augenblick seine Neugier. Er zog ein Bund mit Dietrichen aus der Tasche und versuchte, das Möbel zu öffnen; aber er hatte mit einem guten englischen Schloß zu thun. Er mochte fürchten, Spuren seiner Anwesenheit zu hinterlassen, die dem mißtrauischen Alfred Verdacht eingeflößt haben könnten, denn er verzichtete darauf, den Inhalt des Secretärs zu durchforschen.

Neben Alfreds Wohnzimmer befand sich eine leere Stube, in der alte Möbel aufgestellt waren. Die beiden Gemächer waren nur durch eine Bretterwand von einander getrennt. Herr Vial, dessen Taschen ein Arsenal von Handwerkszeug waren, zog ein Instrument hervor und war bald darauf beschäftigt, an einer dunkeln und hohen Stelle in Alfreds Zimmer, ein Loch in die Wand zu bohren, das auch dem aufmerksamen Beobachter nicht aufgefallen sein würde, durch welches man aber von der benachbarten Stube aus sehen konnte, was bei Herrn Alfred vorging. — Nachdem Herr Vial diese kleine Arbeit sauber vollendet hatte, entfernte er sich. Sein nächster Besuch galt Miß Hudson. Herr Vial schätzte die junge Dame als eine, die nichts Verdächtiges umherliegen läßt, und war nicht enttäuscht, das Zimmer zu verlassen, ohne irgend eine interessante Entdeckung gemacht zu haben. In dem Secretär, den er ohne Mühe geöffnet hatte, fand er kaufmännisch geordnete Briefe und Rechnungen, Ausgabebücher und einige werthvolle Schmucksachen — Geschenke der Herrschaft, meinte Herr Vial. Uebcrhaupt würde Miß Hudson seine Aufmerksamkeit kaum gefesselt haben, wenn er nicht wie sein Chef, Herr Brazon, der Anficht gewesen wäre, daß noch herauszufinden sei, weshalb sich Riancourt an jenem Dienstag Abend in den Park begeben hatte. Eine der Mägde oder Zofen war dazu schwerlich die Veranlassung gewesen — denn diese waren alt oder häßlich — Miß Hudson sorgte dafür. Das „Fräulein“ und die Tochter des Hauses mußten zuerst inj.Betracht kommen. Auch war möglicher Weise für eine von diesen der angefangene Brief bestimmt gewesen, den Herr Brazon unter Niancourts Papieren vorgefunden hatte. — Vial war, seitdem er das Verhältniß zwischen Alfred und Miß Hudson kannte, geneigt, diese für die Schuldige zu halten. „Wer getrunken hat, trinkt auch wieder“ meinte er. „(Hui » du, दौरa!“

In Isoldens Zimmer trat Herr Vial mit einem gewissen Respect ein. Das blasse, stille Mädchen erfreute sich seines Wohlwollens, — eines Gemüthszustandes, der sich bei ihm übrigens ebenso discret äußerte, wie Uebelwollen oder Verdacht. — Herr Vial war Familienvater und das Muster eines guten Ehemannes. Er hatte eine kleine Tochter, die er abgöttisch verehrte, und er entwickelte in der Vertheidigung der Ehre und der Interessen eines jungen Mädchens einen großen und vollständig selbstlosen Eifer. Er war der Ansicht, daß Männer und Frauen sich selbst vertheidigen können, daß man aber junge Mädchen in Schuh nehmen müsse, weil sie häufig in Gefahr und ohne rechte Verthcidigungsmittel seien. Ein Verführer war für Herrn Mal schlimmer als ein Mörder. Dieser sehnte seinen Kopf auf's Spiel; jener war ein feiger Bösewicht. — So moralisirte Herr Vial.

Ter Ordnung halber, eigentlich nur uni seinen Grundsätzen getreu zu bleiben, öffnete Herr Vial Isoldens Schreibtisch, vollgepfropft mit Briefen, Tagebüchern, Manuscripten, abgeschriebenen schönen Stellen aus Lamartine und Victor Hugo :c. Auch an verschlossenen Couverts mit der Aufschrift: „Nach meinem Tode ungeleseu zu verbrennen“ fehlte es nicht.

„Die arme Kleine hat doch noch Geheimnisse,“ sagte Vial gutmüthig vor sich hin. „Das lasse ich mir gefallen! Du lieber Gott, was mag in diesen verdächtigen Couverts nicht alles stecken! — Hier soll nichts entheiligt weiden.“ —

Er öffnete ein Tagebuch mit einer Art väterlicher Sympathie. Er wollte sehen, ob „die Kleine“ eine hübsche Handschrift habe, einen guten Stil schreibe. Er hatte ja Zeit die Hülle und Fülle. — Das, was er las, fesselte jedoch bald seine Aufmerksamkeit. Er hatte seine Lectüre auf der letzten Seite des Tagebuches angefangen und gelangte, zurückblättern, bis auf die ersten Seiten des zierlichen Bandes. Von Zeit zu Zeit hielt ei im Lesen inne, blickte, ohne vom Stuhl aufzustehen, sinnend vor sich hin und klopfte sich dabei mit dem Zeigefinger das harte glatirasirte Kinn.

Einmal stand er auf und musterte mit großer Aufmerksamkeit die Wand, welche Isoldens Schlafzimmer von Miß Hudsons Salon trennte. Er untersuchte dieselbe, indem er mit dem Finger an verschiedenen Stellen anklopfte und überzeugte sich, daß er eine massive, steinerne Mauer vor sich habe. Sodann fiel sein Blick auf einen großen und alten, mit schweren eichenen Thüren verschlossenen Wandschrank, Er öffnete denselben, fand ihn mit Kleidungsstücken angefüllt und überzeugte sich, daß die tiefe Nische, in der er angebracht war, in früheren Zeiten einen, durch eine gewöhnliche Thür verschlossenen Durchgang zwischen den beiden nebeneinanderliegenden Zimmern gebildet hatte. — Jemand, der in dem Schrank stand, mußte ganz genau verstehen können, was nebenan, in Miß Hudsons Zimmer, gesprochen wurde. Waren die Thüren des Schrankes dagegen verschlossen, so wurde dadurch jedes Geräusch, das von der andern Seite herkam, vollständig abgeschnitten.

Herr Vial nickte bedächtig mit dem Kopfe, als er diese Entdeckung gemacht hatte, und nahm die Lectüre des Tagebuches wieder auf.

Endlich, nachdem beinahe eine Stunde dahingegangen war, machte er das Buch zu, brachte in dem Schreibtisch alles wieder in dieselbe Unordnung, die er dort vorgefunden hatte, schloß das Möbel und verließ das Zimmer. Die Wohnung des Grafen ließ er unberücksichtigt, aber er trat von Neuem in Miß Hudsons Stube und sah sich dort noch einmal aufmerksam um. Ein Beobachtungsposten ähnlich dem, den er für Alfreds Zimmer angebracht hatte, war bei Miß Hudson nicht zu errichten. Ihre Wohnung war auf der einen Seite durch Jsoldens Schlafzimmer begrenzt und auf der andern durch eine der massiven, fußdicken Mauern des Schlosses. Nachdem sich Herr Vial von diesem Sachverhalt überzeugt hatte, stieg er in das Erdgeschoß und trat, nach einigem Suchen, in eines der zahlreichen leeren Hinterzimmer, dessen Thür er nur angelegt fand, und dessen Fenster er öffnete. Er sah sich um und horchte. Kein lebendes Wesm ließ sich blicken; alles war still. — Darauf kletterte Herr Vial behende aus dem Fenster in den Park und begab sich schnurstracks nach der Stelle der Mauer, die einige Tage vorher von Alfred untersucht worden war, und an der Herrn Vials Auge das Vorhandensein der Spuren feststellte, die bereits dem ältesten Sohn des Grafen aufgefallen waren.

VIU.

Der Graf und seine Begleiter kehrten erst um vier Uhr nach Villers zurück. Inzwischen waren Briefe und Zeitungen aus Paris angekommen, darunter auch ein Brief Renö's an Guerre, der einige Aufträge enthielt und mit den Worten schloß:

„In wenigen Tagen ist mein Geburtstag. Ich habe heute darüber nachgedacht, wie schön es doch wäre, wenn ich bis dahin wieder in Villers sein könnte. Du würdest mich dann auch diesmal wieder, wie Du es seit zwanzig Jahren gethan hast, in der Dunkelheit noch aus dem Schlaf wecken, um der Erste zu sein, der mir an jenem Tage gratulirt, und würdest mich vor dem Frühstück auf ein gutes Stück Wild zum Schuß bringen. — Nun, es scheint, es solle nicht so sein; aber ich will nicht darüber klagen. Ich habe die feste Zuversicht, daß diese harte Zeit bald vorübergehen wird. Darauf will ich mich freuen und mich einstweilen ohne Murren in das Unvermeidliche ergeben.“

Der alte Guerre war tief gerührt, als er diesen Brief gelesen hatte. Er quälte sich, seitdem er den Mörder Riancourts in Alfred entdeckt zu haben glaubte, unausgesetzt mit dem Gedanken, was er zu thun habe, um Rens zu befreien, ohne zum Angeber gegen Alfred zu werden. Er war fest entschlossen, NenS unter keiner Bedingung untergehen zu lassen. Ehe er das gestattete, wollte er lieber Schande und Unglück über Alfreds Haupt bringen. Aber er chatte immer noch gehofft, daß Renö's Unschuld allein stark genug sein werde, um ihm wieder zur Freiheit zu verhelfen; und in dieser Hoffnung hatte er es bis dahin unterlassen, von seinem Wissen Gebrauch zu machen. Er war weit entfernt, für Alfred dieselbe Hundetreue zu hegen wie für dessen jüngeren Bruder; aber Alfred, mit all seinen Fehlern und Unlieben«' Würdigkeiten, war dem alten Mann doch lieb und theuer, und wenn er nicht vor die furchtbare Wahl gestellt worden wäre, entweder Nene oder Alfred verderben zu lassen, so würde keine Macht der Erde etwas von ihm erfahren haben, was Alfred zu Grunde richten mußte. — Rene's Brief reifte einen Entschluß in Guerre. Er wollte mit Alfred sprechen, diesem sagen, was er wußte, und dann mit ihm berathen, was geschehen müsse, um Renü zu retten. Guerre zürnte Alfred darüber, daß dieser die Leiden seines Bruders ruhig mit ansah. Er mußte doch irgend einen Grund gehabt haben, Riancourt zu tödten; er war doch kein gemeiner Verbrecher! Weshalb trat er nicht wie ein Mann hervor und sagte: „Laßt meinen Bruder frei, er ist unschuldig,ich habe Riancourt getödtet!“ — Aber Alfred schwieg, und so mußte Guerre sprechen. Jener mochte sich dann den Kopf darüber zerbrechen, wie er es möglich machen tonne, sich und seinen Bruder zu retten. Guerre wußte leinen Rath, er wußte nur, daß Rens durch ihn gerettet werden tonnte; — und das sollte geschehen.

Alfred lag auf dem Sopha vor dem Kamin und rauchte. Ellen saß neben ihm. Nie Beiden vermieden seit dem Streit, den sie vor einigen Tagen gehabt hatten, von Riancourt zu sprechen. Da sie aber, gleich den andern Mitgliedern der Familie Villers, nicht umhin tonnten, hauptsächlich gerade an Riancourt und an die Umstände, die seine Ermordung begleitet hatten, zu denken, so war ihr Zusammensein seitdem häufig ein verlegenes gewesen. Und auch an jenem Abend hatten sie lange Zeit stumm nebeneinander gesessen. Plötzlich vernahmen sie, daß Jemand schüchtern anklopfte. Ellen erhob sich schnellgefaßt und huschte geräuschlos in das anstoßende Echlaggemach, dessen Thür sie hinter sich schloß.

Alfred traute seinen Ohren nicht. Wer wagte es, ihn zu dieser Stunde — es war acht Uhr Abends — zu stören? Hatte er den Dienern nicht auf das strengste untersagt, nach dem Frühstück die oberen Räume des Hauses zu betreten? Hatte er nicht Jedermann im Hause zu wissen gegeben, daß er unter leinen Uniständen auf seinem Zimmer behelligt werden wollte? — Es wurde ein zweites Mal geklopft und stärker. Alfred erhob sich wüthend und lief der Thür zu, die er öffnete. — Vor ihm stand der alte Guerre.

„Was willst Du hier?“ herrschte Alfred ihn an.

„Ich habe Sie in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen.“

„Weshalb wartest Du nicht, bis ich herunterkomme? Habe ich nicht befohlen, man solle mich hier ein für allemal in Frieden lassen? Bin ich der Herr oder bist Du es?“

„Sie sind es, gnädiger Herr. Aber es handelt sich um etwas Wichtiges. Ich mußte sie sprechen, und allein, und gleich, und deshalb habe ich es gewagt, Ihren Befehlen zuwiderzuhandeln.“

Der Ernst und die Niedergeschlagenheit in GuerreB Mienen und Wesen machten Alfred doch betroffen.

„Nun, was giebt es?“ fragte er etwas sanfter, ohne jedoch den Eingang frei zu geben.

„Lassen Sie mich eintreten, gnädiger Herr! — Es handelt sich um Ihren Bruder, um den Tod des Herrn von Riancourt.“

„Komm schnell! . . Was giebt es?“

Guerre trat endlich ein. Er sah sich ängstlich und verlegen um.

„Hier setz' Dich! . . Sprich! . . Weißt Du etwas?“

„Ich weiß Alles, Herr Alfred.“

Er setzte sich, wie es der Vicomte ihn geheißten hatte, aber er hob die Augen nicht zu ihm auf. Er drehte seine Pelzmütze, die er in der Hand behalten hattt, mechanisch hin und her und blickte in das glimmende Kaminfeuer.

„Nun, so sprich!“ forderte Alfred ihn auf.

„Ach, Herr Alfred,“ sagte Guerre in flehendem Tone, „weshalb soll ich noch sprechen, nachdem ich Ihnen gesagt habe, daß ich Alles weiß?“

Er machte eine Pause, während der Alfred ihn in größter Verwunderung ansah, und fuhr dann gerührt und mit wachsender Leidenschaftlichkeit fort:

„Herr Alfred, Sie haben vielleicht manchmal an mir gezweifelt, weil ich Ihnen immer Herrn RcnS vorzog; aber sehen Sie, Herr Alfred, wenn ich Ihr leiblicher Vater wäre, so konnte ich Sie nicht mehr lieben als ich es

thue. Ich habe Ihren Vater als jungen Mann gekannt; ich war schon lange Jahre im Schlosse, als er sich verheiratete; die Uhr, die ich noch heute trage, wurde mir geschenkt, als Sie geboren wurden. Ich habe seit vierzig Jahren an Freud und Leid Ihrer Familie theilgenommen, wie an meinem eigenen. Ich bin ein alter einsamer Mann. Ich habe nichts auf der Welt, woran ich hänge als Ihren Bruder, Ihren Vater, das gnädige Fräulein und Sie, Herr Alfred. — Herr Alfred, was geschehen ist, bricht mir das Herz. Ich möchte, ich hätte es gethan; ja, beim lebendigen Gott, ich möchte es! Ich würde ebenso gern für Sie sterben wie für Reno. Ja, ich würde es thun, ich schwöre es! . . . Glauben Sie nicht! — Herr Alfred, Sie sind ein gelehrter und kluger Mann; geben Sie einen Rath. — Ich weiß keinen."

Ter Vicomte wußte zunächst nicht, was er sagen sollte. Er war starr vor Erstaunen. Hatte RenSs Unglück dem armen Guerre den Kopf verdreht oder war er einfach betrunken, wie ihm dies bei feierlichen Gelegenheiten zu passiren pflegte. Er blickte den Jäger scharf an. Guerres Gesicht war keineswegs geröthet. Im Gegentheile, es sah bleicher aus als gewöhnlich, und ein Ausdruck hilfloser Niedergeschlagenheit lagerte darauf.

„Ist der Mann verrückt geworden?“ sagte Alfred in sich hinein. Dann wandte er sich an Guerre und fuhr laut fort: „Geh' zu Bett, Du bist nicht wohl. Wir wollen morgen von der traurigen Geschichte weiter sprechen. Gute Nacht ... Du bist eine treue Seele . . . gute Nacht!"

Aber Guerre antwortete auf diese Aufforderung, zu gehen, nur durch einen im höchsten Grade erstaunten und entrüsteten Blick.

„Gnädiger Herr," sagte er, „ich verstehe Sie nicht. Was soll das? .. Ich wiederhole Ihnen, daß ich Alles weiß."

Nun riß Alfred die Geduld.

„Scheer' Dich zum Teufel mit Deiner Allwissenheit!" rief er ärgerlich. „Mach, daß Du fortkommst, und leg' Dich zu Bett."

Guerre rührte sich nicht vom Stuhle, aber er zog einen kleinen Gegenstand aus der Tasche, den er Alfred unter die Augen hielt.

„Hier, gnädiger Herr," sagte er ernst; „werden Sie mir nun glauben?"

Alsred betrachtete den Gegenstand: es war eine Patrone. Er nahm sie aus Guerres Hand und erkannte, daß es eine von seinen Patronen war. Er sah Guerre fragend an, aber noch immer nicht beunruhigt.

„Sie hatten vergessen, den linken Lauf zu entladen," flüsterte Guerre. Ich fand die Patrone dort am Mittwoch Morgen . . . glücklicherweise war ich allein."

Alfred erkannte nun wohl, daß den dunklen Worten des Jägers ein noch nicht aufgeklärter Thatbestand zu Grunde liegen müsse.

„Nun höre mich einmal an, Guerre," sagte er ruhig. „Wenn ich Dir jetzt wiederhole, daß ich von alle dem, was Du mir da erzählst, auch nicht ein Sterbenswörtchen verstanden habe, wirst Du Dich dann endlich bequemen, wie ein vernünftiger Mensch zu sprechen und mir zu sagen, worum es sich eigentlich handelt? — Was soll es bedeuten, wenn Du mir sagst, daß Du Alles weißt? — Wo hast Du diese Patrone gefunden? Was hat sie mit RenS oder Gaston zu thun? — Nun, sprich endlich! ..."

„Sehr wohl, gnädiger Herr," antwortete Guerre mürrisch. „Ich meine, Sie hätten mir die traurige Erzählung ersparen können; aber ich weiß, was ich Ihnen schuldig bin, und gehorche." Und in kurzen Worten berichtete er nun von der Entdeckung, die er am Morgen nach dem Morde im Jagdzimmer gemacht hatte. — Als er schwieg, trat eine Pause ein. Dann fragte Alfred mit leiser, rauher Stimme:

„Du bist sicher, daß es mein Gewehr war?"

„Sicher."

„Sicher, daß Du es am Abend vorher gereinigt hattest?"

„Sorgfältig ausgewischt, wie ich es immer mit Ihren Waffen thue,"

„Sicher, daß diese Patrone im linken Lauf meines Gewehres steckte?"

„So sicher, wie ich Sie vor mir sehe, Herr Alfred."

„Und Du würdest das Alles beschwören können?"

„Bei meinem Leben und bei meiner Seligkeit."

Wiederum trat eine Pause ein. Alfred athmete schwer und wischte sich mit der Hand über die Stirn. Er sah wie ein Gespenst aus: todtentbleich.

„Guerre," fuhr er endlich mit heiserer Stimme fort. „Du hast bis heute geschwiegen; das war recht von Dir, und ich werde es Dir bis an Dein Lebensende nicht vergessen. Nun versprich mir zu schweigen, bis ich Dir die Zunge löse. Versprich mir das. — Mein Bruder soll nicht unschuldig zu leiden haben, darauf gebe ich Dir mein Wort. Aber, sage Du mir: kann ich mich ganz und gar darauf verlassen, daß Du schweigen wirst?"

„Das können Sie. Gott ist mein Zeuge, daß ich Ihr Unglück nicht will. Aber ich mußte an Herrn- Nennü denken, da Sie es nicht thaten."

Guerre zürnte Alfred noch wegen seines Verhaltens Rem' gegenüber; sein größter Wunsch jedoch war, Alfred und RenS, die Ehre der Familie Villers zu retten.

„So — nun laß mich allein," sagte Alfred. „Morgen früh, vielleicht heute Abend noch, werde ich Dich zu mir bescheiden. Du wirst es schon verstehen, wenn ich Dir ein Zeichen gebe. Nun geh!"

In dem Augenblicke, da sich die Thür hinter Guerre wieder geschlossen hatte, öffnete sich die des Schlafzimmers, und Ellen näherte sich Alfred, ebenso bleich wie dieser, mit strengem, Unheil verkündendem Blick,

„Du hast gehört?" fragte Alfred schauernd.

„Jedes Wort."

„Nun, und was sagst Du?"

„Du mußt sofort entfliehen — heute Nacht noch. Du kannst Dich auf den alten Mann nicht verlassen. Ich bin bereit, meine Pflichten als Dein Weib selbst jetzt noch zu erfüllen, und Dich zu begleiten."

Alfred kreuzte die Arme über die Brust und maß Miß Hudson vom Kopf bis zu Füßen.

„Was soll diese Komödie?" fragte er verächtlich.

„Das nennst Du eine Komödie?" sagte sie mit zitternder Stimme. „Einen Mord eine Komödie? Oder hat Guerre gelogen? Oder kannst Du seine niederschmetternden Aussagen vernichten? Sie zeihen Dich des Mordes — Dich. Alfred de Villers!"

Alfred rang nach Athem und Fassung.

„Das wagst Du mir zu sagen?" brachte er endlich hervor, „mir, der ich weiß, daß nur Du, Du allein, heimlich in mein Zimmer kommen und jene Patronen entwenden konntest? — Jetzt verstehe ich auch, weshalb Du neulich Isolden verdächtigen wolltest! Weshalb klagst Du nicht auch meinen Vater an?"

„Du suchst nach Ausflüchten," antwortete sie kalt, „und sprichst in Deiner Rathlosigkeit in den Tag hinein, ohne Dir Rechenschaft abzulegen von dem, was Tu sagst. Der Name Deines Vaters oder Deiner Schwester ist mir nicht über die Lippen gekommen; ich habe nicht einmal an sie gedacht. — Ich mache Dir keine Vorwürfe; Du brauchst Dich vor mir nicht zu vertheidigen. Ich sage Dir noch einmal, ich bin bereit, Dir zu helfen. Stößt Tu meine Hand aber von Dir, so ziehe ich mich zurück und überlasse Dich Deinem Schicksal."

In Alfred kochte das heiße Blut seiner Mutter. Er trat funkelnden Auges vor Ellen hin und hielt ihr die geballte Faust vor das Gesicht und rief ihr zu, sie solle schweigen.

Sie rührte sich nicht von der Stelle.

„Schlag zu!" höhnte sie. „Vielleicht schlägst Tu mich todt. Dann bist Tu wieder frei! Das willst Tu ja! Glaubst Tu, ich habe nicht erkannt, wie sehr ich Dir zur Last bin, wie sehr Du meinen Tod wünschst? — Ich habe meine Rechnung mit Dir auch längst abgeschlossen; es freut mich, daß ich es Dir endlich sagen kann. Es brannte mir seit Monaten auf dem Herzen. Oh, wie Du mich gequält hast, wie ich nach Rache dürstete! — Und nun, da Du es endlich weißt, wirst Du wohl darauf verzichten, mich an Teiner Stelle in den Tod zu schicken!"

„Ellen!" flüsterte er drohend, vor Wuth zitternd.

Sie fühlte seinen heißen Athem auf ihrem Gesicht. Aber sie war tapfer.

»So schlag doch zu!" wiederholte sie.

Es wurde ihm roth vor den Augen. Alles Blut schien sich in seinem Kopfe zusammenzudrängen. Wüthender Zorn machte ihn blind und wahnsinnig. Er konnte das höhnende, verhaßte Gesicht nicht mehr vor sich sehen. . . Hatte er es von sich gestoßen? . . . Was war geschehen? . . . Er mußte nicht, was er gethan hatte. Er erwachte plötzlich wie aus einer Betäubung, als er eine dunkle Gestalt stumm vor sich zusammenbrechen sah.

Er beugte sich über sie. — Sic röchelte schwer. — Nach einigen Secunden öffnete sie die Augen wieder und richtete sich ganz langsam empor.

näherte sich rückwärts gehend der Thür, die hellen Augen mit dem Ausdruck tödtlichen Hasses starr auf ihn gerichtet. Er blieb wie versteinert auf derselben Stelle stehen, wo er sie hatte fallen sehen — und gleich darauf war er allein im Zimmer.

Miß Hudson aber stieg schnellen und sicheren Schrittes, als sei ihr nichts Außergewöhnliches zugestoßen, die Treppe hinunter, ohne zu bemerken, daß der neue Kammerdiener, der aus dem leeren Gemach neben Alfreds Zimmer auf den Corridor getreten war, oben an der Treppe stand, ihr aufmerksam nachblickte, und, als die Thür sich hinter ihr geschlossen hatte, imhörbaren Schrittes die Haupttreppe hinuntereilte und das Schloß verließ.

In ihrem Zimmer angelangt, war Miß Hudsons erste Sorge, vor den Spiegel zu treten, und ihr Haar zu ordnen. Dann schellte sie und sagte mit leiser Stimme, um sich nach der Zofe umzuwenden, die in der Nähe der Thür stehen geblieben war:

„Bestellen Sie dem Herrn Grafen, ich bäte ihn, mich für heut' Abend entschuldigen zu wollen; ich litte an einer heftigen Migräne und sei außer stände, das Zimmer zu verlassen."

Als sie wieder allein war, trat sie an das Fenster und schaute lange hinaus in die Nacht. Der Schnee lag wie ein ungeheures Leilich über der Erde, und die alten Bäume des Parkes streckten ihre kahlen Acste wie Geister» arme hinaus in die stille, eisige Luft. Eine unheimliche Angst befiel sie. Tie wollte in das helle Zimmer zurücktreten; aber sie war an dem Platz am Fenster wie festgebannt. — Es schien ihr, als sehe sie dunkle Gestalten, die sich unter den Bäumen bewegten. — Ja, da war etwas, was sich dem Schlosse näherte! — Sie taumelte zurück, als hätte sie einen Geist erblickt. Ihre Augen irrten wild im Zimmer umher. Sie faßte sich jedoch schnell und stellte sich wieder an das Fenster. Sie mußte sich Rechenschaft ablegen von dem, was sie dort drüben gesehen hatte: etwas Unheimliches, das sie mit Grausen erfüllte. — Ein Mann trat aus dem Dunkel der Bäume hervor und ging langsam über den Hof. Ein Lichtstrahl fiel auf sein Gesicht, Sie erkannte den neuen Kammerdiener des Grafen und athmete auf, wie von einer furchtbaren Beängstigung befreit.

Sie setzte sich vor den Kamin. Sie war unruhig. Sie schien zu lauschen; dann blickte sie verstohlen nach der Thür, als erwarte sie, daß Jemand hereintrete; endlich versank sie in ein dumpfes Hinbrüten und blieb unbeweglich sitzen, die Augen auf das verglimmende Kaminfeuer gerichtet.

Ein leises Geräusch ließ sich plötzlich vernehmen, wie wenn man von draußen mit dem Finger vorsichtig an eine der Fensterscheiben gepocht hätte. Sie sprang entsetzt in die Höhe, und ihre Augen richteten sich mit einem Ausdruck wilder Angst auf das Fenster. — Sie zauderte eine Secunde, dann durchschritt sie schnell das Zimmer und trat wiederum an das Fenster. — Tiefe, stille Nacht breitete sich vor ihr aus. — War sie verdammt, in Zukunft zu erzittern vor jedem Geräusch, von dem sie sich nicht sofort Rechenschaft ablegen konnte, vor jeder Erscheinung, die sie nicht auf den ersten Blick erkannte? — Sie netzte sich die Stirn mit kaltem Wasser und nahm den Platz vor dem Kamin wieder ein. — Aber sie konnte nicht zur Ruhe kommen. Jetzt war ihr, als stände hinter ihr Etwas, vor dem ihr grante. — Es konnte nicht sein. — Das Zimmer war leer, — sie wußte es. Aber dies Bewußtsein genügte nicht, sie zu beruhigen. — Die Einsamkeit, die Todtenstille wurden ihr unerträglich. — Sollte sie zu Alfred hinaufgehen? Sollte sie sich mit ihm zu versöhnen suchen? — Ihm alles bekennen? — Alles? — Nein, das war unmöglich! Sie fühlte, daß sie fortan allein leben müßte mit ihren furchtbaren Gedanken, mit dem namenlosen Grausen, das ihr Herz wie mit eisiger Kälte füllte. — Was war das? — Sie blickte scheu über ihre Schulter nach dem Fenster. Stand dort nicht eine Gestalt, deren glanzlose, todt Augen auf sie gerichtet waren? — Sie konnte es nicht länger ertragen — sie wankte der Thür zu.

Da knarrten die Treppenstufen. Ter Graf und Isolde zogen sich in ihre Gemächer zurück. Ellen hörte deutlich, wie die Beiden von einander Abschied nahmen. Sie stand behutsam auf und trat wieder an das Fenster und

beobachtete von dort aus das helle Licht, das in großen regelmäßigen Flächen aus den erleuchteten Fenstern auf die Mauer eines gegenüberstehenden dunklen Gebäudes geworfen wurde.

In Jsoldens Schlafzimmer wurde ein schwerer Borhang herabgelassen, der das Licht nur spärlich und schwach durchdringen ließ. Bald erlosch es gänzlich. — Das junge Mädchen hatte sich augenscheinlich zur Ruhe begeben. Der Graf wachte noch. Ellen konnte an seinem Schatten, der sich übermenschlich groß auf der erhellten Stelle der Mauer abzeichnete, erkennen, daß er im Zimmer ans- und abging. Gleich darauf stand er still. Es erschien ein zweiter, kleinerer Schatten neben dem seinigen.

Ellm trat in ihr Zimmer zurück, und an der Wand hinschleichend, so daß ihr Körper keinen Schatten nach außen warf, näherte sie sich der Lampe, die sie auslöschte. Die beiden Schatten saßen sich jetzt gegenüber. Ellens Herz klopfte, als wolle es ihr die Brust zersprengen. — Wer konnte es sein, der zu nächtlicher Stunde den Grafen in seinen Privatgemächern aufsuchte? — Alfted allein! — Sie mußte hören, was er seinem Vater mittheilte. Und sollte es ihr Leben kosten, sie wollte es hören!

Sie öffnete leise die Thür ihres Zimmers und bemerkte, daß unten im Hause noch Licht brannte. Sie mußte warten, bis dort Alles zur Ruhe gegangen war. Nach einer halben Stunde waren endlich die Lichter ausgelöscht, und tiefe Stille herrschte im ganzen Schloß. Nur aus dem Zimmer des Grafen ließ sich eine Männerstimme vernehmen, die in fließender Rede, eintönig, ununterbrochen sprach.

Ellen zog sich die Schuhe aus und schlich aus ihrem Zimmer. — Nach wenigen Minuten schon huschte sie wieder hinein. — Unmittelbar darauf wurde auch das Zimmier des Grafen geöffnet, und in der Thür erschien der neue Kammerdiener mit einem Lichte in der Hand. Er warf spähende Blicke nach rechts und links; aber sein Auge konnte nichts Verdächtiges entdecken. Darauf trat er in den Salon des Grafen zurück, dessen Thür von dem scharfen Zuge im Corridor mit lautem Getöse hinter ihm zugeworfen wurde. Gleichzeitig wurde auch die Thür, die zu Ellens Zimmer führte und die nur angelegt gewesen war, behutsam geschlossen. — Hinter dieser Thür wurde die Lampe, die vorher ausgelöscht worden war, nicht wieder angezündet. Ellen traf im Dunkeln Vorbereitungen, um sich zur Ruhe zu begeben. Sie ging dabei mit eigenthümlicher Regsamkeit und Hast zu Werke. — Eine Pause trat ein. — Ein Stuhl wurde umgestoßen. Ein schwerer, schwingender Körper schlug mit dumpfem Geräusch zweimal gegen die Thür. Dann wurde alles still, und nichts regte sich mehr in Ellens Zimmer.

Draußen war der Sturm losgebrochen. Er rüttelte an den Thüren und Läden des Schlosses, als wollte er sie aufreißen, als wollte er aufdecken, was darin Schreckliches vorging. Er seufzte, er ächzte, er schluchzte: unheimlich wild, drohend, dann wieder winselnd, flehend Einlaß begehend — aber Niemand achtete seiner Stimme; nur die Hunde im Zwinger ließen ein langgezogenes, klagliches Geheul vernehmen. — Gegen ein Uhr Morgens hatte das Unwetter seinen Höhepunkt erreicht. Ein wüthender Windstoß entwurzelte einen Baum, der Jahrhunderten getrotzt hatte, der sich nun langsam dem Schlosse zuneigte, als grüßte er zum letzten Male das Haus, das er so lange beschattet, und der plötzlich, wie vor dem Anblick etwas Entsetzlichen, mit furchtbarem Krachen und Stöhnen zusammenbrach.

In Jsoldens Zimmer wurde es wieder hell, und bald darauf klopfte das junge Mädchen bei ihrem Vater an, um zu fragen, was vorgefallen

Rord und Süd. XX, 5S. 13

sei. Der Graf trat ihr in der Thür entgegen und geleitete sie nach ihrem Zimmer zurück. Es sei nichts, sagte er; sie solle nur ruhig schlafen. Aber er selbst sah bleich und verstört aus.

„Laß mich bei Dir bleiben, Vater,“ bat sie. „Ich habe Furcht. Es war mir, als hörte ich in meiner Nahe Aechzen und Wimmern.“

„Es ist nichts — Du hast geträumt — begieb Dich wieder zur Ruh!, mein Kind,“

„Darf ich Luise rufen? — Ich habe Furcht. Vater!“

„Nein, nein! Warte auf mich, wenn Du nicht schlafen kannst. Ich komme bald zu Dir.“

Auch im Zimmer des Vicomte wurden Lichter angezündet, und Alfred beugte sich aus dem Fenster, das er jedoch bald wieder schloß.

Guerre mit einer Laterne in der Hand und von seinem Hunde gefolgt, trat vor das Haus, um sich Rechenschaft von den Verwüstungen abzulegen, die der Sturm dort angerichtet hatte. Alles, was im Schlosse lebte, war aus dem Schlafe geschreckt. — Nur in Miß Hudsons Zimmer blieb es dunel und still wie in einem Grabe.

IX.

Der Graf hatte die Mittheilung, Miß Hudson werde nicht zum Thee erscheinen, mit einer gewissen Befriedigung entgegengenommen. Ellens Gesellschaft, an die er seit Jahren gewöhnt war, störte ihn unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht; aber seitdem das Unglück hereingebrochen, seitdem Rens eines Verbrechens angeklagt, verhaftet worden war, fühlte der alte Graf, daß Miß Hudson doch nur eine Fremde sei, und daß ihre Gegenwart ihn verhinderte, so mit Isolden zu sprechen, wie es ihm um's Herz und in seinem großen Schmerze ein Bedürfniß war.

„Es ist gut,“ antwortete er dem Diener, der ihm Miß Hudsons Bestellung gegen zehn Uhr, einige Stunden bevor der verheerende Sturm losbrach, gebracht hatte. Darauf wandte er sich an Isolden, die damit beschäftigt war, den Thee zu bereiten, und fugte:

„Iß das, mein Kind — seh' Dich zu mir — ich fühle mich so allein.“

Isolde näherte sich langsam ihrem Vater. Zwei Schritte vor ihm blieb sie stehen, legte die Hände vor das Gesicht und brach in heftiges Weinen aus: in jenes convulsive, trostlose Schluchzen, das nur Frauen kennen.

„Mein armes Kind,“ sagte der Graf, „komm' zu Deinem Vater!“

Sie fetzte sich, ohne die Hände von ihrem Gesicht zu nehmen, auf die Kniee ihres Vaters und legte den Kopf an seine Schulter. Er streichelte ihr zärtlich das Haar und sprach sanfte freundliche Worte zu ihr.

„Vater!“ jammerte sie, „ich kann es nicht ertragen; ich wollte, ich wäre todt!“

Er beugte sich etwas zurück, um ihr in's Gesicht zu sehen; aber sie hielt es ihm verborgen.

Er nickte traurig und bedeutungsvoll mit dem Kopf.

„Mein geliebtes Kind,“ sagte er, „weinst Du um den armen Gaston?“

Sie antwortete nicht, aber sie druckte ihren Kopf noch fester an seine Brust, und er sah an den Bewegungen ihrer Schultern, wie bitterlich sie weinte. Er schwieg, und nach einer Weile schien auch Isolde sich zu beruhigen. Tie stand auf, trocknete sich die Augen und sagte, ohne ihn anzusehen:

»Lieber Vater, ich möchte schlafen gehen.“

Er begleitete sie bis zur Thür ihres Zimmers, wünschte ihr dort eine gute Nacht und begab sich sodann in sein eigenes Gemach.

Unmittelbar darauf wurde bei ihm angeklopft, und Herr Vial trat in der ihm eigenthümlichen, geräuschlosen Weise in das Zimmer. Ein schwaches Lächeln flog über das abgehärmte Gesicht des Grafen, der freundlich sagte:

»Nun, Herr Vial, haben Sie wichtige Entdeckungen gemacht?“

»Ja, Herr Graf.“

Der alte Mann sah den Polizisten erstaunt an.

»Belieben Sie Platz zu nehmen,“ fuhr dieser fort. „Mein Bericht wird nicht kurz sein.“

Herr von Villers setzte sich und wies stumm auf einen Stuhl. Vial rückte diesen in die Nähe des Grafen, ließ sich nieder, ohne irgend welche Umstände zu machen, und begann sofort seine Erzählung, und zwar in dem ruhigen, deutlichen Ton eines geschulten Berichterstatters:

»Ich Hobe mancherlei zu nielden, was Sie in Erstaunen setzen, mancher« I«, was Ihnen peinlich sein wird, Herr Graf; deshalb will ich zunächst etwas Erfreuliches mittheilen: Der Mörder des Herrn von Riancourt ist entdeckt. Herr Renö de Villers ist an dem Verbrechen unschuldig. Ich habe nach Paris telegraphirt, um den Polizeipräfecten von dem Sachverhalt in Kenntniß zu setzten. Ihr Sohn wird, nachdem einige kleine Formalitäten erfüllt sind, aus der Untersuchungshaft entlassen werden; möglicherweise können Sie ihn schon morgen hier begrüßen.“

»Gott sei gelobt!“ sagte der Graf. Er schwieg einen Augenblick, dann setzte er gerührt hinzu: „Ich Hobe Ihnen viel zu danken, Herr Vial.“

Er erhob sich und drückte dem Polizisten die Hand, was sich dieser ruhig gefallen ließ, und wobei er eine kurze Bewegung des Kopfes machte, gleichsam als wollte er sagen: „Es ist schon gut, bemühen Sie sich nicht weiter.“

»Ich möchte Sie um die Erlaubniß bitten,“ fuhr Vial laut fort, „Ihnen zunächst einen vollständigen Bericht über das, was ich hier in Erfahrung gebracht habe, zu erstatten. Ueber die Art und Weise, wie ich meine Kenntnisse gesammelt habe, werde ich Ihnen später, wenn Sie es wünschen sollten. Rede und Antwort stehen.“

Der Graf gab seine Zustimmung durch ein stummes Zeichen zu erkennen.

„Zwischen Ihrem Gutsnachbarn, Herrn Gaston von Riancourt, und Ihrem Fräulein Tochter,“ Hub darauf Mal seinen Bericht an, „hat während langer Jahre ein harmloses Liebesverhältniß bestanden. Die jungen Leute hatten sich als Kinder liebgewonnen und die Verabredung getroffen, sich später zu Heirathen. Für Fräulein Isolde war die Sache heiliger Ernst. Ich habe keinen Grund, anzunehmen, daß nicht auch Herr von Riancourt, eine Zeitlang wenigstens, vollständig aufrichtig war. Aber junge Männer halten sich im Allgemeinen nicht für verpflichtet, nur einer Dame den Hof zu machen, auch wenn sie fest entschlossen sind, sich schließlich mit dieser zu vermählen. Herr von Riancourt scheint in dieser Beziehung noch leichtfertiger gewesen zu sein, als die meisten seiner Altersgenossen. Fräulein Isolde beklagte sich oftmals darüber. Ihr Unwille nahm jedoch erst dann einen ernsten Charakter an, als sie zufälligerweise die Entdeckung machte, Herr von Riancourt habe ein Verhältniß; mit Miß Hudson angeknüpft. Fräulein Isolde machte dem Ungetreuen Vorwürfe. Es kam zu einer heftigen Scene zwischen den Beiden, und ein offener Bruch würde bereits damals, vor etwa drei Jahren, herbeigeführt worden sein, wenn Herr von Riancourt, wie gewisse Leute es in solchen Fällen für ehrenhaft halten, nicht die Wahrheit abgeschworen und feierlichst versichert hätte, Fräulein Hudson sei unschuldig. Ihre Tochter glaubte ihm nur halb und beabsichtigte damals, Sie zu veranlassen, Miß Hudson aus dem Hause zu entfernen. Riancourt aber verstand es, seinen großen Einfluß auf Fräulein Isolde so auszubeuten, daß diese, auf Grund allerhand romantischer Vorspiegelungen, einen Eid leistete, Miß Hudson unbehelligt im Besitz der Stellung zu lassen, zu der sie sich in Ihrem Hause emporgeschwungen hatte, und nichts zu sagen oder zu unternehmen, was ihr schaden könne. — Fräulein Isolde hat ihr Wort treulich gehalten, obgleich ihr dies manch harten Kampf gekostet hat.

„Riancourt und Miß Hudson sahen sich häufig. Nach einiger Zeit jedoch wurden die Riancourtschen Besuche der jungen Dame lästig. Sie hatte es nämlich Vortheilhaft gefunden, ein zweites Verhältniß anzuknüpfen, und zwar mit Ihrem ältesten Sohne. Aber während sie Riancourt gegenüber keineswegs spröde gewesen war, gewährte sie dem Vicomte nicht die geringste Gunstbezeugung, so daß dieser, der sich leidenschaftlich in sie verliebt hatte, ihr die Ehe versprach und sie, vor etwa anderthalb Jahren, heimlich heirathete.“

„Unmöglich!“ rief der Graf,

„Es ist genau so, wie ich zu berichten die Ehre habe,“ sagte Herr Vial. „Die Heirath dürfte in London vollzogen worden sein, wohin Fräulein Hudson sich vor anderthalb Jahren auf kurze Zeit unter dem Vorwande begeben hatte, sie sei an das Sterbebett eines nahen Verwandten berufen worden. Gewißheit habe ich mir über diesen Punkt nicht verschaffen können, da der Vicomte sowohl wie Miß Hudson keinerlei compromittirende Papiere umherliegen lassen. Daß Miß Hudson sich aber Vicomtesse de Villers nennt, das habe ich mit eigenen Ohren gehört. Ich belauschte das Paar während einer heftigen Scene, die vor wenigen Stunden zwischen ihnen statt, gefunden hat.“

„Aber die Person ist häßlich, sie ist arm, sie ist nicht einmal liebenswürdig,“ fiel der Graf wieder ein.

„Sie ist ganz außerordentlich klug,“ entgegnete Vial, „das genügt in den meisten Fällen, wenn eine Frau es darauf angelegt hat, einen jungen Mann einzufangen. In dem vorliegenden Falle hat es genügt.“

Der Graf schlug die Hönde zusammen und wiederholte ein über das andere Mal: „Unglaublich! unglaublich!“

Vial ließ ihm einige Minuten Zeit, sich wieder zu sammeln und fuhr dann fort:

„Ob die junge Ehe je eine glückliche gewesen ist, darüber fehlen mir Anhaltspunkte. Wahrscheinlich ist es, daß der Vicomte den von ihm gethanen Zschritt bald bereute und dies seiner Frau deutlich zu verstehen gab; aber die Sache war nicht mehr rückgängig zu machen, so lange es der Vicomtesse gelang, ihr Verhältniß zu Herrn von Riancourt geheim und dm Zschein zu wahren, daß sie die eheliche Treue in keiner Weise verletzte. Es wird Ihren Sohn schon Mühe genug gekostet haben, seine Frau in bewegen, die Verbindung geheim zu halten. Ich denke mir, daß Beide ihren Zorn und eine Enterbung als Folge desselben fürchteten, und deshalb eine günstige Gelegenheit abwarten wollten, um Ihre nachträgliche Zustimmung M der abgeschlossenen Verheirathung zu erlangen. — Einstweilen wurde jedoch Herr von Riancourt der jungen Frau von Villers mit jedem Tage unbequemer. Er frequentirte schlechte Gesellschaft, er war ein leichtsinniger Mensch; er war nicht etwa ein Gewohnheitstrinker, aber es passirte ihm nicht selten, bei fröhlichen Gelagen sehr aufgeräumt und bedenklich schwatzhaft werden. Eine Unvorsichtigkeit seinerseits konnte genügen, um Miß Hudson für immer zu verderben. Sie versuchte vielerlei, um ihn aus dem Schlosse zu entfernen: sie wurde unliebenswürdig, zanksüchtig, sie heuchelte Eisersucht auf Fräulein Isolde; schließlich, nachdem sie bereits seit einem Jahr berheirathet war, verlangte sie von Riancourt, er solle sie zu seiner Frau machen, und schwor, sie werde ihm oder sich das Leben nehmen, wenn er dies nicht thäte. Kurz, sie erschöpfte alle Mittel, die sie ersinnen konnte, um 5cm jungen Lebemann den Aufenthalt in Villers zu verleiden. — Riancourts Besuche wurden danach auch immer seltener; aber er blieb nicht ganz fort, und seine Anwesenheit erfüllte Miß Hudson jedes Mal mit tödtlicher Unruhe.

„Wie Sie sich erinnern werden, speiste Herr von Riancourt hier zum letzten Male an einem Sonntag. Am Freitag vorher war er mit Miß Hudson heimlich zusammengetroffen, und diese hatte ihn bei der Gelegenheit wieder mit ihrer geheuchelten Eifersucht geplagt und von ihm verlangt, die Einladung zum Essen auf Sonntag nicht anzunehmen. Aber Herr von Riancourt war ein eigensinniger junger Mann, und trotz des Verbotes seiner Geliebten erschien er hier an dem bewußten Tage. Miß Hudson machte sich überall im Hause zu schaffen, um ihm aus dem Wege zu gehen. Dies reizte ihn nun, ihr nachzustellen, und es gelang ihm auch, sie auf einem Corridor zu erhaschen und sie — der Gefahr ausgesetzt, vom Vicomte überrascht zu werden — einen Augenblick allein zu sprechen. Am Abend trafen die Beiden wieder in Miß Hudsons Zimmer zusammen. Ich vermute, daß die junge Dame Herrn von Riancourt dies Rendezvous gegeben hatte, um ihn möglichst schnell abzufertigen, als er sie vor dem Essen in so comvromittirender Weise behelligt hatte.

„Die Unterredung, die an jenem Sonntag Abend zwischen Miß Hudson und Riancourt stattfand, war entscheidend. Miß Hudson verschoß bei der Gelegenheit ihre letzten Pfeile. Sie wollte an Riancourts Ritterlichkeit appelliren; sie vertraute ihm an, daß sie mit dem Vicomte verheirathet sei und beschwor ihren Geliebten unter Thränen, sie nicht unglücklich zu machen, und Villers, vorläufig wenigstens, ganz zu meiden. Gleichzeitig eröffnete sie ihm neue Perspektiven für die Zukunft: er möge nur abwarten, daß sie vor aller Welt Vicomtesse de Villers sei, dann solle er der liebste Gast in ihrem Hause werden. Der skeptische junge Edelmann schüttelte lächelnd den Kopf. Er wußte, daß Fräulein Hudson es mit der Wahrheit niemals genau nahm. Er kannte ihre lebhaft e Einbildungskraft, er hielt die ganze Heirathsgeschichte für eine Fabel, die nur erfunden war, um ihn aus einem Platze zu verdrängen, den man dem Vicomte, als dem bequemeren und wohl auch reicheren Liebhaber, einräumen wollte. Aber es verletzte seine Eitelkeit, vom Vicomte aus dem Felde geschlagen zu sein, und er machte einige unzarte und boshafte Bemerkungen, die sie mit Wuth und Haß geger ihn erfüllen mußten. Schließlich drohte er sogar, sich bei erster Gelegenhei mit dem Vicomte auszusprechen und besiegelte damit sein Schicksal. — Was in jenem Augenblick in ihrem Herzen vorging, darüber kann man nur Vermuthungen anstellen. Meiner Meinung nach sah die geängstigte Frau in dem unzuverlässigen Riancourt eine stete und furchtbare Gefahr für ihre ganze Existenz, und der Entschluß reifte plötzlich in ihr, ihn zu beseitigen. Sie änderte auf einmal den Ton, in dem sie bis dahin gesprochen hatte, und sagte: ‚Sehr wohl, sprechen wir nicht mehr davon/ — Er gab eine verletzende, leichtfertige Antwort, und es scheint, daß er gleich darauf den Versuch machte, sie zu umarmen, denn nach einer kleinen Weile sagte sie mit einem Anflug von Ungeduld: ‚Laß das heute/ Was er darauf antwortete, und sie dann noch sagte, blieb Ihrer Tochter, die sie belauschte, und deren ausführlichen Tagebuchaufzeichnungen ich diese Unterhaltung entnommen habe, unverständlich. Wahrscheinlich versprach Miß Hudson Herrn von Riancourt, ihn am Dienstag Abend wieder zu empfangen.

„Meine Tochter sollte gelauscht haben?“

«Ja, Herr Graf! — Aber gestatten Sie mir zunächst, meinen Bericht zu vollenden.

„Die Zusammenkünfte zwischen der Vicomtesse und Riancourt fanden gewöhnlich in Miß Hudsons Zimmer statt. Sie gab ihm, durch ein Lichr, das sie an ihrem Fenster aufstellte, und das von der Landstraße aus gesehen werden konnte, ein Zeichen, wann er ohne Gefahr kommen konnte, und ließ ihn durch das Fenster eines der unbewohnten Hinterzimmer in das Schloß ein. Er bediente sich sodann der Hintertreppe, die im ersten Stock an ihrer Wohnung, im zweiten an der des Vicomte mündet, um unbemerkt zu ihr zu gelangen.

„Am Abend, an dem Miß Hudson das Verbrechen zu verüben beabsichtigte, wußte sie Herrn Renk und den Jäger Guerre aus dem Schlosse zu entfernen, indem sie den Jäger auf Züge von Enten und Gänsen aufmerksam machte. Sie überzeugte sich sodann, daß der Vicomte, daß Sie und Fräulein Isolde zur Ruhe gegangen waren. Darauf gab sie ihrem Geliebten das verabredete Zeichen, auf das dieser am Schloßportal wartete, bewaffnete sich, und traf rechtzeitig an einer bestimmten Stelle der Partmauer ein, um Riancourt, der einen ziemlich weiten Weg bis dahin zu machen gehabt hatte, in dem Augenblick niederzuschießen, als er die Mauer übersteigen wollte.“

Herr Vial machte eine Pause. Ter Graf saß wie erstarrt da, keines Wortes mächtig.

„Miß Hudsons Schuld ist sonnenklar,“ fuhr Vial fort. „Ich werde sie um vier Uhr Morgens verhaften, um sie mit dem Halbfünf-Uhr-Zuge nach Paris zu schaffen. Vorläufig habe ich mich versichert, daß sie im Schlosse ist, und Maßregeln getroffen, die es ihr unmöglich machen, sich der Verhaftung durch die Flucht zu entziehen. Das Schloß ist von allen Seiten von Gensdarmen umstellt ...“

Er hielt plötzlich inne.

„Was war das?“ fragte er. „Ich hörte ein Geräusch.“

„Es wird der Wind gewesen sein.“

Herr Vial beruhigte sich dabei nicht. Er griff schnell nach einer brennenden Kerze und schritt der Thür zu, die er öffnete.

Im Corridor war es dunkel und still. Vial spähte nach rechts und nach links, ohne etwas Verdächtiges zu entdecken. Er trat wieder in das Zimmer zurück. Der scharfe Wind, der durch den langen Gang zog, erfaßte die Thür, die er mit lautem Geräusch zuschlug.

Auf Wunsch Ides Grafen fand in jener Nacht noch eine Unterredung zwischen Vial und dem Vicomte Alfred statt. Der Graf felbst begab sich zu seiner Tochter, die ihn kurz vorher, als der Sturm einen Baum vor dem Schlosse entwurzelt, gebeten hatte, sie nicht allein zu lassen. Ter Bericht des jungen Mädchens bestätigte alles, was Herr Vinl dem Grafen mitgethcilt hatte. Unter Thronen der Scham, der Reue, des Schmerzes erzählte sie, wie ihre Eifersucht zuerst durch unvorsichtige Blicke geweckt worden sei, die Gllston und Miß Hudson miteinander gewechselt haben. Eines Nachts, als sie vor Unruhe darüber nicht habe schlafen können und aufgestanden sei, um sich an das Fenster zu sehen, habe sie, als sie im Begriffe stand, einen Mantel aus dem Schrank zu nehmen, plötzlich gehört, daß bei ihrer Nachbarin noch einer lebhaften Unterhaltung gepflogen werde. Sie sei sehr erstaunt darüber gewesen und habe zuerst ohne jede böse Absicht, unwillkürlich so zu sagen, gelauscht. Als sie aber Gastons Stimme erkannt und gehört, in welcher Weise dieser mit ihrer Erzieherin gesprochen, habe sie nicht mehr den Muth gehabt, sich zurückzuziehen, und erfahren, daß ihre schlimmsten Befürchtungen gerechtfertigt seien, daß Gaston sie schändlich verrathe. Ohne zu sagen, woher ihr Wissen komme, habe sie sich darauf nit diesem auseinandergesetzt und gänzlich mit ihm brechen wollen. Seine Schwüre hatten, im ersten Augenblick, ihr erschüttertes Vertrauen zu seiner Liebe wieder einigermaßen befestigt. Später war ihr klar geworden, daß er sie noch immer täuschte; aber sie wenigstens hatte treu bleiben, den heiligen Schwur des Schweigens nicht brechen wollen, und war so die stumme, ohnmächtige Zeugin ihres Elends geworden.

Von dem Verhältnis; zwischen Ellen und Alfred hatte Isolde bis vor wenigen Tagen nur eine dunkle Ahnung gehabt, da die Zusammenkünfte zwischen den Beiden in Alfreds Zimmer stattfanden; dagegen hatte sie mit inniger Befriedigung bemerkt, daß Gastons Besuche bei Ellen immer seltener wurden, daß diese ihn mit Vorwürfen zu überhäufen pflegte, und auf sie, Isolden, eifersüchtig war. Sie hatte, trotz der bitteren Erfahrungen, die sie gemacht, ihr Herz nicht von Gaston abwenden können und immer noch gehofft, er werde seinen Jrrthum einsehen, zu ihr zurückkehren und sie um Verzeihung bitten, die sie ihm von ganzem Herzen gewährt haben würde.

Auf die Frage des Grafen, weshalb sie nicht unmittelbar nach dem Tode Gaftons zu ihrem Vater gekommen sei, um diesem Alles zu sagen, was sie wisse, erwiderte sie:

„Glaube mir, ich hätte es bald gethan. Ich sehnte mich danach, mich Dir anzuvertrauen; aber ich hielt es dem Tobten gegenüber für meine Pflicht, mich zuvor des Eides entbinden zu lassen, den ich diesem geleistet hatte . . , ich war heute früh in der Kirche.“

Er sah sie etwas ungläubig an.

„O zweifle nicht an mir!“ flehte sie, „das wäre das größte Unglück, das mich noch treffen könnte.“

Sie stand schnell auf und holte von ihrem Schreibtisch ein zierliches Buch, dasselbe, welches Vial am Nachmittag so aufmerksam studirt hatte, und das von ihrer kleinen Handschrift bis zur letzten Seite beinahe angefüllt war.

„Dies ist mein Tagebuch,“ sagte sie. „dem ich seit Jahren Alles, was ich ans dem Herzen habe, anvertraue. Lies hier, was ich vor wenigen Stunden niedergeschrieben habe, ehe ich ahnen konnte, daß ich mich heute Nacht noch mit Dir aussprechen würde.“

Sie wies zitternden Fingers auf die letzten Zeilen, die in dem Buche standen:

„ . . . Was Abb« Lesson mir sagte, gewährt mir großen Trost. Ja, es giebt auch für mich Unglückliche noch Ruhe auf Erden! Morgen Abend werde ich kein Geheimniß mehr vor meinem Vater haben. Ich darf ihm nun Alles sagen, was mir das Herz schwer macht, und wenn er weiß, daß für mich kein Glück mehr auf Erden ist, so wird er mir nicht verbieten, in der Religion Trost und Ruhe zu suchen.“

Dos war ein neuer Schlag für den alten, tiefgebeugten Mann. Isolde, sein Liebbling, wollte in ein Kloster gehen — ihn verlassen. Er sah sie mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Traurigkeit an.

„Thue was Du willst,“ sagte er leise.

Er schwieg. Dann athmete er tief und schmerzlich auf. Isolde sah, daß die Augen, die ihr ganzes Leben lang immer nur mit Liebe auf ihr geruht hatten, feucht wurden, und daß zwei große Thränentropfen auf die abgehärmten Wangen ihres Vaters fielen.

„Vater!“ sagte sie flehend.

Er schüttelte leise das Haupt und legte die Hand vor die Augen, als schäme er sich der Schwäche, die er gezeigt hatte.

Alles, was gut und edel in Isolden war, erwachte Plötzlich in ihr und füllte ihr die Brust und wärmte ihr das Herz. Sie fiel ihm stürmisch um den Hals und rief unter Thränen:

»Ich verlasse Dich nicht! — ich bleibe bei Dir — bis in den Tod!“

Herr Vial hatte einige Schwierigkeit gehabt, sich um drei Uhr Morgens Eintritt bei dem Vicomte zu verschaffen, nachdem dies aber einmal geschehen war. seine Geschäfte mit Herrn Alfred schnell abgewickelt. Er ,hatte sich Mächst als ein Mitglied der Pariser Sicherheitspolizei zu erkennen gegeben »nd sodann, ohne auf die Blässe zu achten, die bei dieser Mittheilung das Gesicht des jungen Mannes überzogen, diesen durch wenige Worte belehrt, daß cr von alle Dem unterrichtet sei, was der Vicomte noch als ein tiefes Geheimniß zwischen sich und seiner Frau betrachtete.

Ich habe den Auftrag,“ waren Vials Worte, „Ihre Gemahlin,‘ die Bicomtesfe de Villers, zu verhaften. Sie steht in dem Verdacht, Herrn Gaston de Riancourt ermordet zu haben.“

Alfred taumelte einen Schritt zurück. Er war jedoch seit einigen Stunden nuf das Schlimmste vorbereitet und gewann seine Fassung schnell wieder. Ter Vicomte de Villers durfte einem gemeinen Diebesfänger gegenüber keine Schwäche verrathen. Er maß Vial verächtlich vom Kopf bis zu den Füßen, was sich dieser ruhig gefallen ließ und durch einen dreisten Blick seiner unKeimlich klugen Augen erwiderte, und sagte:

„Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß die Polizei heute nicht besser unterrichtet ist als an dem Tage, da sie meinen Bruder verhasten ließ. Aber ich habe nicht die Absicht, mich der Ausübung der geschlichen Macht zu widersetzen.“

„Davon ist gar nicht die Rede,“ sagte Herr Vial sehr von oben herab, in ganz anderm Tone als in dem er zum Grasen gesprochen hatte. „Ich wollte Ihnen nur, auf Wunsch des Herrn Grafen und einzig aus Rücksicht für diesen anheimstellen, die Vicomtesse de Villers auf ihre Verhaftung vorzubereiten.“

Alfred blickte nachdenklich in die Luft und sagte dann gleichgültig:

„Ich sehe nicht ein, welchen Nutzen es für die Vicomtesse haben könnte, wenn ich mich dieser peinlichen Mission unterzöge.“

„Ich auch nicht,“ antwortete Vial und machte kurz Kehrt.

„Einen Augenblick!“ befahl Alfred in herrischem Tone.

„Herr Vicomte de Villers,“ sagte Vial, und er sah jetzt finster und drohend aus, „Sie scheinen meine Stellung Ihnen gegenüber zu verkennen. Ich habe in diesem Augenblicke, und bis Ihre Frau verhaftet ist, mehr in diesem Hause zu befehlen als irgend Jemand. — Nur aus Achtung vor Ihrem Herrn Vater stehe ich hier vor Ihnen und erbiete mich, bei der Verhaftung der Unglücklichen, die sich ihre Frau nennt, mit größtmöglicher Schonung zu verfahren. — Sonst habe ich kein Interesse zur Sache. — Also noch einmal: wollen Sie die Vicomtesse de Villers auf ihre Verhaftung vorbereiten — oder soll ich es thun?“

„Ich folge Ihnen,“ sagte Alfred finster.

Herr Vial nahm den Leuchter wieder zur Hand, mit dem er heraufgekommen war und den er beim Eintreten auf einen Tisch gestellt hatte und schritt geräuschlos voran. Der Vicomte folgte ihm. — Unten auf der Treppe erblickte er den Wachtmeister der Gensdarmerie, der ihn verlegen grüßte. Als er vor Ellens Thür angelangt war, flüsterte Vial ihm zu:

„Treten Sie ein. Ich gebe Ihnen zehn Minuten Zeit.“

Alfred klopfte leise an. — Keine Antwort. — Er klopfte lauter. — Alles blieb still. — Er versuchte behutsam die Thür zu öffnen. — Sie war verschlossen. Er sah sich rathlos nach Vial um, der hinter ihm stehen geblieben war. Dieser, mit demselben unfreundlichen Ausdruck auf dem Gesicht, den Alfred heraufbeschworen hatte, trat hervor und schlug mit der geballten Faust gegen die Thür, so daß es im ganzen Schloß dröhnend widerhallte. Er wartete einige Secunden jund versuchte dann den Schlüssel zu drehen, der von außen im Schloß stak.

„Tie Thür ist von innen verriegelt,“ sagte er und schlug von Neuem dagegen, noch heftiger als zuvor.

Isolden» Zimmer wurde geöffnet, und der Graf trat auf den Gang. Hinter ihm, von der brennenden Kerze, die Vial auf den Fußboden gestellt hatte, schwach beleuchtet, erschien Jsoldens bleicher Kopf. — Juno, Guerres Hündin, kam in wilden Sätzen die Treppe hcraftgesprungen, um zu sehen, was zu so ungewöhnlicher Stunde im Schlosse vorgehe. Sie blieb leise knurrend an der Thür zwischen Vial und Alfred stehen. Gleich darauf zeigte sich auch das sorgenvolle Antlitz des alten Jägers Guerre. Niemand sprach.

Via! klopfte noch einmal und wartete noch eine Secunde auf Antwort. Tann trat er zwei Schritte zurück, und, den linlcn Arm gegen seine Brust drückend gab er mit seiner mächtigen Schulter einen kurzen, harten, kunstgerechten Stoß gegen die Thür, die sich, aus dem Schloß gesprengt, krachend öffnete und gleich darauf, schnell und geräuschlos, wieder schloß.

Vial legte die Hand auf die Klinke und drängte die Thür zurück. — Er fühlte einen Widerstand, wie wenn ein todtcs Gewicht auf der andern Seite die Thür zuzöge.

„Herr Graf!“ sagte er schnell. „Gnädiges Fräulein! Entfernen Sie sich! — Wachtmeister, hierher!“ rief er sodann im Tone eines Befehlshabers. — Er drückte sich, von dem Gensdarmen gefolgt, durch die halbgeöffnete Thür, die unmittelbar hinter den Beiden wieder zufiel.

Tie Erinnerung an die tragischen Ereignisse, die sich in Villers zugetragen hatten, verschwand schnell aus aller Gedächtnis). Isolde sogar, deren Trauer am tiefsten gewesen war und am längsten gewährt hatte, erwachte, nachdem ein Jahr dahingegangen war, zu neuem Leben und zu neuen Hoffnungen. — Ter Einzige, der die Ermordung Riancuurts nicht vergessen und nicht verschmerzen tonnte, blieb schließlich Herr Toucet, dessen Protokoll weder gedruckt noch besprochen wurde, und der immer nur mit bitterm Ingrimrn von „jener Person“ — Miß Hudson — sprechen konnte, deren „seiger Selbstmord“ das Gerichtsverfahren vereitelt hätte, und die er dafür verantwortlich machte, daß er „in seinen Jahren, bei seinen Verdiensten“ noch immer nicht Ritter der Ehrenlegion wäre.

Die neue Erziehung.

Zur Säcularfeier Friedrich Fröbels.
von

Gotthold lircncnurg.

— Iserlohn. —
I,

'n seinen Reden an die deutsche Nation vergleicht I. G. Fichte den Reformator der Pädagogik, Heinrich Pestalozzi, mit dem andern gewaltigen Reformator Martin Luther, Beide, sagt er, hat eine allmächtige Liebe für das Volk zu ihrem Werkzeuge gemacht,

nur in einer andern Epoche und in anderer Beziehung. Neuerdings wird viel zu wenig hervorgehoben, daß Pestalozzi zu seinen weltbewegenden Ideen über Erziehung und Unterricht durch das Mitgefühl kam, welches er für den in leiblichem und geistigem Elende schmachtenden Thcil der Menschheit empfand. Ihn jammerte die Masse in ihrer Verkommenheit, und er griff die Besserung frisch und fröhlich an! Er half gerade in den untersten Schichten mit seltenster Aufopferung und der Einsetzung seiner vollen, die Jünger mit sich fortreibenden Persönlichkeit. Zu Neuhof und Stanz, sowie eigentlich auch später in Burgdorf und Iverdun, entzündete er ein Feuer, das nur die nächste Umgebung zu erhellen und erwärmen bestimmt war. Seine Schüler aber trugen die Brände geschäftig in alle Lande, und dieselben wurden Leuchten für die ganze civilisirte Welt. Was Goethe von der Geschichte sagt, daß das Beste an ihr die Begeisterung sei, welche sie erregt, gilt in vollem Maße auch von der Pädagogik. Freilich darf diese nicht auf dcu Buchstaben schwören, sie darf auch nicht künsteln wollen, Ihr Quell muß aus dem frischen Leben selber sprudeln,

Pestalozzi faßt, wie Viele vor ihm, die Hebung des Menschen in sittlicher und geistiger Hinsicht in's Auge, Er gebietet aber über eine neue Zauberformel für das menschliche Denken, sie heißt „Anschauung“. Nicht als vb er allein die Forderung gestellt hätte, das Princip der Anschauung im Unterrichte durchzuführen! Auch hat er das Zauberwort keineswegs zuerst gefunden; denn Männer wie Jean Jacques Rousseau, Amos Comenius und Baco von Verulam empfahlen sie längst vor ihm. Sein nie zu bestreitendes und unsterbliches Verdienst dagegen ist, in einer für alle Zeiten mustergiltigen Weise gezeigt zu haben, wie dieses Princip im Unterricht Leben und Bewegung gewinnen könne.

Pestalozzis System ist jetzt eine große Heerstraße geworden, auf welcher der elegante vierspännige Landauer und das bescheidene Baucrnwägelchen friedlich neben einander fahren. Hat indeß der Weise von Jfferten wirklich sein Ziel erreicht? Ist ihm in der That gelungen, den ganzen Menschen sittlich wie geistig für alle Zukunft zu befreien? Bei aller Achtung vor dem Geiste und der Geschicklichkeit Pestalozzis muß jeder unbefangene Beurtheiler dies verneinen. Wir sind weit davon entfernt, in den Chor Derjenigen einzustimmen, die trotz des anscheinenden Wachsthums und der Ausbreitung geistiger Bildung nur einen Rückschritt der allgemeinen Sittlichkeit in nnserr Volke wahrnehmen! Wäre derselbe in Wahrheit vorhanden, so müßte er ganz anderen Ursachen zugeschrieben werden. Tie Streitfrage der Akademie von Dijon, ob der Fortschritt der Wissenschaften und Künste dazu beigetragen hat, die Sitten zu verderben oder zu reinigen, — taucht in der Culturgeschichte und Pädagogik von Zeit zu Zeit ja immer wieder auf. Eine andere Frage aber ist: Steht das Erziehungssystem Pestalozzis wirklich als ein fertiges und vollendetes Gebäude da, an welchem kein Stein mehr fehlt, oder waren und sind noch Baumeister berufen, um weiter zu bauen? Es scheint, daß Pestalozzi und noch mehr seine Jünger in der spälern Zeit ihres Wirkens fast ausschließlich Werth auf das schulpflichtige Alter gelegt haben. Soll aber nach einem alten pädagogischen Satze nicht die Erziehung des Kindes bereits in der Wiege «nsargin? Wie schalssinnig bemerkt Jean Paul Fr. Richter, daß der Charakter des Kindes bis zum vierten Lebensjahre entschieden sei.

Wieder ist cs der alte Comenius, welcher hierzu schon fruchtbringende Andeutungen macht. In seinem wohldurchdachten Erziehungsplane nimmt die srgcnannte „Mutterschule“ eine hervorragende Stelle ein. Ihm ist mit nur einer rnnnigstcn Pflege des Körpers beim kleinen Kinde keineswegs genug gethan. Auch die Sinne sollen an der Außenwelt genährt und dadurch gekräftigt, der Geist soll schon geweckt werden. Die Mutter, meint er, müsse das ganz kleine Kind in zunächst allerdings sehr bescheidene Vorhallen der Wissenschaft und Kunst einführen: Lernt es seine eigenen Gliedmaßen kennen, so ist dies der Anfang zur Anthropologie. Unterscheidet es Wasser und Erde, Lust und Feuer, Regen, Schnee und Eis, Steine, Pflanzen und Thiere, — bemerkt es den Wcchsel von Licht und Finsterniß, geht die Verschiedenheit der Farben nicht spurlos an ihm vorüber, so ist der erste Grund zur Physik gelegt. Tie Mutter zeigt ihm Sonne, Mond, sowie Sterne und pflanzt den ersten Keim der Astronomie. Tie Heimathkunde beginnt bei dem Bettchen und der Stube und umsaßt noch den Hof und die Felder. Das Kind erinnert sich, ivas heute, gestern oder vor einigen Tagen geschehen ist; dadurch wird sein Sinn für die Geschichte geweckt. Das Rechnen beginnt mit dem Zählen, die Grammatik mit der deutlichen und fehlerfreien Aussprache der Wörter und Silben. Für die Moral und Ethik sind die Eltern in ihrem eigenen Wesen die leuchtenden Vorbilder! — —

Diesen Andeutungen fehlt es jedoch an der Hauptfache, nämlich der stofflichen Verarbeitung. Sie können einer genialen Mutter Alles sein, bei einer andern Verhalten sie ohne Wirkung!

Auch Pestalozzi ist über die erste Kindheit durchaus nicht gedankenlos hinweggeeilt. Seine eigenen Worte sind: „Nothwendig ist, die Kinder von der Wiege auf zum ununterbrochenen Gebrauche ihrer Kräfte und Anlagen zu bilden, ihre überlegte und erfinderische Thätigkeit zu beleben und ihnen besonders eine Ausharrung, Anstrengung und Gewandtheit in den täglichen Erfordernissen ihres Berufslebens gleichsam zur zweiten Natur zu machen“. Selbst noch ein Jahr vor seinem Tode forschte er nach den einfachsten Mitteln, durch welche „die Kunst das Kind von der Wiege bis in's sechste Jahr im häuslichen Kreise erziehen kann.“

Allen indeß ist nicht Alles gegeben. Pestalozzis weltgeschichtliche Bedeutung liegt auf einem ganz andern Gebiete. Was er für die Erziehung des Kindes vor der Schulzeit geahnt und zum Theil angedeutet hat, — Friedrich Fröbel hat es „geleistet“, hat es in einer völlig originellen Weise durchgeführt. So steht die Kindergärtnerei in gewissem Sinne auf den Schultern Pestalozzis, aber sie ist in ihren Grundbedingungen doch ganz neu und verschieden von seinem System. Erstens sind die Mittel und Wege, welche Friedrich Fröbel zur Betätigung seiner Lehre wählt, andere und höchst eigenthümliche. Dies hat darin seinen Grund, daß zweitens die Grundidee, welche ihn leitet, indem er das Wesen sowohl des ganzen Menschen wie des Kindes zu erfassen strebt, eine wenn auch nicht tiefere, so doch umfassendere als bei Pestalozzi ist. Fröbel, von dem wir nicht hören, daß ihn die Barm« Herzigkeit zur Pädagogik gebracht habe, wollte eine Erziehungsrefom an der Wurzel des Menschheitsbaumes! Ihm schwebte eine ganz neue allgemeine Mensch enbildung vor. Er ist indeß nicht über die erste Stufe hinausgekommen; denn es gehörte fchon ein volles Menschenleben und Menschenwirken dazu, um den Bau der Erziehung auch in den ersten Kinderjahren durch Denken, Lehre und Erfahrung aufzurichten. Pestalozzi begann mit der Praxis und hörte mit der Theorie auf; Fröbel fing mit der Theorie in feiner „Menfchenerziehuug“ an und endete mit der Praxis im Kindergarten!

Daß Friedrich Fröbel feine Mission, ähnlich wie Pestalozzi, mit Aufopferung aller seiner Kräfte und trotz der widrigsten Verhältnisse sowie unverständigsten Anfeindungen bis zu feinem Lebensende ausgeübt hat, — diese Dornenkrone ist sein Immurtellenkranz!

In diesem und noch einem zweiten wichtigen Punkte herrscht völlige Nebereinstimmung zwischen den beidrñ Reformatoren.

Beide legten vertrauensvoll ihr Wert in die Hände der Frauen!

„Ich will“, sagt der Altmeister geradezu, „die Nildung des Volkes in die Hand der Mütter legen!“ Beredte Commentare hierfür liefern fein „Lienhard und Gertrud“, „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ und vor Allem das „Buch der Mütter“, welches viele Nachahmungen erfuhr! Wenn er trotzdem mehrere Erziehungsinstitute begründete, fo liegt darin kein Widerspruch mit obigem Worte. Er wollte die Thätigkcit der Mutter durch seinen Änfchauungs-Unterricht nur unterstützen und ergänzen, damit die Kraft auch des reiferen Knaben und Mädchens naturgemäß und allseitig entwickelt würde. Bekannt ist, daß er von der öffentlichen Erziehung, welche Fichte als untrüglisches Heilmittel der deutschen Nation warm empfahl, eigentlich blutwenig hielt.

Und Fröbel? — Er ist der erste Pädagog, welcher nicht nur die gleichberechtigte Theilnahme der Frauen an den erziehlichen Bestrebungen rückhaltlos anerkannte, fondein ihnen fogar auf seinem Gebiete mehr Raum zugestand als den Männern. Aus diesem Grunde könnte man ihn nicht mit Unrecht den Pädagogen „der deutschen Frauenemancipation“ nennen, dieses Vort jedoch in seinem unschuldigsten und edelsten Sinne aufgefaßt. Ist nicht der Beruf der Kindergärtnerin ein völlig moderner und beliebter, so daß schon Tausende von jungen Damen ihn ausüben und sich darin glücklich suhlen? Ter Wunsch der Kindergärtnerinnen muß jedoch sein, daß auch die gesummte Frauenwelt, in erster Linie die Mütter, den Fröbel'schen Erziehungsgrundsähen fernerhin nicht fremd bleiben. Unter fchlichtem Kleide birgt sich hohe Weisheit! Viele Mühe, Sorge und mancher Kampf im Leben würde fowohl Eltern wie Kindern erspart bleiben, wenn die Lehre immer mehr in die Häuser und Familien dränge und dort festen Fuß faßte. Die Frauen sollen Bundesgenofsinnen der neuern Pädagogik werden und ihren Erziehungsberuf als ein ihnen von Gott verliehenes Pricsteramt treu verwalten. Begeistert fordert sie Fröbel selber dazu auf: „Das Geschick der Völker liegt weit mehr in den Händen der Frauen, vor allen der Mütter“, äußert er einmal, „als in denjenigen der Mächtigen der Erde. Noch weniger liegt es bei Denen, die auf Neuerung oder gar Umsturz sinnen. Deshalb aber müssen wir die Erzieherinnen des Menschengeschlechtes bilden; denn ohne diese kann die neue Generation ihre Aufgabe nicht erfüllen. Die Frauen follcn erkennen, daß Kindheit und Kintheitspflege, Weiblichkeit und Frauenleben unzertrennlich verbunden sind, ja, daß sie Eins ausmachen! Gott und die Natur haben die Vehütung der jungen Menschenpflanze in die Hand der Frauen gelegt“. Vis jetzt konnte das weibliche Geschlecht nur eine mehr oder weniger passive Rolle in der Menschengeschichte übernehmen, weil die großen Kämpfe und die politische Organisation der Völker für ihre Kräfte nicht geeignet waren. Die gegenwärtige Culturstufe fordert nichts dringender als allgemeinste Bildung, nämlich Bildung einer jeden Menschentraft für die Werte des Friedens, für die Arbeit höherer Civilifation. Die Bildung der Einzelnen aber — und damit die Bildung des ganzen Volkes — hängt zum großen Theile von der frühesten Kindespflege ab. Deshalb haben die Frauen die wichtigste Hälfte der Zeitaufgaben zu übernehmen, als Hälfte der Menschheit eine Aufgabe, welche die Männer nicht zu lösen vermögen. Soll nur die eine Hälfte der Arbeit vollbracht werden, so kann das Ziel, welches unserer, wie jeder Zeitepoche, gesteckt ist, nicht erreicht werden. Als Erzicherinnen der Menschheit haben die Frauen gegenwärtig das Höchste zu leisten, nachdem sie bis dahin fast nur die leiblichen Mütter der Menschheit gewesen sind. — — Wer war nun Friedrich Fröbel?

H.

In Oberweißbach, einem freundlichen Torfe des Thüringer Landes, im Weltreich Schwarzburg-Rudolstadt, prangt am dortigen Pfarrhause, welches etwas eingeengt liegt und keineswegs prätcnsiös dreinschaut, eine schwarze Marmortafel. Sie trägt in vergoldeten Buchstaben die Inschrift:

Hier wurde am 21. April 1782

Friedrich Fröbel,
der Begründer der Kindergärten, geboren.

Der Allgemeine Fröbelverein.

Ober-, Mittel- und Unterweißbach befinden sich in einem Seitenthale des romantischen Thales der Schwarza. Melodisch fällt ein kleiner Flus in dieses schäumende Gebirgswasser, „Lichte“ genannt. So kann man sagen, Friedrich Fröbel ward am „Lichte“ geboren.

Der berühmte englische Socialreformer und Philanthrop, Robert Owen, der sich auch um die Kinderschulen hochverdient gemacht hat, sagt, daß der Mensch ein Kind der Verhältnisse sei. Friedrich — mit all' seinen Vornamen Friedrich Wilhelm August — war einer der Söhne des namentlich für thüringische Verhältnisse, wo der Rationalismus zu Hause sein soll, sehr orthodoxen Pfarrers Johann Jakob Fröbel. Jedoch bekümmerte sich der Vater wenig um die Erziehung seiner Kinder. Viele Amtsgeschäfte in seinem großen Sprengel, der ein halbes Dutzend Ortschaften umfaßte, mögen ihn zum Theil daran behindert haben. Er hielt nur auf strengen Kirchenbesuch. Friedrich hatte das fromme Gemüth seines Vaters geerbt. Es wird erzählt, daß er stets mit gläubigem Sinn den Predigten desselben gefolgt ist und erfreut war, wenn er die oft schwer verständlichen Bilder und Gleichnisse darin richtig ausgelegt hatte. Sollte aus dieser ihm dergestalt eingepflanzten Vorstellungsweise seine später übertriebene Neigung zur Symbolik zu erklären sein?

Leider hatte Fröbel seine Mutter schon verloren, als er noch kein Jahr alt war. Die erste Zeit seiner Kindheit wurde er der Sorge unwissender Mägde überlassen. Nach vier Jahren ging sein Vater eine neue Ehe ein, die Stiefmutter, für welche es charakteristisch ist, daß sie den Knaben nur immer mit „Er“ anredete, scheint ihn nicht mit allzu großer Liebe behandelt und hinter dem eigenen Kinde zurückgesetzt zu haben. Aus diesem Umstände erklärt sich ein anderer eigenthümlicher Zug Fröbels. Wie sollte eine Natur, gleich der seinigen, den Mangel an Liebe und die Vernachlässigung besonders in der ersten Kindheit nicht tief empfunden haben? Dieser Stachel, den er nie verwunden konnte, mag ihn später um so schärfer angetrieben haben, die ihm bestimmte Aufgabe zu lösen und sein warmes Herz den Kinderseelen zu «stien.

Bei der aus Sorglosigkeit und Strenge sonderbar gemischten Erziehung war den Pfarrkindern verboten, sich lustig in Feld und Wald zu tummeln. Sie wurden in die Grenzen des geistlichen Gehöftes gebannt. So schloß sich Friedrich schon als Kind ab und war oft allein. Hieraus erklärt sich sein eckiges, ungelinktes Wesen und seine spätere Unbeholfenheit, vornehmlich auch im mündlichen und schriftlichen Gedankenausdruck. Seine Schriften find zum Theil schwerfällig, dunkel und für ein größeres Publikum beinahe ungenießbar. Auch in seiner späteren Jugend fühlte er sich weniger von seinen Genossen, als von der Natur angezogen. Sie stieß ihn nie von sich. Zu ihr eilte er, als einer Trostspenderin, und sie begleitete ihn mit ihrer immer gleichen Liebe durch das ganze Leben. Sie blieb ihm buchstäblich bis zum letzten Athemzuge treu; denn er hauchte seinen Geist im schönen Sommer, als die Natur >Kr Festkleid angelegt hatte, in der Nähe des geöffneten Fensters aus!

Großgezogen wurde diese Vorliebe, als ihn 1792 ein Bruder seiner verstorbenen Mutter, auch ein Geistlicher, aber milderer Schläges, — Superintendent Hoffmann, — in dem an Naturschönheiten reichen -ladt ilin zur weiteren Erziehung bei sich aufnahm. Der Hauptgrund war. daß der mütterliche Verwandte bei einem Besuche in Oberweißbach die dortigen, für die Entwicklung des Knaben sehr ungünstigen Verhältnisse klar durchschaut hatte. Nun öffnete sich dem Knaben eine ganz neue Welt!

An der Ilm entlang, besonders nach Kranichfeld und Berka zu, erstrecken sich prächtige Tannenwäldchen, in welchen der Knabe oft umherstreifte. Zu Stadtilm besuchte er auch die Stadtschule und setzte den in seinem Heimathdorfe begonnenen Schulunterricht fort. Erwähnt mag werden, daß ihn sein Vater aus einem äußeren Grunde dort zu dem Mädchenlehrer gegeben hatte. Die in der wohlgeordneten Klasse herrschende Zucht und Tüchtigkeit sprach ihn sehr an, und er lernte namentlich gern in Gemeinschaft mit den älteren Mädchen. Rührt aus diesem Umstände vielleicht seine Geneigtheit im späteren Leben her, vor Allem auch das weibliche Geschlecht für seine Erziehungsideen zu gewinnen?

Die Liebe zur Natur und die Leidenschaft für den Wald führte ihn in noch unklarer Vorahnung seiner eigentlichen Bestimmung darauf, einmal ein Oekonom oder Forstmann zu werden. Nachdem Friedrich in Stadtilm confirmirt worden war, that ihn denn auch der Vater, ganz mit dem Willen des Knaben, zu einem Förster recht mitten in den Thüringer Bergen, nach Neuhaus,

Siord und Süd, XX, SS. 14

206

in die Lehre. Die Ausbildung sollte eine möglichst vielseitige sein und der Jüngling deshalb auch Unterricht in der Geometrie, im Feldmessen, in der Forstcultur u. s. w. erhalten. Hatte er doch von früh auf für die Mathematik ein ausgesprochenes Talent gezeigt. Der Lehrherr that aber seinem Zögling gegenüber wenig seine Schuldigkeit; hätte Friedrich im Hause nicht gute Bücher gefunden und sich an diesen weitergebildet, er wäre eher zurück- als vorwärtsgekommen. So kehrte er mit keinem großen praktischen Gewinn in's Vaterhaus zurück. Durch den geistigen Genuß aus den Büchern war aber ein anderes Verlangen in ihm rege geworden.

Zu Jena studirte damals einer seiner Brüder Medicin. Der Zufall wollte, daß an diesen eilig eine Geldsendung abgehen mußte. Bei den damals mangelhaften Verkehrsmitteln erschien das Grathenste, mit derselben Friedrich zu betrauen. In gehobener Stimmung zog dieser nach Jena. Das frische Leben der Akademiker bchagte ihm so, daß der Vater gebeten wurde, ihn bis zum Schluß des Sommersemesters dort zu lassen. Und als Friedrich in die Pfarre zurückkehrte, stand sein Entschluß fest, auf der Universität weiter zu studieren.

Der Vater willigte ein, weil Friedrich ihm dadurch keine besonderen Kosten verursachte. Das Studium sollte nämlich von dem kleinen mütterlichen Erbtheil bestritten werden, welches der Vormund auch willig auszahlte. Er ließ sich bei der «lma innt«- als Student der Cameralia inscribiren. Die Collegien wurden auch eifrig besucht, und sein Streben hätte wohl einen guten Fortgang genommen, wäre er nicht durch seine Gutmüthigkeit zu einem dummen Streiche verleitet worden. Sein Bruder lieb Geld von ihm, und als später Friedrich seinen Speisewirth nicht bezahlen konnte, mußte er — 1?« wtus r>z?«nt l'grneQcks — auf neun Wochen in's Carcer wandern. Zu Hause aber stritten Vater und Vormund, wer ihn auszulösen hätte. Nach beendeter Kerkerhaft kehrte er in seine Heimath zurück und hatte hier noch den Spott der Stiefmutter über sein Jiasco zu erdulden.

Nun folgt für den jungen Tuldr eine Odyssee in geistiger und beruflicher Beziehung. Er las manches Buch und erging sich auf den verschiedensten Wissensgebieten, aber ohne rechten Plan. Tann finden wir den neunzehnjährigen Jüngling als praktischen Landwirth bei Verwandten auf einem Gute unweit Hildburg Hausen, aus welcher Thätigkcit er wieder abberufen wurde, um seinen Vater bei dessen Amtsarbciten zu unterstützen, da dieser in der letzten Zeit oft kränkelte. Bald darauf, 1802, starb auch der alte Pfarrer. Nun sah es in der Welt noch lieblicher für Fröbel aus als früher, denn knrz vor seinem Tode hatte des Vaters Herz sich ihm mehr zugewandt. Noch in demselben Jahre trat Friedrich als Actuar in ein bischöfliches Reut- und Forstaint bei Bamberg ein. Die mäßigen Geschäfte seiner Stellung ließen ihm zu weiteren Studien und nützlichen Ausflügen in die prächtige Umgegend genug Muße. 1803 begab er sich nach Bamberg selber, um dort an der Landesvermessung Theil zu nehmen und wurde als Kartenzeichner bei einem der Regierungsgcometer angestellt. 1804 ist er auf einem Gute in der Pfalz, wo er den Auftrag hatte, das Rechnungswesen in Ordnung zu bringen. Im Frühling des nämlichen Jahres wird er Privatsecretär eines mecklenburgischen Adelligen» So sehen wir ihn in dm mannigfachsten Lebensverhältnissen und nebenher mit dem Studium aller möglichen Bücher beschäftigt, wobei ihn allerdings immer das Streben leitet, sich recht allseitig auszubilden. Er wollte, wie er schon damals sagte, durch die Erkenntnis; des Kleinen zur Erkenntniß des Großen gelangen, durch den „Mikrokosmos den Makrokosmos“ begreifen lernen. Mit nicht unbedeutenden Kenntnissen auch im Baufache ausgerüstet, hatte er die Absicht, sich in diesem Zweige zu vervollkommen und damit ein gründliches Studium der Mathematik zu verbinden. Auf den Rath eines Freundes war Frankfurt a. M. zu diesem Zwecke ausersehen, und er träumte sich schon als künftiger Architect. Eine Erbschaft, die ihm von Seiten seines Onkels in Stadtilm unerwartet zufiel, gab ihm die Mittel zur Verwirklichung seiner Pläne. In Frankfurt offenbarte ihm eigentlich mehr ein Zufall feine wahre Bestimmung. Ter Umstand, das; er, um seine Einnahmen zu vermehren, Unterricht ertheilte, welcher ihm großes Vergnügen gewährte, unv die freundschaftlichen Beziehungen, in die er zu dem Director der Frankfurter Musterschule, Gruner, trat, brachten ihn auf den Gedanken, sich ganz dem Lehrsache zu widmen. Die Worte Gruners, den er um Rath fragte, waren für Frobel entscheidend: „Geben Sie das Baufach nur auf“, sagte dieser, „es ist nichts für Sie! Werden Sie Erzieher! In unserer Schule fehlt ein Lehrer; schlagen Sie ein, so soll Ihnen die Stelle werden!“

So betrat er denn die neue Laufbahn als Lehrer. Einer der College« an dieser Schule war ein Schüler Pestalozzis gewesen. Auch Gruner hatte sich einige Zeit in Burgdorf aufgehalten und darüber eine Schrift herausgegeben. Durch diese mehrfache Anregung entstand in Frobel, der sich in seinem neuen Lebensberufe von Anfang an so heimisch fühlte, als wäre er immer Lehrer gewesen, bald der Wunsch, Pestalozzi selber kennen zu lernen. Er unternahm schon im Spätsommer desselben Jahres eine Wanderung in die Schweiz und verweilte bei Pestalozzi, diesmal nur kurze Zeit. Merkwürdig ist der Denkspruch, welchen der große Reformator dem jungen Freunde zum Abschied in das Stammbuch schrieb: „Der Mensch bahnt sich mit der Flamme des Denkens und mit dem Funken des Redens den Weg zu seinem Ziel. Aber er vollbringt diesen Weg, er vollendet sich selber nur durch Schweigen und Thun!“

Erntete nach der Rückkehr Fröbel durch seine Thätigkeit an der Anstalt in Frankfurt vorzüglich wegen seines lebendigen und immer an das Naturgemäße sich haltenden Unterrichts bei Eltern und Vorgesetzten reichen Beifall, sv erschien ihm im Grunde die Wirksamkeit eines Erziehers» doch schon damals hoher nnd edler, als die nur eines Stundenlehrers, dessen Einfluß stets ein beschränkter sei! Als sich sein Verhältnis; zu Gruner nach ungefähr zwei Jahren löste, übennich er daher 1807 eine Stelle als Erzieher dreier Knaben in der Familie des Herrn von Holzhausen zu Frankfurt a. M. Hier nun begann er schon nach den ihm eigenthümlichen Grundsätzen, indem er besonders den Thätigkeits- und Darstellungstrieb seiner Zöglinge erfolgreich weckte, zu unterrichten oder vielmehr anzuleiten. Ein günstiger Umstand war, daß die Stadt mit ihren Zerstreungen nnd sonstigen Hindernissen ihm nicht hemmend in den Weg trat. Die Erziehung geschah auf einem Gute in der Nähe von Frankfurt, die Oede genannt. Aber theils das Bewußtsein, wie wenig er wegen seines Mangels an positiven Kenntnissen im Stande war, den Unterricht ans der höheren Stufe zu crtheilen, theils das erklärliche Verlangen, in das Leben und Treiben der Pestalozzi'schen Anstalt durch einen längeren Aufenthalt tiefer einzudringen, veranlaßte ihn, seine drei Zöglinge bereits im Jahre darauf nit Zustimmung der Eltern Pestalozzi zuzuführen. Er wollte dort am Heerde der neuen Ideen, so weit es ging, weiter lehren, namentlich aber auch weiter lernen!

Die Einwirkung der Pestalozzi'schen Erziehungsmethode und ihrer glanzvollen Ausführung in Iverdun auf den Geist Fröbels läßt sich in kurzen Worten kaum schildern. Zweierlei möge hervorgehoben werden. In der Anstalt wurde zu viel auf das Können des Schülers als solchen, aber wenn die Seite auch nicht unbeachtet blieb, im Ganzen doch zu wenig auf die Erziehung des Menschen in seiner Totalität gegeben. Das schien wenigstens Fröbel zu meinen, wie aus vielen seiner Urtheile über die bei Pestalozzi verlebte Zeit hervorgeht. Höchst bedeutungsvoll ist, daß Friedrich Fröbel in einen: Berichte an die Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt der Auseinandersetzung über die Pestalozzi'schen Erziehungsgrundsätze einen Aufsah hinzufügt, in welchem er „die Möglichkeit der Einführung der Pestalozzi'schen Methode unter den Müttern und Eltern im Volke zur naturgemäßen Erziehung und Behandlung ihrer Kinder bis zum sechsten Jahre“ schon damals ausführlich behandelt. Dies ist der erste Entwurf seines späteren epochemachenden Systems.

Das zweite, hier zu erwähnende Ergebnis; seines Aufenthaltes in der Schweiz war die Einsicht, daß die Lücken in seiner Bildung nicht durch Autodidaktenthum, auch nicht durch Lernen im Lehren ausgefüllt werden könnten. So entschloß er sich, obschon er bereits 29 Jahre alt war, nachdem er feine Zöglinge den Eltern in Frankfurt wieder zugeführt hatte, noch einmal die Universität zu beziehen. Er wählte zuerst Göttin gen, dann Berlin zu seinem Aufenthalt. Ein kleines Erbtheil, das ihm wieder aus Stadtilm, diesmal von Seiten einer Tante, zufiel, gewährte ihm die nöthige Unterstützung. Ob es Fröbel je gelungen ist, sich eine gründliche Bildung im Sinne der Gelehrten anzueignen, müssen wir fast bezweifeln. Er war nach der Anlage seines Geistes wenig dazu geeignet und blieb dem Grundzuge seines Wesens treu, in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen die Einheit begreifen zu wollen! Deshalb sprang er von den Sprachen zur Philosophie, von der Philosophie zu den Naturwissenschaften.

In Berlin wirkte er an der Plamann'schen Erziehungsanstalt und war ein begeisterter Schüler Fichtes. Als der Aufruf des Königs von Preußen an sein Volk erging, duldeten es auch ihn nicht mehr im Hörsaal. Seine schwächliche Körpercstitution halte sich durch gymnastische Uebungen unter Ludwig Jahn gestärkt. So zog er, obwohl er kein Preuße war, begeistert in den Freiheitskampf. Manchem jüngeren Freunde erwies sich der ältere Genosse, — er zählte bereits 31 Jahre — als Helfer und Rathgeber. Hier im Felde lernte er zwei Jünglinge kennen, welche, wie sie in der „wilden, verwegenen Schaar“ mit ihm Seite an Seite kämpften, auch später im Leben treue Kampfsgenossen wurden, Heinrich Langethal aus Erfurt und Wilhelm Middendorfs aus der Nähe von Dortmund, zwei Berliner Studenten der Theologie. Nennt man Fröbels Namen, so muß auch der ihrige genannt werde». Besonders bildete Middendorfs die nothwendige Ergänzung zu Fröbels Wesen. Er war eine durchaus harmonische Natur, mit hervorragenden Talenten ausgestattet, vornehmlich dem der freien Rede, nnd hat sie jederzeit in den Dienst der gemeinsamen Sache gestellt. Er war eine echte Westfalennatur, treu wie Gold. Langethal zeichnete sich durch seine classische Bildung aus und ergänzte Fröbel nach dieser Richtung.

Der Friede war geschlossen, und Fröbel erhielt eine Anstellung am Mineralogischen Museum zu Berlin. Hier konnte er seinen Formensinn für seine späteren Zwecke ausbilden. Als er in der Stille des Museums die Regelmäßigkeit der Krystalle betrachtete, da begriff er wieder, daß das Göttliche nicht nur das Größte, sondern daß es auch das kleinste sei.

Bald rief ihn das Schicksal jedoch wieder auf das Feld der Erziehung. Es sollte ihm vergönnt sein, gleich in völlig selbständiger Weise diesem Beruf zu leben. Ein Bruder Fröbels, Christoph, dem er am engsten verbunden gewesen war und der ein Pfarramt in Griesheim, einem Dörfchen nicht weit von Stadtilm, bekleidet hatte, war unerwartet nm Typhus gestorben und hatte vier Kinder hinterlassen. Diese beschloß Fröbel nach seiner Weise zu erziehen. Ueberhaupt wollte er eine Lehranstalt begründen, deren Plan er mit Langethal und Middendorfs im Bivouak oft durchgesprochen hatte. Jetzt konnte er, wie Pestalozzi, an das Nächstliegende anknüpfen, und er begann seine Thntigkcit im genannten Torfe am 13. November 1816. Bald gesellten sich die Freunde zu ihm. Unterdessen wurde die Anstalt von Griesheim nach Keilhau verlegt. Dieses in der Thüringer Waldeinsamkeit eine Stunde von Rudolstadt zwischen hohen Bergen, die sich zu Excursionen und turnerischen Spielen vortrefflich eignen, prächtig gelegene Dörfchen ist denn auch seitdem der Sitz einer blühenden, stets im nationalen Sinne geleiteten Erziehungsanstalt gewesen.

Die Aialtsaltimtlie aber fehlt. Fröbel vermählte sich deshalb bald darauf, 1818, mit Wilhelm ine Hoffmcister aus Berlin, der Tochter eines Kriegsraths, die von ihrem ersten Manne geschieden war, Sie war ihm geistig ebenbürtig, denn sie hatte den Umgang Schleiermachers und Fichtes genossen. Nun entfaltete sich die Anstalt, indem ihr immer mehr Zöglinge zugeführt wurden, bald zu kräftiger Bluthc. Allmählich stellen sich jedoch auch Schwierigkeiten ein, die aber mehr äußerer Natur waren, da sie meist in Geldverlegenheiten bestanden. Fröbel war keine praktische Natur, eben so wenig wie Pestalozzi. In edler Selbstverleugnung siedelte ein andrer Bruder Fröbel's, Christian, dessen Söhne sich unter den ersten Zöglingen des Instituts befanden, nach Keilhau über. Er hatte sein schwunghaftes Geschäft in Osterode am Harz aufgegeben und machte nun das auf eine Sandbank gerathene Schiff wieder flott. In den zwanziger Jahren zählte Keilhau 60 Zöglinge. Um diese Zeit schrieb Fröbel Berichte über seine Schöpfung in einer etwas ungewöhnlichen Form, z. B.: „An unser deutsches Voll“ — oder, wie eine zweite Broschüre heißt: „Durchgreifende, dem deutschen Charakter erschöpfend genügende Erziehung, das Grund- und Qucllenbedürfuiß des deutschen Bolkes“ u. dgl. In diesen Jahren trat auch der dritte, besonders bemerkenswerthe Mitarbeiter, der spätere Director Keilhaus, Arnold Barop, ein Neffe Middendorfs-?, in den Lehrercrcis ein.

Wiederholte Stürme blieben iudcß nicht aus. Neben den wachsenden Schwierigkeiten peuniärer Art, welche noch dadurch hervorgerufen wurden, daß Fröbel ein neues Erziehungshaus gebaut hatte, kamen viel schwerere Anfechtungen. Keilhau, dessen Schüler in ihrer Tracht der altdeutschen Röcke und mit den langen Locken an jene deutschen Jünglinge on luwuiws er innern mochten, welche die Sehnsucht nach einem einigen Teutschland damals schwer büßen mußten, galt für einen Herd freiheitlicher Ideen. Der gerechte Schwarzburger Fürst ordnete zwar eine unparteiische Revision durch einen Gcueralsuperintcndenten au, und diese ergab für die Anstalt ein sehr gutes Zcugnüß. Jedoch, wie es in vielen solchen Fällen geht, ein gewisser Makel blieb haften, und der Besuch der Anstalt verminderte sich dergestalt, daß sie im Jahre 1829 nur fünf Schüler zählte. Da reifte im Kopfe Fröbels ein neuer Plan, Er wollte eine große Erziehungsanstalt für s Volk gründen, mit welcher eine Pflege- und Entwicklngsanstalt für mutterund besonders elterno se drei- bis sechsjährige Kinder beiderlei Geschlechts aus den b cmittelten Stenden verbunden sein sollte. Der Herzog von Meiuingen war um diese Zeit für Fröbels Ideen gewonnen worden. Schon wollte er ihm das eine halbe Stunde von Mnningen gelegene Kammrcrgut Helba für diesen Zweck überlassen. Auch versprach er eine jährliche Subvention von tausend Gulden. Leider kam das Unternehmen nicht zur Ausführung, man würde sonst die Kindergärten von diesem Jahre an zu datircu haben. Fröbel sagt nämlich schon damals ganz ausdrücklich, daß er eine von den Kleinkinder-Schulen wesentlich verschiedene Anstalt einrichten wolle. Es solle eben keine eigentliche Schule sein, sondern dieselben Beschäftigungen, welche er bereits mit seinen Frankfurter Zöglingen getrieben hatte: die Anfer tigung von Arbeiten aus Thon, Draht und Holz, das Pappen, das Flechten, das Ausschneiden und Ausstechen, legte er hier in einem vollendeten Plane vor. Auch nahe an hundert Spiele hatte Fröbel bereits zusammengestellt und mit seinen Ideen in Einklang gebracht.

In seiner Hoffnung getäuscht, weil der Herzog noch in zwölfter Stunde schwankend wurde, begab sich Fröbel, da die Lage des Keilhauer Instituts von Tag zu Tag mißlicher wurde, zu seinen Frankfurter Freunden. Hier machte er die Bekantschaft des als Schriftsteller und Componisten bekannten Taver Schnyder von Wartensee in der Schweiz. Wer mit Frv'bel zusammenkam und für seine Ansichten zu gewinnen war, den gewann er auch. Beide legten in dein Schnyder gehörenden Schlosse Wartensee am Sempache r See ein Erziehungsinstitut an. Sie fanden aber zu viele Widersacher, namentlich war der Jesuitismus geschäftig. Als sie sich eines Tages in einem nahen Gasthausc mit Barop, der mittlerweile zu ihnen gestoßen war, freimiithig Wer ihre Lage unterhielten, waren Kmiflcutc aus Wel lisau Zeugen des Gesprächs. Tiefe beschlossen, die begeisterten Erzieher für ihren Ort M werben, und verschafften ihnen dann auch das dortige Schloß als Unterrichtslocal. Jndeß hier nicht minder hatten sie mit Ucbclwollen und Dnnkclthum zu kämpfen, bis sie durch eine glänzende Schnlprüfung vor den Behörden und dem Publikum die öffentliche Meinung für sich gewannen. Als Barop in die Hcimath zurückkehrte und für immer Keilhau übernahm, kamen zuerst Langethal, dann Middendorfs nach Willisau. Fröbel wurde von der Berner Regierung zum Dirctor einer Erziehungsanstalt im Waiscnhausc zu Burgdorf, der Stätte der Wirksamkeit Pestalozzis, ernannt. Zugleich hatte er den Wiederholungscursus für Lehrer des Cantons zu leiten. Auch hier nahm er die Idee der neuen Unterweisung von Kindern unter sechs Jahren wieder auf und führte sie schon praktisch in einer Vorabthcilung seiner Elementarschule durchs

Tic Liebe zun, Vatrlande trieb Fröbel 1836 nach Deutschland zurück. Seine Schöpfungen in der Schweiz wurden von seinen Mitarbeitern weitergeführt. In allen seinen Anstalten erschien ihm immer ein Hauptaugenmerk, die sogenannte Schulfamilie auszubilden. Den Gedanken, daß ohne die rechte häusliche Erziehung aller weitere Unterricht vergeblich sein würde, hatte er mit Pestalozzi gemein. Ter Fortschritt gegen diesen bestand nur hier wieder darin, daß Pestalozzi die Erziehungsvraxis und -kraft in die „Wohnstube“. Fröbel aber in die freie Natur legte. Mit Notwendigkeit mußte diese Art der Anschauung zum Kindergarten führen. Als Fröbel noch in demselben Jahre zu Berlin, wo er sich wegen einer Erbschafts regulirung aushielt, die durch vou Türk angeregten Kindcr-Bewahanstanlten sah. konnte er den humanen Bestrebungen seine wärmste Anerkennung nicht versagen. Aber sein System der Klein-Kindercrziehung war ein ganz anderes.

Endlich. 1837, wurde die Gründung einer Anstalt „znr Selbstbelchrung, Selbsterziehung und Selbstbildung des Menschen, wie znr allseitigen, so zur in sich einigen Ausbildung desselben, durch Spiel, schaffende Selbsttätigkeit und freithätigen Selbstunterricht, zunächst für Familien und Klein-Kinderpflegeschulen, für Begründungs- und Volksschulen ?c.“ beschlossen und drr erste Versuch zu Vlankenburg in Thüringen gemacht. Nebenbei gab Fröbel ein „Sonntagsblatt“ heraus, welches schon eine Fülle von theoretischem und praktischem Materiale enthält. Seitdem wurde das: „Kommt, laßt uns den Kindern leben!“ zum geflügelten Worte. Die Fürstin Caroline von Schwarzburg-Rudolstadt und die Prinzessin Ida von Schaumburg Lippe gehörten zu den frühesten Gönnerinnen Fröbels.

Von nun an kannte dieser nur Ein Lebensziel: seiner neuen Erziehungsidee die größte Ausbreitung zu verschaffen.

Noch hatte er für das junge, und doch fo eigenartige Unternehmen, keinen passenden Namen gesunden. Einst kehrte er mit seinem Freunde Middendorff von einem Spaziergange heim. Da kam es plötzlich wie eine Erleuchtung über ihn, und er rief seinen geliebten Wäldern zu: „Kinder^ garten foll der Name fein!"

1839 hielt er vor einem zahlreichen Publikum in Dresden Vorträge über die neue Lehre. Auch die Königin von Sachsen wohnte denselben bei und sagte am Schluß zu dem Reformator: „Diese Ihre Zwecke und Bestrebungen sind sehr schön und edel!" Von jener Zeit an ist Dresden stets eine eifrige Pflrgstätte der Fröbel'schcn Sache gewesen, und namentlich haben Adolf Frantenberg, der schon früher Lehrer bei Fröbel in der Schweiz gewesen war, und Dl. Marquart sich durch Einrichtung von Kindergarten und Kindergartncrinnen-Seminaricn uni dieselbe verdient gemacht.

Im nämlichen Jahre erfah'r Fröbel einen großen Schmerz durch den Verlust seiner Gattin, der treuen Gehilfin bei seinem Werte. Er suchte Trost in rastloser Arbeit. Die Gedüchtnißfeier der Erfindung der Buchdruckertust, 1840, wollte er durch die Errichtung eines lebendigen Denkmals begehen. Von deutschen Frauen und Jungfrauen sollten Beiträge gesammelt werden, damit eine Musteranstalt sowohl für den Kindergarten wie für das dazu gehörige Seminar gcgrüudet werden könnte. Welches große Vertrauen er zu der Mitwirkung der deutschen Frauen hatte, erhellt aus der Idee, wie er sich die Ausbringung des Capitals dachte. Er meinte, hundert Frauen und Jungfrauen würden sich für den Anfang leicht finden. Von diesen sollte eine jede zehn neue werben und so fort, bis 10—11,000 Anhängerinnen zusammen seien, und diese sollten für die Unterbringung von Aetien zu je 10 Thalern Sorge tragen! Mit hunderttausend Thalcrn getraute er sich, etwas Rechtes zu schaffen. Wenn er sich auch in feinen Annahmen verrechnete, fo ist sein Aufruf doch nicht ohne Früchte geblieben.

Reisen nach Frankfurt a. M., Heidelberg, Mainz und Köln verschafften ihm einflußreiche Fürsprecher. In Köln versprach der damalige Redacteur der Kölner Zeitung, die schon zu jener Zeit ein bedeutendes Blatt war, Dr. Andrs, für die Sache einzutreten. Auch spätere Reisen in die Thäler der Saale, Elster, Mulde und Elbe blieben nicht ohne günstigen Erfolg. Und dennoch bestanden Mitte der vierziger Jahre erst drei echte Kindergärten, bei Torgau, bei Halle und denkwürdiger Weife in der Grafschaft Mark! Nun sein System vollendet war, suchte er in der Frauenwelt nach immer mehr Anhängerinnen. Wir nennen drei Frauen, welche seine Lehre mit wärmstem Herzen erfaßten: Luise Levin, die spätere zweite Gattin Fröbels, Alwine Middendorfs, die Gattin Wichard Langes und Frau Luise Frankenberg. 1843 fand zu Rudolstadt eine Lehrerversammlung behufs Verständigung über die Fröbel'fche Lehre statt. Auch der Frankfurter NationalVersammlung wurde damals ein die Kindergärten betreffendes Memorandum, dessen Verfasser Middendorfs war, eingereicht.

1849 wählte Fröbel einen kleinen Bauernhof in der Nähe des Bades Niedenstein, das „Gut“ genannt, zu seinem Aufenthaltsorte. Hier führte der große, hagere Mann, wie Iran von Marenholtz-Bülow in ihren »Erinnerungen an Friedrich Fröbel“ schreibt, die Siinderschaar des Dorfes — meist barfußne und dürftig gekleidete Kinder, — zwei und zwei im Marschtempo eine Anhöhe hinauf, wo er sie zum Spielen aufstellte und das dazu gehörende Lied einübte.

Die Leute im Bade nannten ihn einen alten Narren; jedoch sagt Frau von Marenholtz: „Die liebevolle Hingabe und Geduld, mit welcher er Alles ausführte, und das ganze Wesen des Mannes, während er die Kinder ver schieden« Spiele unter seiner Leitung spielen ließ, hatten etwas so Rührendes, daß mir und meiner Begleiterin die Thränen in die Augen traten."

Seit jenem Augenblicke wurde die geniale Frau von Marenholtz eine der eifrigsten Jüngerinnen des Meisters. Ihre großen Verdienste um die Sache und vorzüglich um die tiefere Begründung derselben bleiben unbestritten.

Aus dem „Gute“ lernte ihn auch Diesterweg kennen. Im Herbste ging Fröbel nach Hamburg, wo er durch das Wirken der frommen Doris Dülkens einen geeigneten Boden für seine Bestrebungen bereits vorfand. Hier war schon damals Wichard Lange als Pcidicjog thntig, der spätere Herausgeber von Fröbels Schriften. Jedoch stimmte Friedrich Fröbel mit den extremen Plänen seines Neffen, Karl, der in Hamburg eine weibliche Hochschule errichten wollte, keineswegs überein. Dies muß scharf hervorgehoben werden, weil das bald nachher erlassene Verbot der Kindergärten in Preußen durch Herrn von Raumer gerade darauf fußte. Durch die Verwendung der Frau von Marenholtz erhielt er das Jagdschloß Marienthal bei Liebenstein vom Herzoge von Meiningen eingeräumt und schien hier in der Mitte seiner Schülerinnen seinen Traum erfüllt, die „allseitige Lebenseinigung“ verwirklicht zu sehen. Aber kein Glück bleibt ungetrübt, nicht einmal das so hohen Alters nach vielen Stürmen! Bald nach dem Lichtpunkt des großen Spielfestes auf dem Altenstein, zu dem halb Thüringen herbeiströmte, und nach vielfacher reicher Anerkennung kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel das bekannte Verbot der Kindergärten. Was half es, daß der Greis alle Hebel in Bewegung fcbtc, nm das auf einem

Mißverständnis; beruhende Rescript rückgängig zu machen? Was half es, daß er und seine Freunde Schrift über Schrift veröfientlichten, daß die Prüfungen und Gutachten der Commisfionen günstig ausfielen? Der eiserne Würfel war gefallen.

Diesem Schlage widerstand er nicht mehr. Noch war kein Jahr verflossen, welches er fast bis zum letzten Athenizuge verwendet hatte, um sein Werk nach seiner Ansicht rein und groß der Welt zu hinterlassen, da bettete man ihn unter Blumen auf dem lieblich gelegenen Friedhofe des Dörfchens Schweina bei Lichenstein. Er starb am 21. Juni 1852. Sein Grab schmückt ein seine Lebensaufgabe recht kennzeichnendes Denkmal. Auf einem steinernen Würfel erhebt sich in Form einer Walze eine Säule, welche eine Kugel trägt. Dies ist eine seiner sinnvollsten „Lebens- und Erkcntnißformen“. Auf der Rückseite trägt das Monument als Inschrift das Lieblingswort seines Lebens: „Kommt, laßt uns unfern Kinder leben!"

IN.

Der Erfahrungssatz, welcher irgendwo in den „Neuen Dorfgeschichten von Berthold Auerbach“ steht, daß die Menschheitsgeschichte die Geschichte der Arbeit oder vielmehr die Geschichte der Werkzeuge sei, läßt sich in gewisser Hinsicht auch ans die Pädagogik anwenden. Mit Fröbel beginnt ans diesem Gebiete eine neue Phase der Arbeit, die durchgcistete Arbeit. Was Pestalozzi unter Arbeit versteht, ist mehr ein Gegensatz und Gegengewicht zu der geistigen Beschäftigung. Er hat vorzüglich die Feldarbeit, das Handwerk u. dgl. im Auge. Fröbel und seine Anhänger verbinden mit dem Worte Arbeit einen ncnen Begriff, oder erweitern wenigstens die hergebrachte Vorstellung, Sie fassen auch das Spiel als Arbeit auf, führen ganz neue Werkzeuge ein und begründen die Notwendigkeit derselben.

Das Spiel ist die erste Arbeit des Kindes.

Soll man dasselbe unbeachtet und ganz dem rohen Zufall überlassen? Gewiß nicht; schon ans dem Grunde nicht, weil die Eindrücke im frühesten Kindesalter die wichtigsten und folgenschwersten find. Deshalb muß den allerersten Beschäftigungen der Kleinen eine weit sorgfältigere Beachtung geschenkt werden als bisher. Geht uns hier nicht der Heiland mit seinem Beispiele voran? Christus sagt- „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht!“ — und Luther spricht: „Es lasse sich Niemand zn klug dünken und verachte solch Kinderspiel!“ Was will das anders sagen, als daß die Erwachsenen die Kinderthätigkcit nach ihrer vollen Bedeutung und Tragweite schätzen sollen. Man lese weiter den schönen Bries Luthers an sein Söhnchen Hans über das Kinderspiel! Darin ist der Kern der ganzen Kindcrgartenlehre enthalten. Haben ferner nicht Goethe, Herder und Wicland die trefflichsten Aussprüche über den Werth der Kinderspiele hinterlassen? Und wem wäre das Wort Schillers fremd: „Hoher Sinn liegt oft in kind'schcm Spiel“? Jean Paul, dessen „Lcvana“ das Evangelium der Kindererziehung für alle Zeiten ist, nennt die Spiele Aeußcrungen ernster Thcitigkeit, aber ini leichtesten Flügelkleide! Fröbel selber vergleicht das Spiel der Kleinen mit dem großen Spiele der Welt und des Lebens, selbstverständlich nur in sehr kleinen Anfängen,

Ein fröhliches Spiel, das durch die Ordnung geregelt wird und dadurch von vornherein alle Auswüchse derZügellosigkeit abschneidet, führt zur Freude. Denn ein dunkles Gefühl sagt dem Kinde, daß es nicht tändelt und seine Zeit vergeudet, sondern bei einer so zu sagen productivcn Arbeit begriffen ist. Jedes richtig spielende Kind legt nicht nur vollen Eifer, sondern auch einen Ernst in seine Beschäftigung, der uns Erwachsenen so oft komisch vorkommt. Tic Freude des Schaffens oder der Segen der Arbeit gebiert nun Glück und Frieden, Freude und Friede aber wirken mich schon in der kindlichen Seele nach zwiefacher Richtung. Flößt die Freude über die gelungene Verrichtung das Bewußtsein des Könnens und Ichs unmerklich ein, so erkennt zugleich das Kind in der Ausübung des gemeinsamen Spieles die Schranken, welche die Spiclordnung ihm auferlegt. Es fühlt sich, wie Fröbel sagen würde, als ein „Gliedgcmczcs“. Das Gefühl aber, einerseits ein Glied und andererseits ein Ganzes zu sein, ist die Grundlage der vernünftigen Freiheit! „Freude“ „Friede“ und „Freiheit“ stellen in ihrer Gesamtwirknug die Harmonie her, in welcher sich der Mensch mit sich selber und seinen Mitmenschen befinden soll. Fröbel nennt diese Harmonie mit gutem deutschen Worte: ^Sebenseinig«ng.

Ter Mensch ist ein Kind der Natur, ein Kind des Menschen und ein Kind Gottes. Als Kind der Natur soll er sich von früh auf Eins mit der Natur fühlen, die Natur in ihrem Weben und Walten soll ihm immer vertrauter werden. Deshalb führe man das Kind schon früh in die Natur (Kindergarten)! Indes; es muß die den Menschen umgebende Natur auch geistig erkennen und durchdringen lernen. Ihm muß der Gegensah von hell und dunkel, weich und hart, rund und kantig, zum vollen Bewußtsein kommen. Wie der Musiker zwei entgegenstehende Töne erst durch einen dritten zu einem harmonischen Drei- und Gleichklaug verbindet, so kommt auch in die Seele des Kindes durch frühzeitige Vermittlung obiger Gegensätze Verständnis; und Einklang. Jedoch nicht blos in der Natur, sondern auch im Menschenleben und im Leben zu Gott sollen die Gegensätze vor einer stets wachsenden Erkenntnis; derselben sich zum Drei- oder Einklang umgestalten. Es handelt sich um den Kampf gegen das Böse und Schlechte sowie die Besicgung der Sünde. Jedoch das Ziel ist auch hier wieder, wie vorher, allseitige Lcbenseinigung!

Ans diesem Grunde werden dem Kinde Bälle gerade mit „entgegengesetzten“ Farben, indem jeder Ball eine andere Hauptfarbe hat, in die Hand gegeben. Aus diesem Grunde lernt es den weichen Ball nnd die harte Kugel, lernt es die Kugel als das runde, den Würfel als da? tantige und eckige Spielzeug, die Walze als die Vermittlung Neider bei seinen kindlichen Beschäftigungen in buntester Mannigfaltigkeit benutzen; denn die Walze weist die Rundung auf wie die Kugel und ist tanlig wie der Würfel,

Die Hauptsache aber ist, daß das Kind zur Ertenntniß und Vermittlung dieser Gegensätze nicht clwa durch den todtcn Buchstaben, auch nicht etwa durch das Wort und Beispiel allein, sondern hundert- und tausendfältig durch Selb st Übung geführt wird. Damit ist die Erziehung des Kindes zugleich Selbsterziehnnq!

Der Urquell aller Vermittlung ist die Liebe. Sie ist eine der Haupti faulen, die den neuen Erziehungsbau stützen. Darum weiß die Fröbel'sche Lehre sich nicht nur Eins mit der Humanität, sondern vor Allem mit

derjenigen Religion, welche die Liebe des Gesetzes Erfüllung nennt, mit dem Chriftenthum! Die christliche Doctrin befiht keine aufrichtiger? und namentlich werthätigere Anhängcrin, als die Frübelsche Erziehungstheorie, richtig erfaßt.

Die Liebe lehrt die Selbstsucht überwinden. Auch in der Erziehung muß die vornehmste Aufgabe die Besiegung der Selbstsucht sein. Welche? wirksamere Mittel kann es hierfür geben, als das gemcinfame Spiel, die gemeinsame Arbeit, wo ein Kind sich dem andern anbequemen, ja, zu Zeiten unterordnen, wenigstens den eigenen Willen unter das Gesetz des Spieles und der Arbeit stellen muß? Die Liebe wirkt allbcfruchtend und gestaltend. Fröbel läßt aufbauen und niemals zerstören! Deshalb ist seine Lehre die allere co nservativste, die man sich denken kann. Der bekannte Pädago^ Karl Vormann sagt über dieselbe: „Zweierlei war mir besonders interessant und bedeutungsvoll; dies, daß Fröbel den Kindern nie gestattet, daß sie eine von ihnen aufgebaute oder zusammengestellte Figur wieder zerstören, um ein? neue daraus zu bilden; sodann, daß sie angehalten werden, die neuen Bildungen stets ans den bereits vorhandenen entstehen zu lassen. Durch das Elftere wehrt er der Hast und weckt die Vedachtsamkcit und die Geduld, durch das Andere prägt er die Achtung vor dem Bestehenden ein und lehrt früh, Neues nicht aus den Trümmern des Zerstorén, sondern aus dein bereits Vorhandenex zu bauen. Wer ahnt nicht die tiefe sittliche Bedeutung, die in Beidem liegt?"

Damit ist auch der Einwurf hinfällig, welcher Fröbel noch manchmal von Solchen gemacht wird, die seine Lehre nicht oder nur fehr oberflächlich kennen, daß er ein moderner Aufklärer im banalen Sinne des Wortes gewesen sei. Wäre er ein solcher Weichmacher wirklich gewesen, so hätte er sicherlich dasjenige Beiwerk von allem Anfang an über Bord geworfen, welches dein allzu nüchternen Verstände wie farbiger Plunder vorkommt, wir meinen seine Symbolik. Der Streit der Meinungen wogt hin und her. Andere halte» ihn uni dieser Symbolik willen für einen Mystiker. Fröbel ist von beide» Bcfchuldiguugeu frei zu sprechen. Er wußte, daß iu den unenlweihten Tempel der Kindesfede das Symbol gehört und nicht die sonst übliche, abgegriffene Münze der Worte. Das Symbol ist dort nicht mir berechtigt, sondern unentbehrlich, wenn beim Menschen der Sinn für Poesie nicht schon in zarter Jugend verkümmert werden soll. Mit jeder Wahrheit, meint Rousseau, die man zu früh in nackter Form ausspreche, pflanze man den Keim eines Lasters in die jugendliche Seele. Darum die Wahrheit für das Kind nur im sinnlichen Zeichen!

Im „Faust" heißt es: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß!" Im Jahre 1326 gab Fröbel ein Wert heraus: „Die Menschenerziehung". Hier tritt er zum ersten Male mit den Fundamrntalfätzen seiner Pädagogik derThat hervor. Was er in diesem Buche grundlegend und theoretisch zu erweisen sucht, übersetzt er, in einem viel spätere», Werte gleichsam in's praktische Leben zurück und widmet das Buch den Frauen und Müttern. Sein Familienbuch „Mutter- und Koselieder", welches Mist 1843 und in zweiter Auflage 1861> bei Karl Enslin in Berlin erschien, lehrt die Mütter eine neue Kunst, mit deu kleinen Kindern sinnreich und die leiblichen wie geistigen Fähigkeiten weckend zu spielen. Welche große Bedeutung Fröbel diesem Buche beilegt, ergibt sich aus seinen eigenen Worten: „Ich habe darin das Wichtigste meiner Erziehungweise niedergelegt; es ist der Ausgangspunkt für eine naturgemäße Erziehung, denn es zeigt den Weg, wie die Keimpunkte der menschlichen Anlagen gepflegt und unterstützt werden müssen, wenn sie sich gesund und vollständig entwickeln sollen." Dem Wertchen waren Lieder und Singweisen beigegeben. Darüber äußert sich Fröbel ein öderes Mal: „Wer das Buch in seiner Idee auffaßt, der hat verstanden, was ich will. Aber wer versteht es? Die gelehrten Herren achten es viel zu gering, um es näher anzusehen; die Mehrzahl der Mütter sieht darin ein gewöhnliches Bilderbuch mit kleinen Bildern; sie tonnen freilich schönere Vilder und bessere Verse haben, aber was helfen die, wenn der Erziehunggedllnke fehlt? Nur sehr Wenige weiden darin tiefen Gedanken in allen seinen Beziehungen verstehen; wenn man aber nur danach handeln wollte mit den Kindern, dann würde man zuletzt sehen, daß ich, trotz aller der Widerreden, doch Recht habe!"

Seine Mutter- und Koselieder verdankte der Autor einer Mutter und ihrem Kinde selber. Einst kam eine Mutter mit ihrem Kinde auf dem Arme ihm entgegen und sprach zu ihrem kleinen Lieblich: „Wiute de» Hühnchen, daß sie kommen!" oder, wie sie erklärend hinzusetzte: „Zeig' dem Manne, er hat die Kinder so lieb, was Du kannst!" Von dem Eindrücke des Ganzen, von seinen Gründen und Folgen tief ergriffen, ging er nach Hause und schrieb das Kinderspiel nieder; darauf ein anderes und noch ein anderes.

Auf diese Weise entstand bald eine nicht unbedeutende Anzahl solcher Liedchen mit ihren Spielen. Er schickte dieselben im Entstehen einer Frau, die ein krankes Kind hatte. Diese erwiderte ihm bald, das genesende Kind >ei durch diese Beschäftigung so glücklich geworden; sie war voll Dank dafür. So entstand in Wechselwirkung mit den» mütterlichen und Familienleben nach und nach ein Buch als ein lebensvolles Ergebnis; von beiden.

Fröbel geht von der Erfahrung aus, daß eine Mutter mit ihrem Kinde in jeder Lebenslage und vorzüglich im Genüsse des Glückes unermüdlich spielt, die zarten Glieder ersaht, sie mit allerlei schmeichelnden Namen belegt und die Aufmerksamkeit ihres lieben Kindes auf alle mögliche Weise zu erregen sucht. Er schöpft dabei aus dem unversiegbaren Quell der traditionellen Weisheit der Mütter, wie sie sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt. Die uralten und allbekannten Wiegenlieder, sowie die Liedchen zu den Fingerund Handspielen werden von ihm benutzt. Wir erinnern an das alte Lied:

„Schlaf, Kindchen, schlaf,
Draußen stchn zwei Schaf,
Ei» fchwarzes und ein weißes,
Und wenn mein Kind nicht schlafen will,
So lomint das schwarze und beißt es!"

Offenbar liegen hier, wenn auch versteckt, Reminiscenzen an den alten Götterglauben vor. Jedenfalls ist die Abschreckungstheorie verwerflich. Tiefe und ähnliche Lieder mußten demnach geändert weiden. Ein Fingerfpicl lehrt der alte Reimspruch:

„Das ist das Däumchen!
Der schüttelt die Pflnumchen!
Der liest sie auf!
Der trägt sie heim!
Der ißt sie alle allein!"

Fröbel ordnet nun diese Liebchen, nachdem er sie passend unigändert hat, in einer Reihenfolge, daß sie das körperliche und geistige Wohl der Kinder fördern helfen. Nehmen wir z. B. das Liedchen, welches im Fröbel'scheu Original das „Strampfelbein" heißt. Es knüpft an eine der ersten und natürlichsten Lebensäußerungen des Kindes an, mit Veinchcn und Aermchen sich lebhaft zn bewegen. Was liegt nun näher, als daß die Mutter in der Vchätigung ihrer unsagbaren Liebe die kleinen Füße und Arme erfaßt. Sie wird nie müde werden, dies zu thun. Nun soll die Bewegung mit dem Fuße, aber in gleichmäßigem Tacte auf und nieder geschehen, und die Mutter soll scherzend dazu singen:

„Flugs gieb wir das Strampfelbein,
Wollen schlagen aus Mohn und Lein
Oel fürs" Lnmpchen zierlich, Nein,
Daß es brenne hell und rein.
Wenn Mutierlieb' in langer ?>acht
F'iir's liebe ilindlein wacht!"

Worin besteht der Nutzen dieses Verfahrens? Jede verständig ausgeführte Hebung stärkt die Gliedmaßen, und bei den späteren Gehversuchen wird ein dergestalt vorgeübtes Kind seine Glieder schneller und geschickter brauchen lernen, als ein solches, das träge in den Kissen gelegen hat.

Ein zweites Liebchen soll ein Spiel zur Stärkung des Rückgrats begleiten. Ihm liegt der von einer Mutter oder Wärterin gern und wiederholt getriebene Scherz zu Grunde, das auf dem Schöbe befindliche Kind scheinbar fallen zu lassen, bei welcher Bewegung das Rückgrat kräftig gestützt und die Händchen gehalten werden. Dabei empfiehlt Fröbel zu singen:

„Boich, da fällt das Kindchen nieder,
Mutterliebe hebt es wieder,
Und mein holdes Kindchen lacht!
Denn der Mutter Auge wacht,
Daß es sich nicht thuc wehe,
Nur zur Lust es ihm geschehe!"

Zu einer tactmäßigen Bewegung der Arme, wobei zugleich das auf jedes Kind sehr anziehende Spielzeug der Uhr hingewiesen wird, kann das folgende Liedchen dienen:

„Sehet mir, sehet nur!
Wie der Pendel an der Uhr,
Geht das Acrmchen hin und her,
Doch nicht kreuz und dock) nicht quer;
Denn es gehet Schlag bei Schlag
Jinnicr tick und immer tack.
Tick tack, tick, tack!"

Das Kind steht ans dem Bettchen oder dein Fußboden, und die Mutter biegt die Arme sanft hin und her.

Man ficht leicht ein, daß diese und überhaupt derartige Hebungen und Spiele eine Art Anfangsgymnastik bezwecken. Beginnt nun das kleine Kind, mit seinen Gliedern zu spielen, so kann die Mutter oder Kinderfrau nicht achtsam genug sein. Lernt dasselbe bei Zeiten den richtigen Gebrauch der Glieder kennen, so hält man es dadurch am sichersten von eineni unbedachten, den Zartsinn verletzenden und gefährlichen Betasten seines Körperchens ab. Aus diesem Grunde muß den Fingern und Händen schon früh, z. B. durch den Ball, eine passende Beschäftigung gegeben werden.

Die eigentlichen Finger- und Handspiele läßt man erst vom zweiten Jahre anfangen, weil bis dahin die Glieder noch zn zart sind. Wie nun Fröbel dabei verfährt, geht aus der Bearbeitung des von nns erwähnten „Das ist der Daumen" hervor. Er benutzt den alten Reim zunächst, um in der veränderten Lesart die Kenntnis; der Beziehungen des Kindes zum Familienkreise anzubahnen. Die Finger der Hand werden angefaßt und die Mutter sagt:

„Das ist die Großmama,
Das ist der Großpapa,
Das ist der Vater,
Das ist die Mutter,
Das ist's kleine Kindchen ja;
Seht die ganze Familie da!

Die Ucbung kann weiter dazu dienen, dem Kinde das erste Zählen sinnlich anschaulich zu machen:

„Beim Däumchen sag' ich: Eins,
Beim Zeigefinger: Zwei,
Beim Mittelfinger: Drei,
Beim Ringfinger: Vier,
Beim kleinen Finger: Fünf ich sage.
Hab' ins Vettckcn All' gelegt,

Schlafen, Keines sich mehr regt, —
Still, daß Kcins zu früh erwacht" —

Aber nun folgt ein Motto, das allerdings nur für die Mutter bestimmt ist, dessen Unpocsie nichts desto weniger wie ein Sturzbad nach der wirklich cmmuthenden Methode wirkt:

„Welche große Kunst das Zählen ist.
Nein! Der Mensch es nicht ermißt;
Welche Kunst, er nlmct's laum.
Sich zu finden in dem Raum!" — —

Die dritte Hebung kann, außer zur Fingergymnaestik, au und für sich noch dazu dienen, die Unter- und Ueberordnung zu versinnlichen.

„Däumchen, neige Dich:

Zeiger, strecke Dich;

Mittler, bücke Dich:

Goldncr, hebe Dich; —

Kleiner, bücke Dich:

Ja, ja, füge Dich!

Ihr alle möget durch zierliches Vcugen

Euch heut des Grußes Ehre bezeugen" —

Nicht nur eine HauZgymnastit und die Beziehungen zur Familie werden in den Mutter- und ituseliern gepflegt, sondern das Kind wird auch in die Natur und iu die Thicrwelt eingeführt. Z. B, in dem Liebe „Das Hof» thor" werden die Hände so gekreuzt, daß die unten entstehende Oeffnung einen Thorbogen und die Arme die Thorffusten bilden. Das Lied selber heißt:

„Was soll dies sein? —
Ein Thor soll's sein,
Uns führend in den Hof hinein;
Da springen die Röblei»,
Da fliegen die Täublcin,
^ Dn schnattern die Gänschen,

Da quälen die Entchen,
Da piepen die Hühnchen,
Tn Irähct der Hahn,
Es summen die Vienchen;
Da muhe! die Kuh,
Da hüpfet das Kälbchen,
Da mäct das Lämmchen,
Da blöket das Schaf,
Da grunzet das Schwein;
Das Thor muß fest «erschlossen sein,
Daß teins läuft fort,
Ein Jedes bleibt an feinem Ort". —

„Es sind", sagt hierzu Frau v. Marenholtz ganz richtig, „meist die Thiere, welche zuerst die kindliche Wißbegierde wecken. Das Kind lernt leicht ihre Namen und Eigenschaften, betrachtet ihre Bewegungen und Laute, ihre Lebensweise und Gewohnheiten, wenn man ihm einige Anleitung dazu giebt, und lernt auch in solcher Weise die Pflege derselben, liebt sie und erkennt ihren Werth für den Menschen. Das Alles sind Vorstudien für die Menschenwelt. Kinder, welche von früh auf die Mannigfaltigkeit beobachteten, welche in den Staaten der Thiere herrscht, — wie jede Gattung, verschieden an Gewohnheiten und Bedürfnissen, in ungleichartigen Elementen und Sphären lebt und gedeiht, werden nicht so leicht in die philisterhafte Weife verfallen, Alles, was Andere in ihrer Lebensweise anders machen als sie selber, zu bekrittln und zu tadeln; und es wird damit leicht der Anknüpfungspunkt gewonnen, Gerechtigkeitsliebe sich nach allen Seiten entfalten zu lassen." —

Schon die wenigen von uns mitgetheilten Proben zeigen genügend, daß Fröbel kein Dichter war. Eben so wenig können sich die Singweisen, so weit sie nicht Motive aus guten Volksliedern enthalten, als gefällige ComPositionen sehen lassen. Darauf kommt es aber auch gar nicht an. Möge eine Mutter an den Liedern, was Text und Musik anbetrifft, kürzen und ändern, so viel sie will; wenn sie den Geist der Sache erfaßt hat, kann dies gleich sein; denn Fröbel will die Mütter ja nicht auf seine Worte schwören lassen, er will sie nur anregen zu mütterlichem Thun! Umdichtungen der Mutter» und Koselieder sind z. B. versucht worden in dem empfehlenswerthen Buche von L.Morgenstern: Das Paradies der Kindheit, F. Hirt und Sohn in Leipzig.

Mit obigen Liedern gehen andere Beschäftigungen Hand in Hand. Fröbel spricht von bestimmten „Spielgaben". Die erste Spielgabe sind sechs bunte Bälle im Kasten, die zweite Kugel, Würfel und Walze, die dritte ein Baukasten, dm getheilten Würfel enthaltend u. s. w. Was will er nun z. B. mit der Spielgabe des Balls schon bei ganz kleinen Kindern bezwecken?

Ter Ball hat eine ganze Symbolik für sich. Als ein kugelförmiges, in sich abgeschlossenes, einheitliches Ganze ist er das Sinnbild zugleich der größten Ruhe und der äußersten Beweglichkeit. Er bietet keine hervorstehenden Punkte, keine scharfen Kanten, keine rauhen Flächen. Er läßt sich nicht leicht zerstören und giebt also diesem verderblichen Triebe der Jugend, der keineswegs so unschuldig ist, wie man gewöhnlich meint, nicht nach. Deswegen ist der Ball das vollkommenste Spielzeug.

Das Kind greift zuerst nach dem Ball, dem Symbol der Ruhe, und nimmt dadurch, daß es ihn erfassen will, gleich seine Beweglichkeit wahr. iGcgensatz.) Ter ruhende Ball, der bewegte Ball, beide als freier Ball gehandhabt, und der an einer Schnur hängende Ball, können nun zu sinnreichen Spielen benutzt werden, wobei ein Wechsel derselben auch nach den verschiedenen Farben der Spielgabe eintritt. Indeß nicht minder hierbei behält die Mutter ihre völlige Freiheit» die Spiele und Hebungen ganz nach

Nord und SUD. XX, 5». IS

Gutdünken auszudehnen oder zu beschränken, vorausgesetzt, daß sie eine Uebersicht des ganzen Spielsystems erlangt hat.

In der zweiten Spielgabe finden sich Kugel, Walze und Würfel vereinigt, nicht nur, damit die Gegensätze der Gestalt, sowie die sonstigen Merkmale der Verschiedenheit dem Kinde besser zum Bewußtsein kommen, sondern auch, daß von ihm gleich die Vermittelung zwischen Kugel und Würfel, die Walze, in ihrer Bedeutung erkannt wird. Sind die hier entwickelten Begriffe mehr elementarer Natur, wie es bei derartig einfachen Spielmitteln nicht wohl anders sein kann, so betreten wir ein ganz neues Gebiet mit der dritten, vierten, fünften und sechsten Gabe, den Fröbel'schen Baukästen. Ter Erfinder des Baukastens, wie derselbe sich gewöhnlich in den Familien findet, ist der Dichter LaVater. Baco, Rousseau, Jean Paul und viele Andere tadeln mit Recht das zu kunstvolle Spielzeug, welches dem Schaffenstrieb der Jugend nichts zu thun übrig läßt. Jeder Knabe dünkt sich in dieser Beziehung ein'junger Alexander. Er will den Ruhm der eigenen That genießen und zieht den Spazierstock des Vaters dem noch so schön bemalten Steckenpferde vor. Die gewöhnlichen Säulenbaukästen enthalten zu viel schon fertige Gebilde! Der Erfindung des Kindes bleibt eigentlich wenig überlassen. Nicht so bei Fröbel!

Der erste Baukasten bringt den in acht kleine Würfel getheilten großen Würfel. Der zweite Kasten enthält einen noch größeren Würfel, der in siebenundzwanzig kleine Würfel zerfällt, die einzeln die Größe der Theilwürfel des ersten Kastens haben und von denen drei in große Dreiecke halbirt und wiederum drei in kleinere Dreiecke geviertheilt find. Ter vierte Baukasten endlich ist ein dem dritten an Größe gleicher Würfel, der in Längen- und Quadrattafeln sowie vierkantige Säulen zerlegt wird, so daß hier erst der auf Ausbildung des Schönheitssinns besonders abzielende Säulenbau in feine Rechte tritt. Jedoch werden auch hier keine fertigen Säulen gegeben!

Wie nun diese Fröbel'schen Baukästen zu benutzen seien, das lehrt trefflich „Friedrich Seidel, das Bauennach Fröbel. Vorlagen und Anweisung" in vier Heften mit sauber ausgeführten Zeichnungen, Leipzig, F. Hirt nnd Sohn.

Der Fortschritt besteht darin, daß nach der beendeten ersten Auffassung von Farbe, Größe und Verhältnis; jetzt Formen gebildet werden, wie sie auch den späteren Veschäftigungsmitteln zu Grunde liegen. Diese Formen werden dreifach eingetheilt: n) in Lebensformen, K) in Schönheitsformen, c?) in Erkenntnißformen. Lebensformen sind Nachbildungen von Gegenständen der Natur, Kunst, des Verkehrs u. s. w., z. B. ein Thier, eine Bank, ein Haus; Schönheitsformen find Gebilde, bei denen Phantasie und Geschmack thätig sind, z. B. Muster, Sterne; Erkenntnißfvrmn sind sinnliche Tarstellungen, welche die Grundbegriffe der Zahlenlehre und Geometrie anschaulich machen sollen.

Fr, Seidel gibt den kleinen Baumeistern, Gesellen und Lehrlingen folgende bcachtenswerthe Lehren: Sie sollen bei Vornahme eines der vier Wien immer vom Ganzen, vom Würfel, ausgehen und am Schluß des Spiels stets wieder dahin zurückkehren. Sie sollen zu jedem Bau alle Steine des betreffenden Kastens verwenden und kein Thcilchen unbenutzt oder wie verwaist liegen lassen. Ein drittes Gesetz ist, daß sie aus einer Form allmählich die andere entwickeln sollen, gerade so, wie es der Pädagog Bormann beobachtet hatte. Als vierte Regel schreibt er vor, zur Abwechslung auch manchmal rückwärts zu gehen, d. h. aus den späteren Formen wieder die früheren zu bilden. Tos Schwerste, aber auch Lohnendste endlich ist, eigene Formen zu erfinden.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir ausführlich von allen anderen Gaben reden. Die siebente sind die Legetäfelchen, die achte das Fallblatt, die neunte das Ab- und Ausschncideblatt. Fast alle Formen und Gestaltungen, die Fröbel durch das Papierfalten und Ausschneiden entstehen last, waren zweifelsohne den Müttern und Kinderfreunden bekannt, so lange das Papier erfunden ist. Welche drolligen Kunstwerke vererben sich da zum Vergnügen der Kleinen! Sein Verdienst ist nur, diese Beschäftigung nach pädagogischen Grundsätzen geordnet zu haben, so daß vom Leichten zum Schweren, vom Einfachen zum Zusammengesetzten, von Bekannten zum Unbekannten fortgeschritten wird. Das Faltblatt befördert Genauigkeit und Accuratesse des Thuns. Das so geübte Mädchen wird später tadellos Servietten, Kleider u. dgl. falten, wird im Anbringen der Bänder und Schleifen geschickt sein. Der Knabe lernt eine Menge geometrischer Lehrsätze oder besitzt wenigstens die sichere Anschauung von vielen mathematischen Verhältnissen, die er sich durch sein Spiel unmerklich angeeignet hat und in deren Besitz jeder andere nur mit Mühe gelangt. Die zehnte Beschäftigung, das Flechten von Papier- oder Lederstreifen, ist nicht nur durch das nöthige Abzählen eine sinnige Vorbereitung auf den Rechenunterricht, sondern die Kinder lernen auch niedliche Arbeiten verfertigen, niit denen sie die Eltern erfreuen können. Eine elfte Gabe sind Legestttbchen, nämlich verkörperte Linien. Auch hier bilden sich unter den Augen des Kindes die drei Arten von Formen. Bedeutungsvoll namentlich ist die zwölfte Gabe, denn da sie ans ganzen, halben und Viertelringen runde Gebilde entstehen läßt, so widerlegt sie den Einwurf, daß die Fröbel'schen Tarstellungen, wie sein eigenes Wesen, nur eckiger Natur seien.

Tie Reihenfolge der Bcschäftigungsmittel ist nun verschieden, je nach der Eintheilung, die man trifft. Doch ist, dies gleichgiltig, da sie ja stets untereinander abwechseln. Wir erwähnen noch das Spiel mit den Verschränkstäbchen, schmalen und langen Holzstreifen, die ineinander gefügt werden, das Ausstechen auf weißem Papier, das damit zusammenhängende Ausnähen mit bunten Fäden, das Papierverschnüren, wo die Längsstreifen, welche bei Hcrrichtung der Ausschneide- und Faltblätter abfallen, zu Figuren durch Umbiegen und Jcinandcrstccken verwendet werden; endlich die Erbsenarbeiten, wobei man gequollene Erbsen auf Stäbchen steckt — man kann auch Korkstücke nehmen — und das Formen aus Sand, sowie Thon.

Sämmtliche Beschäftigungen, die zum allergrößten Theil längst vor Fröbel bekannt waren, nur daß ihre methodische Anwendung bei der KleinKindererziehung fehlte, kann und soll nun die Mutter mit ihrem Kinde vornehmen. Eine Kenntniß derselben ist demnach für diese unerläßlich. Ausführlichere Anleitung dazu giebt das schon erwähnte Vuch „Paradies der Kindheit". Eine mehrfach wissenschaftliche Darstellung ist das größere Wert von A. Köhler: .Tic Präzis des Kindergartens", 3 Bände. Weimar. H. Böhlau. Auch die Mutter muß den musikalische» Siun des Kindes durch kleine Lieder wecken, dasselbe passende Gedichtchen, Sprüche u. dgl. lehren nnd mit ihm beten. Aber vom vierten Jahre an tritt das gemeinsame Spiel und die gemeinsame Thätigkeit als erziehliche Forderung auf, und vornehmlich aus diesem Grunde ist ein förmlicher Kindergarten fchwer zu entbehren. Wie vermöchte z. B. eine Mutter, wenn sie nicht eine größere Anzahl Kinder um sich versammelt, die „Bewegungsspiele" ausführen zu lassen, welche cincstheils heilsame Körperübungen sind und cmderntheils

das Kind in das Leben einführen! Man hat diese Spiele deshalb nicht mit Unrecht „lebende Bilder“ genannt. Sagen wir nun noch ein Wort vom Leben und Treiben im Kindergarten selber!

IV.

Im Kindergarten selber waltet nun nicht die Mutter, sondern die Kindergärtnerin. Derselbe befindet sich im Sommer an schönen Tagen in einem wirklichen Garten oder wenigstens auf einem von schattigen Bäumen geschützten Kiesplatze, im Winter in geräumigen Sälen. Zweckmäßig sind erstens ein Newegungssaal, welcher an den Wänden mit kleinen Bänken versehen ist; hier werden die Tuet- und Marschübungen, die Bewcgungs-, Kreis-, Fingerund Kugelspiele aller Art vorgenommen, und in diesem Raum tonnen auch die Geschichten erzählt werden. Zweitens der Beschäftigungssaal, welcher sür die verschiedenen Arbeiten der Kinder Bänke und Tische enthält, die natürlich der Größe der Kinder angemessen sind. Nach A. Köhler haben die Tische eine Länge von $3\frac{1}{2}$ Meter nnd sind dann für 12 Kinder, die an beiden Seiten derselben sitzen, berechnet, so daß auf jedes Kind \approx 58 Centimeter kommen. Die Breite der Tische beträgt ca 70, die Höhe 50—55 Centimeter. Die Bänke haben eine Sitzhöhe von 28 Centimeter und eine Breite von 70—80 Centimeter. Die Lehnen sind wie bei den Schulbänken nach bester Construction so eingerichtet, daß sie Anfangs gerade in die Höhe gehen und dann ein wenig abgeschrägt sind. Selbstverständlich muß in den Sälen für eine gute Heizung und Ventilation Sorge getragen werden.

Im Kindergarten herrscht nun ein fröhliches Leben. Da werden von der „Tante“, eine Benennung, die aus den Kinderschulen herübergenommen ist, Bewegungsspiele geleitet, welche die Beschäftigungen beim Ackerbau darstellen, z. B. das Säen und Mähen, oder wie die Vöglein im Walde ihre Nester bauen, ausfliegen und heimkehren, oder Nachahmungen des Verlehrslebens und einiger Handwerke. An dieselben knüpfen sich belehrende Gespräche zwischen Kindergärtnerin und Kindern, die nicht nur Ausdrücke des Spiellieds erklären, sondern auch auf verwandte Beziehungen Rücksicht nehmen. Wer könnte z.B., nachdem er es einmal gehört hat, das reizende Lied vergessen: „Fädchcn. Fadchen, wie ein Rädchen“? Hierbei wird also nicht nur erläutert, was ein Faden ist und wie er sich um den Finger oder die Rolle wickelt, sondern weiter wird mitgetheilt. woraus ein Faden gemacht wird (Wolle. Seide, Hanf); es kann ferner von der Schnur, der Leine, vom Rahen. Stricken und Häkeln gesprochen werden. — Da fertigen die Kinder ihre Flechtarbeiten aus Papier und Lcder; da spielen sie erfinderisch mit den Baukästen und lassen sich eine neue Form von der Kindergärtnerin erklären. So treiben sie ihre kindlichen, Geist, Sinn und Handfertigkeit übenden Arbeiten, die von Zeit zu Zeit, nach einer halben oder Viertelstunde, frisch anregend abwechseln, im Sommer von der wirklichen Arbeit im Garten unterbrochen, wo die Kleinen mit Hacke, Spaten und Gießkanne graben, jäten und gießen. Welche Freude, wenn die Kinder Pflanzen unter ihrer Hand gedeihen sehen!

Aber, sagt wohl der Eine oder Andere, ist es nicht widernatürlich, daß die Kinder bereits in so frühem Alter den Händen der Mutter und der Familie entzogen werden? Darauf antworten wir: Zunächst werden die Kinder diesem segensreichen und ganz unentbehrlichen Einflüsse in Wahrheit nicht entzogen; denn der Tag hat vierundzwanzig Stunden, und die Kinder bringen durchschnittlich täglich nur vier oder fünf im Kindergarten zu. Ist ein solcher nicht vorhanden, so sind sie ungefähr dieselbe Zeit ungebildeten und sorglosen Mägden überlassen. Indeß nehmen wir selbst an, es gäbe lauter Mütter, die sich von früh bis spät unausgesetzt diesen Kindern von drei bis sechs Jahren widmen könnten, so würde ein Kindergarten doch noch immer eine höchst schützenswerthe Einrichtung sein. Von dem genannten Alter ab beobachtet man nämlich bei jedem gesunden Kinde den ganz gerechtfertigten Trieb, mit seinen Altersgenossen zu spielen. Die Idee, daß die Kinder zur Ausübung ihrer Spiele am dritten Ort zusammen kommen sollen, rührt keineswegs erst von Fröbel her, wie man immer meint. Auch diese Forderung wurde klar und bestimmt bereits von Comenius und Pestalozzi, später von Herder, Fichte und Jean Paul ausgesprochen. Ja, als den eisten Kindergärtner kann man dreist den alten Griechen Plato bezeichnen, denn er verlangt unter seinen Erziehungsvorschriften, daß für Knaben wie Mädchen von drei bis sechs Jahren in jedem der zwölf Stadtquartiere zu Athen sich ein Versammlungsplatz befinde, wo das Betragen und Spiel der Kleinen von verständigen Wärterinnen beaufsichtigt und geleitet werde.

Zugegeben, — sagt ein Zweiter, — daß dem Kinde das Spiel mit seinen Altersgenossen eine Nothwendigkeit ist, so tritt das Spiel im Kindergarten doch viel zu systematisch auf; es trägt einen unkindlichen Charakter und macht die Kinder eitel und affectirt. Nun, wer das sogt, hat eben noch keinen richtig geleiteten Kindergarten gesehen und kennt dessen Spiele überhaupt nicht. Denn allerdings ist System im Spiel, und diese Ordnung ist des Kindes größtes Behagen. Woher käme sonst, daß es erwachsene Personen so gern als Mitspieler sieht? Es wünscht von deren entwickelterem Geiste für sein Spiel mitzugemcßen. Nun muß man aber nicht denken, daß Fröbel verlangt, man solle sein System von A bis Z ohne Auslassung durchspielen. Tagegen erklärt er sich mit den entschiedensten Worten. Er sagt ausdrücklich, daß bei der eigenthümlichen Art der Kinderbeschäftigung einmal diese und dann wieder jene Ucbung versucht werden müsse. Und was die Spiele selber anbetrifft, so sind sie zumeist gar nicht Fröbels Erfindung, sondern größtentheils aus dem reichen Borne jener alten indoeuropäischen Kinderspiele geschöpft, die sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgeerbt haben. Wer hätte aber je gehört, daß solche unschuldigen Spiele Eitelkeit oder affectirtes Wesen hervorrufen könnten?

Gut, — sagt ein Dritter, — jedoch der Kindergarten gewöhnt seine Zöglinge an Tändeleien, und sie übertragen diese Art der Arbeit später auf die Schule! Den besten Beweis, daß diese Beschuldigung ungerecht ist, giebt eine zuver>lässige Berliner Statistik. Nach derselben machten in der Schule diejenigen Kinder die besten Fortschritte, welche einen Kindergarten oder eine Kinderschule besucht hatten, viel bessere als solche, denen eine sogenannte gute „häusliche“ Erziehung zu Theil geworden war. Endlich ist gegen die Kindergärten wohl zuweilen von ängstlichen Eltern geltend gemacht worden, daß die Kinder sich dort erkälten könnten. Jndeß haben seit den vierzig Jahren ihres Bestehens gerade sie als Stätten der Gesundheit gegolten. Dies wurde selbst von ihren ärgsten Widersachern anerkannt! Liegen nun gar die Bewegungsspiele, die ja niemals forcirt werden, in der Mitte der Beschäftigungen und werden beim Nachhausegehen die Kinder wohl verwahrt, so ist der ganze Einwurf vollends hinfällig.

Da wir hier einmal von Streitpunkten gesprochen haben, so wollen wir bei dieser Gelegenheit noch hinzufügen, Ivo rauf wirein ganz besonderes Gewicht legen und in diesen Blättern schon hingedeutet haben, daß Fröbel ein durchaus frommer Mann war. Er hat sich während seines Lebens mit seinen Schülern stets zur Kirche gehalten, er hat auf seinem Todtenbette nachdrücklich daraus hingewiesen, daß er ein christlicher Mensch sei. Alles dies ist zu wenig bekannt. Von ihm stammt auch das schöne Wort: „Das Gottvertrauen, das felsenfeste Gottvertrauen ist der Menschheit abhandengekommen der Kindergarten soll es in den jungen Seelen wieder wachrufen, damit die nachfolgenden Geschlechter wieder Kinder Gottes werden.“

Wie die bekannten Kleinkinderschulen in neuerer Zeit hier und da Manches aus dem System Fröbels hinüber genommen haben, so soll andererseits nicht bestritten werden, daß der Kindergarten manche gute Seite aus den Oberlinschulen sich zu eigen machen könnte. In erster Linie würde hier die stärkere religiöse Färbung in Betracht kommen. Sehr lesenswert!) sind Bücher über Kleinkinderschulen von I. Fr. Ranke u. A., dann die kleine Schrift: Die christliche Klcinkinderschule, ihre Entstehung und Bedeutung, eine Denkschrift, herausgegeben im Namen des Kleinkinderschul-Central-Comites vom Johanniter Dr. Freiherrn Adolf von BissingBeerberg.

Unser Ideal würde fein, daß beide Richtungen zum Segen der Kinder sich bald die Hände reichten und zusammen wirkten! Sollte dieser Wunsch sich in der That nicht verwirklichen lassen? Beide wollen ja doch das Beste der Kinder!

V.

Gegenwärtig giebt es Kindergärten in fast allen Erdtheilen. Sogar Japan beschickte die Wiener Weltausstellung mit Fröbel'schen Svielmitteln. Seitdem Anfang der sechziger Jahre das Verbot der Kindergärten in Preußen aufgehoben wurde, erfreuten sich dieselben auch von Seiten der Behörden hier stets wachsender Gunst. In Preußen allein bestehen mehrere hundert Kindergärten vom fernen Osten bis an das romantische Ufer des Rheins, von der Gebirgswelt Schlesiens bis in die Niederungen Schleswig-Holsteins. Bor Allem bildeten sich Berlin und Breslau als Mittelpunkte der neuen pädagogischen Richtung heraus.

Aber nicht blos in Preußen, nicht blos in den Ländern des deutschen Reiches, nicht blos in Oesterreich-Ungarn und der Schweiz, sondern auch in England, Frankreich, Belgien, Rußland und Italien, in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, ja selbst im Orient finden sich Frobel'sche Kindergärten. Ihre Anzahl ist schwer zu schätzen. Die Verbreitung im Auslande hat der Kindergarten vorzüglich der rastlosen Thätigkeit von Frau v. Marenholtz zu verdanken. Ein Bild ihrer umfassenden Bemühungen giebt in seinem letzten Theile ihr Buch: „Die Arbeit und die neue Erziehung nach Fröbels Methode“. Außerdem verfaßte sie u. a. das bereits erwähnte Buch: „Erinnerungen an Friedrich Fröbel“ nnd die zwei mit philosophischem Geiste geschriebenen Hefte: „Das Kind und sein Wesen“. Frau von Marenholtz begründete auch schon früher im Verein mit dem bekannten Pädagogen Karl Schmidt die Zeitschrift: „Erziehung der Gegenwart“. Ihr ist es besonders darum zu thun, einen thätigen Kreis für die „principielle“ Vertretung der Methode zu gewinnen. Sie erwartet durchaus nicht allen Segen von den Kindergärten allein. Sie meint, daß die ganze Erziehung gehoben werden müsse, und um dies zu erstreben, hat sie später einen „Allgemeinen Erziehungsverein“ begründet.

Wir nennen neben dieser Dame als eifrige Fröbelverehrerinnen Johanna Goldschmidt in Hamburg, Henriette Goldschmidt in Leipzig. Gräfin Poninsla, die Geschwister Vreymann, Frau Schulvorsteher Vogeler in Berlin, Frau von Portugal!, welche im Sommer 1876 zur luLpectrios äes öcole? sniantineä in Genf ernannt wurde, u. n. A. Daneben haben viele Männer für die Verbreitung und Weiterbildung der neuen Lehre durch Schrift, Wort und Thal gesorgt. Der unlängst verstorbene A. Köhler gab in Verbindung mit F. Seidel und Schmidt in Weimar eine Zeitschrift: „Kindergarten, Bewahranstalt und Elementartlasse“ heraus. Ferner veröffentlichte Seidel eine illustrierte Zeitschrift „Nach der Schule,“ welche die Jugend nicht blos unterhalten, sondern die belehrende Beschäftigung nach der Frübcl'fche» Methode mich für die Mußstunden immer mehr in die Jugend- und Familienkreise einführen wollte. Die Literatur über den Kindergarten ist bereits so groß, daß sie eine stattliche Bibliothek zu füllen im Stande ist. A. B. Hanschmann schrieb „Friedrich Fröbel, die Entwicklung seiner Erziehungsidee in seinem Leben“. Dieses Werk ist neben Fröbels eigenen Aufzeichnungen die zuverlässigste und vollständigste Biographie Fröbels. Von G. Steinacker giebt es „Bilder, Studien und Klänge aus dem Bereiche des Elternhauses und Kindergartens“. Bekannte Schriftsteller auf diefem Gebiete sind noch Dr. Pappenheim, Goldammer, Grosmann u. v. A.

Im Jahre 1873 trat eine Anzahl von Fröbelvereinen und Fröbel'schen Anstalten auf einer Versammlung in Nordhausen zu einem Fröbelvereins-Verband zusammen. Sie wollten mit vereinten Kräften, bei voller Wahrung ihres Einzellebens, ihre gemeinsamen Zwecke fördern: bei sich bietenden Gelegenheiten den Fröbel'schen Bildungs- und Erziehungsmitteln auch höheren Orts einflußreiche Freunde und Gönner gewinnen, ferner der Fröbel'schen Methode und ihrer Verwerthung sowohl in den Elementarklassen der Volksschule wie ihrer Aufnahme in den Gesamtorganismus des Volksunttrichts und der Volkserziehung auf dem Wege des Gesetzes und der Verordnung allmählich Bahn brechen.

Dieser Fröbel-Verband reichte denn auch einige Jahre später dem Reichstanzleramt und dem preußischen Unterrichtsministerium je eine kurze Denkschrift über die bisherige Entwicklung und den gegenwärtigen Stand der Kindergartensache, sowie über die wünschenswerthe Förderung durch die staatlichen Behörden gleichzeitig mit einer Anzahl Schriften der betreffenden Literatur ein.

Die Denkschrift für das Reichskanzleramt lenkte die Aufmerksamkeit auf die Erwägung hin, wie durch Einführung und fördernde Unterstüztung des Fröbel'schen Kindergartens von Staats wegen besonders in den wiedererworbenen Neichslanden vielleicht ein treffliches Mittel der Germanisirung und nationalen Erziehung an die Hand gegeben sei.

Die Denkschrift für das preußische Unterrichtsministerium möchte ziemlich unverhohlen für den Kindergarten in Preußen eine ähnliche Stellung anstreben, wie dieselbe im österreichischen Lande schon erreicht ist. Dort wurde durch den Minister von Strcmeyr der Kindergarten in den öffentlichen Schulorganismus officiell eingereiht.

Tie amtliche» Bescheide auf diese beiden Denkschriften lauteten nicht unbefriedigend. Nach dem Bescheide des preußischen Unterrichtsministers wird im pädagogischen Unterricht auf den Schullehrer- und den LehrerinnenSeminarrien der Monarchie sowohl der Sache selbst, wie der Verdienste Friedrich Fröbels um dieselbe gebührend gedacht. In wie weit es ausführbar ist, mit den Lehrerinnen-Seminarrien ohne Beeinträchtigung ihres nächsten Zweckes Einrichtungen zu verbinden, durch welche die angehenden Lehrerinnen Gelegenheit erhalten, sich in der planmäßigen Beschäftigung mit noch nicht schulfähigen Kindern zu üben, wäre bereits seit längerer Zeit Gegenstand eingehender Erörterung im Unterrichtsministerium gewesen. Der Verband solle überall der Bereitwilligkeit der betreffenden königlichen Regierungen begegnen, wenn er die Vermittlung derselben zu Mittheilungen über seine Zwecke und seine Erfolge an die Lehrer und Lehrerinnen in Anspruch nimmt. Endlich werden die Regierungen ihre Zustimmung nicht versagen, wenn Gemeinden, in welchen für die Volksschulen ausreichend gesorgt ist, einen Kindergarten als unterste Stufe anschließen oder mit den höheren Mädchenschulen Veranstaltungen zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen verbunden werden. Dagegen soll das Fröbel'sche System nicht ausschließlich empfohlen werden, weil die bisherigen Erfahrungen noch keineswegs ausreichen, um über die Vorziige oder Nachtheile der einzelnen Lehrweisen ein sicheres Urtheil zu gewähren.

Bereits 1872 wurde von Dr. Pappenheim im Namen der Berliner Fröbelverbindnngen die förmliche Einordnung des Kindergartens in das Schulwesen Berlins bei den dortigen städtischen Behörden beantragt. Ter Magistrat antwortete, daß der Gemeinde nicht zugesprochen werden könne, neben ihrer gesetzlichen Verpflichtung für die Unterhaltung und Fortbildung ihres öffentlichen Volksschulwesens und neben ihrer Bereitwilligkeit zur Errichtung höherer Lehranstalten ihre Fürsorge noch auf die nichtschulpflichtige Jugend zu erstrecken.

Staat und Commune haben hier also abgelehnt, den Kindergarten als ein nothwendiges Glied im Unterrichtsorganismus anzuerkennen. Die Angelegenheit ist eine offene Frage. Wer sich darüber zu unterrichten wünscht, in welcher Weise etwa die organische Verbindung zwischen Kindergarten und Schule herzustellen wäre, dem empfehlen wir die anregenden Schriften von L. Morgenstern und Dr. Weber. Das Lehrerinnen-Seminar in Gotha, welches aus der organischen Verbindung eines zwei Abtheilungen umfassenden Kindergartens, einer mehrklassigen Töchterschule, einer Fortbildngsschule, eines eigentlichen Lehrerinnen- und eines Kindergärtnerinnen-Seminars besteht, genießt auch in seinem letzten Theile staatliche Anerkennung. Jede vom Herzoglichen Staatsministerium zu prüfende Volksschullehrerin muß ebenfalls eine Vorbildung als Kindergärtnerin genossen haben.

Viel wichtiger als diese Verbindung mit der Schule scheint uns, wenigstens für die nächste Zeit, die immer weitere Verbreitung der Fröbel'schen Ideen

in der Familie zu sein, damit das erreicht werde, was schon Pestalozzi anstrebte, eine bessere Erziehungskunst bei den Müttern. Ohne den belebenden Geist der verständigen Mutter bleibt das Fröbel'sche System ein toter Buchstabe. Gerade in unseren Tagen hat der Kindergarten, und auch hier kommen wir auf Pestalozzi und sein gleich zu Anfang charakterisiertes Wirken zurück, die größte Bedeutung als Volksbildungsmittel. Es kann, namentlich in Fabrikstädten, nicht oft genug wiederholt werden, das; man mit allen Mitteln darauf ausgehen sollte, Volkskindergärten einzurichten. Berlin hat sie, leider in nicht genügender Anzahl, eingeführt. Sie sind ein unendlicher Segen für die Bevölkerung und machen sich den Spenden der Wohlhabenden gegenüber reichlich bezahlt! Wir besuchten unter Anderein schon vor Jahren in Berlin den Fichtekindergarten, der zur Erinnerung an die Säcularfeier von FichtesGeburtstag am 19. Mai 1862 gegründet wurde. Dieser Volkskindergarten war hauptsächlich für den Arbeiterstand bestimmt. Fast sämtliche Kinder zeigten sich in der ersten Zeit entweder geistig todt oder roh. Die stumpfsinnigen und unentwickelten Zöglinge wurden aber sehr bald lebhaft und heiter, die wilden gesittet und aufmerksam. Mit sichtbarem! Erfolge führte man die Kindergärtnerei auch in Bewahranstalten ein. Auf alle Fälle ist ein Volkskindergarten eine vortreffliche Kinderbewahranstalt und hat sich als solche vorzüglich auch im Auslande, unter den Händen der Frau Salis-Schwabe in Neapel und anderen Städten Italiens, bewährt.

Vollkommenes giebt es nicht unter der Sonne, und am Kindergarten läßt sich sicherlich noch Vieles verbessern und ergänzen. Bedenkt man aber, welchen stammenswerthen Fortschritt die Sache seit circa vierzig oder vielmehr seit ungefähr zwanzig Jahren gemacht hat, bedenkt man, daß aus den bestehenden Seminarien jährlich eine sehr ansehnliche Schaar von Anhängerinnen hervorgeht, welche ihre Kunst bis in die entferntesten Gegenden der Erde verpflanzen, daß dem Kindergarten die Reise über den Ocean sehr wohl bekommen ist, da sich Anstalten in New-York, Massachusetts, Ohio, Iowa :c. vorfinden, so würde selbst ein Fröbel befriedigt sein, der seiner Erziehungsidee volle dreihundert Jahre Zeit gab, um in ganz Europa feste Wurzel zu fassen!

Was man über den Nutzen oder die Nutzlosigkeit einzelner Theile des Systems auch sagen möge, die Grundidee ist ohne Zweifel gesund.

Dichtungen.

von

Adolf Friedrich Grasen von Zschack.

— München, —

Gtmar.

Als heran vom blauen Mittelmeere
Milde lüfte zu den Alpen wehten,
Daß, gelöst von ihren Lisesbanden,
Thalwärts wiederum die ströme jauchzten,
Hatte Wandertrieb in's Verner Hochland
Mich geführt, der Frühlingsgäste ersten.
Nie, o Schweiz, Dn Tempel meiner Andacht,
Hie so herrlich warst Du mir erschienen!
In smaragdgrün schimmerten die Matten
von dem stahlblau leuchtender Genziauen,
von der Primeln Roth durchwirkt; darüber
An den wilden wassern aufwärtsklimmend,
Tausendsähr'ge Tannen, deren Gipfel
In dem Thau der zieh'nden Nebel blitzte,,!
Und hoch oben aus dem silberdunste
Tauchten blendend-weiß die sündstaltalen
Gletschersimen. Vft schon vor dem Frllhroth,
wenn der Hirt von lauterbrunn die Heerde
Auf die Alme trieb, mein lager ließ ich.
Und der «Liger und die schöne Jungfrau,
Denen lang der Tag, bevor er anbricht,
Ros'ges licht schon um die schlafe breitet,
winkten mir empor in rein're lüfte.
Ueber schnee der ersten Lrdentage
Drang ich vor bis zu der ströme (Quellen,
Zu den Thoren der krystall'nen Tempel,
wo hernieder von den Eisgewölben
Die Gewässer stürzen, oder ruhte

Auf den Klippen, die aus dem erstarrten
Gletschermeere ragen; mir zn Häupten
Salz ich die gemalt'gen Adler kreisen;
Aufwärts mit den mächt'gen Flügelschlägen,
Aufwärts zu den sonnennahen Gipfeln
Schwebten sie, doch ließen bald die Schwingen
Kraftlos sinken, und auf ihre Bhnmacht
Sah'n aus der Unendlichkeit des Himmels
Stolz die Unerfliegar.Hohn nieder.
Hin von Pik zu Pik der Alpen schweifte
Mit den Wolkenzügen meine Seele,
Und noch hochober auf in's Unermess'ne
Ließ sie ihre Hoffnungen und Träume
Klimmen, bis, verirrt im Grenzenlosen,
Sie mit Schwindel in des Ungeheuern
Abgrund zu versinken zagte; froh dann
Schlug das Herz mir, wenn der wind von unten
Mir an's Bhr der Heerdenglorken käteten
Trug, und abwärts in die Thäler floh ich,
An des Bach's Gemurmel durch die wiese»,
An der Grille Zirpen mich zu laben.

So nach langer wand' rung einst am Abend

Trat ich nächst dem Stanbbach in den Gasthof,

Der im Schild den Steinbock führt. Im Saal dort

Einsam an dem Tische saß ein Fremder,

Dessen Züge als bekannt mich mahnten;

Stumm einander gegenüber blieben

Lang wir, wer er sei, vergebens sann ich

Drüber nach. Da plötzlich, wie er aufsah,

Und sein Blick mich traf, ward die Erinn' rung

In mir wach, und er, auch wie aus Träumen

Aufgestört, schien mich zu kennen: Btmar,

Rief ich, theurer, bester Freund, Du bist es?

B wie viel der Jahre sind vergangen,

Seit wir, Knaben, in des Lernens Stunden

Bei einander saßen! wie seitdem nur

Ist mir Kunde nicht von Dir geworden,

Dir von mir? — Und uns in Armen lange

Lagen wir; erst nach und nach zu Worten

Kam, was wir empfanden; aber immer

Karg blieb seine Rede, gleich als hielte

Tiefer Gram, an seinem Innern zehrend,

Sie zurück. Noch immer gerne — sprach ich —

Schwelst in jene Seit mir die Erinn' rung,

Als zuerst die Seelen aus dem Schlummer

Uns erwachten und die Welt, die große,

Ahnten, die das wissen seinen Jungem
Aufthut, die in Dichtung, in der Klänge
Zauberreich sich birgt. Sprich, Vtmar, denkst Du
An den Wettstreit zwischen uns im Lernen?
Denkst Du noch, wie von des Lehrers Munde
Wir der großen Vorzeit Runde schlürften,
Wie er in den Kreis von Hellas' weisen
Uns geführt, daß wir vertraut mit ihnen
wandeln durften, wie mit Freunden? Abends
Nach der Arbeit dann die frohen Stunden,
wenn wir am Klavier die hehren Geister
Handels, Mozarts aus den Noten weckte»,
Drin gebannt sie schlafen, oder wenn wir
Durch dir Wälder, durch die wiesen schweifend.
An der kuft, der Erde wechschvollem
Anblick uns ergötzen? Mehr noch flammte,
Als für Wissen und für Kunst, Begeiferung
Für der Schöpfung Wunder Dir im Herzen,
Und war arm mit ihren Haideländcn,
Ihren Lrlcnbüschen die Natur auch,
Um uns her, in jedem Moos und Bache,
Jeder Wiese die geheimen Reize
Mir enthülltest Du! Zu Bode» startete
Vtmar lang, dann sprach er: wie ein Echo
Nur aus lang verscholl'nen Tagen tönt mir
Deine Stimme; Asche nun, erloschen
In des Alltagslebens winterfroste
Ist das Feuer, das mich einst durchglühte . . .
An des Tages nied're Pflicht gefesselt,
Acten um mich her gethürmt, die wände'
von dem wüsten Streite der Parteien
widerhallend, fühlt' ich die Minuten
?ich wie Ringe einer cLisenkette
Um das Herz mir legen, deren jeder
Meiner Hoffnungen, meiner Jugendträume
Einen tödtete. Sein befs'res Selbst so
Langsam sterben seh'n — o den verdammten
Drunten in des Abgrunds tiefstem Schlünde
Neid' ich ihre SZualenI sie sind minder,
Als was ich ertrug. Und warum weiter,
Matt und müde, dieses kebens Bürde
Schlepp' ich noch? warum noch immer rollt mir
Der Gedanken Fluth durch'? öde Hirn hin?
wenn bis in ihr Mark ich zu ersticken
Sie vermöchte, das Gedächtniß dessen,
was ich war, vielleicht Geduld dann fand' ich,
In der harten, mitleidlosen Menschen
Kreis zu athmen.

Freund! fiel ich in's wort ihm,
Glaub', ich kenne so wie Du der Seele
Dunkel, das kein Strahl erhellt, Aalt legte
Auch auf meine Träume sich des Lebens
Frost. Im Joch verhaßter Pflichten muß' ich
Jahrelang mich müh'», und jeder Morgen
Rief von meinem schlummerlosen kager
Mich zum Tagwerk, das an meines Geistes
Schwingen schwer wie Blei sich hängte. Aber
von dem Druck gestählt ward Mnth und Kraft mir,
Und das Netz, das mich umspann, zerrifs' ich.
Thu' wie ich denn; und als der erstehen
Wirst Du, der Du warst! Auf Deines Freundes
Beistand, d rauf vertraue — kannst Du zählen!

Tange gab er Antwort nicht; dann wieder
Hub er an: Ein Weib, zu spät gefunden,
Und ach! früh verloren, hatte kurz mich
Mit dem Dasein neu versöhnt. Bft wenn ich
Ihr zur Seite weilte, und das Herz ihr
Süße Worte auf die kippen legte,
wieder fühlt' ich durch die starre Brust mir
Linen Athemzug aus frühern Tagen
Sieh»; mir war, als öffnete mein altes
Bess'res Selbst die Augen; für die Mühsal,
Durch des Tages weite Stnndenwllste
Mich zu schleppen, lieb die Hoffnung Stärke
Mir, daß mir bei ihr der Abend selig
Schwinden werde. Doch sie starb, und nieder
warf Verzweiflung mich auf's Krankenlager,
Lange düstre Monde litt ich also;
Bald daß Nacht des Irrsinns mich umhüllte,
Bald daß die Erinnerung hin durchs Haupt mir
Schreckgebilde jagte. Nun erstanden,
kös' ich das Gelübde, das die Theure
Scheidend noch mir abnahm. Meiner Jugend
Unerfüllten Drang zu stillen, sollt' ich
In die Alpen wandern, an den Sce'n mir,
Auf den Berghöh'n Seelenfrische holen,

Wohl! rief ich, die Fügung preis'ich, die uns
Hier zusammenführt, vereint nun laß uns
Bis empor zu seiner höchsten Firne,
Bis in das entlegenste seiner Thäler
Dieses Land durchschweiften. Glaub mir, Gimsr,
Heilen wird Natur, die große Mutter,
In der reinen kuft hier Deinen Trübsinn,

Spät schon war's geworden, und wir schieden
Für die Nacht. In nächster Frühe fragt' ich
Nach dem Freund; doch lang vor Morgenroth schon
war er mit dem Führer aufgebrochen.
Seine Rückkehr, wie er hinterlassen,
Durst' ich bald erwarten; aber Mittag
ward's, dann Abend; und vergebens blickt' ich
Nach ihm aus. Der zweite Tag auch neigte
Sich zum Ende und er kam nicht. Als es

Nacht ward, kehrte Joseph heim, sein Führer,
Und erzählte: Auf der wengernalxe,
Einem Sonnenaufgang, herrlich wie noch
Keinen jenes Zahr gesehen, Hab' er
Zugeschaut, in eines Sennen Hütte
D rauf geweilt und lang geschrieben, weiter
Aus den schneebedeckten Höhen war er
Bis zur Nacht umhergeklommen, hatte
Hingestreckt zum Schlaf sich in der Hütte,
Und war nochmals, an der Sonne Steigen
Sich zu fre'n'n, vor Frllhroth ausgegangen;
Dann nicht weiter sah man ihn. Der Führer
Sprach: Ein Schwärmer ist der Mann; das merkt' ich
Gleich. Er wird noch einsam durch die Berge
Schweifen; wenn verirrt der Führerlose
Nicht in einen Abgrund stürzt, hierher wohl
Kehrt er noch zurück. Dies Buch verlor er
Unterwegs; da Ihr sein Freund, bewahrt es
Für ihn auf!

Ich nahm's und auf den Blättern
Fand ich dies von seiner Hand geschrieben:
Ja, das Herrlichste Hab' ich gesehen,
was die Erde beut. Mit zitterndem Strahle
Glomm der Morgenstern durch zieh'nde Wolken;
Aber Finsterniß lag auf der Tiefe,
Dampf von unten scholl der Eisgewölbe
Krachen und der Wasserstürze Brausen;
Und mir mar, hinab in's Bodenlose
Gähne unter mir der schwarze Abgrund,
D'raus das Weltall sich emporgrungen,
Und der wieder es hinunterschlingen
Wird, Ein kalter Hauch, als wär's der alten
Urnacht Athem, stieg zu mir empor, und
Abwärts in der dunkeln Kräfte Wirbel
Wollte jählings mich der Schwindel reißen.
Fernher spielte um den Himmelsrand da
Matter Schein, in blasse Schatten mällig
Brach das Dunkel sich, und aus dem Nebel
Tauchte hier und da ein weißes Schneehanpt.

Durch das Thor des Ostens drang ein Sturmwind
Der die Dünste auseinander peitschte,
Daß sie schäumend um die Gletscherfirnen
wogten; dann hernieder an der Felsen
Jacken troffen. Und der Himmel glühte
Hell und Heller nun empor, bis glorreich,
Siegreich über Tod und Nacht der Lichtgeist
Im Triumph von Gipfel hin zu Gipfel
Zog, und hoch von ihren Lisaltaren
Ihm die Vxfergluth entgegendampfte.
Jauchzend hin durch alle Räume stürzten
Sich die Flammenströme, und so weit ich
Schaute, war um mich ein ungeheurer.
Userloser Gcean des Glanzes,
D'raus die Berggiganten ihrer Gletscher
Blitzende Kronen in den Aether trugen —
Unter mir die lärmende Welt versunken —
Nirgends Leben — nur zu meinen Häupten
Hoch im unermeß'nen Blau ein Adler,
Einsam kreisend — —

Und hinunter wieder,
Nun ich das gesehen, zu den kleinen
Menschen, in den Staub des Alltags sollt' ich
In ein freudlos Dasein ohne Liebe
Steigen, um mit andern Ephemerem
Ruhlos mich um Nichtiges zu mühen,
Und in niederm Treiben das Gedächtniß
Dieser Stunde zu entweih'»? versunken,
wie ein blasser Traum der ersten Kindheit,
Lag hier hinter mir die Welt der Menschen.
Nur der Gottheit blickt' ich in das Antlitz
Und von meines Lebens Sonnenhöhe,
Die ich heut' erklommen, ist kein Rückweg,
Einmal noch, erhabner Geist, der blitzend,
Flammend Du dahin durch's Weltall flnthest,
Laß mich vor Dir stehen, wie in Glorie
Aus der Nacht Du aufsteigst. — Unbefleckt noch
Nehm' ich die Erinn'ung des Geschauten
In die Ewigkeit alsdann hinüber. —

So bei flimmerndem Lampenlichte las ich;
Und beim Frühlicht brachen kühne Klimmer,
Meiner Mahnung folgend, auf, um ringsum
Nächst der Alp die Schluchten zu durchsuchen:
Gegen Abend schon die Leiche Vtmars,
Die in tiefer Felsschlucht sie gefunden,
Brachten sie. Ich sorgte, fern den Menschen
Meinem Jugendfreunde hoch auf grüner
Alm die letzte Ruhestatt zu ordnen.

Volt zu seinen Häupten rauscht die Tanne,
Und der Grabstein mit dem Kreuze schimmert
Weilhin in des Morgens ersten Strahlen.

Ächisses.

I,

vernehmet, was von dem peliden Achill <Buch der Rapsode berichten will. Frühzeitiger Tod auf dem Schlachtfeld war Dem Knaben, schon als ihn Thelis gebar, verkündet vom delphischen Gotte, Und, in des Gceans Schooß entflohn, verbarg die Mutter sorgend den Sohn Tief unten in hallender Grotte. Die Muschelwiege, darin er lag. Geschaufelt vom wogenden Meere Umringten Nereiden im Chor Und sangen ihm liebliche weisen in's Ohr, Damit er nie nach dem leuchtenden Tag Und dem Sonnenlichte begehre. Sie schlingen um ihn den Reihentanz In der Grotte dämmernder Halle, Und, während die Säulenreihen entlang Die Wellen beben bei ihrem Gesang, versucht er zu haschen den zuckenden Glanz, wie er hüpf't um die Felsenkrystolle. Als, mällig dann aufblühend, das Kind Die ersten laute zu stammeln beginnt, Hin trägt's durch der wogen wallendes Vlau Auf ihren Armen die göttliche Frau, Ihm der Tiefe Wunder zu zeigen; Sie führt es dahin durch des Meerwalds Nacht, wo ihnen zu Häuften, grün wie Smaragd, Die mächtigen Wipfel sich neigen, Und sprießend, knospend in wildem Gerank Um Klippe, um Riff und Korallenbank Sich bunte Stauden verzweigen. Der Knabe klatscht in die Händchen und lacht, wie drunten gcwitternd der Donner krack't In den gähnenden Meerabgründen, Und Strudel an Strudel sich drängt und schwillt, wo in brausenden Wirbeln der Vccan quillt Aus der Erde tiefuntersten Schlünden; «»id und -üd, XX, 53, Ig

Doch einst, als nach dem Sturme die Fluch,

Klar, wie ein krystallener Spiegel, ruht,
Spricht er zu Thetis: das bläuliche Licht,

Der strahlende Ball von lauterem Gold,
Der durch den azurenen Raum hittrollt.
Gönnst Du, sie näher zu schauen, mir nicht

Da wieder mit ihm nach unten flieht
Die Mutter, wo er den Himmel nicht sieht;
Nichts aber will ihn ferner erfreu'»;
Und, um ihm den trüben Sinn zu zerstreu'.
Ruft schnell sie herbei die Tritone»,
Die Götter und die Göttinnen all',
Die, umbraust vom gährenden wogenschwall.

Sie ziehen Hera» im fröhlichen Zug
Und blasen auf Muscheldrommeten;
was Köstliches nur in der Tiefe gedeiht,
was in den versunkenen Städten
Sie finden an Schätzen und gold'nem Gcschmeid'

Doch nach der leuchtenden Kuppel verlangt
Ihn einzig, die über den Wassern prangt;

Und Thetis, selber in Kummer versenkt,
weil nichts den Liebling erheitert, denkt:
Nicht soll er, von Licht und von Luft verbannt,
Hier unten, so wie im Schattenland,

Sie führt ihn empor de» feuchten Pfad
Und giebt ihn in Hut an Sicilicns Gestad
Dem Chiron, dem weisen Kentauren.
ll.
Am Aetna im Feisengcklüft nun wohnt
Achill bei dem trefflichen Greise;
Und Chiron am Thore der Höhle zeigt
Ihm die Sonne, wie sie sich hebt und sich neigt,
Und am dunkeln Gewölbe der Nacht den Mond,
wie er wandelt im ewigen Gleise —
Er lehrt ihn kennen der Sterne Lauf,
Die des Jahres wechselnde Zeiten,
Den Lenz und den Sommer, de» Menschen herauf.
Den Herbst und den Winter leiten;
Er weist ihm die Kräuter auf Hügel und Trift,

Und auf des Tentauren Rücken

Zm Ennathale der junge Achill;

Jagt sausend er über des Abgrunds Grau'n,
Und streckt mit dem fliegenden Pfeil auf der Flu

Den Apfel der wilden Granate.

öinab an die kühle Meeresbucht
Dann geht es vom Bergesgrate.
Und unter duftendem Thymian,
Wo Ziegen und kämmer weiden.
Am hoctmnfrauschenden Bcean
Ruhen im Schatten die Beiden.

Die siebenfältige Flöte des j'an

Indessen mit Schmetterten dazwischen
Der thauberauschten Eicaden Chor
Erschallt aus Myrthengebüschen

Das von oben herniederzittert,

So ist mir das Leben verbittert.

Des Gccans Höhlen bewohnen.

Bieten sie dar dem Knaben;

Er achtet nicht ihrer Gaben.

Sein Leben länger vertrauern.

Bb Keilende Säfte sie bergen, ob Gift,
Er lehrt ihn spannen am Bogen das Seil
Und schnitzen den tödtlich>treffenden Pfeil;

Sprengt bald auf Matten von Asphodill

Bald hin auf hängenden Brücken,
Die sturmgefällte Ledern ihm bau'»,

Zu Boden das Reh in der Felsenschlucht.
Er beugt, indem er vorüberbranst,
Der Bäume Wipfel mit nerviger Faust,
Und pflückt sich vom höchsten ragenden Ast
Der Arbutus-Kirsche röthliche Frucht,

Brennt heißer die Sonne, zur INittagsrast,

Der vöqel Sprache, der winde weh'n
kehrt der Tentaur den Knaben versteh»,

Ihm schnitzt er aus Zweigen der weiden,
Achilles haucht in das tönende Rohr,

Liegt Ehiron im Uferriede;

Ihn lachend der junge Pelide.
Und über Aschenselder hinauf

Durch wildes Dornengestrüppe,

Und Blöcke von kava, die sich jäh
Anfthürmen, Klippe an Klippe.

Zuletzt, des Jagens und Tummeln? miid',
Wenn über Sicilien die Sonne verglüht,

Macht Chiron Rast om steinernen Herd,

Aufflammt zum Knaben, der vor ihm ruht:

Unsterblichkeit ist das schlimmste Geschenk.,

Drum achte frühen Tod für Gewinn!
Glückselig, wem in des Lebens Beginn

Daß nicht ihm die Wange in Leiden erblaßt,

Und nicht sein Haupt sich beugt von der Last

Jahrtausende über Jahrtausende nun

Und rief: V Rad, laß endlich sie ruh'n

Mich betten könne in's herrliche Grab,
Das um mich her schon Aeonen lang
All die Geschlechter der Wesen verschlang;
MUd' bin ich, dies stete Entsteh'n und vergch'n.
Dies werden und wiederverschwinden zn seh'n,

D'nm, wenn die Götter solch trauriges Glück
Dir spenden wollen, weis' es zurück I

Da ruft Achilles: Mein Herz begehrt
Nach Kampf und nach Tod: so reich' mir ein Schwert
Und laß mich auf's Schlachtfeld fliegen!
Raum spricht er's, so tönt in den Lüften ein Schrei,
Und drohenden Blickes zwischen die Zwei
Tritt Thetis, den wogen entstiegen;
Sie trägt den Sohn empor in die Luft,
Schaut zornig herab auf Chiron, und ruft:
So hütetest Du mir ihn, Verräther?
Dann, während sie fest den Knaben umfaßt,
Schwebt zum Blymp mit der theuern Last
Sie empor in den sonnigen Aether.

Auf des hehren Blymxos Firne.

Die ewigen Nachtgestirne.

Zeus in der Unsterblichen Kreise,

Und bald, süß schlummernd dahingestreckt,

Doch ans dem Traume von neuem erweckt

Jagt er auf ihm in des Sturmes kauf

Dann weiter über Gefilde von Schnee,

Es zittert, wenn er den Bogen spannt
Der Aar an der höchsten Wolke Rand,
Und in die entlegenste Höhle versteckt
Der Wolf bei seinem Nah'n sich erschreckt.
Er jubelt, wie um ihn der Donner hallt
Und spielt mit dem zügelnden Blitze;
Und während von unten flammenroth
Der Athem der Erdtitanen lobt,
Jauchzt er hinab in den Fclsenspalt
Von des Aetna ragender Spitze.

Zu seiner Höhle zurückgekehrt,

Und spricht, indessen die Bpfcrgluth

V Sohn! sei meiner Worte gedenk!

Das Götter uns bieten können;

Zu sterben sie gnädig vergönnen,

Daß nicht ihm ergrauen die Haare,

Der rastlos kreisenden Jahre.

Sah trägen Laufes ich schleichen,

Gder beflieg'le die Speichen,
Auf daß ich endlich hinab, hinab

Und selber ewig zu dauern.

Gedenke des greisen Kentauren!

III.

Hoch über den Wolken der niederen Welt,
vom ersten kichte des Tages erhellt.
Und von dem letzten, wenn er erblagt,
Ragt strahlend des Göttervaters Palast

Sein Dach verschmilzt mit dem Himmelsblau,
Und, groß wie Sonnen, umkreisen den Bau,

Dort fitzt im golden leuchtenden Saal,
In seiner Rechten den wctterstrahl,

Umwallt vom ambrosischen kockenhaar;

Durch die Hallen ein Glanz wie von lauterem Demant
Vder kryftallenem Life;

Erschallt zu Apollos Teierklang,

Zu der lieblich tönenden weise.

Der Ton leishallender Schritte,

Tritt in der Blymvier Mitte,

Drauf sie: V Vater I vernimm, was mich quält!

Mein Sohn nun? Nein! gedenk was beim Styr
Dn ehemals mir geschworen!
was Du auch bittest — so war Dein Schwur —
Ich will Dein Flehen erhören;
Doch Eine Bitte im Leben nur,

Erhöre mein Flehn! Nicht, wie mein Gemahl,

Schenk ihm — ich mahne Dich bei dem Eid —

Dem loosc, sprach Jeus, das die Mörcn verhängt,

Die diesem ein leben, von (yualen bedrängt,

In überschwänglicher Wonnen Genuß
Du leben, bis an der Ieiten Schluß?
von purpurnem Thron dann in Pracht >uüd Glanz,
In den duftenden locken den weiulaubfranz,
Sollst Du, des Orients Königen gleich,
Hinabschau'n auf ein uuendliches Reich!
Das Auge Dir labend am üppigen Tanz,
Den um Dich ein Chor von Mädchen schlingt;
von Sklaven, die Weihrauch Vir streuen, umringt,
wirst herrlich Du leben, ein Lrdengott,
Doch Menschen und uns Olympiern ein Spott!
Nun wähle! Dies Glück, wenn Du willst, ist Dein!
Nein, rief der Knabe, ich will es nicht, nein!
wohlan, das zweite der loose nimm;
Nichts Anderes bleibt Dir zu wählen!
Geh, früh Dir wider des Schicksals Grimm

Das Schwert, die lanze von blinkendem Stahl,

Dir reichen: dann, den leib wie das Herz
Dreifach umgürtet mit funkelndem Erz,
Stürme hinaus in die tosende Schlacht
Und schmettre zu Voden der Feinde Macht!
Im frühen Tode, vom Schwerte gefällt,

Doch von Geschlecht zu Geschlecht o Held,

wird zu der leier der Dichter Gesang

Das ist's, wns ich einzig begehre! —
Allein ihn hemmte Kronions Geheiß;

Es zittert um ihn an den Säulen, der wand

Und während der heiligen Nenn Gesang

wiegt sich auf seinem Seester der Aar

Da, her aus dem Säulengange dringt

Und Thetis, von Meerjungfrauen umringt,

wie windgekräuselte Wellen wallt
Der Schleier um ihre zarte Gestalt,
Und hin vor des Göttervaters Thron
Führt sie den freudig staunenden Sohn.
Lächelnd erhebt ihn Zeus auf das Knie,
Und: Meine Tochter — so fragt er sie —
was treibt Dich aus Deiner Wellen Nacht
Zu uns in des Himmels leuchtende Pracht?

Der niederen Sterblichen Einem vermählt,
Hab' ich den Achill ihm geboren I
Und theilhaft wäre des Menschengeschicks

Das wisse! die kann ich gewähren. —
wohlan! Dies eine, nur einzige Mal

Sei in der Fülle der Iugendkraft
Mein Sohn vom Tode dahingerafft!

D» ewigen Götter Unsterblichkeit!

V Tochter, muß ich ihn weihen,

Doch Glück dein Andern verleihen.
So triff, Achilles, selber die Wahl!
willst ohne Mühe und ohne Vual

Die jungen Glieder zu stählen!

Soll Ares aus seinem Waffensaal

wirst sterben Du miter Vualen,

wird ewig Dein Nachruhm strahlen;
So lange die «Lrde steht, so lang
Am Himmel die Sterne kreisen,

Den Namen Achilles preisen!
Der Knabe rief: So sei es, so sei's!

ö) Thetis, ich sehe, vom Auge Dir rinnt

So nütze die Frist, die, zu retten Dein Kind,

Nimm hin den Sohn! Du wirst es versteh'«,
Den stürmischen Sinn ihm zn ändern.
Wenn nichts er von Kriegen vernimmt, vielleicht

In wallenden Mädchengewändern:
Drum magst Du, in Locken gekräuselt sein Haar,

Den fröhlichen Reigen schlinge».
Du aber, Achilles, mögen roth

Und Deiner Mutter verlange»!

Auf blühender wiese am Wasserfall

Und Deidamia, dem Königskind,

Sie sängt ihn und schleudert von Neuem ihn leicht

Achilles ist's, den in Mädchentracht

Und ihr, seit ihre Augen ihn sah'n,
Hat es der Herrliche angethan.

wandelt sie an des Lieblings Arm

wo über ihnen im dunklen Geäst,

purpurne Granaten hängen.

Beiin plätscherton der Cascaden,
Indeß über Rosenbeete der Süd

Hcrweht, mit Schlummer beladen.
Im dichten Gebüsche, von Korvins

Und Myrthenzweigen umgittert.
<vft raubt der Velide ihr einen Kuß,
Der mit seligem Rausch ihn durchzittert.

Dahingeschwunden ist Mond auf Mond,
Seit in dem Schlosse der Jüngling wohnt.
Ls kommt der Herbst mit dem Rebenfest;
vom Klange sroher Gesänge,
Zndeß der Winzer die Traube preßt
Erschallen die Hügel, die Hänge.
Bei Citherschlag, bei Flötengeton
wallt durch die Thäler und über die Höh'n
Des Volkes jubelnde Menge,
Und kykomedes, der Herrscher, schaut
Mit Klotho, dem treuen Weibe,
Aus dem Zelt, das vor dem Palast gebaut,
Der Schaaren muntres Getreide.
Nächst ihm in der Laube, die dicht sich verschlingt,
von der Gespielinnen Kreise umringt,
weilt Deidamia, die Holde,
Und scherzt mit Achilles und reicht ihm, voll
Des Mostes, der eben der Kelter entquoll,
Den Becher von lauterem Golde,
Ein Sänger tritt hin vor des Königs Zelt
Und singt zum Schalle der Leier,
wie hoch zu Schiffe über das Meer
von allen Küsten und Inseln umher
Hinausgezogen auf Cresas Feld
Das Heldenvolk der Argeier,
wie um Ilions vestc der Krieg sich ballt
Und das Ida-Gebirg vom Schlachtlärm hallt;

Und so sprach weiter der Hehre:

Des Kummers bittere Jähre;

Ich mitleidsvoll Dir gewähre!

Daß ihm aus der Seele die Kampflost weicht.
Nicht Einer wird den Knaben erspäh'n

Zum König von Skvros ihn bringen,
Dort soll er mit der Gespielinnen Schaar,

Vor Scham Dir auch glühen die Wangen,
Bei meinem SornI erfüll' mein Gebot,

Hin vor den Thron des Kronion sank
Die Göttin und stammelte feurigen Dank,
IV.

Schlagen die lungfrau'n lachend de» Ball,

Flattern die Locken im Morgenwind;
Stolz hat sie bisher erhoben das Haupt,
weil Meisterin sie sich im Spiele geglaubt!
Doch nun ist Eine, die stets sie besiegt;
wie hoch der Ball auch in Lüfte» fliegt,

Bis wo kein Blick den fliicht'gen erreicht.

Die Mutter zum Hofe von Skvros gebracht.
Er ward, sobald er zuerst sie erblickt,
vom Reiz der Königstochter bestrickt,

Ihr Herz hat, in dem Gewände versteckt,
Den Knaben, zum Jüngling reifend, entdeckt.
Und ferne von der Gespielinnen Schwärm,

In des Gartens verschlungenen Gängen,

Leuchtend, wie Fackeln bei'm kiebessst,

Dort unter schwankendem kaubgerank
Ruht sie mit ihm auf der Rasenbank,

Zu ihnen, wenn sie von Wonne müd,

Er singt von Asas, von Diomed
wie von des Helmes Büschen umweht,
Sie stürmen über das Kampfgcfild
Und hoch von Blut der Skamander schwillt.
Achilles, als er die Worte hört,
Springt auf, hoch gliih'n ihm die Wangen,
was hast Du, Freundin? Du blickst so verstört!
Fragt Deidamia voll Bangen.
Drauf Iencr und schaut in die weite irr:
Mir ist, als vernahm' ich Schwertergeklirr
Und Schmetterklang von Drommeten.
Dann setzt er sich in den Kreis zurück,
von der Königstochter mit freundlichem Blick
Und sanften Worten gebeten.
Inzwischen — sie hatten dessen nicht Acht
Heran ist in morgenländischer Tracht
Zu ihnen ein Schiffer getreten.
Cr bietet zum Kaufe der Maaren viel.

„Hier Purpur von Tyrus, Perlen vom Nil,“

Ruft er, „hier Phrygiens Seidenstoff

Und Indiens köstliche Narden,

Balsam, der Arabiens Bäumen enttroff,

Hier Felle von Leoparden.“

Der Mädchen jedes trifft seine Wahl,

An Tüchern und an Geschmeide;

Sie schau'n in den Spiegel von blankem Stahl

Was sie am prächtigsten kleide.

Da unter den anderen Waaren erblickt

Achilles ein Schwert; er faßt es und zückt

Das funkelnde schnell aus der Schneide.

Rings aus dem Kreise der Mädchen dringt

Ein Schrei des Schreckens; er aber schwingt

Die blitzende Kttngc hoch in der kust;

Der Schiffer, von Freude strahlend, ruft:

vergebens hat Dich die Mutter versteckt!

Achilles bist Du, nun endlich entdeckt.

Ich bin der Ithaker König Ulyß

Gesandt von den Kampfesgenossen,

Um Dich zu holen nach Ilion.

Wohl, ruft Achilles, auf und davon I Schon wälzen Skamander und Simois Die Leichen von Kriegern und Rossen, Nach Speerwurf, Lanzensausen begehrt Mein Herz, und nach Ruhm, der ewig währt! In Ilion bleibe nicht Stein auf Stein! Auf donnerndem Schlachtenwagen Laß mich der Troer flüchtende Reih » vor mir her durch das Blachfeld jagen.

Bdysscus gürtet das Schwert ihm um; Anstarren ihn Alle, erstaunt und stumm, Die Königstochter nur fleht! o bleib! Lr aber ruft einzig: halt mich nicht, Weib! — vor Augen sieht er das lockende Siel Und bei hurtiger Ruder Schlägen Trägt über die purpurne Fluth der Kiel, Dem Ruhme, dem Tod' ihn entgegen!

Franz Dingelstedts „Schwabenstreiche“.

von

Arnold Wellmer.

— Vlanckenbiisg a. ^, —

as Märchen meines Lebens!“ — schreibt Dingelstedt von sich selber. Ja, es war wunderbar — märchenhaft bunt und glänzend, dies Leben, das in unseren blühenden Maientagen so melancholisch zu Ende ging, wie so manches geheimnißvolle Märchen mit dem unwiderruflichen Schluß: Gestorben uud begraben! . . . Und es war dennoch ein glänzender Schluß, als sie am 17. Mai in Wien mit dem höchsten Glanz der pomps tunebre und großem Trauergefolge und stolzen Reden den k. l. allmächtigen Director des Burgtheaters, Geh. Hof- und Legationsrath, Ritter vieler und hoher Orden, Baron Franz von Dingelstedt begruben . . .

Seine glänzendste Zeit hat Dingelstedt in Wien verlebt, — seine glücklichste, wie er selber sagt, in München — trotz so mancher bösen Erfahrungen als Hoftheater-Intendcmt, denn: „Solche Freunde und solche Freuden, so fröhlichen Krieg, so berausenden Sieg: ich finde sie nimmer und nimmermehr. Versunken im See. Ade, ade!“

Seine lustigsten, übermüthig lustigen — tollsten Tage, das Ausschäumen brausenden Iugendmostes — seine mehr als sieben „Schwabenstreiche“ hat das schöne, rebenumlränzte Stuttgart gesehen.

Ob er uns diese „Schwabenstreiche“ selber noch erzählen wird, in nachgelassenen Memoiren, wie der Verfasser der teck-graziösen „Münchener« Bilderbogen“ uns versprochen hat?

Es wäre schade drum, wenn es beim Versprechen bleiben sollte. Inzwischen will ich, der ich selber in jener Schwabcnstadt erinnerungsreiche Jahre verlebte, hier von den alten lustigen Diugelstcdt-Tagen und ihren bunten „Schwabenstreichen“ erzählen, nach mündlichen Überlieferungen und interessanten Aufzeichnungen, zum Theil von der Hand „des langen Franz“ — „des schönen Franz“ — „des tollen Franz“, wie er damals genannt wurde, als er noch lange nicht Baron war.

Dingelstedt irrt, wenn er seine „Schwabenstreiche. Stuttgart 1844 bis 1850“ datirt. Der schillernde Wandervogel hatte sich schon in den ersten Frühlingstagen 1843 in Stuttgart niedergelassen — nach sturmbewegtem Umherflattern. Der arme Junge des zopfigen Hessenlandes, geboren 1814 im großmütterlichen Hause, als sein Vater in Frankreich die Freiheitskämpfe mitfocht, — der Gymnasiast zu Rinteln, der im „verwachsenen Alltagsrocke“ den Jvanhoe als heimlichen Schatz auf der Brust ^trug', während er dem Bater die Kämmererechnungen der Stadt Rinteln und der Klostersvogtei Möllenbeck oft unter heißen Thränen abschreiben mußte, gegen ein Honorar von zwei Hessen-Albus (1^/z Gr.) p. Bogen, — der dürftige stuä. tllsol. et pdil. zu Marburg, der so flotte Studentenliedcr sang, von Liebe und Freiheit — der gemaßregelte Collaborator an den Gymnasien in Kassel und Fulda, der kecke Dichter des komisch-satirischen Romans: „Die neuen Argonauten“, in denen die kleinstädtischen Verhältnisse und viele närrische Persönlichkeiten Kassels und Fuldas und der unsterbliche hessische Zopf so übermüthig lustig und ergötzlich gegeißelt waren, der Heinesirende Verfasser des Muten „Wanderbuchs“, der kühne Sänger des freiheitsprllhenden „Jordanliedes“, das auch wirklich dem von Hassenpflug eingesperrten „Demagogen“, t'M edelsten Deutschen, Sylvester Jordan, die Freiheit ersang und erzwang, und der „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters“, die 1841 hell und so l'ut durch ganz Deutschland hallten und durch ihren feinen prickelnden Humor, ikre unerbittlich treffende Satire, ihre kecke Rücksichtslosigkeit und durch Fülle l'preschender, origineller Einfälle und Geistesblitze besonders die deutsche heißblütige Jugend um den kosmopolitischen Nachtwächter schaarren, — der brillante Feuilletonist und freimüthige Wander-Corresvondent der damals noch >nte,r Gustav Kolbs Musterleitung tonangebenden Augsburger „Allgemeinen Ätung“ aus Paris, London, Holland, Belgien und Wien — — wie war's nur möglich, daß dieser „Kosmopolitische Nachtwächter“, der mit Georg yerwegh, dem damals vielgefeierten Dichter der „Lieder eines Lebendigen“ 'mternisirt und in Paris zu den Füßen Heinrich Heines andächtig lauschend 'Zescssen hatte, daß dieser vielgesürchtete Demagoge und Demokrat Franz Tingelstedt so urplötzlich vom heiteren Frühlingshimmel 1843 als Fürstendiener, königlich württembergischer Hofbibliothekar und Vorleser S. Majestät des Königs Wilhelm, mit dem stolzen Titel eines königlichen Legationsraths, Hochwohlgeboren, in der freundlichen Neckar-Residenz niederfiel? Ja, wie war das schier Unmögliche — möglich geworden?

Ter damals noch nicht 29 jährige Dichter hatte das magere literarische Tagelöhnern und Vagabondiren herzlich satt. Er spürte in sich längst einen immer ausgeprägteren Zug in die Höhe, nach anderem Ruhm und anderen Ehren, als selbst eine fleißigere Feder, wie die seine, zu erringen vermöge — und er hatte ein bequemes Wohlleben lieben gelernt, wie es einem Manne der Feder selten beschieden ist. Ueberdies hatte er sich mit der berühmten und liebenswürdigen Sängerin der Wiener Hofoper, Jenny Lutzer, verlobt — und er wollte nicht „der Mann seiner Frau“ werden — „ein TheaterGatte, welcher der Primadonna das Notenblatt nachträgt und boshafte Kritiker abprügelt ...“

Und so sahen sich denn der vielverwöhnte Dichter Franz Dingelstedt und seine gefeierte Braut und ihre vielen vielvermögenden Freunde und Freundinnen für das junge Paar nach einem angenehmen Ruheplätzchen im Leben um, von dem aus man weiter bauen könne — in die Höhe. Daß dies behagliche Plätzchen nicht bei dem deutschen Volk zu suchen sei, das dem „Kosmopolitischen Nachtwächter“ so stürmisch zugejubelt hatte — das war unzweifelhaft. Also suchen wir — höher hinauf!

Unter den vielen Freundinnen, die dem „schönen Franz“, dem galanten, geist- und witzreichen Plauderer, dem gebornen ersten Löwen und stets siegreichen Selbstherrscher aller Salons, in seinem vielgeliebten Leben gehuldigt haben, war damals die mächtigste — Fräulein Amalie von Stubenrauch zu Stuttgart. Als Tochter eines adligen bayrischen Stabsofficiers hatte sie in den ersten Zwanziger Jahren zu München mit Glück die Bühne betreten, war dann als erste Liebhaberin an das Stuttgarter Hoftheater gekommen und bald des Königs Wilhelm „erste Freundin“ geworden, obgleich die galante Majestät vor ihr schon viele, viele andere Freundinnen gehabt hatte. Sie war noch immer eine junonische Schönheit und interessante Schauspielerin, dabei eine geistvolle lebenswürdige Frau mit einem guten Herzen, das treulich sür treue Freunde sorgte. Ihr schönes Haus in der Neckarstraße, dessen Garten mit dem königlichen Park durch eine Pforte in Verbindung stand, war der Sammelpunkt des geistreichen und künstlerischen Stuttgart jener Tage und vieler berühmten Fremden. So war auch der berühmte junge und schöne Dichter Franz Dingelstedt schon mehrere Male der gefeierte Gast .des angenehmen „Hauses in der Neckarstraße“, wie die Villa Stubenrauch und ihr königlicher Einfluß kurz genannt wurden, gewesen, wenn der Mitarbeiter der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ und der Firma Baron Cotta nach Stuttgart kam . . . und so fand sich denn jetzt auch, als der Dichter müde war, zu schreiben, um zu leben, in der schönen gastlichen Neckar-Residenz das ersehnte Nuheplätzchen für den kosmopolitischen Ex-Nachtwächter Franz und seine Jenny.

Ueber seine erste Audienz im Stuttgarter Königsschloffe schreibt Dingelstedt, als Gegensatz zu seiner späteren ersten Audienz bei König Max in München: „König Wilhelm von Württemberg ivußte mich in einer kurzen Stunde auswendig. Im Handumdrehen hatte er mir auf den Zahn gefühlt, meine Lebensgeschichte und mein politisches Glaubensbekenntniß abgehört, mich in französischer Sprache und Literatur examinirt, auch besonders scharf inquirirt, ob ich von meinem Landesherrn, dem Kurfürsten von Hessen, in Friedm und Ehren entlassen worden sei. Dann sagte er: „Die Stelle meines Bibliothekars ist offen; ich würde mich freuen, wenn Sie sie annehmen wollten“ — und entzog sich meinem Dank mit den Worten: „Reden Sie mit meinem Staatssecretär das Nähere ab.“ Im Nu waren wir mit einander einig, während es eines vollen Jahres bedurfte, ehe ich zu König Max in ein eigentliches und persönliches Verhältniß trat ...“ Und so blieb denn der kosmopolitische Ex-Nachtwächter als königlicher Hof- und Legationsrath in dem behaglichen Stuttgart, anstatt für die Augsb. Allgem. Zeitung die projectirte saure Brotreise in den Orient anzutreten.

„Mein politisches Glaubensbekenntnis!“ Mit welchem ironischen Lächeln der Baron Dingelstedt dies Wort wohl niedergeschrieben hat — voll wchmüthiger Ironie über sein einstiges jugendeseliges — und ihn doch so swlz beglückendes Nachtwächterthum . . . und voll höhnischer Ironie über jene „armen Kläffer“ alle, die damals so laut und so böse über den „Renegaten“ Dingelstedt schrien, der in zwei Jahren aus einem freien „kosmorolitischen Nachtwächter“ ein — königlicher Hofrath geworden.

So heißt es in einem schöngestigen Blättchen jener Tage, neben einer Recension über den jüngsten Salonroman der Gräsin Hahn-Hahn wörtlich:

„Zeitngslärm. Da ist jetzt Dingelstädt in Stuttgart Hofrath geworden — eine Sache, die jedem Menschen passircn kann — und welcher Lnrm ist in den Journalen darüber entstanden! Daß Dingelstädt zur rechten Zeit einzulunken verstand, ist bekannt. Die Journale sollten ihn jetzt ruhig Hofralh sein und die Gulden der Dem. Lutzcr hcirathcn lassen. Als Vorleser und Mittelpunkt des „geistreichen Kreises“ bei der Hosschauspielerin Dem. Stubcnrauch kommt er ja Niemandem in den Weg.“

Heine witzelte über den königlichen „Vorleser“ Dingelstedt:

„Er liest die Gedichte von Matzerath,
Ein Dolch ist jede Zeile:
Ter arme Tyrann, früh oder spat,
Stirbt er vor langer Weile!“

Schlimmer traf des einstigen Bundesbruders Freiligrath Spott über den „Hofrath“ Dingelstedt — während er ein „Freilig-Rath“ geblieben.

Und ob nicht Freiligrath, als er damals in seinem „Glaubensbekenntniß“ jenen vernichtenden „Brief“ an Herwegh dichtete, auch an den schwäbischen Hofrath Dingelstedt gedacht hat, besonders bei der Schlusstrophe:

„Zieh hin' — doch um zu kehren!
Die Freiheit kann verzeih'« I
Bring ein die alten Ehren,
Mit Liedern bring sie ein!
Der Dichtung Goldstandort,
Laß Wehn sie doppelt reich: —
Poet, wetz' ans die Scharte,
Wetz ans den Schwabenstreich!“

Am bittersten muhte aber ein Flugblatt treffe», das damals durch die erregte Welt flatterte — mit dem einst so heiter ironischen, jetzt so bitter wahren Worten:

Pariser Reliquie

aus dem Nachlasse des weiland kosmopolitischen Nachtwächters.

An Georg Herwegh.

Ein guter Bürger willst Tu werden?
Pfui, Freund — ein guter Bürger — Tu?
Nas also war Tein Ziel auf Erden?
Tem stürmten Ncinc Lieder zu?
O, nimm's zurück, das etlc Wor!
Wer mag sich so gemein gberde)?
Nein, nein, mich reiht es weiter fort:
Ich muh Geheimcr-Hofrath werden!

Um meine Wiege sah die Amme
Schon frühe den Prophctenschein,
Iind in mir dicfc cw'ge I lamme,
Sie kann, sie darf nicht Lüge sein.
Bleib Tu im Thal, wo's Nir bchngt,
Und grase mit den Pöbelhcerdcn,
In mir steht fest, was ich gesagt: ,
Ich muh Geheimer Hosrath werden!

Daß uns're Wege sich so theilcn,

Glaub' mir, Georg, es thut mir weh!

Tu gehst zu Bier und ich derweilen

Zu einem Obeiappellationsgerickitsvieepinsidenten-Thec.

Du hast erfüllt Tcin stilles Leos,

Tas meine liegt noch den Behörden

Ter dunklen Zukunft schwer im Schooß:

Ich muh Geheimer Hofrath werden!

So Mancher hat's doch schon erreicht,

Ter höher noch als ich gedachte,

Ter krummer feinen Vers vielleicht

Und krummer seinen Rücken machte.

Was Einer kann, das kann auch Ich! —

Iind trotz Gefährden und Beschwerden,

Schwör' ich's — St. Huber höre mich!

Ich muß Geheimer Hosrath werden.

Sich: ein Logis im ersten Stocke,
Recht weit und reich, mit Maas; geheizt,
Ein Kreuzchen auf dem schwarzen Hocke,
Das sich cokett versteckt und sureizt,
Ein Chaischen, ein Livrecchcn drauf,
Iind fährt's auch mit Fiacre-Pferdcn —
Bruder! die Seele geht mir aus:
Ich muß Geheimer Hosrath werden!

Noch lcbt ein Gott, Verdienst zu lohnen,
Noch steht manch edles Fürstenhaus;
Gott theilt den Fürsten ihre Kronen,
Die Fürsten uns die Titel aus.
Gewiß, gewiß! ich find' es noch,
Mein letztes Ziel auf dieser Erden;
Wär'S nur um Voigtens Nekrolog: —
Ich muß Geheimer Hofrath werden!

!PariS November 1«4»>

Endlich antwortete Tingelstedt auf alle Anklagen in der Augsburger Allgemeinen Zeitung mit dem Wort: „Ich bin ein Dichter, der für sich nur Ruhe und Dunkelheit verlangt. ...“

Das gab nun wieder den Gegnern gewünschten Anlaß zu viel Spott und Hohn. So knüpfte Hoffmann von Fallersleben, der auf seiner politischen Tangerfahrt bald darauf nach Stuttgart kam und von den Männern des „Beobachters“ sehr gefeiert wurde, an dies Wort zwei „Scherzgedichte über den Nachtwächter“, die — von der Censur verstümmelt — ohne Censur auf grobem Papier als Flugblatt nach Art der Lieder „Gedruckt in diesem Jahr“ erschienen, und deren erstes lautet:

Ter Selige Kosmopolitische Nachtwächter.

Ich muß' einmal ein Schulfuchs sein
Iind treiben Griechisch und Latein.
Ter Schulstaub macht nicht froh, noch feist,
Verdirbt uns Lebensmut!) und Geist.

Ta dacht' ich nun, wie fang' ich's an,
Daß ich zu was gelangen kann?
Mir fehlet Ehre, fehlet Geld —
Wohlan, ich werd' ein Freihcitsheld!

Nachtwächter ward' ich und im Zorn
Stieß ich gewaltig in das Horn.
Ich hatte zwar mich nie genannt,
Mein Name ward jedoch bekannt.

Man lobte mich, man pries mich sehr,
Erwies mir überall viel Ehr.
Toch blieb ich arm und schlecht gestellt,
Die Ehre brachte mir kein Geld.

Ta zog ich nach Paris hinein,
Dort, dacht' ich, stellt das Glück sich ein.
Toch blieb ich nur Franz Tingelstedt,
Ein armer deutscher Volkspoct.

Da fiel mir armem Teufel ein:
Du mußt Geheimer Hofrath sein!
Nach Deutschland kehrt' ich schnell zurück
Und macht in Stuttgait gleich mein Glück,
Wic's Einem wunderbar doch geh!
Ich bin ansetz ein Hofpoct,
Ein Säng'rin-Gatt' und Renegat,
Und wirklich Königlicher Rath!

Was ich gewollt, ich hab's erreicht:
Denn dem Genie wird Alles leicht,
AIS Dichter such' ich jcßt zur Zeit
Gar nichts als Ruh und Dunkelheit!

Der Dichter der „Unpolitischen Lieder“ schreibt dazu: „Dingelstedt war damals allgemein sehr unbeliebt und den Kreisen, worin ich mich (in Stuttgart) bewegte, sogar verhaßt. Es war wohl mehr daran Schuld sein hochfahrendes Wesen, als der Glaube, er iibe bei Hofe einen den Volksinteressen nachtheiligen Einfluß aus. Auch außerhalb Württembergs hatte sich damals die Ansicht über ihn sehr geändert...”

Und doch, als der exkosmopolitische und der unpolitische Sänger sich zehn Jahre später im Salon der Fürstin Wittgenstein und ihres Freundes Franz Liszt auf der Altenburg zu Weimar begegneten — da feierten sie sich auf Wunsch der Fürstin gegenseitig mit dem Champagnerglase in der Hand mit poetischen Trinksprüchen! —

Doch zurück zu den „Schwabenstreichen“ unseres jungen lustigen Franz. Ja, lustig waren sie — trotz alledem: trotz Königlichein Hofrath und allen politischen Angriffen. „Das Fell seiner Seele“ — wie er damals zu sagen liebte — war so glücklich glatt, elastisch und dauerhaft geartet, daß alles Unliebsame und Unbequeme wirkungslos davon abglitt.

Ter Königlich Württembergische Hof- und Legationsrath Franz Dingelstedt, der alle Tage in Hof-Uniform au der Tafel des Königs speis'te, hatte auf die Lorbern des kosmopolitischen Nachtwächters, die ihn noch vor kurzen zwei Jahren berauschten, für immer verzichtet. Sein Ehrgeiz war jetzt: im behaglichen «Zolvs tar nisnts als Held des Salons und des Hofparks zu glänzen. Und er brachte dazu die brilliantesten Mittel mit: eine schöne vornehme Erscheinung, schlank wie eine Tanne, sechs Fuß hoch, eine seltene welt- und Hofmännische Gewandtheit, eine geistreiche witzige und stets schlagfertige Suada, die durch nichts zu verblüffen war. die im Gegentheil durch irgend ein anscheinend harmloses, leicht hingeworfenes Wort zu verblüffen wußte und — liebte, bald — wo's nicht schaden konnte — göttlich grob, bald — wo's nützlich war, überfließend von süßen Schmcicheltönen, ein kluger Steuermann, der geschickt zu laviren verstand, ein Poet, der unerschöpflich war, gesellige

Amüsemments zu arrcmgiren so wußte er in den verschiedenartigsten Salons

Stuttgarts mit Glück und Glanz seine Rolle zu spielen: heute in dem „Hause der Neckarstraße“ — morgen bei einem Hoffeste — übermorgen in dem wilden Freundeskreise des jungen Kronprinzen Karl — — und dann wieder bei einem ästhetischen Thee der Baronin Emma Suckow-Niendorf — bei einer etwas düster angehauchten Lennu-Anbctung im Hause der Hofrätthin Reinbeck — oder bei einer poetischen Freundschaftsfeier der Schwäbischen Dichterschule.

Tie hoch- und weltberühmte Schwäbische Dichterschule stand bei Dingelstedts Anknunft in Schwaben in ihrer vollsten und herrlichsten Bliithe. In Stuttgart schaarten sich die Sänger um den edlen liebenswürdigen und liebevollen Gustav Schwab. Sein schlichtes Diakonatshaus hat Jahrzehnte lang Alles beherbergt, was echten Sang jin der Kehle und vollen Klang in: Poetennamen hatte. Torthin wanderten sangesfröhlich Wilhelm Müller, der Sänger der Müller« und der Griechenlieder, und Chamisso, Lenau und Anastasius Grün, Freiligrath und Geibel. Dorthin kamen so gern zu Gast Altmeister Uhland aus Tübingen, Justinus Kerner aus seinem Weinsberg, Karl Mayer (der Vater) aus Göppingen, Alexander Graf von Württemberg aus seinem nahen Land-, Wald- und Berghause Serach — und die jüngeren schwäbischen Dichter Gustav Pfizer und Eduard Mörikc, alle folgend dem Uhlandschen: „Singe, wem Gesang gegeben!“

Und wer — „wem Gesang gegeben“ — wäre dann nicht auch gern hinausgewandert zu dem frohherzigen und stets so herzlich gastfreundlichen Justinus Kerner und seinem braven Riekele in dem weinumrankten Doctorhause an Fuße der Weibertreu und hätte mit ihm edlen Neckarwein getrunken und alte und neue Lieder gesungen und in den Ruinen der Wcibertreu den geisterhaften Klängen seiner Aeolsharfen gelauscht — und dazu seinen unsterblichen Gespenstergeschichten und den Visionen der Seherin von Prevost, wovon der alte Justinus so schalkhaft-ernsthaft zu erzählen wußte, daß man nie daraus klug wurde, ob's ihm Scherz oder Ernst war. Lenau nnd Alexander von Württemberg, die treuen Freunde, haben dort im Geisterthurm Monate lang mit einander gehaus't und auch der junge Freiligrath hat dort duftige Frühlingstage geweilt und mit dem alten Justinus gesungen und poculirt.

Und dann die phantastischen Sängerfeste beim Grafen Alexander, der lieber ein edler ritterlicher Sänger, als ein verarmter Sproß des württembergischen Königshauses sein wollte, auf seinem grünen Neckarberge bei Eßlingen in dem lauschigen Serach! Das Verklingen dieser poetischen Waldeinsamkeit hat Franz Tingelstedt noch mit erlebt.

Jn Stuttgart war es der Salon der Baronin Emma Suckow, die unter dem Namen Emma Niendorf manch geistreiches Plauderbuch schrieb, wo sich alle diese poetischen und künstlerischen Geister Abends um den ästhetischen Theetisch versammelten. Dieser Theetisch war berühmt wegen seines geistigen Reichthums — und berichtigt wegen seiner leiblichen Armuth. Ter Geist der Gäste konnte in den höchsten Genüssen schwelgen, wenn er sonst zu solcher Schwelgerei Anlage hatte, während der arme Leib gehungert haben würde, hätte er nicht vorher fürsorglich gut — soupirt.

Tos gab einst zu folgender tragikomischen Scene Anlaß. Bei der Frau Baronin erschienen um die Dinerstunde in voller Gala Legativnsrath Franz Tingelstedt, Bibliothekar und Vorleser Sr. Majestät, und Hofraih Friedrich Wilhelm Hackländer, Privatsecretär Sr. königlichen Hoheit des Kronprinzen

Nvrd und ES». XX, S9. 17

Karl von Württemberg. Sie werden nicht ohne einiges Erstaunen, aber mit gewohnter Liebenswürdigkeit empfangen. Man sitzt und sitzt und ist gegenseitig nach Kräften angenehm und geistreich . . . Aber nach und nach fangen des Geistes und der Liebenswürdigkeit Flügel doch an zu ermatten ... Die Dame denkt: „Was wollen Die denn eigentlich zu dieser ungewöhnlichen Visitenstunde bei mir?“ — Die Herren grollen innerlich: „Nun, giebt's denn nicht bald was zu essen? Zum Glück haben wir fürsorglich gut gefrühstückt. Aber sollten wir denn wirklich die einzigen Gäste sein? Das wäre doch stark ...“ Bis sich denn endlich das unheimliche Räthsel löst: Die Herren Dingelstedt und Hackländer haben — allerdings zu ihrem größten Erstamen — durch die Post eine feierliche Einladung zum Diner bei der Baronin Suckow erhalten . . . und diese ist völlig unschuldig an der Einladung. Das Ganze ist ein schadenfroher Witz, geplant und in Scene gesetzt in dem „Hause der Neckarstraße“. Leider ist uns nicht überliefert, mit welchem unsterblichen geflügelten Wort Franz Dingelstedt von diesem Nicht-Diner heimging, er, der eine gutbesetzte Tafel wohl zu würdigen wußte.

Clemens Brentano nannte seine poetische und gleich ihm mystisch angehauchte Freundin Suckow-Niendorf sehr derb: den „Anmuthstrampel“ — und Justinus Kerner sagte zu ihr, als sie eines Abends auf seiner Weibertreu unter den Aeolsharfen in Lenaus Gegenwart im Mondschein tanzte, agirte und sang: „Suckole, Du bischt eine wahnsinnig gewordene Aeolsharf!“

Auf einem Tagebuchblatt von Emma Niendorf aus dem Mai 1843 heißt es: „Der Mai schien uns die Dichter bringen zu wollen. Gleich im Beginn Niembsch (Lenau) — was Wunder, daß Lenau und Lenz für mich völlig gleichlautend war? Ich ging mit Schiicking, den mir Dingelstedt, eben auch erst hier heimisch geworden, am Himmelfahrtstage zugeführt, in das Haus der Freunde (Reinbeck). Es war ein lieber Abend: Reinbecks, Niembsch; „mein Freund Lewin (Schücking) mit den Gespensterangen“, wie Freiligrath mir öfters von ihm sagte — was aber nichts weniger bedeuten will, als daß diese Augen gespenstisch sind, sondern daß sie Geister schauen; Dingelstedt, welcher nachkam. So saßen wir nm den runden Tisch am Sopha vor dem Epheufenster. Dingelstedt hatte im vorletzten Sommer zu Ischl mit Lenau begeisterungsvolle Ausflüge gemacht und Schücking kehrte eben aus dem Salzkammergute zurück. Als er äußerte, daß keine Musik dem Gesänge der „Almerinnen“ vergleichbar, erinnerte sich Niembsch, wie er dort eine derselben auf seiner Reise mit Neinbecks zu einem merkwürdigen Echo kommen ließ. „Es war prachtvoll — alle ihre Töne gab es in Accorden zurück!“ — sagte er . . . Zuletzt verbot uns die Hausfrau das Berggespräch, weil Lenau ohnehin Heimweh genug habe nach seinen Alpen. „Im Thale, in der Ebene ist ihm jeder Schritt zu viel; nicht ans den kleinsten Hügel mag er steigen,“ hieß es, „in den Alpen aber ist er rüstig und aufgelegt zum Klettern, wie ein Gamsenjäger.“ — Dingelstedt meinte, es fehle Niembsch nichts als eine große Stadt: London, Paris — wenn es auch das noch größere Pecking sein müsse!“ — Ueber diesen Zusatz lachte Lenau hell auf Niemand lachte herzlicher als er; vielleicht, weil er es ganz selten that — eben so fern von Spott, als von falscher Gefälligkeit — nur lachte, wenn es ihm ernst mit dem Spaße war, wenn es ihm wirklich mundete und zum Herzen drang.

Wollte man uns die Alpenwelt verschließen, so konnte der am Fuße der schonen deutschen Elisabethkirche zu Marburg aufgewachsene — und zwar sehr hoch gewachsene — Dichter (Dingelstedt) sich nicht weigern, seine glänzende Gabe in Schilderungen aus der von ihm noch nicht lange verlassenem Metropolis an der Seine zu bewähren. Von Heine erzählt er, wie seine Einfälle so wunderbar seien, und man lache über Witze, so verrucht sie lauten, weil er es im Grunde doch auch nicht so bös meine. So schrieb er, als seine Frau krank war, einem Freunde: er glaube nicht, daß seine Frau sterbe, denn er habe von jeher Unglück in der Liebe gehabt. — Auf Fragen nach der Sand entgegnete unser Tourist: „Das einzige schöne Frauengesicht, das ich in Frankreich gesehen, d. h. wirklich weibliche Gesicht! Sie hat einen seelenvollen Ausdruck, ist religiös, näht schön, hat Wohl ein Paar Cigarren in ihrem Strickkörbchen, ist in einem ganz mütterlichen Verhältnis; zu ihren Bindern, liebt die tiefe, echte Musik mit Hingebung. . .“

Das ganze Reinbecksche Haus lebte nur dem Lenau»Cultus, dessen Opferpriesterinnen Emilie Reinbeck nnd Emma Suckow-Niendorf waren.

Gustav Schwab, klarer und nüchterner, sagte jedoch schon damals: „Lenau zieht einen schwarzen Faden durch das Leben seiner Freunde!“

iSchluK folg«

Die Frau Burgemeisterin.

Roman von Georg Ebers *>.

von

Paul Lindau.

— Verlin. —

lan kann die Menschen bekanntlich in alle möglichen Klassen eini »heilen, und alle diese Eintheilungen haben ihre Berechtigung: in gute und böse, in Besitzer von Equipagen und Benutzer der Pferdebahn, in Leute, die immer Zeit haben, und Leute, die nie Zeit haben. Der neueste Roman von Georg Ebers „Die Fr an Vurgmeisterin“ ist für Leute geschrieben, die sehr viel Zeit haben; und ich mnß bekennen, das; ich zu diesen Bevorzugten leider nicht gehöre. Vielleicht ist es mir blos deshalb nicht gelungen, zu demselben in ein sreundl iches Verhältniß zu treten. Ich kann nicht verheimlichen, daß mich diese Erzählung im Einzelnen oft ungeduldig gemacht und im Ganzen enttäuscht hat. Es wird mir nicht leicht, mit dieser unliebsamen Aeußercung zu beginnen. Denn dem Manne, der uns mit der „Acgyptischen Königstochter“, und namentlich mit der „Narda“ so viele Stunden der Anregung, Erfrischung und des geistigen Wohlbehagens gewährt hat und der 'uns auch noch mit „Iloino 3nin“ durch seinen Interessanten nnd unterhaltenden Vortrag im Einzelnen gefesselt hat, fühlen wir uns zu Tank

verpflichtet; und es kommt mir nun, wie gesagt, hart an, daß ich von einer Enttäuschung, die er mir bereitet, sprechen muß. Diese Enttäuschung ist um so stärker gewesen, je höher die Erwartungen waren, mit denen ich die neueste Erzählung zu lesen begonnen habe. Alle deutschen Leser begrüßten es mit einer Art von wohlwollender Neugier, oder besser: mit freudiger Spannung, als sie vernahmen, daß

Ebers in seinem neuesten Werke das, was man bisher als seine „Specialität“ bezeichnen durfte, aufgegeben, die fernen Lande und die fernen Zeiten verlassen und zum dichterischen Vorwurf seiner neuesten Schöpfung einen dankbaren Stoff aus einem benachbarten stammverwandten Lande und einer Zeit gewählt habe, die mit unserer Gegenwart durch die stärksten Bande der Neberlieferung eng verknüpft ist. Das heldenmüthige Holland des sechszehnten Jahrhunderts, ein denkwürdiges tragisches Ereigniß aus den Kämpfen der Niederländer gegen die Spanier, die Bedrängnisse und der Jammer der durch Valdez eingeschlossenen Stadt Leyden, die „svai-ts IiunAsrsnoot“ welche „Akebracllt uaclcl« te cloot, dinaest ?ss clnisont N«usc:Il<?n,“ — das sollte diesmal der Kern der Erzählung sein, oder wie Ebers sagt: „das Spalier, um welches die Ranken meiner Erzählung sich schlingen.“

Siebzehn Jahre hat der Dichter, wie er uns in der Widmung anvertraut, den Stoff mit sich herumgetragen; und da er selbst holländisches Blut in den Adern hat, so durfte man annehmen, daß er gerade für die Schilderung dieser ergreifenden Vorgänge, die sich in diesen langen Jahren in Beziehung auf ihre poetische Verwendbarkeit genügend abgeklärt haben mußten, den rechten warinen Ton finden würde. Aber auf mich macht es den Eindruck, als ob die Zeit an jenen Ranken nicht Blüthen und Früchte getrieben habe, sondern als ob die Ranken durch irgend welche Widrigkeiten, die die Zeit mit sich gebracht, verkümmert und verwildert seien.

Selten habe ich von einem namhaften Schriftsteller ein eindruckloseres Buch gelesen. Die ägyptischen Helden, die Ebers gebildet hat, sehe ich plastisch vor mir, einige darunter, wie den Arzt und Priester in „Uarda“, so lebendig und leibhaftig, daß ich sie nicht vergessen werde, daß mein Blick immer wieder auf sie fällt, wenn die nicht übermäßig große Anzahl jener festen Gebilde, die aus den Werken unserer neuen Dichtungen aufgestiegen sind und ihre dauerhafte organische Gliederung sich bewahrt haben, vor dem geistigen Auge vorüberzieht. Seitdem ich die letzten Seiten der „Frau Burgemeisterin“ gelesen habe, sind aber kaum einige Tage dahin, und schon jetzt zerfließen die schwankenden Gestalten der Ebers'schen Niederländer, wenn wir versuchen, sie festzuhalten, in ein gallertartiges Nichts. Wie schattenhafte Traumbilder, wie phantastische Schemen, die in unserer dreidimensionalen Wirklichkeit kein Dasein fristen können, lösen sie sich auf, verschieben und verschlingen sie sich, sobald unsere Anschauung sich ihrer bemächtigen will. Es ist nichts Stoffliches, nichts Greifbares an ihnen; und die Trauben an den Ranken der Ebers'schen Dichtung haben eine höchst unerwünschte Aehnlichkeit mit denjenigen, die Mephisto den halb berauschten Studenten in Auerbachs Keller vorzaubert:

„Falsch Gebild und Wvrt,
Verändern Sinn und Ort/

und wenn der Jrrthum der Augen Band losgelassen, so bemerken wir, daß man mit uns einen Spaß getrieben und uns Trauben gezeigt hat, die keinen Tropfen Wein geben.

Man muß sich die Frage vorlegen: sollte Ebers sich in der Wahl seines Stoffes so völlig vergriffen haben, daß zu dessen kunstgerechter Bearbeitung und Gestaltung seine Kräfte sich als unzureichend erwiesen haben? Sind die für die Freiheit ihres Landes gestorbenen Helden so gänzlich todt, daß die schöpferische Kraft des Dichters sie zu neuem Leben zu erwecken nicht vermocht hat? Hat er das Unmögliche angestrebt? — Wäre dem so, so würde ihm die Sympathie des Lesers, auf die er sich ja schon ein Anrecht erworben hat, erhalten bleiben. Einer der größten Dichter aller Zeiten hat mit Recht gesagt: „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt.“

Aber ich bezweifle, daß sich diese Fragen zu Gunsten des Dichters beantworten lassen. Mir will es im Gegentheil so scheinen, als ob die Gestalten des Burgemeisters Peter van der Werff, des Janus Dousa u. s. w. zu Trägern einer dichterischen Handlung wie geschaffen seien. Es sind Männer wie aus Stahl gehämmert, und wer einmal in Lehden in der St. Pancraskerke das Grabmal des Burgemeisters gesehen, wer einmal im Nathhause vor jenem Bilde gestanden hat, das die ergreifende Scene darstellt, in welcher das von der Hungersnoth zur Verzweiflung getriebene Volk von dem Burgemeister die Uebergabe der Stadt fordert, und dieser, mit dem Schwerte auf sein Herz weisend, ausruft: „Nehmt meinen Leib, Brot habe ich nicht!“ — Der vergißt die Männer nicht, die den zähesten und heldenmüthigsten Widerstand gegen die Spanier geleistet haben.

Diese Werff und Dousa sind Leute, die nicht blos ein eigenes Leben besitzen; man meint, sie müßten auch mit ihrer Lebenskraft lebenspendend für Andere werden; sie wären durchaus dazu befähigt, die Phantasie des Dichters zu befruchten. In dem Roman von Georg Ebers aber habe ich von ihrer Lebenskraft und ihrem Schöpfungsvermögn nichts wahrzunehmen vermocht. Sie haben an ihrer eigenen Leibhaftigkeit wesentlich eingebüßt und sind unfruchtbar geblieben.

Wenn ich diesem Räthscl auf den Grund gehen will und eine Erklärung dafür suche, so berühre ich eine Frage, die freilich mit großer Behutsamkeit behandelt sein will. Aber es muß doch gesagt werden: Es macht auf mich den Eindruck, als ob sich in dieser Arbeit bei Ebers das Können deshalb widerspenstig gezeigt hat, weil diesmal das Wollen ungenügend gewesen ist.

Der durch ungewöhnliche Erfolge verwöhnte Verfasser scheint es ^an den heißen und redlichen Bemühen, ohne das ein Kunstwerk nun doch einmal nicht gelingen will, haben fehlen zu lassen. Die Arbeit macht den Eindruck des Flüchtigen, Ueberhasteten, Unfertigen; man hat das Gefühl, als sei mit jenem Vertrauen, welches der Erfolg begreiflich macht, ohne es indessen immer zu rechtfertigen, Seite an Seite gefügt, bis ein Band fertig gebracht sei; „und eh' man sich's versieht, ist's eben ein Roman!“ Diese Auffassung hat sich in mir durch gewisse Wahrnehmungen zur Ueberzeugung gefestigt. Und sie hat mich um so mehr verstimmt, als ich nach der Ankündigung des Verfassers, daß er schon vor siebzehn Jahren emsig bemüht gewesen sei, das Material zu ordnen, welches dieser Erzählung zu Grunde liegt, doch sicherlich ein ausgereiftes gewissenhaftes Werk erwarten durfte, das keine Spur der singerfertigen Flüchtigkeit an sich tragen würde. Es hätte aber meines Erachtens nur ein sehr geringer Grad sorgsamer Prüfung dazu gehört, um Ebers zu veranlassen, gewisse Eigenthümlichkeiten zu beseitigen, die selbst dem flüchtigsten Leser in die Augen springen müssen, und von denen es räthselhaft bleibt, wie sie einen: auch nur oberflächlich prüfenden Autor haben entgehen können, wie sie beim ernsthaften Dichter aber, der sich in sein Werk vertieft und es geduldig der Vollendung entgegenführt, geradezu unmöglich erscheinen.

Ein Beispiel: Ebers mag nur einmal flüchtig seinen Roman durchblättern und sich die handelnden Personen auf die Mahlzeiten hin ansehen, die sie regelmäßig einnehmen. Fast jeder junge Tag bringt uns das erste Frühstück, das zweite Frühstück, das Mittagbrod, das Vcsvrbrod, das Abendbrod». Wir kommen aus dem Speisezimmer gar nicht heraus, und wenn wir es verlassen, so nöthigt uns Ebers in die Küche einzutreten. Ich kenne keine Dichtung der Welt, in der man sich so oft zu Tisch setzt; und wenn ich ein Motto für das Buch zu wählen gehabt hätte, so würde ich kein anderes vorgeschlagen haben, als eine Stelle aus einem Briefe Schillers an Goethe vom 28. Januar 1795: „Die Bilder aus Utopien mochten seine Imagination noch nicht ganz verlassen haben, als er sie niederschrieb, denn vom Essen ist reichlich die Rede darin.“ — Wenn wir auf Seite 316 lesen: „van der Werff fand noch mancherlei zu verrichten, aber er hielt dennoch die Mittagstunde inne,“ so wirkt das, nachdem wir den Mann und die Seinen fast immer bei Tisch gesehen haben, geradezu komisch. Von Kapitel zu Kapitel trägt man sich mit der stillen Hoffnung auf einen Tag, an dem wir nicht von Diesem oder Jenem zu Tisch geladen werden; aber wir speisen bei Ebers beständig außer dem Hause, und wir sind schließlich so übersättigt, daß wir sogar die Qualm der Hungersnoth noch ganz erträglich finden. Das Buch läßt sich am zweckmäßigsten in zwei Theile theilen: in die erste Hälfte, während deren beständig gegessen wird, und in die andere, während deren beständig darüber geklagt wird, daß es nichts zu Essen giebt.

Ein anderes Beispiel für die ungenügende Sorgfalt in der Arbeit ist die matzlose Breite in den Schilderungen und Gesprächen. Tic Gelehrten streiten sich noch immer darüber, wer zuerst gesagt hat: „Ich schreibe sehr m^führlich, denn ich habe keine Zeit kurz zu sein.“ Wer immer es gewesen sein mag, jedenfalls hat der Unbekannte eine tiefe Wahrheit ausgesprochen. Wenn auch Ebers nach seiner eigenen Angabe die von Horaz gestellte Frist zur Vollendung eines Kunstwerkes nicht nur innegehalten, sondern beinahe um das Doppelte überschritten hat, so habe ich doch die Ueberzeugung, daß, wenn er anstatt der siebzehn Jahre nur noch siebzehn Tage darauf verwandt hätte, das Werk zu seilen, von den Ungehörigkeiten und Weitschweifigkeiten zu säubern, die wortreichen Abschweifungen auszumerzen, seine Erzählung ein ganz anderes dichterisches Ansehen gewonnen haben würde. Aber nirgends hat der künstlerische Zwang die Bequemlichkeit des Vortrags beschränkt. Stellt sich das treffende Wort nicht ein, so erräth der Leser vielleicht aus einem Satze, was mit dem Worte hätte gesagt werden sollen, und thut's ein Satz nicht, so thut's am Ende eine Seite.

Ebers hat von dem Rechte der epischen Breite bis zum Unstatthaften Gebrauch gemacht. Dinge, die durchaus gleichgültig sind und die für die Personen, die sie angehen, von sehr geringen! Belang erscheinen, weiden uns lang und breit auf unendlichen Seiten erzählt. Ich habe die Leser oft beneidet, die es über ihr Gewissen bringen, so und so viel Seiten zu überspringen. Welchen Gewinn bringt es mir, wenn ich erfahre, wie die Frau Burgemeisterin auf den Markt geht und mit den Marktweibern feilscht? wenn der Fechtmeister und Hauptmann Allertsohn uns auf vier langen Seiten erzählt, welchen Eindruck Italien auf ihn gemacht hat? Wäre der 'Mann nie in seinem Leben in Italien gewesen und sagte er uns keine Silbe über Italien, so würde auch nicht der leiseste Strich an der Zeichnung dieser Figur zu verändern sein. Die ganze Geschichte hat gar keinen Zweck. Und weshalb nöthigt man mich, die Auffassung der politischen Verhältnisse in einem langen Kapitel durch das Organ der Klatschbasen kennen zu lernen?

Wäre es wenigstens humoristisch, so liebe man sich's gefallen, da aber dieses ganze Weibergewäsch keine andere Wirkung hat, als zeitraubend zu sein, so wird man schier zu der Vermuthung gedrängt, daß die Wiedergabe desselben keinen andern Zweck habe, als Raum zu füllen. Und diese Menge von Schilderungen entbehrlicher Einzelheiten an ungehöriger Stelle! Gleich zu Anfang auf Seite 24 heißt es: „Der Burgemeister trat an den großen, aus Eichenholz festgefügten Schreibtisch, auf dem Papier und Briefe in hohen, mit rohen Nleiplatten beschwerten Stößen geordnet lagen . . . Dann ergriff er den Arbeitsstuhl, um die gekreuzten Arme aus seine hohe, durchbrochene Rückenlehne von einfachem Schnitzwerk zu stützen.“ Ich bemerke, daß der Arbeitstisch gar keine Rolle mehr spielt, und daß es vollkommen gleichgültig ist, ob die Papierstöße mit Bleiplatten beschwert waren oder nicht. Was uns in diesem Augenblicke interessiren kann und soll, ist lediglich, daß der Mann sich auf die Lehne seines Arbeitsstuhles stützt; wir sollen nur die Stellung sehen, aber nicht den Stuhl; und daß die Rückenlehne durchbrochen ist und einfach geschnitzt, thut nicht das Geringste zur Sache. Oder doch, diese Einzelheit thut etwas zur Sache! Sie stört; sie lenkt meine Aufmerksamkeit von der nachdenklichen Haltung des Burgemeisters auf die Arbeit des Schreiners. Gerade so heißt es an einer andern Stelle, daß ein Adeliger in der Erregung „auf die breite“, mit seidenen Puffen gepolsterte Brust“ schlägt. Wenn ich das lese, habe ich gleich den Nebengedanken: Dann wird's wohl nicht weh gethan haben! Ich vergesse den Zorn, der die Bewegung veranlaßt hat, und bemerke nur die abgeschwächte Wirkung des Schlages auf die seidenen Puffen. Ist das nicht ein unbeabsichtigtes Seitenstück zu der Drohung des klassischen Emporkömmlings, der einen aufsässigen Untergebenen mit den Worten anfuhr: „Schweigen Sie! Sonst lasse ich Sie durch meine Diener die breite Marmortreppe mit persischen Teppichen hinunterwerfen!“ Was würde man von einem Erzähler sagen, der etwa den Satz schriebe: „Das Kind fiel aus dem Fenster im zweiten Stock eines Hauses, in welchem der erste Stock billig zu vermieten war?“

Das sind Flüchtigkeiten, die man einem Reporter zu gut halten mag, die man aber einem Schriftsteller, von dem man ein sorgsames Werk erwarten muß, nicht nachsehen darf. Das unkünstlerische Anbringeil von derartigen Einzelheiten findet sich an zahllosen Stellen. Bei Ebers verstehen die Holländer „den weiten Römer mit den derben Buckeln am gerieften Fuß“ wacker zu leeren :c. Und dann die Abschweifungen! Wird das Wort Italien genannt, so preist der Musikus Wilhelm Corneliussohn in langen Seiten die Schönheit des Landes, worauf der Fechtmeister in noch längeren Seiten seine abfällige Kritik begründet. Fällt das Wort Thüringen, so ergeht sich Junker Georg von Tornburg alsbald in einer endlosen Schilderung dieses gesegneten Himmelsstriches. So schweifen bei dem ersten besten Anlaß, und ohne Anlaß die Sprecher auf alle denkbaren Gebiete über, ohne daß sie uns dabei irgend etwas Neues, Wissenswerthes zu sagen vermöchten, ohne daß sie auch nur eine originelle Anschauung bekundeten. Es find Gespräche, wie man sie wohl hört, wie man sie aber doch sicherlich nicht aufzuschreiben braucht.

Wie ermüdend und peinigend das wirkt, läßt sich schwer mit Worten sagen; man muß diese Schilderungen selbst gelesen haben. Man denke sich etwa, daß Ebers sagen wollte: „Sie füllte eine Kanne mit Bier.“ Daraus könnte bei einem seiner gelehrigen Schüler allenfalls Folgendes werden: „Sie nahm von dem aus gebeiztem Eichenholz gefertigten, von vier künstlich gewundenen Trägern gehaltenen Sims einen dickbäuchigen, mit zinnernen: Teckel verschließbaren Krug, auf dem in schönen rothen, braunen und blauen Farben allerlei Verzierungen angebracht waren. Namentlich zeichnete sich Teltf durch die Herstellung solcher Töpferwaaren vor allen andern Städten aus, Delft, das selbst von der Pulverexplosion so schrecklich heimgesucht wurde, wie dereinst Lehden, welches am Rheine liegt, oder besser: an einem Arm des Rheins; denn bekanntlich theilt sich der Rhein, der auf dem St. Gotthard entspringt und ganz Teutschland durchfließt, wo er zwischen Mainz und Köln den größten Liebreiz gewinnt, der aber, je mehr er dem Meere sich nähert, auch an Anmuth verliert, vor seinem Eintritt in das Meer in verschiedene kleine Arme, deren Eigentümlichkeiten gerade für Holland zahlreiche Wasserbauten wie Kanäle, Deiche und Schleusen nothwendig gemacht haben. Ueberall steht der Mensch im Kampf gegen die ungebändigten Elemente. Aber dieser Kampf ist zugleich auch die Berechtigung des menschlichen Daseins. Ja, die neueren Naturforscher haben sogar nachweisen wollen, daß der Kampf sogar die Bedingung des Daseins selbst sei, — eine Anschauung, die endlich von dem menschlichen Individuum auf die Weltkörper in dem ungemessenen Räume also in dem unermeßlichen Verhältnis der Dinge nebeneinander, übertragen wird. Das aber ist ja gerade ein bezeichnender Zug für unsre Zeit, dos; aus einer jeden Feststellung sogleich die weitestgehenden Schlüsse gezogen werden. Wer indessen die Wellenbewegung der Culturentwicklung verfolgt, der weiß, daß auf eine jede Hebung eine Senkung folgt und daß gegen diese unziemliche Erweiterung des thatsächlich im Kleinen und Einzelnen Festgestellten auf Großes und Allgemeines eine Neaction eintreten muß. Die Speculation muß durch den Positivismus wieder verdrängt werden; ein künftiges Geschlecht wird sich stricte halten an das, was greifbar ist, wie eben jener Krug, den die Heldin unsrer Geschichte nunmehr auf den Tisch setzte und mit köstlichem Viere füllte.“

Ich habe hier das Ebers'sche Verfahren nur exemplisicirt; ich glaube kaum mich einer Uebertreibung schuldig gemacht zu haben. Ich habe da eine Reihe von Thatfachen erzählt und Behauptungen aufgestellt, gegen die sich kaum etwas Anderes einwenden lassen würde, als daß sie eben nicht ganz neu sind, und daß sie ganz und gar nicht dahin gehören, wohin sie gebracht sind. Ebers selbst scheint es manchmal zu empfinden, daß er einer Art von Elltschuldigung für seine Weitschweifigkeit bedarf.

„Ich hole zu weit aus.“ sagt Velotti Seite 160.

„Nein, gewiß nicht, wir haben Zeit, und ich höre Euch gern zu,“ entgegnet Wilhelm. Aber der Leser hat gewöhnlich nicht so viel Zeit wie Wilhelm; er sagt vielmehr mit dem Dr. Vontius auf Seite 180: „Schnell, muß ich bitten, denn meine Zeit ist gemessen.“

Ebers freilich steht auf einem andern Standpunkt; er ermuthigt die Mittheilsamleit seiner Geschöpfe: „Redet nur, Hauptmann,“ läßt er den Junker auf Seite 232 sagen, und der Hauptmann macht sofort den umfassendsten Gebrauch von dieser ihm eingeräumten Freiheit. Der Verfasser scheint vorauszusetzen, daß alle seine Leser sich in der glücklichen Lage seines Georg befinden, der auf Seite 111 sagt: „Ich habe Zeit, entsetzlich viel Zeit, ich warte!“

Charakteristisch für die ganze Ebers'sche Schilderungsweise ist die Begrüßung zwischen dem Musikus Wilhelm und der Frau Vurgemeisterin in einem der ersten Kapitel des Buches. Der Burgemeister hat Hals über Kopf fein Weib verlassen müssen, um in wichtigen Dingen mit Wilhelm von Oranien zu unterhandeln. Er bleibt lange von der Heimat entfernt; die arme junge Frau ängstigt sich um ihn. Da kehrt Wilhelm heim, der den Burgemeister gesprochen und von diesem Grüße an die junge Frau zu überbringcu hat. Stürmisch begehrt die Frau Auskunft über das Befinden ihres Mannes. Der Mnsikus, der ganz in seine egoistischen Küstlcrgedanten

versunken ist, giebt ihr zerfahrene Antworten, schwatzt von einer schönen Stimme, die er gehört, von einer Composition, die er vollendet, und allem Mögliche», nur nicht von dem, was die Frau gerne erfahren möchte.

„Aber lieber Meister!" rief die Burgemeisterin mit wachsender Ungeduld, „ich frage jetzt nicht nach Euren Motetten und Tabulaturen, sondern nach meinem Gemahl."

Gerade so ergeht es uns. Auch wir erkundigen uns nach denen, die uns lieb find, und man erzählt uns allerlei Schnickschnack von Tabulaturen und Motetten, und die „wachsende Ungeduld" bemächtigt sich schließlich auch unser. Ebers selbst entschuldigt sich für seine Liebhaberei, wenn er durch Wilhelm sagen läßt: „Es ist einmal so, daß uns auch Kleinliches überwichtig erscheint, wenn es uns eben die Seele erfüllt."

Tiefe Eigenthümlichkeit des Verfassers nimmt noch eine andere Gestalt an. Ebers hat ein besonderes Gefallen daran, uns hinzuhalten und warten zu lassen. Wollte er die sogenannte „Spannung" im gewöhnlichen Sinne des Romans damit hervorrufen, so würde man es, wenn auch nicht sehr schön finden, doch allenfalls begreifen; aber selbst dieser Nebenzweck erscheint aus seinem Verfahren ausgeschlossen. Er gewährt uns bald, was er uns geben will, nur nicht auf der Stelle; wir müssen eben ein bisschen warten. Er führt uns in ein Zimmer, in dem wir etwas suchen sollen. Wir finde» » nicht; wir treten in das Nebenzimmer — da liegt's, da finden wir es! Las das für einen Zweck hat, ist mir unbegreiflich. Diesen Scherz treibt öbcrs z. B. mit dem Testament des alten Fräuleins, nach dem aus Seite 208 gesucht wird und das sich ans Seite 211 findet. Der Roman hat dadurch drei Seiten an Stärke gewonnen, wir aber haben die Zeit, die wir auf das Lesen von drei Seiten verwenden, verloren.

Einen dritten Beweis für die Unzulänglichkeit der auf das Werk verwandten künstlerischen Sorgfalt finde ich in der Zerfahrenheit der Composition und in der gleichmäßigen Behandlung aller Figuren. Das Unwichtige nimmt in der Behandlung dieselben Verhältnisse ein wie das Wichtige, und die Hauptfiguren klären sich von den Nebenfiguren nicht los. Dem ganzen Bilde fehlt die Perspective. Wenn wir längst über die Mitte des Romans Kinausgelangt sind, wissen wir noch immer nicht, um was und um wen es sich eigentlich handelt. Alle auftretenden Figuren, oder fast alle flößen uns denselben Grad von Theilnahme ein; und dieser Grad ist diesmal ein recht geringer.

Sollen wir uns dem Burgemeister zuwenden? — „Freiheit und Uranien" ist sein Wahlspruch, davon sind wir überzeugt. Er vollbringt auch gewiß rühmliche Thaten, nur schade, daß wir davon so wenig erfahren. Er hat nichts Liebenswürdigen, dieser Mann, und die Achtung, die wir ihm zollen sollen, kommt uns nicht von Herzen. Es fehlt ihm eben die Wahrheit, das Leben, die echte Menschlichkeit.

Oder der Burgemeisterin? — Die junge Frau, die dem älteren Mann vermählt ist, fühlt sich verkannt. Sie ist zunächst eifersüchtig auf die unabänderliche Vergangenheit, auf die verstorbene Frau ihres Mannes; und auch sie schleicht körperlos wie ein Schemen dahin. Fragt man nach ihrer Hauptbeschäftigung, so muß man darauf antworten: sie nimmt übel. Erst gegen den Schluß hin kommt so etwas wie eine individuelle Regung in sie hinein. Ein Freund aus ihrer Mädchenzeit erscheint ihr, und sie steht im Begriff, sich zu verlieben; aber das Pflichtgefühl siegt. Sie bleibt dem Gatten treu und zeigt sich in der Zeit der öffentlichen Bedrängniß tapfer. Alles das hören wir von ihr mit ungläubigen Ohren, sie überzeugt uns nicht. Es macht auf uns den Eindruck, als ob der Dichter zu gutmüthig wäre und ihr unverdient Liebes nachsagte.

Da sind nun noch eine ganze Anzahl von Gestalten mit einigen interessanten Zügen, aber verschwommenen Umrissen: der Fechtmeister, der sich tapfer schlägt und gut ficht, der Musikus, der Tauben züchtet und die Orgel spielt; Henrika, die fast immer krank ist; Jaius Dousa, der herrliche Mann, von dem hier nur ein Ncbelstreif übrig geblieben ist; der schmachtende Junker Georg von Dornburg und eine ganze Anzahl halbwachscner Burschen, die uns alle mehr oder minder gleichgültig sind.

Dem Titel nach kann über die eigentliche Heldin ein Zweifel nicht bestehen: es ist die junge Frau des alten Burgeineisters; aber das Verhältnis zwischen ihr und dem um das Gemeinwohl unablässig beschäftigten Peter van der Werff hat etwas Unbehagliches, Unerquickliches. Er hat beständig keine Zeit, hat immer andere Dinge im Kopf, die für Weiber nichts taugen und von denen Weiber nichts verstehen. Sie aber beansprucht als echte Ebers'sche Gestalt viel Zeit und große Mittheilbarkeit. Daher denn der Conflict. Wenn man die Moral aus der größeren Hälfte des Romans ziehen wollte, so würde man zu dem Satze kommen: Heirathe keinen Arzt, keinen Seemann, keinen Burgemeister, überhaupt keinen Mann, der viel außer dem Haufe zu thun hat, das führt zu nichts Gutem! Von der Frau Burgemeisterin möchte ich sagen, was sie selbst von den Gevatterinnen sagt: man achtet sie wohl wegen ihrer Bravheit, aber keine warme Neigung zieht uns zu ihr. „Nein, sie gefällt mir nicht, die Frau des Burgemeisters!"

Das Talent des Dichters für lebhaftc Schilderungen habe ich nur in einem einzigen Kapitel unversehrt wiedergefunden: in der Beschreibung des Schreckens, der unter die Jahrmarktsleute fährt, als sie hören, daß die Spanier anziehen. Das ist ein wirklich bewegtes, kühn und kräftig ausgeführtes Gemälde. Sonst aber fehlt es diesmal den Strichen an der Festigkeit, der Composition an der Klarheit und den Figuren an der Plastik und Lebenstreue, die uns namentlich die ersten Werke von Ebers lieb gemacht haben. Und weil ich glaube, daß diese Mängel der ungenügenden künstlerischen Sorgfalt zuzuschreiben sind, habe ich keinen Anstand genommen, unverblümt darauf hinzuweisen; um so weniger, als die Kritik bei Ebers nur eine platonische Bedeutung hat, und der Erfolg seiner Werke schon durch die einfache Verlagsanzeige discontirt zu werden pflegt. Hoffentlich wird es mir möglich sein, von dem nächsten Werke des begabten Schriftstellers und Gelehrten nur Anerkennendes zu sagen.

Dllustrirte Bibliographie.

cit den Zeiten Hauffs, der die Landsknechte vielleicht nicht für die Poesie entdeckt, aber jedenfalls zuerst mit glücklichem Realismus in seinem Liechtenstein trwrerthet hat, sind diese Fissuren stets ungewöhnlich dankbare Gegenstände der Darstellung geblieben. Das Interesse daran hat sich auch nicht auf modern poetische Schilderungen beschränkt, sondern man hat häufig genug versucht, der fromme» Lnndslnccchlc Brauch und Wesen in strenger, wissenschaftlicher Form zu behandeln. Am Anziehendsten ist dies wohl Gustav Freytag in jenem prächtigen Eapitel seiner „Vildcr »us der deutschen Vergangenheit" gelungen. Sicherlich ist wenigstens keine der andere» zahlreichen Schriften über die Landsknechte auch nur einigermaßen populär geworden, und man hat ihnen gegenüber in der Regel immer noch vorgezogen, zu den Quellen, zu dm zahlreichen Liedcrrcsten, Biographien u. s. w. zurückzukehren.

?>un ist neuerdings eine Einzelschrift über diesen Gegenstand erschienen, die das Material in so ansprechender Form und so vollständig gilbt, das; man sich wohl mit irrnu Studium begnügen kann. Es heißt Tic deutschen vandSlnechte. Ein Cullurbild von Friedrich Blau und ist in Görlitz im Verlage von F. A. Starke erschienen. Man wird nicht anstehen dieses Buch ein ganz ausgezeichnetes zu nennen, lis hat zunächst den wesentlichen, unschätzbaren Vorzug, das, der Verfasser seinen Stoff wirklich i» dem Buche verarbeitet und nicht Neste desselben hie und da längs des Vcas in ungenießbare« Anmerkungen verstreut hat. Das ist wirklich eine durchaus zusammenhängende Tarstellung, die er gicht.

Zunächst freilich verfällt man in gelinden Schrecken, wenn man wahrnimmt, daß »uch er nach der Väter Weise seine Schrift mit der altgermanischen Heercsu erfassung b«Mnt. Da man aber auch sogleich bemerkt, daß er kurz, gedrungen schreibt, so mg! man sich in das Notwendige und folgt ihm, bis man »ach wenigen Seiten bei dem wirklichen Stoff anlangt.

Tic Behandlung desselben macht durchaus den Eindruck des Schlichten, Anspruchslosen. Erst wenn man genauer untersucht, erkennt man die Fülle eigentlicher Arbeit darin, um das Verdienst, das sich verbirgt, dann doppelt zu schätze». Ab« icdenfalls ist diese schlichte Darstellung die angemessenste: die Dinge allein schaffen sich schon Geltung. So schildert er denn die Werbung der Landskncchthcere, ihre Zuinmmcnsttzung aus den verschiedensten Volksschichten, ihre höchst eigenthümliche Vermssung, die, so willkürlich auch manchmal die Landsknechte in der Geschichte erscheinen, >bi Lcben beinahe pedantisch regelt, ihre Bewaffnung, das Lagerleben, die Trachten »nd die Geschichte ihrer glorreichen Thaten — wobei natürlich Belagerung und Cchlocht von Pcwln, jene vielbesungenen Ergcnisie, deren Gedächtnis, so lange selbst im Volksmunde fortgelebt, dm Glanzpunkt bilden. Die Schluncapitel behandeln dm Niedergang des Landsknechtswescns, dessen mannigfache Ursachen sehr anschaulich dargelegt werden, und die Auffassung desselben im Auge der Zeitgenossen.

In gewisser Beziehung ist dies Capitel weitaus das interessanteste. Line Sache kann einem höchst gleichgiltig sein, aber man wird sich immer darum kümmern müssen, wie dieselbe auf ihre Umgebung wirkt und fich in dieser darstellt. Und gerade für die Landsknechte und für die deutschen Wirren des sechzehnten Jahrhunderts gilt dies ganz besonders.

Vccinne Lrompeler nach ?, dt Ohem.

In der unglaublichen Stumpfheit und Verrottung, worin zu Ausgang des Mittelalters die ganze Nation unterging, bilden die Landslaechte eigentlich denjenigen Punkt, wo die neuen Lebensleime zuerst sichtbar werden. Tos mächtigste Element der anbrechenden Periode, die wiedergefundene klassische Lultur, schlummerte noch in den Studirstuben weniger Begnadeter — in das deutsche Volt war noch nichts dauon hinausgedrungen: dieses sollte erst des neuen Heils kundig werden, als die Reformation und die übrigen, rein socialen Nevolutionstriebe, die alle in jenem neuen Harnische kämpften, unter die Masse traten. Bezeichnend für jene Zwischenzeit unheimlicher Stille ist, das; auch der Studentengsang beinahe versiegt. Im Ausgange des Mittelalters bietet er eigentlich das Frischeste, was die volkstümliche Poesie hervorbringt. Aber zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ist der Student so verroht und verkommen, so ganz verwildert im wüsten Treiben des Vagircns und verflacht in todtem Studium äußerlicher Weisheit, daß die Poesie beinahe völlig aus seinem Leben schwindet.

Und so erlebt man das merkwürdige Schauspiel, daß in einer Zeit, die, wenn auch überreich an kriegerischen Ereignissen, doch dem eigentlichen Sinne der Mehrheit nach friedlich und ruheliebend, fast träge ist, alle die gleichsam latente Poesie der Volksseele um den Landsknecht als Mittelpunkt zusammenschießt und sich an ihm offenbart.

Er ist die eigentlich poetische Figur jener Uebcrgangspciode. Und obgleich dem seßhaften Bürger und Bauer gewiß keine angenehme Erscheinung im täglichen Leben, dem Edelmann, dein er den angestammten Degen zu entwinden droht, offenbar ein

S, lxin Frunosberg, „Nsch »ein Lirelvtw m lie^nerS „»Moria".

Dorn im Auge — ist er doch bei allem Spotte nur die Zielscheibe gutmüthiger Humorc. Sein Leben muß seinen Zeitgenossen wirklich als etwas in seiner Art Ideales erschienen sein. Man kann sich das schwer denken, wenn man weiß, wie ärmlich und beschwerlich, wie bar jedes großen Zuges es im Grunde war — in jener Zeit muß eben das Dasein im Allgemeinen ganz besonders eng und lastend gewesen sein, daß Jeder, der seine Regeln abschüttelte, um sich in freier Vereinigung mit Waffcngcnossen zusammcnzuthun, als ein Bencidcnswerther erschien.

Mit ihnen war es übrigens das Umgekehrte wie mit dem würdigen Falstass, Sic kvaren nicht nur der Gegenstand des Humors, sondern sie selbst besaßen denselben auch reichlich. Zcugc desselben die unzähligen Lieder und Schwänkc, die in ihren eigenen Reihen entstanden sind, und deren Blau's Buch cinc groszc Anzahl enthält. Uebcrrnüthiges Krastgcfühl, gleick, als ob die Wcld ihnen gehörte, und glückliche Sicherheit bilden den durchgehenden Zug. Man würde dessen übrigens auch schon gcwisj sein können, wenn alle jene Erzeugnisse verloren gegangen wären, und nur die Bilder ihrer Trachten sich erhalten hätten. Es gicht gar nichts kennzeichnenderes als solch cinc Landskncchtstracht. Geschlitzt und gepufft, schreiend bunt, unendlich in ihren Abweichungen und doch übereinstimmend in dem Grundcharakter prahlender Absonderlichkeit. Etwa

Schulchetsz mir Lrubunnn. „Nach Jost Zlmsn. Aus Slou: „Dic deutschen Landsknechte". Gorich, C. 21, Starke.

Stutzerhaftes liegt darin, aber es ist'dabei flott, achtlos: Stutzer, anderen tadelloser Reinlichkeit man bisweilen zweifeln möchte.

Dieser letzte Punkt läßt sich freilich nicht mehr sesistellen. Jedenfalls must diese Tracht schon den Zeitgenossen ausnehmend gefallen haben; denn wir bemerken, dasi die damaligen Künstler sie mit offenerer Vorliebe verwenden nnd unverhältnismäszig hanfig Ctudien daran machen. Auch cinc ungcwöhnliche Erscheinung: denn meist macht man die Wahrnehmung, daß Jedermann die Tracht seiner Zeit schilt — was natürlich Niemanden veranlaßt, dieselbe folgerichtiger Weise nun auch abzulegen. Wir selbst geben übrigens ja dcn Malern dcr deutschen Renaissance auch Recht. Sicin großes Fest ohne Landsknechte, welche, die lange Hellebarde aufgestemmt, über die Ordnung wachen, kein Aufzug ohne die Unvermeidlichen, die zum Mindesten Farbe und Silhouette in die Einförmigkeit bringen, wenn sie nicht für alle Theilnchmer das Modell abgeben haben — kurzum, wenn einmal in unseren Tagen von „Costiim" die Rede ist, so kommt das ihre zu allererst in Betracht.

Auch darüber kann man in Blaus Buche recht eingehende Studien machen. Es ist mit S8 Illustrationen, theils in Holzschnitt, theils in Photolithographic ausgestattet, die scimtmlich theils Trachtenbilder geben, theils, wie die aus L. Fronspcrgers Kriegsbuchc entnommenen, in kleineren Mähen, Sitten und Gebräuche darstellen. Natürlich fehlen auch Bildnisse der für das Landsknechtswesen wichtigen Männer nicht. Bis auf zwei oder drei sind diese Illustrationen alle Nachbildungen gleichzeitiger Werke. Die überwiegende Anzahl stammt von Jost Ammans Hand — dem Zeichner des Kriegsbuches. Winzige Figürchen, in jener conventioncllen Perspective damaliger Zeit hingesetzt — das ganze im Rahmen einer verschnörkelten Cartouche, woran man damals so übermäßig Gefallen fand. Die Bildchen sind fast kindlich: aber sie machen den Eindruck großer Treue und vermitteln eine anschauliche und sicher charakteristischere Vorstellung, als sie irgend zu erzielen wäre. Neben diesen Amman'schen Zeichnungen finden sich andere, die eigentlich mehr Gelegenheitsarbeiten sind, Studien und dergleichen, darunter viele von der Hand der ersten Meister: Hans Holbcin wie Dürer — beide iind in diesem Werke würdig vertreten. Zu de» interessantesten Beigaben gehört eine Photolithographic nach H. S, Bchams Holzschnitte, einen Landsknechtzug darstellend — worin, ein seltenes Schauspiel in' damaliger Zeit, ein Kamcel dargestellt ist, wohl ein Beutestück aus Feldzügen im Süden. Eine zweite Photolithographic gicht das Bild eines Feldlagers nach Jost Amman: einer Wagenburg im eigentlichsten Sinne, auf zwei Seiten durch zwei auf das Kindlichste aufgeführte Batterien gedeckt. Was aber das Charakteristische an dem Bild ist und wirklich beinahe komisch wirkt, das ist der Umstand, daß des „Fcldobristen Gezcht" im Ringe noch besonders umschant ist — cm redender Beweis dafür, das; die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Befehlshaber und Soldaten nicht immer völlig gleichmäßige blieben. Auch sonst fehlt es dem Bilde nicht an Drastik. Als ein zweites Zeichen von der Gemüthlichkcit der Zustände erhebt sich, genau in Mitte des Lagers, der Galgen — natürlich nicht leer. Dann sind Leute, die sich prügeln, hincingezcichnet — Männer wie Frauen. Aber auch die Idylle fehle nicht: in einem Winkel, umringt von Marketcnderbuden, sind Vichhccrden eingepfercht.

In dem künstlerischen Geschmack unserer Zeit scheint das Vorbild der deutschen Renaissance immer mächtiger zu werden. Zugleich damit muß jedenfalls auch das Interesse an jene merkwürdige Zeit überraschenden Aufblühens und eben so schnellen Verfalles zunehmen. Einige ihrer schärfsten Züge finden wir in dem Buche Blaus verzeichnet.

In unserer vielbeschäftigten Zeit war der erst so laute Ruf von NordcnskjöldS Weltumsegelung beinahe schon verhallt, nachdem er erst fast mondcnlang jeden Mund beschäftigt hatte, und cs bedurfte schon wieder der jüngsten Kunde, daß der kühne Entdecker sich zu einer neuen Fahrt rüste, um sein Andenken wieder lebendig zu machen.

Mittlerweile ist nun auch die Herausgabe des großen Werkes, worin er die Geschichte seiner ersten Weltumsegelung niedergelegt, ziemlich bis zum Ende gediehen. Tie Umsegclimg Asiens und Suropas auf der Bega 1373—8«. 2 Bände^ Leipzig, Vcrlag von F. A. Brockhaus steht gegenwärtig bei der siebzehnten Lieferung.

Das Werk stellt sich sehr stattlich dar: Großoctav, Bände von ziemlich 600 Seiten Stärke. Schlägt man es auf, so findet man zahlreiche Holzschnitte und Karten. Aber cs ist dabei nicht etwa ein gelehrtes Werk. Alle die Beobachtungen und Entdeckungen, die nur einem kleinen Kreise von Forschern anziehend, weil verständlich Isind, hat der Verfasser ausgeschlossen: das was hier vorliegt, soll eine Lcctüre für Jedermann sein

Rord und Sltid. XX, SS. 18

können. Diese Absicht ist auch entschieden erreicht worden; das Buch liest sich gut und fesselnd, ohne dabei auch nur im Entferntesten glatt zu werden. Das ist natürlich

genug! denn es findet sich auch nach jener Ausscheidung Stoff genug an allgemein Interessantem und Ncueni,

Ja, auch an Altem, was interessant ist, Nordcnskjöld hat es sich nicht^versagt,

der Beschreibung seiner Nrisc eine historische Darstellung von der Kenntnis, und Erforschung der ostarktischen Länder seit den frühesten Zeiten uoranzusckicken. Und er hat daran sehr reckt gethcm. Nenn man findet da die überraschendsten Notizen zusammengestellt, von denen man bestenfalls einige gekannt hat, die aber in ihrer Gcsllmmthit bisher kam« crrichbar gewesen. Es ist schon seltsam genug, alle die alten Karten (die früheste stammt aus dem Jahre 1482) jener Gegenden, wie sie nach und nach veröffentlicht worden, mit einander zu vergleichen. Sie bilden eine der besten Zierden des Verles. Um von den naiven Vorstellungen, die man damals, vor der Entdeckung Amerikas noch, von jenen uordischen Ländern hatte, zu schweigen, sei hier nur der lindlichen glaubensfesten Weise gedacht, die getreulich alle die Schrecken aufgezeichnet hat, womit Aberglaube oder Mistgunst jene Meere bevölkerte. Da ist der Krале, der Schwertfisch, ist vor Allem die Ceeschlange, die sich schon damals des chr

ll»5 Noibcnlljöld i „l>ie !N!>lege>ung Asirms und Euros«,", leipzig, H. 21, Viollw!>5,

würdigsten Alters zu erfreuen hatte. Ein gehörter Eber, der auf der Karte in der Gegend Islands eingezeichnet ist, und der sich dort das Vergnügen macht, einen Dreimaster mitten durchzubeisten, ist die merkwürdigste dieser Bestien. Es wäre eine dankbare Aufgabe für einen belesenen Geographen, festzustellen, in welchem Hirne dieses Unlhicr ausgebrütet worden ist, und was etwa zu der Vorstellung desselben Anlaß gegeben.

Auch im Texte findet sich natürlich darüber des Unterhaltenden genug. Man sieht aus dieser langen Reihe von Entdeckungsfahrten, 'wie sich die ersten Reisenden eingebildet, durch Auffindung einer nordöstlichen Durchfahrt die gewinnreichsten^Erfolge erzielen zu können, bis endlich, nach hundert Fehlschlagen, die Hoffnung sich immer mehr herabgemindert, und man gegenwärtig eigentlich nur noch idealen Aufgaben dort im hohen Norden nachforscht, während die praktischen Zwecke zum unendlich Kleinen zusammengeschrumpft sind.

Dem Philister wird es nie einleuchten, was Jemand dort zu suchen hat, in einer entschieden ungemüthlichen Gegend, wo außer Thran, Bärenfellen und Frostbeulen

wirklich blutwenig zu holen ist. Ein Standpunkt, den jener merkwürdiger Weise mit den Hellenen theilt. Nnd doch muh ein ganz seltsamer Reiz in solchen Aufgaben liegen, denn es finden sich immer wieder hochgemuthc Seelen genug, ja beinahe in übergroßer Anzahl, welche, dieser bewußt, jener blos in dunklem Drange, sich zu solchem Abenteuer hingezogen fühlen. Das Verlangen nach Unerhörtem liegt gar zu tief in der menschlichen Natur i und so ist es gerade unserer Zeit, welche die Verhältnisse jedes einzelnen immer regelrechter einzirkelt, beschieden, daß so viele rein aus jenem Verlangen sich in Fährnisse stürzen.

In diesen Blättern ist erst kürzlich einer arktischen Forschcrfahrt ausführlich gedacht

worden. Jene wurde unter Verhältnissen ausgeführt, wie noch nie eine in jenen Gegenden, wie man sie wohl bei Reisen nach Innerafrika oder Turkmenien, aber doch nicht zu Völkern erlebt hat, deren ganze Dascinsbedingung der unsrigen so völlig widerstrebt. Sie wird als einzig in ihrer Art gewiß lange denkwürdig bleiben. Die Reise Nordcnskjölds hat nicht ganz diesen abenteuerlichen Charakter. Immerhin aber bleiben ihre Schicksale sonderlich genug. In ihren großen Zügen sind sie bei Gelegenheit der glücklichen Heimkehr hinreichend geschildert worden und noch u Jedermanns Erinnerung — auf sie zurückzukommen «erbietet sich s>5on u deswillen, weil hier auf beschränktem Räume nur Bekanntes wiederholt werden l,<mite. Liest man den eigentlichen Bericht in unserem Buche, so stellt sich Alles in ganz neuer Beleuchtung dar. Hier komme» die Einzelheiten zur Geltung und dienen den Hauptpunkten zu passender Verdeutlichung. Man merkt hier erst recht, daß die Lectine der Zeitungsemszüge von der Fahrt doch cigemlich nur ein so rohes Bild gegeben, wie

wenn man anstatt der Odyssee eine jener kurze» Inhaltsangaben gelesen hätte', die in manchen Ausgaben dem Gedicht vorangedruckt zu finden sind.

Daneben finden sich selbstverständlich, trotzdem daß, wie gesagt, der eigentlich gelehrte Apparat bei Seite gelassen ist, eine Fülle von Bemerkungen und Schilderungen über Land und Leute und Dinge im hohen Norden Sibiriens. Man könnte i» der Beziehung Nordenskjöld vielleicht sogar die übergroße Bescheidenheit zum Vorwurfe machen, womit er diese Gegenstände in den Vordergrund gerückt hat und dafür der eigenen Schicksale und der der Ceinigen minder ausführlich gedenkt. Menschlich fesselnder hätte sich sein Buch sicher gestaltet, wenn er anders gehandelt; denn alle die persönlichen Erlebnisse hätten gewiß ausgereicht, um ein Buch interessant zu machen.

Immerhin kann man nicht behaupten, daß es verloren habe,, dadurch daß es belehrend geworden. Aus jenen Gegenden ist wirklich noch genug des Reizvollen zu berichten. Hervorgehoben seien hier nur die Schilderungen des Aufenthaltes bei den Tschultschu und der Verhältnisse, worunter jene Stämme leben. Es ist ein dankbarer Gegenstand der Betrachtung, sie und die Eskimos, die unter uchrhältnißmäßig ähnlichen Bedingungen und doch so verschieden leben, mit einander zu vergleichen, zum Beispiel nachzuweisen, warum die Eskimos Schneehütten bauen, und die Tschultschen nicht, sondern lieber im Winter wie im Sommer Zelte bewohne». Eines haben übrigens beide Völker gemeinsam: die Häßlichkeit. In Nordenskjölds Buche sind einige Dutzend Tschultschen abgebildet, von denen jeder hier zu Lande als Komiker «Mick machen würde. Tic aufgestülpte Nase und der offene Mund geben allen den Gesichtern eine» Ausdruck des Erstaunens, der höchst lächerlich wirkt. Abgesehen davon scheint es ein sehr gut» müthiges Volk zu sein und sich mit den Polfahrern sehr angefreundet zu haben — vielleicht gerade darum, weil Berührung mit Europäern für sie noch nichts Gewöhnliches geworden ist.

Denn auch das Russenthum steht ihnen wohl ziemlich fern. Auch darüber findet man beiläufig manches Nisicnswcrthe und wenig Bekannte. Der russischen Eroberung Sibiriens ist ein ganzes Kapital gewidmet, aus dem unter Anderem zu ersehen ist, daß des Ezairn Kosaken dadurch die Wohlthnter Kamtschatkas geworden sind, daß sie den dortigen Schnaps erfunden haben. Es muß eine ziemlich verzweifelte, trockene Situation gewesen sein, worin die edlen Sleppensöhnc sich dazu herbeigelassen haben, auch ein wenig Chemie zu praltziren und in den sibirischen Kräutern Ersatz für die heimischen, zum Schnapsbrennen verwendeten zu suchen. Wenn Noch beten lehrt, so lehrt der Durst, wie dieses Beispiel zeigt, manchmal Dinge, die den sündigen Menschen vielleicht noch härter ankommen.

Man kann sich doch nur schwer leine Vorstellung von der Lage machen, worein Leute auf solch einer langen Reise gerathen. Ueber Jahr und Tag von jeder Verbindung mit.der ciuilisirten Welt abgeschnitten — mit welchen Gefühlen mögen sie wieder zum ersten Male in eine Gesellschaft von Halbcuropäern eingetreten sein und dort die neuesten Nachrichten empfangen haben — Nachrichten, die felbst schon Monate alt waren! Wir selbst haben uns in die modernen Bequemlichkeiten des Lebens schon viel zu sehr eingelebt, um ihrer noch bewußt zu werden. Das kann eigentlich nur der, welcher an solcher Fahrt theilgenommen. Und es möchte einen fast bcdünln, die Annehmlichkeit, endlich wieder lin das neunzehnte Jahrhundert eingescgclt zu sein, müßte viel eindrucksvoller gewesen sein, als selbst alle die unerhörten Ehren, die den kühnen Reisenden und ihrem Führer erwiesen worden sind.

Und sich dann wieder so schnell losreißen zu können von dem, dessen Werch man eigentlich erst recht muß schätzen gelernt haben — schon wieder ncucAbenteucr zu planen — der gute Vater Horaz würde vielleicht sehr um eine Bezeichnung dafür verlegen fein, er, welcher der Meinung ist, daß der Mann ein ehernes Herz gehabt haben müsse, der sich zuerst im Nachen auf die rollende Mccrcsfluth gewagt — auf das harmlose, blaue Mittelmeer!

Nenn Nordenskjöld seine Reise antritt, wird sein Buch wenigstens vollendet vorliegen. Hoffen wir — und das ist ^lein eitler Wunsch! — daß er noch von einer neuen, glücklich bestandenen Fahrt zu berichten haben möge. Gegenüber einem so trefflichen Schildere! ist das ein Wunsch, der auch in unserem eigenen Interesse liegt.

—«.

Troubadour-Novellen von Paul Heys?. Berlin. Verlag von W. Hertz.

Eine Sammlung, deren einzelne Erzählungen in Zeit und Ocrtlchkcit so ziemlich übereinstimmen, und welche ein anziehendes Bild jener Ncbercultur mit allem Zauber der Romantik gilbt. Diese Vlätter haben selbst einige jener Novellen zuerst veröffentlicht, und dieselben werde» sicherlich noch in frischer Erinnerung sein. Heyse ist kein Dichter, den man in einigen kurzen Zeilen kritisirt, ebensowenig wie ein solcher, der erst noch einer Eharakterisimng bedarf. Sein Name sagt genug. Der des klassischen Stilisten des vollendeten Erzählers, der Griechensecle, auf deren Grunde sich nur die Schönheit abspiegelt. Nur zum Schlüsse sei noch eine kleine Anmerkung — mit dem Hut in der Hand! — hinzugesetzt. Auf Seite 88 schreibt der Dichter: „Was aber ist einem Kopfe, wie der unseres Freundes, zu fein!" Eine Eonstruktion, die man allenfalls noch gelten lassen dürfte. Aber bei der betrübenden Verwilderung, die in der Anwendung der Apposition eingerissen ist, hätte grade ein Mann wie Heyse die Verpflichtung, nicht mit bösem Beispiele voranzugehen und auch nur durch eine lockere Eonstruktion die Leser dem Irrthumc auszusetzen, er bestätige durch sein Beispiel den allgemeinen Mißbrauch. Solchem Dichterruhme, wie dem unseres Freundes, darf nicht einmal der Makel eines Mißverständnisses anhaften.

M. Lazarus, Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze. Zweite erweiterte und vermehrte Auslage. Dritter Band. 8. VI u. 444 S. Berlin 1882, Ferd. Dümmlers Verlag. «. ?. 50.

Gelegentlich des Erscheinens der neuen Auflage der ersten Bände des ausgezeichneten Wertes ist bereits hier in eingehender Weise davon die Rede gewesen. Was der Verfasser in den Einleitungsworten zu dem vorliegenden Bande hoffend und wünschend sagt: „habe ich doch auch niemals den Muth des Glaubens verloren, daß die stille Gemeinde der Freunde dieses Buches bei der Fahne idealer Gesinnung und Gesittung treu ausharren wolle; daß aber auch weitere und weitere Kreise bald wieder zu der ureigenen Hoheit und Reinheit des deutschen Volksgeistes sich zurücksinken werden. Dann wird auch der bescheidenste Veitrag zur Läuterung desselben durch psychologische Erkenntnis; der Keime, des Wachsthms und der Früchte der Idealität den Zweck seiner Schöpfung nicht verfehlen" — das wird er mit seinem in dem Dienst der idealsten Bestrebungen stehenden Werke in der kleineren Gemeinde, die er ganz zu erfassen versteht, gewiß erreichen. Es ist ein Wert, von der vornehmsten Gesinnung getragen, dem Höchste» sich zuwendend, mit seinen Lehren auf dem Boden einer gefestigten, tief philosophischen Weltanschauung sich erhebend. Dazu ist die Form, in welcher die gewonnenen Ergebnisse vorgetragen werden, einfach mustergiltig. M. Lazarus ist eben auch einer unserer ausgezeichnetsten Schriftsteller, ein Meister der Sprache und der Form: seine Philosophie ist im besten Sinne des Wortes lesbar, deshalb wirkt sie in Verbindung mit ihrem Inhalt so unmittelbar. Die Leser von „Nord und Süd" haben erst in einem der letzten Hefte Gelegenheit gehabt, von der ganzen geistigen Art des Verfassers unseres Werkes einen gedrängten aber uollgiltigm Beweis zu erhalten durch den Aufsatz „Erziehung und Geschichte." In dem vorliegenden Bande finden sich die folgenden Monographien vereinigt: „Ter Tnct — Die Vermischung und Iusommenwirkung der Künste — Die Freundschaft — Zum Ursprung der Sitten." Sei der Band und mit ihm das ganze Werk hiermit nochmals auf das Wärmste empfohlen.

Via»! Müller, Essays. 2. Band. Beiträge zur vergleichenden Mythologie und Ethologie-.

Mit Register zum ersten und zweiten Bande. Zweite vermehrte Auflage, besorgt von

Dr. O. Franke. 8. IV u. 66Ü S. Leipzig 1881, W. Engelmann. »«.10.—

In dem vorliegende» Band der „Essays" ist zunächst die llcbersetzung der in dem

englische» Werke Max Müllers „(^Irip8 Iroin » iterman ^Voi-Iiznop" und zwar in dem

2. Bande desselben enthaltenen Aufsätze geboten. Werth und Bedeutung derselben sind

längst voll gewürdigt. Dagegen ist dieser Band durch die Aufnahme der folgenden

Artikel erweitert: Mythen und Lieder der Südsecuölker — Aschenbrödel — Arisch als

technischer Ausdruck — lieber Ablative auf ä mit Vocatiubcdcutung — Heber die Familienbücher im Rigvca — lieber einheimische Bearbeitungen der Rigvca — lieber die Philosophie der Mythologie — Nebel die sagwissenschaftlichcu Forschungen von Hahn — Heber den Ursprung der Vernunft — lieber individuelle Freiheit,— Julius Mohl," Aus der Zahl dieser Aufsüße heben sich die drei zuletzt genannten nicht nur durch ihren an dos Interesse weiterer Kreise sich wendenden Inhalt, sondern auch räumlich heruor. In dem Efsa>> über den Ursprung der Vernunft nimmt Mar, Müller Stellung zu dem bekannten Werken Ludwig Noires: „Der Ursprung der Sprache", „lieber individuelle Freiheit" ist eine Wiedergabe der vielbesprochenen Präsidialrcde, welche Müller im Jahre 1879 vor dem „Lirnnn^luun am.l Niäländ Instituts" gehalten hat. Der Aufsatz über „Julius Mohl" ist ein Denkmal, wie es glänzender und von berufenerer Meisterhand dem grossen Orientalisten nicht hätte errichtet werden können. Es ist hier nicht der Ort, bei der hohen wissenschaftlichen Bedeutung der einzelnen Auffütze zu verweilen! dagegen darf besonders darauf hingewiesen sein, das; >ie auch rücksichtlich der Beherrschung ihres Stoffes und der Kunst der formalen Behandlung desselben wahre Musterbilder des essa>>istischen 'Stils sind. Die Leser von „Nord und Süd" bewahren für einen in der Monatsschrift erschienenen Beweis dieser Meisterschaft dem berühmten Gelehrten das dankbarste Gedächtnis^ sie werden sich mit Allen, die für das behandelte Stoffgebiet und die Kunst literarischer Darstellung Interesse haben, dem Verfasser für diese l!.te Gabe von Neuem verpflichtet fühlen. Die Ausstattung des Bandes entspricht den Traditionen der Verlagssirma.

«ammlung wusillllischer Voriröar. Herausgegeben von Paul Grafen Waldcrsce.

Tritte Reihe. Lexikon-Octav, 4«5 S, mit einem Portrait in Lichtdruck: Iosephine Lang, Leipzig 1881, Breitkopf und Härtet- ^c.9.—

Auch dieser neueste Band des dankeuswerthen Unternehmens zeichnet sich wiederum durch eine Anzahl werthvoller Beiträge aus und verdient die lebhaftc Theilnahme der Musikfreunde, Von den neuen Aufsätzen möchten wir dem H. M. Schletterers über Ludwig Epohr die erste Stelle anweisen: es handelt sich hier um ein mit 'charfen Umrissen entworfenes, lebens- und liebevolles Portrait des in Folge besonderer Verhältnisse viel zu wenig gewürdigten Meisters. H. A. Köslins „Lebensabliß" der Liedercomponistin Iosephine Lang hat den grossen Vorzug, die erste authentische Mittheilung über das Leben und die Wirksamkeit d« hochbegabten Frau zu sein. Einen ähnlichen Werth beansprucht A. Nigglis Aufsatz über Gertrud Elisabeth Mar«, lieber den Stand der öffentlichen Musikpflege in Italien und in Deutschland sprechen mit Autorität Martin Roeder und Hermann Kretzschmar-, Hugo Riemann zeichnet die Entwicklung unserer Notenschrift; Josef Sittard entwirft ein treues Bild von Felir. Mendelssohns Leben und Schassen. - Ihm schließt sich H. A. Kost lin an mit einer auf sorgfältigen Studie» beruhenden Untersuchung über Luther als den Vater des evangelischen Kirchnngcsangs. Eine Uebersctznng von Franz Liszts geistreicher Studie über Hector Berlioz und seine Harald-Symphonie schließt den schön ausgestatteten Band, dessen Lcctüre allen Musiker» und Musikfreunden angelegentlichst zu empfehlen ist,

Karl Theud. Gacdertz, Gabriel Rollenhagen, sein Lebe» und seine Werke. Beitrag

zur Geschichte der deutschen Literatur, des deutschen Dramas und der niederdeutschen

Dialektdichtung. Nebst bibliographischem Anhang. 8. IV u. 129 S. Leipzig 1881,

S. Hirzel.

Nicht vereinzelt steht in der Literatur der Fall da, daß eine Verwechslung des

Vaters mit dem Sohne und umgekehrt stattgefunden hat, daß die Werke des eine»

dem anderen zugeschrieben worden sind. Am schlagendsten ist diese Wahrnehmung an

zwei deutschen Dichtern zu machen, an Georg und Gabriel Rollen Hagen. Alle

Welt kennt elfteren, Mindestens dem Namen nach, als Verfasser des „Iroschmeuselcr."

Man hat seine Fabelepopöe oft herausgegeben, sein Leben genau erforscht, während

Gabriel, der Sohn, im Hintergrunde blieb. Und doch gab es eine Zeit, wo grade ihm

das meiste, sogar jene „Vntrachomuomachic" uindicirt wurde. König, Plaeius, Iosch

Brunei wissen nur von einem Gabriel Rollcnhagcn. Diese Meinungsverschiedenheiten, denen sich genug widersprechende anreihen lassen, bieten ungefähr ein Bild von der Verwirrung, welche in Bezug auf die Bekanntschaft mit den beiden Rollcnhagen herrschte und noch herrscht. Des Sohnes Persönlichkeit und Bedeutsamkeit sind so wenig richtig und charakteristisch crfasst, daß eine Monographie über ihn eine willkommene Gabe sein muß. Zu einem Beitrage zur Geschichte des deutschen Dramas und der Dialcktdichtung wird eine solche durch die Mitthcilungen über Rollcnhagens Bühnenfpiel „^msutos smeoteL", das einen fast noch »«gehobenen Schatz literarhistorischer und sprachlicher Merkwürdigkeiten in sich birgt. Der Verfasser hat sich feiner Aufgabe mit Aufwand großen Fleißes unterzogen und alles auf Gabriel Rollcnhagen Bezügliche sorgfältig zusammengetragen und geordnet. Seine Schrift ist somit zu einer dankenswerthen Gabe geworden, die an Werth dadurch nicht verloren hätte, wenn sie in der Entwicklung ihres gelehrten Apparates vielleicht etwas weniger anspruchsvoll aufträte.

vruik und Verlag oon s. öchottlaender in Breslau, Unberechtigter Nachdruck aus den, Zntzalt dieser Zeilschrist untersagt. Ueberse»llngsrech! vorbehalten.

Gottfried Keller in Zürich.

Der Apotheker von Lhamounir. Fragment aus einem älteren

Gedichte

Otto ZNejer in Göttingen.

Der römische Kestner

Friedrich Friedrich in Leipzig.

Die Jugendfrennde. Novelle ^03

). o. pflug?^k)arttung in Tübingen,

Ein Phantast auf dem «aiserthrone 22ö

Arnold wellmer in Blankenburg a. H.

Franz Dingelstedt's „Schwabenstreiche" <Schluß.) ZZY

Gberst !). v. Brandt in Berlin.

Bilder aus Indien 262

Lj. Ehrlich in Berlin.

Die Berliner Musis-Soise». Rückblicke 281.

Paul iindau in Berlin.

Geistige Aneignungen und Begegnungen. Gelegentlich des Schau»

fxiels „Bdette" von victorien Sardou 29^

Bibliographie. 299

Hierzu ein Porträt von Sottfried Keller. Radirung von R. keeinann

in München.

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden, preis pro Band (— 2 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Linband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 3 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XX (Januar bis März 1.332), wie auch zu den früheren Bänden I—XIX stets zur Verfügung. — Der preis ist nur ^ Mark 5« Pf. pro Decke.— Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren. Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von 5>. ^chvtllaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Nord und Süd.

ine deutsche Nonatsschrif

herausgegeben
von

Paul Lindau.

XX. Band. — März M2. — 60. Heft.

^ --^s>O<Z^

BreMcm.

Druck und Verlag von 5. Schottlaender.

Der Apotheker von Thamounir*).

Fragment aus einem älteren Gedichte,
von

Gottfried Aellcr.

— Zürich. —
XVI.

icle Tage lag der Dichter
j Witzig lächelnd noch am Sterben;
Veilchen blühten und vermelkten,
Endlich aber brach sein kzerz.

Und er starb unwiderruflich,
Seine Sterne blieben stelzen,
wie ein Uhrmerk stille steht;
Doch ihr Glanz wird rosig flimmern,

B>is all' »ns're Stern' erbleichen
Und in and rer Tage Sonnen
Eine Sage werden sein;
Den» vergänglich sind wir Aermsten!

Unterdessen aber zogen
Schwarze Röblein seine Leiche
Durch's Gewühl der großen Label
In die stille Todtensradt,

Aus den Höhen ist gelagert
Dort ein Meer von INarmorblöcken,
von Typressen, Lykomoren,
Trauerweiden überwachsen

Und von Rosen, die das Jahr durch
Einen U)ald von Dornen bilden
Und nur wenig Sommcrrwochen
Blumen tragen und crröthen.

*) Fragliches Bous verdankt seine Entstehung unmittelbar dem Erscheinen von Meine's Romancero, Die mit gesteigerter poetischer Energie verbundene Geistes» willkür, welche das merkwürdige Buch sammt seinem Nachwort abermals beherrschte, reizte die jugendliche Unduldsamkeit zu einer Demonstration, zu der die eben nm> laufende tragikomische Geschichte von einem verunglückten Liebhaber und Apotheker in Ehcnnounir die homogene Einkleidung lieh. Der Gedanke, daß der Scherz, wenn er dem kranken Dichter irgend zu Gesichte kommen sollte, demselben eher ein Lächeln abgewinnen als ihn ärgern würde, begleitete den Verfasser bei der Arbeit. Vie Veröffentlichung unterblieb jedoch damals und später aus verschiedenen Gründen. Das vorliegende Bruchstück ist dem ZNanuscripte entnommen, wie es vor Jahrzehnten abgefaßt wurde, und namentlich ist, was die Icitstimmung der fünfziger Jahre betrifft, alles unverändert geblieben.

welch' ein Heervolk liegt hier oben! Leicht und welk wie Waldesblätter, Die der wind des rauhen Herbstes Auf den Boden hat geblasen I

Wohl bedarf's der Marmorlasten,
Solch' ein Heervolk zu beschweren;
Denn ein Lufthauch jagte sonst
All' das Flatterzeug von dannen!

Angeschürft wird das planeten

Nun um eines Menschen Länge
Und ein Bettlein aufgelockert
In der duftig weichen <Lrde.

Ja, die alte braune Mutter
Duftet freundlich in die Nase,
Und sie frißt die todten Kinder
Selber wieder gleich den Katze,...

Auch der Dichter, kaum versenket,
wird von ihr mit Hast umarmt,
Und wie Goethe einst auf weißem
Nacken hat zu Rom skandirt,

So skandirt sie dichterlich
Jetzt mit Schollen auf dem Sarge;
Auch ein Schädel poltert hurtig
Auf dein Deckel zwei Trochä'n.

Aber endlich wird es still,
Und der Hügel ist errichtet,
Und der Gute liegt beruhigt;
Unsichtbar ist er geworden.

Unsichtbar für jetzt und immer!
Gleich von hinnen fährt der Fuhrmann
Mit dem dunklen Todtenwagen
Und den schwarzhüllten Gäulen.

Rittlings hockt er auf dem Linen,
Läßt die peitsche lustig knallen,
Fährt im Trab den Berg hinunter,
Daß die schwarzen Tücher fliegen.

Röthlich blühet seine Nase,
Lebensfroh und luftgebadet;
An der ersten Schenke hält er,
Einen feur'gen Schluck z» nehmen.

Freunde kommen und er schwingt
Seinen mächt'gen, florbehang'nen
Trauerdrispitz voller Freuden;
Schnell das zweite Gläschen nimmt er.

Eine Flasche wird gestochen
Und ein Dutzend Schelmenliedchen
An den Schwänzen eingefangen,
Am Refrain, den Alle kennen.

Und sie trinken und sie singen, ^ Bis die Sonne niedergehet;

Ihre braunen Pfeifchen glühen
! Heiß gleich ihren braunen Aeuglein.

Aber oben auf dem Berge
Röthet sich das weiße Steinmeer,
Und die Wipfel rauschen leise
Ueber einem neuen Grabe.

XVII.

Unabsehbar in der Runde
Schwimmt Paris im Abendgolde,
Das den Rauch und Dunst durchflimincrt,
Draus die hundert Thürme ragen.

Da und dort erblinkt die Seine,
Diese Magd, die ewig wandert,
Aber nie den Herrn entrinnet,
Die ihr an der Schürze hangen.

Dort erstreckt Malepartus
Grauverschleiert seine Zinnen,
wo der große Rattenfänger
Seine pfiff'ge Pfeife bläst.

Seht die Künste, die er treibt!
wie ein Storch auf einem Beine
Steht er, mit dem Fuß des andern
Reibt behaglich er die Wade,

Ictzo dreht er das Gesicht
In's Genick und bläs't nach hinten,
Gräulich anzusehn, nach vorne
Nickt er mit dem Hinterkopfe,

wirft das Flötchen in die Lüfte,
Fängt es auf mit seiner Nase;
von der Spitze bis zur Wurzel
Muß es auf und nieder tanzen.

Wetter! welch vertrackte Nase!
An ihr hängt die ganze Welt,
wie der todte Has' am Nagel.
Steh'n wir «irklich auf zwei Augen?

Wieder liegt die pfeif' am Munde;
Doch er bläs't nicht — Todesstille
Herrscht ringsher, seine Augen
Glöh'n wie die der Klapperschlange.

Lässig spielt er mit den Fingern;
Doch es tönt nicht, steckend blickt er.
Und mit aufgeriss'nem Munde
Gafft Europa wie ein Maulaff!

plötzlich gellt ein schriller Triller,
Gleich darauf wird's wieder stille,
Iind Europas Millionen
Flüstern: hört, es hat gepfiffen!

wenig ist's, womit er wirkt,
Fast zum Lachen schlicht und einfach,
Denn er kennet seine Leute
Und die Dummheit schlechten Volkes!

Und die seiner pfeife lauschen,
Die ihm in die Augen starren,
Alle wird der Teufel holen,
Wird sie holen und mit Recht!

Kinder, Kinder sind sie alle,
Aber leider ohne Unschuld I
Und mit Recht erwürgt er Alle,
Die nach seiner pfeife tanzen!

Auf zwei Augen steht die Welt!
Doch ich habe stets vernommen,
Daß die Mähre schlechter sei,
Als der Reiter, der sie reitet. —

Aber hinter Malepartus,
weiterhin im fernen Süden
Raget in dem rothen Dunste
Glühend eine runde Kuppel.

Pantheon hat sie geheiß'en
In den Tagen, die verschwunden;
Mächtig ragt sie gleich der leereil
Hirmschal' eines todten Riesen.

XVIII.

westlich sank die rothe Sonne:
Doch im Vsten, wo der Rhein geht
Und die deutschen Wälder schlafen,
Steht der Mond am blauen Himmel,

Leise kommt der weise Wandler,
Traurig kommt der traute Träumer
Aus den Eichen, aus den Linden,
Mit dem treuen kalten Antlitz.

Als des Nachtgerichtes , wärtel Kommt er hier die Schau zu halten, Schließt mit seinem Silberschlüssel Lautlos aus die stillen Gräber.

Veffnet reich' und arme Mäler,
Und es steigt die schlummertrunkne
Wohnerschaft aus ihren Betten,
Nachbar und die Nachbarin.

Nachbarsleut' aus Nord und Süden,
Fern vom Vsten und vom Westen,
Unruhvoller Kirmeströdel,
Der im Tanze hingesunken.

Sieh, das Haar der Trauerweide,
Bis zur Erde niederhängend,
Veffnet sich, aus seinem Schatten
Tritt die Tän'^rin von Sevilla

Schlägt zurück den dichten Schleier
Ihrer schwarzen Sammthaare,
Daß ans seinem tiefen Schatten
Arm und Busen silbern leuchten.

Horch, sie rührt die Eastagnctten
Mit vier weißen Todtcnbeinchen,
Feinen Knöcheln eines Kindes,
welche hell und lieblich klingen.

Aus dem Schatten der Typresse,
Schlank und dunkel, wie sie selber,
Löset sich des Tibro Tochter,
Die den Saltarello tanzet.

Kaum gesellt sie sich zu jener
Mit geschwung'nem Tamburine,
Dessen Reif der Mond durchleuchtet,
So erbraust die Sykomorc,

Denn aus ihren wurzeln windet
Heftig sich die Bajadere,
Und sie schwingt sich auf die Sehen,
Die am Ganges einst gewirbelt.

Mit den zimmetfarb'nen Armen
weht und schlägt sie gold'ne «Zimbeln,
Hält sie weithin auseinander,
Zeigt sie lächelnd wie zwei Monde.

Bald liegt ihr Gewand am Boden,
Doch kein Aug' sieht ihre Reize,
Einen blassen Lichtstreif einzig
Läßt der wirbeltanz erscheinen.

Don dem milden Schall der Becken
Zittert eine hohe Tanne,
Deren Aeste, schwarz und düster,
Einen Rasen tief beschatten.

Aus dem Rasen steigt die Böhmin,
Steigt die böhm'fche Musikantin
Mit den böhm'schen Diamanten
Um den Hals und an den Armen.

An den weißen Handgelenken,
Funkelt es mit sieben Farben,
wenn sie auf der Geige spielet,
Die sie an die Achsel druckt,

An die Achsel rund und blendend,

Wie sie quillt aus grünem Scmimet;
Und im Schatten starker Brauen
Gliih'n die Augen süß und dunkel.

Also zieht sie mit dem Bogen
Klagend, singend lange Töne,
welche bebend, immer stärker,
Sich in einen Walzer schlingen.

Manch gedieg'nes Muttersöhnchen
Hat sie mit dem Fiedelbogen,
Mit dem Glüh'n der dunklen Augen
wortlos und behend verführt.

Icho rauscht es in der Fichte
Und es knacken ihre Aeste;
Ans der schwanken Krone springet
Hohen Sprungs die Amazone,

Springt die schöne Reiterpolin,
Die getanzt auf der Schabracke
Manchesmal, daß die pariser
Außer sich vor Freuden klatschten.

Tadellos am ganzen Leibe,
war kein Zoll, den sie nicht tollkühn
In der Luft zu wenden wußte,
Ucber dein gejagten Pferde.

Ucber'n Handschuh, durch das Reifcke
Vor» und rückwärts, eine Schlange,
Und das Unterste zn oberst
Stob und flog sie um sich selber.

Alles das genügt' ihr nicht.
Einen Großen zu gewinnen,
Der im Eircus mächtig prunkte,
wagte sie das Unerhörte.

Fort jetzt mit der alten Leier!
Fort jetzt mit dem Nacheinander!
Rief sie; jetzt das Nebeneinander
Gilt's mit Einem Blitz zu zeigen!

Und schon schwebt sie in den Lüfte»,
Unbeschreiblich in der Lage —
Doch den Gaul erreicht sie nimmer
Und im Sand brach sie den Hals,

Aber lachend springt die Polin
Nun auf Heinrichs neuen Hügel,
Tanzt darauf, als war' es eines
Lircusschimmels breiter Rücken.

Aber seht! «Litt Grabmal öffnet
Seine crzgegofs'ne Thüre
lind in starrer schwarzer Seide
Rauscht hervor die falsche Gräfin!

Rauscht die reizende korette,
In Lutetia geboren,
Welche ihre lange Grabschrift
Leider selber nicht kann lesen,

Line Million gewonnen
Hat sie in den Blüthentagen
Dieses Kaiserreichs des Friedens,
Spielend im Lhampagnerrausche.

Da entging ein Mann ihr nicht,
Stattlich mit INanschett' und Degen;
Und nach Kirchen und Spitälern
Fuhr sie fürhin mit zwei Füchsen.

Doch die allzu strenge Tugend
Knickte vorder Zeit ihr Leben;
Der Gemahl ließ sie bestatten,
wie es einer Gräfin ziemte.

Aber jetzt erwachen wieder
Ihre vielgeliebten Nücke»
von dem Ball der großen Vper,
Aus den Sommergartennächten.

plötzlich schüttelt sie die Locken,
Ihre braunen Seidenlocken,
wiegt die schön gewölbten Schultern,
Und sie schürzt das Kleid zum Tanze.

Schneller dreht sie schon die Hüften,
Und sie wirft den fein beschuhten
Fuß empor zum keuschen Monde,
Dreimal wohl in der Secnnde.

Ietzo rauschen alle Bäume
In dem mittcrnäch'tgen winde,
welcher kalt die Luft durchwehet
Und die köstlichen Gewänder.

Enger schließen die Gespenster
Sich zusammen und sie geben
Sich die weichen weißen Hände,
Die nur Suckerbrot gebrochen,

Ihre krausen Tänze mischen
Sich zu einem runden Reigen
Um das Grab des todten Dichters,
Ls umkreisend bittren Ernstes.

wundersam gestaltet sich

Nun das Spiel, und die Gesichter,
Sie verziehen sich unsäglich,
Und sie singen stöhnend, klagend:

INoder sind wir, Staub und Moder!
Klagt, ihr Armen! Klaget Schwestern!
In den zicrbegabten Brüsten
Hat uns nie ein Herz geschlagen!

Moder sind wir, Staub und Moder!
Hätten wir ein Herz besessen,
B wie hätten wir's gezeigt,
wie ein Kindlein süß gepflegt,

Moder sind wir. Staub und Asche!
Herzlos, ngelehrt und kindisch
Lebten wir ein sündig Leben,
wie wir's besser nicht verstanden.

Moder sind mir, Staub und Asche!
Doch wir schienen, was wir waren;
Ohne Herz und ohne wissen
Gaben wir uns, wie wir waren!

Und der Äff' hier, dieser Dichter,
Der ein wohlgebildet Herz,
Das getaucht in edle Rhcmfluth,
In der reichen Brust getragen:

Kindisch hielt er es verborgen,
Mühte sich mit Staubgebörden
Uns zu gleichen und den reichen
Schatz beharrlich zu verleugnen!

Moder sind wir, Staub und Asche,
Aber unverfälschter Moder!
Schwestern! Duldet keinen Heuchler,
Der ein Herz in s Grab geschmuggelt.

leise regen sich die Schollen
Und entlassen Heinrichs Schatten,
leicht und luftig schon die Füße,
Doch noch erdenschwer die Stirne,

wie ein Kind, aus erstem Schlafe
Aufgeschreckt, die Augen reibet,
Unwirsch klagt und nicht erkennt,
weder sich, noch wo es ist,

Drückt er die gerungenen Hände
An die schwer umflorten Augen,
Und er seufzet tief und schüttelt
Schwach das Haupt zum Oroteftiren.

Doch wie eine Windsbraut wirbelt
Sich empor mit ihm der Reigen;
In die luft wie eine lerche
Jählings schießt die blasse Schaar,

Und nach Süden geht der Zug;
Ueber monderhellten Wolken
Und vorbei den blanken Sternen
Schwebt der neue Frauenlob.

Sechs enthüllte Schultern tragen,
Zwölf verschränkte Arme wiegen
Ihn durch die azurnen Höhen,
Und schon lacht der Dichter wieder.

Doch er sieht nichts von den Sternen;
Denn die weh'nden Rabenhaare
Seiner Trägerinnen decken
wie ein Schleier ihm die Augen.

Unter ihm erglänzen silbern
Zwölf beflügelt leichte Füße

Gleich den Schwingen weißer Tauben
Schimmern weithin ihre Sohlen.

Alles flattert, weht und leuchtet,
Haar, Gewänder, Knie' und Füße;
5'ist ein aufgestognes Grabmal,
Doch bedenklich ist der Stil.

Könnt er ewig also schweben,
Fahren durch den weichen Aether,
Ach, dem Schelmen wohl gefiel' es,
Und er würde sich nicht rühren!

Doch ein minder gutes Sie!

Ist ihm ja schon längst beschieden;

Nach Südosten unaufhaltsam

Durch die lüfte fährt die Sippschaft.

In der Tiefe dunkelt Frankreich,
Rechtshin blinket die loire,
Und schon bellen auch'die Füchse
In den Wäldern der olute d'or.

Auf der Saone grünen weiden
Schlafen träumend Thier' und Hirten,
Doch schon dunkeln auch die Tannen
Schwarz empor am Iuraberg.

Schaut dort vor dem hellen Spiegel
Ihres Sees die edle Genf —
wahrlich ein Grisettenhäubchen
Trägt sie traurig auf dem Vhr,

während ihre alte Krone,

Ihre gold'ne Mauerkrone

Auf dem grünen Tisch verschleudert

Dort ein Thor und alter Schacher!

Weiterl kaut erbraus't die Arve,
Schäumend durch Gestein und Klüfte,
wände ragen über Wolken,
Ein Lauinenchor erdröhnt.

Jetzt aus ihren Riesenschleiern
Endlich blitzt die nackte wüste,
Und mit allen seinen Schrecken
Tritt hervor der weiße Berg.

von Gestein, schwarz und verwittert,
Sieht sich weit ein Berggesimse,
wunderliche Eisgebilde
Stehen längs darauf gereiht.

Auf dem schmalen Gletschersteige
wandeln jetzt die Tänzerinnen
Und sie tragen unverdrossen
Ihre leichte Schattenbürde.

Aus dem Berge tritt ein Männchen
Ihnen weiß und starr entgegen;
von dem Scheitel bis zur Zehe
Klirrt von Eis ihm Haar und Bart,

Und ein Büschel seines Bartes
Hält es hoch wie eine Ruthe
von bereiftem Birkenreisig;
Glashell glänzen seine Augen.

Freundlich schwingt der Zwerg die Ruth,
Und er rust mit guter Laune:
Kommt Ihr, meine Schaar zu mehren,
Meine Heerde, die ich hüte?

Meine Schäflein, meine Kühlem,
Meine Bosheidsdilettanten,
Die wir hier im kühlen Eise
Für den Himmel temxeriren?

Setzt, sie sitzen wohlgeordnet
Mir im Block, in Sack' und Nadel,
Und das böse Höllenmlthchen
Kühlt sich langsam aber sicher!

Alle Mädchen rufen lachend:
Freilich I diesen tollen Burschen

Flattert dort vom Sturm verschlagen.
Eine Handvoll Schmetterlinge
An dem ew'gen Eis der Firne»,
Auf dem tausendjäh'gen Schnee?

Nein, es sind die TodtenmZdchen
von Paris mit unserm Sichter,
Dem sie eine Kammer suchen
Für fein Pnrgatorium.

XX.

Bringen wir, mit HSllenkünsten
Hat die Schwachen er geärgert I

Hinter einer Satyrmaske
Hielt er störrisch sich verborgen,
Und durch ihre leeren Augen
Schabte Riibchen er den Leuten.

wie ein volles veilchentöpfchen,
war sein Herz, das aufgegangen
Inst am schönsten Friihlingsmorgen,
Alle Kelche schwabblig voll

von dem klarsten Thaugeffunker;
Aber gräuliche Gesichter
Schnitt er, als ob er im Busen
Schnöd' ein Nest von Disteln trüge.

Her mit ihm! ich kenn' die Sorte I
Rief das weiße Männchen munter,
, Folgt mir nur! wie an den Augen
Ich erkenne, ist's ein Deutscher!

Seht den Schalk! Die Sündcrmaskc
will um keinen preis er lassen!
wart' nur, in Krystall geprägt
wollen wir sie aufbewahren!

Haben eine schöne Sammlung
Solcher abgelegter Larven,
welche uns're Burg verzieren,
während ihre friihern Eigner

Lange schon im Paradiese
Harmlos wie die Zicklein spielen,
vorwärts mit dem guten Kauze,
Daß wir sein (ZZnartier besorgen!
Und er führt den Zug der Geister
hurtig fort durch das Gefror'nc,
Drin gar schnurrig, wunderbarlich
Allerlei Gestalten sitzen.

Manche fletschen noch die Sühne,
Manche strecken noch die Zunge,
Andre sitzen still gekauert,

wie das Kind im Mutterleibe,

Und beginnen in den Urstund
Ihrer Unschuld rückzukehren,
Und sie werden klug und weislich
Mit sich selber wieder einig.

Ietzo ragt ein hoher schmaler
Zinken mächtig in die Lüfte,
Gleich dem Speere eines Kriegers
Spießt er eine Nebelflocke.

Halt! Hier ist ein leerer Zacken!
Schreien »nvrweilt die Weiber;
prächtig kann da unser wildfang
In die höchste Spitze fahren!

Doch der Alte ruft: Mit Nichten!
Dieser schöne lange Zapfen
Muß noch stets zur Höhe wachsen
Für den längsten aller Sünder!

Denn es wird ihn einst bewohnen
Jener lange Karl, der Heinzcn,
Der seit manchen langen Jahren
Theoretisch Köpfe schneidet,

Aber friedevollen Herzens
Noch kein Tröpflein Bluts vergossen,
während lautlos die Tyrannen
Schlachten, daß die Erde raucht.

Aber hier ist, was wir suchen!
Ein verführtes Mädchen sitzt mir,
Schön geläutert, hier im Eise;
Lassen wir das Täubchen fliegen!

Und den ungczog'nen Dichter
Sperren wir an seiner Stelle
In den kühlen Mädchenzwinger,
In's krystallne Kämmerlein.

Also sprach der kleine Hüter,
Und er hielt mit jener Schaar
Unverseh'ns vor einer Säule,
Die mit klaren Silberkanten,

wie mit Filigran gefaßt,

Und mit spiegelnden Facetten

An der Bergnacht tiefes Schwarzblatt

Sich erhob und lieblich glänzte.

Alle standen vor dem Thiirmchen;
Heinrich cmch ward aufgestellt,
Und sie sahn ein schönes Wunder
Mit verblüfften Todtenaugen.

Hinter dem erhellten Eise
Stand der Morgenstern am Himmel,
Groß und glänzend, und sein Licht
Strahlte durch die klare Wohnung.

Einen zarten Fraenumriß
Zeichnete der Glanz des Sternes
Freundlich in das reine Prisma
Der gefeiten Himmelswafser;

Bhne deren Lauterkeit
Nur um einen Hauch z» trüben,
Schwebt darin das kichtgebilde
Gleich dem Umriß eines Engels,

Den ein Meister in das Trinkglas
Seiner Liebsten leis gegraben.
Doch in dunkelblauem Feuer
Blühten zwei gar süße Augen.

Glühten ruhig gleich zwei Sternen,
Die im fernen Osten leuchten;
Alles andre war so lauter
wie das Wasser junger (!Zuellen,

Nun erschloß das Hütergreischen
Leis und sanft die lichte Zelle,
Klatschte freundlich in die Hände
Und das schöne Bild entfloh.

Lächelnd schwebt' es auf zum Himmel,
wo die großen Sterne flammten.
Dieses war das holde Elärchen
Aus dem Thal von Ehamounir.

„Schnell jetzt, eh' das Nest erkaltet,
Schnell hinein den Versedrechsler!
Linen wackern Harfenengel
will ich aus dem Sünder machen!"

Also rief das weiße Männlein;
Und sie schoben ihn zur Stelle;
Aber siehe da! mein Heinrich
ward auf einmal wild und munter.

Spernte sich mit Händ' und Füßen,
Strampelte mit beiden Beine»,
Schlug umher und rief gewaltig:
„Macht mir keine schlechten Witze I

Ihr erträumtes, schnöd' erfund'nes
Inmpenpack der Phantasie

Lines schnöden Nachgebornen!
Bas! Ihr wollt mich maltrairiren?

kaßt mich, daß aus meinem todten
Armen Hirn ich schnell Euch solche
Höhnisch grinim'ge Spottgebrnren
Ans den magern Buckel jage,

Ihr heulend mir davon stäubt, Froh, wenn in des Thoren Schädel, Vem Ihr unbedacht entsprungen, wieder könnt zurück« kriechen!"

»Ruhig, ruhig!" sprach der Alte, „Schicke Dich! Du hast gesprochen! Uun durchaus muß Du erdulden Auch der Andern Spruch und Rede!

Kcin Atom von Deinem Werth«
wird man Dir herunter kratze»,
wie Du bist, wirst Du bestehe»!
Snlogirt nun ohne Zandern!"

Und den Zaudernden berührte
Lr mit seiner Silberruthe;
Sieh, da huscht' er still und willig
In die funkelnde Behausung.

Schon erglänzten vo» Krystallen
Icilibcnhemd und Kranz und Locken,
Und der Alt« schloß die Wohnung
Nit dem Hauche seines Mundes,

Mit dem Hauche starr und eisig.
Aus der Tiefe rief das Schneehuhn
Durch die stillen Alpentriften
Seinen ersten Morgengruß,

plötzlich schwanden jene Nymphen
Aufgeschreckt in alle Lüfte,
Schneller, als ein Flug von Spatzen
Einem Flintenschuß entflattert.

Doch der Alte, still und einsam,
Reinigte mit seinem Barte
wohlgefällig noch die hellen
Spiegelscheiben an dem Eise,

welches schon der Friihschein streifte,
Daß es anfang zu erglühen
Zwischen silbergrauem Acther
Und der dunkelblauen Tiefe.

Und die weißbereiften Haare
Knisternd auf dem Felsen schleppend
Ging das kleine Geistermännchen
Endlich in den Berg hinein. —

Zierlich ist das winz'ge Mücke!»,
Das im gold»en Bernstein sitzt;
In der fernen Mstsesonne
Schimmert es am Hals der Frauen.

Und erhaben ist der Mannith,
Der im Eisberg eingeschlossen
von dem Nordlicht falb erhellet,
Auf dem dunklen Meere schwimmt.

Myriaden wohl von Jahren
Künden beide, Mück' und Mamnth;
Doch das Maß für ihre Größe
Reichet über ineinen Sinn.

Manchmal scheint das Riissclthier
winzig mir wie eine Mücke;
Manchmal jedoch schwillt die Mücke
Mir zum Elcphanten an!

Aber mein in Eis gesetzter
Trauter Herr und Zeitgenosse,
Menschlich sittlich tritt er mir
Und belehrend freundlich nah

3er römische Kestner.

von

Otto Mejer.

— Gottingen. —

von :??? —:8^?.

us der Generation deutscher Reisender und Künstler, die Rum vor den fünfziger Jahren gesehen haben, werden Wenige sein, denen nicht, wenn sie den Namen der Überschrift lesen, ein heiterer Sonnenstrahl wohlthnender Erinnerung in die Seele fiele. Ten» er ruft ihnen einen Mann zurück, dem, wenn sie ihn gekannt haben — und wer von Denen, die in den Jahren von 1820 vis 1350 mehr als nur flüchtig in Rom waren, hätte ihn nicht gekannt, — sie unzweifelhaft für irgend etwas Gutes dankbar sind, das er ihnen erwiesen hat, und erwiesen in einer Art, die wohlwollender, gütiger, liebenswürdiger, um dies jetzt viel mißbrauchte Wort einmal an richtiger Stelle zu gebrauchen, nicht gedacht werden tonnte, ziestner hat am Ende seines Lebens in seinen tunstgeschichtlich-ästhetischen „Römischen Studien" (Berlin 1850) Einiges aus seinem Leben und Wirken in Rom autobiographisch festgehalten. Eine Richtung dieses Wirkens, welche er dabei unberührt läßt, hat uns vor Kurzem die Denkschrift vorgeführt, mit welcher dort 1879 das fünfzigjährige Bestehen des von ihm mit gestifteten und später durch eine Reihe von Jahren präsidirten Archäologischen Institutes gefeiert wurde. Wollte man aus diesen beiden Schilderungen aber schließen, seine wesentliche Bedeutung habe in seiner Thätigkeit auf dem Gebiete der Aesthetik, Kunstgeschichte, Archäologie gelegen, so wäre dies, wenn auch der Werth seines Wirkens in jenen Richtungen keineswegs unterschätzt werden darf, doch ein Irithum. Kestners Hauptbedeutung lag nicht in Dem, was er that, sondern in Dem, was er war. — Dieser seiner Persönlichkeit und ihres Bildungsganges zu gedenken, sei einem der Aeltren, die sie noch gekannt haben, gestattet. Denen, die mit mir im gleichen Falle find, hoffe ich eine Freude der Erinnerung damit zu bereiten, den Jüngeren aber möchte ich das Bild eines Mannes überliefern, wie es heute in bürgerlichen Kreisen kaum noch einen geben wird. Wir haben in diesen Kreisen die Ruhe nicht mehr, dergleichen Persönlichkeiten auszubilden. Und doch ist ihr.Andenken nicht bloß biographisch, sondern auch culturhistorisch von Belang. Allerdings werden die folgenden Blätter sich begnügen müssen, Umrisse zu geben, die gelegentlich an Einzelpunkten ausgeführtere sind; da sie aber zum größeren Theile auf bisher unbenutzten Quellen beruhen, welche die Familie Kestner die Güte gehabt hat zur Verfügung zu stellen, so haben sie mindestens den Werth dieses interessanten Materials.

In der kleinen Hauptstadt des ehemaligen Kurfürstenthums Hannover, welche seit 1714 von ihren nach London übergesiedelten Fürsten verlassen worden war. die aber nichtsdestoweniger noch das ganze vorige Jahrhundert hindurch eine mit allen Ober- und Unterchargen bis zu den Tafeldeckern und Küchenjungen hinab ausgestattete Hofhaltung hatte, war in den siebenziger und achtziger Jahren desselben die Gesellschaft noch streng geschieden in die drei Kreise des Adels, des Zweiten Ranges und der Bürgerschaft. Zum Adel wurde blos die alte Ritterschaft des Landes gerechnet, welcher sämtliche obere Stellen in den Regierungscolliegen zufielen, und von der die Verwaltung des Kurfürstenthums mehr als vom Landesherrn geleitet ward. Den Zweiten Rang bildete die bürgerliche oder neuadelige obere Beamtschaft. Wer nicht L>i ihr gehörte, oder auch, obwohl dem Amte nach ihr angehörig, doch gesellschaftlich in ihrem Kreise nicht aufgenommen war, gehörte mit der wohlhabenden Kaufmannschaft zusammen zur bürgerlichen Gesellschaft. Diese Scmdering gestattete zwar Ausnahmen, und namentlich liebten ausgezeichnete jüngere Männer vom Adel, wie z. B. der spätere Fürst Hardenberg, damals Kammerrath in Hannover, der Kriegrath Franz v. Meden, später hannöverscher Gesandter in Rom und Berlin, die Söhne des Geheimen Rothes v. Bremer, vm denen der eine auch wieder Minister gewesen ist, — den „Cirkel" des Zweiten Ranges zu besuchen. Aber im Allgemeinen wurde die Scheidung streng aufrecht erhalten, und hatte die Wirkung, jeden einzelnen der drei Gesellschaftskreise, indem sie ihn wesentlich auf sich anwies, näher aneinanderzuschließen, als sonst wohl der Fall gewesen sein würde.

Im Zweiten Range gab es in den Jahren, von welchen die Rede ist, eine nicht geringe Zahl von Männern, deren Interessen nicht auf ihr Amt beschränkt, sondern einer oder der anderen idealeren Beschäftigung mit Lebhaftigkeit zugewandt waren. Man hatte Zeit und Geld dazu, denn die oberen hannöverschen Beamten waren gut besoldet und hatten wenig zu thun. So finden wir um 1775 und folg. nicht blos den bekannten Arzt Hofrath Joh. Geo. Zimmermann Igc b. 1728) mit populär-philosophischer Schrift stelleri über Nationalstolz, Einsamkeit und mit Allen., was in Teutschland für geistreich galt zusammenhängend, oder den Bergcommissair Joh, Gerh. Reinh. Andrea (geb. 1724, Apotheker), den Verfasser damals viel gelesener Schweizerbriefe, Naturstudien treibend, sondern auch der Geheime Canzleisecretair Hoserath Brandes (geb. 1719), viel genannt als vortragender Rath für die Universität Göttingen und als Schwiegervater Heynes und Blumenbachs, schreibt, indem er in einer über die Verhältnisse des Privatmannes beinahe hinausgehenden Weise

es war Christian Schlosser aus Frankfurt." Mit Einigen von dieser Tischgesellschaft, bei denen Kestner, und mit einem dänischen Freunde, der schon länger in Rom gewesen war, Doctor Koes, machte Oehlenschläger einen Ausflug nach Tivoli, bei welchem er fast in den Wasserfall gestürzt wäre, und mit Kestner und Schlosser wohnte er in der heißen Zeit zu Grotta Ferrata. Er dichtete dort einen großen Theil seines Correggio. — Dies war also der Kreis, in welchem Kestner in Rom lebte. Vielleicht nicht zu seinen Tischgenossen, bald aber zu seinen näheren Bekannten gehörte noch der esthländische Freiherr Otto Magnus von Stackelberg, der etwa zehn Jahre jünger als er — er war 1787 geboren — im Herbst 1808 mit Tölken von Dresden nach Rom zu Fuß gewandert war, um dort Malerstudien zu treiben. Er zeichnete und comvonirte, namentlich nach Rafael, und die durch gleiche Interessen Verbundenen wurden bald auch Freunde. Wir werden ihnen in späterer Zeit in gemeinsamen Arbeiten, die für weite Kreise fruchtbar geworden sind, begegnen. Kestner liebte es, in sein Reisetagebuch auch Satze abstracterer Art zu verzeichnen, deren Wahrheit ihm im Verkehr mit Büchern und Menschen aufgegangen war. So: „Es giebt kein schöneres Band zwischen zwei Menschen, als das der wechselseitigen Liebesdienste. Ein Jeder trägt dem Andern die Empfindung entgegen: ich liebe Dich, weil ich Dir diene, und ich danke Dir, daß Du mir liebend dienstest. Ueberhaupt nenne ich es oft einen Neinlichen Stolz, wenn man ansteht oder verweigert, einem Andern Verbindlichkeiten zu haben. Ich würde Wohlthaten sehr gern annehmen, wenn sie mir aus wahrer Zuneigung angeboten weiden von Jemandem, dem ich in dem nämlichen Falle dasselbe thäte; und es grenzt an Beleidigung, sie in einem solchen Falle zu verweigern." Ferner: „Es ist ein widriger Verstand, der eigenen Fehler uneingedenk, die, welche man an Andern entdeckt, in solchem Lichte zu sehen, daß die Liebenswürdigkeit eines Menschen dadurch ganz zu verschwinden scheint; aber es ist ein lebenswürdiger Verstand, Gebrechen Anderer zwar mit derselben Schärfe zu sehen, sie aber mit allem Holden, was man zugleich bemerkt, und wofür nicht nur der Verstand, sondern auch das Herz Augen hat, zu verdecken und zu entschuldigen. Das Erstere entsteht gewöhnlich aus dem Unvermögen zu lieben, das Letztere aus dem Vedürfniß zu lieben. Dem Elfteren widerfährt gar oft die Ehre, iiiiir sehr verständig angesehen zu werden, da jene vermeintliche Verstandesstärke doch eine Schwäche ist; denn ein bloßer Fehler wird wie ein Laster angesehen. Ein solches muß man freilich verachten, den Fehler hingegen nur tadeln: sonst müßte man auch sich selbst verachten, denn wer ist ohne Schwächen? Wie empfindlich unangenehm ist es, über einen Menschen, den man liebt, so harte Urtheile ausgeschüttet zu sehen, desto empfindlicher, je mehr man die Fehler dessen schon kennt, den man liebt, und dem sie zu hoch angerechnet werden." Es ist nicht ersichtlich, durch welche Vorgänge Kestner zu solchen Bemerkungen veranlaßt worden ist: daß aber die Gesinnung, aus der sie hervorgehen, ihm die Herzen derer gewinnen mußte, die mit Verstandniß für ein edeles Gemüth in Berührung zu ihm standen, liegt auf der Hand; und so bezeichnen seine Aeußerungen den Geist und Kern des Verkehres, in dem er sich bewegte.

Er halte sich in ihm und in seinen Kunststudien so eingelebt, daß er dm lebhaften Wunsch hegte, auch den Winter von 1809—10 noch in Rom zu bleiben, wie Stackelberg that, und wie auch sein Reisegenöß v. Beaulieu »och einige Monate lang es ausführte. Da aber seine Mutter nicht einwilligte, auch nicht auf die Verwendung der Schwester Charlotte, so verließ er schweren Herzens Rom im Anfange des September 1809, in Gesellschaft von Koes und Oehlenschläger, ging über Civita Castellana, Terni, Spoleto, Foligno, Perugia, Cortona, Kunst und Natur noch in vollen Zügen genießend, nach Florenz, und dann allein über Parma, Mailand und den St. Gotthard zurück nach Deutschland. „Wenn ich auch an den letzten Tagereisen jenseits des Gotthards lein eigentliches Italien mehr fand," schreibt er in sein Tagebuch, „so sah ich doch Menschen, die mit denen von demselben Stamme waren, welchen die unzähligen reizenden Melodien der Natur alles Holde, Fröhliche und Gefällige einflößen. An dieser Seite des Nerges lamm mir gleich selbst in den Kindern Gesichter mit hohen, vorstehenden, ernsten Stirnen und runden, langsamen Augen entgegen; wobei mir beim ersten Blicke auffiel, solch ein Gesicht wird nie in Italien geboren." — lind ein anderes Mal: „Was man recht erkennen will, muß man verlieren. Denn so lange man's hat, weiß man nicht, wie es ist, warum es ist, und wie schön es ist."

Im November war er wieder in Hannover.

Hier fand er die Verhältnisse insofern verändert, als das unter dein Wechsel der politischen Zustände und des Namens doch immer noch bei einem gewissen Bestände gebliebene hannoversche Ministerium, und damit die Geheime Canzlei, ihrem nahen Ende entgegen gingen. Die Einverleibung des bisher noch französisch gebliebenen Theiles von Hannover in das Königreich Westphalen war beschlossene Sache, und bereits den in Hannover leitenden Persönlichkeiten, z. B. Patje. der mit Kestners Mutter näher bekannt war, unzweifelhaft, wenn sie auch erst im Mai 1810 formell zugesagt, im Julius aus» geführt wurde. Für die Verwaltung blieb die Stadt Hannover alsdann kein nennenswerther Mittelpunkt mehr, nur die Gerichte behielten einigermaßen die alte Stellung. Kestners bisheriges Amt fiel weg: er hätte in westphälischem Dienste ein neues suchen müssen. Im Laufe des Winters faßte er den Entschluß, das nicht zu thun, vielmehr zu versuchen, ob er nicht seinen Beruf in ganz anderen Bahnen finde. Er hatte auf der Rückreise von Rom seinen alteren Bruder Carl besucht, denselben, bei welchem als Hüterin der Kinder Schwester Charlotte lebte, und der mit dem Plane umging, in Marseille eine chemische Fabrik zu gründen. Noch zwei andere Brüder Kestners hatten sich dem Handel gewidmet, der wohl schon auf jener Rückreise von Rom angeregte Gedanke, daß unter den ungünstigen hannoverschen Verhältnissen auch Kestner das noch thun könne, lag also nicht außerhalb des Familien« gesichtsreises, und so ging er, indem er das westphälisch werdende Hannover verließ, zunächst zu Bruder Carl nach Marseille. Als er von Lyon die Rhone hinunterfuhr, begegnete ihm ein kleines Abenteuer, das charakteristisch für ihn und für die Zeit ist. Eine Gesellschaft junger Franzosen war auf dem Verdecke, durch deren lautes und in nicht faubern Scherzen sich ergehendes Wesen er unangenehm berührt wurde, und die, als er dies nicht verbarg, gegen ihn nicht artig waren. Er zog sich an das andere Ende des Schiffes zurück, und nach einiger Zeit holte er seine Guitarre hervor, — denn er führte sie auf Reisen damals allezeit bei sich — und unterhielt sich mit Singen. Nicht lange, so werden die jungen Leute still, Einer nach dem Andern kommt näher, und bald sieht er sie buchstäblich zu seinen Füßen, heiter und aufrichtig um Verzeihung und um mehr Lieder bittend. Als er freundlich darauf eingeht, wird er von ihnen auf Händen getragen, und die weitere Reise verläuft in hübschester Art.

In Marseille indeß war auf die Dauer nicht seines Bleibens. Das Unternehmen des Bruders — es ist derselbe, der dann später in Thann im Elsaß ausgedehnte und auf das Glücklichste entwickelte chemische Fabriken gegründet hat — gelang nicht, und gegen den Herbst 1811 sehen wir Kestner auf der Heimreise nach Teutschland. Am !). September lehrte er von Strasburg kommend in Heidelberg ein. Zwei Tage später berichtet er an Schwester Charlotte, die mit Carls Kindern in Straßburg geblieben war, von guter Aufnahme bei dem Philosophen Fließ und bei Anderen, und von zu erwartender guter Unterhaltung. Er hat Amalie von Hellyvig besucht, welche ihrer Gesundheit wegen vor Kurzem von Stockholm nach Heidelberg übersiedelt war und Studien über alteutsche Kunst nachging; doch will er sich sein Urtheil über sie vorbehalten. Er ist einer Dame von guter Stimme begegnet, mit der er singt. Vor Allem, er hat „an einer sehr schönen Gemäldesammlung einen herrlichen Fund gethan": es war die BoisserüeBertram'sche, welche nicht lange vor jener Zeit von ihren Eigentümern in Heidelberg aufgestellt war. Er ist mit ihnen auch bereits bekannt: „ich gehe alle Morgen hin, und bin mit ihnen sehr gut daran," habe auch „dort die interessante Bekanntschaft eines jungen Malers aus Düsseldorf Namens Cornelius gemacht, der in Begriff ist nach Rom zu gehen." Cornelius, der eben seine Faustblätter vollendet hatte, lebte in Frankfurt und war von dort herübergekommen, die Voissei-<e'schen Bilder zu sehen. — Hier fand sich Kestner nach der kaufmännischen Episode, die ihm wohl niemals behaglich gewesen war, wieder in seinem Elemente. Er nahm Wohnung bei Creuzer, und richtete sich auf längeren Aufenthalt ein. Creuzer schildert ihn an Görres' Schriften 8, 257) als „einen lieben Menschen, der mit einer Nachtigallkehle, mit lustigem Muth, niit einer Guitarre und mancherlei Kupferstichen von Marseille kam." Von diesem seinem Hauswirthe, von Fließ, Voß, Willen, Frau von Hellyvig, Thibaut, mit dem er die Freude an alter Musik theilte, und von andern Mitgliedern der Universität gern gesehen und gütig behandelt, fühlte Kestner sich in ihrem Kreise, der, obwohl Arnim, Brentano, Görres nicht mehr in Heidelberg lebten, doch noch viel Romantik aufwies, außerordentlich wohl, und wäre um Alles gern darin geblieben, indem er sich an der Rupcrto-Caiolina für die Kunstwissenschaft habilitirt hätte. „Ich bin," schreibt er der Schwester am 15. October, „noch immer entweder von Anderen eingeladen gewesen, oder in meinem Zimmer, auf's Tiefste in Gedanken au mich verloren, indem ich arbeitete und dichtete, oder vielmehr das Fertige mit aller Genauigkeit noch ausfeilte. Nun bin ich mit Allem fertig, und habe doch noch nicht dazu kommen können, mit dem Buchhändler zu handeln, da jetzt Messe ist . . . Allein dies ist ja nicht mein Hauptzweck, sondern ich möchte mich nur durch irgend Etwas zeigen, um mich auf Etwas berufen zu können, und vielleicht darin eine Veranlassung zu einer Versorgung zu finden."

Es scheint nicht, daß Kestner damals literarische Arbeiten veröffentlicht hat, von seinen Poesien könnte Einiges in dem seit 180? gegründeten Morgenblatte erschienen sein. Ein kunstwissenschaftlicher Aufsatz, der vermutlich aus dieser Zeit stammt, existirt handschriftlich. Er heißt: „Von dem Wesen der Kunst und ihren, Verhältnisse zum Staate, wozu die Künstler dem Staate taugen," und erörtert: das Wesen der Kunst sei das Erscheinen der Natur in der menschlichen Seele, das, obwohl es keinen „nützlichen" Einzelzweck habe, dennoch als unzweifelhaft Vorhandenes vom Staate anzuerkennen, und als Veredlendes und für die Arbeit des Lebens Erquickendes und Stärkendes zu fördern sei. — Wenn Kestner solchen akademischen Planen nachging , so dachte er sich dabei als schönstes Ziel, daß er für seine Schwester Charlotte einst eine gesicherte und friedliche Heimath gewinnen könnte: „Ich möchte mich für Dich bewahren. Ich male mir es recht oft vor, wie es die Krone meines Lebens sei» soll, Dir einst durch eine fröhliche heitere Ruhe Alles zu vergelten, was Tu an Carl thust und was Du an mir gethan hast. Sie wird auch kommen die Zeit, wo Du die reich verdiente Vergeltung erhältst. Manche Leute sind mir gut gewesen, und viele, sehr viele sind es noch: aber so wie Du und unsere Mutter mich liebt, ist mir doch Niemand gut, und so steht mir Niemand über Euch Beiden."

Dieser Liebe zur Mutter opferte er jetzt seine Zukunftsgedanken zum zweiten Male. Sie lebte um jene Zeit in Hannover in Verhältnissen, die keineswegs reichliche waren, wünschte entschieden des Sohnes Rückkehr — und ebenso war sein ältester Bruder, schon von lurhannoverscher Zeit her dort beim Archiv als Nachfolger seines Vaters angestellt, der Meinung, Kestner müsse unverweilt in die Heimath zurückkehren und ein Einkommen suchen; wozu alsbald Gelegenheit sein werde. Dazu entschloß sich dieser sehr schwer, aber um der Mutter willen entschloß er sich. „Ich schweige von Dem," schreibt er kurz vor seiner Abreise aus Heidelberg in den eisten Novembertagen der Schwester, „was ich Vieles, Vieles verliere, einen Ort, wo ich nichts als Freundschaft von hundert Menschen und von der Natur genossen, zu verlassen, um in das Land der Trübsale zu ziehen, wo nichts als hoffnungslose Klagen wohnen. . . Einen Gelehrten muß jeder vernünftige Mensch in den jetzigen Zeiten, wo jede Abhängigkeit im Staate unglücklich macht, für den Glücklichsten halten. Dieses hätte ich mit nicht gar langer Zeit und Ruhe werden können, und hätte dazu bei der ausgezeichneten Aufnahme, die ich allgemein hier fand, die schönsten und leichtesten Mittel gefunden. Ich nehme den angenehmsten Eindruck mit von hier. Du weißt, Z,wie wohl es dem Herzen thut, ohne Rücksicht auf Talente, blos wegen feiner Redlichkeit geschätzt zn sein, und so habe ich denn in Einer Hinsicht hier gefunden, was ich fuchte: eine ruhige Herzenscrquickung, die mich für das folgende Ungemach stärken wird."

Er wurde nach seiner Heimkehr Notar des Iianuoverschen Landcantons. mit dem Wohnsitz in dem, eine Vorstadt von Hannover bildenden, von dem väterlichen Garten in der Null, den seine Mntter bewohnte, allerdings verhältnißmäßig fernen Torfe Linden, so daß er die Seinen, außer zu Mittag, kaum sah, und sich recht einsam fühlte. Anfangs ward er von seinem ältesten Bruder, wohl in Folge einer für die Westhällische Regierung übernommenen fmanziellen Besorgung, beschäftigt, dann bekam er auch sonst nicht wenig zu thun, und lebte so stille hin, von seinen Idealen geschieden, bis der Winter wn 1812 und der Frühling von 1814 ins Land kamen. Da bildete sein Misburger Freund, Forstmeister v. Beaulieu, das freiwillige Iägereorps der »Harzer Schützen" und Kestner war unter den Ersten, die eintraten, um die Nassen für Befreiung des deutschen Vaterlandes zu tragen. Er wurde Veaulieus Adjutant und kam als solcher in nächste Berührung und in gute Freundschaft mit Ernst Schulze aus Eccle, dem Nichter der bezauberten Rose, der dort in ähnlicher Weise Dienste that. Es existirt noch ein von Besnier damals gezeichnetes Bild des Freundes. Ob und inwieweit er an den Kämpfen des später in die hannoversche Armee eingereichten Eorps bei Vilhelmsburg, Tannenberg, an der Göhrde und bei Moorburg activen Theil genommen hat, erhellt nicht. Seine zarte Gesundheit dürfte ihn vielfach gehindert haben, wie sie ihn auch den Kriegsdienst bald wieder aufzugeben Mang. Nachdem in Hannover sich am 4. November 1813 das alte Ministerium in erneute Wirksamkeit gesetzt und bald die alte Geheime Canzlei wieder hergestellt hatte, finden wir auch Kestner wieder in seinem Amte als Geheimer Canzleisecretair.

In den Jahren 1815 und 1816 machte er Badereisen nach Wiesbaden, die eine mit seinem ehemaligen militärischen Chef, Herrn von Beaulieu, die ludere mit einem älteren Herrn, Freunde seiner Eltern; auf der ersten hielt er sich, bevor er nach Wiesbaden übersiedelte, einige Tage in Frankfurt auf, w sein nächstjüngerer Bruder Theodor sich als Arzt niedergelassen hatte. Theils wollte er diesen und seinen römischen Freund Chr. Schlosser, der unterdes; l>iholisch geworden war, wiederssehen, theils und besonders hoffte er von Angesicht zu Angesicht Goethe kennen zu lernen, welcher damals auf der Gerber mühle bei Willemeis zu längerem Besuche verweilte. (Goethe und Marianne wn Willemer, 2. Ausgabe S. 44 fg.) Bei Schlosser fand er noch immer ‚die alte Hochschätzung innerer Vervolllommenung, aber viel Zufriedenheit mit 'ch selbst, nicht gar viel Interesse für den Nächsten, und ein Bischen viel Zwang in der Manier." Zu Goethe durfte er als Sohn seiner Eltern IuWg hoffen und fand ihn.

In welchem Sinne und Maß er den Tichtcr verehrte, das deutete eine m Etwas spatere Tagebuchsäußerung an: „Warum finde ich keine Melodie zu Goethes Dichtungen genügend? — Sie sind so voller Gehalt, daß sie sich m keine Form schmiegen. Dies empfindet Jeder, der ein gothcsches Gedicht suhlt. Und wäre er ein ebenso großer Musiker, wie Goethe ein Dichter ist, tü würde er von dessen Idenreichthum eine Summe von Gedanken in sich ausgehen sehen, daß er durch so viele Anforderungen, deren Jede für sich emeMelodie verlangt, würde gehindert weiden, und Nichts würde schaffen tonnen." Aus diesen Worten läßt das Gesühl sich ermessen, mit dessen Ausdruck tlcstner, als er am 30. August 1815 Von dem Besuche bei Goethe zurück !>m, seine Aufzeichnung darüber einleitet: „Tiefes war die merkwürdige Stunde, die schon viele Jahre her das Ziel meiner Wünsche gewesen, wo ich den ersten Dichter des Zeitalters von Angesicht zu Angesicht gesehen habe, wo i in die Augen gesehen habe, die so Vieles durchschaut, die Stirne, in der iü mancher tiefe und große Gedanke aufgestiegen, den Mund selbst reden gehen, von welchem so manches seelenvolle Wort gekommen war." In dieser Gesinnung verzeichnet der Verehrende, was in den anderthalb Stunden, die Goeth« ihm und seinem Bruder geschenkt hatte, vorgekommen war, so genau er Vernix, offenbar weniger um seinen Gesamteindruck auszusprechen, als um gewissenlMt, zuweilen möchte Man versucht sein zu sagen protolollirend das Thatsächlich« als bis ins Einzelste ihm für immer Wichtiges festzuhalten. Dies Einzeln« darf hier unerwähnt bleiben, aber die Personalbeschreibung heben wir ou? da sie von einer auch mit dem Bleistift zn porträitiren gewohnten hau! kommt: „Goethes Gestalt ist eher groß, und soviel der zugeknöpfte dunle! blaue Oberrock, der ihm wenigstens schon neun bis zehn Monate gedim hatte, davon sehen ließ, von angenehmen Verhältnissen. Seine Stirn i' hoch, oben etwas zurückgehend, und höchst bedeutend, die Nase verhältnißmüß, mit dem Oval des Gesichts und den übrigen Zügen, und schön gebogen, ch Höcker, der Mund geschwungen, wie ich es noch bei allen Künstlern gesuick habe, voll Seele und Gemüth, aber sehr verfallen, durch die fehlenden ^be zahne, von denen, ich glaube, vorn nur noch einer übrig war. Der ist nicht ohne Milde, aber diese scheint mit einen« Widerstrebenden zu strei Man würde sagen, es läge Stolz hier, wenn nicht ein Druck in Goech inneren Augenhöhlen andeutete, als liege eine Last auf seiner Seele, solchen Lippen quillt das tief Empfundene hervor, solche Lippen schwellen! Lebensgenüssen entgegen; aber — kaum wage ich es auszusprechen — n, die Grazien scheinen dem Contur jener Lippen Grenzen geseht zu Hai Sein Merkwürdigstes sind die großen schwarzen Augen, aus denen gleich gewaltige Fähigkeit entgegenleuchtet, ohne Anstrengung zu durchschauen, « ein Sterblicher durchschauen mag. Vielleicht sind sie jetzt auf dem Erdbo einzig in ihrer Art. So spricht Alles in seinen Zügen die Bestimmung großen Fähigkeiten aus; aber dennoch ist nirgends ein ungestörter, ungetrÄ Eindruck von dem Bewußtsein so großer Fähigkeiten. Nahe bei d durchdringenden Blicke ist in den Augenhöhlen, der Stirne, nicht die Hl teit eines Menschen, der mit der Welt im Klaren ist. Sein Blick, der forschend von einem Gegenstande zum andern sich bewegt, hat nicht die A und die Befriedigung eines solchen, und verweilt dann am wenigsten, »i ein anderer ihm begegnet. In seiner Miene und seinem Betragen wcn stete Beobachtung seiner selbst fühlbar, welche zu beweisen schien, wie gleichgiltig es ihm war, wie er erschien. Hiedurch verschwand die Unbefange des Betragens, welche nothwendig ist, das Gespräch behaglich zu inac,

Kestner hat mit Goethe später, wie wir sehen weiden, noch bri verkehrt, wiebergesehen hat er ihn meines Wissens niemals.

Im Laufe des folgenden Jahres 1816 bereitete sich für ihn Thätigkeit vor, die ihn in eine für die damalige Schätzung sehr weite sernmig von der Heimath führte. Seit dem Pariser Frieden besaß Hannover, was das alte Kurfürstenthum bis unmittelbar vor der französischen Besetzung nicht gehabt hatte, katholische Landestheile von einem Umfange, der in Betracht lam, und zwei katholische Bischofssitze darin, und so faßte schon seit Ende 1815 die Regierung den Gedanken, der auch die übrigen in ähnlicher Lage befindlichen deutschen Regierungen beschäftigte, über die kirchlichen Verhältnisse dieser Bisthümer mit der römischen Curie ein Abkommen zu verhandeln. Die leitenden Persönlichkeiten dabei waren in Hannover Nehberg. jetzt Geheimer Cabinetsrath, in London Graf Münster. Nach mancherlei Erwägungen beschloß man, einen Gesandten nach Rom gehen zu

lassen, den« ein lichenrechtskundiger Rath, wozu der ehemalige Göttinger Professor, nachherige westphälische Staatsrath Leist ausersehen wurde, und ein Gesandtschaft^ secietllir beigegeben weiden sollte. Zum Amte des Gesandten waren der frühere Kneysiath, dann Diplomat zu Berlin und Regensburg Franz v. Reden, i der während der französischen Zeit in Süddeutschland lebend, einer der Vertlluensmänner der Londoner Regierung gewesen war, und ein früherer hannoverscher Officier v. Ompteda auf der Wahl, der während der Zeit des Migsreichs Westphalen am Casseler Hofe und in der dortigen Diplomatie gedient hatte. Er hatte daher Etwas gut zu machen und konnte nicht ablehnen, einen höchstpersönlichen geheimen Auftrag mit zu übernehmen, der sich auf die Gemahlin des Prinzen Regenten bezog, und den Reden abgelehnt haben würde: vielleicht war es deswegen, daß Münster für Ompteda entschied. Zecretair der Legation aber wurde, und zwar — wie Emil Braun, offenbar aus authentischer Quelle, angiebt — durch Rehbergs Einfluß, Kestner. Anfang Februars 1817 reiste sie von Hannover ab, im April war sie in Rom, und wurde am 18. dem Papste vorgestellt.

Nach Kestners administrativer und juristischer Ausbildung, nach seiner , ^ benschaft über die zu handhabenden Sprachen, nach feiner schon erworbenen Kenntniß Roms, endlich nach seinem vollkommen zuverlässigen Charakter -«nnte ein für das römische Legationssecretariat geeigneterer Mann kaum .- «cfunden werden. Auch war es in kurfürstlicher Zeit nichts Seltenes gewesen, >i Geheime Canzleisecretaire bei den Gesandtschaften so zu verwenden. Dennoch

^ Hnnte es auffallen, daß der fast Vierzigjährige, welcher seit 1802 schon in h^fer Geheimen Canzlei angestellt war, und in der Heimath Verwendung in ^ einem höheren Amte erwarten tonnte, sich — denn das hat er bei Rehberg, ^,5^em alten Freunde seiner Eltern, sicher gethan, obwohl die Acten nichts rtarübei besagen — um die Stelle bei der Gesandtschaft beworben hat.

..Allein hier wird die Erklärung gegeben durch ein gutes Wort von Stahr:

^, ^Rom zu sehen ist ein großes Glück, Rom wiederzusehen ein noch viel größeres."

'Unzweifelhaft war es Kestners Sehnsucht nach dem Glücke dieses Wieder

«hens, die ihn leitete, seine Liebe zur Kunst, seine Hoffnung wieder auf eine

» Mit lang ihrer Betrachtung und Erforschung inmitten der römischen Schätze

l sseMchgehen zu tonnen.

Denn nur auf einen ganz vorübergehenden Aufenthalt war gerechnet: man dachte mit der Verhandlung in einigen Monaten fertig zu sein. Kestner blieb, mit dem Titel eines Canzleirathes und einem Gehalte von tausend Thalem, zunächst in vollem Besitze seines hannoverschen Amtes, es wurde ihm zugesagt, daß für Vertretung darin während seiner Abwesenheit gesorgt, und es ihm ungeschmälert erhalten werden solle. So schien es nur eine zweite italienische Reise, wozu er sich entschloß. — An Brandis, damals Niebuhrs Legationssecretair, und an Bunsen, der noch unverlobt als junger Gelehrter in Rom lebte, nahm er von Ernst Schulze folgenden einführenden Brief (3. Febr. 1817) mit: „Ter Ueberbringer, den ich Dir, lieber Brandis, bestens empfehle, ist der Geh. Canzleisecretair Kestner, mein mir durch Becmlieu sehr lieber Freund, der mit Leist und dem Herrn v. Ompteda von hannoverscher Seite des Concordat mit dem Papste abschließen soll. Dich, lieber Bunsen, brauche ich nicht mit ihm bekannt zu machen, denn Du fälltest schon damals, als Du AbeKn, der sich bei uns" — d. i. beim Beaulieuschen Corps — engogiren wollte, zu ihm begleitetest, ein sehr günstiges Urtheil über ihn. Er kann Euch auch von Nutzen sein, da er schon früher längere Zeit in Rom war. Seine Liebenswürdigkeit und Sanftheit des Charakters werden Euch ebensoviel Freude machen als seine Begeisterung für manches Schöne und seine musikalischen Talente. Es läßt sich vortrefflich mit ihm leben." (Bunsens Leben von seiner Witwe. Tische Ausg. 1., III.)

Man sagt in Rom, wer aus Fontana Trevi getrunken hat, muß dahin wiederkehren. Es war dieser Zauber, durch den Kestner jetzt zurückgeführt wurde, aber er war noch mächtiger, als er erst geschienen hatte, über ihm, denn er hat ihn für sein ganzes übriges Leben festgehalten; und bald ergab sich, daß in der That Alles, was er bis dahin getrieben und erfahren hatte, Nichts gewesen war, als die Schule für eine reiche römische Wirksamkeit. Davon in einem andern Artikel.

Die Jugendfreunde

Novelle

Friedrich Friedrich.

— Leipzig. —

js saßen drei Männer beisammen im Wirthshause einer kleinen Gebirgsstadt. Es war der Pfarrer Weinhold, der Advocat Berger und der Arzt Dr. Tanner. Sie hatten sich eine stille Ecke ausgesucht, um von Niemand belästigt zu werden, obschon außer ihnen kein Gast in dem kleinen Zimmer war.

Vor ihnen stand eine Flasche Wein, ihre Gläser waren gefüllt, sie tranken aber nicht, denn auf ihnen lag eine ernste, traurige Stimmung. Sie hatten vor kaum einer Stunde einem Jugendfreund, dem Dr. Baumbach, das letzte Geleit gegeben. Da sie alle Drei in der kleinen Stadt nicht daheim waren und von den übrigen Leidtragenden Niemand kannten und da überdies der Abend hereingebrochen war nnd sie nicht heimkehren konnten, so hatten sie sich zusammengesetzt, um den Abend zu verplaudern. Aber sie plauderten nicht. Es waren Wohl dieselben Gedanken, die durch den Kopf jedes Einzelnen hinfuhren. Auf der Universität waren sie und der Verstorbene die innigsten Freunde gewesen und an einem heiteren Abende, in jugendlichem Uebermuthe, hatten sie sich das Wort gegeben, daß sie sich zusammenfinden wollten, wenn der Tod einen von ihnen abberufen, und daß sie dann auf das Wohl des Geschiedenen trinken wollten.

Das Leben hatte sie auseinandergerissen und ihnen an verschiedenen Orten eine Stellung angewiesen. Sie hatten sich sehr selten gesehen nnd waren nie wieder vereint gewesen. Der Tod Baumbachs hatte sie an das einst gegebene Versprechen erinnert nnd sie waren gekommen, um ihr Wort einzulösen.

Seit langen Jahren hatten sie sich wiedergesehen, sie hatten den Jugendfreund, der kaum fünfzig Jahre zählte und ein Opfer feines Berufes geworden war, zu Grabe geleitet und sich nun vereint, nm ihm ein „stillesGlas" zu weihe», noch hatten sie das Letztere jedoch nicht gethan, denn der Tod des Jugendfreundes war ihnen doch zu Herzen gegangen.

„Er ist vor der Zeit abberufen, denn er hätte noch zwanzig Jahre und länger leben können," sprach der Pfarrer, indem er mit der Rechten über die Stirn hinstrich.

„Er ist ein Opfer seines Eigensinnes geworden," warf der Doctor Tanner ein. „Schon vor zwanzig Jahren habe ich ihn gewarnt, sich nicht in solch einem verwünschten Gebirgsneste, wo der Wind ewig aus irgend einer Ecke pfeift, niederzulassen. Wer hier nicht eine Pferdenatur besitzt, wird nicht fünf Jahre alt, und wer diese Zeit glücklich überlebt hat, braucht in seinem ganzen Leben keinen Arzt wieder, außer wenn er ein Bein bricht oder seine Frau von der Treppe fällt. Baumbach war ein tüchtiger Kerl, in einer großen Stadt wäre er ein reicher Mann geworden, hier hat er sich nutzlos abgequält und nicht einmal so viel hinterlassen, daß die Seinigen gegen Noth geschützt sind."

„Er hat es nicht anders gewollt," bemerkte Beiger.

„Laßt uns ihm keinen Vorwurf machen," sprach der Pfarrer. „Uns Drei hat das Geschick äußerlich günstiger gestellt, aber er hat sich in seinem Berufe und seiner Familie glücklich gefühlt, der enge Kreis, in dem er hier lebte, entsprach seiner Neigung."

„Als wir einst als lustige Studenten uns das Wort gaben, uns zusammenzufinden, wenn der Tod einen von uns abberufe, da waren wir unser fünf," bemerkte Berger.

„Tauber war dabei," fiel Tanner ein. „Er ist heute nicht gekommen."

„Ich habe ihn nicht erwartet," entgegnete Wcinhold. „Er hat einen anderen Weg eingeschlagen als wir, er ist verdorben und vielleicht auch gestorben — ich habe seit Jahren nichts über ihn gehört, und was ich früher hörte, das sprach wenig für ihn."

„Er lebt noch," fiel Tanner ein. „Er lebt hier oben im Gebirge und zwar, wie mir erzählt ist, in bedrückten Verhältnissen."

„Hat er sich dieselben nicht selbst zuzuschreiben?" sprach der Pfarrer. „Er war von jeher ein unruhiger und aufgeregter Kopf."

„Er hatte ein heißes und leidenschaftliches Blut," bemerkte der Ndvocat entschuldigend.

„Tann hätte er es beherrschen müssen," bemerkte Weinhold.

„Laßt uns nicht hart über ihn urtheilen," rief Tanner. „Wir sind ruhige und gemäßigte Naturen, in ihm loderte das Feuer und die Leidenschaft des Genius. Er war wild, weil er die innere Kraft nicht bändigen konnte, sie fügte sich nicht den ausgefahrenen Spuren des gewöhnlichen Lebens. Ich habe ihn näher gekannt und ihn oft um seine glänzenden Gaben beneidet, er war weitaus der. Befähigste vou uns allen."

Dem Pfarrer schien dies freie Urtheil wenig zn gefallen. Wenn er auch einst ein sehr lustiger und freidenkender Student gewesen war, so hatte sich doch allmählich ein kleiner HochmutlMeufel in seinem Kopse festgesetzt und da cr unter seinen Collegen« einer der strebsamsten war, so steckte doch etwas Infehlbarkeitsdünkel in ihm.

„Ich glaube, lieber Tanner, Du beurtheilst ihn etwas zu günstig," bemerkte er lächelnd. „Ich gebe zu, daß er ganz günstige Anlagen hatte, allein sie waren doch nicht ausreichend für irgend einen Beruf. Er studirte Anfangs Theologie und gab dies Studium bald auf, dann widmete er sich der Jurisprudenz, aber kaum zwei Semester lang, dann wollte er Mediciner werden, «der auch dies sagte ihm nicht zu, was er im letzten Jahre getrieben hat, weiß ich nicht. Jedenfalls hat er nicht Genügendes gelernt, um sich eine geachtete Lebensstellung zu erringen."

„Halt!" fiel der Arzt ein. „Weinhold, Du hast ihn entweder nicht genügend gekannt, oder ihn nicht begriffen. Es ist wahr, er hat sich in den verschiedensten Wissenschaften versucht, sie aber wieder aufgegeben, weil sie ihm nicht genügten. Was er als Theologe und Jurist gelernt hat, weiß ich nicht, nachdem er zwei Semester Medicin studirt hatte, war ich über seine Kenntnisse erslaut. Was er erfaßte, trieb er Anfangs mit großer Leidenschaftlichkeit."

„Aber ohne Ausdauer," warf der Pfarrer ein.

„Die Ausdauer ist nicht das Merkmal eines begabten Geistes," fuhr der Arzt fort. „Tauber ist an der Leidenschaftlichkeit seines Charakters zu Grunde gegangen und daran, daß ihn das Geschick nicht auf eine Stelle geworfen, wo er seine ganze Kraft einsetzen konnte. Hätte er solche Stelle gefunden, so würde er sich weit über uns hinausgeschwungen haben. Die Eiche ist unser schönster und kräftigster Baum, allein sie bedarf der Luft, des Lichtes und des Raumes, um sich zu entwickeln, wird ihr dieser Raum nicht gewährt, so verkümmert sie. So ist es Tauber ergangen. Er hat nicht Raum für sich und seine Kraft gefunden,"

„Und doch ist die Erde so groß," bemerkte Weinhold.

„Ich gebe Tanner recht," warf der Advocat ein. „Es steckte in Tauber Mvas Gewaltiges. Wie sein Körper etwas hünenhaftes hatte, so auch sein Geist, dabei war er ein lustiger Gesellschafter und ohne Falsch. Ich begreife Kum. daß es ihm nicht gelungen ist, sich empor zu schwingen."

„Ich auch nicht, wenn er wirklich so geistig befähigt war," fügte der Pfarrer hinzu.

»Doch, ich begreife es!" rief Tanner. „Ein solches leidenschaftliches Blut, ein solcher Kopf fügt sich nicht jedem Verhältnisse. Er kann nicht wie tausend Ändere in einer großen Tretmühle gehen. Er will seinen eigenen Weg haben und wenn der ihm nicht gestattet wird, so sucht er ihn zu erzwingen, gleichgiltig, ob er selbst dabei zu Grunde geht. Es gibt Nacken, die sich nicht beugen."

„Dem, was uns bestimmt ist, müssen wir uns alle beugen," sprach der P'arrcr.

„Weinhold, willst Du den verdammen, der dies nicht thut? Willst Tu die Fülle der Kraft, die sich dagegen sträubt, verurtheilen?“ warf Tanner ein.

Ter Pfarrer zögerte mit der Antwort. Ja, er würde einen Solchen verdammt haben, und doch mochte er dies dem Jugendfreunde gegenüber nick: aussprechen, denn er kannte Tanners offene und ehrliche Natur und wußte, daß feine Worte nur seine wahre Ueberzeugung ausdrückten.

In diefem Augenblick wurde die Thür geöffnet und die große, breite, feste Gestalt eines Mannes trat ein. Das Gesicht des Eingetretenen war mit einem verwilderten, dunklen, hie und dort bereits mit Grau untermischten Bart umrahmt, starke, buschige Brauen überschatteten ein paar feurige, leuchtende, leidenschaftliche Augen. Die Züge des stark gebräunten Gesichtes war edel, aber traten stellenweis zu scharf hervor und waren von tiefen Furchen durch zogen.

Die Kleidung des Mannes war einfach, fast ärmlich. Den Kopf bedeckte ein grauer, eingedrückter, verwetterter Hut mit breiter Krempe. Die Joppe des Mannes war von grobem Stoffe und abgetragen, auch sie hatte allem Anscheine nach bereits viel Wind und Wetter und Arbeit mit durchgemacht.

Der Eingetretene warf auf die drei am Tische sitzenden Männer kaum einen flüchtigen Blick, er legte den grauen Hut auf einen Stuhl, stellte den festen, knotigen Stock in die Ecke und ließ sich an einem Nebentische nieder.

„Tauber!“ rief Tcmner, der den Eingetretenen nicht aus den Augen gelassen hatte, indem er aufsprang und zu dem Fremden trat. „Ja, Du bist es!“ fuhr er fort, dem Manne die Hand entgegenstreckend.

„Tauber ist mein Name,“ gab der Fremde zur Antwort. Seine Stimnie klang zwar ruhig, aber doch etwas unsicher. Er schien sein Gedächtniß vergebens anzustrengen, um zu erforschen, wen er vor sich habe.

„Tauber, kennst Du mich nicht mehr!“ rief Tanner.

„Doch, doch! An der Stimme erkenne ich Dich wieder,“ entgegnete der Eingetretene halb freudig, halb verlegen. „Ich erkenne Dich— die Jahre haben freilich an uns beiden sehr gezehrt,“ fügte er hinzu, indem er mit der breiten, harten Hand langsam über die Stirn Hinstiich.

„Und hier sitzen noch zwei Jugendfreunde, die Du vielleicht auch nicht wiedererkenntst,“ fuhr Tanner fort und zog den, den er seit langen Jahren nicht gesehen hatte, zu dem Tisch, an dem der Pfarrer und Advocat saßen. Beide waren aufgestanden.

„Kennst Du sie?“ fragte Tanner.

lieber die Augen und das Gesicht des großen Mannes legte es sich wie ein leiser Schleier der Trauer. Er gedachte der glücklichen, lustigen Jugendzeit, vor ihm tauchten langst vergangene Bilder auf, die er für immer vergessen und nbgethan zu haben wähnte, nnd er empfand die tiefe itluft, »reiche zwischen seiner Jugendzeit, und seinen jetzigen Verhältnissen lag.

„Weinhold und Berger,“ sprach er, die Jugendfreunde erkennend. Er wagte nicht, ihnen die Hand zu reichen, als sie ihm indessen die Rechte entgegenstreckten, da erfaßte er dieselben und drückte sie fest wie einst.

„Auch wir haben Dich sofort erkannt,“ sprachen der Pfarrer und Advocat.

„Und doch glaubte ich, daß ich mich am meisten verändert hätte,“ entgegnete Tauber. Es klang ein eigenthümlicher Ton aus seinen Worten, halb Ichmerz und halb Trotz und Verzweiflung.

„Nun, komm und setze Dich zu uns,“ sprach Tanner. indem er für den Jugendfreund einen Stuhl herbeizog. „Weißt Du, was uns hier vereint hat?“

„Baumbachs Tod,“ entgegnete Tauber, der den Jugendfreunden gegenüber noch immer mit dem Gefühle der Befangenheit kämpfte. „Ich las denselben erst heute morgen in der Zeitung und zugleich, daß heute das Begräbniß stattfinden sollte. Ich erinnerte mich des Versprechens, welches wir uns einst — vor langen Jahren gegeben hatten, und obschon ich Baumbach nie wiedergesehen habe, so wollte ich doch mein Wort halten. Ich bin oben im Gebirge daheim, ich machte mich sofort auf, allein die Wege sind zu tief verschneit, daß ich oft kaum durchkommen konnte; es war ein schweres Stück Arbeit, ich habe mir keine Rast gegönnt und doch bin ich zu spät gekommen. Ich komme soeben vom Friedhofe und habe an Baumbachs Grabe gestanden — ich konnte es leicht finden, denn es war das einzige, welches noch nicht mit Schnee bedeckt war. Am Grabe erinnerte ich mich, daß ich versprochen hatte, auf das Wohl des Geschiedenen zu trinken, und um dies Versprechen zu erfüllen, trat ich hier ein.“

„Wir haben dies Versprechen auch noch nicht erfüllt,“ entgegnete Tanner. „Jetzt wollen wir es thun.“

Tauber blickte sich nach dem Wirthe um und bestellte Wein.

„Nein, Freund,“ fiel der Arzt ein, die Hand auf den Arm des Jugendfreundes legend, „heute trinkst Du mit mir, denn heute halten wir es wieder wie einst. Da hieß es: ‚Einer nach dem Andern^, das bedeutete, der Eine bezahlt die Zeche an dem einen Tage, der Andere an dem andern.“

„Ja, so war es.“ bemerkte Tauber vor sich hinstarrend. Wie viel — wie unendlich viel lag zwischen jenen glücklichen Tagen und jetzt! Er mußte seine ganze Kraft zusammennehmen, um dies zu fassen. .

Der Wirth hatte ein viertes Glas und eine frische Flasche gebracht. Tanner füllte die Gläser.

„Nun laßt uns auf unseres geschiedenen Freundes Wohl trinken,“ rief er, „Ihm ist ja wohl!“

Die Gläser klangen aneinander, es war eine ernste feierliche Stimmung. Tauber leerte sein Glas hastig, auf einen Zug, dann stützte er den Kopf auf beide Hände und sprach: „Ich wollte, Ihr tränket auf mein Wohl.“

Tie Miene des Pfarrers vcrriet, daß er eine ernste Bemerkung an die Worte knüpfen wollte, aber Tanner kam ihm zuvor.

„Halt, Freund!“ rief er zu Tauber gewandt. „Ich habe gesagt, Baumbach ist wohl, allein den Lebenden ist noch wohler. So lange noch ein Tropfen lebendiges Blut in unscrn Adern rinnt, müssen wir das Leben festhalten und genießen. Unser Freund Baumbach war einst ein lustiger Geselle und ich weiß, daß ich in seinem Sinne handle, wenn ich Euch auffordere, heute keinen

Nord und SNd. XX. so. 21

trüben Gedanken Raum zu geben. Einer nach dem Lindern. Er ist uns im Tode vorangegangen, die Zeit wird auch für uns einst kommen.“

Nie Freunde schwiegen. Was Tanner beabsichtigte, Tauber durch einen heiteren Ton über das Gefühl der Verlegenheit, mit welchem derselbe kämpfte, hinwegzuhelfen, das gelang ihm nicht. Tauber sah nicht auf.

„Ja, einer nach dem andern,“ sprach er mit dumpfem Tone. „Ich hoffe, jetzt kommt die Reihe an mich.“

„Freund, dazu ist wenig Aussicht, denn Tu bist der Kräftigste von uns,“ warf Tanner ein.

„Und Jeder muß das Geschick, welches ihm beschieden ist, mit Geduld tragen,“ bemerkte Weinhold, der den Prediger nicht verleugnen konnte. „Es soll Niemand verzweifeln und Niemand klagen, ist doch Jeder seines Glücken Schmied und das Leben ist für Alle eine ernste Schule.“

Tauber richtete den Kopf empor und seine Augen leuchteten wild.

„Haha! Eine Komödie ist es, in welcher die Rollen durch den Zufall veitheilt werden!“ rief er laut. „Die meisten Menschen sind nichts mehr als erbärmliche Schauspieler, die obncin ihre Rollen schlecht gelernt haben! Weshalb sollen wir denn das Geschick mit Geduld ertragen? Ich klage nicht, daß mir der Zufall in dieser Komödie eine traurige Rolle zugeworfen hat. aber wer will mich verdammen, wenn ich nicht Lust habe, zu warten, bis das lange Stück zu Ende gespielt ist! Es ist alles Thurheit!“

Er hatte diese Worte so erregt und heftig ausgerufen, daß Weinhold zusammengefahren war, denn er hatte nicht die Absicht gehabt, den Jugend«freund zu tränken und er sprach dies aus.

„Ich glaube Tir,“ sprach Tauber mit ruhigerer Stimme, indem er den Kopf wieder auf die Hand stützte. „Teine Worte haben mich erregt, aber Ihr wißt nicht weshalb. Mir ist eine traurige Rolle zuerthcilt worden, ich habe oft darüber, nachgedacht, ob ich sie nicht anders hätte spielen können, ob mich nicht selbst ein Thcil der Schuld treffe. Es mag ja sein, daß ich das Richtige nicht getroffen habe, aber wenn ich heute, wo meine Haare bereits ergraut sind, mch einmal Alles durchleben müßte, so würde ich nicht anders handeln.“

Er leerte das ver ihm stehende Glas, ohne aufzublicken. Tanner ließ eine neue Flasche Wein kommen und schob sie dem Jugendfreunde schweigend hin, der dies gar nicht zu bemerken schien. „Erzähle uns Dein Leben,“ sprach Tanner.

Tauber schüttelte ablehnend mit dem Kopfe.

„Ihr würdet mich doch nicht verstehen, weil Ihr anders empfindet/ entgegnete er. „Und wozu auch! Wer fragt denn darnach, wenn ein Vaum im Walde mehr vom Sturm erfaßt wird, als die anderen. Wird sein Stamm endlich gebrochen, so ist er ein Gefallener unter vielen Tausenden und was thut das? Haha! Gefallen wäre er doch einst!“

„Tu hast vielleicht recht, allein Tu vergißt, daß Tu unter Jugendfreunden sitztest,“ bemerkte Tanner.

Die Brust des großen Mannes holte tief Athem, sie schien nach Luft zu ringen. Er stürzte einige Glas Wein hinab, dann schien er etwas ruhiger zu werden.

„Unter Jugendfreunden!“ wiederholte er. „Hattest Tu dies Wort lieber nicht gesprochen, denn es erinnert mich daran, wie wenig von dem, was ich einst erhoffte, in Erfüllung gegangen ist, und wie von den Idealen, die einst meine Brust durchglühten, kaum ein geringer Rest übrig geblieben ist. Ah! Thoren sind Alle, die hoffen! Man sollte den Menschen erst in der Stunde des Todes fragen, was er vom Leben halt und wie hoch er den Werth desselben schätzt!“

Er fuhr mit der breiten, festen Hand über die hohe Stirn hin. Man sah, wie es in ihm stürmte.

„Toch, was hinter uns liegt, ist überwunden, wir dürfen nur nicht daran denken,“ fuhr er fort. „Ihr seht mich erstaunt an, denn Ihr könnt mich nicht begreifen, ich will Euch einen Blick in mein Leben gestatten, was ich gelitten habe, das — das kann ich Euch freilich nicht sagen. Ihr würdet es sehen, wenn ich die alten Wunden aufreißen wollte — doch auch dann würdet Ihr es nicht fassen, denn in Euren Adern rinnt ein anderes, ruhigeres Blut und Ihr dürft dem Geschick danken, daß dem so ist! Als wir uns zum letzten Male sahen, als ich von Euch schied in lustiger Stunde, lag das Leben vor mir und stolzer und freudiger ist wohl nie ein Schiff auf das weite Meer hinausgefahren. Hoffnung füllte meine Segel. Ihr wißt, ich Kalte keinen bestimmten Berus erwählt, und doch fühlte ich mich berufen, Großes zu erreichen. Es gährte eine Kraft in mir. der die gewöhnlichen Verhältnisse des Lebens zu leicht und zu gering erschienen, mich verlangte, diese jtraft zu etwas Großem einzusetzen — ich war vielleicht ein Narr, aber ich war jung. Ein Jahr lang lebte ich nur meinen Idealen, ich arbeitete ohne zu sragen weshalb, da trat das Leben zum ersten Male in der Gestalt eines Philisters an mich heran, es verlangte Mittel, gleichsam Bezahlung, um mir ferner zu dienen. Kurz — ich nahm die Stellung eines Privatsecretärs bei dem Grafen Walden-Berg an. Ihr kennt ihn und kennt auch sein herrliches Schloß oben im Gebirge. Ein neues Leben ging für mich auf, ich aihmcte eine Luft, die ich bis dahin nicht gekannt, meine Brust weitete sich. Tie Arbeit, die mir oblag, war kaum ein Spiel für mich, die alte und reiche Bibliothek des Grafen bot mir einen Schatz dar, dem ich mich mit offenen Armen cntgegenwarf. Tie ruhigsten und heute kann ich auch sagen die glücklichsten Stunden meines Lebens habe ich in dieser Bibliothek verlebt, Sie lag inmitten des großen und prächtigen Parkes und wenn ich im Sommer an dem offenen Fenster saß, strömten Blüthenduft und Vogelfang zu mir ein, Ja, es war eine schöne Zeit!“

Er leerte das vor ihm stehende Glas, strich mit der Hand über die Stirn und startte schweigend vor sich hin.

„Aus diesem Stilleben riß mich der Graf selbst,“ fuhr er fort. „Er war fünfzig Jahre alt, allein er erschien jünger, ein feiner Kopf und feiner Gesellschafter, daß er kein Herz besaß, das — das habe ich erst später kennen gelernt. Er hatte Gefallen an mir gefunden und zog mich immer näher an sich heran. Ich las ihm und seiner Familie vor, zechte lustig mit ihm. wenn er allein war und sich gelangweilt fühlte, und ging mit ihm zur Jagd, die mir von jeher großes Vergnügen bereitet hatte. Da ich die Erlaubnis; hatte, auch allein in seinen ausgedehnten Forsten zu jagen, so brachte ich manchen Tag, die Büchse auf der Schulter, im Walde zu. Der Graf unternahm mehrere größere Reisen und ich mußte ihn stets begleiten, er behandelte mich nicht wie einen Untergebenen, sondern wie einen Gleichgestellten und Pertrauten, wir genossen fast jedes Vergnügen zusammen. Ich weiß, das; Viele mich um diese Stellung beneideten. Manche, die vom Grafen etwas zu erreichen wünschten, wandten sich an mich und ich kann mich nicht entsinnen, daß der Graf mir je eine Bitte abgeschlagen hätte. Mein Selbstbewußtsein war gewachsen, aber ich war nicht übermüthig. Wenn ich es gewesen wäre, so könnte ich es heute, nach so vielen Jahren offen eingestehen — ich war es nicht. Mein Lebusschiff tanzte lustig und von einer frischen Brise getrieben, auf den Wogen, ich glaubte, das Steuer fest in der Hand zu halten, der Himmel über mir war blau und ich hielt es für unmöglich, daß am fernen Horizonte Netterwolken aufsteigen könnten. Sic stiegen auf.

„Ter Graf besaß eine Tochter, Armgard war ihr Name. Ein stilles, blondes, schönes Mädchen mit tiefen blauen Augen. Sie zählte achtzehn Jahre. Sie war mir stets wie ein einfaches, sinniges Kind erschienen. Wohl hatte ich wahrgenommen, daß ihre Augen feuriger leuchteten, wenn ich vorlas oder aus meiner lustigen Studentezeit erzählte, allein ohne nur über meine Empfindungen Rechenschaft zu geben, hatte ich nie gewagt, mich ihr zu

nähern, sie erschien mir wie eine schöne Knospe am sonnigen Felsenrande, nach der die Hand auszustrecken, ich nimmer gewagt haben würde. Da sandte sie mir wenige, flüchtige Zeilen, in denen fie mir ihre Liebe gestand. Ich war durch dies Geständniß anfangs verwirrt, aber schnell schlug die Flamme in mir empor, deren Gluth ich längst unbewußt in mir genährt hatte — ich liebte sie mit der ganzen Leidenschaftlichkeit meines Herzens und Blutes. In einer einsamen Laube nahe am Schlosse trafen wir uns Abend für Abend. Meine Liebe hatte etwas Heiliges. Wenn ich Armgard in meinen Armen hielt, dann hatte ich die Empfindung eines Baters, der über das Glück seines Kindes wacht. Stiegen Befürchtungen wegen des Rangunterschickdes in mir auf, dann wußte sie dieselben mit kindlichen Schmeichelworten zu verschuchen. Als wenn sie eine Prinzessin gewesen wäre, versprach sie mich zum Prinzen zn erheben, sie war der festen Ueberzeugung, daß ihr Vater ihr keine Bitte abschlagen tonne, und ich glaubte ihr — ich glaubte ihr ohne nachzudenken, denn in ihrer Nähe war ich nur ein Kind. Es waren unaussprechljch glückliche Tage für mich. Sch hatte das Verlangen, der weit über mir stehenden Geliebten für ihre Liebe dankbar zu sein. Ich war arm und besaß keinen Namen, aber in mir fühlte ich die Kraft, Großes zu erringen, und ich durcharbeitete die Nächte, um meine Kenntnisse zu erweitern. Weshalb sollte es mir nicht gelingen, mich emporzuschwingen. Wenn ich heute an jene Tage zurückdenke, so fasse ich nicht mehr, daß mein Körper den Anstrengungen nicht erlag, denn ich gönnte mir kaum eine Stunde Schlaf. Tie Liebe und die Hoffnung hielten meine Kräfte aufrecht — es war eine schöne Zeit und doch war sie nur ein Traum — ein Traum, dein mein ganzes Leben zum Opfer gefallen ist."

Er schwieg wieder und blickte vor sich hin auf den Tisch. Auch die Freunde schwiegen.

„Wie endete diese Liebe?“ fragte Berger endlich.

Tauber zuckte bei dieser Frage empor, seine Augen leuchteten und auf seiner Tiirn wurde ein rother Streifen bemerkbar, es war eine längstvernarbte Wunde.

«Tos wollt Ihr wissen!“ rief er mit wildem, erregtem Ausdrucke. „Giebt Euch meine ganze Erscheinung nicht die Antwort! Haha! Glaubt Ihr, der Graf habe mich als Schwiegersohn freudig in die Arme geschlossen? Es ist nicht Mt, daß Ihr mich fragt — und doch, ich habe versprochen, Euch mein ^bcn zu erzählen und jetzt kommt die Scheide für dasselbe. Ich war in meinem Vlücke, in meinen Hoffnungen und Träumen immer höher und höher gestiegen, ich war auf dem Gipfel deS Glückes angelangt und mein Blick reichte weit, weit in das blühende Land hinein, nur das Eine sah ich nicht, daß wenige Schritte mir ein Abgrund war, tief — tief — so tief wie er nur für ein Herz sein kann. Es ist lange, lange Jahre her, aber ich erzittre heute noch, wenn ich daran denke! — Es genügte meinem Herzen und dem Armgards nicht, daß wir uns nur des Abends sahen, wir schrieben uns täglich, um unseren übervollen Herzen Ausdruck zn verschaffen und ein Tiener, den ich für uns gewonnen hatte, übermittelte die Briefe. Eines Tages kehrte ich mit dem Grafen von der Jagd heim, aus der er mir verschiedene Beweise seiner Zuneigung gegeben hatte. Mit ireudigcm Herzen begab ich mich auf mein Zimmer. Kaum eine halbe Stunde NÄer wurde ich zum Grafen gerufen. Arglos betrat ich sein Zimmer, Mir fiel die Bläse seines Gesichtes und das düstere Leuchten seiner Augen auf, ich glaubte, ihm sei ein Unfall zugestoßen und fragte darnach.

„Haben Sie diesen Brief geschrieben?“ fragte er, indem er ein Papier mit zitternder Hand mir vor die Augen hielt.

„Unwillkürlich zuckte ich zusammen — es war ein Brief, den ich am Morgen jenes Tages der Geliebten geschrieben hatte. Schnell raffte ich mich zusammen; der Augenblick, in dem ich ihm meine Liebe hätte gestchen müssen, wäre ja doch früher oder später gekommen, mit dem vollen Glücke meiner Liebe antwortete ich: Ja, ich habe ihn geschrieben! Ich liebe Armgard, jeder Pulsschlag meines Lcbens gilt ihr, die auch mich liebt, die aus freien, Antriebe mir ihr Herz geschenkt hat. . .!“

„Bube!“ unterbrach mich der Graf und ehe mein Auge es bemerkte, hatte er einen neben ihm stehenden Stock ergriffen und schlug mich damit durch das Gesicht.

„Ich taumelte zurück, der Zorn übermannte mich, ich wollte mich auf ihn werfen und er hätte die That vielleicht mit seinem Leben bezahlt, da stürzten auf ein Zeichen von ihm zwei Diener hervor und warfen mich nieder. Der Graf schlug aufs Neue auf mich ein und eilte dann'aus dem Zimmer. Ich habe mich früher oft meiner Kraft gerühmt, sie war gelähmt in dem Augenblicke, die Schmach hatte meine Glieder erstarren gemacht. Da ich nicht im Stande war, mich zu erheben, rissen die Diener mich empor, schleppten mich aus dem Hause und über den Schloßhof — ich wußte kaum, was mir geschah. Da riß der Graf ein Fenster auf und rief höhrend hinab, ich liebe ja die Jagd und das Wild, wenn ich die Stelle eines Wildhüters annehmen wolle, so möge ich mich bei einem seiner Förster melden.

„Dieser Hohn brachte mich wieder zu mir, ich riß mich los, um zurück in das Haus zu eilen, mehrere Arbeiter stürzten auf mich zu und schleppten mich weiter: aus der Thür des Schloßhofes stießen sie mich, dann schlossen sie die Thür hinter mir. Ich weiß nicht mehr, was in mir vorging, mir ist nur noch erinnerlich, daß ich fortstürzte immer weiter und weiter in den Wald, damit Niemand die Schmach mir ansehe und um mein blutendes Gesicht zu verbergen. Der Abend brach herein, die Nacht, ich stürzte fort und immer fort, in meinen Adern glühte das Feuer des Wahnsinns. Was weiter mit mir geschehen ist. weiß ich nicht.“

„Es ist niederträchtig, empörend!“ rief Tanner. „Hast Tu den Mann nie zur Rechenschaft gezogen?“

lieber Taubers Gesicht glitt ein schmerzliches, bitteres Lächeln hin.

„Meine Erzählung ist noch nicht zu Ende,“ fuhr er fort. „Als ich wieder zu mir lam, waren mehr denn acht Tage verflossen. Ich erwachte in einem engen, niedrigen Zimmer, neben meinem Bette saß ein junges, frisches, blühendes Mädchen. Es war ein kleines Wirthshaus hoch im Gebirge mitten im Walde an der Landstraße. Ter Wirth war vor einem Jahre gestorben, die Wirthin und ihre Tochter setzten die kleine Wirtschaft fort. Wie ich dort hingekommen bin, weiß ich nicht, mau hatte mich des Morgens bewußtlos vor der Thür gefunden und sich meiner angenommen, ein heftiges Fieber hatte während der ganzen Zeit mein Bewußtsein verscheucht. Ich war zum Sterben matt, als ich wieder zu mir kam, und trotz der Pflege, welche die Wirthin und ihre Tochter mir angcdeihen ließen, genas ich nur langsam, langsam. Die mir widerfahrene Schmach hielt meine Kräftigung zurück, in mir zehrte ein glühender Haß gegen den Grafen und das Gefühl meiner Ohnmacht erhöhte denselben nur. Und es kam noch etwas Anderes hinzu. Was war aus Armgard geworden? Dieser Gedanke peinigte mich Tag und Nacht. Wußte sie um die Schmach, die mir augethan war? Hatte der Graf auch sie seinen Zorn fühlen lassen? Weshalb hatte sie nicht nach mir geforscht und mir ein Zeichen gesandt? Und wenn es nur ein einziges Wort gewesen wäre, selbst ein leeres Blatt, ich würde es jubelnd cm meine Lippen gepreßt haben, denn, daß sie mich nicht mehr lieben könne, das — das vermochte ich mir nicht vorzustellen, da sie zu oft, flüsternd, schmeichelnd mir die Versicherung gegeben, daß sie nie von mir lassen werde. Diese Gedanken lagen schwer drückend auf mir. Vergebens suchte die Wirthin und meine unermüdliche Pflegerin Christine den Grund meiner trüben Stimmung zu erforschen, ich schwieg, denn konnte ich ihnen sagen, daß ich des Grafen Tochter liebte und daß der Graf mich wie einen Hund gezüchtigt! Durch Zufall erfuhr ich, daß der Graf schon vor Wochen mit seiner Familie sein Schloß im Gebirge verlassen habe, Armgard war also geschieden, ohne nur ein Zeichen ihrer Liebe hinterlassen zu haben. Da fiel mir eines Tages eine Zeitung in die Hand und in ihr las ich. daß die Tochter des Grafen sich mit einem juugen und sehr reichen Baron verlobt habe und daß die Verlobung in der Residenz in der glänzendsten Weise gefeiert sei. Mit der gewissenhaftesten Ausführlichkeit war geschildert, wie schön die Braut gewesen nnd wie das vollste Glück aus ihren blauen, lachenden Augen geleuchtet. Ich habe damals das Blatt zerrissen und meine Haare gerauft, ich habe allen Menschen und mir selbst geflucht, das Leben war für mich zum Ekel geworden und mich verlangte zu sterben. Ich sank aufs Neue auf das Krankenlager, starb aber nicht. Als ich langsam wieder genas, hatte mich eine dumpfe Stimmung der Verzweiflung erfaßt, in der ein Gedanke mich völlig beherrschte, ein wilder, zehrender Haß gegen den Grafen. Ter Verhaßte hatte sich dem Bereiche meiner Macht entzogen, er war nach dem Süden gereist. Seine höhnnenden Worte, mit denen er mir die Stelle eines Wildhüters anbot, gellten immer und immer in meinem Ohre und wie ein Geisteskranker klammerte ich mich an diesen Worten fest. Ich wußte, wie sehr der Graf das Wild liebte, wie sorgfältig dasselbe in seinen ausgedehnten Forsten gepflegt wurde. Da schoß ein Gedanke in mir auf. Der Graf wollte mich zum Hüter seines Wildes bestellen — Haha! ich wollte das Wild hüten — ich saßte den Entschluß, dasselbe zu vernichten, soweit meine Kraft reichte. Ihr werdet dies nicht begreifen, die Rache wird Euch kleinlich erscheinen, erbärmlich der Entschluß, an den armen, unschuldigen Thieren zu rächen, was der Graf verschuldet! Ueberlegt ein Wahnsinniger? Und ich war dem Wahnsinn nahe. Ihr wißt nicht, was es heißt, einen zehrenden, wilden Haß in der Brust zu hegen und das Gefühl der Ohnmacht zu empfinden. Da der Graf mir nicht erreichbar war, hätte ich Alles vernichten mögen, was ihm gehörte und was er liebte. Ich wurde Wilddieb!“

„Rief Dir nicht eine innere Stimme zu, daß Tu Unrechtes thust,“ warf der Pfarrer ein.

„Unrechtes!“ wiederholte Tauber laut und bitter lachend. „Man hält in den Bergen das Wilddieben nicht für ein Unrecht, aber wenn es auch von Allen als ein Verbrechen angesehen wäre, so würde mich das nicht zurückgehalten haben. Glaubst Tu, ich habe nach meinem Seelenheil gefragt, wo es galt, meinen Haß zu befriedigen? Ich würde für immer auf jedes Glück verzichtet haben, wenn es mir vergönnt gewesen wäre, das brennende, zehrende Gefühl des Hasses nur für eine Stunde — für einen Augenblick voll zu kühlen. Du kannst mich nicht begreifen, denn in Temen Adern ist nie ein wildleidenschaftliches Blut geronnen. Verlange doch vom Vergbache, der sich über Felsen stürzt, daß er ruhig stieße und nicht aufschäume, verlange vom Sturme, daß er sich sanft zwischen den Bäumen hindurch winde und sie nicht schüttele! Ich wurde Wilddieb, nicht aus Gewinnsucht, sondern aus Haß gegen den Grafen, ich wollte zerstören, was ihm lieb war — und es ist mir zum Theil gelungen. Mein Leben galt mir nichts, ich brachte deshalb Tag und Nacht im Walde zu und tödtete alles Wild, was mir erreichbar war. Ich empfand kein Mitleid mit den armen Geschöpfen, je mehr ich vernichtete, um so mehr zog ein schwacher Ton der Befriedigung durch meine wunde Brust hin. Nur zu bald wurden die Fürster auf mein Treiben aufmerksam und nun begann eine andere Jagd; ich war das Wild, welches sie hetzten. Aber diese Jagd that mir wohl. Ich mußte meine ganze geistige Kraft einsetzen, um stets auf neue Täuschungen zu sinnen und die bewährtesten alten Jäger irre zu führen. Es gelang mir lange — lange Zeit. Mein Zufluchtsort blieb das kleine Wirthshaus, wo ich so liebevoll gepflegt war. Die Frau und ihre Tochter sahen es als etwas Selbstverständliches an, daß ich dort blieb. Ich unterstützte sie in der Arbeit, ich versorgte sie stets mit frischem Wild und die wenigen Fremden, welche dort einkehrten, sahen mich als Wirt!) an und nannten mich auch so. Die Bekannteren, welche nicht ahnten, was hinter mir lag, nahmen als ganz bestimmt an, daß ich Christine heirathen werde, und wenn ich dem hübschen, lustigen Mädchen auch nie mit einem einzigen Worte mein Herz offenbart hatte, so war ich ihr doch gut. Sie schien zu ahnen, wie viel ich zu vergessen hatte, und daß mein Herz sich nur zu ihr wenden werde, so bald es Ruhe gefunden. Und die Zeit brachte mir einige Ruhe, wenn auch langsam. — Ihr weidest nicht fassen, wie ein so unruhiger, leicht erregbarer und nach Idealen strebender Geist wie der meinige, es in den engen, kläglichen Mauern einer Gebirgsschenke aushalten konnte, ich stand im Kampfe mit allen Menschen, mit der ganzen Welt. Die Ideale erschienen mir wie ein Hohn, wie ein bunter Fetzen, der der leichtgläubigen Menge hingehalten wird. War nicht Alles — Alles, was mich umgab, ein Hohn? War es Zufall oder des Grafen Verdienst, daß er einst auf dem Schlosse und nicht in der elenden Hütte eines Waldarbeiters geboren war? Hatte er den Namen, den er trug, die Neichthümer, die er besaß, erworben? War nicht Alles — Alles ein blindes Spiel des Zufalls? Und ich sollte mich diesem Spiele des Geschickes völlig fügen? Das Gefühl der Kraft in mir lehnte sich dagegen auf. Was ich bis dahin vom Leben kennen gelernt hatte, erschien mir als Lüge, wie eine Maske, welche die Menschen im Fastnachtsscherze verbinden. Armgard hatte mir Liebe und Treue geschworen und war wenige Wochen später die glückliche Verlobte eines Andern. Ter Graf besaß nicht die

Hälfte meiner Kenntnisse nnd Fähigkeiten und doch — — und doch nur

weil er als Graf geboren war. Er besaß Ansehen, Taufende beugten sich tief vor ihm, er war ein freier Herrscher in seinem kleinen Gebiete und doch besaß er nicht den zehnten Theil des Herzens wie der ärmste seiner Arbeiter. Mich ekelte das Leben an — nichts als Lüge, innerliche und äußerliche Lüge, nur in dem kleinen Hause, in dem ich Zuflucht gefunden hatte, fand ich ein Stück Wahrheit. Tie Alte war einfach und ehrlich, sie lebte in den kümmerlichsten Verhältnissen, allein sie glaubte, es müsse so sein, weil sie nie bessere Verhältnisse kennen gelernt hatte. Und Christine? Sie glich einer Waldblume, sie blühte, ohne zu fragen, für wen sie blühte.“

„Tauber, ich begreife Dich!“ rief Tanner und streckte dem Jugendfreunde die Hand entgegen.

Ter Pfarrer Weinhold führte das Glas langsam zum Munde, um nicht zu verrathen, wie wenig er mit diesen Ansichten übereinstimme.

„Tauber, damit ist Dein Leben noch nicht beendet, Deine Augen verrathen zu deutlich, daß Tu nicht in den ruhigen Hafen eingelaufen bist,“ warf der Advocat ein.

Der Genannte leerte das vor ihm stehende Glas.

„Berger, Tu hast Recht!“ rief er. „Giebt es denn einen ruhigen Hafen? Es giebt einen Hafen der Trägheit, aber nicht des Glückes! Sieh -- sieh, damals dämmerte leise, leise die Ueberzeugung in mir auf, daß es doch ein Glück gebe. Losgelost zu sein von der Welt mit all ihrem eitlen Scheine und all ihren Lügen, still zu leben dort oben in dem Gebirge, in deni kleinen Hause an der Leite Christinens, — das erschien mir als ein Glück — ich wahnsinniger Thor brauchte nur die Hand auszustrecken, um dies Glück zu erfassen, aber in mir zitterte noch der Tämon der Erinnerung und des Hasses — vielleicht auch der Leidenschaft der Jagd und des Gelüstes, der Gefahr zu trotzen — ich wilddiebte weiter und wurde von mehreren Jägern überfallen. Es war ein heißer Kampf — ich unterlag. Sie brachten mich zuerst gefesselt in das kleine Wirthshaus. Mir klingt noch heute der gellende Aufschrei Christinens, als sie mich so erblickte, im Lhrc wieder, ich sah sie ohnmächtig zusammenbrechen. Es wurde mir nicht gestattet, mit ihr zu sprechen, denn noch in derselben Nacht wurde ich fortgeführt in die Stadt und ins Gefängniß. Ich war ruhig, merkwürdig ruhig, denn au-5 dem einen Aufschrei Christinens hatte ich gehört, daß ihr Herz mir gehörte und all das brennende, zehrende Feuer in meinem Innern war nun mit einem Male gelöscht. Erfrischerter kann eine versengte Flur nicht aufathmen, wenn ein kühlender Regen auf sie herabfällt. Ich wurde zu zwei Jahr Gefängnis; verurtheilt, es erschien mir nur als eine kurze Spanne Zeit, denn hinter ihr erblickte ich ein stilles und unsagbares Glück. Meine Hoffnung wurde in dem engen Räume des Gefängnisses nicht gebrochen, ich zählte Tag für Tag und auch die zwei Jahre nahmen ihr Ende. Ich wurde frei und mit einem jubelnden Herzen eilte ich in das Gebirge. Ich trat in das kleine Haus, die alte Frau saß in dem niedrigen Zimmer und erwiderte kaum meinen Gruß, ich fragte nach Christine und erhielt keine Antwort. Ich fragte, ich rief — ich weiß nicht mehr, was ich theit. die Alte weinte und aus ihren hervorgestoßenen Worten crrieth ich nur, daß Christine nicht mehr da, sondern bereits seit länger als einem halben Jahre fort war. Ich erfaßte sie mit beiden Händen, ich schüttelte sie wie ein Wahnsinniger, allein sie sagte nichts mehr. Durch einen alten Arbeiter erfuhr ich, daß der Graf mehrere Male in der Gegend eine Jagd veranstaltet habe und jedesmal in dem Wirthshause eingekehrt sei, er habe sich viel mit Christine beschäftigt und die Alte für das Wenige, was er genossen, fürstlich bezahlt. Als er zum letzten Male da gewesen sei, sei Christine einen Tag nach ihm verschwunden und Niemand habe über sie Etwas wieder gehört. Ich wußte genug. Was ich empfand, kann ich Euch nicht sagen. Denkt Euch, eine alte, längst vernarbte Wunde werde gewaltsam wieder aufgerissen und Ihr empfindet den Schmerz tausendfach. Ich tobte nicht, ich war scheinbar ruhig, aber in mir war jeder Nerv krampfhaft zusammengezogen und wie ein Geisteskranker hatte ich nur die eine Idee: Christine zu rächen, denn sie zu retten konnte ich nicht mehr hoffen!“

„Wußtest Du denn, daß der Graf sie entführt hatte?“ warf Weinhold ein.

Tauber blickte den Pfarrer groß und fragend nn, als verstehe er die Worte

nicht.

„Ob ich dies wußte?“ wiederholte er. „Schriftliches hatte ich darüber freilich nicht in den Händen, auch die Zeitungen hatten darüber nicht berichtet, denn wenn ein so reicher und vornehmer Herr ein Unrecht thut, so wird dasselbe mit Schweigen umhüllt, aber es giebt Sachen, die Jeder weiß, auch wenn Niemand darüber spricht. Oder glaubst Tu, das einfache, kindliche Mädchen wäre nur zum Vergnügen in die Welt hinaus gelaufen, nur um sich Zerstreuung zu verschaffen. Es gab nur Eins, was Christine hatte verlocken können, das Haus ihrer Mutter zu verlassen, das waren die schmeichelnden, verführerischen Versprechungen des Grafen, der Glanz, mit dem er sich umgab, sein Reichthum, sein Name, seine Stellung, Ich habe mit Christine später nie darüber gesprochen, aber ich weiß, daß er viel Mühe hat aufbieten müssen, ehe es ihm gelungen war, das Herz des armen Mädchens zu bethören. Ich war damals auch nicht einen Augenblick lang im Zweifel, ich kannte Christinen» einfaches, kindliches Herz und ich kannte den Grafen, der mich einen Buben genannt, weil ich in Aufrichtigkeit und Ehren seine Tochter geliebt.“

„Er war der Bube!“ rief Tanner. „Er hat ehrlos gehandelt!“

Ueber Taubers Gesicht glitt ein schwaches, bitteres Lächeln,

„Freund, Freund, was ist denn Ehre bei Manchem aus diesem Kreise,“ entgegnete er. „Sie ist eine äußere Form, nicht mehr! Zieh den Hut nicht tief genug vor ihnen, laß ihnen nicht überall den Vortritt, murre nur leise, wenn sie Dir auf die Füße treten, und sie werden sich in ihrer Ehre gekränkt fühlen, aber ein armes, unschuldiges Mädchenherz zu bethören und in's Elend zu stürzen, das verträgt sich niit ihrer Ehre. Laßt mich darüber schweigen, denn das Blut stürmt mir zu Kopfe, wenn ich daran denke, und wir Alle können es nicht ändern. Ich erfuhr, daß der Graf nach Paris gereist sei und wußte nun auch, wo ich Christine zu suchen hatte. Während ich im Gefängnisse saß, hatte ich einige hundert Thaler geerbt, sie benutzte ich, um Christine aufzusuchen. Ihrer Mutter sagte ich nicht, wohin ich ging. — Es war im Spätherbst. lieber der großen Stadt an der Seine hing ein ebenso düsterer, unfreundlicher Himmel wie bei uns oft im November. Ich kannte die Wohnung des Grafen nicht und sie zu erforschen, machte mir mehr Schwierigkeiten, als ich geglaubt hatte. Tage lang durchstreifte ich die Stadt, ohne daß meine Nachforschungen einen Erfolg hatten. Tas Treiben in der fremden großen Stadt beängstigte und ermüdete mich. Als ich eines Abends spät heimkehrte und in düsteren Gedanken versunken, zerfallen mit der ganzen Welt über eine der Seibrücken hinschritt — es war ein kalter, ncbelfeuchter Abend, fiel mir eine weibliche Gestalt auf, welche halb zusammengekauert an einem der Brückenpfeiler lehnte, ich achtete wenig auf sie, denn das Elend war mir an jedem Tage und fast auf jeder Straße entgegengetreten, als aber die Gestalt sich aufraffte und das Geländer zu erklimmen suchte, um sich in die Fluthen zn stürzen, die unten so unheimlich düster sich hinwälzten, da sprang ich hinzu, um sie zurückzuhalten. Zur rechten Zeit erfaßte ich sie. Unwillig wandte sie den Kopf znr Seite, denn ihr schien wenig an dem Tienste, der ihr das Leben rettete, gelegen zu sein, zugleich stieß sie einen lauten Lehrei, aus und sank ohnmächtig in meine Arme. Ich war überrascht, fast erschreckt, rathlos hielt ich die Fremde, denn ich wußte nicht, was ich mit ihr beginnen sollte. Erst als ich in das blasse, abgehärmte Gesicht der Ohnmächtigen blickte, da fuhr ich erschreckt zusammen, denn die — die, welche ich in meinen Armen hielt, war — Christine. Ich weiß nicht mehr, was ich empfand, aber in den blassen Zügen las ich Alles, was geschehen war- bethört, verstoßen nnd verlassen. Ohne zu überlegen, hob ich die abgezehrte, ohnmächtige Gestalt empor und trug sie in meinen Armen fort. Was kümmerte es mich, ob die mir Begegnenden mir erstaunt nachblickten, ich dachte nicht einmal daran, sie zu dem nächsten Wagen zn bringen, ich trug sie heim in mein Hotel. Es währte lange, ehe sie wieder zu sich kam. Ich hatte in ihren bleichen Zügen recht gelesen, es war das alte Lied: bethort, verstoßen und verlassen! Ich kann die Verzweiflung des armen, unglücklichen Mädchens nicht schildern. Tag nnd Nacht wachte ich bei ihr, denn sie hatte den festen Entschluß gefaßt, ihr Elend nicht zu überleben. Ich drang nicht in sie und forschte nicht nach dem Grafen, freiwillig erzählte sie mir, daß der Tiener des Grafen eines Morgens zu ihr gekommen sei, ihr ein Päckchen mit Geld überbracht nnd ihr zugleich mitgetheilt habe, daß der Graf nach Italien gereist sei, ihr Lebewohl sagen lasse nnd wünsche, daß sie in ihre Heimath zurückkehre. Sie hatte den Worten des Ticners nicht geglaubt, war fortgestürzt, um den Grafen in seinem Hotel aufzusuchen, sie war zu spät gekommen, denn er war in der That bereits abgereist, und bei ihrer Rückkehr war ihr das hinterlassene Geld, welches ihr die Rückkehr in die Heimath ermöglicht, entwendet. In ihrer Verzweiflung hatte sie dies kaum bemerkt, bis die Noth an sie herangetreten. — Toch wozu soll ich dies Elend noch weiter ausmalen — ich brachte die Unglückliche zu ihrer Mutter zurück und in dem kleinen, abgeschiedenen Hause dort oben im Gebirge erholte sie sich langsam wieder. Die Jugendfrische war freilich abgestreift von ihren Wangen und ein schwcrmüthig leidender Zug blieb auf ihren hübschen Zügen.“

Er hielt einen Augenblick inne, um Kraft zu schöpfen, denn die Schweißperlen auf seiner hohen Stirn verriethen, wie gewaltig das Wachrufen dieser Erinnerungen ihn erschütterte. Er trank hastig und preßte wiederholt die Hand nn die Stirn.

„Nun kommt die schwerste Zeit und das schwerste Leid für mich,“ fuhr er endlich fort. „Ihr werdet mich vielleicht nicht begreifen, denn ich begreife mich oft selbst nicht und dann packt es mich mit wilder Verzweiflung. Ich blieb in dem kleinen Hause dort oben. Es trieb mich fort und hielt mich mit Gewalt wieder zurück und was mich hielt, war Christine. Ich liebte das Mädchen und ich wußte, daß auch ihr Herz mir gehörte. Wir lebten unter demselben Dache in einem Räume und doch wagte Keiner dem Anderen zu gestehen, was in ihm vorging. Nicht Hundertmal, nein Tausendmal faßte ich den festen Entschluß, ihr meine Liebe zu gestehen, und wenn ich vor sie hintrat, dann stieg das Bild des Grafen in mir auf und ich stürzte fort in den Wald oder griff zur Flasche, um bei ihr Vergessen zu suchen. Ich wurde zum Trinker. Und Christine wußte, was in mir vorging, ich las es aus ihren blassen Zügen, ich las es aus ihren halb bittenden und halb vorwurfsvollen Augen, ich wollte ihr ja vergeben, ich wollte Alles vergessen und ich konnte es nicht. Es giebt keine Worte, zu schildern, wie ich mich selbst zermartert habe. Tag für Tag erneute sich dieser Kampf, ich wollte fliehen, ich verließ während der Nacht das Haus und 'der Morgen fand mich wieder vor der Thür. Wir litten Beide unsagbar und Christine vielleicht noch mehr als ich. Ich würde nicht einen Augenblick gezögert haben, mein Leben für sie hinzugeben, und doch konnte mein Mund das Wort nicht sprechen, welches den Bann gebrochen haben würde — das Bild des Grafen, fein höhrender Blick lag wie ein Fluch auf mir! — So — so währte es zwei lange unheilvolle Jahre! Ich sah, wie der Gram an dem geliebten Mädchen zehrte, sie schwand wie ein Schatten dahin, ich wußte weshalb, ich wollte es ändern, ich habe mir die Brust in der Verzweiflung zerfleischt nnd doch konnte ich es nicht. Da — da — kam der schwerste Tag meines Lebens. Christine starb und ich wußte, daß ich sie getödtet hatte. In wildem Wahnsinn warf ich mich über ihre Leiche, ich schrie laut, laut, daß ich sie liebe, daß jeder Pulsschlag meines Lebens ihr gehöre, meine Lippen sagten jetzt Alles, was ich so lange in mir getragen, aber ihre Ohren hörten es nicht mehr, es war — zu spät! — Wißt Ihr, was es heißt, das Wort: „zu spät!“ mit sich durch das Leben zu schleppen? Es ist der Wurm, der fort und fort nagt. Es ist der Mahnruf der Verzweiflung! Ich hätte sie vielleicht gerettet, wenn mein Mund nur einen einzigen Tag früher gesprochen hätte, ich hätte mir ein Glück gerettet, welches nun für immer verloren war. Ich berauschte mich, um diese innere Qual zu betäuben, und wenn ich aus meinem Rausche wieder erwachte, rief es mir gellend, höhrend in s Ohr: Zu spät! Ich habe auf meine Gesundheit losgewüthet, ich habe leine Gelegenheit vorübergehen lassen, um mein Leben einzusehen, mein Körper hat Allem getrotzt! — Ich bin dort oben geblieben in der einfachen, ärmlichen Hütte. Christineis Mutter lebt noch sie ist eine alte — alte Frau. Es kamen Tage, in denen der alte Geist wieder in mir aufblitzte, ich fühlte noch die Kraft in mir, mich aufzuraffen, aber wenn ich scheiden wollte, dann hielt es mich mit Gewalt in den Räumen zurück, in denen sie gelebt und in denen sie gestorben war — durch meine Tchuld. Ich bin geblieben, ich bin dort verkümmert und verkommen, ich weiß es. Was Ihr jetzt in mir seht, das ist nur der letzte, letzte, traurige Nest des Jugendfreundes, der einst so stolze Hoffnungen mit in das Leben nahm!“

Er stützte den Kopf auf beide Hände und Thrimeu rannen über seine braunen Wangen und tropften langsam auf den Tisch.

Tanner sprang auf und schloß ihn in die Arme, sprechen konnte ei nicht.

„Tauber, Tu bist noch nicht zu alt, um Tich von dem, was hinter Tir liegt, loszureißen!“ rief Beiger. „Brauchst Tu die Unterstützung eines Freundes, so vergiß nicht, daß ich Tein Freund bin.“

Tauber schüttelte langsam mit dem Kopfe.

Ter Pfarrer streckte ihm die Hand entgegen.

Und der Schwergeprüfte ergriff sie.

„Wirst Du nun noch sagen, daß Jeder seines Glückes Schmied ist?“ sprach ei. „Es giebt Menschen, die das Geschick nur als Ambos benutzt, und ein solcher Ambos war ich!“

„Ich nehme mein Wort zurück!“ rief Weinhold.

„Was ist aus dem Grafen geworden?“ fragte Tanner.

„Er ist seit Jahren todt!“ gab Tauber, ohne aufzublicken und sichtbar erschöpft zur Antwort. ... Er hat sein Schloß im Gebirge nicht wieder betreten, denn er wußte, daß dort ein Mann lebte, der nichts vergessen. Er starb in Italien. Sein Leichnam wurde nach Deutschland gebracht und in der Schloßcapelle niedergesetzt. Ich habe die Rede gelesen, welche ein Geistlicher an seinem Sarge hielt, sie pries mit überschwänglichen Worten seine Tugenden und die Milde seines Herzens, welches nie von dem Pfade des strengen Rechtes abgewichen.“

„Der Geistliche wird den Grafen nicht näher gekannt haben,“ warf Neinhold ein.

„Ich weiß es nicht,“ gab Tauber ruhig zur Antwort.

„Und des Grafen Tochter — Armgard?“ fragte Tanner.

Es leuchtete in Taubers matt gewordenen Augen wieder auf — er zögerte einen Augenblick mit der Antwort.

„Ich habe sie nicht wiedergesehen — ich glaube, sie ist glücklich geworden.“ sprach er dann. „Weshalb auch nicht — vielleicht glücklicher als mit mir!“

„Nein!“ rief Tanner. Der Gedanke, daß sie durch ihre Liebe Dein ganzes Lebensglück vernichtet hat, muß auch ihr Glück getrübt haben!“

Wieder lächelte Tauber bitter.

„Weiß sie denn, was aus mir geworden ist?“ entgegnete er. „Hat sie eine Ahnung von dem, was meine Brust durchwühlt und mich vor den Jahren all gemacht hat? Und wenn sie es wußte, so würde vielleicht einen Tag lang das Mitleid sich in ihr geregt haben und dann — vergessen! — Ihr keimt das Leben nicht. Wenn wir auf dem Wege eine Ameise oder einen Käfer zertreten, kümmern wir uns um das Leben, welches wir vernichtet? Wenden wir den Blick nur ein einziges Mal nach ihm zurück. Und doch haben sie dasselbe Recht zu leben wie wir!“

„Tauber, Du gehst zu weit,“ warf der Pfarrer ein. „Ter Mensch ist das edelste aller Geschöpfe, die Thiere sind ihm unterthan, denn zwischen Mensch und Thier ist eine ewige Schranke gezogen.“

„Wo liegt dies Recht versiegelt?“ rief Tauber. „Der Mensch hat es sich in seinem Hochmuth selbst gemacht. Doch wir wollen nicht das Recht prüfen, denn die Macht kümmert sich um dasselbe nicht und der Mensch hat sich dasselbe nur angeeignet, weil er der stärkere ist. Es ist unter den Menschen selbst ja nicht anders, der stärkere siegt, der schwächere unterliegt.“

„Und doch warst Du stärker, als viele Tansend Andere,“ bemerkte Weinhold.

„Die Menschen urtheilen anders,“ fuhr Tauber fort. „In ihren Augen gelten unr Reichthum, Name und Stellung, ihnen beugen sie sich und nicht dem, was in der Brust eines Einzelnen lebt. Doch lassen wir das! Das Leben trennt Vieles, so auch die Ansichten. Es ist bereits spät und der Weg bis oben in's Gebirge ist weit und mühsam.“

Er erhob sich.

„Tu willst doch heute — jetzt nicht heimkehren?“ rief Tanner.

„Weshalb nicht? Mir ist es seit langen Jahren glichigiltig, ob es Tag oder Nacht ist. Wenn Nachts die Erinnerungen in mir aufsteigen — und das geschieht oft — dann treibt es mich hinaus, mag es regnen oder stürmen. Ich habe die Nacht gerne,“

„Ich lasse Dich nicht fort,“ fuhr Tanner fort. „Seit langen, langen Jahren sehen nur uns zum ersten Male wieder, nun laß das Wiedersehen nicht ein so kurzes sein.“

Auch Berger und Weinhold baten, daß Tauber noch bleiben möge, und er ließ sich wieder auf den Stuhl sinken — er mochte fühlen, Ivie erschöpft er war,

„Es ist nicht gut, daß Ihr mich hier behaltet, denn nnter heilere und glückliche Menschen tauge ich nicht mehr?“ entgegnete er.

„Thorhcit,“ fiel Tanner ein, bemüht, durch einen heiteren Ton den Jugendfreund vergessen zu lassen, was hinter ihm lag. „Tu warst eiust der lustigste von uus Allen, nun will ich sehen, ob ich aus dem Schutte der langen Jahre die Perle der Heiterkeit nicht wieder auffinden und hervorholen kann.“

Tanber schüttelte schweigend mit dem Kopfe.

„Laß es mich versuchen,“ fnhr Tanner fort. „Sieh, wir sind hier zusammen gekommen, um auf Baumbachs Wohl zu trinken, das haben wir in ehrlicher und treuer Weise gethan, jetzt wollen wir unser Wiedersehen feiern, und die alten Jugeuderinnerungen wieder aufschäumen lassen.“ Er bestellte Wein.

„Und wir sind Dir auch schuldig, zu erzählen, wie es uns ergangen ist,“ sprach Berger, sich an den still dasitzenden Jugendfreund wendend. „Auch unser Leben ist nicht ohne Kampf gewesen und mancher Wunsch ist uns unerfüllt geblieben. Von dem stolzen, übermüthigen Jugendtraume hat Jeder ein gutes Stück abschneiden müssen.“

„Halt, Berger, das laß mich erzählen," fiel Tanner heiter ein. „Ich kenne das am Besten und ich glaube, ich bin der aufrichtigste. Deine Worte stimmen nicht ganz genau. Sieh, was hat unser Freund Weinhold denn von seinem Jugendtraume abgeschnitten? Nichts?!"

Ter Pfarrer wollte etwas einwerfen, allein Tanner lies; ihn nicht zum Worte kommen.

„Laß mich erzählen, ich spreche die Wahrheit," suhr er fort. „Sieh Tauber, von Weinholds Jugendtraume ist nichts abgeschnitten. Nachdem er die Universität verlassen hatte, machte er seine Examina, ob gut, daS weiß ich nicht, denn ich verstehe nichts davon. Kaum halte er das zweite Eramen beendet, so erhielt er eine Psarrc und kaum vier Wochen später verhcirathete er sich, denn eine Braut hatte er sckon vorher erworben. Es ging Alles glatt. Der Segen seiner Ehe blieb nicht aus, ich kenne die Zahl seiner minder nicht, aber ich weiß, er besitzt soviel, daß in dieser Beziehung sein Wunsch wohl vollkommen erfüllt ist. Und mit dem Anwachsen seiner Familie erhöhen sich auch seine Einnahmen, denn schon zweimal hat er eine stets bessere Pfarre erhalten. Das finde ich nun zwar nicht mehr alo billig, allein allen Menschenkindern wird es doch nicht so gut. Sein Jngendtraum ging nun zwar höher, allein wie lange wird es währen, so wird er Superintendent und die Hoffnung, Consistorialrath zu werden, sitzt ihm noch fest im Nacken."

„Freund, Tu hast bei Deiner Schilderung meines Lebens nur helle und lichte Farben gewählt, vielleicht etwas zu hell," bemerkte der Pfarrer lächelnd, „ich kann wenigstens bestätigen, daß ich mit meinem Geschicke zufrieden bin und mich glücklich fühle. Aber ohne Schatten und ohne Kämpfe rinnt daS Leben für keinen Menschen dahin und auch das ist ein Glück."

„Still, still, Weinhold, die Schatten Deines Lebens kenne ich nicht, es müßte sonst sein, daß Deine Jungen Dir den Kopf kraus machen!" fiel Tanner ein. „Ich gönne Dir ja Dein ruhiges, glückliches Leben und ich will auch bestätigen, daß Tu es mit Würde erträgst. Ter einzige «amvf, den Tu kennst, das ist das Kämpfen um die Würde des Consistorialraths. Berger ist das Leben etwas schwerer gemacht, Tauber, Tu weißt, daß schon in seinem Studenteukovse Umslurzideen wohnten. Diese Ideen waren ja gut, allein daß er als Referendar und angehender Rechtsanwalt sie zu verwirklichen suchte, das war nicht sehr praktisch. Jahrelang wurde ihm von Oben, wo solche Ideen nun einmal nicht beliebt sind, scharf auf die Finger gesehen und hätte er einen weniger gewandten Kopf gehabt, so würde er im Gefängniß oder auf irgend einer Festung zu der lleberzeugung gelangt sein, daß es gar nicht sein Beruf sei, den dummen Köpfen des Volkes Freiheiten und Güter zu erringen, die sie selbst nicht zu würdigen wissen. Zum Glücke und namentlich durch seine Berheirathung kam ihm diese lleberzeugung auch ohne Festung. Er lernte nun in seiner Ehe und Familie kennen, wie unendlich schwer es ist, die Herrschaft an iich zu reißen, gelungen ist es ihm nicht. Er trägt jedoch das Joch seiner Frau gern und willig und hat seine Ehre darein gesetzt, weit im Kreise der tüchtigste Rechtsanwalt zu sein. Das hat er erreicht. Er steht in dem Rufe Processc zu gewinnen, an deren Möglichkeit er selbst verzweifelt, und Eins kann ich noch hinzufügen, wenn ich nicht schon zu alt wäre und mein Kopf zu solchen Dingen taugte, dann würde ich Rechtsanwalt, denn lohnend ist dieser Beruf. Berger ist ein reicher Mann, ich mnß aber zu seinem Ruhme bemerken, daß er mir armen Jugendfreunde gegenüber nie mit seinem Reichthume geprunkt hat." Berger lachte.

„Tauber," rief er, „Nimm von Allem, was Tanner sagt, einen kleinen ?heil, dann hast Dn die Wahrheit. Weil ich nie klage, deshalb hält er mich für reich. Tanner, darf ich nnn Dein Leben schildern?"

„Nein, das kann ich selbst," fiel der Arzt ein. „Es ist auch mit wenigen Worten abznmachen. Als ich mich als Arzt niedergelassen hatte, da sehnte ich mich nach recht vielen Patienten und wenn ich auch nicht nach Geld strebte, so schimmerte mir doch hinter den vielen Patientn ein goldener Berg hervor. Jetzt habe ich die Patienten, aber der Berg ist geschwunden. Sterben meine Kranken, so klagen ihre Angehörigen, und mache ich sie gesund, so vergißt mehr als die Hälfte mir die Mühe zu lohnen. Das hat mir indessen meinen Beruf nicht verleidet, ich liebe ihn und bin auf Eins stolz, darauf, daß selbst der Aermste mir nicht nachsagen kann, ich habe ihn mit geringerer Sorgfalt behandelt als den Reichsten."

„Das ist die Wahrheit!" rief Beiger und hielt ihm sein Glas entgegen und auch Weinhold stieß mit ihm an.

„Und mein Beruf?" fragte Tauber vor sich hin in das gefüllte Glas blickend.

„Ist jetzt mit uns heiter zu sein!" rief Tanner und seinem lustigen Geiste gelang es, für kurze Zeit die Furchen auf der Stirn des Jugendfreundes zu glätten, der schäumende Wein unterstützte ihn darin. ,

Und Tauber schüttelte gewaltsam ab, was hinter ihm lag, sein Geist leuchtete wie einst auf, sprühend, hinreißend. Er lachte, der bittere Zug seines Gesichtes war geschwunden, der Blick der Freude hing an seinem Munde und er riß sie mit sich hin zn tollster Lust. Er war der Alte wieder.

Aber inmitten dieser lustigen Stimmung ließ er plötzlich den Kopf auf den Arm niedersinken und weinte laut und schmerzlich.

Die Freunde sprangen auf und suchten ihn zu beruhigen — er schien ihre Worte nicht zu vernehmen. Endlich richtete er den Äopf langsam empor.

„Kommt, es ist spät, wir wollen zur Ruhe gehen, in diesem Hause wird wohl noch ein Zimmer für mich sein," sprach er mit ruhiger Stimme.

„Du schläfst mit in meinem Zimmer!" rief Tanner.

„Nein, nein, — ich bedarf der Ruhe," entgegnete Tauber. „Nun kommt."

Weinhold wollte den Freunden sogleich Lebewohl sagen, weil er am folgenden Morgen heimkehren wollte.

„Wir trinken niorgen früh in diesem Raum erst noch den Kaffee zusammen." warf Tanner ein. „Soviel Zeit muß Du uns noch opfern: ich übernehme die Verantwortung Deiner Frau gegenüber, obschon ich sie nicht kenne."

Mit einem Händedrucke sagten die Freunde einander gute Nacht und Jeder begab sich auf sein Zimmer.

Tanner lag längst im Bette, als er noch lange Zeit in dem Räume über seinem Zimmer einen langsamen, schweren Schritt vernahm, der sich gleichmäßig hin und herbewgte. Er kannte Taubers Zimmer nicht, sollte es der Jugendfreund sein, der noch immer keine Ruhe fand? Er entschlief.

Weinhold, Tanner und Berger saßen am folgenden Morgen schon geraume Zeit in dem Gastzimmer am Kaffcetische und warteten auf Tauber. Ter Pfarrer war ungeduldig, weil er abzureisen wünschte und dem Jugendfreunde doch Lebewohl sagen wollte.

„Laß ihn doch schlafen, denn er bedarf der Ruhe," warf Tanner ein. „Er hat gestern einen weiten Weg zurückgelegt und mehr als das hat ihn die Erzählung seines Lebens angegriffen. Ich sah es ihm an, wie gewaltig das in ihm stürmte, seine breite Brust rang mehr als einmal nach Kraft."

„Ich fühle tiefes Mitleid mit ihm," sprach Berger. „Sein Geschick ist mir heute Morgen durch den Kopf hingefahren, er darf aber nicht ganz verkümmern; wie viel Kraft noch in ihm steckt, hat er gestern Abend deutlich gezeigt — laßt nns berathen, wie wir ihm das Leben wieder gewinnen, ich will kein Opfer scheuen."

„Auch ich bin bereit, ihm nach Kräften zu helfen," entgegnete Weinhold. „Aber wird er sich in dem Leben und unter den Menschen noch zurecht finden? Wird er andere Verhältnisse noch ertragen? Ich begreife, daß er verbittert ist, aber wird ihm diese Stimmung nicht schwere, schwere Kämpfe bereiten, wenn er mit ihr in das öffentliche Leben tritt?"

„Sein Charakter ist stark genug, um sich zu beherrschen und auch dies zu überwinden," bemerkte Berger.

„Ich glaube, Weinhold hat recht," sprach Tanner ernst. „Es kommt aber noch eine andere Frage hinzu; ist er überhaupt gesonnen, sein bisheriges Leben aufzugeben und unsere Hilfe anzunehmen? Ich glaube beides nicht. Ich habe ihm einst am nächsten gestanden, überlaßt es mir, ihn zu erforschen und in ihn zu dringen, ich werde es mit Schonung thun, denn mein Blick ist schärfer als der Eurige und ich befürchte, sein Geist, oder laßt mich sagen, sein Gemüth, hat durch das schwere Geschick, das ihn betroffen, gelitten." Die Freunde waren damit einverstanden.

Da Tauber nicht kam, stand Tanner auf, um ihn zu holen. Schon nach

Nord und Ml>. XX, <>. 22

wenigen Minuten stürzte er bleich wieder in das Zimmer. Er hielt ein Papier in der Hand, sank, noch ehe die Freunde eine Frage an ihn richten konnten, auf einen Stuhl, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und weinte laut.

„Tanner, was ist geschehen?" riefen Verger und Weinhold gleichzeitig und bestürzt.

„Er ist todt!" gab Tanner zur Antwort, ohne die Hände sinken zu lassen. „Todt — unmöglich! Unmöglich!" rief Berger. „Hier — hier lies," sprach Tanner, den Freunden das Papier reichend. Dasselbe enthielt nur wenige, flüchtig mit Vleifeder geschriebene Worte, dieselben lauteten:

„Nur ein letztes Lebewohl will ich Euch sagen und Euch die Bitte an's

Herz legen, mild über mich zu urtheilen. Verdammt mich nicht, weil ich ein

verfehltes Leben, welches mir mit jedem Tage mehr zur Last geworden ist,

von mir werfe, selbst wenn Ihr mich nicht begreift. Wie elend ich bin,

das — das habe ich erst vollkommen erkannt, als ich wieder unter Euch saß

und Eure lieben Gesichter sah. Ich dachte der glücklichen Zeit, da ich noch

hoffte und strebte wie Ihr, wo das Leben noch sonnig vor mir lag —

mein Hoffen war nur ein Traum! Ich kann und will nicht mehr leben,

wollte ich mich auch aufraffen, so weiß ich doch, daß ich die Erinnerungen,

die mich Tag und Nacht foltern, wie eine schwere Last mit durch das Leben

schleppen würde, denn unlösbar sind sie an mich gekettet. Ich bin auch

müde — müde wie ein vom Schicksale gehetztes Wild. Ich frage nicht mehr,

weshalb mich — mich das Alles betroffen hat, denn mit dieser Frage habe

ich seit Jahren meinen armen Kopf zermartert und doch keine Antwort gefunden.

Das elende Lebensstück ist endlich — endlich zu Ende gespielt — mir wird

leichter, nun ich den Vorhang fallen sehe! — Laßt mich hier begraben —

die Mittel findet Ihr in meiner Tasche, und wollt Ihr dem Todtrn noch

ein Liebes erweisen, dann gedenkt der armen, alten Frau oben im Gebirge, in

deren Hause ich so lange gelebt. Nun meine letzte Bitte: Trinkt auf mein

Wohl, Ihr habt es ja einst gelobt! Tanner sagte gestern: Einer nach dem

Andern — jetzt möge der Tod lange, lange Jahre eine Pause machen!

Trinkt auf das Wohl Eures unglücklichen Tauber."

Erschüttert sank Berger das Papier aus der Hand.

„Er hat sich das Leben genommen?" fragte er mit bebender Stimme.

„Erschossen," gab Tanner kanm hörbar zur Antwort.

Die drei Freunde gingen hinauf in das Zimmer des Tobten. Ta lag er ausgekleidet auf dem Nette, den Revolver, mit dem er sein Herz so sicher getroffen, noch fest mit der Rechten umklammert haltend. Das Gesicht war ruhig, edel, kein bitterer, düsterer Zug entstellte es mehr, der Tod hatte ihm Erlösung und auch Versöhnung gebracht.

Schweigend standen die drei Freunde neben dem Tobten, Tanner hatte die bereits erkaltete Hand desselben erfaßt.

„Ihm ist wohl," sprach Weinhold. „Wir wollen seine Bitte erfüllen und nicht über ihn richten. Wer so viel gelitten hat wie er, der wird auch droben einen milden Richter finden."

Er strich dem Todten zum letzten Grüße mit der Hand über die Stirn hin, reichte den beiden Freunden zum Abschiede die Hand und stieg dann hinab, wo der Wagen zur Heimkehr seiner bereits harrte.

Tanner und Berger blieben bei dem Todten zurück; sie konnten so schnell nicht scheiden.

„Ich bleibe hier, bis er in die Erde gesenkt ist," sprach Tanner. „Ich will an seinem Grabe mein Wort einlösen."

Berger drückte ihm die Hand und erwiderte: „Ich bleibe bei Dir,"

Schweigend stiegen sie hinab.

Die Stadt und die Geistlichkeit weigerte sich, den Selbstmörder auf dem Friedhofe aufzunehmen. Berger gelang es endlich, durch ein sehr reiches Geschenk für die Armen der Stadt, dem unglücklichen Jugendfreunde einen engen Raum hart an der Mauer des Friedhofes zu erkaufen. Dort wurde Tauber in der Abenddämmerstunde des zweiten Tages in die Erde gesenkt. Es folgten seinem Sarge nur zwei Männer, Tanner und Berger, und es war auch genug, denn es waren zwei ehrliche und treue Herzen.

Und als der Hügel über dem Selbstmörder nachlässig aufgeworfen war, da kehrten die beiden Freunde in das Wirthshaus zurück und ließen sich an demselben Tische nieder, an dem sie zwei Abende zuvor gesessen, um auf Baumbachs Tod zu trinken. Die gefüllten Gläser standen vor ihnen, aber sie tranken nicht. Tanner hatte den Kopf auf beide Hände gestützt und blickte starr vor sich hin. Endlich erfaßte er sein Glas und hielt es dem Freunde zum Anklingen hin, es galt auf Taubers Wohl, er wollte trinken, eine Thräne rann von seiner Wange in das Glas, dann leerte er es auf einen Zug.

„Ihm ist wohl," sprach er. „Ich habe Frau und Kind, an Allem was ich mir erworben habe, hängt Mühe und Arbeit und doch würde ich es mit Freuden hingeben, wenn ich das Leben zurückkaufen könnte, wie es einst war. Ihm war so viel gegeben und verheißen und nichts ist von dem Verheißenen erfüllt! Mich ersaßt Bangen, wenn ich an meine eigene Zukunft denke. Kann nicht auch uns das Geschick noch schwer treffen?"

„Freund, der Blitz trifft zuerst die höchsten Bäume und Tauber ragte über uns empor," entgegnete Berger.

Wieder schwiegen Beide und wieder blickte Tanner starr vor sich hin.

„Ich will nach der alten Frau im Gebirge forschen," sprach Tanner nach einiger Zeit, „ich will dem Todten ein Liebcs erweisen."

„Halt! Tanner!" fiel Berger ein und legte die Hand auf die Rechte des Freundes. „In heiterer Stimmung hast Tu Tauber erzählt, daß ich ein reicher Mann sei, das Glück ist mir günstig gewesen, nun überlaß dies mir und sei überzeugt, daß ich in Deinem Namen mit mich der Alten annehme!"

Tanner drückte die Hand des Freundes, dann leerten sie das letzte Glas auf das Wohl des Todten!

Ein Phantast auf dem Kaiserthrone.

von

I. v. Muglt-Darttuny.

— Tübingen. —

s ist den Gestalten des Mittelalters eigen, daß wir nur selten ihre ^ Charaktere zu erforschen vermögen; fast immer hat das psychologische

Moment zurückzutreten, gerade dasjenige, welches der Geschichte den höchsten Reiz verleiht. Gewiß beruht hierin ein Hauptgrund, weswegen dieser Theil der Vergangenheit, eine Zeit elementarer Leidenschaft, gewaltigen Thateudrauges, zähester Unverwüstlichkeit, weswegen gerade das Mittelalter uns so fernliegend erscheint, so nebelumschleiert. Schon an und für sich waren damals die Menschen weniger verschieden geartet, als die der Jetztzeit, der Einzelne trat zurück vor dem Staude, dieser, der Stand, war das Gefäß, innerhalb dessen erst die Person ihrer Eigenart theilhaftig wurde. Die Lebensverhältnisse erwiesen sich einfacher, der Gesichtskreis und die Bedürfnisse beschränkter, die Zuflüsse an Bildung weniger mannigfach, der Andrang von Neuerungen minder gewaltsam. Dazu kommt, daß unsere Berichte, unsere Quellenschriften, durchweg nur dürftig zu sein Pflegen, daß sie fast alle einer geistlichen Feder entlossen, und zwar meistens gar noch der eines Mönches, den die Klostermauer umgab. Es geschah, weil der Clerus der einzige Stand von gelehrter Bildung war, der Reguläre mehr Muße zuni Schreiben hatte, als der viel^ beschäftigte Seculare. Doch jener Clerks war nicht national, er war römisch katholisch, im Besitze einer greisenhaften Eultursprache, dercu Begriffe nur zu oft denen der jugendlich unentwickelten Völker fremd blieben. Klarheit und Schärfe der Darstellung mußten dadurch leiden, wie sich andererseits ein erdrückendes Uebcrgewicht des geistlichen Elementes, geistlicher Interessen und Anschauungen konnte geltend machen. Wir besitzen fast nichts an Qucllenmlterial aus der eigentlichen deutschen Kaiserzeit, sei es erzählend, urkundlich, oder brieflich, was nicht zur Kirche in Beziehung steht. So gesellt sich also zu dürftig ausgebildeter Charaktermannigfaltigtcit eine dürftige einseitige Uebcrlieferung, in der das meiste gebrochen erscheint, fast Alles ver blaßt. An Stelle der falbengeschmückten Panzerrciter auf schnaubenden Rossen, der flatternden Standarten, der Kampfesfreude, der Lust an der Gefahr, des Lebensüberflusses treten nur zu oft und zu breit die ausgedörrten Helden der Askese mit weltflüchtiger Himmelssüchtelei, mit schematischen Wunderthaten, ihrem Nergeln und Schelten über die Welt und deren Freuden.

Es bedarf schon besonders günstiger Umstände, wenn wir bei einzelnen Personen klarer sehen, wir ihr inneres Leben, die Triebfedern ihrer Handlungsweisen erkennen wollen. Entweder zufälliger Reichthum an Berichten muß vorhanden sein, oder ein besonders eigenartiger Mensch. Dieses letztere war nun in hervorragendem Maße derjenige, der uns hier beschäftigen mag, der Urenkel Kaiser Ottos des Großen, gleichfalls Otto geheißcn, der dritte in der Zahlenreihe.

Aber, wie fast stets in der Geschichte, so vermögen wir auch diese Erscheinung nur zu verstehen, zu würdigen, wenn wir sie nicht gesondert bettachten, sondern innerhalb der Zeit, in welche sie hineinversetzt war. Und thun wir das, so erkennen wir wieder das bereits oben Gesagte, wir sehen, wie das scheinbar so stark Individuelle zurücktritt, wie Otto IH. bei allen seinen Sonderheiten, oder richtiger gerade durch seine Sonderbarkeiten gleichsam als einer der Repräsentanten seines Zeitalters dasteht, als ein Mikrokosmos eines großen Theiles der damaligen Menschheit.

Um die Wende des ersten Jahrtausends und im Laufe des kommenden Jahrhunderts zeigten sich die abendländischen Culturvölker, zumal die romanischen, in einer Weise religiös erregt, von Glaubensdrang und -Gier durchsetzt, wie fast nie wieder vor noch nachher. Die Glühhitze der Gemüther schlug sowohl nach innen, als sie gewaltsam nach außen drängte. Aus glänzenden Psalzen und holzgefügten Hütten entflohen plötzlich die Bewohner, um sich hinter düsteren Klosterwänden zu verbergen, die tiefste Einsamkeit des Waldes, die Schluchten des Gebirges aufzusuchen. Man haschte förmlich nach Demuth, stolze Würdenträger unterzogen sich niederen Knechtesdiensten, fast Niemand übernahm die Würde eines Bischofs, ohne sich scheinbar dazu zwingen zu lassen. Das Mönchswesen begann großartige Verhältnisse anzunehmen, das streng asketische südfranzösische Kloster Cluny zählte allmählich nahe an vierzig Tochterstifrungeu, die alle der Leitung des Mutterklosters untergeben waren. In Verachtung jeden Lebensgenusses konnte man lier soweit gehen, sich sogar des Redens zu enthalten, Tage und Nächte lang auf den Knieen zu liegen, um sich gewaltsam die Gnade des Himmels zu erzwingen. In Süd-Italien wurde der heilige Nilus Regenerator der Einsiedlcrmönche, in Nord-Italien trat der heilige Romuald hervor. Er begründete den strengen Orden von Camaldoli und Valumbroso, der die Welt des Fleisches für verloren ansah und das Heil der Seele nur glaubte retten zu können in menschenschwester Zurückgezogenheit. Das blutige innere Ringen bringt nn Zeitgenosse, der Bischof ThictmarvonMerseburg, mit den Worten zum Ausdruck: «ich klage mich beständig selber an, aber ich zahle meine Buße nicht nach Gebuhr"; in Wahrheit kennt er keinen schlechteren Menschen als sich. Von der Kaiserin Adelheid berichtet ihr Biograph: „unablässig im Gebete hatte sie Elel vor dem Irdischen und schmachtete mit ganzer Seele nach dem Himmel"; in dem gefühlslotterigen Bischöfe Adalbert von Prag erwuchs eine Art Sucht nach dem Martyrium; als seine Böhmen sie nicht befriedigten, ging er zu den Preußen, die ihm den gewünschten Dienst leisteten. Die Heiligen mehrten sich in fast Schrecken erregender Zahl, doch nicht blos die Heiligen erfüllten die Welt, ihnen zur Seite erstanden ihre Gegenbilder: die Sectirer. Auch sie, die man spater Ketzer geheißcn hat, zielten ab auf Heiligung des Einzelnen, auf Läuterung der Welt, vermochten sich aber nicht auf dem überwucherten Boden des Dogmas zu halten; ihr Auftreten ist ekstatisch, von Träumen bewegt und Visionen. Als im Jahre 1010 eine blutige Judenverfolgung losbrach, wirkte fie fördernd zurück auf die Ketzerei; in den zwanziger Jahren des elften Jahrhunderts war sie fast fchon durch das ganze Frankreich ausgebreitet und damals rauchten auch düster die ersten Scheiterhaufen, es geschah zu Orleans, an den sonnigen Ufern der Loire. Unruhig suchend tasteten die Menschen umher, viele ergriffen den Wanderstab und pilgerten zu fernen Wallfahrtsorten, nach Paris, Tours, St. Iago di Campostella, Rom und in noch weitere Fernen. Andere suchten nicht nur das Ich zu heiligen, sondern dessen Heilslehre hinauszutragen in die Welt, zu den Heiden, welche noch die gesumnten nordgermanischen Länder und die des Ostens bis zur Elbe bewohnten. Der weitverbreitete Glaube, daß mit dem Jahre 1000 die Welt untergehe, erhöhte die geistige Temperatur, brachte Alles in eine hastigere Bewegung, förderte das religöfe Vorstürmen nach außen: Es galt die dem Tode verfallenen Seelen zu retten, bevor es zu spät! Hier war es nun entscheidend, daß allmählich das Heicdntnum bei den betreffenden Völkern zu weit zerfallen und aufgelockert war, um seinen Nekcnnern genügen, einem kräftigen Stuß von außen noch Stand halten zu können. Bei den Normannen war es Olav Trygvason, der ihn führte. Als er in England die Taufe empfangen hatte, landete er im Jahre 995 an Norwegens Küste, erwarb fich den Königsthron und zwang seinen Unterthanen mit List und Gewalt den neuu Glauben auf. Dann ging es weiter nach den zn Norwegen gehörigen Inseln, den Shetland, Hebriden, Farüer und bis nach Island. Hier hatte ein deutscher Missionar Namens Dankbrand sein sonderbares Belchrungswcrk getrieben. Einem vornehmen Isländer hatte er in offenem, Zweikampfe die Ueberlegenheit des ChristenthumZ bewiesen, einen gefürchteten Berserker, der durchaus nicht glauben wollte, schlug er einfach todt. Im Jahre 1000 standen sich an dem isländischen Gesetzesberge Heiden und Christen gegenüber und glücklich, ohne Blutvergießen, gelang es, das Christenthum auf dem Wege des Landrechtes durchzusetzen. In demselben Jahre 1000 schloß der Dänentönig einen Vertrag mit Olaf von Schweden, welcher Dänemark für immer der Kirche sicherte, Schweden ihr endgültig eröffnete. In dem Jahre 1000 wurde in Polen über dem Grabe des heiligen Adalbert das Erzbisthum Gnesen errichtet, wenige Monate später setzte sich der Magyare Stefan die vom Papste geweihte Königstrone auf das Haupt und legte zu Gran den Grundstein für eine, Metropole des neuen christlichen Ungarn. Und um dieselbe Zeit beginnt der russische Groß« fürst zu Kiew sich den christlichen Namen beizulegen, bald mußten die Bewohner der weitumliegenden Flachlande auf Wladimirs Herrngcbot an die Ufer des Dnjepr pilgern, um weinend ihren Götzen von der Fluth hinabgespült zu sehen. Am Wolchow, im reichen Nowgorod, fiel das Bild des heiligen Perun, und wo es mit Güte nicht ging, da „hat Putjata mit dem Schwerte uud Dobrinja mit Feuer getauft". Bei dem Jahre 1000 tonnen mir den Markstein sehen, an welchem für die Völker von Nord- und Osteuropa die heidnische Zeit aufhört und die christliche beginnt. Ja, nach einer nicht viel späteren Notiz erzeugte der allgemeine Glimbenseifer schon den kühnen Gedanken eines Kreuzzuges gegen die Saracenen zur Befreiung von Jerusalem, zur Erlösung des Erlöscrgrabes.

Toch während so die Kirche gehoben im Innern dastand, streitfertig und siegreich nach außen, erwiesen sich die Häupter derselben, die Päpste in Rom, mit kurzer Unterbrechung als ohnmächtige Echattengestalten, als Spielzeuge in der Hand gewalththätiger Machthaber, selbstsüchtiger römischer Adclshäupter. Es war Otto III., der jene kurze Unterbrechung bewirkte. Schon sein Großvater hatte mit nerviger Faust das Papstthum aus dumpfem Halbschlummer empoeigerüttelt; er hatte den sittenlosen Johann XII. absetzen und einen würdigen Mann auf den Stuhl Petri erheben lassen. Eidlich hatte ihn: das Volk von Rom gelobt, niemals ohne seine oder seines Sohnes Genehmigung eine Papstwahl vorzunehmen. Der Wille des deutschen Kaisers war damit am Tiber maßgebend geworden. Wie Otto I. so hatte auch Otto II. kraftvoll in Italien gewaltet. Zu Verona tagte eine große Reichsversammlung von deutschen und italienischen Großen, welche wie keine zweite die Zusammengehörigkeit beider Länder darstellte, sie beide als gemeinsame Glieder des heiligen römischen Reiches faßte. Der kleine Otto III. wurde hier zum Thronfolger erhoben. Durch die Erzbischöfe von Ravenna und Mainz, alst> durch die zwei vornehmsten Kirchenfürsten beider Reichshälften nach dem Papste, wurde das dreijährige Kind über die Alpen geführt, um in Aachen, der alten Krönungsstadt, die Krone zu empfangen.

Am Weihnachtsfeste des Jahres 983 ging die feierliche Handlung von statten. Noch saß man beim Krönungsmahle, als plötzlich die Kuizde kam: gestorben sei der Vater, verwaist sei das Kind und wie das Kind, so das Reich! — Im Paradiese von St. Peter, in altrömischem Sarge, wurde der Todte beigesetzt, die einzige Kaiscrleiche, welche in der Stadt der sieben Hügel zur Ruhe getragen.

Das vorzeitige, unerwartete Ereigniß gab den Staat gefährlichen Wirren anHeim. Nach unzweifelhaftem Rechte war Heinrich von Bayern als nächster Schweitmage, als nächster Verwandter männlicher Seits, Vormund des Kindes. Wegen wiederholter Empörungen war er aber unlängst seines Herzogthums beraubt und nach Utrecht zur Haft gebracht worden. In Freiheit gesetzt, bemächtigte er sich sofort seines Mündels und begann ehrgeizige Pläne zu spinnen, welche auf nichts Geringeres abzielten, als für sich selber den Thron zu erwerben. Kaum wurden diese Absichten ruchbar, als auch schon ein zweiter Mann in die Schranken trat, König Lothar von Frankreich, der nächste Verwandte von Seiten der Spindel. Auch er erhob Ansprüche auf die Vormundschaft, in eigennütziger Gesinnung wie Der, den er verdrängen wollte. Bei dieser augenscheinlichen Gefahr erstand mit wachsendem Ansehen eine dritte Partei, den Erzbischof Wiligis an der Spitze, denjenigen, der zu Aachen die Krönung vollzogen hatte, und ihren Bemühungen ist es gelungen, die strittige Mundschaft der Mutter zuzuwenden. Bei Worms wurde Heinrich gezwungen, den Knaben auszuliefern.

Eine Reichsverweserschaft folgte, erst von der Mutter gehandhabt, der griechischen Kaisertochter Theophano, welche, herrschensgewohnt, das Ansehen des Thrones aufrecht zu erhalten strebte; in Rom und Ravenna hat sie persönlich zu Gerichte gesessen. Als sie dann nach wenigen Jahren der Last erlag, übernahm die Großmutter Adelheid, Gemahlin Ottos I., die Regierung, weniger lastbewußt und politisch taktvoll, mehr religiös, asketisch gesonnen. Beide Frauen stützten sich vornehmlich auf die Bischöfe, die entschiedensten Anhänger der Legitimität, unter denen Willigis von Mainz hervorragte; ein Mann von dunkler Herkunft, aber ungewöhnlichen Geistesgaben und unbedingter Zuverlässigkeit. Die alte Ottonenpolitik, deutschen Männern italienische Visthümer zuzuwenden, trug jetzt, während der erlahmenden Neichsgewalt, treffliche Früchte; das stets aufsässige Italien blieb im Ganzen ruhig. Allein jedoch tonnte das Regiment nicht auf die Bischöfe begründet werden, wohl oder übel mußte auch der zweite Machtfactor des damaligen deutschen Staates, mußten auch die Stammesherzöge herangezogen werden. Immer bereit, ihre Sonderbestrebungen geltend zu machen, fanden sie Zeit und Umstände trefflich dafür geeignet. Namentlich in Bayern und Thüringen sehen wir deutlich, wie sich die Bande lockern, welche mit dem Reiche verknüpften, wie man wieder anfang selbständiger zu werden, eigenwilliger zu handeln; weiter noch drängte das trotzig Baueruolk der Friesen, welches sich damals fast aller Verbindung mit dem Reiche entzog. In Dänemark ging der deutsche Einfluß während des Getöfcs eines blutigen Bürgerkrieges verloren, mit den Slaven längs der Elbe fetzte es einen langjährigen Kampf, dem erst die beiderseitige Ermattung ein Ende machte. Böhmen konnte nur durch das Eingreifen der Polen wieder unterworfen werden, und in Polen selbst gelangte mit Bolcslaw Chrobri einer der gewaltigsten kriegerischen Fürsten zur Herrschaft, der sich bald als gefährlichster aller östlichen Nachbarn erweisen sollte.

Unter diesen Ereignissen wuchs Otto III., sorgfältig gebildet, zum Jünglinge heran, zum schönem, selten begabten aber unsagbar phantastischen Jünglinge; von Frauen verhätschelt, von Schmeichlern verdorben, allseits angestaunt als das Wunder der Welt.

Persönliche Neigung und sachliche Erwägungen riefen ihn, siebzehn Jahre alt, nach dem Süden, nach Rom, wo Papst Johann XV. in immer tiefere Abhängigkeit von der Crescentinischen Adelsclique gerieth. Zu Anfang des Jahres 966 sammelte sich in Regensburg ein stattliches Heer. Von dem Mainzer und Salzburger Erzbischofe und vielen Bischöfen umgeben, verließ Otto im Februar die Stadt; die heilige Lanze wurde ihm vorausgetragen, unter Psalmen und Lobgesängen bewegte sich der Zug von bannen. Noch lag die Schneedecke des Spätwinters auf dem Brenner, als schon die deutschen Schaaren über ihn hinabstiegen in die lockenden Gänge der Lombardei. Zu Pavia leisteten die Fürsten Italiens den Huldigungseid, in Ravenna trafen Briefe und Boten aus Rom ein, welche dem Könige den eben erfolgten Tod des Papstes meldeten. Kraft des ihm von seinem Großvater überkommenen Rechtes ersah Otto seinen Vetter Brun zum Nachfolger in der apostolischen Würde. Willigis geleitete diesen, einen kaum 24 jährigen Geistlichen, nach Rom, wo seine Wahl von Clerus und Volk anerkannt, er geweiht wurde und den verheißungsvollen Namen Gregor V. annahm. Kurze Zeit darauf, am Himmelfahrtstage, erfolgte dann die Krönung Ottos zum Kaiser, Patricius und Schirmvogte der Römer mit einer fast märchenhaften Pracht. In den Krönungsmantel sah man den ganzen Thierkreis mit Perlen und Edelsteinen gestickt, nicht weniger als 355 goldene Glöckchen hingen daran. — Demnach lag nunmehr die oberste Waltung in den Händen zweier Jünglinge, eng verbunden durch Freundschaft und Verwandtschaft, beide, wie sich bald zeigen sollte, ihrer schweren Aufgabe nicht gewachsen.

Um dieses zu verstehen, müssen wir uns das für kurze Zeit energisch in den Vordergrund tretende Rom zu vergegenwärtigen suchen. Kirchlichkeit und Müßiggang waren dort trefflich gediehen. An Stelle von Thermen und antiken Tempeln erhoben sich Kirchen und Klöster; nicht weniger als zwanzig sollen damals im Besitze von Nonnen, vierzig von Mönchen und sechzig von Kanonikern bewohnt gewesen sein: diejenigen ungerechnet, welche außerhalb der Stadt lagen, und der sonstigen Gotteshäuser und Capellen, deren es überreichlich gab. Das heißt also, die verhältnißmäßig niedrige Bevölkerungsziffer in Betracht gezogen, ein krankhaftes Ueberwiegen des geistlichen Elementes, krankhaft um so mehr, als es im Laufe der letzten hundert Jahre seine Wirksamkeit nach außen nahezu eingebüßt hatte und in der Stadt stagnirt war. Von glaubwürdigen gleichzeitigen Autoren wird berichtet, wie man hier zu Allem fähig war, zwischen Heiligem und Profanem keinen Unterschied machte, wie jedes Gefühl von Pietät, wie Treue und Glauben erstorben. Alle Leidenschaften traten an den Tag, neben schwärmerisch glühender Religiosität und Hingebung, düsterer Menschenscheu, wahnsinniger Freude an Selbstvernichtung, die kälteste Berechnung, die gemeinste Liederlichkeit, die ungemessenste Herrschsucht. Weiber hatten den apostolischen Stuhl mit ihren Günstlingen besetzen können, wiederholt hatte man Päpste in's Gefängniß wandern, langsam verhungern gesehen, ihre Leichen hatten auf offener Straße gelegen und selbst das Grab war ihnen keine sichere Ruhestätte gewesen. Die Thatkraft des Papstthums war geschwunden, das Kirchenregiment erlahmt, und jene Macht, welche sich schon stolz der Vergabung der Kaiserkrone gerühmt hatte, sie war hinabgesunken zu: ersten Bisthume des deutsch-italienischen Reichs; der Trager der Würde war wieder, wie zur Zeit Karls des Großen, erster Nnterthan geworden, geblieben aber im Vollbesitze seiner Ansprüche.

Es konnte nicht fehlen, daß dieses Mißverhältnis; zwischen Wesen und Schein, diese Vernachlässigung höchster Pflichten Erbitterung und Widerspruch erzeugte. Zunächst verlieh ihm Erzbischof Wilhelm von Mainz offenen Ausdruck: er schrieb an Papst Agapet: „den Bischöfen, den Aügäpfeln Gottes, sei das Recht ihres Standes entzogen, jede Kirche erleide Verluste, die Person eines Erzbischofs werde angetastet und bei alledem sei von Rom keine Hilfe gekommen, sondern liebäugelnd mit dem königlichen Belieben, wolle es noch ohne Beirath des deutschen Episkopats in deutsche Angelegenheiten eingreifen.“ Als dann einige Jahrzehnte später das larolingische Haus in Frankreich gestürzt und das Capetingische zur Herrschaft kam, sind Reden gefallen, wie selbst die Reformation sie kaum schärfer zu Tage gefördert hat. „Nur der ist wirklich Papst,“ hieß es dort unter Anderem, „der die übrige Geistlichkeit an Vollkommenheit überragt, der unwürdige Papst ist ein Götzenbild; nur Gott kommt es zu, zu richten und zu verdammen, ihm soll man, mehr gehorchen als den Menschen, und der da in Rom sitzt, ist nichts als ein Mensch, ein Heide und Zöllner, wenn er gegen seinen Bruder sündigt; ein illegaler Spruch von dorther ist zu verachten!“ — Der Führer des gallicanischen Episkopats war Gerbert, der geistesinächtige Erzbischof von Reims. Ihm gegenüber standen namentlich die „freien“ Klöster, an der Spitze der schwungvolle Abt Abbo von Fleury. Für sie waren die Bestrebungen der Bischöfe, welche auf unbedingte Kräftigung dieses Standes und Herabdrückung anderer Elemente abzielten, äußerst Gefahr bringend, denn bei dem schwach entwickelten Königthume war es den großen Klöstern und Congregationen gelungen, sich einseitiger als anderswo geltend zu machen. Mit der Lossagung des Einzelnen von der Welt verband sich das stärkste Streben der Brüderschaft nach Reichthum und Macht. Hier also war der Punkt, wo Kloster und Bisthum an einander rannten. Wiederholt kam es zu blutigen Auftritten, in der Kirche von St. Denis wurde der Erzbischof von Sens durch einen Axthieb im Rücken verwundet. Der natürliche Bundesgenosse der Mönche war der Papst, doch vergebens ordnete dieser Legaten ab, vergebens berief er ein Concil nach Ron., vergebens drohte er mit dem Banne, die Waffen des heiligen Petrus waren schlechterdings abgenutzt. Selbst Abbo von Fleury konnte nicht umhin, in einer von ihm verfaßten Canonensammlung, den Papst fast ganz zurücktreten zu lassen, die kirchliche Schutzgewalt nicht ihm, sondern dem Könige zuzuweisen. Der deutsche Clerus stand wesentlich auf Seiten des Papstes, denn Rom gehörte zum deutschen Reiche, und Roms Ansprüche konnte man dadurch auf dieses übergegangen erachten.

In solch' krause Verhältnisse trat nun Gregor V., der erste deutsche Papst, mit seinem Beschützer, dem dritten Otto. Begabt war der Kirchenfürst, von schönem Aeußeren und großem Wissen, er war dreier Sprachen mächtig und bewandert in weltlicher Literatur, dabei stolz, voll kochender Leidenschaft und von der ganzen Härte des sächsischen Stammes, dem er mütterlicher Seits angehörte. Sein Ziel war: Zurückeroberung des alten päpstlichen Ansehens. Aber aufgewachsen unter einem ganz anderen Himmel, ward er nun unvermittelt hineingeschoben in eine ihm wildfremde Welt, die er leiten sollte als ihr Herr, was Wunder, daß sie ihn von sich stieß?

Mit Strenge waltete Gregor in Rom, anfangs versuchend sich dem bisher herrschenden römischen Adel zu befreunden; für Crescentius erwirkte er Erlassung der Strafe. Doch die Gegensätze waren zu schroff, die Adelherrschaft zu sehr eingerostet. Als Otto mit seinem Heere die Stadt verlassen hatte und nach Deutschland zurückgekehrt war, entfaltete eben jener Crescentius mit seinen Coterien die Fahne der Empörung und nöthigte den ungewohnten Oberherrn zu eiliger Flucht. Ein Ereigniß, das ihn tief erbittern mußte und seine Thatkraft aufstachelte.

Unterdessen war kaum die Kunde von seiner Erhebung zum Papste ruchbar geworden, als auch schon großer Jubel innerhalb des französischen Klosterclerus entstand, die Bedrängten eilten über die Alpen, klagten ihr Leidwesen und baten um Hülfe und Bestätigung von Privilegien. Abbo war unter ihnen. Von französischen Bischöfen scheint Niemand gekommen zu sein, im Gegentheile, um ihre Geringschätzung recht deutlich zu zeigen, ordnete ein Theil derselben einen Laien als Gesandten ab, der nichtssagende Redensarten vorbrachte. Auch das mußte Gregor hinnehmen, doch ungestraft sollte es nicht geschehen. Bertrieben aus seiner Hauptstadt, berief er eine Synode nach Pavia, auf welcher einerseits die renitenten französischen Bischöfe vom Amte suspendirt und der französische König mit dem Banne bedroht, andererseits Crescentius als Räuber und Eindringling der römischen Kirche von der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen wurde. Schade, daß diesem Muthe so wenig das Gewicht der Kräfte entsprach. In Frankreich Hat man >sich, so weit sich erkennen läßt, . nicht im Geringsten um Papst und Synode gekümmert, ruhig blieben die Bischöfe im Amte und ungestört lasen sie ihre Messen. Crescentius seinerseits vergalt Schlag mit Gegenschlag, in Johannes, dem Erzbischofe,von Piacenza, erhob er einen der früheren Lehrer Ottos zum Gegenpapste, wofür Gregor dessen Erzbisthum zum Bisthume degradierte.

Diese zunehmend bedrohlicher werdenden Dinge veranlaßten den Kaiser, sich zum zweiten Male mit Heeresmacht nach Italien zu begeben. Rom wurde zurückerobert, der Gegenpapst gefangen, Nase, Ohren und Zunge ihm abgeschnitten, die Augen ihm ausgestochen und dann wurde der traurig Verstümmelte, trotz der milderen Regungen Ottos, in vollem Ornate vor eine Synode geführt, wo Gregor auf ihn zuschritt, ihm die Kleider vom Leibe riß und, rückwärts gewandt auf einen Esel gesetzt, dem Pöbel zu Hohn und Spott überließ. Unglück verheißend tönte das Wort des heiligen Nilus herüber. Aber der Rache sollte noch nicht genug geschehen sein. Als die letzte Zufluchtsstätte der Aufständischen, als die Engelsburg fiel, wurde Crescentius auf dem Dache derselben enthauptet und dann bei den Beinen an einen Galgen gehängt. Die Herrschaft des Schwertes war eröffnet, der Schrecken mußte bändigen, denn eisen war die Zeit.

Zähneknirschend trugen die Römer das ihnen aufgezwungene Joch, ohne den Kaiser war Gregors Stellung unhaltbar; — und das wußte der Kaiser, Bisher waren beide Würdenträger Hand in Hand gegangen, der Papst gleichsam Träger und Förderer der Kaiseridee in Italien gewesen. In einem Schreiben hatte er gesagt: „wir erachten es billig, die Ehre des kaiserlichen Regiments und dessen Macht mit apostolischem Ansehen väterlich zu festigen". Dafür kam ihm dann auch Otto entgegen, als sich die Bischöfe an ihn wegen des unruhigen Grafen Arduin wandten, wollte er nichts ohne seinen Vetter unternehmen, als das Kloster Farfa eine Klage bei ihm anhängig zu machen strebte, wies er es an den Papst. Doch seit der zweiten Heerfahrt weilte Otto stehend in Italien, längere Zeit und wiederholt in Rom selber, wv namentlich die hohe Gerichtsbarkeit Stoff zu persönlichen Reibereien gewährte, um so mehr, als sich der Kaiser zunehmend stärker in äußere Vergötterung liineinlcbt, ja sogar darauf auszugehen begann, Rom zu feiner und des Reiches Hauptstadt zu erheben. Als nothwendige Folge barg solch' ein Vorhaben die Herabdrückung des päpstlichen Ansehens, was ein Kirchenfnrst von dem Schlage Gregors unmöglich gutwillig hinnehmen konnte. So besitzen wir denn unabwiesbare Zeugnisse, daß das Verhältnis; der beiden Machthaber ein gespanntes wurde, wohl nur der frühe Tod des Papstes hat den offenen Bruch verhindert.

Zum Nachfolger des jugendlich ungestümen ersten deutschen Papstes erhob Otto den greisen Gerbert, den ersten Franzosen, der den gelehrten Namen Silvester II. annahm. Als Erzbischof von Reims war er Führer der bischöflichen antipäpstlichen Partei gewesen; als er sich localen Widersachern gegenüber nicht mehr zn halten vermochte, hatte er den Staub von seinen Sohlen geschüttelt und sich an den deutschen Kaiserhof begeben. Bald gelangte er hier zu Ansehen und Einfluß, das Erzbisthum Ravenna wurde ihm aus der Hand des Kaisers zu Theil, schließlich das römische Pontificat.

Gerbert tritt uns als ein Mensch entgegen, wie ihn die Geschichte des Mittelalters kaum zum zweiten Male kennt. Offenbar freigeistig gesonnen, ja, nach seiner Eidesformel, in jüngeren Jahren kaum völlig mit den Dogmen der Kirche übereinstimmend, haben wir in ihm ein Universalgenie, einen Faust seiner Zeit, in jeder Wissenschaft zu Hause, auf jedem Sattel gerecht, von großer Kraft des Verstandes, aber ohne Genialität und Schöpferkraft und ohne die Energie der Ueberzcugung. Formgewandt, schmiegsam, von prickelndem Ehrgeize, erregbar und doch wieder Herr seiner selbst, weltknndig und erfahren, verstand er ebenso gut sich zu fügen als zu gebieten.

In Rom und im Patrimonium, die Tusculaner Grafen aus seiner Seite wissend, scheint Silvester von vornherein ein scharfes und gerechtes Regiment geführt zu haben, ohne Ansehen des Standes; deni verlotterten Verwaltungsund Domänenwesen widmete er besondere Aufmerksamkeit. Die üblichen Römergeschenke nahm er persönlich in Empfang, wohl um sich von ihrem Einlaufen zu vergewissern, an Stelle der bisher üblichen Pachtverträge sehen wir ihn Land für einen regelmäßigen Zins zu Lehen geben. Cäsena belagerte er, wie vor ihm schon Gregor die Stadt Cere sich zu ergeben gezwungen hatte.

Frankreich gegenüber suchte er das höhere unparteiische apostolische Recht zu vertreten. Vorgänge, in die er einst selber tief verflochten war, bezeichnete er jetzt als Excesse, entschieden stellte er sich auf Seite von König und Erzbischof einem renitenten Bischöfe gegenüber, die Parteinahme für die Klöster börte auf, aber auch das Gegentheil trat nicht ein. Theoretisch betonte er die Hoheit der päpstlichen Würde auf das entschiedenste, um sich in seinen Handlungen desto gemäßigter zu zeigen. Auf diese Art gelang es, die Fäden wieder anzuknüpfen, welche so gewaltsam zerrissen waren, alte Beziehungen zur französischen Heimath kamen fördernd dabei zu Statten.

Weniger Glück hatte Silvester mit Deutschland. Als er noch Erzbischof von Reims gewesen, standen ihm schon die Führer des dortigen Episkopates gegenüber, auf der Synode von Mouson war er nahe daran, von ihnen verdammt zu werden. Dann kam er nach Sachsen und je mehr sein Einflust bei Hofe stieg, desto sichtbarer trat der des hochverdienten Wiligis zurück, Rivalität und inneren Groll barg man hüben und drüben, und mit solchen Gefühlen gelangte der Mentor des Kaisers zum Pontificate. Es kann deshalb nicht Wunder nehmen, daß er sich bald mit einem großen Theile der deutschen Bischöfe überworfen hatte, in erster Linie mit dem Erzbischofe von Mainz. Wegen einer geringfügigen Sache kam es zu offenem Bruche, es gab leidenschaftliche Auftritte, Wiligis weigerte sich, einem päpstlichen Legaten innerhalb seiner Kirch enprovinz den Vorsitz zu gestatten, eine Synode war nahe daran, zum Waffengesechte zu werden. In der Errichtung des polnischen und des ungarischen Nationalbisthums, woran der Papst nicht unbetheiligt war, hat er den deutschen Episkopat auf das empfindlichste getroffen. Dem ganzen Verhältnisse wurde nicht zum wenigsten Vorschub geleistet durch das Thun und Treiben des Kaisers.

Wohl nie hat ein sonderbarer Schwärmer die Krone getragen, als dieser dritte Otto. Der Undank der Römer, namentlich der des bereits einmal begnadigten Crscentius, das brutale Vorgehen Gregors gegen den geblendeten Johannes, den früheren Lehrer des Kaisers, der Märtyrertod des bewunderten Adalbert von Prag, die Entfremdung seines päpstlichen Veters, der dumpfe Glaube, daß mit der Wende des Jahrtausends die Welt zu Grunde gehe, und noch manches andere, müssen auf das reizbare Gemüth des Herrschers eine erschütternde Wirkung ausgeübt haben. Die Thatcnlust, welche er zu Anfang seiner Regierung gezeigt hatte, welkte dahin, verloren ging der Schmelz der Jugendfrische, sein Sinn verdüsterte sich und zunehmend mehr versank er in mystischen Tiefsinn, zerrüttende Grübeleien. Körperliches Unwohlsein kam hinzu. Seine zarte Gesundheit konnte das italienische Klima nicht ertragen und doch vermochte er immer und immer wieder den lockenden Süden nicht zu lassen, das goldene, das ewige Rom. Zum lückischen Klima gesellten sich fromme Kasteiungen gröberer Schlags: Fasten, Hausen in feuchten dunklen Hohlen, Pilgern mit bloßen Fühen, Schlafen ohne Decke und oergl. mehr. Unruhig und fahrig wie ein Knabe, schwärmerisch wie ein Jüngling, ward er zugleich Veter und Büßer wie ein Greis. Er, der zwanzigjährige Kaiser, sagt in einer seiner Urkunden: „ich thue dies, damit ich in der Herberge dieser Welt ehrbar zu leben, aus dem Kerker dieses Lebens ehrbarer herauszufliegen und mit dem Herrn am ehrbarsten gewürdigt werde zu regieren." Kam eine mannhafte That weiß die Geschichte jetzt von ihm zu berichten, aber vou desto unklarerer Phantasien giebt sie Kunde: da redete man von der Macht des römischen Volkes, dem Triumph der Waffen, der Sicherheit der Kirche, der Herstellung der Nespuvlica, dem Glücke des Imperiums. Auf dem Aventin ließ er sich einen glänzenden Palast erbauen, die Gebeine des Boethius, des vielbewunderten Weisen, wurden aus ihrer Gruft zu Pavia erhoben, nach Rom gebracht und in marmornem Sarkophage in der Laterankirche beigesetzt; voll mystischen Den Kempfindens mochte Otto jetzt auch dessen Geist zu sich hrübergebanut wähnen. Verschrobene antike Vorstellungen kreuzten sich in dem exaltirten Gehirne des Kaisers bunt mit solchen über das Walten seines Vorfahrn, des gewaltigen Karl. Rom, die Stadt der Cäsaren, in der die Füße der Apostel gewandelt hatten, Rum, welches der Theorie nach noch immer das Haupt der Welt war, sollte es nunmehr auch in Wirklichkeit wieder, das römische Recht zum Kaisrcrcchte ausgeweitet werden. Als Vorbild diente das griechische Kaiserthum, dem Otto ja mütterlicherseits entstammte: er legte byzantinische Tracht an, ernannte byzantinische Beamte und umgab sich mit steifem byzantinischen Hosceremoniell; allein, wenn er zu Mittag speiste, saß er an einer halbkreisförmigen Tafel und höher als die Uebrigen. In einem Athemzuge nannte er sich Knecht der Apostel, erhabener Kaiser der Römer, und begrüßen ließ er sich als Erhabenster aller Erhabenen, Doch dann Plötzlich überließ's ihn wieder, es wurde ihm bange in seiner Goltähnlichkeit. Den Erdenprunt wirft er zur Seite und pilgert als Vüßer hinaus aus den Thoren Roms zu den schmutzigen Stätten der Heiligen, welche damals so reichlich Italien bevölkerten. Und stand er, der moderne Alexander, vor einem der Diogenes seiner Zeit, dem heiligen Nilus, und bot ihm an, zu erbitten, was er wolle, und dieser wußte keinen Wunsch für sich, nur für ihn, den Kaiser, für sein Seelenheil, dann fühlte er sich erdrückt von solcher Fülle der Gottseligkeit, hinschmelzend in süßen Thränen nahm er die Krone vom Haupte und überreichte sie dem, um dessen Haupt er schon die goldene Scheibe flammen fah, fanber gezirkelt wie die der Apostel an den Wänden der Basiliken von Rom und Ravenna.

Dem Höhepunkt erreichte diese krankhaste Gefühlsschwelgerei im Jahre 1000, wo, wie er meinte, „Christus kommen werde, mit Feuer das Weltall zu richten,“ Von Cardinäln umgeben verließ er noch im Winter Italien, um einen großen Pilgerzug zur Leiche des heiligen Adalbert und zum Grabe Karls des Großen zu unternehmen. „Nie hat ein Kaiser weder beim Einnoch beim Auszuge aus Rom größeren Glanz gezeigt, als damals OttolH.,“ berichtet ein Zeitgenosse, an der polnischen Grenze eilte ihm Herzog Boleslaw entgegen, empfing ihn herrlich und geleitete ihn prunkvoll nach Gnesen, das M der Kaiserfahrt. „Als Otto aber die ersehnte Stadt von Weitem er» blickte, nahete er derselben betend als barfüßiger Pilger." Der Bischof von Posen führte ihn in die Kirche, wo er mit einem Strome von Thränen den Märtyrer ansichte, ihm durch seine Fürbitte bei Christo Gnade zu erWirten. Eine Synode wurde abgehalten, auf welcher Gncsen zum Erzbisthume erhoben und das polnische Land in sieben Suffraganbisthümer zerlegt wurde, Ter Ausdehnung der deutschen Kirche nach Osten war nunmehr für immer ein Ziel gesetzt, zugleich dem deutsche« Einflüsse, der Germanisirung. Nichts, !^michts konnte dem Interesse des Reiches mehr entgegen sein, als jene Errichtung einer nationalen polnischen Erzdiöcese, sie zeigt uns, wie Otto >H vom deutschen Fürsten hiuübergetrlumt hatte in die schrankenlose Herrschaft über das All.

Von Gnesen bewegte sich der Zug quer durch Deutschland nach Aachen. 3as Grabgemllch Karls des Großen wurde geöffnet und der Epigone stieg hinunter. Der Todte lag in marmornem Sarkophage, welcher mit einer Darstellung vom Raube der Proserpina geschmückt war, über dem Sarge erhob 'ich ein vergoldeter Bogen mit Bildniß und Inschrift; das goldene Kreuz, welches der Kaiserliche am Halse hing, nahm Otto heraus, nebst einem ?heile der Kleider, die noch unverwest waren, das Uebrige legte er wieder chifurchtsvoll hinein. Mancherlei Hin» und Herfahrten unternahm er dann im Lande, bei Allem war aber kein rechter Ernst, es drängte ihn zurück »ach dem Süden; fchon im Juni weilte er wieder jenseits der Alpen. Seine deutsche Heimath war ihm fremd und gleichgültig geworden, auf Rom wollte n bauen — und war dieses doch jenes Rom, welches wir vorhin haben leimen gelernt! Auch Otto sollte es bald und bitter erfahren.

Als in Norditalien der Markgraf Arduin von Ivrea offen zu trotzen begann, als in Süditalicu eine allgemeine Empörung losbrach, erhoben sich auch die unruhigen Römer. Drei Tage lang wurde der Kaiser auf dem Aneurine belagert und als es dann durch Zuzug von außen gelang, die Vürgeischllft zur Unterwerfung zu bringen, zeigte sich der Boden so gelockert, so unsicher, daß der Hof für gut erachtete, Rom zu verlassen und in Ravenna Aufenthalt zu nehmen. Kaum scheint er fort gewesen zu sein, als auch Rom schon wieder rebellirte, eine Belagerung blieb erfolglos, abermals mußte sich der Kaiser nach Ravenna begeben.

Schon früher hatte sich Otto genöthigt gesehen, die Erklärung abzugeben, daß während des ganzen Jahres, Sonn- nnd Festtage ausgenommen, Gerichtsfachen vorgenommen werden sollten, weil täglich gegen die Gesehe gchandek werde, täglich Böse Böses thäten. Jetzt wurde die Unordnung immer größer, ersichtlich deutlicher trat rings umher ein allgemeiner Abfall zu Tage, die Vernachlässigung und völlige Negkehr von den Reichsgeschäften zeitigte überall Unwillen und Erbitterung, zumal in dem fehmäßig zurückgefetzten Teutschland. Tie Stammesheizöge gewannen Muße, ihre mit der Krone rivalifirenden Bestrebungen auszubilden, die Bischöfe, die eigentlichen Stützen des Throne:», waren tief verstümmt über Ottos undeutsches Verhalten in der Polnischen Sache und dessen Parteinahme gegen Niligis. Eine angesagte Heerfahrt hatte nur ungenügenden Erfolg, die von Kaiser und Papst abgehaltenen Synoden wurden mangelhaft besucht, schon ging ein beträchtlicher Theil der deutschen Großen um mit Plänen offener Empörung.

Statt sich nun endlich, wo alles rings umher zu wanken begann, aufzuraffen und die Machtmittel, welche die Krone immer noch besaß, zusammenzufassen und geltend zu machen, statt dessen saß der Imperator friedfertig i, Rcwenna und suchte die Gnade des Himmels durch Bühungen und Kasteiungen zu erringen. Wochenlang fastete er, weinend und betend durchwachte er dic Nächte. Ter heilige Romunld soll damals allen ErnsteB daran gedacht haben, den Nachfolger Karls des Großen, den Kaiser des Abendlandes, zu einem frommen Einsiedlcrmönche umzubilden.

Endlich, Mitte Tecember 1001, verließ Otto abermals Ravenna und zog mit seinen Reisigen langsam gegen Rom. Ungenügend unterstützt, selbst ohne Energie, Kriegserfahrung und -Talent, wurde seine Stellung zunehmend schwieriger. Auf der Burg Paterno, von wo aus man weit das Land und die Sicbnhiigelstadt überschauen tonnte, geriet!) er so in'Z Gedränge, daß die Lebensmittel anfangen auszugehen. Gebrochenen Körpers, verzehrt von Unruhe, Unniuth und Besorgniß, warf ihn ein Fieber anf das Siechbctt. Schnell nahm die Krankheit einen böartigen Verlauf. Nachdem er das Abendmahl empfangen und die Reichsinsignirn dem Erzbischofe von Köln übergeben hatte, schied er am 2!!!. Januar 1002 aus der Zahl der Lebenden; — noch nicht zweiundzwanzigjährig und doch schon einer der unglücklichsten Träger der Krone.

Kaum verbreitete sich die Kunde von dem Todesfalle, als auch der Groll ringsher zu vollem Turchbruche kam. Ter Zug, welcher die Leiche nach Deutschland führte, niußte sich bis Verona, — demselben Verona, wo einH der Knabe zum Herrscher erhoben — eine blutige Gasse mit dem Schwerte! bahnen. In Arduin von Ivren wurde ein nationaler italienischer König, erhoben, die deutschen Fürsten begannen den Kampf mit der Legitimität u« die Thronfolge, in Rom schaltete des Ercscentius Sohn mit unumschränkl» Machtfülle, der Papst Silvester sank bald darauf in's Grab, fast ubebeacht'U kaum, daß ein Zeitgenosse davon zu berichten weiß.

Tas waren die Ergebnisse einer kurzen, thatcnlerren und doch so inha! reichen Regierung.

Franz Dingelstedts „Schwabenstreiche".

Arnold Wellmer.

— Blankenburg a, —

(Schluß,)

Ich' ein Contrast, wenn wir Dingelstedt aus diesen ästhetisch-poetischen «reisen seines Stuttgarter Lebens auf den eigentlichen Schauplatz ^ seiner lustigen „Schwabenstreiche" begleiten! Hier war er ganz: der lange Franz — der tolle Franz — der wilde Franz! Schon vor Dingelstedts Ankunft in Stuttgart hatte sich um den jungen Kronprinzen Karl ein Kreis von jungen lustigen Männern gebildet, die sich nach Kräften bemühten, ihr Leben zu genießen und zugleich dem etwas zaghaften, in seinen Knaben- und ersten JUnglingsjahren vielfach verschüchterten und unterdrückten Kronprinzen Gelegenheit und ein Vorbild zu geben: auch das seine zu genießen. Wir dürfen annehmen, daß dies nicht nur mit Wissen, sondern sogar unter vollster Billigung des alten Königs Wilhelm geschah, der sein Leben ja auch in vollen Zügen genossen hatte und der bei aller Sparsamkeit doch Tausende drum gegeben hätte, wenn sein einziger Sohn und Thronerbe das Goethesche Wort:

«Iind wer rasch ist und verwegen" nicht nur den „Weibern" gegenüber beherzigt und bestätigt hätte, sondern auch auf den von dem „alten Herrn" so geliebten und gepflegten schonen Pferden. Aber leider kostete es den damaligen Kronprinzen von Württemberg kaum eine geringere Ueberwindung, einem schönen Mädchen eine Artigkeit zu sagen, als ein muthiges Pferd zu besteigen.

Und doch war auch er lebenslustig — in seiner nervösen Art. Er war gerade zwanzig Jahre alt und soeben erst von der Universität Tübingen, wo er sich studirens halber aufgehalten, und von einer ziemlich nngemüthlichen englischen Bildungsreise nach Stuttgart zurückgekehrt, als der vielerfahrene Noid und Süd. xx,««. 23

und vielgewandte Franz Dingelstedt hier auf dem Schauplatze erschien und des königlichen Vaters Bibliothekar und des königlichen Sohnes burschikose: Freund wurde. Man versuchte für den Kronprinzen das in Tübingen der säumte lustige Studentenleben in Stuttgart auf's lustigste nachzuholen. Da gab es äußerst fidele und in den Mantel des Geheimnisfes gehüllte nächtliche Trinkgelage in dem nahen Dörfchen Zuffenhausen — in Holländers PrivatWohnung in der Canzleistraße — und zuletzt auch in den trunprinzlichen Gemächern im Schloß . . . Und am andern Morgen wußte die ehrsame und sonst so ruhige Stadt Stuttgart viel von diesen übermüthigen Studentcnstreichen zu erzählen, zu denen die gottlosen Ausländer Franz Dingelstedt und Friedrich Wilhelm Hackländer den sonst so stillen und tugendsamen Krön Prinzen v«rführt hätten. Bald hatte man dieser Schönen ein solennes Ständchen gebracht, bald jener Unschönen oder gar einer unbeliebten Excellenz eine fürchterliche Katzenmusik. In der einen Straße waren sämtliche Schilder von Kaufleuten und Handwerkern abgenommen und in einer anderen Straße aufgehängt worden — und an dem Klingelzuge einer gottseligen alten Jungfrau hatte man das Schild einer stadtbekanntn Hebamme gefunden. Ja, Hausthüren wurden aus den Angeln gehoben und eines Morgens war die vornehme Königsstraße so mit Banken verbarrikadirt, die sonst ehrbar vor den Hausthüren standen und jetzt quer über die Straße mit Stricken zusammengebunden waren, daß die Frühpost erst nach langem Aufenthalt frei plssiren tonnte . . . Und bei all diesem nächtlichen Unfug hatte man stets die langen Beine des langen Franz Dingelstedt und die schmetternde Stimme seines dicken Freundes Hacklander ganz deutlich erkannt . . . Wehe! Wehe! über diese gottlosen Verführer des armen Kronprinzen! Wehe! sie machen aus Stuttgart ein Sodom und Gomurrha!

Bald sollten die guten Stuttgarter noch mehr zu reden und zu jammern finden. Die erfindungsreichen Freunde Dingelstedt und Hackländer wußte» diesen lustigen Freundeskreis, der aus den buntesten Elementen zusammen gesetzt war, durch eine originelle äußere Form noch enger zu verbinden und zugleich mit dem Reize des Geheimnißvullen zu umgeben. Sie gründeten am 9. October 1843 unter dem Protecctorat des Kronprinzen den Verein „Glocke", dessen erster Statuten-Paragraph lautete: „Zweck der Gesellschaft ist gesellige Unterhaltung und gegenseitige Mittheilung literarischer und artistischer Arbeiten." Die Mitglieder kamen jeden Montag-Abend imGlockenlocal zusammen und allmonatlich ein Mal zu einem Diner. Bald baute sich die Glocke im Garten des Caft Marquart, dem ehemaligen Atelier Danneckers, eine eigene Glockenstube. Den Vorsitz führte als Glockenmeister Prinz Hugo von Hohenlohe-Ochringcn, Altgesell war Stallmeister Baron Julius Hügel. Der Glocken-MIIntel Dingelstedt hatte die Aufgabe, alle Glocken-Speise (die literarischen Beiträge der Mitglieder) anzunehmen und in der nächsten „GlockenStunde" zum Vortrag zu bringen. Als Archivar fungirte der GlockenSchwengel Hacklander, als Secretär der Glocken-Strang Graf Tmll^als Ceromonienmeister der Glocken-Junker Maler Karl Müller und der GlockenPage Maler Johann Baptist Iwecker, als Verwalter der Glocken-Putzer, als Oassirer und Rechnungsführer der Klingelbeutel, jetzige Hofbcmldirector Wilhelm »on Sick. Glocken-Hammer war Graf Alfred Neipperg, Sohn des bekannten Grafen Adalbert, des zweiten Gemahls der von Napoleon geschiedenen Kaiserin Marie Louise, Herzogin von Parma, — selber Gemahl der Prinzessin Nllie von Württemberg und Schwiegersohn des Königs Wilhelm, Majoratsheri der schönen Herrschaft Schweigern bei Heilbronn, wo die Glocken-Mitglieder so lustige lagdtage verlebten. Glockensiugling hieß jedes neu aufgenommene Mitglied, bis ein neuer Säugling eintrat. Glockenzieher waren: Giaf Wilhelm von Württemberg, Herzog von Urach, Besitzer und Wiedereibluer des durch Wilhelm Hauff fo berühmten Lichtenstein, Prinz Felix hohenlohe, Stallmeister Baron Taubenheim, Oberkammerherr der Königin Freiherr von Holtz, Oberst von Rüpplin, Capellmeister Kücken, Medicinalrath wn Hardegg, die Baumeister Leins und Etzel, die Maler Kurh und lustige — und längere Zeit auch Emanuel Geibel und Franz Liszt, die bald »ach Gründung der Glocke in Stuttgart weilten. Geibel und Dingelstedt glänzten in den Glockenstunden durch heitere poetifche Improvifationen, die sich nicht selten zu köstlichen Wettgesangen gestalteten. Liszt, der damals noch lange nicht büßender Abbtz war, brillirte natürlich am Flügel, wo er sein Spiel »it den Händen begann, mit Ellenbogen und Füßen fortsetzte und mit dem Schwerpunkt der Verlängerung seines langen Rückgrats effectvoll endete. Auch von einer drastischen Capuzinerpredigt wird uns berichtet, die Franz Liszt in einer Mm Nacht in der Königsstraße, von den hohen Trittsteinen vor der Thür des giotzen Bücherkönigs Baron Cotta herab, den seligen Glöcknern hielt: in bullen „Glockentönen", die aus einem eigenen Glocken-Nictionnair zu erlernen nmen. —- Alle Glöckner trugen an einem „Strang" um den Hals als Vundeszeichen eine Glocke, mit der sie in das Geläute der größeren Glocken des Ätcisters und des Altgesellen einstimmten.

Jede Glockenstunde wurde durch den genieinsamen Gesang des vom Glockenmantel Dingelstedt gedichteten und vom Glockenzieher Franz Liszt wmponirten Bundesliedes eingeleitet:

„Heil uns'rer Glocke, Heil, Brüder, wir llllesamntt,

Heil Meister, Hammer, Seil, Kunst und Natur entstammt,

Ter Glocke Heil! Geistig durchslammt,

Läutet nur, Mann für Mann, Zieh» an der Glocke Strang,

Alle mit Nachdruck dran, Frcu'n uns am Gluckcnklang,

Jeder so gut er kann, Und jeder Zanl und Zwang

Jeder sein Theil. Er sei verdammt.

Seht, wie sie schwingt und schwebt, Töne, du froh Geläut,

Hört, wie sie klingt und bebt, Einig und nie entzweit,

Wunderbelcbt. Durch Raum und Zeit,

Laut durch die stille Nach», Zieht, Ihr Gesellen, zieht,

Wenn rings lein Aug' mehr wacht, Eh' Euch die Kraft entflieht,

Braust ihr Gelilut mit Macht, Und noch das lchte Lied

Himmelbestrcbt. Tmic wie heut,"

Ende Februar 1844 feiert die Glocke des Glockenziehers Geibel Abschied, der nach Berlin geht. Der Mantel Dingelstedt trägt in jener Glockenstunde folgende Glockentöne vor:

Auf Emanuel «eibelö Abtritt.

Aeußcrst sein nach Herrn Hofrath F. v. Schiller aus Schwaben;
von einen: äitto, minder frei, noch nicht ans Schwaben.

Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr, traulich stille THKler, lebet wohl!
Emanuel wird nun nicht mehr auf euch wandeln,
Emanuel sagt euch ewig Lebewohl!
Ihr Weiber, die mich küßten, ihr Müddel,
Die ich geküsst, grünet fröhlich fort!
Lebt wohl, ihr kühlen Tagebltttter-Bronnen,
„Beobachter", du Echo dieses Thalcs,
Das ost mir Antwort gab auf meine Reime,
Emanuel kehrt in seinen Norden Heime!

Ihr Plätze meiner fröhlichen Triumphe,
Euch laß ich ewig hinter mir, o weh!
Zerstret Euch, alte Jungfern, mit dem Strumpfe,
Ich süße nimmer Euren herben Thee.
Mich zieht's, ein Irrlicht, hin zu andrem Sumpfe.
Zum Sand der Mark und an die braune Spree:
So ist des Herren Ruf an mich ergangen,
Nicht blos ein literarisches Verlangen.

Denn der zum Hofrath Ludwig Ticck in Dresden
Aus freier Gnadenwahl herbei sich ließ,
Der Frciinund Reimar, den bereits verwesten,
Vom Mist zu Neuscß auferstehen hieß,
Er, der sich von den Besj'rcn stets den Besten,
Von Dichtern stets den Dümmden hold erwies,
Er sprach zu mir durch Humboldt's Wrmposaunc:
„Komm her! Hcnt bin ich wieder mal bei Laune!"

In schwarzen Frack sollst Du die Glieder pressen,
Und weiß umbeindcln Deine Dichterbrust!
Die Freiheitsliccer seien all vergessen.
Und Politik, der eitle Sünderwust.
Statt Verse sollst Du Garderoben messen,
Tragödien zcnsircn ganz nach Lust;
Dann kriegst Du auch den neuen Schwancnorden,
?our Ig vwrito ist schon zum Spott geworden!"

„Denn da 's ein Miswachs ist an Intendanten,
Da Kiistner selbst, mein letzter Strohthalm bricht:

So ruf ich Dich aus weitentfernten Landen,
Und mahne Dich an eine ernste Pflicht;
Mein Hoftheater geht total zu Schanden;
Wirst Du Director und Messias nicht,
Und hilfst Du nicht durch Hagn und durch Krklinger
Besiegen die rebellschen Westphlinger!"

Ich wartete, ein frommer Christ, auf Zeichen —
Da spielt' ich Wallenstein — Es war geschahn.
O Herzog Friedland, Terzky ohne Gleichen! . . .
Seit ich mich aus der Bühne erst geschahn,
Weiß ich, ich werde jenes Ziel erreichen,
Bei Holbein, neben Taubenheim bald stehn:
Die Komödianten soll'n und woll'n mich haben,
Der Postgaul scharrt. Ade, ihr sieben Schwaben!"

Stallmeister Baron Taubenheim war damals Intendant des Stuttgarter Hoftheaters, Franz von Holbein Director des Wiener Burgtheaters.

Schade daß uns Geibels Antwort auf diesen Abschiedsgruß nicht vorliegt. Er verstand es zu antworten. Im Uebrigen wurde Geibel nicht Berliner Hoftheater-Intendant. Er konnte als einer der „Berufenen" des Königs Max nach sieben Jahren die Glockenbrüderschaft mit dem — Intendanten Dingelstedt in München fortsetzen.

Die Rückkehr des Glockenmeisters Prinzen Hugo Hohenlohe feierte Glocken-Mantel Dingelstedt am 5. Januar 1846 durch folgende Glockentöne

Was tönt die Glocke so beklommen
Zum neuen Jahr von altem Glück?
Der Meister ist zurückgekommen —
So heißt's und sich, er kommt zurück!

Auf denn, bemillkommt ihn mit Schlägen
An Eure Glocken hell und brav,
Und schreit ein Percat entgegen
Dem überwundenen Winterschlaf!

Nun ist's vorbei mit unsrer Glocke
Gedrückter und betrübter Zeit:
Der Meister sorgt, daß Alles stocke,
Was uns gehemmt hat und entzweit.

Nun schweigt auch unsre freie Freude
Nicht länger still und unsre Last!
Es fällt das ganze Prachtgebäude
Dem Meister jubelnd an die Brust.

O da Du schiedest, welch Vergnügen
War später uns noch möglich hier?
Du konntest ja nicht mehr genügen
Und stets verlangten wir nach Dir.

Du wardst je ferner uns je lieber
In dem Gedächtnis, schön'rer Zeit,
Dum sandten wir Dir nichts hinüber
Als Klag' und Bitte: Komm noch heut!

Skun kehrt Du wieder, stark geworden
An Geisteslust, mit Heldenstritt,
Und bringst uns Deinen kalten Norden
Doch auch Dein warmes Herze mit.

Hab' Dank, daß long Du fortgewesen
Und dennoch treu der Glocke bliebst;
Nie laß uns wieder Verse lesen,
Die Du zu unserm Tadel schriebst.

Auf, Glockenzicher, stürzt den Meister
Zu ehren Euer Glas hinab
Und rufet als erlöste Geister:
Er lebe, der uns Leben gab!

Der Teufel soll den Meister holen,
Bnlsht er uns ein zweites Mal;
Er ziehe in sein Wasserpolen,
Doch wir ihm nach in vollster Zahl!

Ja ging er nochmals fort, Ihr Brüder,
So spräche Jeder für sich hin:
Ich wollt', der Meister kam nicht wieder
Als denn mit der Frau Meisterin!

Glocken-Mantel Dingelstedts Protokoll über die Glockenstunde vom 5. März 1846 lautet:

„Das Präsidium führt an des Meisters Stelle
Der Mantel und später der Altgeselle,
Weil Jener, der Meister, mit hinkenden, Fuß
Zu Haus Mcphistophcles spielen muß.

Zuerst wird feierlich abgestimmt

Ueber eine Meldung: Glocke nimmt
Einstimmig auf und mit frohem Bcmlhn
Den würdigen Obersten von Rüpplin.
Artistischer Beiträge war nur einer
Vom Pagen, vom Kurtz für dies Mal keiner:
Sein berühmter „Hosstaat" ist nicht vollendet,
Da man von zu vielen Seiten sich an ihn wendet
Mit Bewerbungen um eine Stelle dabei.
Von lyrischen Speisen genossen wir drei:
Vom Schwengel ein fröhliches Frühlingsgeschmetter,
Vom Grafen Wilhelm ein Donnerwetter,

Da« über die Eitelkeit der Welt

Und der Liebe poetisch blitzt und hellt.
Den Preis des Abends errang das lustige
Gedicht vom Säugling Maler Rüstige,

Das in orientalischen Makamen

Feiert des Junkers erhabenen Namen.

Der Glocke Gast, Herr I, E. Braun,
Thät uns mit der Bettel-Novelle crbaun.
Wogegen der berühmte Tondichter Kücken
Uns heut nicht gerührte zu beglücken.
Die Glocke verhandelt alsdann noch einmal
Ueber ihr neues, vielberedctes Locol,

Wozu Jung-Stuttgarts Architect

Den Plan — aber Niemand das Geld vorstreckt.
Zum Schlag erst bemerkt man mit tiefem Betrüben,
Daß der Klingelbeutel zu Hause geblieben, <
Leine Entschuldigung, dag er am Kopse litte,
Findet vollen Glauben in der Glocke Mitte.
Eine Stund' ungefähr nach Miternacht
Ward die heutige Sitzung zu Ende gebracht."

voeera: „Bettel-Novelle.“ Auch diesen literarischen Scherz hatte Tingelstedt ersonnen, mit dem Titel: „Bekenntnisse eines Selbstmörders“, und selber das erste Capitel geschrieben: Das tragische Ende des Hoftheater-IntendantSouffleurs Corfinsky behandelnd, der in räthelhafter Weise ^ms Stuttgart verschwand, als angeblicher Selbstmörder, und der später in Köln wieder aufgetaucht sein sollte . . . Der aber nach längerer Zeit wirklich als Leiche, kaum noch kenntlich, am Neckar aufgefunden wurde. — Jeder Glockenbruder lieferte ganz nach eigener Erfindung ein neues Cavitel zu dieser Bettel-Novelle und die Glocken-Maler illustrirten sie mit den tollsten Carricaturen. — Wo das Manuscript wohl geblieben ist?

Die Idee eines größeren „Bettel-Romans“ haben Dingelstedt und Hackender noch bis in ihre letzten Jahre festgehalten.

Hier sollten aber die namhaftesten deutschen Novellisten Mitarbeiter werden, deren Namen dem Lesepublicum jedoch anfangs verschwiegen bleiben. Das ^!oos würde die Reihenfolge in Lieferung der einzelnen Cavitel bestimmen. To gar kein Plan der Handlung, wie bei den alten Stegreifskomödien vorliegen, sondern Jeder für sein Capitel vollste Freiheit der Erfindung haben sollte, so würde sich jeder Mitarbeiter natürlich redlich bemühen, das Ungeheuerlichste zu erfinden, die Fäden der Geschichte zu verwirren und den Verfasser der folgenden Capitel in Verlegenheit zu setzen. Die schwierigste, aber auch dankbarste Aufgabe siele natürlich dem Schreiber des Schluß - Capitels anHeim, indem er die wirren Fäden in ein möglichst kunstgerechtes Gewebe zu flechten habe. Wäre so auch kein mustergültiges Kunstwerk eines Romans zu erwarten gewesen — das Lesepublicum hätte sicher diesem „Bettel-Roman“ mit Spannung entgegen gesehen und sich eifrig bemüht, die namenlosen Verfasser der einzelnen Capitel zu errathen — bis schließlich die Namen veröffentlicht würden. Der Plan scheiterte stets an der Eifersucht der Novellisten. Keiner wollte sich einem öffentlichen Vergleich mit seinen Feder-Collegen — und wohl gar einer öffentlichen Niederlage aussetzen. — Bekannt ist, daß schon Varnhagen, Fouque, Bernhard! und Wilhelm Neumann versuchten, in ähnlicher Weise den Roman: „Die Versuche und Hindernisse Karls“ zu schreiben. Ohne sonderliches Glück. Könnte nicht ein neuer Versuch wenigstens ein hübscher — Scherz werden?

Daß der Königliche Württembergische Hof- und Legationsrath Dr. Franz Tingelstedt den namenlosen „Kosmopolitischen Nachtwächter“ so ziemlich umzubringen vermocht hatte, wenn auch nicht seinen Ton, beweisen zwei Gedichte, die der Glocken-Mantel in den Jahren der Gährung 1847 und 48 in der Glockenstube vortrug:

An die neue

Was braus't dahin, o Rennthier,
Gleich bösem Zeitgeist, fessellos?
Mit Euren Neuerungen wäht Ihr
Das Vaterland zu machen groß.
O nein, Ihr schadet stillem Glück,
Ich ruf Euch zu: zurück! zurück!

Die Räder rasseln, hoch die Peitsche
In eines Kutschers Händen fliegt:
O wisset, daß der edle Deutsche
Sich in das Joch dcK Pöbels schmiegt,
Wo blieb der alten Herrscher Glück?
Ich ruf Euch zu: zurück! zurück!

Troschkcn°A»ftalt.

O hätten wir noch die Fiacres,
Das gute treue alte Blur,
Der Droschke liberale Rackcr,
Sic stürzen Euch mit Uebermuth:
Am Ende brecht Ihr das Genick —
Ich ruf Euch zu: zurück! zurück!

Zurück! zurück! ist meine Losung,
Ja, meine Losung ist zurück:
Ihr führt zurück zur Ohnehosung,
Doch nicht in meinem Geist zurück.
Ich ruf Euch zu: zurück! zurück!
Zurück: ruf ich, zurück! zurück!

(frei nach Schiller).

Ach, Ivic schön muß dort sich'S wandeln
Im Rrepublikanerland,
Dem, bereit zum Unterhandeln,
Herwegh bot die Bruderhand,
Schnöde Reaction von oben
Trennte uns zum Schabernack;
Nimmer iverd' ich nun erhoben
Zu dem Herrn von Cavaignac!

Kleine Staaten sch' ich gehe»
Dort mit ihm, von Glück beseelt,
Sachsen und Hannover stehen
Driinnen, aber Deutschland fehlt.
Hoffen muß ich, darf nichts wagen
Trotz 'nein neuen schwarzen Frack:
Nur ein Wunder kann mich tragen
Zu dem Herrn von Cavaignac!

Das andere:

Sehnsucht

Ach, aus dieser Antichambre,
Die so niedrig und so klein,
Könnt ich aus I» mi-üsptsmbrrs,
Endlich doch errettet sein!
Dort erblick ich schöne Zimmer,
Reich und groß und voll Geschmack,
— Zlbcr ich gelange nimmer
Zu dem Herrn von Cavaignac!

Harmonien hör' ich klingen
Zwischen Russe und Franzos,
Und die schlauen Britten ringen
Uns von ganz Europa los.
Alle Diplomaten schnupfen
Friedlich einen Schnupftaback,
Könnt' ich doch dazwischen hupscn
Zn dem Herrn von Cavaignac!

Dem Protector der Glocke, dem Kronprinzen Karl von Württemberg, der damals unter Hackländers Leitung seine reizende Villa bei Berg baute und der wegen dieser Verschwendung auf Kosten des unterdrückten und ausgesogenen Volkes zugleich mit seinem „Verführer“ Hackländer viel angefeindet wurde, sang der Mantel Dingelstedt parodirend zu:

„Er baut für seine Pflanzen
Dort einen Glaspalast,
Und nackte Kinder tanzen
Umher in Hungerhast!"

Und von Hacklander:

„Sic bleibt nicht aus' die Rache!
Herbei, ihr Leut', herbei;
Dort hängt er an dem Dache
Als Jud' Süß Rümmer« Zwei!"

Die Glocke, die den Protector der Glocke zeigt

Auch der verhaßte Hofrath Dingelstedt konnte sich damals m eklgie aufgehängt sehen. Das rothe illustrierte Stuttgarter Witzblatt „Eulenspiegel“ zeigte ihn in voller Hof-Uniform und in ganzer Länge an einem Laternenpphl hängend, mit der Unterschrift: Dingelhängt.

Gegen diesen „Eulenspiegel“ und den nicht minder rothen „Beobachter“ gründeten Dingelstedt und Hackländer in jenen wilden Tagen ein cunservatives Vlättchen „Die Laterne“, deren Licht aber bald wieder und ziemlich spurlos erlosch — wegen Mangel an Brennstoff.

Sehr charakteristisch für den Schreiber und für die ganze toll-luftige Zeit der „Schwabenstreiche“ sind zwei Briefe, die Dingelstedt 1844 an Freund Hllcklander — von? den Freunden kurzweg „Hack“ genannt — schrieb, als dieser mit dem Kronprinzen Karl Italien bereiste.

In dem ersten vom 5. Januar heißt es:

„So viel ich von Deinem Schreibst lesen kann, lieber Hack, geht es dem dicken Fell Deiner treuen Seele s—ehr wohl in Italien. Nu, das ist natürlich. Hast immer mehr Glück gehabt in Deinem trägen Leben als Vei—gnügen. Hier ist die alte Leier: Prinz Hugo krank in Oehringen, Neipperg auf der Jagd, Hügel clitw, ich — im Weltschmerz. Geibel ernsthaft, etwas verduzt über einen Angriff in Herwegh's zweitem Bande, der mch mich sehr perfide anpackt; Millerche (Maler Karl Müller, der u. A. d)s herrliche „Octoberfest in Rom“ gemalt) und Zwecker voll Laune, jener böser, diefer guter. Du kennst das . . . Anbei vom edlen Brodherrn (Hackliinders Verleger Adolf Krabbe) was. Du könntest, Du solltest, Du möchtest ein Nüchle schreiben: „Ein Carneval in Rom“ — oder so. Umrisse von Niiller. Das ist meine Idee; würde Glück machen und Deinen leer heimkehrenden Säckel füllen. Stinke nur nicht in Faulheit ganz ab.

Den Brief an den Kronprinzen gib gnädigst ab und unterstütze ihn. Ich soll nämlich, dem Wunsche des Königs folgend, in Wien mit Euch zusammentreffen, weil ich das Pflaster besser kenne, als Ihr, und mich dem Gefolge Sr. K. H. anschließen, nicht als Hofmeister, natürlich nur als Wegweiser. Mir verschlägt's nicht viel, ob ich Jennerl Mitte März oder Mitte April holen gehe. Nur muß Du mir umgehend, wenn der Kronprinz selbst nicht schreiben will oder kann, Nachricht von seinem Entschluß geben. Bin ich Ihm recht, so reise ich den 3. April von hier ab; wo nicht, schon den w. März, wo ich dann Jennerl noch einmal auf der Bühne hören kann. Mir ist beides gleich lieb. Der K. P. soll sich frei und «anü Füus entscheiden.

Sollen wir uns in Wien tieften, so lasse mich früh genug wissen, wo der K. P. und wo Ihr wohnen werdet und ob ich da auch absteigen soll, d°rf, kann. Richte Alles freundschaftlich für mich ein und spare mir, was Tu mit Anstand kannst. Dein Interesse beim Kronprinzen leidet durch mich nicht, das weißt Du. Im Gegentheil! Und amüsiren wollen wir uns in Vien! Das Millerche limmt ach vielleicht mit — wenn ich ihm dort ein Paar gute Aufträge schaffen kann.

Im Theater riechts übel. Fedorchcn (Löwe) reis't Kunst. Moritz wackelt. Das „Haus“ steht noch. Peter Lindpaintncr componirt Lowe's Gedichte. Merkst was? O Peppi, Peppi, Peppi! Ich Hab' mich ganz retirirt.

Liesest Du die A. A. Z.? Ne! Neulich schrieb ich darin über des K. P. Reise. — Der kleine Brodherr druckt „Sieben friedliche Erzählungen“ von mir — für 400 fl. 's ist a Schcmd! Das muß Deine Märchen decken, welche Püttmann in der Kölner Zeitung sehr lobt.

Emma (v. Suckow) heid noch ästhetische Donnerschlag. Wir lesen und werden gelesen. Lilli — c>omm« wuMirs, donns et nobl«. — Der Johann ist und bleibt ein Esel, 's muß im Hause stecken. Dem Grafen T wachsen die Löffel auch schon, er läßt sie aber hangen.

Auf Wiedersehn in Wien!"

Am 15. Februar schreibt Dingelstedt an Hackländer nach Rom:

„Dein Kunstbrief vom 5. v. M, hat mir dergestalt imponirt, lieber Fallstaff, daß ich ihn alsbald Sr. Majestät dem Könige einhändigte. Derselbe interessirte sich sehr daran und fragte mich gestern an der Tafel, ob ich noch keinen cliw minder fein aus Rom empfangen, welches ich mit Thränen der Wehliiuth verneinte. Was den speciellen Vorschlag angeht, einige klassische Statuen für das Maurische Bad (der Wilhelm« bei Kannstatt) zu acquiriren und durch Dich, junger Mäcen, in Florenz bestellen zu lassen, so konnte ich denselben nicht unterstützen, maßen ich für das maurisch-romantische Wesen die hellenischen Gestalten nicht ganz geeignet fand. Dein Urtheil in allen Ehren?

Für die prompte Antwort meinen besten Dank! Mein Plan ist, spätestens gleichzeitig mit Euch in Wien einzutreffen, womöglich noch einige Tage früher, also Anfangs April jeden Falls. Wir wollen dort äußerst fidel sein und auch was lernen; daß wir nur immer hübsch beisammen bleiben, sei einstweilen Deine Sorge. Zu meiner Hochzeit bist Du feierlichst eingeladen, wenn Du es nicht verschmähest, sogar als Brautführer, in Uniform, mit Sporen und Schärpe. Leider schwimm' ich annoch in lauter Müh und Trübsal; Papier, wie Taufschein, Vermögensschein, Consensschein — Alles Schein in dieser Welt, aufzutreiben ist keine Kleinigkeit für einen Poeten. Ich fürchte, viel, viel Zeit und Geld zu verlieren und in Wien namentlich auch auf confessionelle Schwierigkeiten zu stoßen. Gott führe Alles zum Ende! — Mein Logis ist gemiethct; der erste Stock bei Mde. Hermann, rus Neckar, musikalisch noch von alten Zeiten her; ich wünsche nichts sehnlicher, als daß die freundlichen engen Räume meine Welt werden und bleiben mögen und mich ganz und gar, mit meiner Muse und mit meinem lieben, guten, ehrlichen Jennerl, ein paar Freunde eingerechnet, abschließen von einer Stadt, die, je mehr ich sie kennen lerne, um so entschiedener mir mißfällt, und in der ich es nicht eine Woche aushielte, wenn ich nicht dem König und Seinem Hause von dankbarstem Herzen anhänglich und ergeben wäre.

Neues wenig. Morgen großes Zweckessen zu Ehren des 25 jährigen Jubiläums vom (Hofkapellmeister) Peter Lindpaintner, alle Herren und Damen der Gaukelbude, Vorsitzer Taubenheim, Gäste ich, (Maler) Stirnbrand, Millerche, Birch (Gatte der Pfeiffer). Heute Opersalat von L., mit vespertilianischem Kraut und genuesischem Kohl, hernach soupsr en tlunills d. h. sn «Kapells, wieder unter Taubenheims Vorsitze. (Hofschauspieler) Maurer, dessen Jubiläum im nächsten Jahre ist, hat ein Gedicht gemacht. Das Haus „ranzt“ sich noch einige Male. Fedor hat in Berlin sehr gefallen, ist aber wieder da. Moritz ist Vater eines gesunden Mägdeleins geworden; die Mutter geht als jugendliche Liebhaberin nach Leipzig. — Millerche reis't noch immer ab; einstweilen hat er sich bei Prinzeß Marie, Gräfin Beroldingen, Fräulein Stubenrauch einführen lassen und tanzt den Cancan auf den Carneval-Bällen der Laut« Volaiills. Zwckerche karikirt Dich sehr schön, wie Du eine junge Römerin becourst, natürlich in Uniform; ganz hinten scheint die Sonne auf die Peterskirche. — Geibel reis't in 8 Tagen nach Berlin, um Tieck oder Küstner zu werden. — Prinz Hugo liegt noch immer krank in Oehringen. Katinka fand in Hamburg Engagement und wenig Beifall. — In der Literatur ist es sehr still geworden, seit Du fort bist. Gutzkow's Lustspiel „Zopf und Schwert“ zieht sehr, wird aber hier nicht gegeben, weil der König es nicht will. Laube's „Sternbeinhexe“ (BernsteinHexe) fiel durch, wird hier aber dennoch gegeben, weil Moritz es will, weil sie Laube für ihn geschrieben hat, weil er die Sternbeinhexe Und so weiter! O Gott, Junge, es ist ein furchtbares Elend in all dem Schreiben und Treiben, Geschrieben- und Getrieben-Werden, Lesen und Lesen-Lassen. Wo Dich diese Zeilen auch finden, in Neapel oder in Rom, rutsche auf Deinen feisten Knien in die nächste Kirche und danke Gott brünstiglichst, daß er Dir einen so fürtrefflichen Magen und einen so bedeutenden Mangel-Ueberfluß an Hirn schenkte; das sind — trotz Castle, der noch immer hier umgeht, obendrein ohne Mantel (der seine wurde ihm auf dem Balle bei Beroldingens entfremdet) — die einzigen Organe des Glücks! — Leb' wohl und behalte

^ Deinen treuen Freund Fr. Dingelstedt."

Aus dem gemeinsamen fidelen Leben in Wien wurde nichts. Der Kronprinz wurde in Neapel krank und kehrte direct nach Stuttgart zurück. Franz Dingelstedt aber ging nach Wien und führte sein gutes Jennerl als geliebtes Weib nach Stuttgart heim. —

Im nächsten Herbst hatten die Stuttgarter wieder viel zu reden und zu jammern über einen toll-lustigen Wein-Herbst, den der Kronprinz Karl der Glockenbrüderschaft und anderen Freunden in Hackländers später so berühmtem Berggarten „Haidehaus“ gab, wobei es recht burschikos zuing. So sprang die ganze angeheiterte Gesellschaft, der Kronprinz — der nur noch in Recitativen sich vernehmen ließ — voran durch ein loderndes Freudenfeuer, während Schwärmer und Frösche unter dem Springenden losprasselten. Das Hoch auf den Protector wurde von einem Pistolenschutz in die riesige AnanasBowlle begleitet, daß diese in Scherben auseinanderflog, ihr köstliches Naß über die ganze Tafelrunde ausgießend. Dingelstedt stand im Garten in voller Länge und Schöne abconterfeit, als Cigarre sprühende Schwärmer im Munde — ein personificirter Riesen-Schwärmer! Nach Hause gings über die schönen Weinberge mit flammenden Fackeln und jauchzenden Liedern in die schlummernde Stadt hinab, vor deren ersten Häusern die Fackeln unter dem Gesänge des Liszt'schen Bundesliedes: „Heil, unsrer Glocke heil!“ zusammengeworfen wurden.

Die Glocke, die den Protector der Glocke zeigt

InDingelstedts „Schwabenstreichen“ darf auch das Ironprinzliche Liebhaber theater nicht fehlen, dessen Theaterdichter, Dramaturg, Regisseur und Hauplacteur der lange Franz war.

Der junge Kronprinz Karl schwärmte damals so leidenschaftlich für das Theater, daß ihm das Zuschauen und Zuhören im Hoftheater nicht mehr genügte. Er wollte selber die weltbedcutenden Bretter betreten, natürlich auf einem eigenen Liebhabertheater. Die königliche Erlaubniß dazu wußten Dingelstedt und Hackländer durch ihre freundlichen Beziehungen zu der schönen Bewohnerin des „Hauses der Neckarstraße“ zu erzielen.

So wurde denn in einem Parterrcsaal des Residenzschlosfes eine allerliebste Bühne aufgeschlagen, reich geschmückt und sogar mit einer eigenen Gasleitung versehen, deren noch das Hoftheater entbehrte. Der Portalvorhang kam aus Paris, die Maler Eberlin, Herdtle und Braalmann malten die reizendsten Decorationen, der königliche Theater-Maschinist sorgte für Donner, Regen, Hagel und einen effectvollen Sonnenauf» und Untergang, prachtvolle Costüme wurden angeschafft . . .und Franz Dingelstedt schrieb seine wundersame Operr-Burleske mit Tanz in fünf Aufzügen: „ Genoveva“, zu der Kapellmeister Kühner die nicht weniger burleske Musik arrangirte, meistens ein Potpourri aus beliebten Operrn. Acteurs, auch in den Frauenrollen, waren die Glockenbrüder, unter ihnen der Kronprinz und Dingelstedt. Irre ich nicht, so spielte der lange Franz den kleinen Schmerzenseich, den Säugling der frommen Hirschkuh.

Mit Lust und Eifer ging's an die Proben, die stets mit einem flotten Souper schlössen. Endlich, Ende Februar 1845 konnte die erste Aufführung stattfinden — vor einem geladenen Publicum aus lauter Herren . . . Ta diese Blätter aber auch für Damenaugen bestimmt sind, muß ich mich mit einem kurzen Auszuge aus dem geschriebenen Textbuche begnügen.

Das Original-Manuscript wird wohl in Dingelstedts literarischem Nachlasse ruhen — bleiben.

1. Act.

Vrslrr Knapp: Hüret mich an, o Knappenschaar
Höret mich an und folget!

Knappen chor: Wir folgen Siegfrieds Fahnen,

Ziehen dein Halbmond entgegen,

Der fern dem Ost entstiegen!

Lagt schallen die Gesänge

Der froh bewegten Menge,

Und drei Mal tont der frohe Ruf:

Siegfried dem Töpfern Heil!

Siegfried dem Töpfern Heil!
Siegfried: So sing uns denn, mein liebes Weib,

Dies gibt uns etwas Zeitvertreib,
Gesungen höret sich Vieles an,

Was gesprochen Niemand verdauen kann.
Genoveva: Und tief in dem Herzen

Die bittersten Schmerzen!
Siegfried: Genoveva, das ist aus dem Nabucco, schäme Dich, deutsches Weib,

aus einer italienischen Oper zu singen. Ausserdem mein ich jetzt

so viel wie gar nichts, mit Deinem:
Und tief in dem Herzen
Die bittersten Schmerzen,
Genoveva: Und ob die Zunge auch sich mühe,

Das schwache Herze sagt es nicht,
Thriincn bleichen meine Wangen,
Vor Wehmuth wanken meine Knie,
Mein banges Herz im Tode bricht
Scheiden, Scheiden thut weh,
Ach ja, Scheiden thut weh!
Roch ein Mal einen letzten Tanz,

Dann scheide, Siegfried, scheide ganz.
Siegfried: Meinetwegen Deinen Willen

Will ich, wo ich kann, erfüllen.

<Polka.,

Kurt: Lebt wohl, ihr vollen Schüsseln, vollen Flaschen,
Aus euch wird Kurt hinfiro nimmer naschen.
Leb' Elsbeth wohl, Du altes thcures Gut!
Golo: Schweig Maulwurf, ich bin Golo der Grausame!
Genoveva: Wohl an, ich schweige, weil ich must,
Hier ist der Schlüssel und Ade!
Was nun geschehen soll, gcschch!
Golo, Siegfrieds Wie sich die Sache wende,
Elsbeth j Wir führen sie zu Ende!

II. Alt lim Kerker.)

Genoveva: Ein Weib so elend, Publicum, als dieses?

Ihr könnt es ihm wahrhaftig nicht verargen,
Wenn es mit einer Arie sich tröstet:
Chor: Zappelt wie ein Fisch im Rhein
Ju! ja! Fisch im Rhein!
Mus, ein junger Golo sein!
Genoveva: Ach! nch! ach! ach!

War ich so wie andre Frauen,

Wiird' ich seinem Wort vertrauen,
Noch ich fühl' ein heimlich Grauen,
Nein! Nein! nein! nein!
Das darf nicht sein!
O hält ich ihn, das Ungeheuer,
Das meinem Herzen nicht so theurr,
Ich kratzt ihm beide Augen aus,
O Graus! o Graus!
Ich bin ein Mädchen, Hab' Erbarmen!
O Elsbeth! Elsbeth bleibe hier,
O Gott, mir scheint, er wird ein Rccitatu singen.
Mein letztes Stündlein hat geschlagen!
Golo: Also schreibt von Palästina,

lieber Trieft ist der Brief gelommen
Und kost enormes Porto,
Nein schwer beleidigter Herr Gemahl:
To'dtc mein Weib!
Mit Vergnügen! doch kein langes,
Denn es ist schon spät, Gesanges.
Genoueua: Mein Golo, ich bin wieder gut.

Golo: Gcnouevll, so hast Nu wahrhaftig verzieh«,
So laß ich Dich aus dem Kcrlcr entflichn.
Genoueua: Da steht man, was Liebe doch thut!
Duidi Duidi — (in iiiiuitum)
Und nun hinweg diese lästigen Ketten —
Golo: Sie fallen von eigener Hand!
Genoueua: O Freunde, mein theucrcs Leben zu rette»,
Golo: Noch fliehe dies schreckliche Land!

Pfui, Elsbeth, sei sie nicht so schmutzig,
Sterbe sie für ihre Herrin, wie es in allen
Guten Schauspielen Sitte ist.
Elsbeth: Mein junges Leben
So hinzugeben,
Ist das nicht traurig,
Ist das nicht schaurig?
Golo: Ha, wie wird mir,
Genoueua: He wie wird ihr,
Heinz: Hi, wie wird Dir,
Golo: Ha, wie wird Euch,
Genoueua: Ha, wie wird ihnen.
Hans u. Heinz: Und nun laßt uns in die Wüste spazieren,
Und da drinnen unser Glück probiren.
Nur die Wüstenei
Ist wahrhaftig frei.
In der Wüste dort
Lebt sich's herrlich fort.

III. Act.

In der Wüste treten auf: Elefant, Löwe, Bär, Affe.
Sturm. Sonnenaufgang.

Die Thirc singen:

Seht, wie strahlet schiin der Morgen
Hier in der Wust' nach trüber Nacht,
Wir sitzen hier so schön geborgen,
Und unser Herz im Leibe lacht.
Wir wohnen hier in guter Ruh
Und sehn dem Spiel der Dinge zu.
(Tanz der Thirc.)

Was hat der Mensch, der stolze Herr der Erde,
Vor uns am Ende doch voraus,
Wir bilden eine frohe, freie Heerde,
Gebunden nicht an Hof und Haus,
Wenn nur der Jägersmann nicht wär',
Wir scheeren uns den Teufel drum,
Wir führen ihn an der Nase herum.

iBZbeth tritt auf.)

Hier in unsrer Wüste
flennt man die Rache nie
Und wen der Mensch verstoßen,
Der flieht zum lieben Vieh,
Dann wandelt er auf unsrer Spur
Vergnügt und froh in die Natur.

Einsiedler (uElsbeth>: Ich siedle ein, da Du nun gekommen bist, so können
wir ja zweisiedeln, wenn Du willst.

Löwe: Ich musz sie einem Andern geben,
Mir blühet diese Rose nicht.

Geneveva: Auch ich entbehre lange schon des TrosleS
miinnlichen Zuspruchs, chrbedürftiger Herr.

Einsiedler: Er soll Dir werden und in vollem Maße,
Komm folge mir in meine Höhle dort.

Gieb mir die Hand mein Leben,
Komm in mein Loch mit mir,
Hier hilft kein Widerstreben,
Es liegt nicht weit von hier!

Geneveva: Ach nein, ich darf's nicht wagen,
Wie glüht mir das Gesicht,
Ich möchte ihn wohl fragen,
Ob er die Wahrheit spricht.

Einsiedler: Drück' Dich, liebste Geneveva,
Nah — recht nah an mich,
Lab uns recht vertraulich kosen,
Niemand störet Dich.

Geneveva: Ach, bei Dir, mein lieber Vater,
Schwindet aller Schmerz,
Du miauest wie ein Kaler
Liebe in mein Herz.

schmerzen reich: Alte Elsbeth, komm herüber,
Komm, ich küsse Dich,
Was ich noch nicht recht verstehe,
Liebe, lehre mich.

Elsbeth: Nun, so sei's in Gottes Namen,
Mir vergeht der Schmerz,
Iind dem lieben kleinen Junker
Oeffnet sich mein Herz.

Alle: So leben mir, so leben wir
So leben wir alle Tage —
Des Morgens früh bei Bier und Wein,
Des Nachts beim Z «cin

Und so alle Tage fort
Zur Ewigkeit hinein.

IV. Act.

Curt: Daß mir Elsbeth treu geblieben,
Dafür sing' ich ihr zum Lohne
Auch ein Ständchen am Ballone.

Schon zwanzig Monden blieb ich fort,
Ich war im heil'gen Land,
Doch bin ich meinem alten Lieben,
Meiner Elsbeth treu geblieben,
Und reiche ihr die Hand.
Sie kommt noch nicht an's Fensterlein,
O Gott, sie hat 'nen guten Schlaf,
Dies muß der Schlaf der Unschuld sein,
Ja, sie blich treu und brav.

O Elsbeth, Du mein aller Schatz, Hör' Deinen Curt doch Irrih'n. Siegfried: Esel, siehst Du denn nicht, daß ich einen Monolog hier halten muß? Geh ab, alter Narr! Ein Monolog ist ein Zwicgespann, das nur Einer hält.
Golo: Besser ein Hcgelianer, als, als . . . Siegfried: Als was? rede aus.

Golo: Ncin, ich schweige. Siegsricd: Rede!

Golo: Nun denn, als — ein Hohnrcih! Siegfried: Ha! das fordert Blut!

IFkchten, Golo fällt. Sein Leichminarich. Ziegfricd flicht in die Wüstc.)

V. «ct.

Geneveva: Z ^'a <>, gcschmauset,
Einsiedler: l Laßt uns nicht rapveltopfisch sein,
Wer nicht mit hauset,
Der bleib' daheim. ,

Mit«, vibits cwllsZialss, post mv.lt« sasoul« pooln» null».
So lebt man heiter,
So lang es flotter Bursche heißt,
Bis daß man weiter
Vd patrsZ reis't.
Läite, dibite.

iZiegfried tritt auf.)

Geneveva: Zum letzten Glase mm den letzten Rausch'
Tusch! Musik!
Es lebe nicln Gemahl,
Ewig theuer mir,

Siegsricd, der Pfalzgraf von Trier!

Siegfried: Halt ein! Halt ein! Halt ein!

Ich bin es ja, ich will es sein!

Genoveva: Ich bin es!

Siegfried: Tu bist es!

Elsbeth:)

Schmerzensreich:) Er ist es!

Hirschkuh: 1

Alle: Wir sind es!

Ihr seid es!

Sie sind es!

Genoveva: Laßt mich allein mit ihm nur einen Augenblick.

O süßze Stunde, o ersehntes Glück!

So kehrt Du endlich mir zurück?

Siegfried: Genoveva, Du Geliebte,

Mein Herz mir lebt allein für Dich,

Tu stehest meine Angst,

Gnade! Gnade für mich!

Hirschkuh, knie nieder!

Mensch erhebe' Dich wieder!

<Mock>lied von Liszt>.

Chor: Heil! nnsrcm Siegfried, Heil!

Heil! Genoveva, Heil!

Heil! Beiden Heil!

Frieden und Ruh und Glück

Kehret uns nun zurück,

Heiter ruft Jeder mit:

Heil! Beiden Heil!

Zum Schills, grobes Bellet aller Menschen und Thier?,

Im nächsten Jahre, als schon die Kronprinzessin Olga, Kaiser Nicolaus' Tochter, in Stuttgart herrschte und den Wunsch äußerte, einer Vorstellung auf dem Liebhabertheater ihres Gemahls beizuwohnen — und da die arme Genoveva und ihr Riesensciugling Schmerzensreich mit seiner Hirschkuh-Amm e durchaus nicht für solche Augen und Ohren präsentabel war: so mußte Hofpoet Dingelstedt flugs eine neue romantische Burleske mit Gesang und Tanz schreiben. Er dichtete: „Ritter Toggenburg" — sehr frei nach Schiller, die Musik aus beliebten Opern wieder vom Kapellmeister Kühner arrangirt. Ritter Toggenburg hatte nicht nur ein zuschauendes Damenpublikum, sondern auch mitspielende Weiblichkeiten.

Als Ritter Toggenburg von der Geliebten einen sehr sichtbaren Riesenkorb erhalten hat — zieht er traurig als Kreuzfahrer in's gelobte Land, wo er die buntesten Abenteuer erlebt und die schönsten Decorationen und glänzend costumirte Töchter des Orients sieht. Aber er bleibt der Heimath und der Jugendgeliebten treu. Zum Lohn findet er bei seiner Heimkehr die Geliebte

Nord und Süd. XX, So. 24

nicht im Kloster — sondern in einem Töchterpensionat und belehrt von ihrer Sprödigkeit.

Für die zweite Aufführung, zu der sich König Wilhelm mit seinem Hofe angemeldet hatte, imvrosirte Dingelstedt einen sehr lustigen Prolog, den er selber mit Meisterschaft sprach. — Auch in feinen Lustspielen und ernsteren Stücken versuchten sich die jungen Dilettanten. Das glänzendste Talent war Baron Julius Hügel, der z. B. die Titelrolle von Halms „Camoenlmeisterlich spielte und einst mit Dingelstedt in einem Wohlthätigkeitsconcert durch den großen Dialog zwischen Tusso und dem Herzog die Stuttgarter zu stürmischer Bewunderung hinriß.

Zu dem Einzüge des neuvermählten Kronprinzenpaarcs in Stuttgart hatte der junge Adel ein glänzendes Karoussel veranstaltet, Waffenspiele zwischen Kreuzrittern und Sarazenen darstellend, wozu Dingelstedt den Prolog gedichtet:

. . . „Dir entbietet, Fürst der Wüste, seinen Gruft der fremde Graf,

Der vom Württemberger Lcmde, der Dich oft im Kampfe traf,

Also lautet seine Botschaft: Ruhen laszt für lurze Zeit

Zwischen uns und unfern Mannen den entbrannten Glaubensstreit.

In mein Lac>er zoss der Friede, zog die Freude gestern ein:

Holde Voten aus der Heimat lameu in geschmückten Ncili'n,

Herrn und Frauen, mir zu künden, über meinem Hause fern

Sei verheißend aufgestiegen ein ersehnter Licbsstern.

Schließen denn auch wir mitsammen kurzen Waffenstillstands Frist,

Line Feier auszurüsten, wo Du mitgcladen bist.

Tritt mit Deines Stammes Vesten »ngschcut in uns« Mute,

Hu Turnier und Niltersvielcn ganz nach guter deutscher Sitte . . ."

Uud jetzt, nach füufuuddreißig Jahren, meldete dieselbe Zeitung, die einen Bericht über die Stuttgarter Einzugsfestlichkeiten bei der Heimkehr des Königs Karl und der Königin Olga aus Ccmnes brachte, die Feier am Grabe Franz Dingelstedts iu Wien! Ja, das Leben ist ein oft recht buntes Märchen mit einem melancholischen Schlüsse.

Die Kronprinzessin Olga von Württemberg und Franz Dingelstedt haben sich eigentlich nie geliebt. Gegenseitig nicht! Die Kronprinzessin Olga sah in den lustigen Freunden des Kronprinzen lauter — Verführer ihres Gatten, als deren schlimmste Hackländer und Dingelstedt zu beseitigen seien. Hackländer erhielt am 14. Januar 1349 Plötzlich als Ironprinzlicher Secretär seinen Abschied in Ungnaden — wofür König Wilhelm, der mit seiner Schwiegertochter wenig sympathisirte, den Ironprinzlichen Exsecretär später in Gnaden zum königlichen General Bau- und Gartendiiector ernannte. Den Hofrath Dingelstedt konnte die Kronprinzessin zu ihrem Kummer nicht verabschieden. Aber mit der lustigen Zeit war's auch für ihn in Stuttgart vorbei, wie mit der ganzen lustigen Glockenbrüderschaft. Die lag in den letzten Zügen uud ist auch bald darauf traurig gestorben. So kam es, daß Dingelstedt sich mit seiner jungen Frau, dem „guten Iennerl" aus Stuttgart fortsehnte.

Schon damals dachte er an Wien — vielleicht an das Hofopertheater. Zu diesem Zweck hatte er im Spätherbst 1849 in Stuttgart Urlaub genommen und war als Correspondent der Augsburgr Allgemeinen Zeitung mit Frau Jenny nach der lustigen Kaiserstadt an der Donau gegangen, wo Frau Dingelstedt-Lutzer an der Oper noch viele einflußreiche Verbindungen hatte. Dem Bnrgetheatergewaltigen Laube nahm er sein Drama „Das Haus des Barneveldt" mit, ohne besonderes Glück. — Von Wien aus schreibt er am 6. Januar 1850 an Freund Hackländer nach Stuttgart:

„Ich habe Deinen Brief vom 17. v. M. richtig erhalten, lieber Fritz, dagegen warte ich bis zur Stunde noch vergebens auf das darin angekündigte neue Werk von Dir. Da ich selbiges also nicht gelesen, konnte ich es um so unbefangener loben; was denn auch in einer am 30. December an Kolb (Augsburger Allgemeinen Zeitung) abgegangenen Wiener Corresvondenz gevatterschaftlich geschehen. Zu einem Leidartikel über Deine gesumnte Person und Erscheinung fehlten mir zur Zeit noch einige äußerliche Daten, weßhalb ich ihn aufschieben gemußt. Er kommt, sobald ich Dich wiedergesehen — ohne Correcturen Sr. Erlaucht des Grasen v. X. oder Sr. Excellenz des Barons zu I . . . Dein italienischer Feldzug gefällt hier sehr und ist in allen Händen und auf allen Lippen. Du hättest wohlgethan, persönlich Deine Erfolge hier einzustreichen; überall würdest Du die beste Aufnahme, vielleicht auch offene Wege für eine andere Zukunft, als die eines schwäbischen Hofpensionärs gefunden haben. Gehe, sobald Du kannst, einmal hierher; es wird sich in jeder Hinsicht lohnen.

Einen Verleger für „Handel und Wandel" zu finden, gelang mir bis jetzt noch nicht. Zwei Körbe Hab' ich erhalten, wogegen Gerold nicht ganz abgeneigt, aber noch nicht fest entschlossen ist. Schreib mir umgehend einen ostensiblen Brief: Wie groß das Opus werden wird? Wie viel Honorar Tu verlangest? u. s. w. Daneben thu mir den großen Gefallen, an rechter Stelle lNeckarstraße) Dich zu erkundigen:

1) Ob man allerhöchsten Orts es sehr ungnädig aufnehmen würde, wenn ich meinen Urlaub aä lidiwin ausdehnte? Ob man meiner wirklich bedars? Ob und was für einen Eindruck meine bisherige Abwesenheit gemacht?

2) Ob ich um weiteren Urlaub pflichtschuldigt nachsuchen, oder denselben ohne Gefahr für mein Recht und meinen Ruf eigenmächtig nehmen soll?

3) Ob von meinen hiesigen Absichten und Plänen, die in ganz gedeihlicher Entwicklung begriffen sind, zum Abschlüsse jedoch vor vier bis sechs Wochen nicht gelangen können, in Stuttgart etwas verlautet — und wie solches aufgenommen ist?

Bitte, lieber Fritz, erledige Dich mit gewohnter Geschicklichkeit dieses diplomatischen Auftrages, dessen an sich undankbare Erfüllung ich Dir gewiß hoch anrechnen und nach Kräften vergelten werde.

Uns, meiner Frau und mir, ergeht und gefällt es hier unendlich wohl. Jenny wird in diesen Tagen für die verwundeten Krieger eine BeneficeVorstellung, Oper oder Concert, geben und bei Hofe fingen. Die Wiener sind von einer unverwüsthchen Liebenswürdigkeit für sie, in zweiter Linie also auch für mich. Wäre die Sorge und Sehnsucht um die Kinder nicht, namentlich um den klein«: Willi, der schwer zu zahren scheint, so fehlte uns hier zu vollstem Glücke und Genüsse gar nichts.

Grüße die Neckarstratze bis in's Unendliche; sieh zu, daß Du da für mich ein Bischen Freiheit herausschlägst — das Einzige, was ich von Stuttgart begehre und als Poet wohl begehren darf.

Sage Hardegg, daß ich ihm nächstens schreiben werde, sobald ich eine sichere Gelegenheit für einen politischen Brief ausfindig mache.

Deinem Hause freundlichste Erinnerung von meinem Wanderzelt aus. Ich kann nicht frankiren, weil der Posthof zu weit von meiner Wohnung ist. Schreibe mir ebenso, aber bald, unter Adresse des Gasthofs zur Stadt Frankfurt. Von ganzem Herzen Dein allzeit getreuer Gevatter mid Freund Franz Dingelstedt."

Es blieb aber zunächst noch bei den Wiener „Absichten und Plänen." Der Ruf an das Burgtheater sollte erst siebzehn Jahre später folgen.

Mit welcher hellen Freude Franz Dingelstedt und feine Jenny im October 1850 den Brief Gustav Kolbs, des Hauptredacteurs der Augsb. Allgem. Ztg. begrüßten, der ihm die erste Aussicht auf die Münchener Hoftheater-Intendanz eröffnete, hat er selber in seinen „Münchener Bilderbogen“ erzählt. Und so gab er denn im Januar 1851 „den besten, bequemsten aller Herren, König Wilhelm von Württemberg“ für den „vielköpfigen Tyrannen, Publikum geheißten“ auf. König Wilhelm nahm dies Abschiedsgesuch sehr ungnädig auf und hat es seinem Ex-Bibliothekar auch nie ver« gessen. Als im Juli 1854 während der Münchener Industrie-Ausstellung der Königl. Bayerische Hoftheater-Intendant seine berühmten Gesammt-Gastspiele, die sich bald zu Musterdarstellungen entfalteten, auf die Bühne brachte und alle in München anwesenden fremden Fürsten das Theater besuchten — da blieb König Wilhelm allein demselben grollend fern, ja, er verweigerte seinem Hofschauspieler Karl Grunert — trotz der Ferien — die Mitwirkung.

Am 24. Januar 1851 gab die Glocke ihrem Glockenbruder Dingelstedt im Hotel Hermann zu Cannstatt ein vom Glockenzieher Grafen Wilhelm Kon Württemberg arrangirtes glänzendes Abschiedsdiner, dessen künstlerisches Menu von Anspielungen strotzte. Da gab es „I^zzuinss gloi-ioux“ — „Iamdou. 5 ls gloiro littöiars“ — „Klets äs 8al u Is Hlsclaiills ä'or“ — ootelstss 6s Auuton sux laurisrs printnnisi8 — lanrisrs snx Iriisses — envelopp« ürsmatiHue ä 1a LöOImmolls äe lanrisi'« — Ijin6s tarsss u 1ä Fiancls ZISSaills cl'oi- au rudan — c^ulotw ^Iac<>s sux Isuriers iussrtaiu» — üsssort cls laui'isi'S sonsits ü l'svenir. . . . und dazu die lorberduftigen Abschiedstoaste, in deren schlagfertiger Erwiderung Dingelstedt ja ein unübertroffener Meister war.

Vier Tage darauf nahm der Münchener Hostheater-Intendant von der lustigen Stuttgarter Zeit und seinen „Schwabenstreichen“ für immer Abschied, Frau Jenny und seine drei Schwabenkinder noch bis Ostern in der Obhut seines „dicken Haus- und Herzensfreundes“ Hackländer zurücklassend, während er dessen erstes und sogleich Epoche machendes Lustspiel: „Der geheime Agent“ für die Münchener Bühne als Manuscript mitnahm.

Hierüber und über manches Andere schreibt er Ende April aus München an Hackländer:

„Tausend Dank, lieber Fritz, für Alles, was Du um mich gelitten und gethan hast. Ich werde es möglichst an Deinem armen Wurm von Geh, Agenten zu vergelten mich bemühen, welches auf Freitag den 9. Mai angesetzt ist. Ich hoffte Dich mit der Aufführung zu überraschen; nun ist mir Oldenburg doch zuvorgekommen. Möge Dir Adolf Stahrs Lob nicht so viel schaden, wie Deinem College« Griepenkerl. Ich habe vier tüchtige Theaterproben ausgeschrieben und außerordentlicher Weise sogar zwei Leseproben abgehalten, am Text mir hier und da noch eine kleine Kürzung erlaubt, Deine zweite Ausgabe adoptirt, mein ohnehin freundlich für Dich gestimmtes Personal noch um eine Octave hinaufgeschraubt und hoffe, Dir gute, vielleicht glänzende Nachricht geben zu können, da Du selbst leider Deinen Triumph nicht genießen willst. Mit Benedix „Liebesbrief“ bin ich gestern über Erwartung und Verdienst — glücklich gewesen. Das Stück hat Furore gemacht; die Gaukler wurden drei Mal gerufen, thatcn aber auch famos ihre Schuldigkeit. Beim „Agenten“, hoffe ich fest, wird's eben so gehen. Hier seine Besetzung: Herzog — Dahn, Herzogin — Denker, Prinzessin — Hausmann, Oskar — Richter, Oberhofmeister — Lang, Georg — Christen, Minister — Jost, die Alle ausgezeichnet sein werden, das übrige Volk jedenfalls sehr genügend. Ich hätte Dir den Abend wohl gegönnt und mir — Dich, der ich nun einmal eine unüberwindliche Schwäche für Dich dicken Sünder habe und behalte. Solltest Du auch zur Aufführung nach Wien nicht gehen, so würd' ich Dir meinen Fluch (als portofreie K. Dienstsache) schicken. Du hättest doch längst einmal Dich zeigen sollen, würdest beste Aufnahme gefunden haben und — meine Empfindung trägt mich nicht — einen Hafen, der Dir das schwäbische Häfele, vul^o Sumpf, bei weitem ersetzt.

Meine Frau, die sich ihrer Erlösung aus diesem Häfele mit mir kindisch freut, hat mir mündlich bestätigt, was sie schriftlich bereits gemeldet: wie gefällig und liebenswürdig Du und Deine Caroline ihrer in ihren Nöthen bis zur letzten Stunde Euch angenommen. Nimm dafür diesen herzlichen Händedruck und theile ihn mit Deinem Weibe, welches Gott erhalte.

Dein rührendes Kisten-Verzeichniß habe ich mit Thränen benetzt. Die Sachen sind jetzt unterwegs — und unter Regen.

Geh nach London, wenn Du irgend kannst. Tu könntest der Augsb. Zeit. Artikel schicken, welche durch ihren Stoff schon welthistorische Bedeutung hätten, in der ganzen Welt Deinen Ruhm auf's Neue verbreiteten, sich gut zahlen würden und später eine eigene kleine Flugschrift bildeten. (Reise in die Weltstadt, von F. W. Hackländer. Stuttgart. Adolf Krabbe. 1852 2 fl. 36 Kr. Aufgeschmutzte beschnittene Exemplare werden nicht zurückgenommen.)

Grüße Frau und Kind von den Meinen, Gull, Cotta und Grunert herzlichst von mir und behalte lieb

Deinen Franz Dingelstedt."

5

Dreißig volle Jahre liegen nun schon zwischen diesem Briefe, dem Ende der lustigen „Schwabenstreiche“ — und dem frischen Grabe bei Wien, wo ja auch schon Frau Jenny ihr letztes Ruheplätzchen gefunden hat. Und wie Viele von denen, die einst mit ihm jene lustigen „Schwabenstreiche“ lebten, sind dem langen, dem tolln Franz schon vorangegangen ins unbekante dunkle Land, aus dem noch Niemand zurückgekehrt ist!

Graf Alexander von Württemberg, der edle ritterliche Freund und liebenswürdige Sänger der „Lieder des Sturms“ war der erste. Nach vielen Leiden und Täuschungen, nachdem sein Haus und sein Familienglück unrettbar zertrümmert, starb er, erst 43 Jahre alt, im Sommer 1844 im Wildbade. In seinen jungen Jahren hatte er hier im Bade einen theuren Familienring verloren und sogleich schwermüthig gesagt: den hat die Nixe des Quells genommen. Sie hat sich mir verlobt und läßt mich nun nicht mehr los und wird mich eines Tages nachholen!

Und wie prophetisch klang sein letztes Gedicht auf „Lenau's einsamen Zecher“:

Und schlägt die Zeit
Zur Ewigkeit,

Laß in ein Grab uns sinken!
Daß wir vereint,
Zugleich beweint

Dereinst als Schatten schweben . . .

„Zugleich beweint!“ Wenige Wochen, nachdem Graf Alexander in die Württembergische Fürstengruft unter der Stiftskirche hinabgesunken — sank sein brüderlicher Freund Lenau in Stuttgart in ewige Geistesnacht — aus der ihn nur das Grab auf dem kleinen grünen Friedhofe zu Meidling bei Wien zu erretten vermochte.

Gustav Schwab ruht schon lange auf dem „alten“ Friedhofe zu Stuttgart — Justinus Kerner zu Weinsberg — Ludwig Uhland und Karl Mayer zu Tübingen . . . Mit ihnen ist die „Schwäbische Dichterschule“ gestorben.

Auf dem neuen Prag-Friedhofe bei Stuttgart schlummern nun auch schon seit einigen Jahren Eduard Mörike und Friedrich Wilhelm Hackländer, auf dem nahen Uf-Kirchhofe zu Cannstatt Ferdinand Freiligrath.

Die ruhelose Emma v. Suckow-Niendorf fand im Frühjahr 18 75 ihr einsames Grab an der Cestius-Pyramide zu Rom.

Graf Alfred Neipperg verunglückte auf der J.igd in Tirol und starb in Geistesnacht. „Schloß Schweigern“, dem wir Hacklanders anmuthiges. gleichnamiges Märchen verdanken, verwilderte mit seinen berühmten Gärten unter der Herrschaft des Curatels.

Prinz JsrSme Napoleon-Montfort, der Vetter des Kronprinzen Karl, der auch so oft lustig an jenen Stuttgarter „Schwabenstreichen“ Theil genommen, starb 1847 gleichfalls in unheilbarem Wahnsinn, erst 33 Jahre alt. Er hatte zu viel und zu flott gelebt.

Baron Hügel ist traurig erblindet.

„Das Haus in der Neckarstrazse“ ist heute die Adjutantur des Königs Karl. Amalie von Stubenrauch ist vor wenigen Jahren in ihrer Villa zu Tegernsee gestorben: „nach vielen Leiden“. — Ihr früherer glühender Freund imv späterer bitterster Feind, der geniale Hofschauspieler Moritz, starb nach noch viel größeren und längeren Leiden — ganzlich gelähmt und erblindet — langst eine Leiche, an der nur der Kopf noch lebte, zu Wien. — August Lemald, auch ein lustiges Mitglied jenes geistreichen Kreises der Neckarstraße, wurde in München auf seinem Sterbebette katholisch, um so seiner Jugend Schwabenstreiche abzubüßen.

Wir gedachten ein lustiges Stück Menschenleben zu schildern, und es endet als ein melancholischer Friedhof; mit lauter Gräbern und Kreuzen — wie jedes Lebensmärchen.

„Versunken im See! Ade! ade!“

Bilder aus Indien.

von

Oberst tz. v. Vrandt.

— Verli». —

m 26. Juni 175? erfocht Lord Clive an der Spitze von 3000 Mann.

darunter das berühmte 39. Regiment mit dem stolzen Motto:

„?riinn« iu Incii« “ den Sieg von Plassch über den Nabob von

Bengalen Surajnh Towlah und legte dadurch den Grundstein zur

englischen Herrschaft iu Indien.

An der Seite der Europäer kämpften ungefähr 1000 Mann eingeborener Truppen aus Bengalen und Madras.

Ihre tüchtigen Leistungen, ihre bedeutenden militärfichen Eigenschaften wurden anerkannt und in richtiger Schätzung der Verhältnisse, daß Englands Kräfte an Menschen-Material niemals zur Verteidigung Indiens ausreichen würden, vermehrten die Leiter der indischen Politik den Bestand der Sepops.

Acht Jahre nach dem Siege von Plassey waren aus dem einen Bataillon 19 zu tausend Mann geworden und so steigerte sich allmällig mit der Vergrößerung des Reiches die Zahl auf Hunderttausende mit einem angemessenen Theil eingeborener Kavallerie.

Erst hielt man die Erpoys in Reserve, allmällig aber vertraute man ihnen und sie verrichteten unter ihren Führern, meist Mohamedanern oder Indern von hoher Kaste so tapfere Thatcn, daß die europäischen Geschichtsschreiber ihrer rühmend gedachten.

Ihre Treue, sprichwörtlich geworden, war der Schwertarm der englischen Stärke.

Hundert Jahre waren vergangen, da wurde der Jahrestag von Plassey durch eine der erbittertsten und ausgedehntesten Empörungen, welche je ein Land haben erzittern lassen, aus das Blutigste euiweiht. — Unparteiische, gediegene Forscher, welche mit den indischen Verhältnissen gründlich vertraut und mit dem reichsten Material versehen waren, haben sich die unendlichste Mühe gegeben, an der Hand der Ereignisse die vorgegangenen Wandlungen der Sepoys zu erklären und gewissenhaft ihr Recht und englisches Unrecht gegen einander abzuwägen.

(Der Charakter, die Gemiihthsart des Scpoy.)

„Die Wege eines Sepoys sind unberechenbar, wie die Wege eines Kindes. Es ist unmöglich die Grenzen seines Aergers festzustellen, oder genauer den Punkt zu bestimmen, wann sein gutes Temperament wirklich wieder zurückgekehrt ist. Unbeständig und wankelmülhig, spottet seine Führung jeder menschlichen Berechnung. Er ist durch und durch ein Paradox! Er besteht aus Unbeständigkeiten und Widersprüchen!“

„In seinem Charakter und sonstigen Eigenschaften sind die unvereinbarsten Eigenthümlichkeiten durcheinander gemischt. Einfach und hinterlistig, leichtgläubig, leicht durch Andere getäuscht und doch starr festhaltend an seinen anerzogenen Ueberzeugungen; jetzt gelehrig wie ein Kind, dann wieder hart und unbeweglich im Eigensinne des Mannes. Enthaltssam und doch sich selbst nachgebend, ruhig und ungestüm, sanft und doch grausam, in seinem täglichen Leben indolent bis zur Schlawfheit und doch sähig, zu Handlungen der verzweifeltsten Energie erhoben zu werden. Manchmal lüstern, manchmal verdrießlich, ist er leicht begeistert und leicht niedergedrückt; meistentheils aber ist er heiter und wenn man plötzlich im Lager ihn traf, war es wahrscheinlicher, von ihm freundlich angegrinst zu werden, als einem Ausdruck mürrischer Unzufriedenheit auf seinem Gesichte zu begegnen.“

„Aber so leichtherzig im Allgemeinen sein Temperament auch war, brütete er doch zuweilen über ein eingebildetes Unrecht und wenn eine solche Ueberzeugung sich einmal in seiner Seele festgesetzt hatte, dann saß sie fest und wirkte mit der unwiderstehlichen Gewalt eines feinen unausrottbaren Giftes.“

„Und dieser Zug war, wie wir jetzt die Sache beurtheilen, der gefährlichste seines Charakters, denn seine freundlicheren, ansprechenderen Eigenschaften lagen auf der Oberfläche und waren leicht gewürdigt, während die härteren abschreckenden Züge dunkel und verhüllt lagen und im gewöhnlichen Verkehr mit ihm nicht zu entdecken waren.“

Bis in's Unendliche ließen sich diese Schilderungen aus dem vorliegenden Material fortsetzen und man würde sie nicht erschöpfen, ebenso wenig, wie man irgendwie andere Volksstämme, mit völliger, nie irrender Treue würde schildern können. Das Herz, der Charakter des Menschen unter allen Himmelstrichen, sie gleichen einem geschliffenen Steine; er funkelt verschieden, je nachdem er unter ander m Winkeln von der Sonne beschienen wird. —

Ter Sepoy hatte durch ein Jahrhundert gute Dienste gethan, — welche nicht durch, allerdings verbrecherische Abweichungen von Treue und Disciplin vergessen gemacht werden tonnten, aber trotz dieser dankbaren Erinnerungen regte sich doch in Indien in vielen Kreisen ein Mißtrauen gegen die Sepoys

Man glaubte nicht an ihre Liebe, aber an die Anhänglichkeit an ihren Sold, — ihr hervorragendstes Gefühl war die Treue zu ihrem Salz, zu der Hand, welche ihn fütterte.

„Weh' Vrod ich esse, des;' Lied ich singe.“

Bei allen diesen Widersprüchen im Charakter des Sepoys wirkten nun ans ihn durch eine Reihe von Jahren eine Fülle der verschiedensten und gefährlichsten Einflüsse ein. Es wurden in England wie in Indien wohl seit den frühesten Perioden englischer Herrschaft die Gefahren gefühlt, welche die stete Vermehrung der eingeborenen Regimenter und die Ausdehnung des Reiches im Gefolge hatten, allein trotz scharfer Differenzen in militärischen, civilistischen, ostindischen und Regierungskreisen, in der Presse, war doch nach keiner Richtung hin die öffentliche Meinung stark genug, um an die Grundschäden der ganzen Organisation der ostindischen Gesellschaft die Hand zu legen. Obgleich der Eigenschaften-Katalog der Sepoys nicht dazu angethan war, dem objctiv und unparteiisch Urtheilenden ihre fast ausschließliche Verwendung Zum militärischen äußern und inneren Schutz des Landes gefahrlos erscheinen zu lassen, war doch das Vertrauen auf dieselben im Allgemeinen lein schwankendes.

(Die Neigung zur Meuterei.)

Die Armeen der asiatischen Fürsten sind immer aufrüherisch gewesen; die Mahiatten, die Sikhs, die Araber, die Goorthas haben gegen ihre Fürsten rebellirt und die Regierungen oft über den Haufen geworfen; aber die von der ostindischen Compagnie geworbenen, von Engländern ausgebildeten, nit strenger Beobachtung ihrer religiösen Gewohnheiten, von Offizieren eigener Nationalität geführten Truppen scheinen nicht dies Mißtrauen eingeflößt zu haben, und doch hätten Erscheinungen aus frühester Zeit es wohl wachrufen tonnen.

Erst sieben Jahre existirte die bengalische Armee, als, allerdings verursacht durch europäische Truppen der Compagnie, die erste Empörung ausbrach. Die Sepoys glaubten sich in ihrem Recht verletzt, was die englischen Ge» schichtsschreiber als begründet anerkennen. Ein Compromiß wurde geschlossen, befriedigte nicht und die Empörung brach von Neuem aus.

Ein Kriegsgericht wurde niedergesetzt und 24 Sepoys wurden wegen Desertion und Meuterei verurtheilt, vor die Kanonen gebunden und zerrissen zu werden.

Die Truppen waren unter dem Befehl von Major Hector Muuro zur Parade aufgestellt, der Befehl zum Anbinden war gegeben, als vier stattliche Grenadiere vortraten und den Vorrang im Tode verlangten, da sie ihn immer im Leben gehabt.

Ihre Bitte wurde gewährt, — sie starben vom Pulver zerrissen.

Ein dumpfes Murren ertönte aus der Sepoys Reihen, welche an Zahl die weißen Truppen weit übertrafen. Ihre Offiziere, damals meist Muhamedaner oder Inder von hoher Kaste meldeten, daß ihre Untergebenen entschlossen wären, die fernere Execution nicht zu dulden. Major Hector Munro fühlte., daß das Schicksal der Armee von Bengalen auf dem Spiel stand. Sein Entschluß war schnell gefaßt und ausgeführt. Die weißen Truppen deckten die Flanken der Batterien, die Geschütze wurden mit Kartätschen geladen und den Sepoys das Commando zum Niederlegen der Waffen, zum Zurücktreten von denselben gegeben.

Nun gehorchten sie und die Execution wurde fortgesetzt — zwanzig Mann fanden in Chupra, vier in einer anderen Station, sechs in Bankepore ihren Tod vor den Kanonen. Die harte Lehre ging für's Erste den Sepoys nicht verloren; treulich standen sie zu Lord Clive, als im Jahre 1766 ein Aufstand der europäischen Ofsciere der Compagnie ausbrach. Die feste Haltung der Soubahdars (commandirende Offiziere der eingeborenen Truppen) setzte Lord Clive in den Stand, die schwierige Krisis zu überwinden und gab ihm die Ueberzeugung, daß er auch beim Ausbruch einer Meuterei weißer Truppen mit Hilfe seiner „Schwarzen“ (Blacks werden sie überall genannt) dieselbe niederwerfen würde. — Es war s. Z. der Gedanke der Schöpfer der eingeborenen Armee, daß sie, geführt von Offizieren aus höheren herrschenden Kasten, denen zu gehorchen die Masse des Volks gewöhnt war, ein brauchbares Werkzeug sein und bleiben würden.

Mit der Vergrößerung der englischen Macht in Indien, dem Hinströmen der Europäer in jene Länder, trat, wie Mr. Kaye charakteristisch sagt, das Bestreben ein, den Eingeborenen aus dem Sattel zu heben und sich selbst hineinzusetzen. Ot« toi, <ius jo ro.'^ ruette, oder, wie der Naturforscher die Erscheinung nennt, der Kampf um's Dasein begann.

Die englischen Offiziere wurden vermehrt, die Vorrechte der eingeborenen schließlich auf fast Nichts beschränkt, ein Emporkommen aus der Masse beinahe unmöglich gemacht und damit verschwanden die hochkastigen Inder, die vornehmen Muhamedcmer und andere stolze Abkömmlinge einheimischer Volksstämme, <Ko Fentrv ok tlis lsn6, und aus den Reihen der eingeborenen Armee und suchten Dienste bei den Fürsten Indiens.

Die mehrfachen Umformungen der militärischen Verhältnisse der ostindischen Compagnie gingen nicht ohne Reibungen und Aeußerungen scharfer Meinungsverschiedenheiten vor sich und wahrlich, die Dinge waren von jeher danach angethan, dieselben hervorzurufen. Der Bengal-Sepoy, stolz, aristokratisch, vielfach von hoher Kaste, war der beste Soldat von der Welt, wenn er in guter Stimmung war; aber er war nicht immer in derselben und dann eine Quelle von Sorgen für den Führer und bisweilen eine Gefahr für den Staat.

Der Sepoy aus den Präsidentschaften Madras und Bombay war fügsamer, gelehriger; die wenigen hochkastigen Mitglieder beugten ihren Stolz unter der Sitte des Landes.

Das Verschiedenste mußte verschmolzen werden. Es war ein schweres Werk diese erste große Umformung der Armee, aber die sorgfältigste Auswahl der commandirenden Offiziere, welche Land und Leute, Sprache und Gewohnheiten gründlich kannten, ließ es wenigstens für einige Jahrzehnte trotz aller Mißbräuche gelingen, weil es ein Princip wahrte, den engen Zusammenhang der englischen Offiziere mit dem eingeborenen Soldaten festzuhalten — ein Princip, — welches die Verfeinerungen späterer ^Zivilisation bestimmt waren, schnell aufzulösen.

Das neue System hielt sich bis zum Ende des Jahrhunderts. Dann trat die Frage der Stellung der Offiziere der ostindischen Compagnie an den Vorstand derselben in unbequemer Weise heran. Die Officiere erfreuten sich mannigfacher Vortheile, aber sie hatten keinen Rang und wurden fortwährend durch königliche Offiziere übergangen.

Als Erstere nun auf gewissen Rechten bestanden, erfolgte 1796 eine neue Organisation, welche wiederum eine Anzahl englischer Gentlemen in die Armee brachte, aber die letzten Spuren von Würde und Autorität der eingeborenen Offiziere vernichtete und die Stimmung der Soldaten Verbitterte.

Dazu kam, daß bei der verbesserten Pensionsgesetzgebung eine Menge alter Offiziere heimkehrten und bei der jetzt nach dem Dienstalter nicht mehr nach Wahl geregelten Beförderung Leute an's Commando kamen, welche in der Landessprache kein Glas Wasser fordern, den Unterschied zwischen Muhamedaner und Hindu nicht erklären konnten. Dieselben waren mit einer Verantwortlichkeit belastet, welche nur auf Männer von großer örtlicher Erfahrung, erprobtem guten Urtheil und Temperament hätte übertragen werden müssen.

Außere Umstände verhinderten jedoch, daß die Rückwirkung der genannten Uebelstände sich sofort sichtbar machte.

Tic letzten Jahre des alten, die ersten des neuen Jahrhunderts brachten die Kriege im Mysore- und Mahratten-Gebiet und Kampf und Sieg unter Führern wie Harris, Lake, Wellesley ließen die Sepoys ihre halb begründeten, halb unbegründeten Klagen vergessen.

Mit dem Frieden aber, dem Einrücken aus dem Feldlager in die Cantonnements begann eine Periode des Fanatismus für militärische Verbesserungen. Ezcerciermeister und Regimentsschneider machten den Leuten das Leben durch ihre Narrheiten um die Wette sauer. Neues stürmte von allen Seiten auf sie ein. Sie wurden nach neuer englischer Art excerciert, gekleidet, rasirt', frisirt, ihrer Kastenabzeichen, Ausschmückungen, Turbans beraubt, kurz in jeder Weife cmglisirt.

Die Glaubens- und Sittenlehren des Christenthums weichen nicht mehr wie jene des Muhamedanismus von der Hindu-Religion ab, aber der indische Muhamedaner neigt zu einer socialen Vermischung mit den Eingeborenen, während dieselbe Seitens der Europäer mit den beiden andern Racen undenkbar ist. Die Sicherheit des englischen Besitzstandes beruhte auf den Verschiedenheiten der beiden Hauptstämme. Traten Umstände ein, welche eine gesellige Fusion herbeiführten, so verminderte sich die Sicherheit.

(Meutnei von Vellore 1806.)

Im Frühjahr 1806 zeigten sich dem kundigen Auge Spuren von Unzufriedenheit. Muhllmedaner und Inder waren gleichmäßig in vielen > r . Interessen, Gewohnheiten und Sitten verletzt; sie hatten Zeit darlll brüten, zu sprechen und Pläne zur Befreiung zu schmieden, denn mi: >' heißeren Jahreszeit hatte der strenge und andauernde Dienst aufgehört mw der englische Offizier litt unter der gewaltigen Hitze, welche seine Thätigkeit lähmte und somit die Controlle verminderte, weshalb denn auch die meisten Verschwörungen im Frühjahr auszubrechen pflegten. Die Schwätzereien in den Bazars und Lagern wurden belebter, die wandernden Falirs erfindungsreicher in ihren Erzählungen und Prophezeiungen; die Puppenspieler, Vallabensönger wirkten verderblich auf die Phantasie der Leute ein, Schriften wurden verbleitet, Plakate angeschlagen — kurz durch alle größeren militärischen Stationen wehte der Geist der Unruhe und Unsicherheit. Die Klagen der Sepoys, zum Theil bereits angedeutet, waren mehrfach wohl begründet, viele aber auch auf Lügen basirt. Die Unzufriedenheit, die Spannung der Lage wurden nun von den Nachkommen Tippo-Saibs, der in Vellore lebenden Prinzen von Mysore benutzt, um die nie vergessenen Pläne, ihre frühere Stellung und Unabhängigkeit wieder zu gewinnen und sich an den Engländern zu rächen, aufzunehmen und durch die Sepoys in Wirksamkeit zu setzen.

Wie es vielfach in alter, neuer und neuester Geschichte zu lesen ist, daß der schwarzblickende Warner nicht gern gehört, ja sogar wenn die oberste Behörde anderer Ansicht ist, übelangesehen, bestraft, zurückgesetzt ,wird, so geschah es auch hier. Der Chef der Madras-Armee Sir John Cradock begab sich zwar nach Vellore, untersuchte, tadelte, bestrafte, — indem er zwei Leute auspeitschen ließ; aber das Ucbel hatte sich reißend ausgebreitet, die ganze Garnison war angesteckt und verpestet und durch kleine Mittel nicht zu heilen.

Nichts Ernstes, Durchgreifendes geschah; die Ruhe, welche nach jenen schwächlichen Autoritäts-Aeußerungen in Vellore herrschte, — die Ruhe vor dem Sturm, — schläferte wieder völlig die Wachsamkeit der Engländer ein und ließ die Einwohner des fürstlichen Palastes ungestört ihren verderblichen Einfluß ausüben. Sie ängstigten die Sepoys, indem sie auf die zwangsweise Ueverführung der Bevölkerung zum Christenthum aus allerhand Anzeichen hinwiesen.

Am 10. Juli brach die Verschwörung los. Am Tage war eine Menge Leute zu Fuß, zu Pferde, aufgereg, lärmend in's Fort eingezogen. Die ganze europäische Besatzung Vellores bestand aus vier Compagnien. Zwei Uhr nach Mitternacht wurde die Wache überfallen und getödtet, die Kranken im Hospital erschlagen; die Fürsten, die Leute des Palastes, das Volk fillternisirten mit den Sepoys und die tigergestreifte Standarte von Mysore wehte von den Zinnen des Palastes.

Vierzehn Ossiziere, 99 Unteroffiziere und Soldaten wurden getödtet, eine Menge verwundet, die Frauen nach dem völligen Siege für ein schlimmeres Schicksal bewahrt. Doch die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Ein englischer Offizier, Major Cants, dienstlich außerhalb des Forts beschäftigt, hörte das Schießen, den Tumult. Durch das Dunkel der Nacht eilte er nach Arcot, woselbst ein englisches Dragoner-Negiment unter Oberst Gillespie in Garnison lag.

Ihn wecken, melden, die Signale geben, satteln und mit der ersten fertigen Escadron ausrücken, war das Werk einer viertel Stunde. Die anderen Escadrons, die reitende Artillerie und die dort garnisomrende eingeborene Cavallerie folgten auf dem Fuße.

Oberst Gillesvie fand die äußeren Thore offen, das letzte aber geschlossen und im Besitz der Meuterer. Er ließ sich an einem Tau den Wall hinauf ziehn, übernahm das Commando der lebend Gebliebenen; die herangekommenen Kanonen erschlossen die Thore und es begann ein Kampf der Vergeltung und Vernichtung, dem nur die Mitglieder der Mysore'schen Fürstenfamilie entgingen, welche vom Oberst Marriat, dem bei ihnen beglaubigten Agenten, in Schutz genommen wurden.

Tie Regierung, durch die harte Lehre erschreckt, glaubte alle die vorerwähnten, verletzenden Bestimmungen über Kleidung zc. zurücknehmen zn müssen, aber unbestimmte Angst auf Seite der Sepoys — Argwohn auf der der Engländer ließen sich nicht mit einem Schlage vernichten. zumal auch in Hyderabad, Nundydroog, Pallamootah u. a. O. sich die Spuren der weit verzweigten Verschwörung zeigten und die ganze Haltung des Gouvernements nicht der Art war, Achtung und Furcht hervorzurufen. Die höheren Behörden in der Heimath hingegen verfahren mit Entschiedenheit und entfernten den Gouverneur von Madras, den commandirenden General und den GeneralAdjutanten ohne Weiteres vom Amt.

Mit dem alten Jahr starb allniälig die Meuterei aus, aber gleich nachher erhob sich ein bitterer, schädlicher Streit über die Ursachen derselben, in welchem die ganze Gehässigkeit, welche sich ja stets bei Parteikämpfen entwickelt, zu Tage trat.

Die politischen, die Civil-Beamten verlachten die Offiziere über ihre Ideen von Verschwörungs-Aufhtzereien durch Agenten, Plakate, Schriften, Bazor-Geschwötz und behaupteten, daß in den Einführungen neuer Exercierart, Kleidung « der Grund zu der von den täglichen Erscheinungen indischen Lebens in Nichts abweichenden Ausregung zu suchen gewesen sei, daß unvorhergesehene Zusälle den Ausbruch der in der Geschichte als Massacre von Vellore bezeichneten Ereignisse herbeigeführt hätten. Andererseits versicherten mit gleicher Bestimmtheit die militärischen Autoritäten, daß die neuen Reglements :c. Nichts mit der Empörung zu thun gehabt hätten, daß dieselbe das Werk der Mysore-Prinzen gewesen wäre und daß die Nachsicht, Freigebigkeit, mit welcher die Regierung dieselben behandelt, das unheilvolle Ereigniß, herbeigeführt.

Beide Parteien hatten Uniecht, Beide waren durch Rücksicht auf Standes-Urtheile und Vorurtheile verblendet. Die Wahrheit lag in der Mitte, wie es in solchen Fällen gewöhnlich der Fall zu sein pfllegt.

Wäre der Boden nicht für die prinzlichen Intriguen gut vorbereitet gewesen, so hätte lein Ausbruch stattgefunden und die Beschwerden der Sepoys allein hätten dieselben nicht zur Meuterei verleitet.

Politische und militärische Umstände waren den Engländern zu gleicher Zeit ungünstig und hätten nicht mehrere auf einander folgende energische Unterdrückungen der Unruhen dieselben im Keime erstickt, so hätten sie leicht sich über die ganze KüstewArmee ausdehnen können.

Eine dritte Partei in Indien legte Vieles den Missionären zur Last. Nun ist es zwar sicher, daß von den Unruhstiftern die wunderbarsten Gerüchte im Lande verbreitet wurden, daß alles Salz aufgekauft und mit dem Blut von Schweinen und Kühen befrngt sei, daß überall christliche Kirchen auf Kosten der Steuerzahler an den meisten Orten gebaut würden. In Indien war es wie überall. „Je dümmer die Lüge, desto eifriger wurde sie verschlungen,“ aber Eins steht fest, daß Nichts zu jener Zeit eine Besorgniß hinsichtlich der Fortschritte des Christnthums bei den Indern zu erregen brauchte. Außerdem waren damals bei den wenig äußerlichen Zeichen des Christenthums der englischen Offiziere die Sepoys in Zweifel, ob ihre englischen Vorgesetzten überhaupt einen Glauben hätten oder nicht.

Die Leiter der ostindischen Compagnie in London und der Präsident des Control-Hofes äußerten sich bereits den 18. Mai 180? dahin, daß die Verminderung der Treue der Armee und der Anhänglichkeit des Volkes darin zu suchen sei, daß eine neue Elasse von Männern mit wenig Kenntniß von Indien, wenig Interesse für seine Bewohner, wenig Duldsamkeit für seine Vorurtheile, begonnen habe, die Hauptposten der dortigen Negierung und Armee zn monopolisiren, daß die Annexionen von Lord Weitesten die alten muhamednnischen Familien an den Bettelstab gebracht und den Glauben des ganzen Voltes an britische Mäßigung und Wahrhaftigkeit erschüttert hätte und daß die Tendenz des ganzen Systems sei, wucherndes englisches Wesen einzuführen und so die Kluft zwischen Herrschern und Beherrschten zu erweitern. Mag dieses Urtheil durch Parteiinteresse stark gefärbt erscheinen, so wird man ihm doch eine gewisse Berechtigung für viele nachstehend angedeuteten Beziehungen nicht absprechen können.

Die indische Streitmacht sehte sich aus englischen und eingeborenen Soldaten zusammen. Erstere bestanden zu jener Zeit aus dem Abschaum der Menschheit; so wie der Geworbene den Schilling genommen, schied er aus dem Familienkreise, dem bürgerlichen Leben aus; er war todt für die Welt und nur noch ein Theil des Regimentes, zu dem er gehörte. —

Der Eingeborene, wenn er sich zum Kriegsdienst verpflichtete, behielt dabei seine bürgerlichen Rechte, blieb im vollsten Familienvcrbande und oft wareu in einem Haushalt der pensionirte Sepoy-Greis, der im activen Dienst thätige Manu und der nach dieser Ehre strebende Knabe vereint.

Es war ein ehrenvoller Dienst, von der Bliithe des Volks gesucht, und aus ihm entfernt zu werden, galt fiir schwere Strafe und harte Ungnade. Es war aber auch ein vortheilhafter Dienst, denn viele Vorrechte waren dem als Soldat dienenden Indier durch das Gesetz gewährleistet. Daß er durch Fremde von anderem Glauben und anderer Farbe commandirt wurde, kümmerte ihn nicht; er war an fremde Herrschaft gewöhnt und der Muhamedaner, sein Kampfgenosse trug die Wechselfälle des Lebens, sein Geschick mit Ergebenheit. Ueber den Racen-Unterschied hinweg half das Gefühl der Kameradschaft, denn trotz der Meuterei in der Küstenarmee war in der Periode von 1807—1809 dasselbe wieder in der Kräftigung begriffen. Offiziere und Sepoys standen in patriarchalischen Verhältnissen; Vater und Kinder nannten sie sich und so lebten sie zusammen. Das Regiment war bei dem spärlichen und langsamen Verkehr mit europäischer Cultur auf den Orient und orien» talische Gewohnheiten angewiesen und diese wirkten wiederum auf einen engeren Anschluß der Offiziere und Soldaten untereinander hin. —

Dies Alles sollte im ersten Drittel des neuen Jahrhunderts ein Ende erreichen, Unwissenheit, Gedankenlosigkeit, falsche Berechnung veranlaszten die indische Regierung, die Vollmachten der Commandeure und Offiziere den Sepoys gegenüber wesentlich einzuschränken. Sonst entschieden Erstere über das Wohl ihrer Untergebenen, jetzt waren Beschlüsse der Centralstelle allein maßgebend.

Die Bitten, Beschwerden der Sepoy-Offiziere wurden abgewiesen, man zwang sie, in der bilderreichen Sprache des Orients ausgedrückt, „m der Gegen» wart ihrer Leute Schmutz zu essen.“

Damit sank ihr Einfluß und mit der Macht zu helfen, die Lust dazu, die Freude daran.

Ter vermehrte weil erleichterte Verkehr mit dem Vaterlande begann der Gesellschaft einen europäischen Anstrich zu geben; moderne literarische Werke, frisch in London erschienen, wurden sofort nach Indien geschickt; jedes Schiff brachte einen reichen Kranz blühender westlicher Schönheiten. Viele Offiziere hatten bis dahin in gesetzlosem aber geduldetem Concubinat mit den Töchtern des Landes gelebt, die Sprache des Landes und manche Interessen desselben verstehen gelernt. Das hörte auf. Die englische Frau verdrängte die eingeborene Maitresse; eine nene Sittenanschauung brach sich Bahn und die Zenana (Franengemach) wurde in den Bann gethan.

Die immer wachsende Ausdehnung des Reiches nahm eine große Anzahl Beamten in Anspruch; sie wurden vielfach aus dem Offiziersstande genommen. Alle strebten nach guten Posten, nach Mitteln und Wegen außerhalb der Armee vorwärts zu kommen. Der Bestand an Offizieren wurde reducirt und was blieb — ein Haufe ruheloser, hoffender oder verzweifelter Menschen, die an ihrem Dienst keine Freude hatten. Und das sahen die Leute, daß das Herz ihrer Offiziere nicht mehr bei ihnen war. Die neue Reorganisation und Vermehrung der Armee vom Jahre 1824 bewirkte ferner ein Durcheinander-Werfen der Offiziere, welches sich als nicht heilsam erwies.

Alle die vorangeführten Gründe hatten einen verschlechternden Einfluß auf die Sepoy-Armce geübt und nur ein frischer, fröhlicher Krieg hätte helfen können; allein der Sepoy war, wenn er auch gern focht, in der Wahl seines Kriegsschauplatzes „lecker und launisch“. Ein Feldzug in Hindostan oder dem Deccan wäre ihm ganz recht gewesen, aber vor einem solchen in fremden Gegenden, jenseits des Meeres, hatte er eine heilige Scheu:

Der Krieg war da: „tK« IZni-inegs var" — aber er war in der Bengal-Armee nicht populär.

Ter Sepoy in der Armee war nur verpflichtet in Ländern zu dienen, nach welchen er marschiren konnte — er hatte nur „zu Lande" nicht „zu Wasser" geschworen.

(Die Mcuterci von Barrackporc 1824.)

Zur Einschiffung nach Rangoon waren in und um Barrackporc mehrere theils zur Reise über See verpflichtete, theils davon 6« jui« befreite Regimentcr zusammcgezogen. Schlechte Nachrichten vom Kriegsschauplatz waren eingegangen, welche das Gerücht vergrößerte; andere unheilvolle Umstände traten hinzu — kurz, das 47. Regiment brach in offene Meuterei aus, verweigerte die Einschiffung und blieb allen Einwirkungen feines Commandeurs Colone! Eartwright gegenüber widerspenstig.

Da traf von Calcutta der damalige General on ‚Ii‘t‘ Sir Edward Paget ein. Ein harter, strenger Soldat, ohne Kenntnis; der Sepoy-Armec, voll bitterm Vorurtheils gegen sie, war er ganz der Mann dazu, mit eiserner Ferse, ohne Rücksicht auf Ursache und Wirkung, eine Rebellion niederzutreten. Als das Regiment zur Parade nufmarschirt war, wurden einige Vermittlungsversuche gemacht, aber nicht angenommen, vielleicht nicht verstanden. Auf das Commando, die Waffen niederzulegen, erfolgte eine Weigerung — und darauf eröffneten die mit Kartätschen geladenen Geschütze das Feuer auf die Meuterer, welche in panischem Schreck die Flucht ergriffen, um verfolgt eingeholt, in's Gefängnis; geworfen zu werden. Das Regiment wurde aus den Listen der Armee gestrichen und vielfache Bcstrafungcu wurden verhängt.

(1827,-35.)

Durch Energie war zwar die Empörung im Keime erstickt, allein der Geist der Unzufriedenheit begann sich auszubreiten, und als nun gar, durch übermäßige Ausgaben gezwungen, eine finanzielle Einschränkung von oben her auferlegt wurde — sie läßt sich für deutsche Leser nm Besten durch nicht fernere Gewährung der Feldzulage bezeichnen (Iul‘ Latta Orüre) — so wirkte dieser Beweis von Mißachtung der Rechte der Offiziere gradezu zersetzend auf den Geist der Sepoys ein.

Als man zn jener Zeit die Prügelstrafe für die europäischen Regimentcr beibehielt, für die Einheimischen aber aufhob, wurde dieser Act der Humanität nicht dankbar empfunden, sondern die Maßregel der Furcht zugeschrieben.

Nord und Sud. XX, «« . 23

272

Der Sepoy liebte seine Herren nicht mehr, aber — seine Verachtung für sie hatte zugenommen.

Zehn Jahre spater führte Lord Hardinge wieder ein, was Lord Bentinck abgeschafft hatte.

Die erwähnten Erscheinungen hatten übrigens doch in England soviel Aufmerksamkeit erregt, daß in cineni Parlaments-Comits Capitän Macan 1832 aussagte, daß der Sepoy in allen Eigenschaften, welche den Soldaten brauchbar machen und zieren, sich unendlich verschlechtert hätte.

Zu allem Unglück kam nun noch der Afghanische Krieg, welcher den Glauben an die Unbesiegbarkeit der Engländer vernichtete und den Hundertjährigen Lorbeer von ihren Fahnen riß. Brahminen-Emissäre durchzogen das Land — Abgesandte der Regimentcr trafen mit ihnen zusammen und vielleicht war der Ausbruch einer großen Meuterei schon damals näher als man glaubte.

Aber die Energie, der Takt, die Discretion von Männern wie Pollock, Henri Lawrence und Richmond Shakespear führten über die Schwierigkeiten fort und schließlich endete die Krifis mit Siegen überall und der Erwerbung neuer britischer Provinzen; freilich aber auch wuchsen neue Gefahren empor, denn der Sepoy, welcher geholfen hatte, die Länder zu erobern, wünschte nicht, in ihnen zu garnisoniren; ein Verlangen, das durchaus gerechtfertigt war. Fern von der Hcimath, wie in einem traurigen an der Grenze liegenden Kirchhof, weit außerhalb der Gebiete des Reiches, in welchem er zu dienen verpflichtet war, leben zu müssen, erschien ihm unmöglich. Ungerecht hielt er sich behandelt, wenn in der neuen Provinz, die er mit seinem Blut erworben, so wie dieselbe Eigenthum der Compagnie geworden war, der höhere Sold fortfiel; Tapferkeit erschien dadurch beinah als Verbrechen.

(1844.1

Meutereien einzelner Regimentcr, des 49., 4L., 4., 64., ließen nicht auf sich warten; durch Schwäche, Mißverständnisse aller Art nahmen einige dieser Ausbrüche einen sehr drohenden Charakter an.

Ter wunderbare Wechsel in der Sinnesart des Sepoy, „die Unmöglichkeit, die Grenzen seines Aergers oder richtiger die erfolgte Wiederkehr seiner guten Laune zu bestimmen" schlug diesmal zum Guten aus. Wie ernst aber die Sache war, bewies der Spruch des Kriegsgerichts, welcher den stark compromittirten Oberst Moseley, der bereits disciplinarisch vom Commando der Station nnd des Regiments entbunden war, cassirte, und daß von 39 Gefangenen sechs zum Tode, die Ucbriqen zur Abbüßung verschiedener schwerer Strafen vcururtheilt wurden.

(Mcutcrri des 0. Madras-Cavallcrie-Rcgimcns in Jublmppore.) Bald darauf brachen im 6. Madras-Cavnllerie-Regiment ernste Unruhen ans. Die Mannschaften, jneist aus Muhamedanern edler Abkunft

bestehend, waren bei ihren vielfachen Dislocirungen durch die Kosten, welche die strenge Abschließung der Frauen bei der Wahl ihrer Wohnung erforderte, in große Ausgaben gestürzt worden.

Als sie in Jubbulpore ankamen und erfuhren, daß hier eine Soldverminderung ihnen bevorstände, äußerte sich die Unzufriedenheit in gewalttätigster Weise, wozu die große Unpopularität des Commcndeurs auch noch Manches beitrug.

Das verständige Einschreiten der Ofsiciere und des Brigadiers, das Eintreffen der guten Nachricht, daß höherer Sold für Jubbulpore bewilligt sei, bewirkten jedoch, daß die Sache ohne Blutvergießen ablie. — Der Geist des Unehorsams war aber auch in der Madras-Armee rege geworden und leider muß es zugestanden werden, daß die Maßregeln, welche die Compagnie ergriss, viel dazu beitrugen; ihn wach zu erhalten. —

Der Sepoy war geldliebend, hielt fest an der Beibehaltung des ihm gebührenden Soldes, aber die Habsucht war durch nicht unedle Motive hervorgerufen, sondern durch zärtliche Rücksichten auf die Interessen der Seinen und einen so starken Sinn für Familienehre, daß in Indien Armcngesetze nutzlose Einrichtungen sind. Er glaubte durch Entziehung der genügenden Subsistenzmittel diese Familienehre bedroht und wand sich unter dem Gedanken. — Fern sei es, die Mittel, welche er dagegen ergriff, vertheidigcn zu wollen — allein man muß sich stets erinnern, daß europäische Anschauungen Auflehnung gegen Autorität anders beurtheilen, wie dies im Orient geschieht, und daß, nach muhamedanischer Sitte, Rache eine Tugend ist. —

Die Behörden der verschiedenen Präsidentschaften befanden sich den unzufriedenen Regimentern gegenüber in einer schwierigen Lage. Das Natürlichste und Leichteste wäre gewesen, die Regimentcr auszulösen — aber diese Strafe hätte in dem Falle Schuldige und Unschuldig^ zugleich getroffen, da nicht alle Truppen durchweg meuterisch gesinnt waren; das Land würde mit Werkzeugen neuer Umwälzungen überschwemmt und dem nahe stehenden Feinde, der Sikh»Armee, brauchbares Material an Soldaten zugeführt worden sein.

So kamen mildere Mittel zur Anwendung und dadurch wurde ein großer Fehler begangen.

Hat ein Heer einmal einer Regierung die Höhe des Betrages seines Soldes dictirt, in Geldsachen gesiegt, so hat die controllirende Gewalt derselben ein Ende und aus den gehorchenden Soldaten werden Gesetze gebende

Pratorianer.

Lord Ellenborough, der damalige General Gouverneur, hatte das volle Berständniß für die Schwierigkeit der Frage, und oft ist von ihm als Hauptcfcfahr für die Herrschaft Englands in Indien die allgemeine Empörung der Xariv« ^rm^ bezeichnet und ein Krieg als bestes Mittel zur Zufriedenstellung derselben bezeichnet worden. Die späteren Ereignisse lehrten, daß auch dies Mittel nicht ohne Gefahr war,

Tic Regierung hätte die ernste Lehre annehmen, den Sepoys klar und deutlich ihre Sold- und Zulage-Berechtigung auseinander setzen und nicht an die, für alle Armeen gefährliche Frage einer Soldherabsetzung rühren sollen.

Zum Glück für die Negierung Ostindiens dauerte der Friede nicht lange und ein Krieg, diesmal ein willkommener, führte die Scpoys gegen ihre alten Feinde, die Sikhs.

(Die Vcrschnwrmiss von Pc>!n» 1845.)

Während der General-Gouverneur und der Höchstcommandirende an der Spitze der Armee an der Grenze waren und alle Welt die blutigen Kämpfe am Sutlej mit Spannung verfolgte, vollzog sich in den südlichen Provinzen ein Act, der als Vorspiel zu der, in wenigen Jahren ausbrechenden Erhebung betrachtet werden kann.

Am Weihnachtsabend empfing die Obrigkeit von Patna die Mitteilung eines orgcmisirlcn Complots, um die Treue der Sepoys in den genannten Provinzen zu untergraben. Emissaire wanderten auf dem Lande, in den Cantonnements, in den Lagern hin und her und erfüllten die Herzen der leichtgläubigen Sepoys durch lügenerische Berichte mit Angst und Sorge. Prophezeiungen, daß die Engländer bald in die See würden getrieben werden, schwellten die Träume der Ehrgeizigen zu nahen Hoffnungen an.

Der Treue eines Zomindars — Mootee-Missur — feiner Kaste nach Brahmin, welcher, zum Beitritt zu der Verschwörung aufgefordert, dies seinem Eommandeur Major Rowcroft entdeckte, bewahrte zu jener Zeit das Land vor einem großen Unglück: denn es ist wohl unzweifelhaft, daß die Sache im vollen Gange war, da bedeutende Geldbeiträge von indischer Seite gesichert waren. Und wenn Menschen sich von ihrem Gelde trennen, so meinen sie es sicherlich ernst. —

Tic Untersuchung hatte leine großen Resultate. Major Rowcroft, von ernster Krankheit befallen, möglicher Weise durch Vergiftung herbeigeführt, mußte nach England heimkehren. Er schied von Mootee-Missur und noch einem anderen Getreuen unter der Zusicherung, nach seiner Rückkehr weitere Aufschlüsse über die Ausdehnung der Verschwörung zu erhalten; als er aber, wiederhergestellt, sich zum Dienst bei seinem Regiment zurückmeldete. waren die beiden treuen Männer todt.

Unter dem Ruhm der Siege von Lord Hardinge und Gough erstarb dann eine Weile jeder Gedanke an Aufruhr und Meuterei; der Stolz der Scpoys war befriedigt, ihr Beutel gefüllt — kurz, in Nord und Süd herrschte mehrere Jahre, auf der Oberfläche Ruhe, Sicherheit und mit ihnen Gedeihen des Landes.

(Meuterei in Nnwal-Pindre und nn anderen Ortrn 1849.) Neue Ausbrüche von Unzufriedenheit, wiederum durch Geldfragen hervorgerufen, wurden durch Sir Eolin Eampbell und den damals Höchstcommmidirenden Sir Charles Napier in kluger und energischer Weise unterdrückt. Die Generale befanden sich in der Frage, was zu thun, mit Lord Talhousie, dem General-Gouverneur, in voller Ucbereinstimmung und dieser Umstand wirkte stets wohlthuend auf die öffentlichen Angelegenheiten.

Die Proclamation, in welcher Sir Charles Napier den Sepoys die Umwandlung der Todesstrafe für die Häupter der Meuterei in Transportation für Lebenszeit ankündigt, ist ein Meisterstück militairischen Styls:

„In ewiger Verbannung werden sie ihre Verbrechen sühnen. Von ihrer Heimath, ihren Verwandten für immer getrennt, werden sie jenseits des Meeres ihr elendes Leben fristen. Die Strafe ist verändert — ich halte dies aber für keine Gnade. Sie werden lebende Beispiele des traurigen Schicksals bleiben, welches Verräther an ihrer Fahne erwartet.“

Trotz aller Energie und Strenge, mit welcher Sir Charles Napier verfuhr (das sechsundsechzigste Regiment wurde aus der Armeeliste gestrichen, ausgelost), nahm er sich doch der Rechte der Sepoys, die er für begründet hielt und deren Verletzung er für „unpolitisch und ungerecht“ erachtete, mit Eifer an, und gewährte ihnen einen höheren Sold, als durch die letzten Bestimmungen der obersten Civilbchörde angewiesen war.

Als Lord Dalhousie, welcher zur See nach Calcutta zurückgekehrt war. hiervon Kenntniß erhielt, empfand er die Verletzung seiner Befugnisse auf's Tiefste, und es entspann sich ein Briefwechsel in sehr gereiztem Ton zwischen den beiden charaktervollen energischen Männern, denen man nie ein längeres Zusammenwirken zugetraut hatte.

Während der Soldat behauptete, der Zustand sei gefahrdrohend gewesen und deshalb, nach bewiesener Energie, das Eingehen auf die Ansprüche der Sepoys geboten, bestritt der Staatsmann jede Gefahr. Letzterer siegte, denn das Gesetz war auf seiner Seite; Sir Charles Napier nahm seine Entlassung und sendete bald darauf sein, wohl schon lange vorbereitetes Buch über das „Intimi)l8A«verluuet,“ in die Welt.

Schon oft, im Großen wie im Kleinen, waren derartige dienstliche Zwistigkeiten in Indien vorgekommen; ja man kann wohl mit einer gewissen Berechtigung sagen, daß nirgends, fast über Alles, sich entgegengesetzte Meinungen gegenüber standen; — aber die Differenzen spielten sich in den Büreaus, im Hause, im Herzen verborgen, ab und waren nie an die Oeffentlichkeit getreten.

Nun trat ein solcher scharfer Cvnflict ans der Verborgenheit hervor — und vorbei war es in Indien mit dem Glauben an die Einigkeit der Engländer: «ein Kopf, ein Herz, ein Arm, ein Schwert“.

Tie Sepoys zogen ihre Lehren hieraus und, da der von hervorragenden Staatsmännern Indiens gegebene Rath: „für die verschiedenen Provinzen, Verhältnisse und Rangstufen möglichst einfache Sold- und Zulage-Regulative zu schaffen“, nicht befolgt wurde, so blieben die Hauptgründe der Unzufriedenheit bestehen, wucherten in den Gemüthern fort; es reifte schließlich die böse Saat und brachte blutige Früchte.

Die nächsten Jahre verflossen ruhig und waren in mancher Art für Indien segenbringend unter Lord Dalhousies thätiger, energischer und despotischer Regierung. Jeder Handlung prägte er sein eigenes Gepräge auf; selten nur hörte man zu jener Zeit von dem „Oovernment“ reden — nur von dem „KM^änaI raan“ sprach man. Fest von der Treue der Sepoys überzeugt, verfolgte er seine Politik der Annexionen bisher mehr oder weniger unabhängiger Staaten und vergrößerte somit das englische Gebiet um Reiche von großer Ausdehnung.

Krieg wie Frieden hatten ihm reiche Früchte getragen: Segen und Gedeihen ruhten auf jeder seiner Unternehmungen; nach seiner Meinung war keine Wolke am Himmel Indiens! Zahlreiche begeisterte Nacheiferer setzten, von der Richtigkeit seines Principis der Anglicisirung Indiens durchdrungen, seine Arbeit in seinem Sinne fort; der Erfolg trug ihn zum Himmel empor — wengleich körperliches Leid und achtjährige schwere Arbeit unter der Sonne Indiens ihn, kurz nach der Rückkehr in die Heimath, in die kühle Erde betteten.

Trotz alledem gab es in Indien sowohl, als in England, eine große Anzahl tüchtiger Männer, welche ihm bei aller Hochachtung seiner persönlichen und staatsmännischen Eigenschaften, die Eine völlig absprachen: „Den Geist des Landes und dessen Bewohner, die er zu beherrschen bestimmt war, je richtig erkannt zu haben,“ —

Als später die Empörung ausbrach, vermehrten sich die Sündenregister, welche ihm in's Grab nachgerufen wurden; noch heute findet man in den besten und neuesten Werken über Indien seinen Namen mit schweren Vorwürfen eng verbunden, hervorgerufen durch seine Maßnahmen, denen man den Ausbruch, oder wenigstens die Förderung der Meuterei zuschreibt.

(Gri'mdc der lluzufriedenhcit der Landbcvölkcrung.)

Obenan steht die Annexations-Theorie, welche, da sie oft mit finanziellen Interessen der Compagnie Hand in Hand ging, im Lande bei Fürsten, Landeigenthümern und auch bei dem Volke böses Blut machte; daher fand sie, bei vielen bedeutenden englischen Staatsmännern Indiens heftigen Widerspruch.

Wie Lord Dalhousie mit gewaltiger Hand in das staatliche Leben Indiens eingriff, so that er ein Gleiches in Bezug auf gesetzliches wie auf Gewohnheitsrecht.

„Der Sohn,“ sagt der große Hindoo-Gesetzgeber, „befreit seinen Vater aus der Hölle, genannt Put.“

Nach indischen Begriffen giebt es verschiedene Arten von Söhnen und unter diesen ist der „durch Annahme an Kindes Statt, ääoption, gewählte, sehr häufig. —

Vielweiberei und Zencma (Harem) sind in Indien, wie in der Türkei, keine Einrichtung, um den Fürsten eine lange gesicherte, directe Nachkommenschaft zu sichern. Bei ihnen sowohl als beim ganzen Volke war daher das Recht der Adoption cine der theuersten Lehren des Hindooismus. Dadurch, daß Lord Talhousie dieses Recht bei den Fürsten scharf begrenzte und einschränkte, dem Staat die letzte Entscheidung übertrug und bei ungenügender Formerfüllung das Recht des Heinifalls an den Staat (riZiit «f I^ps«) setzte, und in vielen denkwürdigen Fällen mit großem Vortheil für die Compagnie durchführte, verletzte er ganz Indien auf's Schärfste und schuf der englischen Herrschaft viele,“ zum Theil mächtige, Feinde, unter denen Dundoo Punt, Nana Sahib, selbst in weiteren Kreisen in Deutschland früher viel genannt wurde. —

Eine große Anzahl anderer, den Adel, die Grundbesitzer und Landgemeinden schädigender Erlasse muß sich, des beschränkten Raumes und des geringeren Interesses Ivegen, der Mittheilung entziehen, wengleich ihre Einwirkung auf das Land tief einschneidend und erbitternd war.

Nur ein Fall sei erwähnt:

Im Jahre 1852 war die sogenannte Jnam-Commission eingesetzt und ihre Aufgabe war, die Besitztitel der verschiedenen Grundeigenthümer zu prüfen. Sie bestand aus einer kleinen Anzahl englischer Offiziere, wie der englische Geschichtsschreiber selbst sagt: „nicht besonders in Rechtsprincipien erfahren und ganz ungeübt in der Führung juristischer Nachforschungen“. In den Jahren von 1852 bis 57 wurden von pp. 35000 vorgelegten Besitztiteln größerer und kleinerer Güter drei Fünftel confiscirt. —

Während so das Finanzdepartement in einer allgemeine Angst und Besorgnis; erregenden Weise vorging, that auch die Justizbehörde das Ihrige im Kampfe gegen indische Sitte, Gewohnheit und Recht, indem sie englische Anschauungen dem Verfahren bei Käufen, Verkäufen, Pfändungen u. f. f. zu Grunde legte; dadurch entriß sie im Lauf jeden Jahres eine große Anzahl von Grundstücken und Besitzungen ihren langjährigen Herren und brachte sie in andere Hände. Alle die geschädigten und häusig in's tiefste Elend gestürzten Einwohner hatten kein Mittel, sich gegen dergleichen Gewaltthdtigkeiten zu schützen. — Der Eintritt in Staats-Aemter irgend welcher Art war ihnen verschlossen — war es da zu verwundern, daß ihre Sympathien sich ihren alten Herren zuwendeten, welche zwar auch zugriffen und nahmen, wo es ihnen paßte, trotzdem aber Thür und Thor zu ehrenvollen, lohnenden Aemtern und Diensten öffneten. Die Engländer dagegen hatten für alle die Geschädigten keinen Raum — weder in der Nähe noch in der Ferne.

l.Dcr Priestcr-Ztand,)

Zu all den bisher aufgeführten zahlreichen Unzufriedenen gesellte sich noch der Gefährlichste und am meisten Bedrohte: der Brahmin. —

Niemals in der Welt, in allen Religionen, welche von der Wissenschaft erforscht und beleuchtet wurden, hat es ein so entsetzliches, auf Unwissenheit und Aberglauben begründetes System der Ueberwachung, Einmischung und Unterdrückung gegeben, als in Indien.

Nichts — im vollsten Sinne des Wortes, Nichts konnte geschehen, ohne daß der Brahmin seine Abgabe erhob; keine Maschine konnte aufgestellt, kein Geschäft unternommen, kein Feld abgeerntet werden — der Brahmin mußte es wissen, für Erfüllung der Ceremonien seine Bezahlung erhalten. So sammelte er Schätze, behielt Einfluß auf Menschen und Ereignisse und kannte seinen District auf das Genaueste.

Das Verbrennen der Wittve auf dem Holzstoß, der Mord der kleinen Kinder in der Zenana, das Tödten der Kranken und Greise an den Ufern der Flüsse, das Abschlachten der zum Opfer gemästeten Menschen, das heimtückische Erwürgen harmloser Reisenden, waren religiöse Einrichtungen, aus denen die Brahminen Vortheil und Macht ableiteten.

Das Gesetz hatte im Großen und Ganzen diese grausamen Gebräuche ausgerottet; dennoch blieb der Aberglaube im Herzendes Volkes ein mächtiger Hebel in der Hand der Brahminen.

Die beste Waffe der Civilisation, eine gute Erziehung, wirkte langsamer aber sicherer wie das Gesetz. Regierung und englische Bevölkerung gingen, aufgestachel't durch die Vorwürfe aus der Heimath, rastlos Hand in Hand vor. Während keiner früheren Verwaltung waren die den Vortheil der Brahminen fördernden Jrthümer schärfer angegriffen worden, als unter Lord Dalhousie.

Die Gründung von Schulen, Universitäten, das Eindringen der Erziehung in die Frauen-Gemächer, das Auftreten einer neuen Generation von Eingeborenen, welche, von englischen Lehrern gebildet, für die alten Gebräuche kein Berständniß, folglich für die Träger derselben weder Ehrfurcht noch Gehorsam mehr hatten — Alles setzte die Brahminen und die große, um das Banner des Hindoothum geschaarte, orthodoxe Partei in Schrecken, zumal die Wunderkräfte der Neuzeit: Dampf und Elektricität, ihren Einfluß auf die Masse des Volkes geltend machten.

Tie Maßregel: den nicht verbrannten Wittwen, die zu lebenslänglicher Ehelosigkeit oft Keuschheit — verurthcilt waren, das Recht der Wiedcrverheirathung zu gewähren, erregte in den orthodoxen Kreisen einen Sturm der Entrüstung. — Die eingeborene Presse erging sich in den schärfsten Angriffen gegen die Negierung, sah hierin dm Vorboten zur Aufhebung der Polygamie — aber Lord Dalhousie blieb fest und regelte die Angelegenheit in ihren Eonsequenzen>: Erbberechtigung der in zweiter Ehe erzeugten Kinder — durch das Gesetz.

(Der Kastengeist in Indien.)

Der Einfluß aller bisher angeführten Umstände, besonders der sichtbare Vortheil, den Eisenbahnen und Telegraphenleitungen einem Jeden gewährten, wäre vielleicht noch schneller und schärfer hervorgetreten, wenn nicht der Kastengeist hindernd eingewirkt — jene seit undenklichen Zeiten bestehende Einrichtung, welche fester als die abstracten Lehren des Hindooismus, bis in die niedrigsten Schichten der Bevölkerung seine zähen Wurzeln trieb, Tie große Einrichtung der Kasten war eine immer vorhandene Wirklichkeit; sie griff in die gewöhnlichsten Lebensverhältnisse ein; dem unbedeutendsten Verständniß war sie zngänglich. Jeder Mann, jede

Frau, jedes Kind wußte, wie schrecklich es sein würde, aus der Gemeinschaft der Brüderschaft ausgestoßen, verabscheut von den Menschen, von Gott verflucht, ein abgesondertes Leben dahinschleppen zu müssen.

Der Masse des Volkes die Furcht einzuflößen, ihre Kasten seien von den hinterlistigen Angriffen der Engländer gefährdet — hierdurch eine allgemeine Erhebung der Inder und auch der durch andere Gründe in Unruhe versetztm Muhamedaner zu bewirken und schließlich die Fremden in die See zu jagen, das war das Sinnen und Trachten der Brahminen. — Scharfännig, hinterlistig, geduldig warteten sie ihrer Zeit, jede Maßregel, jeden Schritt der Engländer erspähend, ob er dem erstrebten Ziele näher führen könne. — Und sie hatten nicht lange zu harren, denn eine, an sich verständige, Verordnung in Betreff der Verbrecher in den Gefängnissen lieferte den willkommenen Vormund, nicht allein die Masse des Volkes, nein, auch die höheren Klassen aufzuwiegeln.

Die alten toleranten Bestimmungen gestatteten jedem Gefangenen für sich zu kochen und zu essen, was jedoch viele Uuznürlichkeiten und Verstöße gegen die Gefängniß-Discivlin veranlaßte. Man theilte daher, nach ihren Kasten, die Inhaftirten in Abtheilungen, gab denselben einen Koch und regelte ihre Essensstude. War nun dieser Koch einer niedrigeren Kaste angehörig, so verlor — nach indischen Begriffen — die ganze Abtheilung das Recht auf die höhere.

Die Brahminen, und mit ihnen nicht allein die Gefangenen, sondern auch die Einwohner der Städte, in welchen Gefängnisse waren, sahen in dieser, nach unserer Meinung so einfachen und verständigen, Bestimmung ein hinterlistiges Verfahren, um die Gefangenen ihrer Kaste zu berauben uud dadurch dem Christenthum in die Arme zu treiben.

(1«52.)

Tie ernstesten Unruhen brachen an vielen Orten aus! Benares, die Hauptstätct, das Treibhaus des Hindooismus, wurde nur durch kluge Concessionen vor einem blutigen Ausbruch bewahrt. — Jedoch scheint die Berücksichtigung der indischen Anschauungen nicht lange angehalten zu haben, denn bereits 1855 brachen neue Unruhen in den Gefängnissen aus.

Die Hindoos und die Hindoo-Muhamedancr sind Nichts ohne ihren Lotah, ein metallenes Trinkgefäß, das sie ängstlich vor Entweihung hüten und hoch halten als theuerstes Besitzthum, Der Mißbrauch, welcher mit diesem Gefäß getrieben werden konnte <Mr, Richardson, ein Magistratsbeamter, wurde in Aliporc durch einen Schlag mit einer Lotah getödtet), veranlaßte die Behörde, diese gefährlichen Gefäße durch irdene zu ersetzen, was zu einer ernsten Erhebung der Gefangenen Veranlassung gab. Ter Magistrat meldete dies Ereigniß in seinem Bericht als: „einen wüthenden und ganz unerwarteten Ausbruch von Seiten der Stadt- und Districts-Bevölkerung zu Gunsten und zu Unterstützung der Gefangenen“; sogar höhere, eingeborene Beamte der Compagnie beteiligten sich an demselben.

Aus dem Vorstehenden geht unwiderleglich hervor, wie viel Zündstoff allseitig angehäuft war, wie viel einflußreiche Personen, Hindoos und Muhamedaner, ungeduldig auf den Funken warteten, der ihn entzünden sollte.

Lord Dalhonsie, der gewaltige Staatsmann, welcher Indien mit eiserner Hand beherrschte, es vergrößerte, seinen Namen durch Thaten und Schöpfungen aller Art mit Ruhm bekleidete — er schied von seinem zweiten Vaterlande, dem er „Frieden und Gedeihen“ gesichert glaubte, siechen Körpers nach achtjähriger Arbeit unter Indiens Sonne.

Lord Canning, sein Nachfolger, Sohn des berühmten Staatsmannes, sprach in seiner Abschiedsrede bei dem, ihm zu Ehren gegebenen Banauet in London Tavern mit prophetischem Geist die Worte:

„Wir müssen nicht vergessen, daß an dem Himmel Indiens, heiter wie er ist, sich eine kleine Wolke zeigen mag, zuerst nicht größer als eines Mannes Hand, die aber immer wachsend zuletzt sich entladet und uns mit Vernichtung droht. Was einst geschah, mag wieder geschehen.“

Die Berliner Musik-Saison.

Rückblicke

von

tz. 55 brli ch.

— Berlin, —

^11 sollen wir zuerst besingen, wen zuletzt? Denn zu preisen sind sie ja Alle, Signora Albany, und (alphabetisch geordnet) Brahms, Bülow, Joachim, Kiel, St. Sahlis, Stranß, Wierling, als Componisten nnd Dirigenten. Auch Virtuosen haben ein Anrecht auf die „Lyra“ des Kritikers; als da sind GrünseId, der liebenswürdig feine Cellist, Kotek, der treffliche Mnsiker-Geiger, der mit seinen Kunstgenossen Moser, Exner und Dechert einen neuen und gleich bei der ersten Leistung mit wohlverdientem Beifalle aufgenommenen Quartettverein gestiftet hat; Reiscnauer, ein Schüler Lißts, der in Rom auch den musikalischen Rath des deutschen Gesandten H. v. Keudell*) genossen und in einem Concerte allgemeine Anerkennung seiner ausgezeichneten, echt künstlerischen Leistungen in den verschiedenartigen Gebieten reproducirender Musik errungen hat; Herr Rummel, ein ungemein brillanter und vielseitiger Pianist, der, bisher in Amerika ansässig, sich in Berlin niedergelassen hat; Sauret, der geniale Geiger, Scharwenka, der höchst brillante Pianist ?c. .c. fast »ck intuuwill.

Nachdem wir nun den Virtuosen die Rücksicht erwiesen, die uns der beschränkte Raum bei einem Rückblick auf vier musikschwere Monate gestattet, müssen wir zuerst die Pflicht der Galanterie gegen die Dame erfüllen, dann aber den Componisten und der merkwürdigen Erscheinung des Meininger Hofcapell-Intendanten Bülow einige eingehende Betrachtungen widmen. Signora Albany ist eine Gesangskünstlerin ersten Ranges, die sehr schöne Stimme mit bester Schule vereinigt. Ihr Vortrag entwickelt sich

) Hcrr v. Keudell ist einer der ausgezeichnetsten, gründlichst gebildeten Dilettanten ur.d Musikkcnmr.

besonders schön und wirtsam in zarten lyrischen Partien, im Ausdruck zärtlicher inniger, nicht heftig leidenschaftlicher Empfindungen. Ihre bedeutendsten Erfolge errang sie als Margarethe und als — — Elsa in Lohengrin. Die Wiedergabe dieser letztgenannten Partie kann als eine merkwürdige bezeichnet werden: Signora Albany, die nie ein Wort deutsch gelernt oder gesprochen, die Rolle nur italienisch in London gegeben hat*), trat auf der Berliner Bühne als deutsche Elsa auf und setzte selbst strenge Richter in Verwunderung durch die immer deutliche Aussprache, durch ihr vortreffliches Spiel und durch den ausgezeichneten immer ganz angemessenen Vortrag. (Hat doch selbst Rich. Wagner, nachdem er sie in London gehört, ihr einige» Complimente gesagt, in dem Tone, in welchem Muhamed seinen Getreuen seine Wanderung durch des Engel Gabriel Rockärmel verkündet haben mag.) Signora Albany hat beim Publicum die gerechte Anerkennung gefunden; als besonderem Schützlinge der Königin Victoria von England ward ihr auch am hiesigen Hofe die beste Aufnahme zu Theil, die sich in Einladungen und in der Ernennung zur Kammersängerin manifestirte.

Und nun zu den Coniponisten! Friedrich Kiel ist mit einem neuen Requiem hervorgetreten, in As dur, in der mildesten Tonart. Daß er in der Kunst des sogenannten strengen Satzes unter allen lebenden Tondichtern obenan steht, daß er die sämmtlichen denkbaren Formen des Contrapunkts mit großer Meisterschaft und ohne doctrinäre Schwerfälligkeit handhabt, kann Niemand bestreiten. Und daß er in diesem zweiten Requiem jene große Formkunst mit schöner Melodik vereinigt, wurde allgemein anerkannt. Es sind Gesänge darin, die dem Laien fast weltlich angenehm klingen, während sie zu gleicher Zeit dem Kenner die kunstreichste Vrschlingung wahrhaft mathematischer Musikform-Zusammensetzungen offenbare». Es schwebt über dem Ganzen ein Geist der Versöhnung, der wahren Frömmigkeit, die in der Musik-Composition nur durch Erzeugung einheitlich-ruhiger betrachtender Stimmung sich bewähren kann. Kiel ist ein echter Kirchencumponist — dabei aber versteht er weltliche Töne gar lieblich anzuschlagen, wie seine von Joachim gespielten und mit großem Veifall begrüßten Quartett-Walzer bewiesen haben. Daß seine Werke noch nicht die allgemeine verdiente Verbreitung gefunden haben, ist daraus zu erklären, daß er bescheiden zurückgezogen lebt nnd leine dominirende Persönlichkeit besitzt, welche eine Partei selbst bildet, oder um welche Anhänger sich schaarcn, um eine Partei zu bilden, die unter einem Banner kämpft!

Eine solche Persönlichkeit, ein zum Herrschen geborner Künstler ist Johannes Vrahms. Wo er sich zeigt, da wird er Mittelpunkt, auch ohne es zu wollen. Im Jahre 1853, als er, neunzehn Jahre alt, mit dem

) Um auch dein „Piugraphischen“ gerecht zu werden: Signora A. ist in Am.iii» in der Grafschaft Albam, geboren, uon französischen Eltern; ihr eigentlicher Familienname ist „La Icuncssc“(!). Ausgebildet ward sie uonNuprez in Paris und Lampcrti in Mailand, Wer noch weitere Wunder hören will, wende sich nn Impressnrio Ullmaiin, der den Ltern entdeck! und nstrologirt hnt.

ungarischen Geiger Nemvnyi in kleinen hannoverschen Städten musicirend, nach Göttingen kam, lernte er Joachim kennen und begeisterte, unterjochte ihn. Ein Jahr später wirkte er auf den edlen Schumann, daß dieser die seit zehn Jahren ruhende Feder des Kritikers wieder zur Hand nahm und jenen berühmten Artikel „Neue Bahnen“ schrieb, worin er den Jüngling als Nachfolger pries, der ihn überragen würde! Als Hanslick, der Gründer einer neuen Musik-Aesthetik, der entschiedenste Vertreter der Form, den ganz und gar romantischen Componisten und Menschen Brahms kennen lernte, da war er von ihm sozusagen bezaubert und sein feurigster Vorkämpfer. Und in neuester Zeit haben wir den noch merkwürdigeren Fall erlebt, daß Bülow, der Jahre lang öffentlich für die Bayreuther KunstUnternehmen concertirt hatte, nunmehr mit dem größten Enthusiasmus als Dirigent und als ausübender Künstler für Brahms in die Schranken tritt, und an ein und demselben Tage ein Morgenconcert mit ausschließlich Brahms'schen Claviercompositionen, ein Abendconcert der Meininger Hofcapelle mit Orchesterwerken desselben Tondichters, und am nächsten Abende wieder ein ähnliches veranstaltete. Kann es einen besseren Beweis geben von der Herrschnatur Brahms?

Und wohlgemerkt! Er hat niemals mittelbar oder unmittelbar irgendwelche Mittel zur Hebung seineF Ruhmes angewandt*), niemals die Hebel in Bewegung gesetzt, die der Meister in Bayreuth und seine Jünger so vortrefflich handzuhaben verstehen! Ja vielleicht — wir sagen vielleicht — wenn in Bayreuth nicht so viel geschimpft worden wäre, würde auf anderer Seite Lob und Preis für Brahms nicht so stark und so ganz unbedingt erschallt sein. Aber eben weil dieser nur durch sein künstlerisches Schaffen zu wirken sucht und jedes Nebenmittel verschmäht, halten viele edle Männer sich für verpflichtet, für ihn mit allen Kräften einzustehen und in ihm die echte Kunst zu preisen, die nur durch sich selbst zur Geltung gelangen will. Sein Name ist das Banner, um welches sich die Schumann'sche Schule schaart, unter welchem sie gegen die anderen Richtungen kämpft; er hat nicht Partei gemacht, die Partei hat nicht ihn gemacht, man könnte sagen. Alles hat sich <ius»i von selbst gemacht, als natürliche Folge der verschiedenen Eni- und Verwicklungen in den Musikzuständen.

Gehen wir nun von allgemeinen Betrachtungen zur Beurtheilung der Werke über, welche Bülows Brahms-Clavier-Morgen-Conccrt, und

) Ein sehr unabhängiger Bcnrthcilrr, aufrichtiger Verehrer Brahms, seit dessen ersten Werken, aber Niemand,« unbedingter Posaunist, fand sich eines Tages wenig begeistert von einem neuen Quartette, und veröffentlichte seine Meinung. BrahmS, der, wie es scheint, gerade von dieser Composition viel hält, sandte dem Bcurthcilcr die Partitur mit einem sehr freundlichen Schreiben, ohne die Kritik mit einer Silbe zu erwähnen. Der Bcurthcilcr hat seine Meinung über das Werk seither nicht geändert, eher gefestigt! aber des Verfahrens von Brahms gedenkt er gern und mit künstlerischer . Hochachtung,

die beiden Abendconcerte mit der Capelle gebracht haben. Unter den zuerst angedeuteten stellen wir die beiden Balladen und die acht Clavierstücke den besten Schöpfungen des Componisten gleich. Von den größeren Compositionen ist vor Allem das neue Concert für Clavier mit Orchester zu nennen, das in Erfindung, Ausführung und Haltung als hochbedeutendes Werk zu bezeichnen ist. Allerdings, was man gewöhnlich als ein Clavier» concert betrachtet, darf man von diesem nicht erwarten; es ist mehr ein Concert für Orchester mit obligater.Clavierbegleitung. Und als ein ganz ausgezeichneter Orchester-Pianist hat sich Brahms, der sein Werk eigenhändig zu Gehör brachte, vollkommen bewährt. Technik und Rhythmik besitzt cr in hohem Grade, sein Anschlag ist markig, sein Vortrag durch und durch Musik. Im Uebrigen behandelt er das Clavier als ein Instrument, dem hie und da besonders wichtige Tonreihen zugewiesen werden, wie ja auch der Clarinette oder dem Horn in der Symphonie. Neben diesen: Conccrte kamen als neu, d. h. hier noch nicht gehört, zur Vorführung die Variationen über ein Haydn'sches Thema und eine Serenade für kleines Orchester. Variationen im großen Rahmen find so zu sagen eine Brahms'sche Hauptdomäne; auf diesem Gebiete herrscht er allein, unerschöpflich in neuen Formen und Klangwirkungen. Die „Serenade“ enthält einige reizende Nummern, besonders ein Andante, eine wahre Perle, deren Werth vom großen Publicum erst noch erkannt sein will. An bereits bekannten Werken führte Bülow die herrliche „Tragische“ und die „Akademische“ Ouverture vor, das erste Clavierconcert und endlich die erste (Ornoll) Symphonie die bei ihrem Erscheinen so viel Hin- nnd Hcrreden erzeugt hat und die wir für die bedeutendste erste Symphonie halten, welche ein Componist noch geschrieben hat. Wer die erste Symphonie einiger bekannter Tondichter, wie Beethoven, Hciyd, Mozart mit den späteren derselben vergleicht, wird uns verstehen, und wird auch verstehen, daß wir die Leute, welche diese Symphonie Brahms durchaus gleich als einen Schritt weiter über die anderen hinaus beurtheilt haben wollen, nicht verstehen. Wir müssen uns überhaupt versagen, über die hohe Bedeutung dieses genialen Componisten Ausführliches zu schreiben, weil feinem Wirken eine weit greifende und gründliche Studie für sich allein gewidmet werden muß; wir wollen hier nur andeuten, daß er nach unserer Uebcrzngung in der That „Neue Bahnen“ gebaut hat, aber mehr Zweigbahnen nach bisher wenig befahrenen, fast unbekannten gar schönen Punkten (deutsches Requiem, Schicksalslicd), als Hauptbahnen, die neue Kunstlande erschließen. Sei dem wie immer, freuen wir uns seiner, nnd preisen wir ihn als Einen, der zu den Besten gehört!

Wir müssen hier und bevor wir von St. Sa^ns und Wierling sprechen, nothwendigerweise vom Componisten Brahms zum Dirigenten der Mcininger Hofcapelle abschweifen, weil ja seiner Anregung allein die Berliner Musikwelt die Hierherkunft Brahms und die Bekanntschaft mit . den obenerwähnten neuen Werken verdankt. Die Leistungen der Meininger Hofcapelle unter, oder vielmehr durch Bülows Leitung siud eine ganz merkwürdige Erscheinung. Man wußte, daß in Meiningen das Drama besonders sorgfältig gepflegt wurde; als die Hosschauspieler des Herzogs hier und anderswo Gesanimgastspiele veranstalteten, erzielten sie durch die Nuancirung mancher bisher vernachlässigter Einzelheiten und auch durch die höchst anerkennenswerthe Einheitlichkeit im Zusammenwirken große Erfolge und riefen vielfältigsten Meinungsstreit hervor. Daß ober in dem kleinen Ländchen auch noch eine Capelle bestand, die gleiche Ziele wie das Schauspiel anstreben sollte, erfuhr man erst bei der überraschenden Nachricht von der Berufung Bülows als „Intendanten“. Als nachher die Kunde verbreitet ward, diese Kapelle werde Hieher kommen, und an drei aufeinander folgenden Abenden Bcethoven-Concerte veranstalten, fragte man sich verwundert: welchen Zweck die Hierherkunft anstreben und erreichen könnte? Doch nach dem ersten Beethoven-Abende erkannte man, daß die sorgfältigste Ausführung aller Einzelheiten, durch welche sich das Meininger Schauspiel ausgezeichnet hatte, auf die Capelle übergegangen war, daß in der Instrumentalmusik, wo Inhalt und Form unzertrennlich ineinander gehören, solche Nuancirung künstlerisch noch viel berechtigter ist, als im Drama, wo zuletzt die Aufmerksamkeit zu sehr auf Aeußerlichkeiten gelenkt wird; und man erkannte, daß unter Bülows Tactir-Zauberstab Wirkungen zu Tage traten, die bisher nur von den genauen Kennern der Partituren vorgeahnt worden. Wir können hier nicht eine Nennung aller solcher Emzelwirkungen j., den verschiedenen Symphonien bieten, weil das zu weit führte, wollen auch nicht die Frage erörtern, welche Grenze solchem Ausfeilen und Hervortretcnlassen jedes einzelnen Nebengedankens zu setzen ist, damit nicht der Gesamteindruck geschwächt werde, weil dann die Vorfrage vom Ideellen und Formellen in der Musik sehr gründlich zu beleuchten wäre und unsere Raum-Grenze überschreiten würde. Wir wollen hier nur das Thatsächliche feststellen, daß die neun Concerte (drei Beethoven-, ein Mendelssohn-, zwei Brahms-Abende in der Singacademie, dann wieder drei Beethoven-Abende im großen Skating-Rink-Saalc) immer ganz voll waren und den größten Beifall fanden; und da derartige Vorführungen doch nicht für eine unmusikalische oder nur der Mode nachgehende Zuhörerschaft berechnet sind, so muß der Beifall durch künstlerische Eindrücke hervorgerufen worden sein. Wir für unfern Theil sind selbst dort, wo wir nicht mit der Auffassung ganz einverstanden waren, immer auf das Stärkste angeregt worden, man

hatte doch eine künstlerische Leistung vor sich. Und daß die große Leonoren - Ouvertüre niemals schöner, ja vielleicht niemals so schön, so in allen kleinsten Theilm hell und durchsichtig wiedergegeben worden ist, können wir kühnlich behaupten! Auch war die gesammte Kritik, so verschieden auch die Meinungen über Einzelnes lauten mochten, in dem Punkte einig, daß die Leistungen der Capelle und die Leitung Bülows eine hochinteressante künstlerische Erscheinung seien, und daß die Genauigkeit und Gründlichkeit des Studiums, die ganz ungemeine Sicherheit des Zusammenspiels und die feurige Wiedergabe manchen größeren und reicher dotirten Capellen als sehr nachahmenswerthes Muster dienen konnten. Es darf leider nicht verschwiegen werden, daß unsere königliche Capelle bei aller Vortrefflichkeit der Künstler (die ja als künstlerische Persönlichkeiten über den Meinungen stehen) doch in den Symphonieconcerten nicht den Rang einnehmen, wie die Philharmoniker in Wien und die »oöic tö cln eon5srvat«iro in Paris. Unser Concert-Orchester-Wesen ist überhaupt für eine Neichshauptstadt recht kläglich bestellt. Die Concerte finden des Abends statt. Die königliche Capelle kann (abgesehen von den enormen Unkosten) nicht zur Mitwirkung herangezogen werden, denn sie ist in Opern beschäftigt. Das Hochschulen-Orchester ist vortrefflich, aber aus den Lehrern und Schülern der Anstalt gebildet. Die letzteren werden für jedes Concert sehr lange vorbereitet, müssen selbstverständlich so oft proben, als es der Leitung nothwendig erscheint, und find (wie das auch nicht anders sein darf) nur für die Concerte des Instituts verwendbar. Das treffliche Bilfe'sche Orchester ist an das „Concerthaus"-Local gebunden, der Dirigent ist verpflichtet, täglich für den billigen Eintrittspreis ein Concert mit gemischtem Programme zu bieten; eine Ausnahme dieser festgestellten Ordnung kann nur höchst selten vorkommen. Richard Wagner, Rubinstein nnd Saint Sa,„ns ist der Saal nnd das Orchester von dem Eigenthümer und dem trefflichen Dirigenten zugestanden worden, sonst haben nur noch WohlthätigkeitsConcerte sich dieses Vortheiles erfreut. So sind denn alle Concertgeber und Vereine an die sogenannte Berliner Symphonie-Capelle gewiesen. Diese, vor vielen Jahren von dem verstorbenen Liebig gegründet, hat sich zu ihrer Zeit große Verdienste »m Verbreitung guter Musik erworben; sie gab für unglaublich billige Eintrittspreise Concerte in verschiedenen Localen und spielte (neben Walzer und Märschen) Symphonien und andere Werke der Classiker. Das System ihrer Gründung war ein für ihre Zeit ganz gutes: die festen Mitglieder waren meistens Subcilternbcamte, welche die Musik als Nebeneinkommen betrachteten, und jüngere Mitglieder mit heranzogen und bezahlten, während sie selbst auf Theilng der Einnahmen spielten. Der Dirigent ward von der Capelle gewählt. Das war Alles recht schön und praktisch, als noch wenkg Concerte stattfanden, und die großen Locale von sehr gutem Publicum besucht wurden. Nnn aber denke man sich in der heutigen Zeit ein Orchester, dessen Mitglieder Vormittags im Büren» zu thun haben und daher nicht Probe halten können! Man denke sich die Stellung von Orchestermitgliedern, die Concerte geben und dann die Einnahme thcilen, also nie wissen, was ihm ihre Kunst bringt; das Verhältniß eines von der Capelle gewählten Dirigenten, der immer abgesetzt werden kann, wenn er sich das Mißvergnügen des Vorstandes (d. h. der ältern Mitglieder) zuzieht, wenn er viele Proben verlangt, oder eine Stelle zu oft wiederholen läßt. In den letzten zehn Jahren hat ein steter Dirigentenwechsel stattgefunden*), und die Capelle befindet sich heute

) Professor Mannstedt, der icht als zweiter HofcaprUmeister nach Mciningei Berufene, gehörte zu den Erwählte» und AbgesMcii; er genügte diese» Herren nicht! Adagio die Hornisten ihr Solo nicht einsetzen, und der Dirigent diesen unglaublichen Fehler erst nach drei Tacten bemerkte! Nur- wenn Dirigenten anderer Vereine, oder ^ein Componist den Tactstock führen, kann man mit dieser Capelle noch größere Werke aufführen, und sie hat in Wierlings „Manch" und St. Saöns Concert Anercknnungswerthes geleistet.

Wierlings Werk ist sehr schwer genau zu bezeichnen, zu „rubriciren"; selbst der Componist giebt ihm keinen bestimmten Namen, nennt nur den Titel, den Dichter Fitger, und sagt dann „für Solo, Chor und Orchester componirt" u. s. w. Es gehört eben zu der in neuester Zeit entstandenen Gattung des Concertdramas, oder des „politischen Oratoriums", wie es der hochgeehrte Riehl nennt. Wir können uns für diese Mischung von Weltlichem und Geistlichem nicht recht erwärmen, selbst wenn sie so schöne Einzelheiten bietet, wie das Werk Wierlings, und wenn der Text ein so glücklich gewählter ist. Der^ dritte Gothenzug Alarichs gen Rom, das Flehen der Christen zu Gott um Schutz, die Erstürmung der Stadt, der Eindruck des christlichen Gottesdienstes und des herrlichen Gebäudes auf den König, sein Entschluß zur Milde und Schonung, die Liebe einer hochgesinntn halb christlichen halb noch heidnischen Römerin zu dem Helden, seine Todesahnung, das Gelage der Gothen, das Hosiana der Christen — Alles das bietet ja einem bedeutenden Componisten wie Wierling Anregungen genug, Treffliches, musikalisch Stimmungsreiches zu schaffen; daß aber hier in den hier kurz angeführten Hauptmomenten die meisten mehr rein dramatische, sagen wir sogar scenische d. h. sichtbare Bearbeitung verlangen, und nicht blos die nur hörbare musikalische oratorische, bedarf wohl nicht einer besonderen weitläufigen Beweisführung von unserer Seite; jeder einigermaßen gebildete Leser mag selbst entscheiden. Wierling hat in diesem Werk Treffliches geschaffen. Manche Chöre sind ebenso großartig angelegt, als formell kunstvoll ausgeführt. Manche Gegensätze des wilden Gothenthums und der christlichen Ergebung und Erhebung sind sehr glücklich charakteristisch wiedergegeben. Die Arien sind dramatisch, um nicht zu sagen theatralisch componirt; aber bei dem Grundstoffe des Textes und bei dessen Haltung war eine andere musikalische Gestaltung gar nicht möglich. Wir wünschen aufrichtig, daß Wierling als nächstes größeres Werk eine Oper oder ein richtiges Oratorium auf rein religiösen Text schreibe; daß er die Fähigkeit für Beides besitzt, hat er in „Alarich" bewiesen.

Einen viel günstigeren Text für sein Chorwerk hat der französische Componist, Organist und Pianist Saint SaSns für das Chorwerk gewählt, das er in seinem Conccrte mit dem Cttilicnvereine vorführte: Victor Hugos Ode 1^ 1^r« «t ls, Sarpe. Ein bombastisches rhetorisches Knnststückchen, « il en tut ^sruais, aber doch geistreich gemacht und musikalisch verwerthbar. Ein junger Dichter hört zwei Stimmen im Traume: Die Leier, welche ihn als Sohn Apollos begrüßt, und zum Anstreben des Lorbeers, zum Genüsse, zur ambrosischen Gemeinschaft mit Venus,

Nord und Sud, XX, SO. 26

Eros, Mars und tutti ^,«nti auffordert, und die H^rfe, welche ihn christlich aScetisch als des Elends Sohn (onknt äs Is M8öie) zur Gottesfurcht, zur Entsagung und zur keuschen Liebe ermahnt. Die einzelnen Strophen sind mit echt Victor Hugo'scher Kunst der Anthithese gedichtet und geben guten Grundstoff für verschiedenartigen musikalischen Stimmungs-Ausdruck. Nur die letzte Strophe versteigt sich in Höhen, auf welchen der gesunde Menschenverstand nicht mehr athmen kann, und zu welcher selbst ein fast undeutscher Verehrer der französischen Sprache wie der Verfasser dieses Berichtes sich nicht hinaufphantasiren kann. Der Leser urthcite:

^pilogus.

l^s posts öeoutait sooors« !l sori»urors Cos clsux lointmues voix c^ui gssLSnäsisot «tu viel") Lt plus tarcl il os», p»rkois bisn fsidls snvors Oirs l'evKo äü ?in<lc) na K^mos ciu, Oarniel. Uin diesen letzten Vers könnte der selige Lohenstein den Victor Hugo beneiden.

Saint Saöns hat die Ode mit vielem Geist und großem Formgeschick behandelt. Hie und da meint man und mit Recht, Wagner'sche Anklänge zu vernehmen, manchmal läuft auch eine Trivialität unter; aber St. Saöns ist ein ungemein geistreicher und durchgebildeter Musikmann, der selbst Gewöhnliches in so feinen Wendungen vorbringt, daß es iuteressirt. Die Ode enthält einige sehr gelungene Nummern, und in zwei Chören erhebt sich der Componist zum echten schwunghaften Pathos. In einer Suite — er nennt es „Septuor" — für Trompete, Clavier und Streichinstrumente zeigt er sich als der gewandteste Colorist, der selbst mit so heterogenen Tonfarben wie den von Trompete nnd Clavisr angenehme Wirkungen zu erzeugen vermochte. Anch als Solist errang der treffliche Künstler sehr bedeutenden Erfolg. Er ist der denkbar technisch sicherste, brillianteste, musikgebildetste und die Empfindung am wenigsten anregende Pianist; er interessirt ohne je zu erwärmen; ein französischer Bülow; nur daß im Vortragen des letztern doch ein deutscher gemüthlicher Zug manchmal hervortritt, besonders wenn er sich einmal in einen Beethoven so recht vertieft. Es wäre hier eine ernsthafte Abhandlung über Vertiefung, Auffassung, Aufschwung, Gemüth, Empfindung u. s. w. s<1 iutmwin zu schreiben, aber sie würde sehr lang werden und vielen Lesern nicht sehr unterhaltend erscheinen. So will ich denn in kurzer Fassung vom denkbar Amüsantesten und Lustigen sprechen: Von der neuesten Operette Strauß': „Der lustige Krieg". Der geneigte Leser wird wohl nicht erwarten, daß ich ihm solch liebenswürdig lustiges Ding noch detaillirc, „die flatternde Libelle" zerlege, um Farben zu demonstrieren. Es möge ihm die Andeutung genügen, daß der Text einem sehr amüsanten französischen nachgebildet ist und daß jedes dritte Musikstück ein Stranß'sches, sage ein Stransz'sches Walzermotiv bringt, daß das Walzersinale des zweiten Actes, während wir das schreiben, ganz bestimmt anderthalb Welten (die ganze und die halbe) entzückt, und daß ein Quintett und ein Duett im ersten Acte selbst einen in Bezug auf komische Oper ultrareactionär Gesinntn, wie den Verfasser dieses Berichtes, durch die Feinheit dcr melodischen Erfindung und der Instrumentation sehr interessirt hat. Der Erfolg war ein glänzender, und noch immer auf gleicher Höhe sich erhaltender. Das beweiset die Theaterkasse, und die ist doch eigentlich für den Director die sicherste Kritik!

Geistige Aneignungen und Begegnungen.

Gelegentlich des Schauspiels „Odette" von Victorien. Lardou.

von

Paul Lindau.

— Berlin. —

ao sehr wirksame Schauspiel „Odette" von Victorien Sardou, das mit großem Erfolge nunmehr auch in Berlin am Residenztheater zur Aufführung gekommen ist, bietet die Gelegenheit, der so oft besprochenen Frage des geistigen Eigcnthums, oder vielmehr den wirklichen oder vermeintlichen Angriffen auf dasselbe, wieder einmal näherzutreten. Auf die Feststellung des Begriffs vom geistigen Eigenthum und auf die Zweckmäßigkeit der Mittel zum Schutz desselben, welche die moderne Gesetzgebung dem Urheber gewährt hat, soll hier natürlich nicht eingegangen werden. Selbst die Fachgelehrten sind über diese heiklen Fragen noch längst nicht einig. Es kann sich für uns nicht um ein juristisches Plaidoyer, sondern nur um eine literarische Frage handeln, die also auch nicht von einem ordentlichen Richter nach bestimmten Gesetzesparagraphen, sondern vom nesamnten gebildeten Publicum nach den zwar nirgends schriftlich niedergelegten, aber doch allgemein gültigen Anschauungen entschieden wird — nach Anschauungen, die dem Leser fast nie einen Zweifel darüber lassen, in jedem einzelnen Falle zu erklären: hier liegt eine berechtigte Benutzung vor und hier ein Plagiat, das eines vornehmen Schriftstellers nicht würdig ist.

Gegen Victorien Sardou ist nun wieder einmal der Vorwurf erhoben worden, daß er für die neueste Arbeit, welche seinen Namen trägt, für „Odette", das geistige Eigcnthum Anderer in mnerlaubter Weise benutzt, daß er nicht das Recht habe, „Odette" als eine Originaldichtung zu bezeichnen. Im Allgemeinen darf man nicht viel darauf geben, wenn gegen einen erfolg» reichen Verfasser eine so schwere Anklage erhoben wird. In der ganzen Welt gibt es verkannte Schulmeister Bacherl, die sich einreden und Andern einzureden suchen, daß sie zu dem Ruhm der von der Gunst des Publicums getragenen Dichter am meisten beigetragen haben. Bei einem jeden neuen Stücke von Sardou kehrt denn auch fast unausbleiblich dieselbe Beschuldigung wieder; ich glaube aber allerdings, daß sie nur selten mit mehr Berechtigung erhoben worden ist als diesmal.

Immer wenn es sich nm Streitigkeiten zwischen Mein und Dein auf geistigem Gebiete handelt, verweist irgend ein Superkluger auf die genialen Aneignungen, die sich die größten Meister der Kunst, Shakespeare z. B. un« gestraft haben erlauben dürfen. Darauf ist mir Eines zu antworten: wir leben nicht mehr zu Shakespeares und Moliöres Zeiten, und unsere Anschauungen über die Verwerthung fremder Gedanken, fremder Stoffe und fremder Erfindungen, sind ganz andere geworden. Man würde heut zu Tage allerdings nicht den mindesten Anstand nehmen, Shakespeare des Plagiats zu zeihen, wenn er unser Zeitgenosse wäre und in derselben zwanglosen Weise, wie er es gethan hat, das fremde geistige Eigenthum Mitlebender benutzt hätte.

Ter Kritiker Malone, den Disraeli in seinem Buche über „literarische Merkwürdigkeiten" citirt, hat nachgerechnet, daß von 6043 Shakespeareschen Versen 1771 wörtlich von früheren Dichtern entlehnt, 2373 nach früheren Versen umgebildet, und daß mithin nur 1899, also noch nicht einmal ein Drittel, von Shakespeare selbst gedichtet seien. Wir dürfen uns mir darüber freuen, daß zu Shakespeares Zeiten über Aneignung geistigen Eigenthums freiere und weitherzigere Auffassungen bestanden haben als in unsern Tagen; denn dadurch, daß ein Genie wie das Shakespeares die in mittelmäßigen Dichtungen zerstreut liegenden Schönheiten aufgelesen, gesammelt und unversehrt oder in glücklicher Umgestaltung in sein unsterbliches Werk herübergenommn, hat er diese vor dem grausamen Loose der Vergessenheit bewahrt »nd ihnen ewiges Leben gegeben. Wollte aber einer unserer ersten lebenden Tichter nur zehn schöne Zeilen aus einem sonst mittelmäßigen Buche übernehmen, so würde unzweifelhaft die schwerste Anklage des geistigen Diebstahls gegen ihn erhoben werden. Selbst die nachsichtigsten ästhetischen Richter unserer Tage würden das Verfahren zum mindesten nicht richtig finden.

Derselbe Vorwurf würde auch den Andern, würde auch Goethe nicht erspart bleiben, wenn er in unseren Tagen etwa den „Clavigo" auf die Bühne brächte, in dem er einige der besten und wirksamsten Scenen wörtlich aus den Memoiren von Beaumarchais übersetzt hat. Wir machen in dieser Beziehung jetzt eine sehr scharfe Unterscheidung zwischen dreierlei, erstens: der Anregung durch schon Vorhandenes, dessen selbständiger Verwerthung und künstlerischer Umformung, zweitens: der unwillkürlichen Reminiscenz, nnd drittens: der bewußten Abschreiben. Das Erste ist berechtigt, das Zweite entschuldbar, das Dritte nach unseren heutigen Auffassungen unter allen Umständen strafbar.

In Betreff der selbständigen Verwerthung des schon Vorhandenen sind nach der Auffassung aller geschmackvollen und einsichtigen Leute die Grenzen soweit wie nur irgend möglich zu ziehen. Tie dramatischen Dichter aller Zeiten, vom Alterthum bis auf unsere Tage, haben sich für viele ihrer Schöpfungen durch ältere Dichtungen anregen lassen. Um nicht gar zu weit zurückzugreifen, braucht hier nur an Moliöre erinnert zu werden, der für die Handlung, die Hauptscenen und lange Dialogstellen seines „Don Juan" die Dichtung des Tirso de Molina, für seinen „Amphitryon" das Lustspiel des Plautus in ausgiebigster Weise benutzt hat, abgesehen von den zahlreichen Anleihen, die er für manchen seiner Schwanke bei den zeitgenössischen Italiern und Spaniern erhoben hat. Es wird Niemandem in den Sinn kommen, den großen Lustspieldichter deswegen des Plagiats zu zeihen, eben so wenig, wie es Jemandem cinsallen könnte, Goethe einen Vorwurf daraus zu machen, daß er fiir den „Faust" das alte Puppenspiel weidlich verwerthet hat. Andererseits hat Moliöre wiederum an Goethe und Schiller manche Kleinigkeit abgetreten:

„Wie er räuspert und wie er spuckt" hat vor dem Ersten Jäger im „Wallenstein" schon Armande in den „,?smin>?»« ^avulle«" gesagt:

„Lt vs n'sst point du tont 1^ prencire zionr inoäels,
21» soenr, Hus <?e ?ou«>e' et </e «ue/ie? eoinins eile."

Die köstlichen Berse des Mephisto in der klassischen Walpurgisnacht über das Weibervolk:

„Man weiß, das Volk taugt aus dein Grunde nichts;

Geschnürten Leibs, geschminkten Angesichts;

Nichts haben sie Gesundes zn erwiedl'm,

Wo man sie anfasjt, morsch in allen Gliedern.

Man ivcisz, man sieht's, man kann es greifen,

lind dennoch tanzt man, wenn die Ludcr pfeifen" —

sind nichts Anderes als eine wundervolle Ubersetzung der Verse des über die Untreue der Agnes verzweifelten Arnolph in der „Schule der Frauen“:

„Iont I« inooäs sonnät lenr iupsi'lootiou;
Os n'sst kju extravaMnos et ,iu'in<Iis«rstion;
I>sur ssprit s»t invenaiit, et lonr iimm fragile;
II n'est i'isri äs plns l»il)ls et äs plns imdeails,
üieo <io plus iotiäels: et, inglrs tont cel»,
Dnns lo moncls «Q tuit tont puur ees »oimaux-I,„

Wenn wir uns unter den modernen Dichtern umsehen, die mit Geschick und gutem Geschmack andere Dichtungen, namentlich die der Franzosen, in erlaubter Weise benutzen, so haben wir nur die Verlegenheit der Auswahl. Fast alle Possen ohne Ausnahme sind unmittelbar oder auf einem kleinen Umwege ans das Repertoire des Palais Royal-Theaters in Paris zurückzuführen. Und auch in den dramatischen Arbeiten, die höhere Ansprüche machen, findet man zahlreiche Einzelheiten, die von andern Lustspielen und Schauspielen entnommen sind. Hier nur einige wenige Beispiele, die mir gerade beim Schreiben einfallen.

Tos Sujet des im Schauspielhause aufgeführten Schauspiels „Der Elephant“ von Gustav von Moser und G. zu Putlitz ist im Wesentlichen schon von Charles de Bernard in einem Roman unter dem Titel „I^{As} ?iirävent“, und wenn man will, auch von Musset in dem Lustspiel „Längeli-Si-“ behandelt. Die drastische Jagdgeschichte, welche den wirksamen dritten Actschluss herbeiführt, ist aus einem anderen Roman von Charles de Bernard, „öerknit,“ genommen. Das lustige Allarmblasen in dem erfolgreichen Lustspiel „Krieg im Frieden“ von Moser und Schönthan findet sich in einer ganz ähnlichen Situation in Hacklanders „Soldatenleben im Frieden“.

Die Handlung des wirksamen Bolksstückes „Mein Leopold“ von Adolf L'Arronge — ein zum Wohlstande gelangter Vater verzärtelt seinen Sohn, gibt ihm eine Erziehung, die im Widerspruch zu den bescheidenen Verhältnissen des Vaters steht, wird dafür mit schnöder Undankbarkeit belohnt, zu Grunde gerichtet, und greift als alter Mann wieder zu der Arbeit, die ihm den verloren gegangenen Wohlstand einst gewährt hatte — diese Handlung zeigt in den eben skizzirten Zügen eine völlige Uebereinstimmung mit „L[^] Ooollsts äü pSru Nsrtin“ von Cornwn und Granger (aufgeführt 1857 im Theater des Is, (ZattS zu Paris), ohne daß darum der Werth der L'Arronge'schen Originalarbeit im mindesten geschmälert würde. In der Handlung des „Doctor Klaus“, in dem Verhältnisse des leichtsinnigen Schwiegersohnes zu dem Goldschmied Griesinger, kann ein scharfblickendes Auge wesentliche Ähnlichkeiten mit „Ls Zsnäis äs ^onsisni- ?«Irior“ von Aug! er und Barrière erblicken. Noch stärker ist die Ähnlichkeit zwischen dem alles übelnehmenden, immer gereizten und immer gekränkten Kanzleirath im „Compagnon“ und dem köstlichen Isidor Girodot im „Testament des Onkels Girodot“ von Belot und Villetard, während dieses Stück selbst in der lustigen Exposition eine völlige Uebereinstimmung mit dem Anfange der „Flügeljahre“ von Jean Paul zeigt. Villetard, der als „Voi'maliso“ auf der vornehmsten Hochschule gebildet ist, hat unfern deutschen Hnmoristen sicherlich gekannt und dessen Erfindung mit großem Talent für das hübsche Lustspiel vcnverthet.

In manchen dieser Fälle, die übrigens durchaus nicht als gravirende und die dichterische Selbständigkeit der Genannten beeinträchtigende angeführt werden sollen, bleibt es überdies noch fraglich, ob die Aneignung bewußt geschehen, oder ob sie eine unwillkürliche gewesen ist. Und hiermit berühren wir also die zweite Kategorie des Hinübergreifens der geistigen Arbeit in die schon geleistete: die unwillkürlichen Reminiscenzen.

Man liest und hört so viel, man glaubt, beinahe eben so viel vergessen zu haben, aber unbewußt ist das Eine oder Andere, eine Verwicklung, eine Situation, ein interessanter Zug, bisweilen nur eine sprachliche Wendung, ja ein einziges hübsches Wort doch hangen geblieben. Wir wissen nichts davon. Wenn wir nun aber schöpferisch arbeiten, fliegt uns das im Gedächtniß hangen Gebliebene so zu sagen zu; wir vermeinen, es gehöre uns selbst, es komme von uns und aus uns heraus, und sind ganz erstaunt, wenn uns ein nüchterner Kritiker später darauf aufmerksam macht, daß wir außer dem eigenen Capital auch eine Kleinigkeit verausgabt haben, die fremdes Gut ist, die wir entliehen und worüber wir den Schuldschein verloren hatten. Dieser Vergeßlichkeit macht sich ein jeder viel lesende und viel schreibende Autor schuldig, wenn das überhaupt eine Schuld genannt werden kann und einer Entschuldigung bedarf.

Solche Reminiscenzen lassen sich ebenfalls an zahllosen Beispielen nachweisen. Es ist nicht anzunehmen, daß ein Dichter wie Corneille einen mäßigen Verseschreiber wie Godeau einfach bestohlen habe, und doch sind die schönen Verse im „Polyeucte“ über das Glück:

„Lt eommg ollo » l'öclut äü verrs LIIs sn a K ki»gilit<?“ wörtlich übereinstimmend mit den Versen aus einer Ode an Richelieu, die fünfzehn Jahre vorher von Godeau gedichtet war. Als Corneille darüber interpellirt wurde, erklärte er, er habe keine Erinnerung daran, diese Verse überhaupt je in seinem Leben gehört zu haben, und er sei im besten Glauben gewesen, sie selbst gemacht zu haben. Das erscheint auch durchaus glaubhaft. Wahrscheinlich hat Corneille trotzdem die Ode einmal gehört oder gelesen, das poetische Bild hat einen Eindruck auf ihn gemacht; er hatte die Ode und was damit zusammenhing, längst vergessen; zu gehöriger Zeit aber, als er selbst ein Bild über das Glück schaffen wollte, hat sich jener verwischte Eindruck wieder geschärft und den alten Ausdruck wiedergefunden.

In Racines „Phädra“ heißt es:

„Hu'ull soiv disn öiksrllt ms trouble st ms llövors“. In dem Trauerspiel „Judith“ von Marie de Calages, das siebzehn Jahre älter ist, steht der Vers:

„(ju'vm L«in dien <liff«ollt l'igits et Is 6sv«rs.“ ,

Um noch einmal L'Arronge hier anzuführen: in einer Scene von „Mein Leopold“ treten dem alten Schuster Weigelt die Thränen der Rührung in die Augen. Er schämt sich dieser Regung und sagt, als ihn das Dienstmädchen fragt, weshalb er weine: „Es ist nichts; mir ist nur eine Fliege in die Augen geflogen.“

Ganz ebenso sagt in dem Augier'schen Lustspiel „Gabriele“ zu ihrem von der Rührung überwältigten Manne:

und dieser antwortet:

„O'ost hus ^ai öim« l'oeil un moucnerou.“

Der brave Möpsel setzt in den „Wohlthätigen Frauen“ seine eheliche Gattin, die die Vornehme spielen will, in arge Verlegenheit, als er in Hemdsärmeln im Zimmer erscheint und sich darüber beklagt, daß ihm ein Knopf am Hemd fehle, gerade wie derselbe Julien in „Gabriele“ ausruft: „llors ck«? nons «ü voit-cm <InemiLs äs msri n'svolr pas un bouton? . . . Klön linz vst äaos l'etst Is plus pitsux <lu mouäs.“

Aber mit diesen Anführungen ist noch nicht gesagt, daß die Gleichartigkeiten in den späteren Stücken ^wirkliche Neminiscenzen aus früheren seien. Es muß für diese Uebereinstimmungen außer der erlaubten und bewußten Benutzung und außer der unwillkürlichen Reminiscenz vielmehr noch eine dritte Kategorie angenommen werden: die der zufälligen Begegnung der schaffenden Schriftsteller. Auch das ist ein langes, sehr langes Capitel!

Die Goethe'schen Verse:

„So tcmml' ich von Begierde zu Gcnns; Und im Genuß vrschmacht' ich nach Begierde" sind ganz übereinstimmend mit dem Gesänge des Chors in ^ai-ure" von Beaumarchais:

„Ln äesiruot zs ssvs yus Mii», ^ornWSnt,jg seos ^us ^c? äesirc/" Die Verse stammen fast aus demselben Jahre, und es ist ganz unwahrscheinlich, daß der Eine von dem Vorhandensein der Dichtung des Andern eine Ahnung gehabt habe. Von den wunderbaren Begegnungen und Reminiscenzen, die in den Werken von Schiller und Goethe zu finden, soll hier nicht die Rede sein. Darüber ist schon mancherlei geschrieben worden. In Rudolf Gottschalls „Gedankenharmonie zwischen Schiller und Goethe" sind eine ganze Reihe von überraschenden Fällen aufgeführt.

Felix Dahn führt ein schlagendes Beispiel für die völlige Uebereinstimmung scZbstständiger dichterischer Schöpfungen an: In seiner Ballade „Gudrun". 1857. heißt es:

„Ach ürtcwein, mein Bruder, nch Herwig, thcurcr Mann, Was rührt ihr nicht die Nudcr, und legt die Waffen an?" In „Gudruns Klage" von Emanuel Geibel, 1856, heißt es: „Ach Ortwin, trauter Bruder, ach Herwig. Buhle Werth, Was rauscht nicht euer Ruder, was klingt nicht euer Schwert?" Auf dieses merkwürdige Zusammenklngen aufmerksam gemacht, erwiderte Dahn, daß er bereit sei, eidlich und gerichtlich seine Unkenntniß des Geibel'schen Gedichts zur Zeit der Dichtung und Veröffentlichung des seinigen zu erhärten, Geibel selbst wisse übrigens um die Sache Bescheid.

Julius Wolff hat mir seiner Zeit mitgetheilt, daß die Verse, welche Ding eiste dt mir auf seine Photographie geschrieben hatte: „Er hat Zeitlebens Glück gehabt, Doch glücklich ist er nie gewesen," ebenfalls fast wörtlich gleichlauteten mit Versen, die er später gedichtet als Tingelstedt, aber früher veröffentlicht hatte, als ich die Dingelstedt'schen Verse veröffentlicht habe. Julius Wolff konnte keine Kenntniß von den Tingelstedt'schen Versen besitzen.

Als ich mit Wilbrandt einst zusammentraf, machte ich ihn darauf aufmerksam, daß die anmuthige Heldin seines reizenden Lustspiels, „Die Maler", Else, in ihren wesentlichen Charakterzügen eine sehr starke Verwandtschaft mit der „Philiberte" von Emile Augier und mit der „vilsins" von Scribe besitze. Else gebraucht sogar einige Wendungen zur Bezeichnung ihres Wesens, die mit Philibertens Selbstcharactristik beinahe wörtlich übereinstimmen. Wilbrandt erklärte mir, daß er von dem Vorhandensein weder des einen noch des andern Stückes vor meiner Mittheilung Kenntniß gehabt habe.

Noch an einem andern Falle konnten wir eine solche Ucbcreinstimmung zwischen Arbeiten von uns selbst constatiren.

Ich besuchte Wilbrandt in Leipzig, der damals gerade sein Schauspiel „Auf den Brettern" zur Aufführung brachte. Ich hatte das Manuscript der drei ersten fertigen Acte von „Johannistrieb" bei mir und ging nach Dessau, um dort den vierten Act zu schreiben. Um den guten Rath des Freundes zu hören, las ich ihm das bis auf den Schlußact vollendete Stück vor. Während des Borlesens bemerkte ich, wie Wilbrandt immer ernster und nachdenklicher wurde. Ich glaubte, meine Arbeit mißfalle ihm, und war bei seiner Aufrichtigkeit auf ein ungünstiges Urtheil gefaßt. Ich irrte mich. Das Stück sagte ihm viel mehr zu, als ich gehofft hatte, und seine Nachdenklichkeit hatte eine andere Ursache. Er erzählte mir,- daß sein vor einigen Monaten abgeschlossenes Schauspiel „Natalie", das unmittelbar nach der Aufführung von „Auf den Brettern" in Leipzig zur Darstellung kommen sollte, im Borwurfe, in der Haupthandlung und sogar in der von mir beabsichtigten und ihm mündlich skizzirten Lösung mit „Johannistrieb" fast identisch sei. Wir hatten bis dahin keiner von der Arbeit des Andern gewußt; und auch die Möglichkeit, daß unsre beiden Stücke vielleicht nnbewußt auf eine gemeinsame Quelle zurückzuführen seien, war ausgeschlossen. Denn Wilbrandt war durch die Mittheilung einer wirklichen Begebenheit, ich aber zunächst durch das Chamisso'sche Gedicht angeregt worden. Jni Vollgefühle nnsrer beiderseitigen Unschuld nahmen wir die Sache so leicht, wie sie genommen werden mußte, und beschlossen, uns gegenseitig unsre Stücke zu widmen.

Das interessanteste Beispiel dieser Art hat die französische Literaturgeschichte der neueren Zeit aufzuweisen gehabt. Vor etwa dreißig Jahren erschienen fast gleichzeitig zwei Novellen, die eine, „M-äiöss" von Alphonse Karr, die anderes.tVl.«iK>g(/ von Jules Sandeau. So verschieden diese Novellen an sich auch sind, in der Vorgeschichte, in der ErPosition, stimmen sie völlig überein; und diese Uebereinstimmung ist um so erstaunlicher, als diese Vorgeschichte eine ziemlich kniffliche und verwickelte ist. In beiden Erzählungen setzt ein reicher Sonderling, der einmal ein Lied gehört hat, das ihm ungewöhnlich gefallen, und dessen Componisten er nicht entdecken kann, zum großen Verdruß der berechtigten Erben den Componisten dieses Liedes zu seinem Universalerben ein. Aus dem freundschaftlichen Briefwechsel, der zwischen den beiden hochangesehenen französischen Schriftstellern über diese merkwürdige Angelegenheit geführt wrnde, ging hervor, daß sie beide vollständig unabhängig von einander, jeder für sich, sich diese Geschichte ersonnen hatten, ohne sich bewußt zu sein, irgend eine Anregung von außen dazu empfangen zn haben. Lange Zeit hindurch bemühten sie sich selbst wie befreundete Kritiker, eine gemeinsame Quelle zu entdecken, vielleicht eine Zeitungsnotiz oder dergleichen — es ist nicht möglich gewesen, einen gemeinsamen Berührungspunkt ausfindig zu machen.

Diese schwer erklärlichen Begegnungen bilden in der Frage, die wir behandeln, eine Gruppe für sich oder gehören vielmehr eigentlich gar nicht dazu. Wir wollen ja eben nur sprechen von den Aneignungen, den bewußten, die berechtigt sind, den unbewußten, die gar keiner Entschuldigung bedürfen, und kommen nun zu den nachweislich bewußten, bei denen die Frage, ob sie berechtigt sind oder nicht, nicht ohne weiteres entschieden werden kann. Zweifelhaft ist diese Frage also bei den Possen und Schwanken, von denen ich schon vorhin sprach. Hier noch ein Beispiel: Man erinnert sich der lustigen Situation im „Veilchenfresser" von Moser. Der Lieutenant hat der Dame seines Herzens ein Bouquet zugesteckt, das ihm ein anderer Courmacher unbedachterweise anvertraut hatte. Auf den Zipfel des Bandes hat dieser eine unvorsichtige Liebeserklärung drucken lassen. Als der Lieutenant dies erfährt, ist er in großer Verlegenheit; denn er respcctirt die Dame und will sie durch eine solche Kinderei nicht beleidigen. Er läßt sich also eine Schecre reichen und versucht nun, während er mit ihr eine interessante Unterhaltung anfängt, den Zipfel abzuschneiden. Nach allerlei komischen Zwischenfällen gelingt es ihm. Als ich über das Stück nach der ersten Aufführung berichtete, lobte ich diesen „köstlichen theatralischen Einfall" mit den wärmsten Worten. Mein Erstaunen war nicht gering, als ich vor einiger Zeit die wunderbaren Possen von Engen Labiche wieder las und in „I^a 8eu8ittvs" ganz dieselbe Situation wiederfand, — vielleicht noch komischer; denn hier wird ein Diener beantragt, seinem Herrn eine Locke abzuschneiden. Er macht dieselben vergeblichen Versuche mit der Scheere, wie der „Veilchenfresser", wird ertappt nnd bittet endlich in einer sentimentalcn Anwandlung, sein Herr möge ihm doch eine Locke von seinem Haupte verehren. Die Situationskomik ist in beiden Stücken ganz dieselbe. Ueberhciupt hat Eugen Labiche unsere modernen Billhenschriststeller auf das Reichlichste versorgt, von Kalisch bis auf Eduard Jacobsohn hinab.

In der jüngsten Posse des zuletzt Genannten, „Der Mann im Monde", ist eine der drolligsten Scenen des letzten Actes die, in welcher die Schwiegereltern, der brave Liebetrcu und dessen Gattin, Marianne, ihre Tochter Marie an den Mann bringen wollen und vor diesem, dem präsumtiven Schwiegersonn, deren Licht leuchten lassen. Die Scene fällt durch ihre gute und gesunde Komik eigentlich aus dem Nahmen der zwar sehr ergötzlichen, aber stark unfinnigen Jacobsohn'schen Posse; nnd ich hatte bei jener Scene gleich das Gefühl, daß hier etwas nicht mit rechten Dingen zugegangen sein müsse. Es heißt bei Jacobsohn:

Liebetrcu.

Die Mädchen wurden stets wirtschaftlich erzogen. Das war schon so zur Zeil Alexanders des Großen. <gu Marie.) „Weißt Du vielleicht zufällig, in welchem Jahre Alexander der Große gestorben ist?

Marie.

323 vor Christi Geburt.

Wenn wir den Franzosen manches nehmen, so thun sich auch die Franzosen unter Umständen keinen Zwang an, für ihren geistigen Bedarf Contrebande aus Deutschland einzuschmuggeln. Eines der lustigsten Beispiele dafür hat der großartige Alexander Dumas Vater gegeben, der in diesem Punkte überhaupt keine Vorurtheile kannte. In einem seiner Dramen, ^s (Zentilliomms 6« la Hlontägn", das mit großem Erfolg im Jahre 1860' in der Porte St. Martin aufgeführt wurde, kommt folgende Scene vor: Ein Edelmann, der mit den Gesetzen in Conflict gerathen ist, bildet eine Rauberbande. Er wird mit den Seinigen umzingelt; der Alcade fordert die Räuber auf, ihren Hauptmann auszuliefern. Dies geschieht so — der Bequemlichkeit wegen will ich das Schiller'sche Original gleich danebenstellen Don Fernando, In der That, waS Moor. Hört ihr? was stutzt ihr? was

Alexander Dumas. 186«.

Die Räuber liegen im Walde. Der Alcade tritt auf.

DonFcrnando. Schweigt still! laßt den Herrn sprechen.

Alcade. Du bist von vierhundert Mann eingeschlossen.

Don Fernando. Hört ihr, Kameraden? mehr als acht auf einen Mann, und was schlägst Du uns vor?

Alcade. Ergibst Tu Dich auf der Stelle, flehst Du um Erbarmen beim König Don Carlos, wirst Du, anstatt gefoltert und lebendig verbrannt zn werden, wie Du es verdient hättest, mit der Hinrichtung quitt sein.

Don Fernando. Don Carlos ist ein milder König und die Gerechtigkeit eine liebende Mutter.

Torribio. Hauptmann, ich habe Lust, dem Kerl die Gurgel zusammenzuschnüren, daß ihm die Zunge aus dein Maule und das Blut aus den Augen schießen soll.

Don Fernando. Er hat mein Wort! ich will ihm antworten, (Er zeigt dem Alcadcn einen kleinen Schlüssel, den er an einer goldenen Kette um den Hals trägt. Dieser Schlüssel öffnet das Schlafgemach seiner Mutter, — sEinc sentimentale Tirade, Dumas' alleiniges Eigenthum^). Jetzt seid ihr mit mir fertig, sprecht zu diesen Leuten,

Alcade. Gut, so hört denn, ihr. Uebcrliefcrt mir jenen Menschen lebendig und ich verheiße euch eure Gnade und dreißigtanscnd Kronen! Nnn.nun? (»Ilons vovovs?, Bedenkt das! Was antwortet ihr?? . . . nichts?

Friedrich Schiller. 1781.

Die Räuber liegen im Walde. Der Pater tritt auf.

Moor. Schweig, Kamerad! sagen Sic kurz, Herr Pater, was haben Sic hier zu thun?

Pater. Wo nur Dein Auge absehen kann, bist Du eingeschlossen von unfern Reitern,

Moor. Was läßt uns der hochlöbliche Magistrat durch Dich kund machen?

Pate r. Wirst Du jetzt gleich zu Kreuze kriechen und um Gnade und Schonung flehen, so wird Dir die Strenge selbst Erbarmen, die Gerechtigkeit eine liebende Mutter sein, sie drückt das Auge zn und läßt es — denk doch! — und läßt es bei dem Rade bewenden.

Schweizer. Hast Du's gehört, Hauptmann? Soll ich hingehen und diesem abgerichteten Schäferhunde die Gurgel zusammenschnüren, daß ihm der rothe Saft aus allen Schwcißblöchern sprudelt?

Moor. Wag' es Keiner ihn anzurühren.

IEr zeigt dem Pater vier kostbare Ringe, die er vier hochgestellten Canaillen abgezogen hat.)

fSchiller ist weniger sentimental^ Pater. Gut! mit Dir bin ich fertig. So hört denn, ihr. Werdet ihr gleich diesen vcurrthcilcn Misscthiiter lebendig überliefern, so soll euch die Strafe eurer GrciueI erlassen sein und jedem unter euch soll der Weg zu einem Ehrenamte offen stehen. Nun, nun? wie schmeckt das, Eure Majestät.? bindet ihn und seid frei!

bedeutet euer Stillschweigen? Habt ihr steht ihr verlegen da?

nicht gehört, oder nicht verstanden? Pater. Hier ist der Gcnrcalpardon

Alcade. Hier ist der Pardon unter- z unterschrieben!

schrieben! Moor. Seht doch! was könnt ihr

Don Fernando. Seht doch! unter- > mehr verlangen? unterschrieben mit eigener

schrieben von des Königs eigener Hand! Hand! Was? Noch keine Antwort?

Noch keine Antwort? Furchtet ihr, ich Furchtet ihr wohl, ich werde mich selbst

werde mich, wenn ihr mich ergreifen wollt, ' erstechen und durch einen Selbstmord den

selbst erstechen und durch einen Selbstmord Vertrag vernichten, der nur an demLcbcndi

den Vertrag vernichten, der nur an dein Leben haftet? Kinder, das ist eine unnütze Lebendigen haftet? Unnütze Furcht, meine Furcht! Hier werf ich meinen Dolch weg Freunde! Schaut her, hier werf ich den Dolch und dies Fläschchen Gift, jetzt bin ich so Dolch weg und meine Pistolen und meinen Dolch, elend, das, ich auch die Herrschaft über Degen, jetzt bin ich so elend, das, ich selbst mein Leben verloren habe. Kameraden, die Herrschaft über mein Leben verloren! Wer ist der Erste, der feinen Hauptmann habe. Kameraden, wer ist der Erste, der Dolch, in der Noth verläßt?

seinen Hauptmann in der Noth verläßt?! Roller. Und wenn die Hölle uns

Torribio. Und wenn wir nicht ein-! neunfach umzingelt! Wer kein Hund ist,

einfach, sondern neunfach, nicht von vier-! rette den Hauptmann!

hundert Mann, fondern von allen Teufeln!

der Hölle umzingelt wären, nicht ein! einziger würde feinen Hauptmann verlassen.

Für derartige freie Bearbeitungen hat das siebente Gebot eine sehr bestimmte Vorschrift.

Mit diesen wenigen Beispielen aus dem unerschöpflichen Capitel der geistigen Aneignungen wollen wir hier schließen und uns nun dem speciellen Fall „Odette“ zuwenden.

Von Victorien Sardou ist es bekannt, daß er sich zu den meisten seiner dramatischen Arbeiten durch fremde Erfindungen und Berichte hat anregen lassen. Ein Thor, wer ihm daraus einen Vorwurf machen wollte, wenn es sich eben nur um eine Anregung handelt, wenn das Wesentliche der geistigen Arbeit aber sein eigenes Werk ist. Gleich sein erstes und erfolgreichstes Stück: „L'es r«tss üss mouck.es“, hat seinen nachweisbaren Ursprung in einer Anekdote, die etwa ein Jahr vor der Abfassung des Stückes in einem höchst interessanten Aufsatz über eine der Geliebten Mirabeaus, Mademoiselle de Nehra, in der dos äeux Zloucles“ gestanden hatte.

Es wurde uns da die lustige Geschichte eines Liebesbriefes von zarter Hand (partes ä« inouOli«) erzählt, den die Frau eines Verlegers an Mirabeau gerichtet hatte. Dieser Brief war auf dem Tisch liegen geblieben, als Mirabeau den Bestich des Verlegers empfing; und während der geschäftlichen Unterredung wanderte nun dieses gefährliche Schreiben beständig von der Hand des getäuschten Gatten in die des Galans und zurtick, ohne daß die Beteiligten im Eifer des Gesprächs es merkten, wie sie mit dem Feuer spielten. Man weist, welches köstliche Lustspiel Sardou aus dieser hübschen Anekdote gemacht hat. Man weis; auch, welches ergreifende Drama unter derselben geschickten Hand aus der in ./ac^ncs Is t»t»li»t«“ erzählten und von Schiller übersehten Geschichte: „Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache“, („aus einem Manuskripte des verstorbenen Diderot gezogen“) entstanden ist. Es ist „Fernande“. Ebenso sind bei vielen andern Sardon'schen Stucken, wie bei ‚Mvor?«ns“ z. B. die Quellen, aus denen die ersten Anregungen geflossen sind, ohne Mühe nachzuweisen; aber bei allen diesen hat die eigene Phantasie des Dichters den spröden Stoff erst flüssig gemacht, hier ist eben nur die Anregung von Außen gekommen, die Arbeit selbst aus dem Innern des Dichters heraus.

Viel bedenklicher ist es schon um das Lustspiel „Ms Intimes“ bestellt, dessen vierter Act aus einem wenig oder gar nicht bekannten Stücke: äiscxmrs cle reurröe“ einfach abgeschrieben ist.

Bei „Odette“ aber liegt der Fall noch anders, und wenn Mario Uchard, der Verfasser der „Fianimina“, nunmehr gegen Victorien Sardou, den Verfasser der „Odette“, die Anklage erhebt, daß er, Uchard, in seinem Rechte des geistigen Eigenthums von Sardou schwer gekränkt worden sei, so bleibt es freilich zweifelhaft, ob ein juristisches Collegium im Sinne des Klägers entscheiden wird; daß das Gutachten von schriftstellerischen Fachmännern indessen gegen Sardou ausfallen würde, erscheint uns unzweifelhaft.

Im März des Jahres 1857 wurde im Theater an der Wien ein Stück aufgeführt, „L'«a ?inminina“ von Mario Uchard, das ganz ungewöhnliches Aufsehen erregte. Das Schauspiel war an sich eine Wohl gelungene und gute Arbeit, in den Hauptszenen rührend, ja ergreifend, und es wurde sehr gut gespielt. Man staunte allgemein über die merkwürdige Bühnentüchtigkeit »nd das technische Geschick dieses Erstlingswerkes, über die Knappheit in der Sprache und die leichte Führung der Scenen. Aber wenn der Verfasser auch als Dichter bisher noch nicht aufgetreten war, so war er darum doch in den Pariser Theaterkreisen keine unbekante Persönlichkeit. Man kannte ihn als den Gemahl einer der schönsten und beliebtesten Schauspielerinnen des Theater an der Wien, der jüngeren Mademoiselle Brohan, die zu jener Zeit ihre Verbindung mit der ersten französischen Bühne gelöst hatte und in Petersburg Vorstellungen gab. Sie hatte sich auch von ihrem Manne, der ein Börsenspekulant in kleinen Verhältnissen war, getrennt. Der Glanz ihrer Erfolge als begabte Künstlerin und schönes Weib hatte sie geblendet und die Huldigungen, die ihr in diesen beiden Eigenschaften dargebracht wurden, hatten sie berauscht. Mario Uchard war darüber sehr unglücklich. Nun brachte der von seiner Gattin, der hochgefeierten Künstlerin, verlassene Dichter ein Schauspiel zur Aufführung, welches in seiner Handlung ein so starkes individuelles Gepräge trug, daß alle Welt darin gewissermaßen eine „biographische Indiscretion“ erblicken durfte. Und dieser Nebenumstand trug wesentlich dazu bei, den Erfolg zu erhöhen und den literarischen durch einen andern Erfolg zu verstärken, der mit der Literatur nichts gemein hat.

Seit langer Zeit ist das Stück vom Repertoire verschwunden. Das mag Sardou auf den Gedanken gebracht haben, daß nun die Zeit gekommen sei, den alten Stoff wieder aufzufrischen, und so ist „Odette“ entstanden. Von einer zufälligen Begegnung zweier schaffenden Dichter, die für die Stoffe, die „in der Luft liegen“, gleichermaßen empfängliche Organe besitzen und sich derselben bemächtigen, ohne daß der eine von dem andern etwas wüßte, kann hier natürlich nicht die Rede sein. Denn das Stück von Uchard ist ein Vierteljahrhundert älter als „Odette“. Ebenso ist die Möglichkeit völlig ausgeschlossen, daß Sardou das Stück von Uchard nicht gekannt habe. Wenn man nur ein Dutzend der Ehebruchsdramen aufzählt, die für die dramatische Literatur des zweiten Kaiserreichs als typisch gelten können, so wird man die „Fiammina“, als der talentvollsten, wirksamsten und eigenthümlichsten eines, unbedingt mitnennen müssen. Die Gleichartigkeit der beiden Stücke, die in allen Hauptzügen nachzuweisen ist, läßt auch die Annahme unstatthaft erscheinen, daß Sardou unabsichtlich die Uchard'sche Erfindung verwerthet habe in der selbsttrügerischen Voraussetzung, es sei seine eigene. Diese Gleichartigkeit sowohl wie auch besonders die Verschiedenheit der beiden Stücke untereinander läßt keinen Zweifel darüber, daß Sardou sich sehr bewußt des Uchard'schen geistigen Besizes bemächtigt, daß er Alles, was ihm davon geeignet erschienen ist, sich angeeignet, und diese etwas gar zu zwanglose Aneignung dadurch weniger auffällig zu machen gesucht hat, daß er von seinem Eigigen manches hinzugethan und manches Andere von dem Angeeigneten verändert hat.

Aber das, worauf es doch — ich will nicht sagen hauptsächlich, aber sicherlich nicht unwesentlich bei der geistigen Arbeit ankommt, hat in Sardons Stück, „Odette“, keinen Anspruch auf Originalität, und ein Dichter der eine so vornehme Stellung einnimmt und eine so berechtigte Bedeutung erlangt hat, wie Sardou, hätte sich diesen Vorwurf nicht machen lassen sollen. Der ganze Stoff, die Entwicklung, die Krisis, die Auflösung, die Hauptfiguren, die Hauptsituationen, ja sogar ganze Stellen im Dialoge sind in beiden Stücken nahezu identisch.

In kurzen Worten will ich die Handlung der beiden Stücke hier erzählen.

„L'«a Fiammina“, 1857: Der Maler Daniel Lambert wird von seinem Weibe verlassen, als das der Ehe entsprossene Kind, Henri, noch in der Wiege liegt. Daniel erzieht seinen Sohn mit mütterlicher Liebe. Er läßt ihn in dem Glauben, daß seine Mutter gestorben sei, und lehrt ihn das Andenken der Verstorbenen ehren. Der Sohn ist herangewachsen und steht im Begriff, sich mit einem jungen Mädchen zu vermählen. Da kommt eine berühmte italienische Sängerin, die sich die „Fiammina“ nennt, nach Paris. Sie lebt in einem beinahe ehelichen Verhältnisse mit einem vornehmen Engländer, dem Lord Dudley. Nachdem die Eltern der Braut Henri erfahren, daß diese Unregelmäßigkeit in der Familie Lambert vorhanden ist, daß die Mutter, welche die Schwiegermutter ihres Kindes werden soll, in einem Verhältnisse lebt, das die bürgerliche Moral nicht anerkennt, werden diese sehr bedenklich gestimmt und wollen die zwischen ihrer Tochter und Henri Lambert geplante Verbindung lösen. Als nun die „Fiammina“ hört, daß sie daran schuld ist, wenn das Glück ihres Kindes vernichtet wird, beschließt sie, sich aus dem Wege zu räumen. Sie trennt sich von Lord Dudley, der sie aufrichtig geliebt und wie seine rechtmäßige Gattin respectirt hat, und zieht sich als büßende Magdalene in die Einsamkeit zurück.

Sardou hat in „Odette“, 1881, die Farben stärker aufgetragen. Der Graf von Clermont-Latour überrascht, als er unerwartet von der Reise heimkehrt, zu nächtllicher Stunde einen Liebhaber, der zu seiner Frau schleichen will. Er jagt die Ungetreue aus dem Hause. Die gerichtliche Trennung wird ausgesprochen, das Kind ihm zuerkannt. Der Vater erzieht seine Tochter in dem Glauben, daß ihre Mutter gestorben sei, und lehrt sie das Andenken der Verstorbenen in Ehren halten. Odette ist nicht wie Fiammina eine berühmte Künstlerin, sondern eine Abenteurerin geworden. Sie lebt nicht in einem Verhältniß, das die Welt wie das der Fiammina allenfalls ignoriren kann, sie wird von ihrem Geliebten nicht respectirt, sie ist von Hand zu Hand gegangen, tiefer und tiefer gesunken und endlich die Geliebte eines verkommenen Individuums geworden, eines falschen Spielers, der den vornehmen Namen der Gräfin als verlockende Etikette für seinen zweideutigen Salon, eine Spielhöhle, verwerthet. Die Tochter, Berangdre, ist inzwischen herangewachsen und steht im Begriff, sich mit einem jungen Manne, den sie herzlich liebt und von dem sie geliebt wird, zu vermählen. Die Mutter des Bräutigams aber macht, als sie von dem skandalösen Leben der Odette erfährt, ernsthafte Schwierigkeiten, die nur durch Odette selbst beseitigt werden können. Nachdem Odette zunächst sich widerspenstig gezeigt, erwacht in ihr plötzlich die Mutterliebe. Sie überzeugt sich, daß sie allein dem Glück ihres Kindes im Wege stehe, und wie ihre Schuld eine größere gewesen ist, als die der Fiammina, so ist auch ihre Sühne eine vollständigere. Ihr genügt nicht mehr die Einsamkeit, und nur ihr Tod kann den Weg zwischen den beiden jungen Herzen freimachen. Sie nimmt sich das Leben.

Ich sagte eben, Stoff, Verwicklung, Krisis und Auflösung sind in beiden Dramen dieselben. Die schuldige Mutter verläßt den Gatten und das Kind in der Wiege. Das Kind wächst heran, es verliebt sich, steht im Begriff, sich zu vermählen, da greift die Schuld der Mutter in das Schicksal des unschuldigen Kindes verhängnißvoll ein. Die Mutter räumt sich aus dem Wege. Diese Bezeichnung des Motivs und der Fabel läßt sich genau so sowohl auf „Odette“ als auch auf die „Fiammina“ beziehen.

Ebenso springt die Ähnlichkeit zwischen den Hauptfiguren Jedermann in die Augen. Graf Clermont und Daniel Lambert sehen sich zum Verwechseln ähnlich; und wenn die Fiammina keine schöne Stimme gehabt hätte, wäre sie sehr wahrscheinlich eine Odette geworden. Sie sind desselben Geistes Kinder, nur haben sie sich durch die Verschiedenartigkeit ihrer äußeren Lebens

Nord und Süd. XX, eo. 2?

schicksale verschiedenartig entwickelt. Henri und Berangöre sind leibliche Geschwister, nur durch das Geschlecht von einander geschieden.

Auch die Hauptsituationen zeigen eine verhängnißvolle Aehnlichkeit miteinander. Der Nachweis würde hier allerdings mehr Raum erfordern als beansprucht werden darf, weil Sardou offenbar beflissen gewesen ist, diesem Vorwurf zu entgehen. Er hat also die von Uchard gegebenen Verhältnisse in vielen Fällen gerade herumgedreht. Bei Sardou verkehrt Berangöre mit Odette, ohne daß die Tochter weiß, daß sie zu ihrer Mutter spricht,- bei Uchard hingegen weiß Henri sehr wohl, daß die Fiammina seine Mutter ist, aber er läßt sie in dem Glauben, daß er nichts davon wisse. Das Wiedersehen der lange getrennt gewesenen Gatten ist bei Uchard gesellschaftlich vornehm und kalt, bei Sardou sehr erregt, leidenschaftlich. Uchard hat die erste Begegnung zwischen der Fiammina und ihrem Sohn schon in dem zweiten Act gelegt, die Mutterliebe foltert sie bis zum Schluß und reift ihren Entschluß, dem Glück ihres Kindes nicht mehr im Wege zu stehen, langsam aus. Sardou hat dagegen das Wiedersehen zwischen Mutter und Tochter mit weiser dramatischer Oekonomie bis auf den letzten Act hinausgespart. Odette empfindet für ihr Kind bis dahin wenig oder nichts, und in der einen Scene, die die Beiden miteinander haben, erwacht die Mutterliebe plötzlich und äußert sich nun auch jäh und gewaltsam durch den sofortigen Tod, den sich die schuldige Mutter gibt.

Aber so verschieden diese Scenen äußerlich auch sein mögen, es ist in denselben eine starke innere geistige Gemeinschaft, die man unwillkürlich herausfühlt. Es ist dasselbe Klima, dieselbe Temperatur! Als ich „Odette“ sah, hatte ich das bestimmte Gefühl, daß die Aehnlichkeit zwischen den beiden Stücken noch eine viel größere sei, als sie in Wahrheit nachweislich ist. Ich glaubte ganze Scenen der „Fiammina“ wiederzusehen und war erstaunt, als ich mich später durch die Vergleichung überzeugte, daß nur die Stimmung und Wirkung dieselbe, die Factoren dieser Wirkungen aber von Sardou vertauscht worden sind. Es ist vielleicht eine andere Tonart, eine andere Instrumentirung, aber der Rhythmus, die Motive, die Durcharbeitung haben eine erschreckende Aehnlichkeit miteinander; es ist etwas Anderes und doch ganz dasselbe. Und diese Gleichheit zeigt sich bis auf's Wort hinab. Hier einige Beispiele:

In Sardous „Odette“ sagt Berangöre von ihrem Vater: „Als ich beim Tode meiner armen Mutter als kleines Kind in seinen Armen blieb, da sagte er sich: Ich muß ihm die Mutter so vollständig ersetzen, daß das Kind sie gar nicht vermißt. Er hat mich als Kind gepflegt, er hielt mich in seinen Armen, flößte mir die Arzneien ein, wiegte mich in den Schlaf und heilte mich.“ — Die Scene schließt mit den Worten der Berangöre zu ihrem Vater: „Ja, Mama!“

In der „Fiammina“ sagt Henri zu seinem Vater: «Wer hat mich gepflegt, als ich ein kleines Kind war, und mir die schönen langen Geschichten erzählt? — Du! Wer hat meine ersten Schritte geleitet? — Du! Wer hat an meiner Wiege gelächelt? Du, und immer Du! Hast Du mir die Mutter nicht vollständig ersetzt?“ — Und die Scene schließt mit den Worten des Sohnes zum Vater: „Komm, Mama, wir wollen frühstückern.“

In der Hauptszene des dritten Actes von „Odette“, N'edersehn des Gatten mit der treulosen Frau, finden sich ebenfalls starke Uebereinstimmungen mit der entsprechenden Scene der „Fiammina“:

Bei Sardou sagt der Graf: „Ich hätte Sie tödten sollen.“ Odette: „Die Gattin vielleicht, aber nicht die Mutter.“

Bei Uchard sagt die Fiammina: „Die Gattin kann Ihnen Ihre Strenge nicht vorwerfen, aber die Mutter.“

Bei Sardou sagt Odette: „In der ganzen Welt giebt es kein Sittengesch, welches Sie ermächtigt, mir den Anblick meines Kindes zu verweigern. Ich reise, vorher aber will ich mein Kind sehen.“

Bei Uchard sagt Fiammina: „Sie haben nicht das Recht, mich von meinem Sohn zu trennen. Ich will ihn sehen, ich will es.“

Bei Sardou sagt Odette: „Sie haben das Kind gelehrt, seine Mutter zu verachten und zu hassen.“ Der Graf: „Nein, es glaubt, daß Sie todt sind.“

Bei Uchard. Die Fiammina: „Hat man es nicht gelehrt, mir zu fluchen?“ Daniel: „Nein, es glaubt, daß Sie todt sind.“

Bei Sardou. Der Graf: „Sie zwingen mich, Ihre Tochter zu sehen — es sei!“ Bei Uchard. Daniel: „Sie wollen Ihren Sohn sehen — es sei, sehen Sie ihn!“ Und so weiter!

Es ist wohl überflüssig, diesen Citaten und Zusammenstellungen ein Wort hinzuzufügen. Verwunderlich erscheint es nur und unerklärlich bleibt es, wie Sardou, man möchte sagen: die Naivetät gehabt hat, ein so allgemein bekanntes Stück wie diese „Fiammina“ so zwanglos auszuschreiben, wie er es gethan. Wenn er sonst für seine Stücke dieses oder jenes an sich nimmt, so wählt er gewöhnlich das ihm geeignet Erscheinende doch nicht aus so augenfällig Daliegendem und Jedermann Bekanntem. Die Schatzgräber suchen sich für ihre geheimnißvolle Arbeit doch nicht gerade die helle Mittagssonne und den freien Marktplatz aus:

Wenn es in allen Gliedern zwackt,
Wenn es unheimlich wird am Platz,
Nur gleich entschlossen, grabt und hackt,
Da liegt der Spielmann, liegt der Schatz.

Aber als praktischer Dichter wird sich Sardou gesagt haben, daß mau das Eine thun kann und darum das Andere noch nicht zu lassen braucht. Er hat also nicht nur die bekannte „Fiammina“. sondern auch ein weniger bekanntes Drama, „Die Schuld rächt die Schuld“ des Italieners Paolo Giacometti, benutzt. Giacometti ist einer der fruchtbarsten Dichter Italiens; aber sein Ruhm hat die Grenzen seiner engeren Heimat nicht überschritten, obgleich die berühmten italienischen Tragöden, Salvini, Rosfi und die Ristori, in einigen seiner Stücke bei ihren Gastspielreisen in allen großen Stödtcn der alten und neuen Welt aufgetreten sind. Von diesen Gastspielen her sind bekannt: „Mlad«tts, Ks^ina d'IugIM(?ii-a“, „Nariä L,nt«iüsta“ und „I^a Worte oivils“. Es sind mit grobem, mächtigem Effect ausgestattete Spectakelstücke, die nur durch das ausgezeichnete Spiel der italienischen Schauspieler auf unsern ersten Bühnen zeitweilig möglich geworden sind, unter gewöhnlichen Bedingungen aber unbarmherzig in die Biergärten der Vorstädte oder auf die Heuböden der herumziehenden Komödianten verwiesen werden müßten. Aber diese Stücke sind trotzdem durchaus nicht talentlos, und Sardou hat bewiesen, daß ein feiner und geschmackvoller Dichter wie er auch das unbebauene Rohmaterial Giacomettis mit Nutzen bearbeiten kann.

Die Handlung von „Is, oolpa vorxllia la mips“ bietet mit der von „Odette“ nur geringe und rein äußerliche Berührungspunkte; aber Sardou hat das Stück unbedingt gekannt und einiges, das ihm Wohlgefallen, daraus entnommen.

Bei ihm erzählt Berangöre vom Tode ihrer Mutter: „Es war bei einer Spazierfahrt auf dem Meere, sie war mit dem Schiffer allein im Boot, bog sich hinaus, um ihren Schleier zu haschen, und verschwand in den Wellen. Man fand sie nicht wieder. Auf meine Bitte hat Papa ihr ein Denkmal setzen lassen, am Ende des Parkes, dort wo die großen Platanen stehen. Es ist nur ein Erinnerungszeichen, aber ich habe an demselben so oft gebetet, daß ich mir einbilde, sie ruhe dort. Dorthin trage ich meine Blumen und Kränze.“

Ganz ähnlich erzählt uns Nelly in dem Giacometti'schen Drama: „Meine Mutter starb, als ich vier Jahre alt war. Sie fand ihr Grab in den Wellen. Mein armer Papa hat am Ufer des Flusses eine kleine Capelle errichten lassen. Da drinnen ist ein Grabmal, aber ihre Gebeine ruhen nicht dort. In jene kleine Kirche gehe ich immer zu beten, und dorthin trage ich meine Kränze von Rosen.“*)

Bei Sardou spielt die Tochter der Mutter, die sie nicht kennt, das Lieblingslied der Mutter vor, das der Vater sie gelehrt hat; bei Giacometti betet die Tochter der Mutter das Gebet vor, das der Vater sie gelehrt hat.

Bei Sardou sagt der Graf zu Odette: „Empfinde nur ein klein wenig von dem, was selbst ein wildes Thier für sein Junges empfindet.“ Ebenso sagt bei Giacometti der Gatte: „Vom wilden Thier, vom Tiger sollte das Weib lernen, daß man sein Junges liebt.“**)

Diese geringfügigen Aneignungen erwähne ich nur nebenher, und es wäre überaus thöricht, Sardou deswegen irgend einen ernsthaften Vorwurf zu machen. Aber der Fall Uchard gegen Sardou scheint mir doch anders zu liegen, und ich finde allerdings, daß in diesem Falle Sardou von dem Moliureschen Satze, das Gute zu nehmen, wo man es findet, einen Gebrauch gemacht hat, der sich mit unfern heutigen Anschauungen von den Begriffen des literarischen Mein und Dein nicht mehr verträgt. Das verhindert indessen durchaus nicht, daß Odette ein in seiner Weise vorzügliches Stück ist, das den Zuschauer von der ersten bis zur letzten Scene unablässig fesselt und eine tiefe Wirkung ausübt. Die lustigsten Scenen des Stückes, die in dem zweifelhaften Salon in Nizza spielen, sind ausschließlich Sardous Eigenthum und tragen in jedem Worte das unverkennbare Gepräge ihres Urhebers; für die hochdramatischen Scenen hingegen darf nach meinem Dafürhalten Uchard mit vollem Recht die geistige Vaterschaft beanspruchen, deren Feststellung durch das ungeschriebene Gesetzbuch der Dichter nicht verboten ist.

Zllustrirte Bibliographie.

IN äußersten Westen Berlins befindet sich ein jämmerlich reizloser Platz, eines der traurigsten Schaustücke moderner Architektur, das man sich denken kann. Vier Reihen Häuser, eins so hoch wie das andre, so breit wie das andre, so kahl wie das andre. Nur eines auf einer Ecke macht einen schüchternen Versuch, sich durch einen aufgesetzten Pavillon Physiognomie zu geben — er aber mißlingt trostlos! denn man erkennt sofort, daß niemals Jemand in dem ungmüthlichen Vogelbauer sich den Sonnenstrahlen oder Windstößen, jedenfalls aber dem Hohne seiner Mitmenfchcn preis gegeben hat. Ein trauriges Stück Architektur! eine Wohnung muß auf das Haar der andern gleichen, und die einzige Abwechselung besteht darin, daß sich in den Kellergeschossen nur umschichtig eine Schenke befindet: jedes zweite nimmt immer eine Grünkramhandlung ein.

Natürlich vermeidet es jeder einigermaßen empfindliche Mensch sorgsam, quer über den Platz zu gehen; man hat das Gefühl, als ob die Umwohner fortwährend gelangweilt an den Fenstern säßen, ungeduldig wie A. Oberländers hungrige Löwcnfamilie um zwölf. In der That sehen die Leute nirgends so viel zum Fenster hinaus wie da, wo es durchaus nichts schönes zu sehen gibt — und in der Beziehung ist jener Platz unerreicht.

Nur zweimal in der Woche wird er lebendig, und die armen Löwen können sich dann satt sehen. Das ist an den Markttagen. Und dann haben sie wirklich einen Anblick, um den mancher Provinzler vielleicht Eintrittsgeld bezahlen würde. Dann gehen die Chinesen zu Markte. Würdevoll schreitet das Paar durch die Reihen, in ihren langen blauen Röcken, die kurze schwarze Jacke darüber, auf dem Kopf das schwarze Barett, nm Arme ganz gemeine Handkörbc und bei Regenwetter' unter dem Dache des landläufigen schwarzwollenen Schirms — civilisirte Chinesen, die schon den Fallschirm der Heimath aufgegeben haben». Und den Marktgästen scheinen sie liebe alte Bekannte. Die Buben haben sich längst an den Gedanken gewöhnt, daß ein Zopf nicht unbedingt gleich einer Klingelschnur behandelt werden muß: und die Marktweiber empfangen sie — wohl nicht ganz uneigennützig — mit ihrem verlockendsten Lächeln und den einladendsten Anerbictungen.

Dicht bei jenem Markte, am andern Ufer des Canals, mitten eingebettet in die Bäume, die das träge Wasser so reizvoll einrahmen, liegt Villa von der Heydt, der Eitz der chinesischen Gesandtschaft, die Wohnung, um die mancher Berliner den Herrn L> Fong Pao beneidet. Sie sieht noch eben so europäisch aus, wie zu weiland des Ministers Zeiten, und wenn nicht gerade ein chinesisches Fest und die Drachenfahne aufgehißt ist, wurde der Fremde nicht vermuthen, was für seltene Gäste sie beherbergt.

Der Berliner hat sich an die Chinesen gewöhnt. Nicht einmal durch einen neugierigen Blick behelligt wandeln sie durch die Straßen, oder fährt ihr Führer mit

seiner Frau im eleganten Wagen dahin. Er und die andern Spitzen der Gesandtschaft sind die regelmäßigsten, frischesten und dauerhaftesten Gäste unserer Feste — allerdings wohl nur aus Wißbegier, die den Sohn des Gesandten nicht nur in die Hallen eines unserer Gymnasien, sondern auch auf das Asphalt des Ekating-Rinls geführt hat.

Eine schroffe Wandelung in Inrzer Frist! Man wird sich darüber so recht klar, wenn man das neue Prachtwerk Fremde Völler von Richard Oberländer in die Hand nimmt, das in Julius Klinkhardts Verlag in Leipzig soeben zu erscheinen begonnen hat. Die ersten Liefer-ungen behandeln Japaner und Chinesen. Sind denn das wirtlich noch fremde Völler? Die Japaner.sind bei uns so gemein geworden wie die Uckelcis, sie tragen das Iaquet und den niedrigen runden Hut und den Stocl, und Niemand würde sie von dem antisemitischsten Germanen besserer Stände unterscheiden

können, wenn ihre Gesichtsfarbe nicht so unucr löslich bronzen und ihr Benehmen nicht so gesittet wäre. Und über die Chinesen siehe oben! Die Völker rücken merkwürdig zusammen im neunzehnten Jahrhundert; und wenn Hagenbeck noch einige Jahre fortfährt, Wilde in Europa herumzuführen, auf daß sie rauchen und Mark sprechen und schätzen lernen, wird der Begriff fremde Völler bald nur noch in Stallupönen und Umgegend geläufig bleiben.

Hier bewährt sich wieder einmal der alte Satz: man fängt erst an, sich für einen Gegenstand recht zu erwärmen, wenn man fürchten muß, ihn bald zu verlieren. Die Theilnllhmc an der Völkerkunde war nie so rege als jetzt. — Wenigstens ist es angenehm, sich die unbestreitbare Thatsache durch dieses menschliche Gefühl zu erklären, obgleich ja auch Anderes mitgewirkt haben mag. Die allgemeine Theilnahme des Publicums au der Wissenschaft in populärer Form, die große Objectiuität der Anschauungsweise und uor Allem die Erleichterung, welche die Forschung selbst, Dank all' den Fortschritten der Neuzeit, nach jeder Richtung hin erfahren hat.

Für dicse drei Dinge ist das Oberländer-Klinkhardt'sche Werk ein sprechender Beweis. Wie wäre es noch vor fünfzig Jahren möglich gewesen, ein gediegenes populär-wissenschaftliches Buch zu schreiben? Damals, wo den Gelehrten ihre Gelehrsamkeit schwer um die Beine klirrte, wie die Kugel, die dem Galeerensklaven angeschmiedet zu werden pflegte: ein Ding, das einen Menschen vollständig hindert zu gehen wie alle feine übrigen Mitmenschen! Wer schrieb damals für große Kreise? Doch wir wollen nicht allzu stolz sein. Denn noch heute glaubt gar mancher, das; ein Buch absolut neue Dinge bringen muß, und wenn er eine vielleicht winzige Entdeckung gemacht hat, dann schreibt er darüber ganz eben so in einer Handwrckssprache, wie einstens die Alchymisten. Nur die Eingeweihten, die Mitforscher können und sollen

ihn verstehen. Aber damals war es noch schlimmer. Tann freilich fanden sich auch Leute, die populär schrieben — aber sie verstanden nichts weiter, als die große Kunst, Ungewußtes auf das geduldige Papier und vor das geduldige Publicum zu bringen. Wer von Großvaters Zeiten her eine Bibliothek besitzt, der weiß davon schauernd zu erzählen. Man sollte sich das klar machen, wenn man heutzutage über Oberflächlichkeit bei Populärschriftstellern klagt. Sie kommt leider vor, aber sie ist immer besser als jene nackte Aufschneiderei. Und das vorliegende Werk ist ein ganz sprechendes Zcugniß der Wendung auf diesem Gebiete. Richard Oberländer hat sich Jahre und Jahre bei den Antipoden umtreiben lassen und hat bei einer ganzen Reihe jener fremden Völker selbst gehaust. Und über die, welche er nicht aus Anschauung kennen gelernt — wer könnte sie auch scimttlich kennen lernen! — wird er sich wohl aus guten Büchern Aufklärung geholt haben. Es ist wenigstens zu hoffen und zu erwarten, denn die Quellen sind ja reichlich genug da.

Soll hier noch von Objektivität geredet werden? Weiter sind wir jedenfalls darin gekommen: wir suchen nicht mehr (wofem wir nicht gerade Engländer sind) in fremden Culten Beweise für die Wahrheit des Christenthums, wir sehen nicht mehr im Stachelschwein und in der Klapperschlange rassclnde Beweise für die Güte und sür den Zweck

mähigkeitSinn des Schopfes, und wenn die Chinesen mit Stäbchen anstatt mit Gabeln essen, so betrachten wir dies nicht mehr aukschlicslich vom Standpunkte unserer überlegenen Cultur. Wir bemühen uns wirklich ehrlich, die Dinge einfach zu sehen, wie sie sind, und erst später Betrachtungen darüber anzustellen; und es ist kein Zweifel, daß wir seitdem, wofem nicht richtiger, so doch mehr sehen.

In Bezug auf die Erleichterung des Erlernens endlich sei hier nochmals auf den Eingang dieser Zeilen, auf die Chinesen und Hagenbeck u. s.^w. verwiesen. Ferner sei auf die Verbesserung der Verkehrsmittel, den Aufschwung des Handels, die Ausdehnung des Schutzes, den Europäer auch im fremden Lande, auch in Abessinien und Dahome seitens ihrer Regierungen genießen — ein Punkt, der sicherlich nicht am Wenigsten dazu beiträgt, das Reisen annehmlicher zu machen. Auch auf dieses Buch sei verwiesen als auf einen Beweis dafür, daß man durch alle diese Erleichterungen und durch die technischen Fortschritte ungeahntes gewonnen.

Was nun das Buch selbst anlangt, so ist ja Oberländers Sachkunde, die übrigens schon von früheren Schriften her geschätzt wird, schon erwähnt worden. In den wenigen Lieferungen, die bis jetzt vorliegen, und auö denen man sich vor der Hand allein eine Ansicht bilden kann, findet man fein günstiges Vorurtheil bestätigt. Und grade sie enthalten in den Schilderungen der Japaner und Chinesen Gegenstände, die man verhältnismäßig noch am Genauesten verfolgen kann. Später, wenn erst die andern, wilderen und ganz wilden Völkerschaften an die Reihe kommen, wird das für jeden andern als einen Fachgelehrten schon ziemlich schwierig fein. Das Programm ist übrigens vielversprechend genug: es nennt noch Mongolen, Nuba, Neger, Kaffern, Tottentotten, Papua, Malaien, Australier, Arktiker, Amerikaner, Dravide und Mittelländer. Von diesen theilmisc aussterbenden Rassen ist also immer noch eine recht achtungSwcrthe Musterkarte übrig geblieben.

Oberländers Darstellung ist gefällig und anziehend. In leichter Form geht er von einem Gegenstände zum andern über, greift das Interessanteste heraus, ohne doch die Analogien unserer Culturformen, die grade zum Vergleichen reizen, liegen zu lassen, lind da der Stoff so außerordentlich viel bietet, und der Leser mehr als geneigt ist, theilnehmend entgegenzukommen, so wirkt Alles zusammen, um das Lesen behaglich zu machen.

Von den Illustrationen, die das Werk in einer Anzahl schmücken, die wir, verwohnt wie wir glücklicher Weise sind, nicht einmal mehr überraschend finden, werden hier einige Proben gegeben. Diese Illustrationen entstammen französischen Ateliers. Sie machen durchgehends den Eindruck des Selbstgcschauten: meist mögen sie wohl nach Photographien gearbeitet sein. Allein obwohl die französischen Photographen mit Recht geschätzt sind wegen ihres Geschmacks im Auffassen des malerischen Momente und ihrer Geschicklichkeit ini Arrangiren, so irrt man doch 'wohl nicht, wenn man annimmt, daß vielfach hier der wirkliche Künstler nachgeholfen hat. Jedenfalls machen die Aufnahmen von Figuren nicht den Eindruck des Tobten, den man bei Blättern ähnlicher Art oft so ungemrn wahrnehmen muß. lind jedenfalls sind die Blätter sehr gut geschnitten: durchaus klar und getreu. Ein besonderes Wort verdient der deutsche Mitarbeiter an dem illustrativen Theil, Professor Ctröhl in Wien. Er hat die Kopfstücke und Initialen (auch von diesen geben wir eine Probe) gezeichnet. Sic bringen sehr geschmackvoll eine ausdrucksvolle Charakteristik in das Ornament. Allerdings fällt dieses in Folge dessen, wie es überhaupt und besonders bei so kunstreichem Stoff nicht anders sein kann, ein wenig naturalistisch aus; aber dieser Naturalismus ist sicts so gemäßigt, daß er nirgends auch einen strengen Geschmack verletzt und daran hindert, sich der reichen Erfindungsgabe, die hier waltet, zu freuen. Auch das Titelblatt rührt von Ströhl her. Hier hat er völlig frei und untadelhaft rein ein Ornament gefunden, welches olle Ansprüche befriedigt und nur wirkungsvolle Schönheit zeigt.